DEUTSCHE WARTE

Deutsche Warte.

Sechster Band.

Deutsche Warte.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart.

Redaction von Dr. Bruno Meyer.

Sechster Band.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1874.

Inhalts-Verzeichniß.

Politik und Geschichte.

Kirche und Schule.

Philosophie.

Literatur.

Theater und Musik.

Bildende Kunst und Kunstwissenschaft.

Volkswirthschaft und Verkehrswesen.

Kriegswissenschaft.

Naturwissenschaft. Technologie.

Bücherschau.

Sprechsaal der Redaction.

Die Ministerien der europäischen Staaten im Jahre 1873.

Von

Dr. Karl Schmeidler.

Vor vielen seiner Vorgänger zeichnet sich das Jahr 1873 durch Bewegungen in den meisten Staaten Europas aus, welche zwar durch vorhergegangene Ereignisse herbeigeführt, doch jetzt erst in ein entscheidendes Stadium getreten sind. Dieselben kennzeichnen sich dadurch, daß, während der Kampf des freiheitlichen Elementes mit den Bestrebungen conservativer Parteien seinem Ende naht, die überall auftretende Ueberhebung kirchlicher Gewalten sich erhöht, aber auch von verschiedenen Seiten Zurückweisung erfährt und mit schnellem Schritte dem Sturze entgegen geht, daß wohl hie und da Schwankungen in der inneren Politik hervortreten, jedoch eine glückliche Lösung erfahren, oder daß endlich die rohe Gewalt triumphirt, aber mit Energie bekämpft wird. Fast in keinem der Vorjahre zeigt sich, abgesehen von den directen Wirkungen des deutsch-französischen Krieges, eine so große Menge wichtiger Veränderungen und einflußreicher Ereignisse in den verschiedensten Ländern, und zwar in deren Ministerien, wie im Jahre 1873, und so zusammenhangslos sie mitunter erscheinen, mindestens als Folgen früherer Vorkommnisse stehen sie großen Theils doch in einem gewissen Connexe untereinander.

Wenn wir sehen, wie in Preußen neben dem Treiben und Gegenwirken feindlicher Elemente doch die Wünsche nach einem einheitlichen Ministerium und im Deutschen Reiche nach einem Ministerium überhaupt immer mehr ihre Erfüllung finden, somit der weitere Ausbau der Verfassung und die Niederwerfung der Feinde derselben gefördert, wie in England das Ansehen des thätigen Whig-Ministeriums untergraben wird und sinkt, ohne daß seine Gegner die Regierung zu übernehmen wagen, wie in Frankreich das Streben einer Coalition monarchischer Parteien gegen den Willen der Mehrzahl des Volkes, wenn auch vorläufig ohne Erfolg die Republik zu beseitigen sucht, wie in Spanien die Monarchie zum zweiten Mal abgeschafft wird, und nun der Bürgerkrieg wüthet, wie in Italien das Ministerium der Besitzergreifung Roms zurücktritt, in Oesterreich ungeachtet des Entgegenwirkens feudaler und ultramontaner Geheimkünste das Ministerium den constitutionellen Standpunkt festhält und erweitert, dagegen in der Türkei in Folge der kläglichsten Finanzwirthschaft ein fortwährender Wechsel der Ministerien eintritt, — so überzeugen wir uns, daß dieses Jahr reich ist an interessanten Wechselfällen im Staatsleben. Einen großen Theil der Geschichte der Völker und ihres Charakters bildet in der Gegenwart die Geschichte ihrer Ministerien. Es macht davon eine Ausnahme nur Rußland, in dem noch der Absolutismus, wenn auch gegenwärtig

in der mildesten Form, herscht, das in seiner Stetigkeit nicht durch Ministerkrisen Erschütterungen unterworfen ist. Selbst in der Türkei, wo der Sultan und sein Harem in asiatischer Gewohnheit herscht, haben in dem letzten Decennium die Minister für das Reich eine Bedeutung gehabt. Daß die Thätigkeit der Ministerien auch in den kleineren Staaten für die Weltpolitik entscheidend werden kann, das hat sich mehrmals gezeigt; wir erinnern nur an Griechenland und Dänemark.

Es kann nicht beabsichtigt sein, eine vollständige Darlegung der Geschichte aller Ministerien zu geben, nur ein kurzes Bild derselben soll hier aufgerollt werden; deshalb können die Ereignisse nur in den charakteristischen Hauptzügen und in ihrem inneren Zusammenhange, und zwar auf Grund eines aufmerksamen Studiums der Originalberichte wohl orientirter Correspondenten der größeren deutschen Blätter dargestellt werden. Ueber viele Details hat die »Historisch-politische Umschau« dieser Zeitschrift bereits die interessantesten Mittheilungen gebracht.

I. Preußen und das deutsche Reich.

Den Reigen bedenklicher Veränderungen, welche nicht geeignet erschienen, der nächsten Zeit mit besonderen Hoffnungen entgegenblicken zu lassen, eröffnete Preußen kurz vor dem Beginne des Jahres. War die Entlassung Mühlers und die Ernennung Falks zum Cultusminister mit großer Befriedigung aufgenommen worden, so wurde die Beeinträchtigung der beabsichtigten Thätigkeit Falks (Erlaß eines Civilehe-Gesetzes und energisches Vorgehen gegen die Uebergriffe der Ultramontanen) sowie das Unterbleiben einer weitreichenden Modification der Zusammensetzung des Herrenhauses mit entschiedenem Mißtrauen aufgenommen. Hierzu kam jetzt die Ernennung des Grafen Roon zum Minister-Präsidenten und des Generales von Kamecke zum Vertreter des Kriegsministers, wodurch sich Fürst Bismarck, der aus dem Vorsitz im Ministerium sich durch das Verhalten der conservativen Partei herausgedrängt meinte, veranlaßt sah, auch im auswärtigen Ministerium Delbrück als seinen Vertreter im Cabinet erscheinen zu lassen. Die Verstärkung des conservativen Elementes im Ministerrathe erregte zuerst in und außer den Volksvertretungen Besorgnisse, welche auch durch die Versicherungen des neuen Minister-Präsidenten nicht beseitigt werden konnten. Man wußte, obgleich seine Verdienste um die Reorganisation der Armee allseitig anerkannt wurden, doch sehr wohl, daß bei Roon nichts Bedeutung und Werth hatte, was nicht zum Militair-Ressort gehörte, daß alle übrigen nothwendigen Ausgaben in anderen Ministerien lange Jahre vertagt werden mußten, so lange jenes nicht mit Allem versorgt war, was man für nothwendig hielt, daß endlich der Minister-Präsident der feudalen und der hochkirchlichen Partei näher stand, als man es zum Wohle des Staates in der Gegenwart für wünschenswerth hält. Die officiösen Blätter suchten zwar die Aufregung zu beschwichtigen mit der Versicherung, daß durchaus kein Systemwechsel beabsichtigt sei, sondern durch die Veränderung dem Fürsten nur eine Arbeitslast von den Schultern genommen werden solle. Aber man war nicht geneigt, diesen Bemerkungen volle Glaubwürdigkeit zuzuerkennen, nachdem die »Provincial-Correspondenz«, das officiöse Organ, innerhalb der acht Tage von Weihnachten bis zu Neujahr ihre eigenen Auseinandersetzungen zu widerrufen veranlaßt gewesen war. In der Weihnachtsnummer hatte sie ausdrücklich erklärt, es könnte und sollte nicht ein Anderer persönlich zum Präsidenten des Ministeriums ernannt werden, nur der älteste Minister solle das Amt jedesmal übernehmen u. s. w., und am Neujahrstage sagte sie, daß Graf Roon in den Stand gesetzt worden sei, die Stellung des

Präsidiums nach allen Seiten wirksam wahrzunehmen, und es wäre ihm die volle Autorität des wirklichen Minister-Präsidenten übertragen. Man konnte hiernach nicht die Ueberzeugung haben, daß Preußen die Absicht vollständig aufgegeben habe, in den Bahnen des Militarismus oder des Absolutismus sich weiter zu bewegen. Es war ja doch bekannt geworden, daß Graf Roon und Herr von Selchow entschiedene Gegner selbst der nach bedeutenden Opfern der Ueberzeugungen der liberalen Parteien endlich vereinbarten Kreisordnung gewesen waren, und daß Ersterer gerade deshalb seinen Abschied verlangt hatte.

Man war nun sehr gespannt auf die Stellung, welche der neue Minister-Präsident dem Abgeordnetenhause gegenüber und dieses zu ihm einnehmen werde, da man bereits wahrnahm, daß die feudale oder Kreuzzeitungs-Partei ihr Haupt sehr erhob, nachdem es ihr wieder gelungen, durch eine Hinterthür an maßgebender Stelle zu Einfluß zu gelangen. Das beliebte Manöver der Hofpartei, mit dem Herannahen eines parlamentarischen Ministeriums zu schrecken, war als gelungen zu betrachten.

So machte denn die erste Erklärung vom Ministertische, welche auf Interpellation des Abgeordneten Lasker der Minister des Innern Graf Eulenburg gab, und welche sich nicht viel von den Ausführungen der »Provincial-Correspondenz« entfernte, keinen Eindruck; Virchow charakterisirte sie, indem er die Befürchtung aussprach, sie könnte vom Minister-Präsidenten ebenso dementirt werden, wie die Provincial-Correspondenz vom Staatsanzeiger. Die weiteren Erklärungen des Ministers wurden selbst durch Windhorst mit den Worten richtig charakterisirt, daß er durch dieselben gar nicht erleuchtet wäre, er wisse nicht, ob das vielleicht daran liege, daß es im Hause gerade auffallend dunkel sei. In der nächsten Sitzung, zwei Tage darauf, erschien der Graf Roon und gab über seine Ernennung eine Erklärung, als deren Zweck er die Beseitigung von Zweifeln angab, welche auf den Dienst Sr. Majestät und des Landes schädlich wirken könnten. Unter dem Eindrucke der mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Rede des Cultusministers Falk, welcher die ersten drei Gesetzentwürfe in den kirchlichen Angelegenheiten vorlegte und besprach, fand die in überaus milder, ja mitunter selbst ansprechender Weise gehaltene Rede des Grafen Roon einigen Beifall. Sie war auch in der That geeignet, das Vertrauen wieder zu heben und für den Augenblick wenigstens die Furcht vor dem Eintritt einer Reaction zu beseitigen. Aber die wenige Wochen nachher erfolgende Ernennung eines neuen, der alt-conservativen Partei angehörenden Mitgliedes des Ministeriums, des Grafen Königsmarck zum Landwirthschaftsminister an Selchows Stelle, befestigte das Vertrauen keineswegs. Man hätte es lieber gesehen, daß das Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten überhaupt aufgelöst, und dessen Geschäfte unter die übrigen Minister vertheilt worden wären. Nach den Bemerkungen des Fürsten Bismarck war dies aber nicht beabsichtigt, da selbst in dem Falle, daß der Minister für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten nicht vollauf zu thun hätte, es wichtig wäre, wenn eine Ministerstelle von Sr. Majestät vergeben werden könnte, welche unter Umständen durch ihre politische Mitwirkung das Ministerium unterstützen könne. Die Spener'sche Zeitung bemerkte in einer Correspondenz aus Posen, daß Graf Königsmarck auf dem Gebiete der Landwirthschaft heimisch sei, obwohl von seiner Wirksamkeit als Landwirth wenig verlaute; ein parlamentarischer Redner sei er nicht, denn obwohl seit 1860 Mitglied des Herrenhauses, in welches er durch Allerhöchstes Vertrauen auf Lebenszeit berufen wurde, habe er sich fast nie an den Debatten betheiligt. Doch stimmte er für das Schulaufsichts-Gesetz und für die Kreisordnung im Herrenhause.

In derselben Sitzung des Abgeordnetenhauses (14. Januar 1873), in welcher diesem die Ernennung des Grafen Königsmarck vom Minister-Präsidenten mitgetheilt wurde, begann der Stuhl eines anderen Ministers bedenklich zu wanken. Man sprach wohl längst schon von der Eventualität eines Rücktrittes des Handelsministers, allein stets wurden solche Nachrichten officiös dementirt. Bei der ersten Berathung des Gesetzentwurfes betreffend die Aufnahme einer Anleihe von 120 Millionen Thlrn. zur Erweiterung, Vervollständigung und besseren Ausrüstung des Staatseisenbahnnetzes erklärte Lasker, nachdem er sich für das Princip ausgesprochen, daß die großen Communicationsmittel nicht in den Händen einzelner Menschen sein dürften, und der Verkehr auf den Bahnen gerade so an den Staat zu bringen sei, wie jetzt der Postverkehr; er habe bedauert, daß ein Gedanke des Herren von der Heydt nicht ausgeführt sei, eine Summe Geldes zu sammeln, um nach und nach in Besitz der Bahnen zu kommen.*) Aber nach solchen Auseinandersetzungen folgten Bemerkungen, welche die Eisenbahn-Verwaltung seitens des Ministeriums einer scharfen Kritik unterwarfen. Namentlich der Vorwurf, daß die Concessionen nach Gunst und Ungunst ertheilt würden und dessen Begründung durch Angabe von Thatsachen und Nennung von Namen machten eine ungeheure Sensation. Da wurden Strousberg, Fürst Putbus, Prinz Biron und der bekannte Kreuzzeitungs-Wagener als die bevorzugten Concessionäre genannt, welche mit ihren Privilegien Geschäfte gemacht hätten, und daraus dann die Schlüsse gezogen auf die Handlungsweise des verantwortlichen Ministers. Graf Itzenplitz zeigte sich in einer mit viel Heiterkeit begleiteten Beantwortung gänzlich unfähig, den Angriffen entgegenzutreten. In der nächsten Sitzung wiederholten sich diese; der Abgeordnete Berger forderte von dem Ministerium »der ehrlichen Leute«, wie sich und seine Collegen der Minister-Präsident genannt habe, daß es Rede und Antwort stehe, und der Abg. Lasker stellte genauere Mittheilungen in Aussicht.

Durch die Berathungen der Gesetzentwürfe Falks (über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, über den Austritt aus der Kirche, über die kirchliche Disciplinargewalt und die Errichtung eines Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten) trat die Angelegenheit einige Zeit in den Hintergrund. Das allgemeine Interesse für die Kirchenvorlagen und deren Annahme war viel tiefer in allen Schichten der Bevölkerung begründet, als das Eisenbahn-Concessionswesen, welches nur für gewisse Kreise Bedeutung hatte und lediglich Einfluß auf die kaufmännische Welt übte. Außerdem erschien auch die Umgestaltung des Ministeriums als ein erträgliches Provisorium, da durch dasselbe die Fortentwickelung der Gesetzgebung nicht gerade gehemmt erschien. Auch hatte Fürst Bismarck in seinen beiden großen Reden am 25. Januar bei Gelegenheit der Berathungen über den Etat des auswärtigen Ministeriums das Seinige zur Beruhigung beigetragen, indem er auf Laskers und Virchows Anregung seinen Rücktritt lediglich durch den Wunsch einer Entlastung von Geschäften begründete. Doch konnte kaum Jemand in den liberalen Parteien sich der Zustände besonders erfreuen, wenn man bedachte, daß außer einem Feldmarschall als Präsidenten noch drei Generale im Ministerium Preußens saßen, obwohl die Armee-Angelegenheiten dem Reiche angehörten. Man mußte wünschen, daß das Provisorium nicht von langer Dauer sein werde; nur waren die Hoffnungen darauf nicht gerade sehr groß, weil befürchtet wurde, daß wie früher die Militärbedürfnisse zu sehr und zu Ungunsten der übrigen Ministerien die Einnahmen des Staates in Anspruch

*) Vergl. Seite 146, 147 meiner „Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens". Leipzig 1871.

nehmen könnten, und die Generale nicht so leicht den Kampfplatz verlassen würden. War doch so mancherlei vorgekommen, was noch auf andere Beweggründe des Reichskanzlers schließen ließ, sich von der preußischen Verwaltung zurückzuziehen; Vorstellungen in Betreff eines Personenwechsels im Ministerium hatten nicht immer Gehör gefunden, einzelne Collegen wandelten ihre eigenen Wege und gaben nicht stets den Wünschen des Präsidenten mit der erforderlichen Energie Folge, vorgeschlagene Reformen, wie die Neubildung des Herrenhauses auf veränderten Grundlagen, fanden nicht den erwarteten Anklang an hoher Stelle, — Motive genug, um der Geschäfte des Minister-Präsidenten müde zu werden.

Inzwischen fanden gewichtige Verhandlungen im Landtage statt, welche auch diese Krisis auf einige Zeit in den Hintergrund stellten. Während das Abgeordnetenhaus lebhafte Debatten führte über die durch die kirchlichen Gesetze veranlaßten Aenderungen der §§ 15 und 18 der Verfassungs-Urkunde, war bei der Berathung über den Etat der Eisenbahn-Verwaltung Lasker durch einen in höchst unvorsichtiger Weise abgefaßten Brief des Grafen von Roon an den Präsidenten des Hauses veranlaßt worden, seine darin angegriffene persönliche Ehre zu vertheidigen und zugleich mit den bereits in Aussicht gestellten weiteren Mittheilungen gegen die Verwaltung des Eisenbahnwesens aufzutreten. In mehrstündiger Rede charakterisirte er das Verfahren der bekannten Concessionaire und das Verhalten des Handelsministeriums und stellte in Folge dessen den Antrag auf Einsetzung einer Untersuchungs-Commission gemäß Art. 82 der Verfassung. Die Regierung wollte jedoch einer solchen Untersuchung gegenüber nicht unthätig bleiben, so daß sie für das Geeignetste hielt, Sr. Majestät vorzuschlagen, die Initiative zu ergreifen und eine königliche Untersuchungs-Commission in's Leben treten zu lassen, an welcher die Landesvertretung betheiligt sein sollte. Dieselbe übernahm sehr bald ihre Functionen und beendete nach mehreren Monaten ihre arbeitsvolle Aufgabe. Das erste wichtige Ergebniß war die Entlassung des lange zäh festgehaltenen bekannten Geh. Reg.-R. Wagener, der so lange und so verderblich das Treiben der Reaction in Preußen befördert hatte. Eine weitere, wenn auch vielleicht nur indirecte Folge war der längst erwartete Rücktritt des Handelsministers Grafen von Itzenplitz, der jedoch erst am 15. Mai erfolgte, als man die Ablehnung der großen Eisenbahn-Anleihe von 120 Millionen Thalern glaubte befürchten zu müssen, wenn nicht ein solcher Schritt durch die Regierung geschähe. Man konnte die Ernennung des neuen Handelsministers Dr. Achenbach nicht einen parlamentarischen Ministerwechsel nennen, denn derselbe war nicht durch parlamentarische Wirksamkeit bekannt, sondern durch seine Leistungen auf administrativem Gebiete; er gehörte auch nicht zur parlamentarischen Majorität, sondern zum äußersten rechten Flügel der frei-conservativen Partei, die stets der alt-conservativen näher stand. Jedoch war man von der ausreichenden Gewähr seiner Person für die Theilnahme an der freisinnigen Richtung der Regierung namentlich auf kirchlichem Gebiete überzeugt, und so wurde seine Ernennung von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses und der Parteien im Lande ohne Bedenken mit einer gewissen Genugthuung aufgenommen. Die bald darauf erfolgende Genehmigung der großen Eisenbahn-Anleihe gab diesen Anschauungen genügenden Ausdruck.

Es war durch diesen Ministerwechsel nicht allein eine kaum mehr leistungsfähige und, soweit bekannt, auch den rein constitutionellen Begriffen abholde Persönlichkeit aus dem Cabinete beseitigt, sondern auch eine Kraft gewonnen, welche neben den Mitgliedern desselben aus neuerer Zeit, Leonhard, Camphausen und Falk, den militärischen Elementen gegenüberstehen konnte und nach den vorherigen Stellungen im Ministerium des Aeußern und des Cultus als ein Vertreter der Anschauungen und Absichten des Reichskanzlers

der Ausführung seiner Ideen geneigt erschien. Ein weiterer Schritt zur Homogenität des Ministeriums, an deren Mangel dasselbe seit längerer Zeit krankte, war dadurch gewonnen. Aber die seit fast Jahresfrist bestehende Cabinetskrisis war noch nicht völlig behoben, und immer wieder tauchten Gerüchte von Veränderungen im Ministerium auf, welche jedoch jedesmal von officiöser Seite dementirt wurden.

Je näher die Wahlen zum Abgeordnetenhause rückten, desto stärker traten die Gerüchte dennoch wieder auf, und zwar diesmal mit der ganz bestimmten Andeutung, daß es sich nun endlich um den Rücktritt des Grafen Roon handle. Mit unverkennbarem Interesse wurde namentlich die Nachricht aufgenommen, daß die Stelle desselben durch den Finanzminister Camphausen ersetzt werden könne, für welchen sich Fürst Bismarck erklärt habe; damit war zugleich die Aussicht eröffnet, daß dieser dann selbst, man meinte als Staatskanzler, dem preußischen Ministerium wieder näher treten, und daß nun auch der wirklichen Reorganisation des Herrenhauses nichts mehr im Wege stehen würde. Die Ausführung dieser Veränderungen wurde aber auf die Zeit nach den Neuwahlen vertagt, was von vielen Seiten sehr bedauert wurde, weil man davon einen wohlthätigen Einfluß auf die Wahlen erwarten konnte. Doch wurde ein solcher durch die Veröffentlichung des kaiserlichen Briefes an den Papst, dessen Ueberhebung der Kaiser ernst zurückwies, vollständig erreicht.

Inzwischen war im Reichskanzleramte die Anbahnung der Errichtung von Fachministerien für das deutsche Reich gefördert, indem zu den unter dem Titel eines Staatsministers fungirenden Mitgliedern, Delbrück und Stosch, ein neues hinzutrat, der bisherige mecklenburg-schwerin'sche Bevollmächtigte von Bülow als Unterstaats-Secretär des Aeußeren mit dem Titel eines Staatsministers. Man erwartete, daß über kurz oder lang auch ein Verkehrsminister für das Reich ernannt werden würde, und zunächst ein Kriegsminister. Daß der Ausbau der deutschen Rechtseinheit noch in weitem Felde war, nachdem die Unterhandlungen in's Stocken gerathen waren, mußte aus den Widersprüchen, welche gegen die Errichtung eines höchsten Gerichtshofes erhoben wurden, leider gefolgert werden. Die particularistischen Bestrebungen Sachsens und Bayerns schienen, vertreten durch den bayerischen Minister Fäustle, die Oberhand über Leonhardts Anschauungen gewonnen zu haben. Diesem wurde nun die Umarbeitung des Gesetzentwurfes übertragen, während andererseits auch Preußen an eine Verbesserung zu gehen beabsichtigte. So lange aber die mittelstaatlichen Souveräne eifersüchtig über die ihnen verbliebenen Oberhoheitsrechte wachen, wird kaum eine Vereinbarung herbeizuführen sein; keiner ihrer Minister wird sich also gutwillig auf den Aussterbeetat setzen lassen oder sich selbst setzen. Das sind noch recht trübe Aussichten für ein vollständig einheitliches Reich! Wollen denn die Particularisten erst, wenn ihnen eine französische Revanche für ihre Theilnahme am deutschen Kriege drohen sollte, sich unter den Flügeln des Adlers bergen? —

Die auswärtige Politik des Reiches hat unter der weisen Führung des Reichskanzlers bedeutsame Fortschritte gemacht. Das gute Einvernehmen, welches mit Rußland bestand, führte auch zu einem freundlichen Begegnen des Kaisers Alexander mit Franz Joseph; außerdem wurden die Beziehungen des deutschen Reiches zum österreichischen Kaiserhause und zu Italien ganz besonders erfreuliche, und für Frankreich blieb kein Bundesgenosse zu erwerben übrig, den es zur Ausführung von Rachepläneu mißbrauchen könnte, und ebenso wenig zur Ausübung eines Einflusses auf die orientalische Lage, welche einst lediglich von Deutschland, Rußland und Oesterreich entschieden werden kann.

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause waren sehr günstig ausgefallen;

denn wenn auch die ultramontane Partei etwa 20 Stimmen gewonnen hatte, so war die alt-conservative (feudale) Partei, um viel mehr als diese Zahl vermindert, bis auf etwa 4—6 Vertreter herabgekommen, während vor allen die national-liberale an 40 Stimmen und die Fortschrittspartei auch eine Reihe von neuen Kräften gewonnen hatte. Das war auch ein ganz natürliches Ergebniß, insofern die Ultramontanen Alles aus der conservativen Fraction an sich gezogen hatten, was sich zu ihnen gehalten hatte, während im Uebrigen der gesunde Menschenverstand schon weit genug vorgeschritten war, um den Gegensatz nun auch in der Wahl zu Tage treten zu lassen. Das Ministerium hatte jetzt eine erhebliche Majorität für seine weiteren Schritte gewonnen, die nicht abhängig war von dem Ausschlage, den mitunter nicht ganz sichere Schattirungen der Parteien gegeben hatten. Mit besonderer Genugthuung vernahm man daher kurz vor dem Zusammentritte des neuen Hauses, daß Fürst Bismarck an Stelle des Grafen Roon wieder das Präsidium des Ministeriums übernommen habe, und der Finanzminister Camphausen zum Vice-Präsidenten desselben ernannt worden sei. Bald darauf erfolgte auch Roons Rücktritt vom Kriegsministerium und die Ernennung des Herren von Kamecke zum wirklichen Kriegsminister, den man für einen tüchtigen Militär hielt, ohne den Einfluß Roons und ohne die Aussicht auf eine Opposition im Cabinete befürchten zu müssen. Aber es schwebte noch eine düstere Wolke am politischen Horizonte; die Ernennung eines neuen Landwirthschaftsministers an Stelle Königsmarcks in der Person des feudalen und zur orthodoxen kirchlichen Partei haltenden früheren Abgeordneten von Blankenburg, des ehemaligen Führers der altconservativen Partei. Nicht mit Unrecht behaupteten die liberalen Zeitungen, daß eine solche Eventualität einer Herausforderung der liberalen Majorität gleichkommen und die Regierung von vornherein in eine schiefe Lage bringen würde.

Da der Kaiser in Folge einer Erkältung krank war, eröffnete in seinem Namen Camphausen den Landtag. Die Ernennung des Nachfolgers des Grafen Königsmark war noch nicht erfolgt und ließ auf sich warten; da erklärte von Blankenburg, daß er auf ein solches Amt bestimmt verzichte.

Wie man vor Jahresfrist sagte, die erste constitutionelle Handlung Roons sei sein Dimissionsgesuch gewesen, ebenso konnte man jetzt behaupten, der erste Dienst, den Herr von Blankenburg dem preußischen Volke erwiesen, war seine Ablehnung des Minister-Portefeuilles. Andere setzten hinzu, die Antwort Bismarcks auf die zu zahlreich erfolgte Wahl liberaler Abgeordneter glückte diesmal nicht. Die Besetzung des Ministeriums wurde nun vertagt, der Vicepräsident Camphausen erklärte sogar gegen Ende November, daß der bisherige Landwirthschaftsminister noch gar nicht zurückgetreten sei. Anwesend war er aber auch nicht, der Etat des Ministeriums wurde, da Graf Königsmarck bedenklich krank und nicht geneigt war, das Amt wieder anzutreten, von dem Finanzminister vertreten, welcher, wenn der jetzige Minister zurückträte, versprach, man werde nicht bloß einen die Politik des Ministeriums unterstützenden, sondern auch landwirthschaftliche Interessen kräftig vertretenden Mann berufen. Durch den am 8. December erfolgten Rücktritt Königsmarcks wird ihm, wenn auch zunächst dem Handelsminister die Vertretung übertragen ist, Gelegenheit geboten, das Wort einzulösen.

Durch diese und noch durch einige andere bedeutsame Aeußerungen, welche der Vice-Präsident dem Hause gegenüber machte, wußte er das Mißtrauen, das durch die Unterhandlungen mit Blankenburg vielseitig hervorgerufen worden war, wieder zu beseitigen. Besonders der Interpellation der Ultramontanen gegenüber, welche sorgfältig alle Mittel heraus suchten, durch welche sie in den scheinbaren Ruf von Liberalismus gelangen könnten,

waren die Antworten des Präsidenten von großer Bedeutung. Er wiederholte, daß in Bezug auf die Verantwortlichkeit der einzelnen Minister absolut nichts geändert sei, daß die Beschlüsse nach wie vor nach der Majorität der Stimmen gefaßt werden, und daß weder der Präsident noch der Vice-Präsident irgendwie den Anspruch erhoben hätten, daß ihre Stimmen höheren Werth haben sollten, als jede andere.

So gingen denn die Kammerverhandlungen ziemlich glatt und ohne größere Dissonanz fort, nur erwartete man lange vergeblich die Vorlage des unter den gegenwärtigen Verhältnissen besonders nothwendigen Civilehe-Gesetzes. Aber auch über diesen Punkt beruhigte der Cultusminister noch im December Abgeordnete und Land, indem er unter der Erklärung, daß es der Regierung schwer geworden sei, dem Könige den Entwurf vorzulegen, daß aber der Zeitpunkt dazu gekommen sei, wo diese Maßregel getroffen werden müsse, den Gesetzentwurf über die Beurkundung des Personenstandes und die Formen der Eheschließung, das ist die obligatorische Civilehe, einbrachte.

II. Großbritannien.

Im politischen Leben ist es eine höchst seltene Erscheinung, daß große Staatsmänner, die am Anfange ihrer Laufbahn der conservativen Partei angehörten, dieselbe verlassen und sich der liberalen Opposition zuwenden. Der umgekehrte Fall tritt viel eher ein. Denn mit den Jahren findet sich eine größere Kaltblütigkeit ein, es macht sich eine geringere Schroffheit in Beurtheilung der Sachlage geltend, deren Verlauf der Politiker beobachtet hat, der Enthusiasmus für ein Ideal der Jugendzeit macht einer gewissermaßen mehr materialistischen Anschauung der Verhältnisse Platz, welche geneigt ist, dieselben zu nehmen, wie sie sind, ohne darum den Wunsch aufzugeben, daß sie anders und besser werden möchten, und die Erwartung, daß sie sich noch anders gestalten werden. Wer sich nun gar von Jugend auf in conservative Anschauungen eingelebt, sich in conservativen Kreisen bewegt hat, wird sich, in Deutschland wenigstens, in späteren Jahren kaum den liberalen zuwenden; hat es aber doch den Anschein, als wenn dies ausnahmsweise geschehen sei, so kann gewiß angenommen werden, daß das unter Modalitäten erfolgte, welche eine Umwandlung der Ansichten immer noch nicht beweisen. Man wende mir nicht ein, Fürst Bismarck sei früher auch conservativ gewesen und neuerdings liberal geworden; es ist ein Irrthum, dies darum zu glauben, weil er liberale Reformen einführte. Er stand auf einem höheren Standpunkte der Politik, als man solchen bisher gewöhnt war; er wußte die eigene Meinung dem Wohle des Staates, das für ihn als das höchste Ziel galt, unterzuordnen. Er konnte durch die liberalen Reformen allein den preußischen Staat zu dem machen, was er geworden ist, ihn auf die Höhe als erste Großmacht bringen, und mußte, da ihn die conservative Partei darin hinderte, eine andere, also die liberale, zur Unterstützung auf parlamentarischem Wege gewinnen. Dies war nicht anders möglich, als wenn er einige Concessionen an dieselbe machte.

Anders war es in England. Wie einst Lord Palmerston, obwohl ursprünglich der conservativen Partei angehörig, ihr den Rücken wendete, so stand auch Gladstone, aus einer reichen Kaufmannsfamilie in Liverpool entsprossen, der erste Lord des Schatzes im Cabinete der Königin Victoria von Großbritannien und Irland, am Anfange seiner politischen Laufbahn auf der Seite und im Dienste der Tories. Als das Cabinet Sir Robert Peels, dem er als Unterstaats-Secretär der Colonien angehört hatte, im Jahre 1835 nach kurzem Bestande gefallen war, ging Gladstone zu den Whigs über und widmete seitdem seine Kräfte den Ministerien Aberdeen, Palmerston und Russell, bis er als Füh-

rer der liberalen Opposition das Ministerium Disraeli stürzte und am 3. December 1868 selbst Premier eines Whig-Ministeriums wurde. Er hatte sich wirklich überzeugt, daß England auf den Wegen der Tories nicht vorwärts kommen könne, und daß nach mehreren Richtungen das System derselben über den Haufen geworfen werden müsse. Schritt vor Schritt freilich mußte er der heftigen und zähen Opposition der Tories das Terrain abgewinnen. Doch die Zahl seiner Anhänger wurde von Jahr zu Jahr schwächer, weil diese ihm vorwarfen, das Ansehen Englands nach Außen nicht nur nicht erhalten, sondern namentlich Deutschland, Rußland und America gegenüber vermindert zu haben. Im deutschen Reiche nannte man es die Krämer-Politik, wie sie sich im deutsch-französischen Kriege documentirte.

Die Vorwürfe seitens seiner Anhänger waren übrigens nicht vollkommen gerechtfertigt, denn indem sie die mannichfachen Verdienste des Premiers unterschätzten, gingen sie in ihren Ansprüchen an seinen Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten zu weit. Zu verhindern, daß andere Reiche an Macht zunehmen, das liegt nicht immer in der Macht einer Regierung, sie kann also nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Eine andere Frage wäre allerdings die, ob das Cabinet immer so tactvoll gehandelt habe, um sein Ansehen zu bewahren! Vom deutschen Standpunkte mag sie verneint werden, der englische hielt den ersten Theil seiner Handlungen, das Verhalten Frankreich gegenüber im Kriege, für correct, er mußte also den zweiten auf sich nehmen, die Zurückweisung der englischen Vermittelung zum Friedensschlusse und die Bewilligung der Ansprüche Rußlands am Schwarzen Meere.

Die Entscheidung in dem Alabama-Streite und in der San-Juan-Frage war dem Ministerium Gladstone-Granville nicht allein anzurechnen, es hatte die Verwickelung bei seinem Amtsantritte schon vorgefunden und konnte für das zu seinen Ungunsten ausgefallene Urtheil also auch nicht verantwortlich gemacht werden.

Durch alle diese in den Jahren 1871 und 1872 vorangegangenen Ereignisse fand sich der englische Nationalstolz beleidigt, und man warf nun dem Cabinet in den Parlamentssitzungen wiederholt vor, das Interesse des Volkes und des Landes vernachlässigt zu haben. Mit einer Majorität von 116 Stimmen hatten die Sessionen Ende 1868 begonnen; im Jahre 1872 betrug dieselbe nur noch 2, welche ein Tadelsvotum von dem Cabinet abwendeten. Dazu benutzte die Gegenpartei der Tories unter Führung von Disraeli jede Gelegenheit, bei der sie den Anhängern Gladstones und ihm selbst etwas anhängen konnte; spottete doch Disraeli selbst über die Thronrede bei der Eröffnung des Parlaments für 1873, indem er deren confuse Zusammenstellung besprach. Die Fenier-Umtriebe, die großen Strikes und Verkehrsstockungen, die Unternehmungen Rußlands in Mittelasien, die mehrmaligen Unruhen in Ostindien und Colonialstreitigkeiten waren nicht lediglich der Schuld des Ministeriums beizumessen, steigerten aber das Mißtrauen gegen dasselbe, und als auch noch der Aschanti-Krieg ausbrach, da schienen die Tage des Whig-Cabinetes bereits gezählt zu sein.

Bei der am 6. Februar 1873 eröffneten Parlamentssession kündigte die Thronrede, welche sich übrigens bedeutend weiter über die auswärtigen Beziehungen verbreitete, als über die innere Lage, unter anderen auch eine Vorlage »zur Erledigung der Frage betreffs der Universitätsbildung in Irland« an, welche die »Förderung der gelehrten Bildung in jenem Theile des Gebietes zum Zwecke haben und mit sorgfältiger Rücksicht auf die Gewissensfreiheit abgefaßt sein« sollte. Diese irische Universitätsbill war nach Versicherung des Premiers, der sie acht Tage nachher dem Unterhause vorlegte, die dritte

große Maßregel, um den Ansprüchen der katholischen Bevölkerung Irlands gerecht zu werden. Vorausgegangen waren ihr in den früheren Sessionen die Abschaffung der irischen Staatskirche und die zum Schutze der Pächter bestimmte gesetzliche Regelung der agrarischen Verhältnisse.*) Die Entscheidung über die Unterrichtsfrage war schon seit Jahren verschoben worden, weil die Stürme, welche die Debatten erwarten ließen, von den Ministerien, auch den früheren schon, zu sehr gefürchtet wurden. Mochte Gladstone den Muth haben, die Sache zur Sprache zu bringen, er sagte sich doch, daß er auf allen Seiten auf Widerstand stoßen würde, so viel er sich auch bemüht hatte, alle kirchlichen Bedenken durch Ausscheidung verfänglicher Gegenstände zu beseitigen.

Der Premier erklärte nach einer Uebersicht über die verschiedenen Vorschläge zur Hebung des irländischen Unterrichtswesens ein auf die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses gegründetes Project für unmöglich, da die Regierung sich immer dagegen ausgesprochen habe. Er wies statistisch die Berechtigung der irischen Katholiken zu Klagen über das Unterrichtswesen nach und die jährliche Verminderung der Studentenzahl. Gladstone beantragte deshalb, die Universität Dublin durch Incorporirung anderer wissenschaftlichen Institute zu einer großen Universität zu erweitern, sie einem oberen Aufsichtsrathe zu unterstellen und von der Controlle des Trinity-College zu befreien. Vom 1. Januar 1875 sollten die bisherigen Befugnisse der Directoren desselben an den Oberaufsichtsrath übergehen, nach zehn Jahren die vollständige Organisirung der Universität folgen, die Einkünfte des Colleges außer 63,000 Pfund an die Universität abgegeben werden. Andere Einnahmen sollten dieser aus den Kirchengütern zufließen, und ihr mehrere Colleges incorporirt werden. Der Aufsichtsrath sollte aus 28 Mitgliedern ohne Unterschied der Confession bestehen und auf Vorschlag der Krone vom Parlamente gewählt werden.

Die vorgeschlagene Zusammensetzung erregte auf Seiten der strict protestantischen Parteien großen Anstoß und zog dem Ministerium den Vorwurf zu, es beabsichtige, die neue Universität Irlands zu einer Hochschule des Ultramontanismus zu machen; der Senat der Universität von Dublin legte gegen das Project entschiedenen Protest ein, und die römisch-katholischen Bischöfe erklärten, der Bill ihre Zustimmung versagen zu müssen, obwohl der Entwurf gerade den Studirenden der katholischen Colleges den Eintritt in die neue Nationaluniversität, die Concurrenz um die Preise und Stipendien wie die Erlangung aller Universitätsgrade zusicherte. Selbst die Dissenters, welche stetig die Trennung von Kirche und Staat anstreben und mit den Hauptpunkten der Bill einverstanden waren, nahmen Anstoß an der Zusammensetzung des Verwaltungsrathes. Bei der Conferenz der conservativen Opposition sprachen sich die Führer derselben, Disraeli Hardy und Lord Cairns sowie die Vertreter der Universität Dublin, Dr. Ball und Plunket für eine entschieden ablehnende Haltung aus.

Als nun auch liberale irländische Parlamentsmitglieder nach Verlesung des Protestes der Bischöfe dem Premier in einer Unterredung anzeigten, sie seien genöthigt, gegen die Bill zu stimmen, stellte Gladstone Modificationen in Aussicht und ersuchte sie um schriftliche Formulirung ihrer Bedenken zur Vorlegung an den Ministerrath. Die Debatten

---

*) S. Meyers Conversations-Lexikon (XVII.) Supplementband. Art. Großbritannien. Hildburghausen 1872. Seite 349; — und D. W., Bd. V., Heft 9 und 10, Art. William Ewart Gladstone von Fr. Wiesehahn.

wurden immer heftiger und zwar, was sonst nur höchst selten geschieht, noch vor der zweiten Lesung. Obwohl Mr. Vernon Harcourt, einer von Wenigen, für das Ministerium das Wort nahm und den Premier in dieser Frage der Opposition nicht geopfert wissen wollte, so erklärte Mr. Osborne, das Haus sollte bei dieser Gelegenheit nicht sowohl über die Zulässigkeit der zweiten Lesung, als über die Verlängerung der Existenz des Ministeriums abstimmen. Dieses hatte zwar am Anfange nicht die Cabinetsfrage gestellt, die Angriffe waren aber derartig, daß Gladstone auf eine Majorität nicht mehr rechnen konnte. Die zweite Lesung wurde am 11. März mit 287 gegen 284 Stimmen abgelehnt, worauf das Ministerium die Vertagung des Unterhauses auf einige Tage verlangte, welche auch beschlossen wurde. Da die Ablehnung schon der zweiten Lesung für eine besondere Abneigung des Hauses gehalten werden mußte, so sah sich Gladstone nach den Vorwürfen aller Art in der letzten Zeit veranlaßt, der Königin seine Entlassung anzubieten, obwohl ihm bekannt war, daß die Tory-Partei vorläufig nicht geneigt wäre, die Regierung zu übernehmen. Die Hauptbill der Session war einmal gefallen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig. Die Königin nahm deshalb zunächst das Gesuch an und berief Disraeli zu sich, um ihm die Premierschaft anzubieten. Gladstone machte im Unterhause, Granville im Oberhause Mittheilung von dem beabsichtigten Rücktritte des Cabinetes; es trat deshalb eine Vertagung des ersteren auf einige weitere Tage ein.

Disraeli nahm die Präsidentschaft nicht sofort an, sondern erbat einen Aufschub für seine definitive Antwort, um sich mit seinen Freunden zu besprechen. Lord Derby eilte zwar aus Paris herbei, fand sich aber nicht bereit, gegenwärtig in ein Ministerium einzutreten, auch Lord Cairns und Carnarvon redeten davon ab, so daß Disraeli die Bildung eines neuen Cabinetes ablehnte. Gladstone wurde darauf wieder zur Königin berufen und erklärte sich, obwohl er persönlich abzutreten wünschte, schließlich bereit, das Präsidium fortzuführen und im Ministerium nur einige Modificationen vorzunehmen. Am 20. März wurden nach achttägiger Krisis die entsprechenden Mittheilungen den beiden Häusern gemacht, welche nunmehr ihre regelmäßigen Geschäfte weiter fortsetzten, als ob nichts vorgefallen wäre, bis zum 8. April, an dem sich das Unterhaus bis zum 21. April vertagte. Vorher wurde noch vom Ministerium das Budget für 1873—74 (Juli bis Juli) vorgelegt und mit Befriedigung in Betreff des Ueberschusses von etwa 4$^{3}/_{4}$ Millionen Pfund Sterl. vom Unterhause aufgenommen.

Allein der Friede dauerte nicht lange. In den ersten Maitagen waren die Reden Disraelis in den Fragen der Steuerpolitik und die Entgegnungen Lowes, des Finanzministers, reich an Ausfällen, und selbst Gladstone erhob sich mit der Aeußerung, die Anträge Mr. Smiths, die Regierung solle zunächst erklären, wie sie es mit der directen Besteuerung im Staat und in der Gemeinde halten wolle, ehe eine Ermäßigung des Zuckerzolles bewilligt werde, müßten als ein Mißtrauensvotum betrachtet werden. Smith zog zwar seinen Antrag zurück, aber schon am nächsten Tage beantragte Hamilton ein directes Tadelsvotum gegen das Ministerium wegen seines Verhaltens in der San-Juanfrage. Nachdem Gladstone dargelegt, daß die für America günstige Entscheidung zwar schmerzliche Gefühle in England erregt habe, der Wahrspruch des deutschen Kaisers jedoch mit der vollkommensten Unparteilichkeit gefällt worden sei, wurde der Zwischenfall erledigt, das Thema fallen gelassen. Desto niederschlagender wirkte die Annahme (mit 129 gegen 46 Stimmen) des Antrages des Herzoges von Richmond im Oberhause auf Ernennung einer Commission zur Prüfung der Beschwerden vieler Armee-Officiere über Benachtheiligung durch die Abschaffung des Stellenkaufes.

War die erste Periode der Parlamentssession die »der Mißerfolge« und die zweite »die faule Session« von »Daily News« genannt worden, so schien die dritte nach Pfingsten durch die trostlose Leere des Hauses bei Beginn der Sitzungen keinen bessern Namen erwerben zu sollen. Die Nachrichten von den Kämpfen der englischen Colonietruppen gegen die Aschantineger an der Goldküste Africa's veranlaßten zwar verschiedene Interpellationen, aber es war kein rechtes Leben im Parlamente. Die fortgesetzten gegenseitigen Reibungen der beiden Hauptparteien, die weiteren großen und kleinen Niederlagen des Ministeriums machten die Sache nicht anders, und man sprach bereits jetzt sehr viel von einer im November bevorstehenden Auflösung des Parlamentes. Nur durch die größte Nachgiebigkeit hatte die Regierung die Annahme einer Justizreform-Vorlage sichern können, andere hatte sie zurückgezogen, es war daher von einer neuen Session dieses Parlamentes wenig Ausbeute an Arbeit zu erwarten, und die liberale Partei selbst hoffte, als die jetzige am 5. August geschlossen wurde, daß das Unterhaus in der gegenwärtigen Gestalt nicht wieder zusammentreten würde. War schon die Majorität des Ministeriums in der letzten Zeit bei unbedeutenden Angelegenheiten auf 1 Stimme herabgesunken, und der innere Halt seiner Partei gelockert, so hatte es in der eigenen Verwaltung mit den ungünstigsten Verhältnissen zu kämpfen, wie erwiesen schlechte Rechnungs-Controlle in verschiedenen Aemtern und tiefes Zerwürfniß zwischen zweien seiner Mitglieder, das sogar vor dem Unterhause zu einer ärgerlichen Scene führte. Man glaubte in Folge dessen bald einen der beiden, Lowe oder Ayrton, den Bautenminister, zurücktreten zu sehen; keiner war beliebt, es konnte nur gefragt werden, welcher weniger beliebt sei. Der ganze Streit drehte sich um den Versuch des Bautenministers, die Verantwortung für eine Ausgabe von sich abzuwälzen, weil er als Gegner derselben im Ministerrath überstimmt worden war. Formell war er jedenfalls dabei im Unrechte, mochte sein Widerstand gegen die Ausgabe auch noch so gerechtfertigt gewesen sein. Das Ansehen des Ministeriums stärkte das Vorkommniß jedenfalls nicht.

Der »Observer«, das Journal der ministeriellen Partei, suchte derselben zwar den sinkenden Muth aufzurichten, indem er darlegte, daß das Ministerium in den fünf Jahren seines Bestehens sein Programm vollständig zu Ende geführt habe und, da das der liberalen Partei noch lange nicht erschöpft sei, bis zur Wahl ein neues Programm dem Disraelischen entgegenstellen könne; in großen Schlachten, wo Grundsätze auf dem Spiele stehen und ihre Wirkungskraft ausüben, da habe sich die liberale Partei stets bewährt! Allein die nächsten Ergänzungswahlen fielen nicht zu Gunsten des Ministeriums aus. Wohl gingen bald nach dem Schlusse des Parlamentes Veränderungen in demselben vor, sie waren aber noch nicht geeignet, jenen Eindruck zu verwischen, da sowohl Ayrton wie Lowe, wenn auch in anderen Stellen, verblieben. Lowe, zu dessen Beseitigung sich zu entschließen Gladstone sich nicht stark genug fühlte, wurde Minister des Inneren; man hatte wegen seines schroffen Wesens gegründete Bedenken, ob er an solcher Stelle Ersprießliches werde wirken können. Auch Ayrton, der die Ursache zu den Veränderungen war, trat nicht aus, sondern wurde General-Anwalt (Auditeur). Ein unbestreitbarer Gewinn für das Cabinet war John Bright's Eintritt als Kanzler von Lancaster an Childers Stelle, obwohl die Anhänger des »Volkstribunen«, wie man ihn 1868 nannte, inzwischen weiter nach links gerückt sind. Bruce wurde Präsident des Geheimen Rathes, während Gladstone statt Lowes die Kanzlerschaft der Schatzkammer (Finanzen) übernahm. Auch in den mehr untergeordneten Stellen traten Veränderungen ein; so wurde der zweite Sohn Sir Robert Peels, Arthur Peel, parlamentarischer Secretair.

Daß die vorgenommenen Veränderungen nicht überall den gehofften Eindruck machten, bewiesen die an mehreren Orten conservativ ausgefallenen Ergänzungswahlen, so in Shaftsbury, wo statt des in's Oberhaus aufgerückten liberalen Glyn ein conservativer Nachfolger gewählt wurde, ferner in Renfrew, Hull, Dover. Allerdings folgten diesen Wahlen wieder besonders wichtige Siege des Ministeriums in Bath und Taunton, zu denen noch der in Birmingham trat, wo John Bright, der Quäker, jetzt Cabinetsmitglied, mit bedeutender Majorität wiedergewählt wurde. Wo sich Gelegenheit bot, suchten sowohl Gladstone wie Lowe und ihre Anhänger durch Reden und Toaste ihre Sache zu vertheidigen und ihre bisherige Wirksamkeit in ein glänzendes Licht zu setzen. Lowe erklärte in Sheffield zugleich, in kurzer Zeit werde das Land zu entscheiden haben, und sie würden, da sie nicht an ihrem Amte hingen und der Arbeit müde wären, sich gern in das Privatleben zurückziehen, wenn es sich gegen sie entschiede; sie hätten das volle Bewußtsein, für das Beste des Landes gewirkt zu haben. Solche Erklärungen hielten die Gegner durchaus nicht ab, sich in bitterem Spott über die Minister auszulassen und, wie der Marquis von Salisbury in Hertford, zu erklären, durch deren Maßregeln sei Pfaff und Bauer in Irland ungestümer, frecher und unersättlicher geworden als zu irgend einer Zeit; gegen Rußland und America sei die Regierung nachgiebig gewesen, um so heroischer trete sie gegen die Aschantis auf u. s. w. Sie hatte das übrigens sehr nothwendig, gegen letztere energisch aufzutreten, wenn sie nicht entweder die Colonien ganz aufgeben oder sich compromittiren wollte.*)

Das Programm, welches die Minister theils in ihren eigenen Reden (Sir John Coleridge, der Attorney-General, in Exeter und der Marine-Minister Göschen sowie Granville in Dover), theils durch ihre Freunde gegen Ende des Jahres für die Zukunft aufstellten, enthielt noch so viele Reformen, welche sie durchführen wollten, daß man nicht erwartete, Herr Disraeli werde die gefahrvolle Probe so bald machen, an Gladstones Stelle zu treten. Und doch geschah dies schon wenige Monate nachher.**)

Die Ministerkrisis und die Neuwahlen in England.

Von

Dr. Fr. Wiesehahn.

Am Schlusse unseres zweiten Artikels über Gladstone bemerkten wir: »Wir wiederholen, ungeachtet unserer hohen Achtung vor dem bedeutenden Talente Gladstone's, daß nur ein apathisches Land, das chronisch an dem Uebel des laissez-faire leidet, geduldig eine Regierung ertragen konnte, welche so viele Mißgriffe gethan und so viele Irrthümer begangen hat wie die Gladstone'sche.«

Als wir dies vor etwa sechs Monaten niederschrieben, ahnten wir nicht, daß die Katastrophe, welche wir kommen sahen, so nahe war. England ist endlich aus seiner

*) S. Deutsche Warte, Bd. V., Heft 9, Seite 520: England und die Aschantineger.

**) Wir lassen hierauf unmittelbar die Schilderung der ministeriellen Katastrophe in England aus der Feder desjenigen unserer Herren Mitarbeiter folgen, der durch seine Weitsichtigkeit bei der Charakteristik und Kritik Gladstones und Disraelis vor Allen das Recht erworben hat, über den neuesten Umschwung an dieser Stelle zu berichten. Red.

Apathie erwacht; es hat das Gladstone'sche Regiment abgeschüttelt, indem es durch die jüngsten allgemeinen Wahlen eine bedeutende conservative Majorität erwählte und sich in ganz unerwarteter Weise gegen die liberale Partei erklärte.

Hieraus muß man aber nicht abnehmen, daß in dem großen Inselreiche die Reaction vor der Thür sei, und eine Aera des Rückschrittes begonnen habe.

Keineswegs.

»Conservativ« und »liberal«, früher Tory und Whig, sind im heutigen England einfach Bezeichnungen für die beiden großen Hälften der politischen und intelligenten Majorität des Landes, Hälften, welche in einem ruhigen, edlen Kampfe um die politische Leitung im Reiche ringen. Die Conservativen mögen in einzelnen Punkten, namentlich mit Rücksicht auf die Erhaltung der englischen Staatskirche, einigen alten Ansichten huldigen, mögen weniger schnell als ihre Rivalen, mit neuen, die Constitution und das alte historische Herkommen ändernden Maßregeln bei der Hand sein, doch dafür gehen sie ruhigeren, festeren Schrittes auf der Bahn des Fortschrittes voran und suchen eine Schwächung der schon sehr geschwächten Macht der Executive zu vermeiden, sowie sie es vermeiden, sich mit extremen Elementen zu verbinden. Ein recht charakteristisches Zeichen für die heutigen Liberalen Englands ist es, daß sie mit ihrem Namen nicht bloß die Radicalen, sondern auch alle Ultramontanen und irischen Home-Rulers decken.

Wie schwierig es übrigens ist, die Tendenzen und Principien der beiden großen Parteien Englands recht aufzufassen, ersicht man deutlich daraus, daß selbst die Times sich zuweilen darüber arg täuschen kann. Dieses Weltblatt ließ sich jüngst angesichts des Sieges der Conservativen, mit einem Citat aus Disraeli's Roman Coningby, dahin vernehmen: »eine gesunde conservative Regierung heiße Torymänner und whigistische Maßregeln«. Whigistische Maßregeln von toryistischen Staatsmännern ist just, was das Land nicht will. Diese beiden Ideen sind unverträglich. Whigistische Maßregeln waren alle Zeit schwach, halbherzig, compromißlustig. Das whigistische Glaubensbekenntniß, sowie die Partei selbst, bildeten ursprünglich eine Art von Haltepunkt auf dem Wege zur Revolution, und dieser Punkt ist heute unhaltbar geworden, weil der von socialistischen Tendenzen durchdrungene Radicalismus jenseits desselben die Formen einer besonderen Schule und einer eignen, ganz und gar nicht auf dem historischen Boden stehenden politischen Auffassung angenommen hat.

Doch wenden wir uns speciell den soeben stattgehabten Ereignissen zu.

Es war in den letzten Tagen des Januars, wenige Tage vor dem gewöhnlichen Zusammentritte des Parlamentes, als ganz Großbritanien, Gladstone's Widersacher wie Gladstone's Anhänger, plötzlich von einer Auflösung des Parlamentes überrascht wurden. Diese unerwartete, ungeahnte, gar nicht vorhergesehene, gegen das Herkommen verstoßende Auflösung war wiederum einmal eine jener raschen, von einem plötzlichen Impuls angeregten Handlungen, in denen sich Gladstone während seiner Verwaltung oft gefallen hat, und die mit dem Temperament und den politischen Instincten des britischen Volkes sehr wenig harmoniren.

Ueber die Gründe der Auflösung ist viel hin und her geschrieben worden, doch unter den vielen abweichenden Ansichten dürfte jene die richtigste sein, welche meint, daß Gladstone, über die mannichfachen bei den Ersatzwahlen erlittenen Niederlagen ungeduldig und unruhig geworden, plötzlich zu dem Entschluß eines Appelles an das Volk gelangt sei, der ihn seiner Ansicht nach aus einer ärgerlichen Alternative ziehen sollte. Wenn er nämlich mit unrichtigen Maßregeln auftrat, so zeigte er sich dem Volke gegen-

über in einer demüthigen Haltung. That er das Gegentheil und versuchte Großes und Ueberraschendes, so lief er große Gefahr, sich in einem aussterbenden Parlamente und einer gehobenen Opposition gegenüber Niederlagen auszusetzen. Auch hoffte er jedenfalls seine täglich mehr und mehr schwindende Popularität so wie eine Majorität in dem neuen Parlamente durch eine glänzende Finanzpolitik wieder zu erobern. Die Jahresabschlüsse seiner Finanzverwaltung hatten ihm einen Ueberschuß von 5 Mill. Pf. St. nachgewiesen, und mit diesem Schatze, der weniger durch kühne Finanzoperationen als durch außerordentliche günstige Geschäftsverhältnisse in den letzten Jahren und durch eine unweise, drückende Sparsamkeit in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung hervorgebracht war, meinte er die Augen der Wähler blenden und sich auf eine incorrecte Weise wieder zum Herren der Situation machen zu können. Anstatt dem Parlamente seine Finanzprojecte vorzulegen und sich, wenn dieses von der Gesundheit derselben überzeugt war, mit dem späteren Danke des Landes zu begnügen, ergriff er die Gelegenheit eines Ueberschusses, um daraus politisches Capital zu schlagen: er gedachte sein Geheimniß für den Preis einer Majorität in dem neuen Parlamente zu verkaufen. So trat er denn vor seine Wähler in Greenwich hin und veröffentlichte ein Manifest an das ganze Land, in welchem er den Einen für ihre Stimmen eine Aufhebung der Einkommensteuer, den Anderen aber eine Ermäßigung der Consumtionssteuer bot.

Das englische Volk jedoch ließ sich durch solche höchst fraglichen und ganz und gar unparlamentischen Projecte nicht irre machen, noch dazu verleiten, plötzlich, angesichts eines wohlgefüllten Schatzes, alle jene Fehlgriffe Gladstone's zu vergessen, welche wir in der ihm gewidmeten Skizze näher zu erörtern gesucht. Es eilte zur Wahlurne und ließ ihn, der in dem aufgelösten Parlamente über eine Majorität von 66 Stimmen verfügte, mit einigen 50 Stimmen in der Minorität.

Das neuerwählte Haus der Gemeinen setzt sich aus 351 Conservativen und 301 Liberalen zusammen, doch befinden sich unter den letzteren 53 dem Ultramontanismus und dem irischen Home-Rule huldigende Mitglieder.

Wenn man nun die stattgehabten Wahlen im Allgemeinen betrachtet, so gewahrt man, daß sie, die ersten unter dem neuen Ballotgesetze, außerordentlich conservativ ausgefallen sind, in England. Dort wurde in den Städten wie auf dem Lande fast jeder Candidat verworfen, der unter dem sogenannten liberalen Banner stritt, und fünf Mitglieder des alten Cabinetes konnten daselbst keinen Platz im Parlamente finden. Namentlich in London, und hier wieder vor Allem in der City fand die Feindseligkeit gegen Gladstone den schärfsten Ausdruck. Schottland, diese alte Feste des Whigismus, wählte liberaler als 1868, doch zeigten sich auch hier an einigen Orten Symptome der Reaction gegen Gladstone, welche in England in hellen Flammen aufloderte. Irland sandte, von Ultramontanen und Feniern aufgehetzt, unter 103 Abgeordneten 53 der Einheit des Gesammtstaates feindliche Männer. Weitere bemerkenswerthe Umstände sind, daß eine Anzahl wahrer, unabhängiger Liberaler, wie z. B. Professor Fawcett, Männer, denen man die Irrthümer und Fehlgriffe der Gladstone'schen Verwaltung durchaus nicht zur Last legen kann, von ihren früheren Wählerschaften verworfen wurden: ein schwerer Nachtheil für eine gesetzgebende Versammlung. Weiter gelang es weder den socialen noch den ultramontanen Wählern, in England und Schottland mit Hülfe der geheimen Abstimmungen auch nur einen nennenswerthen Erfolg zu erzielen. Die großen Arbeiterdistricte, wo die Arbeitervereine unumschränkt herschen, wählten nur zwei sogenannte Vertreter der Arbeiter, welche beide durchaus keine Socialisten sind. Den

Ultramontanen aber gelang auch nicht ein Sieg. Solchen Resultaten der geheimen Abstimmung gegenüber sollte man beinahe in Versuchung gerathen, anzunehmen, daß die Erfolge der extremen Parteien in anderen Ländern weniger der Anhänglichkeit der Masse an ihre Doctrinen als dem durch sie ausgeübten Schrecken zuzuschreiben sind. — Was nun den allgemeinen Charakter des neuen Hauses anbetrifft, so hat die alle Zeit wohlunterrichtete „Saturday-Review“ ganz recht, wenn sie sagt: »Wenn man den persönlichen Charakter und die Umstände der Mitglieder, abgesondert von ihrer Politik, im Allgemeinen überschaut, so kann man nicht sagen, daß das neue Haus in seinem Aussehen von dem alten verschieden sein wird. Es wird wesentlich eine Versammlung sicherer Männer sein, und wahrscheinlich eine Schattirung älter, kahlköpfiger und, wenn auf die Wage gelegt, ein paar Stein schwerer als sein Vorgänger. Ebenso kann man erwarten, daß es weniger geschäftig, unstät und geschwätzig sein wird, und weniger geneigt, sich in einen naseweisen Debattirclub zu verwandeln. Eine beträchtliche Zahl der Mitglieder wird besser stimmen als sprechen, und man darf von ihnen hoffen, daß sie die Constitution durch eine edle Zurückhaltung und ein edles Schweigen unterstützen werden; und das ist hoffnungsvoll für die öffentlichen Geschäfte. Nur zu augenscheinlich ist es, daß die öffentliche Verwaltung bald zum Stillstande gebracht worden wäre, wenn der Redefluß von Jahr zu Jahr angeschwollen wäre, wie er dies während der Dauer des letzten Parlamentes that.«

Wir gelangen nun zu Disraeli, der am 21. Februar dem Lande die Bildung eines Cabinetes unter seinem Vorsitze anzeigte. Er selbst übernimmt das Amt eines ersten Lords des Schatzamtes, und seine Collegen im Cabinete sind: — Lord Cairns, Lord Kanzler; Herzog von Richmond, Präsident des Geheimrathes; Lord Malmesbury, Siegelbewahrer; Lord Derby, Auswärtiges; Lord Salisbury, Indien; Lord Carnarvon, die Colonien; Gathorne Hardy, Krieg; Mr. Croß, Inneres; Mr. Hunt, Marine; Sir Stafford Northcote, Finanzen; Lord John Manners, Generalpostmeister.

Bei einer Betrachtung dieses Cabinetes Disraelis, der sich zum ersten Male in seiner langen Laufbahn auf eine compacte Majorität stützen kann, fällt vor Allem auf, daß es ein sehr kleines Cabinet ist. Die Träger verschiedener Posten zweiter und dritter Ordnung (wie z. B. des Handelsamtes, der Kanzlerstelle des Herzogthums Lancaster u. s. w.) müssen sich mit dem Range des Ministers außerhalb des Cabinetes begnügen. Ist indessen das neue Cabinet auch klein an Zahl, so ist es doch entschieden stark durch die Tüchtigkeit seiner Mitglieder. Im Oberhause durch sieben Männer vertreten, die eine vorzügliche politische Laufbahn hinter sich haben, hat es im Hause der Gemeinen Männern erster Ordnung, wie Disraeli, Hardy und Sir Stafford Northcote, den ehemaligen Schüler Gladstone's. Nur der neue Minister des Inneren, Mr. Croß, der dem Parlamente seit 1857 angehört, war bislang noch nicht im Staatsdienste. Politisch trat er dadurch in den Vordergrund, daß er im Jahre 1868 Gladstone von seinem Sitz in Lancashire verdrängte und seitdem als schlagfertiges Mitglied seiner Partei sich hervorthat. Die drei Staatssecretäre im Oberhause, Lord Salisbury, Lord Carnarvon ebenso wie Lord Cairns, treten auf Posten zurück, welche sie schon früher mit Erfolg und Geschick verwalteten. Daß der Herzog von Richmond, dieser ehemalige Adjutant Wellington's und entschiedene Anhänger des abgeschafften Kaufsystemes in der Armee, nur das Ehrenamt eines Conseilspräsidenten erhält anstatt das Portefeuille des Krieges, ist ein deutliches Zeichen, daß Disraeli an der mit Rücksicht auf das Heer von seinem Vorgänger befolgten Politik nichts zu ändern gedenkt. Die Wahl Sir Stafford

Northcote's, der sich als Politiker und Finanzmann unter Peel und Gladstone ausbildete und ehemals des Letzteren Secretär war, gilt als ein vorzüglicher Griff, auch Gathorne Hardy, der Kriegsminister, ist ein guter Administrator und gewiegter Politiker.*) Mit einem Worte, Disraeli hat in der Besetzung der wichtigsten und politisch einflußreichsten Posten seines Cabinetes aufs Neue seinen scharfen praktischen Blick bewiesen. Die unmittelbare Folge hiervon ist denn auch, daß es von allen Parteien, mit alleiniger Ausnahme der Ultramontanen und der Home-Rulers, mit Vertrauen und Befriedigung begrüßt worden ist. Ja in liberalen Kreisen tröstet man sich über die erlittene Niederlage mit dem Gedanken, daß die conservative Majorität, die auf die Unterstützung keines der extremen Elemente zu zählen braucht, den aus Irland gesandten Ultramontanen und Home-Rulers einen festen Widerstand entgegensetzen und sich auf kein Compromiß mit denselben einlassen werde.

Jetzt schon irgend etwas über die zukünftige Politik des Premiers sagen zu wollen, würde ins Reich der Conjecturen gehören; doch soviel darf man mit Sicherheit annehmen, daß die neue Verwaltung im Inneren vorerst den status quo festhalten und eine abwartende Haltung einnehmen und allem Drängen von Seiten der extremen Elemente einen festen Widerstand entgegensetzen wird. Auch die auswärtige Politik dürfte im Großen und Ganzen vorläufig keine Aenderung erleiden; dagegen ist es sicher, daß das Gladstone'sche System »Frieden um jeden Preis« unter Lord Derby, dem Sohne des verstorbenen Ruprechts der Debatte, vorläufig ein Ende erreicht hat.

Physiologische Untersuchungen und Ergebnisse.

(Der Gaswechsel beim Athmungsprocesse.)

Von

Dr. M. Wächter.

Das Athmen, diese merkwürdige Erscheinung an den lebenden höheren Geschöpfen, hat schon in den urältesten Zeiten die Aufmerksamkeit denkender Geister auf sich gelenkt. Dasselbe erschien als eine so charakteristische Eigenthümlichkeit des lebenden Organismus, daß es in der Auffassung der Menschen schon frühzeitig der Inbegriff des Lebens überhaupt war, wie sich dies aus dem Sprachgebrauche der Völker in den verschiedensten Epochen nachweisen läßt. Ebenso aber wie das innere Wesen des Lebens mußte auch das Athmen in ein mystisches Dunkel gehüllt bleiben, bis der unerschrockene, nimmer einzudämmende Forschungssinn des Menschen es unternahm, durch exacte Methoden, auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung dieses Räthsel zu lösen oder wenigstens der Lösung näher zu bringen. Die Wissenschaft hat Licht in dieses Mysterium gebracht, und die Erkenntniß der dem Athmen zu Grunde liegenden physikalischen und chemischen Gesetze ist eine der vielen Errungenschaften der Physiologie, jener Wissenschaft, die scheinbar schon so

*) Wir werden im Verlauf unserer „Zeitgenössischen Staatsmänner Englands" auch Skizzen der Mitglieder des Disraeli'schen Cabinetes bringen.

manchen poetischen Zauber zerstört hat. Scheinbar! Aber auch nur scheinbar! Denn wenn der Eine unserer Dichterfürsten dem fortgeschrittenen Wissen gegenüber klagt:

> Schöne Welt, wo bist Du? Kehre wieder,
> Holdes Blüthenalter der Natur!
> — — — — — —
> — — — — — —
>
> Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
> Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
> — — — — — —
>
> Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere —
> Die entgötterte Natur, —

so läßt doch, in richtiger Würdigung der Elasticität des menschlichen Geistes, der andere große Dichter bei einer ähnlichen Klage um die zerstörte schöne Welt seinen Geisterchor die Worte singen:

> Mächtiger
> Der Erdensöhne,
> Prächtiger
> Baue sie wieder,
> In deinem Busen baue sie auf!

Und ist denn der rosige Teint der Jungfrau darum minder poetisch, weil ich weiß, daß das zarte Gewebe der Haut die blutgefüllten feinsten Gefäßchen hindurchschimmern läßt? Muß ich die eleganten gymnastischen Bewegungen eines wohlgeformten, kräftigen Mannes deswegen weniger schön finden, weil mir die Gesetze der Muskelthätigkeit bekannt sind? Gewiß nicht! So wird also auch das Wogen der Brust, der Hauch des Athems für uns an Poesie und Interesse nicht verlieren, wenn wir über die Bedeutung dieses Phänomenes genauere Kenntniß uns verschaffen.

Die Grundlage einer solchen physiologischen Erkenntniß ist das anatomische Wissen; aber unsere heutige Physiologie ist längst über denjenigen Standpunkt hinaus, von welchem der Dichter sagen konnte:

> Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
> Dann hat er die Theile in der Hand,
> Fehlt, leider! nur das geistige Band.

In das warme Leben selbst hinein bringen die physiologischen Untersuchungen des heutigen Tages; — freilich hat der Forscher an seinem eigenen Herzen ein schweres Opfer zu diesem Zwecke zu bringen: er muß es über sich gewinnen, am lebenden Thiere zu experimentiren, denn gerade das Experiment am lebenden Thiere ist die ergiebigste und segensreichste Quelle für die Forschungen derjenigen Wissenschaft geworden, welche vor allen anderen Disciplinen die klare Erkenntniß des organischen Lebens und das körperliche Wohlergehen der Menschen erstrebt. Nicht freventlicher, schnöder Leichtsinn kann den Forscher veranlassen, Versuche an Thieren anzustellen; er schreitet hierzu nur in dem hohen, heiligen Bewußtsein, der Wissenschaft, dem geistigen Fortschritte und dem Wohle der Menschheit seine Dienste geweiht zu haben.

In dem großen Culturkampfe, welcher in der Neuzeit gekämpft wird, und von welchem eine Episode augenblicklich auf der Arena des politischen Lebens sich abspielt, hat die Physiologie stets beherzt für die Sache der geistigen Freiheit gestritten. So konnte es

denn auch nicht fehlen, daß gegen sie diejenige Partei, deren Ziel die Unterjochung der Geister ist, und die es von jeher verstanden hat, ihre Herrschaft über die Gemüther der großen Menge zum eigenen Vortheile auszubeuten, die wohlberechnete Beschuldigung der Grausamkeit und Verruchtheit ins Feld führte, um das edle Gefühl des großen Publicums gegen die ihr verhaßte Physiologie zu erhitzen.

Es ist sehr bezeichnend, daß diese Agitation in Italien von Seiten clericaler Zeitungen ins Werk gesetzt wurde und zunächst nach Süddeutschland, dann nach Norddeutschland sich ausgebreitet hat. Leider hat auch ein Theil der freisinnigen Presse, geleitet von einer an und für sich lobenswerthen Empfindung, in dieser Frage gegen die Freiheit der Forschung Stellung genommen. In einer Welt, in der es als berechtigt und heilig gilt, für eine Idee Hunderttausende von Menschen zu verstümmeln und zu vernichten, — in der es den Vornehmen aller Völker erlaubt ist, in Hetzjagden und ähnlichen Unternehmungen ihr Vergnügen zu suchen, — in einer solchen Welt die wissenschaftlichen Experimente an Thieren verbieten zu wollen, ist spießbürgerliche Sentimentalität! Die Resultate der physiologischen Forschung sind von so weittragender Bedeutung sowohl für die geistige Entwickelung der gesammten Menschheit, als auch für das leibliche Wohl der Menschenmassen und des Einzelnen, daß die Wege dieser Forschung nicht nach dem Maaßstabe der Kleinkindermoral gemessen werden dürfen.

So möge denn wenigstens von den Gebildeten die experimentelle Physiologie als berechtigt anerkannt werden.

Uebrigens sind weder alle Experimente grausam, noch stammt unser physiologisches Wissen ausschließlich aus Thierversuchen. Auch die Beobachtungen am Menschen in gesundem und krankem Zustande haben unsere Kenntniß in hohem Maße gefördert. So hat, um uns zu unserem eigentlichen Thema zu wenden, die chemische Untersuchung der von uns und den höheren Thieren eingeathmeten und ausgeathmeten Luft schon frühzeitig Fingerzeige gegeben, in welcher Richtung gearbeitet werden müsse. Es ist erkannt worden, daß von den beiden Hauptbestandtheilen unserer Atmosphäre (Stickstoff und Sauerstoff) der Sauerstoff derjenige ist, dessen wir zum Athmen, zum Leben bedürfen, und es hat sich gezeigt, daß bei jedem Athemzuge in der ausgeathmeten Luft weit weniger Sauerstoff enthalten ist, als in der eingeathmeten. Hieraus mußte man schließen, daß Sauerstoff vom Organismus aufgenommen und festgehalten werde. Ferner stellte sich heraus, daß ebenfalls bei jedem einzelnen Athemzuge die ausgeathmete Luft zum großen Theile aus Kohlensäure besteht, auch wenn in der eingeathmeten Luft keine Spur dieses Gases vorhanden war. Es mußte daher angenommen werden, daß der Körper des Menschen und der höheren Thiere Kohlensäure bilde, und daß diese von den Lungen ausgeschieden werde.

Je nachdem nun neue Thatsachen im Laufe der Zeit gefunden wurden, veränderten sich die Vorstellungen, die in der Wissenschaft über den Verbleib des Sauerstoffes im Organismus und über den Ort der Entstehung der Kohlensäure sich entwickelt hatten.

Bis vor einigen Jahren nahm man an, daß das Blut in Folge chemischer Anziehungskraft in der Lunge den Sauerstoff an sich ziehe und chemisch, aber locker gebunden halte. Der Sauerstoff, dachte man sich, läßt zum Theil im Blute selbst, zum Theil in den Körpergeweben, in die er vom Blute her eindringt, oxydirbare Substanzen zu Kohlensäure und Wasser verbrennen. Die im Blute und den Geweben durch diese Processe sich anhäufende Kohlensäure sollte, entsprechend den physikalischen Gesetzen der Gasabsorption durch Flüssigkeiten, in der Lunge so lange aus dem Blute in die frisch

eingeathmete Lungenluft übertreten, bis der Gehalt des Blutes an diesem Gase dem Kohlensäuregehalte der Lungenluft entsprach, und auf diese Weise sollte durch rhythmisches Zuführen von Luft, die keine Kohlensäure enthält, d. h. durch rhythmisch einander abwechselnde Ein- und Ausathmung eine regelmäßige Ausfuhr von Kohlensäure aus dem Blute herbeigeführt werden.

Auf Grund der Arbeiten von Ludwig, Professor der Physiologie an der Universität Leipzig, gewann man dann vor ein paar Jahren folgende genauere Vorstellung: In den verschiedenen Organen des Körpers finden als materielle Grundlage der Lebenserscheinungen mannichfache chemische Umsetzungen statt. Als Trümmer des verbrauchten Materiales häufen sich in den Geweben leicht oxydirbare (verbrennbare) Substanzen an, welche eine einfachere chemische Molecular-Constitution besitzen, als diejenige des verbrauchten Materiales war. Diese leicht oxydirbaren Substanzen treten aus den Geweben in die dieselben durchziehenden Blutcapillaren (d. h. in die äußerst zarten, nur mikroskopisch wahrnehmbaren Röhrchen, in welche das Blut von den Arterienverzweigungen her eintritt, und aus welchen es sich in die kleinsten Venen ergießt,) und gelangen so in den Blutstrom. Im Blute selber, also innerhalb der Gefäße, nahm Ludwig an, würden die Substanzen von dem Sauerstoffe des Blutes (der dem Blute in der Lunge durch die Athmung zugeführt worden ist) zu Kohlensäure und Wasser verbrannt. Der Lunge vindicirte Ludwig ein specifisches, noch zu erforschendes Vermögen, die Kohlensäure aus dem zu ihr gelangenden Blute auszutreiben; die Lunge sollte gleich wie die Speichel- und Milchdrüsen den Speichel resp. die Milch absondern, in ähnlicher Weise die Kohlensäure aus dem Blute absondern; die Kohlensäure sollte auf diese Weise in die Lungenluft gelangen und dann durch die Ausathmung aus dem Körper entfernt werden.

Nun hat in neuester Zeit Pflüger, Professor an der Bonner Universität, über diesen Gegenstand in seinem physiologischen Laboratorium und unter seiner Aufsicht äußerst sorgfältige Untersuchungen anstellen lassen, deren Ergebnisse die besprochene Anschauung stürzen und eine andere Vorstellung begründen, welche, wenn auch minder durch Thatsachen gestützt und minder klar ausgesprochen, so doch wenigstens im Keime bereits in der früheren, vor den Arbeiten Ludwig's und seiner Anhänger gültigen Theorie enthalten war.

Bekanntlich besteht das Blut im Wesentlichen aus einer fast farblosen Flüssigkeit, dem Plasma, und aus den in dem Plasma in enorm großer Zahl suspendirten (einzeln nur microskopisch sichtbaren) rothen Blutkörperchen. In diesen Körperchen ist ein (chemischer) Stoff, das Hämoglobin, enthalten, welcher den Blutkörperchen die Farbe verleiht; in chemischer Beziehung gehört dieser Stoff zu den (stickstoffhaltigen) Eiweißsubstanzen. Das Hämoglobin hat eine große chemische Verwandtschaft (Anziehungskraft) zum Sauerstoff, so daß der aus der Lungenluft in die Lungencapillaren eintretende Sauerstoff in der Hauptsache von dem Hämoglobin der Blutkörperchen in Beschlag genommen wird. Diese Verwandtschaft ist so groß, daß nach den Pflüger'schen Untersuchungen selbst bei einem geringen Sauerstoffgehalte der eingeathmeten Luft das Lungencapillarblut sich fast vollständig mit Sauerstoff sättigt. Ein gewisses Minimum von Sauerstoffgehalt der Umgebung ist jedoch nothwendig, damit sich das Blutkörperchen mit Sauerstoff in jenem hohen Maße imprägnire. Wird diese Gränze nicht erreicht, so findet eine geringere Aufnahme von Sauerstoff statt.

Wenn ferner ein vollständig oder fast vollständig mit Sauerstoff gesättigtes Blut-

körperchen in eine Umgebung gelangt, deren Sauerstoffgehalt geringer als jenes Minimum ist, so giebt es so lange Sauerstoff an diese Umgebung ab, bis es nur noch den Imprägnationsgrad hat, welcher dieser nunmehr an Sauerstoff bereicherten Umgebung entspricht.

Unter den normalen Verhältnissen ist nun der Sauerstoffgehalt der eingeathmeten Luft weit größer als das besprochene erforderliche Minimum; daher geht das Blutkörperchen fast vollständig mit Sauerstoff gesättigt aus den Lungen zum Herzen und von dort zu den verschiedenen Körperorganen. In diesen (d. h. in den Capillaren, welche diese Organe durchziehen,) tritt es in innigsten Verkehr mit Gewebetheilen, deren Sauerstoffgehalt in Folge der physiologischen Umsetzungen und des dabei statthabenden Sauerstoffverbrauches sehr gering ist und selbst gleich Null sein kann. Nach dem Gesagten giebt also jetzt das Blutkörperchen an diese Gewebetheile Sauerstoff ab, und so regulirt jedes Gewebetheilchen je nach dem Verbrauche, resp. dem Bedürfnisse seinen Sauerstoffzufluß mit äußerster Präcision. Diese Feinheit der Regulirung ist für sämmtliche Gewebetheilchen des Organismus dadurch ermöglicht, daß in jenen vielen Millionen von Capillaren der Lunge und der Gewebe jedes einzelne Blutkörperchen in lebhaftesten Austausch einerseits mit der Luft, andererseits mit den Geweben kommen kann; denn im Capillarröhrchen haben nur wenige (eines bis höchstens fünf) Blutkörperchen neben einander Platz.

Für die im Körper gebildete Kohlensäure ist der Transportweg der umgekehrte. Die eingeathmete Luft ist so gut wie frei von Kohlensäure; daher giebt das Blut so viel Kohlensäure (woher es diese erhalten hat, wird uns sogleich beschäftigen) an die Lungenluft ab, daß der Gehalt des Lungencapillarblutes an Kohlensäure schließlich dem Kohlensäuregehalte der auszuathmenden Luft entspricht; das auf diese Weise von Kohlensäure bis zu einem gewissen Grade befreite Bluttheilchen gelangt auf seiner späteren Wanderung durch die Körpercapillaren zu Geweben, die an Kohlensäure sehr reich sind, da diese Gewebe bei ihren Lebensverrichtungen den Kohlenstoff ihres Materiales mittels des ihnen vom Blute zugeführten Sauerstoffes zu Kohlensäure verbrannt haben. Das Bluttheilchen nimmt jetzt aber so lange Kohlensäure aus den Geweben auf, bis der Grad seines eigenen Kohlensäuregehaltes dem auf diese Weise verminderten Kohlensäuregehalte der Gewebe entspricht. So an Kohlensäure reicher geworden eilt das Bluttheilchen zur Lunge und giebt dort an die kohlensäurearme, neu eingeathmete Lungenluft so viel von dem erhaltenen Gase ab, daß zwischen beiden das Gleichgewichtsverhältniß im Kohlensäuregehalte hergestellt ist. Man sieht aus dem Erörterten, daß nach dieser heute begründet gültigen Auffassung ein specifisches Ausscheidungsvermögen für die Kohlensäure, gewissermaßen nach Art einer absondernden Drüse, der Lunge nicht mehr zugeschrieben werden kann.

Fassen wir das Gesagte mit wenigen Worten zusammen, so ergiebt sich Folgendes: Entsprechend den auch außerhalb des Thierleibes gültigen physikalischen und chemischen Gesetzen nimmt das Blut in der Lunge in der eingeathmeten Luft Sauerstoff auf und giebt Kohlensäure an dieselbe ab, während in den übrigen Geweben des Körpers denselben Gesetzen gemäß umgekehrt eine Abgabe von Sauerstoff aus dem Blute an die Gewebe und eine Aufnahme von Kohlensäure aus den Geweben in das Blut Platz greift.

Die vorgeführten Wandelungen der Theorien können die Art und Weise veranschaulichen, in der die Physiologie vorschreitet. Gleichwie der Laufgraben, der gegen eine eingeschlossene Festung eröffnet ist, zwar im Zickzack bald rechts, bald links geht, aber in

Bezug auf die Richtungslinie gegen das Ziel hin stets **vorwärts** führt, so gehen auch die auf den Einzeluntersuchungen der einzelnen Forscher errichteten Theorien zwar gelegentlich zu weit nach der einen oder der anderen Seite, bringen uns aber stets näher dem Ziele, der Erkenntniß des Wahren. Und wenn wir durch eine Untersuchung, die einen wesentlichen Fortschritt bildet, von der einen Seite der geistigen Richtungslinie auf die andere Seite derselben gelangt sind, so kann es uns begegnen, daß wir durch eine Rückkehr zu der Seite, die wir früher inne hatten, mit anderen Worten: durch die vollständige oder theilweise Wiederaufnahme der aufgegebenen Anschauung, dennoch einen Fortschritt im Ganzen machen, sobald die Rückkehr zur verlassenen Seite durch ein Vorwärtsdringen gegen das Ziel veranlaßt ist, — sobald die Wiederaufnahme der alten Vorstellung durch die neu errungenen wissenschaftlichen Thatsachen nothwendig gemacht wird. Die Theorie umfaßt nur die Gesammtheit der Thatsachen; sie ist gewissermaßen der Ausdruck derselben.

Die Ludwig'schen Untersuchungen hatten die Schwächen der bis dahin gültigen Theorie erkannt und klargelegt. Ludwig fand neue Thatsachen und stellte Berechnungen auf, die vorerst jener Theorie nicht untergeordnet werden konnten. Dieser Forscher sah sich daher genöthigt, jene Theorie zunächst zu verlassen. Damit provocirte er die experimentelle Neubearbeitung dieses Gegenstandes auch von anderer Seite.

Durch die Pflüger'schen Untersuchungen ist eine Reihe hochinteressanter Thatsachen über die Gasspannungen in den Geweben und im Blute an verschiedenen Stellen des Gefäßsystemes durch zuverlässige Methoden ermittelt worden: die alte, von Ludwig verlassene Theorie erhielt einerseits zwar wesentliche Modificationen, andererseits die nöthigen Stützen im reichsten Maße; die von Ludwig hervorgehobenen Bedenken und Unerklärlichkeiten wurden experimentell beseitigt; die Berechnungen wurden auf Grund des Neugefundenen corrigirt: und so ist durch eine scheinbare Rückkehr zu früheren Anschauungen in Wirklichkeit ein wesentlicher Fortschritt der Erkenntniß bewirkt.

Aus dem inneren Leben der Armee.

Vierundzwanzig Stunden im Felde.

Eine Studie

von

Ludwig Capitano.

Die Armee ist gleich einer Maschine. Ihre einzelnen Theile und Theilchen sind Menschen, denen durch Beilegung besonderer Attribute, durch oft wechselnde Zusammenstellung mehrerer von der gleichen oder von verschiedener Gattung, durch Verbindung derselben mit besonderen, von dem Willen jener abhängigen Instrumenten die gewünschten Functionen entlockt werden. Auch bei dieser Maschine wird von der großen Mehrzahl der Leute nur das Resultat einer eingehenden Betrachtung unterzogen. Die bedeutenderen, vor Allem in die Augen springenden Hauptheile, als Dampfkessel, Schwungräder &c., erhalten da und dort noch Blicke des Staunens und der Bewunderung;

die Einzelarbeit und das Zusammengreifen der tausend kleineren Theilchen, die vielen Reibungen und deren Verhütung, — das Alles geht meist bei dem Erscheinen des wohlgerathenen oder aber zum Unheil gewordenen Resultates verloren. Sogar die einzelnen, selbst mitwirkenden Factoren kennen oft nur ungenau den inneren Zusammenhang zwischen sich selbst und den Anderen. Es mag darum der Versuch gerechtfertigt sein, an einer kurzen Spanne Feldzugsgeschichte ein Bild der Detailarbeit der einzelnen Armeeglieder aufzurollen. Die in Betracht gezogenen Personen und Situationen haben sämmtlich einen völlig realen, man könnte sagen: actenmäßigen Hintergrund und lehnen sich an wirkliche Acteurs und wirkliche Scenen aus dem großen Feldzuge gegen Frankreich an. Um aber ebenso unfruchtbare wie unliebsame Combinationen zu verhüten, sind alle Namen frei gewählt worden.

Erstes Capitel.

Im Hauptquartiere.

»Lieber Klarenhaupt, es ist das Sicherste, Sie reiten selbst zum General Ricker hinüber und besprechen die Situation,« schloß der Generalstabschef des selbständig operirenden Armeecorps eine Conferenz mit den Officieren des Generalstabes. »Wir können hier die Lage noch nicht ganz übersehen. Es wird der Division anheim gestellt, wenn die Verhältnisse dazu einladen sollten, morgen einen Stoß auf das angeblich südlich B. gefühlte feindliche Corps zu führen. Womöglich soll aber mit einer der Brigaden der Marsch gegen das Gebirge fortgesetzt werden. Marschirt in der That ein feindliches Corps jenseits des Gebirges vor, wie der freilich sehr anzweifelbare Spion ausgesagt, so sind alle Kräfte daran zu setzen, möglichst rasch die Debouchéen im M.-Thale zu gewinnen. Dann basiren wir uns auf L. und haben Anschluß an den großen Verkehrsweg der Armee gewonnen. Zudem treffen von morgen ab die Spitzen der nten Division im R.-Thale ein, so daß wir einer Sicherung unserer linken Flanke und unseres Rückens zunächst enthoben sein werden. Jedenfalls ist es von Wichtigkeit, daß wir morgen früh hier zeitig Meldung über den Stand der Dinge bei General Ricker erhalten.«

Der Officier verbeugte sich und verließ das Zimmer.

»Ist der Telegraph wieder hergestellt, Hauptmann Winckelmann?«

Bis gegen 2 Uhr morgen früh glaubt der Telegraphendirector fertig zu werden. Die erste Abtheilung, die die Strecke begangen hat, ist in P. von den Bauern angefallen, der Beamte mißhandelt worden. Die Bestrafung des Dorfes ist der Brigade Zug übertragen.

»Ja, wenn sie ordentlich zahlen müssen, dann bringen wir es so weit, daß sie die Bewachung des Telegraphen selbst besorgen. Der Telegraphendirector Treibmann, Hauptmann Rhadenow, ist bei dem nächsten Vorschlage für das Kreuz, wie der commandirende General heute befohlen, in erster Linie zu nennen. Seine Drähte fliegen uns förmlich nach. — Guten Abend, meine Herren.«

Das heiße ich einmal einen schönen Tag, rief einer der Officiere unten auf der Straße. Jetzt ist es noch nicht ganz 10 Uhr, und kein Geschäft mehr. Passirt nicht oft. Gewöhnlich geht, wenn die Herren bei den Truppen fertig sind, unsere Plackerei erst los. Nein, was die Bataillone, Regimenter, Abtheilungen, Detachements, Brigaden und die hohe Division nicht Alles zusammenschreiben — es ist haarsträubend.

Und wenn sie wenigstens früher schreiben möchten. Sie füllen mit ihren Werken

lediglich die Zeit aus zwischen der Ankunft im Quartier und dem Diner. Dann legen sie sich schlafen. Thun wir jetzt desgleichen. Gute Nacht!

Sie gingen zu Bette; der Officier du jour streckte sich angekleidet auf sein Lager.

Drüben über der Straße im Bureau des Generalcommandos ist noch Licht. Das Bureau ist etablirt in dem stattlichen Gebäude, an welchem fast durch alle invadirten Departements hinab die deutsche Bezeichnung »Schule« angemalt war. Wo man so viel Deutsch nicht zusammenbrachte, war frisch und möglichst groß aufgestrichen Ecole, école primaire u. dgl.

Eine in Frankreich verbreitete Ansicht behauptete, daß die deutschen Barbaren bei der blutdürstigsten Grausamkeit gegen französische Häuser im Allgemeinen und gegen Wirthshäuser und hierunter wieder gegen Bierhäuser im Besonderen, eine fast unbegreifliche respectvolle Scheu vor den Schulhäusern haben sollten. Ja, die Schulen wurden überall mit der schonendsten Sorgfalt behandelt, namentlich stets gut durchsucht. In geradezu unbegreiflichem Mangel an Einsicht und vorauseilenden Gedanken waren fast in allen Schulhäusern die vorzüglichen Departemental- und Cantonalkarten an den Wänden hängen und die Vorräthe in den Schränken liegen geblieben. Hierdurch konnte bei aufmerksamen Truppenabtheilungen bald jeder Officier, ja theilweise viele Unterofficiere, Freiwillige ꝛc. mit Karten versehen werden, die ein Ausrüstungsstück der Paletottasche oder eine Verstärkung der Rockbrust bildeten. Sie sind namentlich der weit recognoscirenden Cavalerie unentbehrlich.

Im oberen Stocke des Schulhauses sitzt ein Officier an vorzüglich beleuchtetem Tische. Bis in den kleinsten Winkel Frankreichs fanden sich gute und schöne Lampen und ebenso gute Kerzen. Auf dem Tische liegen eine Menge Briefe und Zeitungen. Wenn der Herr andere Passepoils und nicht eine Schärpe über die Brust trüge, man könnte ihn für den Postexpedienten halten. Er ist Adjutant beim Generalcommando, ist heute du jour und deshalb nicht zu Bette. Er ist gleichzeitig Vorstand des Nachrichtenbureaus, und hat soeben wichtige Arbeit bekommen. Ein weit im Gebirge mit einer Patrouille vorgegangener Dragonerofficier hatte den Postbeutel eines bedeutenden Städtchens kurz nach dessen Eintreffen am Bestimmungsorte zu entdecken das Geschick gehabt. Das annähernde Bild von der Lage und dem Treiben und hieraus gezogene Schlüsse auf die nächsten Absichten des Feindes sind die Bausteine, aus denen bei den Generalcommandos die eigenen Entschließungen zur Lösung der von der Heeresoberleitung gestellten Aufgaben bestimmt werden. Meldungen der weit voraus selbständig recognoscirenden Cavalerie, aufgebrachte Posten, Zeitungen, Aussagen der Einwohner, Spionennachrichten, Art des feindlichen Auftretens bei einzelnen kleineren oder größeren Gefechten, Verhöre der Gefangenen und eine Menge kleinerer oft unbedeutend gehaltener Erscheinungen: das Auftauchen neuer Uniformen, Bewegung unter der Bevölkerung der besetzten feindlichen Gebiete, auch der untrügliche Barometerstand der Hoffnungen auf den einzelnen Gesichtern — aus allen diesen sich oft widersprechenden Factoren setzt die militärische Erfahrung und Kenntniß der feinsten Detailerscheinungen das Bild vom Feinde und seinen Absichten zusammen. Auf dem genannten Nachrichtenbureau, d. h. wo möglich immer durch denselben Officier, werden also sämmtliche eingehenden Nachrichten tageweise zusammengestellt.

Diese bildeten in dem letzten Kriege bei vielen höheren Commandos die einzigen zuverlässigen Anhaltspunkte, welche für die Entschlüsse oft maßgebend waren. Alle anderen eingehenden Mittheilungen waren meist höchst unzuverlässig und veraltet; namentlich

auch die Nachrichten aus der Heimat und die aus der Schweiz oder über Belgien und England gekommenen. Da und dort muß das Richtige beinahe durch Ahnung gefunden werden. Das Glück aber, das Richtige zu treffen, ist nie ohne Verdienst. Wehe dem Generale, dessen Organe aus Glück allein ab und zu das Richtige treffen.

Sehr gute Nachrichten lieferten im letzten Kriege vorzüglich die Briefe, namentlich seit mit Aufbieten der nicht durch die strenge Militärerziehung gegangenen Mobilgarde-Armee die französische Plauder- und Renommirsucht Zaum und Zügeln verloren hatte. Mit prächtigem Leichtsinne steckten Gemeine und Officiere fast Angesichts unserer Vorposten ihre von vielen Tiraden, aber auch von Goldkörnern für das Nachrichtenbureau gefüllten Briefe in den Briefkasten. Was etwa absichtlich zur Täuschung des Feindes berechnet hineingeschoben wird, ist meist rasch erkannt.

Auch die Einwohner wußten viel von den Operationen. Der französische Soldat will stets auf Tage hinaus au courant der Ereignisse erhalten werden. Er will täglich in einer Ordre du jour angesprochen sein, nicht allein für das, was er heute oder gestern gethan hat, sondern auch für das, was er morgen und übermorgen alles Schreckliches thun muß, bei welchen Ansprachen viele Generale siegreich zurückkehren oder für das Vaterland sterben, aber doch übermorgen, ohne im Geringsten an Achtung zu verlieren, geschlagen sind und weiterleben. Die Phrase hat den Charakter verdorben. »Helden von Jena, morgen werdet ihr die Wasser von les eaux rouges noch röther färben, als es vor 5 Jahrhunderten — auf einige mehr oder weniger kommt's hierbei nicht an — euere stets unbesiegten Vorfahren gethan.« Und Officier und Soldat schiebt die Mütze über die Stirne hinauf ins Genick und stolzirt, das kurze Pfeifchen keck gen Himmel pressend, mit Heldenmiene in das nächste Café, legt sich mit breiten Ellenbogen in ein Tischchen hinein und kritisirt die Absicht des Generales. Der Schluß aber lautet sicher wie der des Tagsbefehles; nur verwandelt sich das Futurum des letzteren jetzt in das Präsens: die Preußen sind morgen alle verschlungen. Dieser Fall der Feindesvernichtung ist auch der einzige, wo der gotteslästerliche verderbte Franzose von einer gewissen Sorte der Arbeiterbevölkerung (la voyoucratie) an ein höheres Wesen, als er selbst ist, denkt. Was die Helden von Jena morgen vielleicht doch noch nicht verschlingen, das wird der liebe Herrgott vollends vernichten.

Dem Premierlieutenant wollte heute etwas Wichtiges aus seinen Zeitungen und Briefen nicht herausspringen. Die Situation schien auch gar nicht ernst. Das sehr bezweifelte Auftreten eines Theiles des feindlichen Corps in der linken Flanke konnte keine andere Wirkung thun, als den Vormarsch des eigenen Corps über das Gebirge vielleicht um einen Tag aufhalten. Blieben inzwischen die Debouchéen in das M.-Thal deutscherseits festgehalten, so lag in jener Verzögerung nur ein kleiner strategischer Nachtheil, der rasch wieder später ausgeglichen werden konnte. Aber gerade das Festhalten der Debouchéen schien nicht so ganz gesichert. Gegen das M.-Thal im Marsche befand sich die Brigade des Generales Eisenhart. Dieser hatte ohne große Schwierigkeit seine Bewegung durch das Gebirge ungefährdet bewerkstelligt, ohne auf einen Feind zu stoßen, und mußte heute bei R. das M.-Thal glücklich erreicht haben. Seine eigenen Meldungen lauteten beruhigend. Doch lag eine Combination der feindlichen Absichten nahe, die sehr gefährlich werden konnte. Wenn das seit mehreren Tagen consequent von der Bevölkerung genannte feindliche Corps nur mit einem kleinen Theile diesseits des Gebirges gestanden, die Hauptmacht aber sich gegen General Eisenhart jenseits gewendet hatte, dann war dessen Lage momentan eine sehr bedenkliche.

Endlich ist der Adjutant am letzten Briefe angekommen, eine Frauenzimmer-, fast Kinderschrift. Wie manchen schmelzenden Liebesbrief hatte er auf diese Weise schon genossen mit Schwüren und Photographie, deren Urbild er sich dann und wann gerne statt der todten Acten in die Nähe seines Schreibtisches gewünscht hätte. Er warf den Brief zu den übrigen und erhob sich. Doch nein, er setzte sich wieder. Es ist seine Pflicht, auch diesen Brief zu lesen. »St. Urnon, den 5ten«. — St. Urnon? da soll morgen am 6ten General Eisenhart einmarschiren. — »Liebe Aeltern, mit großem Schmerze muß ich Euch mittheilen, daß ich zum Geburtstage des lieben Papa nicht nach Hause kommen kann.« — Thut auch mir sehr leid. — »Wie der Onkel Jean gesagt hat, werden in den nächsten Tagen alle Straßen unsicher sein.« — Das werden unsere Patrouillen gehörig besorgen. — »Die Preußen sind schon ganz nahe. Aber der Himmel ist mit Frankreich; das Wetter wird sie elend machen, sagt der Onkel, und von allen Seiten wird man über sie herfallen. Morgen schon« — hört! hört! — »soll ein Hauptschlag gegen sie geführt werden. Ich muß also hier bleiben. Ich eile Euch noch Nachricht zu geben und bin toute à vous Eure dankbare Tochter Amélie.«

Der Premierlieutenant las noch einmal; dann eilte er in den unteren Stock und ließ sich vom Registrator aus einer Kiste einen in einer Mappe eingeschlossenen Fascikel geben, auf dem mit großen Buchstaben »Secreta« stand. Darin lagen auch die Notizen über eine heute eingegangene Spionennachricht. — »Wenn etwas für mich kommt, ich gehe hinüber zum Herren Oberst.« —

Der Generalstabschef saß über einen in rothem Saffian gebundenen prächtigen Atlas von Joanne mit der besten Departementskarte gebeugt, der glücklicher Weise vor einigen Tagen in der Präfectur zu V. aufgefunden worden war, und der, beiläufig gesagt, für die Ausarbeitung der weiteren Operationszüge des Corps einige Zeit das einzige Material des Generalcommandos bildete.

»Was bringen Sie noch, lieber Felsen? Bitte, setzen Sie sich.«

Felsen erstattete Bericht über das Ergebniß seiner postalischen Studien. Hiermit wurden die übrigen Nachrichten nochmals verglichen. Es war, Alles zusammengehalten, wenn die letzte Mittheilung auch auf schwachen Kindesbeinen stand, sehr möglich, daß die Brigade Eisenhart morgen angegriffen würde.

»Ich danke Ihnen, lieber Felsen.«

Dieser ging nach dem schulhäuslichen Wohnzimmer zurück und streckte sich völlig angekleidet auf das mächtige behagliche Ehebett. Als die unvermeidliche Pendule auf dem Caminsimse Mitternacht tippte, waren seine Gedanken allen Spionen und Brigaden weit entflogen nach friedlicheren Gegenden.

Pendulen! Es giebt in Frankreich viele; sie sind, so zu sagen, der Ausdruck der Wohlhabenheit. Der Franzose liebt den Schein. Wer auch auf dem Lande es irgend machen kann, hat ein kleines Staatszimmer mit schönem Boden, einer Pendule und einem Staatsbette. Der Bauer benutzt dies Alles nie; er schläft in einem Verschlage des oft mit Letten ausgeschlagenen Küchen- und Wohnraumes. Das Bett im Staatszimmer ist immer sehr schön. Schon bedenklicher ist die Pendule. Der Verfasser, der die Familienleidenschaft besitzt, alle nicht gehenden Uhren, wo es auch sei, aufziehen zu müssen, hat diesen Versuch auch eines Tages in der Gegend von P. im Saône-Thal an einer bäuerlichen Pendule gemacht. Sie hatte gar nichts von einem Werke in sich: das Geld des prachtliebenden Bauern hatte nur zum äußeren Gestelle nebst Zeigern gereicht.

Wo aber schlief der Schulmeister? Er wachte nebenan bei seiner schwer kranken Frau. Gestern waren die ersten „Prussiens“ eingetroffen, eine Compagnie der Avantgarde mit einigen Dragonern. Die Frau Schulmeisterin war Nachts zuvor in die Wochen gekommen; der Schreck über die Ankunft der Truppen hatte sie in ein schweres Fieber geworfen. Der Führer der Deutschen ließ indeß sofort das Schulhaus wieder räumen, als er hiervon erfuhr. Ja, er that, was der Schulmeister nicht für möglich gehalten, und was seine ganze Theorie von den Prussiens fast über den Haufen warf: er ließ einen Dragoner abreiten nach ärztlicher Hilfe. Richtig war auch nach etwa zwei Stunden ein Herr mit der internationalen Binde angekommen, der vorsorglich ein Fläschchen mit Tropfen mitgebracht hatte. Der Kranken wurden 15 Tropfen zweistündlich zu nehmen verordnet. Es war bald der Frau Schulmeisterin besser geworden; die Preußen hielt der Schulmeister jetzt auch für Menschen. Kaum war übrigens heute früh der menschenfreundliche Hauptmann mit seinen Leuten abmarschirt, da schwand des Franzosen unbefangeneres Urtheil, und bis zum Nachmittage hielt er alle Prussiens wieder für Menschenfresser und Kirchenschänder, genau wie es so und so oft in seiner Zeitung gestanden. Der gute Hauptmann war eine schlecht gerathene Ausnahme von den übrigen Prussiens. Darum war auch noch immer des Schulmeisters große bildschöne Tochter im hintersten Alkoven versteckt. —

Inzwischen war der Generalstabschef bei dem commandirenden General eingetreten. Der alte Herr saß mit der einfachen Stahlbrille bewaffnet an dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers und las Meldungen; das nebenan im lauschigen Boudoir der Dame des Hauses stehende duftige Bett war noch unberührt. Den Abendthee hatte Excellenz der Herr Kammerdiener Wilhelm, wie dieser sich nicht ohne Stolz verspotten ließ, neben die Lampe gestellt.

Freundlich erhob sich der greise, aber frische General, die förmliche Verbeugung seines ersten Dieners und Freundes zu erwiedern. Dann nahmen Beide Platz.

Die Nachrichten, Excellenz, über die feindlichen Truppenansammlungen im M.-Thale gewinnen immer mehr Gestaltung trotz der gegentheiligen Anschauung in den officiellen Nachrichten. Es hat den Anschein, als stehe sogar ein Angriff auf General Eisenhart bevor.

Wie stark ist Eisenhart? fragte Excellenz.

6 Bataillons, 2 Batterien, 2 Escadrons.

Na, da kann er schon einen Puff aushalten. Er ist der Mann, da er den bestimmten Befehl hat, auch so zähe wie möglich stehen zu bleiben. Der beigegebene Generalstabsofficier ist ein klarer Kopf. Sie haben zwei sehr gute Regimenter. Die Bevölkerung im M.-Thale scheint durch die Lectionen, die sie erhalten hat, ganz passiv. — Wie weit nähern sich unsere Abtheilungen morgen der Brigade Eisenhart?

Immer doch nur so weit, Excellenz, daß sie morgen Abend noch fast 2 Märsche entfernt sind.

Der alte Herr sah lange in seine Karte, dann blickte er klar auf, bekräftigte zuvor seine eigene innere Ansicht durch einen Schlag mit der Hand auf den Tisch, und sagte: »Es wird an den heutigen Entschlüssen nichts geändert. Lassen Sie der nten Division anheim stellen, wenn sich bis morgen Abend bei Eisenhart die Verhältnisse geändert haben sollten, ihm übermorgen am 7. bis gegen Mittag mit der Brigade am linken Flügel näher zu rücken, als bis jetzt befohlen ist. Wir dürfen die Truppen zum De-

bouchiren aus dem Gebirge nicht außer Athem bringen. — Was hat die Studie über unseren Weitermarsch durch Burgund nach dem oberen Y.-Thale ergeben?

Der Marsch zwischen den vier wohl besetzten Festungen durch wird einige Schwierigkeiten machen. Erheblicher feindlicher Widerstand dürfte übrigens erst an den starken Abschnitten des Hügellandes zwischen dem S.- und M.-Thale erfolgen. Nach Ausnützung der großen Hilfsquellen von D. wären sodann die bisherigen Verbindungen nach den Vogesen und der Heimat abzubrechen, und die Basis des Corps an den großen Verkehrsweg der Hauptarmee, die Eisenbahn nach Deutschland, zu verlegen. Sämmtliche Trains, die Post, der Nachersatz werden nach Ch. an der Marne instradirt; bei dem Corps verbleibt nur ein Feldlazareth und eine verstärkte Munitions-Colonne. Der Weitermarsch, in zwei Colonnen ausgeführt, würde die ersten Haltepunkte im Thale des Armançon, bei den Städten M. und S. finden. Von dort aus kann die Verbindung mit Ch. an der Marne aufgenommen werden.

Wie weit ist das von M.?

22 geographische Meilen. Der südlichere Weg nach dem Y.-Thale ist zwar einige Meilen näher; das Gebirge, Juraformation, ist aber dort viel steiler und jetzt total verschneit. Die Verpflegung wird schwierig sein; schlimmer wird das Mitführen der Kranken und der Verwundeten werden. Ebenso bedenklich ist es mit der Munition. Große Actionen werden kaum möglich sein. Sollten übrigens Excellenz durch eine Anfrage beim großen Hauptquartiere darauf aufmerksam machen?

Nein, der Befehl ist ganz bestimmt gefaßt. Offenbar liegt dem Hauptquartiere daran, daß wir rasch vorkommen. Uebrigens soll der morgigen Tagesmeldung eine genaue Zusammenstellung unserer Nachrichten über die feindlichen Truppenansammlungen beigefügt werden. Und nun gute Nacht. Um wie viel Uhr marschiren wir morgen früh?

Um $^1/_2$8 Uhr, Excellenz, die Meldungen des Generales Nicker sind nach dem Rendezvous der Brigade Zug bei L. befohlen.

Der Generalstabschef ging nach seiner Wohnung und zur Ruhe. —

Der Intendant und der dirigirende Arzt hatten Abends noch für die Märsche der nächsten Tage ihre speciellen Weisungen und Aufträge erhalten. Sie waren durch die täglichen Mittheilungen von Allem, was die wechselnden Verhältnisse bedingten, stets unterrichtet, und konnten daher mit dem richtigen Verständniß und der vollen Selbständigkeit ihre Unterorgane zweckmäßig anstellen. Beide arbeiteten noch in ihren Quartieren. Es ist kein leichter Beruf, stets nach dem Rahmen der täglich sich abwickelnden, oft sehr unvorhergesehenen Ereignisse die Leistungen so einzupassen, daß nirgends dem fortschreitenden Gange der Dinge Hemmungen bereitet, sondern nur Vorschub geleistet wird. Nur Beamte mit dem vollen soldatischen Verständnisse leisten das Genügende. —

Und es ward stille im Hauptquartiere. Wenn man an einem solchen Orte von Stille sprechen kann. Eine Proviantcolonne von einigen 80 vierspännigen Wagen marschirte durch. Die oft verkannte Wichtigkeit dieser Theile der Armee ist bei den Dimensionen des letzten Krieges wieder in das hellste Licht getreten. Und die Arbeit ihrer Führer ist keine beneidenswerthe. Sie ist auch nicht leicht. Mit immer regem Eifer und einer ungemein großen Aufmerksamkeit bei Hunderten von Pferden und den schwierigen Menschenelementen, theilweise engagirten Bauern, nichts thun, als vierspännige Wagen durch die Welt zu führen; nirgends einen directen Effect zu machen, dagegen vielfach auf den Straßen den activeren Cameraden lästig zu sein; selten in

regelmäßiger Ruhe; bleiben sie an Orten, wo andere Truppentheile liegen, so sind sie meist zum Bivouaquiren verdammt; sind sie dagegen allein, so absorbirt die Bewachung der kostbaren Ladung fast alle Kräfte; selten anerkannt für die schwere Arbeit; und die einzige Abwechselung im halbjährigen Feldzuge darin genießend, daß heute Nacht die Wagen geladen vorwärts und dahin fahren, wo sie abgeladen, und morgen die geleerten Wagen rückwärts und dahin fahren, wo sie wieder aufgeladen werden, — ist dies beneidenswerth? Und doch lohnt den Männern ein schönes Bewußtsein. Welche Bedeutung erhält die richtige Anstellung und die richtige Arbeit dieser scheinbar untergeordneten Organe für den Körper der Armee! Alle nach dem Sturze des Kaiserreiches aufgestellten französischen Heere haben dies zu ihrem Schaden zu spät eingesehen.

Der Proviantcolonne folgte ein Feld-Brückentrain; er marschirte während der Nacht zur Division Ricker, der er für die etwaige morgige Operation zur Verfügung gestellt war, und hatte hier zu füttern. Laufen nach der Commandantur, Fassen und Vertheilen der Fourrage, Einquartieren der Mannschaften zum Essen, Fluchen, Commandorufe — aber Alles dies so gedämpft wie möglich. Die Nähe des General-Commandos, die im Gefechte eine ganze Reihe von Männern belebt, mäßigt hier die Affecte.

Ordonnanzen kamen, Ordonnanzen ritten ab; die Schildwachen schritten langsam auf und nieder.

Noch immer saß der alte Herr oben bei der Lampe. Das Alter schläft nicht viel. Immer über den anderen Tag, so hatte er befohlen, wurden die dringenden Sachen direct zu ihm gebracht; der Generalstabschef durfte nicht geweckt werden. Heute war wieder sein Tag. Er hatte sein Tagebuch nachgetragen; angesichts der schwierigen Operation, die in Aussicht stand, es heute sehr vollständig eingetragen. Es ist ein eigen Ding mit der Verantwortung. Wie klar, wie leicht sieht der Blick des Mannes, der die berathende Stimme hat. Gebt ihm aber auch das Wort der Entscheidung zu sprechen, gebt ihm das Ja zu sagen: Ja, ich verantworte so und so viele Opfer; ich wage die Existenz meines ganzen Corps; ich setze den Ruhm einer mehrere Decennien langen Dienstzeit, Alles auf Eine Karte, — er wird nicht so rasch entscheiden. Der oft kurze Entschluß wirkt unwiderruflich auf unberechenbare Zeit hinaus. Hätte der geniale Generalstabschef des großen deutschen Hauptquartieres ohne das entscheidende Ja des königlichen Feldherren mit derselben Sicherheit die kühnen Züge gezogen? Hätten seine genialen Pläne ohne die nachdrückliche Sanction des fürstlichen Generalissimus alle Unterführer zu derselben genialen und pünktlichen Weiterarbeit zu treiben vermocht? Wer die Verantwortung trägt im Kriege, der trägt die schwerste Last.

Solche Tage oder Abende der ganz ruhigen, durch Meldungen von stattgehabten oder zu erwartenden Gefechten, Befehle, Anfragen u. dgl. nicht gestörten Selbstbetrachtung werden einem commandirenden Generale sehr selten zu Theil. Im Tagebuche eines hohen Herren stehen am Rande neben dem Datum des Tages, den der Verfasser bei der Schilderung dieses Abendes beim Generalcommando im Auge gehabt hat, folgende nach dem Feldzuge eingetragenen Worte: »Das Generalcommando genoß hier den einzigen sonnigen und ruhigen Tag während der ganzen Campagne.« — Und die Campagne hatte schon zwei Monate gedauert, und dauerte von da ab weitere vier Monate. —

Auch der commandirende General ging endlich zur Ruhe.

Die Schildwachen schritten langsam auf und ab. Ordonnanzen kamen und gingen. Die, die geritten kamen, hielten vor dem Hause; einer der Männer stieg ab und verschwand in das Innere; er kehrte nach einiger Zeit zurück und zog mit seinem Came-

raden nach dem Stalle. Von denen, die gingen, war einer zuerst ins Haus getreten; ein Anderer kam dann zu Pferde vor das Haus, ein zweites Pferd an der Hand führend. Kam der Erste wieder heraus, stieg auch er auf, und Beide ritten im Trabe ab.

Wer aber ist da drinnen das geheime Uhrengewicht, das ruhelose, das fortwährend die Maschine in Bewegung hält? Es ist der Registrator des Generalcommandos. Er erhält niemals ein besonderes Quartier für sich angewiesen. Wo er ist, ist das Bureau, oder wo das Bureau ist, da ist er.

Das Generalcommando kommt an dem Orte an, der zum Hauptquartiere bestimmt ist. Mit ganzen Päcken Meldungen steigt er vom Stabswagen herunter, große Koffer, Acten-, Papier-, Tinte-, Feder-, Streusand-Koffer, -Kästchen und -Büchsen werden ihm nachgetragen. Bald sitzen die Schreiber an den Tischen, stumm, eifrig; und nun wird journalisirt, registrirt, mundirt, collationirt, fasciculirt, als wären sie im tiefsten Frieden zu Hause. Wehe dem, der nicht gehörig —irt. Der Registrator, hier Generalissimus, ist der verkörperte Tyrann; grob, gallig, Hämorrhoidarius selbst im Kriege. Er ist verantwortlich für jedes Schriftstück, für jeden Fetzen Papier, der kommt und der geht. Er muß Alles lesen, jeder Piece die Nummer geben, sie dem betreffenden Referenten zutragen, Alles adressiren und expediren. — Wie viel geschrieben wird? Er hat während der Belagerung von X. in 6 Wochen, gleich 42 Tagen, über 4000 Nummern gehabt, 100 Schriftstücke per Tag! Eben kommt eine Meldung. Er liest, bringt sie dem Officier du jour ans Bett. »Kann bis morgen früh warten.« Er geht wieder ab, schreibt Stunde der Ankunft, Datum u. s. f. auf und trägt es ein. Es kommt ein Telegramm aus dem großen Hauptquartiere, dem Gehirne der Armee. Er quittirt dem Beamten den Empfang und geht zu Excellenz oder zum Generalstabschef. Nun begleitet ihn der eine dieser Herren an das Bett des Anderen. Er wartet. Es erfolgt eine Entscheidung. Er erhält mit Bleistift geschrieben eine Antwort. Er geht zurück, präsentirt &c. und schreibt Beides, Telegramm und Antwort, eigenhändig in einen besonderen Fascikel: Correspondenz mit dem großen Hauptquartiere. Zwischen Alles das hinein legt er sich auf einen in der Ecke befindlichen Strohsack oder eine Matraze.

Die schlimmste Zeit ist die morgens vor dem Aufbruche. Jeder der Herren Officiere arbeitet, bis er zu Pferde steigt; kurz vorher erhält der Registrator eine Menge Acten; alle Schreiber kratzen noch. Da erscheint der Wachtmeister der Stabsordonnanzen. »Der Stabswagen ist am Abgehen.« Und nun werden die Kisten gepackt, geschlossen, abgezählt, revidirt. Der Letzte, der mit prüfendem Blicke das Schlachtfeld verläßt, ist der Registrator. Ein liegen bleibendes Blättchen Papier würde nach kurzer Zeit den Weg in's feindliche Hauptquartier finden.

Endlich sitzt er im Coupé des Stabswagens. Seine Gönner und nächsten Nachbarn in der Wagencolonne des Hauptquartieres, der Corpspfarrer und der Corpsauditeur, haben ihm aus ihrem Wagen heraus ein verschlafenes Guten Morgen gewünscht. Er dankt höflichst und begreift, daß es bei diesen Herren keine Kunst ist, angesichts der Strapazen des Feldzuges die rundesten Bäuchlein anzumästen und Geld zu sammeln. Er ist zwar auch nicht mager; er ist gesund. Aber reich wird er gewiß nicht. Er muß stets zweimal zu Nacht essen; das zweite Mal meist gegen Mitternacht. Im Hauptquartiere wird aber Alles bezahlt. Einmal — es war nach der Uebergabe der Festung X. — hat Excellenz ihn zu Tisch eingeladen. Er war sehr geehrt. Es kam nicht mehr vor. — Heute Nacht sinkt auch er auf seinen Sack früher als sonst. — Das war ein guter Tag.

Ueber Schopenhauer.

Von

A. Kühtmann.

(Schopenhauers gesammelte Werke, herausgegeben von Julius Frauenstädt.)

Schopenhauer, der bekanntlich ein hoch entwickeltes Bewußtsein eigener Bedeutung besaß, fand den Hauptbeweis für die von ihm gefundenen Wahrheiten darin, daß diese bei seinen Lebzeiten ganz unbeachtet geblieben seien. In seinen Schriften wiederholt sich in gar vielfachen Variationen der Gedanke: wenn die Wahrheit auch endlich Irrthum und Vorurtheil überwindet, so ist doch ihr Kampf ein unendlich mühevoller und langsamer. Als gegen Ende seines Lebens in der Presse und in der wissenschaftlichen Welt einige Notiz von ihm genommen wurde, überraschte ihn das außerordentlich. Er hielt erst das folgende Jahrhundert für sein Verständniß reif und im Stande, die erste Voraussetzung dazu zu erfüllen: seinen Antipoden Hegel als »Charlatan und Unsinnschmierer« zu erkennen.

In Zukunftsprophezeiungen haben die Philosophen selten Glück. Noch 26 Jahre sind es, ehe das Jahrhundert sein Ende erreicht, und schon wird eine Gesammtausgabe der Werke des Frankfurter Philosophen ein Bedürfniß der Nation. Denn wäre es dieses nicht, warum würde die Verlagshandlung wohl Druck- und Papierkosten daran wenden? Auch über Hegel und seine Schule ist die große Excommunication von einer philosophischen Akademie noch nicht ausgesprochen worden. Freilich ist die Hegel'sche Philosophie längst in ihren Herbst eingetreten. Der Schöpfer der dialektischen Methode ist schon 1831 zu seinen Vätern versammelt worden, und nur eine kleine Zahl rüstiger, aber schon grauköpfiger Schüler vertheidigt die Methode des Meisters gegen die sich täglich mehrenden Gegner, welche das fein gewobene Netz der sich selbst entwickelnden Begriffe, als mit Logik und Empirie in gleichem Widerspruche stehend, zu zerreißen suchen. Dagegen wird in der einen deutschen Literaturgeschichte wie in der anderen, wenn die Rede auf die Einwirkung der Hegel'schen Philosophie auf unser heutiges geistiges Leben kommt, behauptet, daß die Form zwar zerbrochen, ihr Geist aber in uns Allen lebendig sei.

Mag nun der übrige Theil der Schopenhauerschen Prophezeiung richtig sein oder nicht, so viel trifft zu, daß in demselben Maße, wie die Kenntniß der Hegel'schen Philosophie abgenommen, diejenige der Schopenhauerschen zugenommen hat. Hierzu hat nicht zum geringsten Theile der jetzige Herausgeber der Schopenhauerschen Gesammtwerke, Julius Frauenstädt, beigetragen, der unermüdlichste Verbreiter der Schopenhauerschen Lehre. Dieser wird es freilich nie gelingen, eine eigentliche Schule zu gründen, wie es Hegel vermocht hat. Dazu gehört immer eine gewisse Fähigkeit, sich bei Anderen in Respect und Autorität zu setzen, die den Hegel'schen Schriften wie seiner Persönlichkeit in hohem Maße eigen ist. Schon die von der gemeinen abweichende Bedeutung, welche Hegel den von ihm gebrauchten Wörtern beilegt, zwingt den Schüler seiner Philosophie, sich nicht bloß in einen ihm fremden Gedankenkreis, sondern auch in einen ihm fremden Wortschatz hinein zu arbeiten. Er wird vollständig in die Schule genommen, muß Vocabeln auswendig lernen, und bei logischen Eintheilungen darf er nie mehr und nie weniger als drei Stufen unterscheiden; sonst wird sofort gegen ihn ein Verbannungsdecret aus dem dialektischen Zauberkreise erlassen. Die Anstrengung, welche es dem unbefangenen Denken kostete, sich in der Zwangsjacke der dialektischen Methode heimatlich zu fühlen, und die

Freude, welche es machte, den logischen Dreischritt nach langen Mühen als die absolute Denkform erkannt zu haben, sind wohl die Hauptgründe für die relative Dauerhaftigkeit dieser Methode gewesen. Die Mühseligkeit des Erwerbes ließ den Inhabern die Kostbarkeit ihres Besitzes als selbstverständlich erscheinen.

Nichts von alledem bei Schopenhauer! Ein reiner, durchsichtiger Stil, welcher dem philosophischen Gedanken den klarsten Ausdruck zu geben strebt und dabei eine Einheit des Stiles, die unser Formgefühl stets darauf hinleitet, daß der durch den philosophischen Grundgedanken einheitlich gestaltete Inhalt auch in der äußeren Hülle des Gedankens sich wiederspiegelt. Leicht verständlich, was die Satzconstructionen und Wortbildungen betrifft, die sich — mit einziger Ausnahme des Schopenhauerschen Grundprincipes, des Willens, — eng an den gewöhnlichen Sprachgebrauch anlehnen, ermuntert Schopenhauer den philosophischen Liebhaber zur Lecture, statt ihn, wie Hegel, erst auf strenge Aufmerksamkeit und eiserne Ausdauer zu prüfen. Hegel, sich stets gleichbleibend und subjectiven Gefühlsäußerungen abgeneigt, imponirte seinen Schülern, wie ein Gott aus dem Olympos. Schopenhauer dagegen, in leidenschaftlichen Ausbrüchen über seine Gegner herfallend, sich in der Polemik Blößen nach allen Seiten gebend, und diese Polemik doch als integrirenden Theil seines Systemes betrachtend, bietet selbst dem philosophisch Ungeschulten Gelegenheit zur wohlfeilsten und selbstverständlichsten Kritik. Nach der moralischen Seite hin konnte Schopenhauer ebenfalls unmöglich eine besondere Pietät entgegengebracht werden. Ueber Hegels Charakter dagegen herscht völliges Dunkel; man weiß nur, daß er mit Leidenschaft Whist spielte. Diese Undurchsichtigkeit gab ihm seinen Schülern gegenüber, wie dem tibetanischen Dalai-Lama, etwas Ueberirdisches.

Was ist nun aber, abgesehen von der eben berührten formellen Seite, dasjenige, wodurch die Schopenhauer'sche Philosophie so ungemein anregend auf unser modernes philosophisches Denken gewirkt hat? Ohne daß sie Schule gebildet hat, nehmen doch von ihr aus die hauptsächlichsten philosophischen Untersuchungen, wie die von E. v. Hartmann. A. m., ihren Ausgang! Wir wollen, anstatt eines Auszuges aus der gut geschriebenen Einleitung Frauenstädts zu geben, selbständig in der Weise auf die Frage näher eingehen, daß wir die einzelnen Fäden aufzeigen, welche die Schopenhauer'sche Philosophie mit den allen Gebildeten philosophisch-geläufigen Ideen verbinden. Vielleicht läßt sich so in einer Zeit, der das Speculiren in papierenen Werthen nur zu geläufig, die philosophische Speculation aber recht fremd geworden ist, der Sache ein allgemeines Interesse abgewinnen.

Die Griechen haben die feine Bemerkung gemacht, daß der Anfang des Philosophirens das Verwundern sei. Objectiv gewandt, heißt dies nichts Anderes, als daß das Wunder der erste Gegenstand der Philosophie ist. Subjectiv würde die Philosophie demnach mit dem Begreifen, objectiv mit dem Einreihen des Wunderbaren in den Causalzusammenhang der äußeren Weltbegebenheiten enden. Unser wissenschaftliches Denken besteht darin, von der Folge auf den Grund, von der Ursache auf die Wirkung zurückzuschließen; d. h. es ist causal. Sobald wir den Regreß nicht weiter zu nehmen im Stande sind, giebt die Wissenschaft die Führung an die »Wissenschaft der Wissenschaften«, an die Philosophie ab. Denn: ein Ding, das nicht Wirkung einer Ursache, eine Thatsache, die nicht Folge aus einem gegebenen Grunde ist, sind unerklärlich und gehören dem Gebiete des Wunderbaren an. Dieses Gebiet verengere von Jahr zu Jahr seine Gränzen, behauptet die moderne Naturwissenschaft; und sie hat Recht, wenn sie das als ihr Verdienst in Anspruch nimmt. Sie hat die unendliche Kette von Ursachen und Wirkungen, welche das organische Leben bilden, Glied für Glied verfolgt und dadurch seine Urform gefunden: die

Zelle. Sie hat die mannichfaltigen Naturkräfte, die in der Materie sich wirksam zeigen, vereinfacht, und manche, die in der äußeren Erscheinung keine Verwandtschaft zeigen, als identisch nachgewiesen: Wärme und Bewegung. Sie hat die Stoffwelt unseres Planeten mit derjenigen des Sonnenkörpers verglichen und gefunden, daß sie die gleiche ist, und dazu diente als Mittel: die Spectralanalyse. Und auf Alles das führte die Naturwissenschaft die Denkkategorie der Causalität. Daher meinen Viele, daß nur diese allein den Forscher auf seinem Wege, die Wahrheit zu suchen, begleiten dürfe; daß auch in denjenigen Gebieten, die der Schlüssel der Ursächlichkeit noch nicht eröffnet habe, durch kein anderes Instrument der Eingang zu erreichen sei. Ja, Andere gehen noch weiter und sagen: die uns bekannten physiologischen Gesetze, welche die Functionen unserer körperlichen Organe beherschen, brauchen wir nur auf diejenigen unserer geistigen zu übertragen, um die sogenannten immateriellen Phänomene des Bewußtseins und der psychologischen Zustände zu erklären. Das ist die Theorie der Materialisten, die bekanntlich nicht erst heute von Vogt und Moleschott aufgestellt ist, sondern im vorigen Jahrhundert von Toland und den Encyklopädisten principiell begründet und von Cabanis lichtvoll und detaillirt entwickelt ist.

Aber nicht bloß die Theologen, sondern auch die ersten unserer Naturforscher wollen nichts davon wissen, daß durch einfaches Uebertragen physiologischer Processe, wie Athmen und Verdauen, auf die Gehirnsubstanz sich das geistige Leben erklären lasse. Wie sich aus der Welt des Unbewußten das Bewußtsein entwickelt hat, über diese Frage erklärt sich Dubois-Reymond bekanntlich mit einem ignoramus; und wenn er ein kategorisches Futurum: ignorabimus hinzufügt, so heißt das nichts Anderes, als wir werden nie im Stande sein, mit Hülfe des Causalitätsgesetzes die Entstehung des Bewußtseins zu erforschen. Die Materialisten freilich sind rasch mit der Erklärung bei der Hand: les nerfs voilà tout l'homme. Aber das einzig Richtige, was in dieser Anschauungsweise liegt, ist: auch die immateriellen Zustände des Empfindens, Denkens und Vorstellens können nicht ohne ein materielles Organ, die Nerven, speciell die Gehirnnerven vorkommen. Ob diese Nerven aber bloß eine der nothwendigen Voraussetzungen bilden, ohne welche die erwähnten geistigen Phänomene nicht eintreten können, oder ob sie einzige Ursache derselben sind, darüber können weder Philosophen noch Physiologen genügende Auskunft geben. Selbst wenn das materialistische Urtheil, les nerfs voilà tout l'homme, ein apodiktisches wäre, so bleibt es noch immer dunkel, auf welchem Wege und nach welchen Gesetzen die geistigen Lebenserscheinungen von den Gehirnnerven producirt werden. Es ist nicht der Schein der Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß in unserem Gehirne die Gedankenproduction in analoger Weise sich vollzieht, wie in unserer Lunge das Athmen, in unserem Magen das Verdauen. Es leitet vielmehr die völlige Verschiedenheit der genannten Processe auch auf verschiedene sie bedingende Ursachen zurück. Der Blutkreislauf und der Verdauungs- und Ausscheidungsproceß sind von ziemlich complicirter Natur; das Product desselben ist aber bei dem Einen wie bei dem Anderen ein gleiches. Julius Cäsar athmete Stickstoff aus, so gut wie Till Eulenspiegel, und bei Lucullus wie bei Diogenes setzte sich das Mittagsmahl in Fleisch und Muskelfaser um.

Daß unser Denken gewissen unabänderlichen Gesetzen folgt, wie unser körperliches Leben, weiß ein Jeder. Eine logische Kategorie oder ein mathematisches Axiom liegt einem jeden Denkacte zu Grunde. Daß aus Nichts Nichts werden kann, und der Theil nicht größer ist als das Ganze, sind keine empirisch gewonnenen Wahrheiten, sondern aprioristische Denkbestimmungen, die deshalb auch in einem jeden Denken, sei es das

eines Alexander von Humboldt oder des geringsten Bauernknechtes, unbewußt wirksam sind, wie die physiologischen Gesetze bei den natürlichen Processen. Halten wir daher die Parallele zwischen Athmen, Verdauen und Denken fest, und bemühen wir uns, der materialistischen Auffassungsweise so nahe wie möglich zu bleiben. Wie eben gesagt, wird der äußere Stoff, der den Lungen, dem Magen zu ihrer Thätigkeit geliefert wird, von diesen Organen nach gleichen Gesetzen zu gleichen Producten verarbeitet. Was hier Luft und Speisestoff sind, ist für das Gehirn die äußere Welt, die durch das Thor der Sinne einziehend, vom Denkorgane nach den ihm innewohnenden Gesetzen umgearbeitet wird und durch das Medium der Sprache wieder in die Außenwelt hinaustritt. Aber was ist ungleicher, als die Producte unserer Denkprocesse, obgleich wir Alle nach denselben regulativen Principien zu denken gezwungen sind? Unser Gehirn wandelt den ihm gegebenen Stoff in so unendlich verschiedene Gestalten um, wie es Köpfe giebt, denen Denken überhaupt nicht als unnöthiger Luxus erscheint. Gerade jene unendliche Mannichfaltigkeit in den immateriellen Phänomenen des Empfindens, Denkens und Wollens ist ihr specifisch Eigenthümliches gegenüber den materiellen Phänomenen der rein animalische und vegetative Functionen erfüllenden Organe. »Sire, geben Sie Gedankenfreiheit,« declamirt Marquis Posa; wem würde es einfallen, für Verdauungsfreiheit zu plaidiren? Im Gegentheil wünscht ein Jeder, daß sie so streng geregelt wie möglich sei.

Bei materiell gleicher Gehirnsubstanz, gleichem Denkstoffe, gleichen Denkgesetzen, welche Verschiedenheit der Denkproducte! Ist etwa das Urtheil von Mallinckrodt und von Lasker über die Rechtmäßigkeit der Kirchengesetze identisch? Bei gleichem Magen, gleichen Verdauungsgesetzen, verschiedenem Ernährungsstoffe, welche Gleichheit im producirten Nährstoffe! Daß dieser sich bei dem Dicken mehr in Fleisch, bei dem Dünnen mehr in Muskel umsetzt, wird auch der Anhänger des Feuerbach'schen Axiomes: »Der Mensch ist, was er ißt,« für keinen schwerwiegenden Einwurf erachten.

Woher kommt es denn, daß die Nervenfasern auf verschiedene Reizungen von Außen so verschieden reagiren? Mit der Annahme einer »Idiosynkrasie« kommt man eben so wenig weiter wie mit der in der Philosophie eine Zeit lang sehr beliebten Annahme gewisser Triebe, wie Geselligkeits-, Staatstrieb u. s. w., aus welchen abstracten Begriffen man im Stande zu sein glaubte, die Seelenkunde aufzubauen.

Seien wir ehrlich und gestehen zu, daß die Verschiedenheit unserer Geisteskräfte und ihrer Aeußerungen auf ein materielles Substrat zurückzuführen bisher stets verfehlt worden ist, daß der Versuch, auf einem anderen Wege zur Erklärung zu gelangen, höchstens Vermuthungen ergeben hat.

Nicht bloß die Entstehung des Bewußtseins ist uns in Dunkel gehüllt, sondern auch jenes Wunder κατ' ἐξοχήν, daß durch das Bewußtsein eine zweite Welt in unserem Kopfe entsteht, von der wir nicht wissen, ob sie mit derjenigen identisch ist, welche außer unserem Bewußtsein und frei von seinen Formen existirt, ist noch ungelöst. — Das Unbewußte schafft aus sich eine zweite Welt, die, das Unbewußte zugleich mit umfassend, doch ihm eine ganz andere Gestalt und Bedeutung giebt, indem es sie in das Vorstellungsleben des Ich (sei dieses ein Thier, sei es ein menschliches Individuum) eingehen läßt. Diese zweite Welt, welche im Ich Gestalt gewonnen hat, ist das Subject, welches Alles erkennt und von Keinem erkannt wird.

Dem philosophisch Ungeschulten erscheint freilich die Sache anders. Ihm ist das Denkvermögen, das Subject, nur ein Instrument, mit dem er in der zu erforschenden Welt, dem Objecte, herumoperirt. Je schärfer dieses Instrument, je feiner seine Ausbildung

ist, desto richtiger glaubt er damit die objective Welt erkennen zu können. Praktisch verfahren wir allerdings so bei jeder wissenschaftlichen Forschung, und andere Wege würden nur in die Irre führen. Wenn wir aber als Philosophen unser Denken selbst betrachten, dann wird uns klar, daß dasjenige, was wir uns bisher als reines Object vorgestellt haben, bereits Subject-Object gewesen ist, d. h. in unser Erkenntnißvermögen eingegangen war. Die Philosophie trennt deshalb nicht, wie der »gesunde« Menschenverstand: Subject und Object, sondern reines Object (unabhängig vom Erkenntnißvermögen), reines Subject und Subject-Object.

Schon die Sophisten und Skeptiker läugneten bekanntlich die objective Erkennbarkeit der äußeren Dinge, und Cartesius nahm jene Abhängigkeit des objectiven Seins vom Denken zum Ausgangspunkte seiner Philosophie. Cogito, ergo sum, d. h. die Thatsache meines Seins ist abhängig von der Thatsache meines Denkens. Wäre ich nicht ein bewußtes Wesen, so hätte ich keine Möglichkeit, zur Erkenntniß meiner Existenz zu gelangen. Jedermann weiß, daß Kant einen ähnlichen subjectiven Ausgangspunkt in seinem Philosophiren genommen hat. Er vergleicht diesen mit dem ersten Gedanken des Copernicus, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ. — Alle Gegenstände, insoweit sie durch die Formen des Raumes, der Zeit, der Causalität bestimmt sind, nannte er »Phänomene«, bloße Erscheinungen; abgesehen von diesen Formen nannte er ihren reinen, uns unerkennbaren Inhalt »Noumena«, oder mit einem Gesammtausdrucke »Ding an sich«. Schopenhauer greift nun jenen Unterschied von Phänomena und Noumena auf und verwendet ihn in eigenthümlicher Weise. Die Welt der Erscheinung wird von ihm die »Welt als Vorstellung« genannt, und ihre Betrachtung macht den ersten Theil des ersten und zweiten Bandes seines Hauptwerkes aus. Als Einleitungsschrift dient dazu eine Theorie des Erkenntnißvermögens: »Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde«. Wie bei Kant Raum, Zeit und Causalität nothwendige Formen des Subjectes sind, in welche sämmtliche äußere Objecte gefaßt erscheinen, so hat Schopenhauer noch eine allgemeinere Formel für alle Erkenntniß, die uns a priori innewohnt, gefunden. Jedes mögliche Object ist dem Satze vom Grunde unterworfen, d. h. ein jedes Object steht zu dem anderen in einer nothwendigen Beziehung, indem es einerseits bedingt wird, andererseits selbst bedingend ist. Die objective Welt trägt durchweg den Charakter der Relativität. Diese Relation ist eine viergestaltige, indem der Satz vom Grunde in vier Formen als Herrscher in der Welt der Objecte auftritt, welche letzteren zu einander in einer räumlichen, zeitlichen oder causalen Beziehung stehen; von den abstracten Vorstellungen aber, den Begriffen, leitet der eine auf den anderen zurück, bis die Begriffsreihe in einer anschaulichen Vorstellung endet.

Genau läßt sich dies Alles nur beim Durchlesen der Abhandlung selbst verstehen, einer kleinen Technik des Denkens, unendlich interessanter als die Lehrbücher der formalen Logik, unendlich klarer und leichter verständlich als die Hegel'sche metaphysische Logik.

Wie die Sinnesempfindungen dem Verstande die Data liefern, aus denen er kraft des Causalitätsgesetzes die Außenwelt schafft, und wie die Vernunft aus der anschaulichen Welt die Begriffe bildet, eine dem Menschen eigenthümlich angehörige Classe von Vorstellungen, ist weitläufig im ersten Buche des ersten und zweiten Bandes erörtert. Immer aber befinden wir uns hier im Reiche der Erscheinung, der bloßen Vorstellungen. Was

die Objecte an sich, ohne die aprioristischen Formen unseres Erkenntnißvermögens, sind, ist uns verborgen. Mit diesem Mysterium endet bekanntlich die Kantische Philosophie. Sie nimmt ein »Ding an sich« an, läßt es aber unerkannt, wie das verschleierte Bild zu Sais uns gegenüber stehen. Kants Nachfolgern gefiel das nicht. Schelling und Hegel wollten von einem derartig vermummten Begriffe nichts wissen, indem sie behaupteten, Phänomena und Noumena seien keine Gegensätze. Ihrer sogenannten Identitätsphilosophie gelang es aber nicht, dem Publicum die Einheit des Subjectes und des Objectes, oder des Seins und des Denkens, klar zu machen. Schopenhauer dagegen acceptirte den Gedanken Kants von einem »Dinge an sich«; meinte aber, diesem sei es nur darum ein unbekanntes Ding geblieben, weil er von vorn herein an der Möglichkeit eines Entdeckungsweges verzweifelte. Schopenhauer glaubt, diesen gefunden zu haben: das Wort, welches alle Räthsel löst, heißt »Wille«. Dieser ist das »Ding an sich« und bildet den eigentlichen Gegenstand seiner Philosophie, der im zweiten Buche des ersten und zweiten Bandes, sowie in dem Complemente dazu: »der Wille in der Natur«, dem philosophischen Leser näher vorgeführt wird.

Nach Schopenhauer liegt der Grund, weßhalb die bisherige Philosophie mit ihrem Suchen nach dem Absoluten so wenig Erfolg gehabt hat, auf der Hand. Ein so beschränktes Organ, wie unser Erkenntnißvermögen, das nur die Relationen der Dinge zu erkennen vermag, kann unmöglich auf den Urquell derselben, das Absolute hinleiten. Mit Hilfe der Causalität gelangt man nie zur causa sui. Aber ist es denn nöthig, diese trockene Heerstraße des Denkens einzuschlagen? Schon Schelling betrat, um zur Synthese seines Subjectes und Objectes zu gelangen, einen reizvolleren Weg des Erkennens: die intellectuale Anschauung. So meint auch Schopenhauer, daß, um das philosophische Urprincip, den »Willen«, zu finden, es nur einer Versenkung in unser eigenes Selbst bedürfe; Ersteres sei so unmittelbar gegeben wie ein mathematisches Axiom, zu dem man auch nicht am Leitfaden der Causalität gelange.

Von Außen ist dem Wesen der Dinge nicht beizukommen. Man gleicht Einem, sagt Schopenhauer, der um ein Schloß herumgeht, vergeblich einen Eingang suchend und einstweilen die Façaden skizzirend.

Die Betrachtung des eigenen körperlichen wie geistigen Selbst ergiebt nun folgendes Resultat: »Dem Subject des Erkennens, welches durch seine Identität mit dem Leibe als Individuum auftritt, ist dieser Leib auf zwei ganz verschiedene Weisen gegeben: einmal als Vorstellung in verständiger Anschauung, als Object unter Objecten, und den Gesetzen dieser unterworfen; sodann aber auch zugleich auf eine ganz andere Weise, nämlich als jenes Jedem unmittelbar Bekannte, welches das Wort Wille bezeichnet .... Der Willensact und die Action des Leibes sind nicht zwei objectiv erkannte verschiedene Zustände, die das Band der Causalität verknüpft, stehen nicht im Verhältniß von Ursache und Wirkung, sondern sie sind eines und dasselbe, nur auf zwei gänzlich verschiedene Weisen gegeben: einmal ganz unmittelbar und einmal in der Anschauung für den Verstand.«

Wir gebrauchen nun die Erkenntniß, welche wir vom Wesen und Wirken unseres eigenen Leibes haben, als einen Schlüssel zum Wesen jeder Erscheinung in der Natur. Alle Objecte, die nicht unser eigener Leib, daher nicht auf doppelte Weise, sondern allein als Vorstellungen unserem Bewußtsein gegeben sind, beurtheilen wir nun nach Analogie unseres Leibes, und nehmen an, daß, wie sie einerseits, ganz so wie er, Vorstellung und darin mit ihm gleichartig sind, auch andererseits, wenn man ihr Dasein als Vorstellung des Subjectes bei Seite setzt, das dann noch übrig Bleibende, seinem inneren Wesen nach, dasselbe sein muß wie das, was wir an uns Wille nennen. »Nicht allein in denjenigen

Erscheinungen, welche seiner eigenen ganz ähnlich sind, in Menschen und Thieren, wird er als ihr innerstes Wesen jenen nämlichen Willen anerkennen; sondern die fortgesetzte Reflexion wird ihn dahin leiten, auch die Kraft, welche in der Pflanze treibt und vegetirt, ja, die Kraft, durch welche der Krystall anschießt, die, welche den Magnet zum Nordpol wendet, die, deren Schlag ihm aus der Berührung heterogener Metalle entgegenfährt, die, welche in den Wahlverwandtschaften der Stoffe als Fliehen und Suchen, Trennen und Vereinen erscheint, ja, zuletzt sogar die Schwere, welche in aller Materie so gewaltsam strebt, den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht, — diese Alle nur in der Erscheinung für verschieden, ihrem inneren Wesen nach aber als dasselbe zu erkennen, als jenes ihm unmittelbar so intim und besser als alles Andere Bekannte, was da, wo es am deutlichsten hervortritt, Wille heißt.«

Es ist dies eine Wahrheit, die schwer in abstracto deutlich zu machen ist; sie muß eigentlich nachempfunden statt nachgedacht werden. »Sie kann ihrer Natur nach niemals bewiesen, d. h. als mittelbare Erkenntniß aus einer anderen unmittelbaren abgeleitet werden, eben weil sie selbst die unmittelbarste ist, und wenn wir sie nicht als solche auffassen und festhalten, werden wir vergebens erwarten, sie irgend mittelbar, als abgeleitete Erkenntniß wieder zu erhalten.«

Es muß also ein Jeder, nachdem er seinen Schopenhauer studirt hat, mit sich selbst ausmachen, ob ihm die Ueberzeugung, daß er durch und durch Wille sei, ebenso gewiß geworden ist, wie der ihm in der ersten Mathematikstunde zur abstracten Deutlichkeit erhobene Satz: das Ganze ist größer als sein Theil. Uebrigens gesteht Schopenhauer zu, daß die Bezeichnung »Wille« nur eine denominatio a potiori ist, daß er dem Worte eine weitere Bedeutung gegeben hat, als die gewöhnliche Ausdrucksweise gestattet. Das wäre nun an sich kein Unglück, wohl aber, daß durch eine Relation, die dem Willen stets anhaftet, sein Charakter als ens absolutum so gut wie aufgehoben ist. Es ist dies die Relation des Subjectes zum Objecte. Wir erkennen den Willen immer nur in der Form der Vorstellung; denn ohne Vorstellung existirt kein Erkennen. Daß in diesem Falle das erkennende Subject zugleich das erkannte Object ist, thut nichts zur Sache. Diesen Dualismus im Subjecte selbst zu erklären und ihn aufzulösen, ist der archimedische Punkt der Philosophie überhaupt, den zu finden noch Keinem gelungen ist.

Wie jede schöpferische, weiter wirkende Philosophie ist auch die Schopenhauer'sche monistisch. Alles Unorganische und Organische ist ihr nur eine verschiedene Form des gleichen Wesens. Glänzend ist die Einheit alles Seienden, sein specifisches Wirken im zweiten Buche geschildert. Aber es ist eine Tä[illegible]ung, wenn man in diesen Descriptionen ein metaphisisches Princip entwickelt zu sehen glaubt. Nirgends haben wir die Schranken des Endlichen verlassen, und der Wille ist in Wahrheit nichts Anderes als die durch geniale Intuition erfaßte allgemeinste Form des Lebens in seiner Totalität. Wir haben nichts gegen die erweiterte Wortbedeutung einzuwenden. Wir stimmen zu, daß der im Unorganischen lebende dunkle Drang nach steter Veränderung mit dem in uns wirkenden, vom Strahle der Erkenntniß beleuchteten Thätigkeitstriebe identisch ist. Hat doch ein jeder bedeutende Philosoph dieser Wahrheit einen eigenthümlichen Ausdruck verliehen: Heraklit sieht in der steten Veränderung des Seins den ewigen Fluß alles Objectiven, Plato nennt nur die Ideen wirklich, nicht die einzelnen Dinge, für Spinoza hat nur die sich ewig gleichbleibende Substanz Bedeutung, nicht ihre wechselnden Accidenzien, und Hegel erachtet nur das Werden im Gegensatze zum Sein für einen concreten Begriff. So mag auch Schopenhauer die von ihm höchst anschaulich geschilderte Rast- und

Ruhelosigkeit der Natur unter einen neuen Allgemeinbegriff bringen. **Aber dieser ist kein materiales Princip, sondern nur die allgemeinste Form für das Wirken sämmtlicher Objecte, soweit sie uns durch die Vorstellung gegeben sind.** —

Im dritten Buche des ersten und zweiten Bandes, in welchem die Kunstphilosophie vorgetragen wird, begründet Schopenhauer geradezu den Begriff der Kunst auf die Möglichkeit, daß es eine Anschauung der Welt ohne Vorstellung nach dem Satze vom Grunde gebe. Dies sei die dem Künstler eigenthümliche Betrachtungsweise nach Ideen. Es werden im dritten Buche eine Fülle interessanter Beobachtungen im Einzelnen vorgetragen; die ästhetische Grundlage aber halten wir für verfehlt. Für uns steht die künstlerische Thätigkeit nicht außerhalb des Satzes vom Grunde, und wir halten nicht dafür, daß der Dichter, dem sich die Gedanken zu einer lyrischen Strophe ordnen, daß der Bildhauer, dem sich eine Gruppe plastisch vor das innere Auge stellt, dem Reiche des causalen Denkens entrückt sind. Nur ist den Künstlern selten der Entwickelungsproceß ihres Ideenreichthums gegenwärtig. Weil sie nicht verfolgen können, wie ihre Phantasie die Stoffe der realen Welt zu Ideen umgebildet hat, so glauben sie allzuleicht, ihre Phantasie sei ein selbständiges, unabhängig von der Außenwelt producirendes Organ. Aber das sogenannte intuitive Denken ist kein Gegensatz zum causalen, vielmehr dasselbe in höchster Beschleunigung, d. h. Vollendung. Wie die Natur der Bewegung keine andere wird, wenn ich mittelst Pferde- oder mittelst Dampfkraft einen Wagen fortbewege, so wird auch die Natur des Denkens nicht durch die langsam oder schnell erfolgende causale Auffassungsgabe verändert. Ein plötzliches, blitzartiges Erfassen des Resultates, in das die Glieder einer Causalverbindung zusammenlaufen, das ist Intuition. Und um intuctiv zu denken, dazu bedarf es allerdings einer mächtig arbeitenden Phantasie, so daß es vielleicht kein unwitziges Gleichniß ist, wenn man die Phantasie als die Dampfkraft des Denkens bezeichnet.

Die in dem vierten Buche des ersten und zweiten Bandes und in der ergänzenden Schrift »Die Fundamente der Moral« gegebene Ableitung des sittlichen Handelns aus dem **Mitleid** ist eine derartig intuitiv erfaßte Erkenntniß. Was dem Philosophen zur Deutlichkeit in abstracto geworden ist, daß alles Wirkliche nur aus ein und demselben Stoffe gewoben ist, diese Erkenntniß prägt sich in dem Handeln des Guten ihm selbst unbewußt aus. Er fühlt des Nächsten Leiden so gut wie sein eigenes, denn er ist ja nur in der Erscheinung, nicht dem Wesen nach von ihm verschieden. In der Liebe der Aeltern zu ihren Kindern tritt dies am klarsten hervor. Sind sie doch sogar physiologisch einmal eins und dasselbe gewesen!

Der gute Mensch in seinem dunklen Drange hat, wie die Inder sagen, den Schleier der Maja entfernt, der über der irdischen Welt ausgegossen ist. Er erkennt unbewußt, daß ein und dasselbe weltschöpferische Princip in ihm so gut lebt, wie in seinen Mitgeschöpfen, seien dies Menschen oder Thiere, die zu peinigen, zu hassen nichts Anderes wäre, als Haß und Peinigung des eigenen Selbst.

Der Sache nach liegt freilich in der Ethik eines jeden Philosophen, ja auch jedes denkenden Materialisten, wie z. B. Diderot's, derselbe Grundgedanke ausgesprochen: Vergessen des eigenen Selbst für Andere und für Zwecke, die der Einzelne nicht als solcher, sondern nur als Theil eines größeren Ganzen erfüllen kann. Kants kategorischer Imperativ, Spinoza's völliges Versenken in die Substanz und Vergessen ihrer Attribute, Hegel's Wirklichkeit der sittlichen Idee, die im Staate Fleisch geworden ist, und der jedes

Einzelindividuum sich zu unterwerfen hat, das im Wechsel der Erscheinungen beharrende Gattungsleben der Materialisten, sind nur veränderte Ausdrücke für die uns unmittelbar gewisse und schon in der Katechismuslehre vorgetragene Wahrheit, daß nur ein Ueberwinden des Egoismus zur sittlichen Freiheit führe. Ist ein Ethiker schon über das biblische Wort: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« hinausgekommen? Auch Schopenhauers Verdienst besteht nur darin, daß er dieses christliche Fundamentalprincip in klarer und scharfsinniger Weise analysirt hat.

Eigenthümlich ist aber, daß, während die Ethik sämmtlicher übrigen Philosophen mit dem genannten biblischen Spruche schließt, die Schopenhauer'sche hier eigentlich erst ihren Anfang nimmt. In dem vierten Buche, das von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben handelt, meint Schopenhauer, daß die Befriedigung, die wir aus dem sittlichen Thun schöpfen, nicht minder illusorisch ist, als diejenige des sinnlichen Thuns. Der Wille ist seiner Natur nach ein egoistischer; ewige Unbefriedigtheit wohnt ihm bei, daher seine Verwandelung in immer neue Formen. Zwecklos ist sein Streben, und ohne Inhalt sein Dasein. Jeder einzelne Willensact hat einen Zweck, das gesammte Wollen keinen. Diese seine sich selbst verzehrende Natur erkennt der Wille durch die Vernunft, die Leuchte, die er sich zu seiner eigenen Erkenntniß angezündet hat. Er erkennt auch, daß durch die Aufopferung des eigenen Selbst für Andere die Natur des Willens nicht zu ändern ist. Derjenige, der die Nichtigkeit seiner Einzelpersönlichkeit in das Wirken für die Gesammtheit aufgehen läßt, handelt allerdings sittlicher, als der tief mit seinen kleinen Sorgen in das irdische Getriebe Verflochtene. Aber nur, wem die Nichtigkeit des Gesammtwollens aufgegangen, ist in das innerste Heiligthum der Wahrheit eingedrungen. »Es ist ja Alles, was besteht, nur werth, daß es zu Grunde geht,« — dies ist der Schlußsatz der Schopenhauer'schen Philosophie, und die Ruhe von der Zuchthausarbeit des Willens der einzig mögliche negative Genuß in dieser Leidenswelt.

Es ist dies die bekannte Philosophie des Pessimismus, die ja in jüngster Zeit viele geistreiche Anhänger gefunden hat. Wir unsererseits halten uns bei unserem Philosophiren lieber an den spinozistischen Satz: nec ridere nec lugere res humanas, sed intelligere fas est. (Weder belachen noch beweinen soll man die menschlichen Dinge, sondern verstehen.) Es ist ja freilich richtig, daß unendlicher leiblicher und geistiger Schmerz uns aus der Welt entgegenblickt, so daß bei prädisponirten Gemüthern die Ueberzeugung, daß das Nichtsein einer solchen Welt ihrem Sein vorzuziehen, nicht bloß erklärlich, sondern subjectiv geradezu unwiderleglich ist. Ebenso unwiderleglich ist aber auch die Anschauung des Optimisten, der sich ungemein behaglich in seiner Haut fühlt und rings um sich ebenfalls nur behaglich genießende Individuen wahrnimmt, denen die Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft gleich ihm verschlossen geblieben sind. Die unendlichen Gradationen, die zwischen den beiden Extremen, daß diese Welt die beste mögliche und die schlechteste mögliche sei, bei dem, der überhaupt über den Werth des Lebens nachdenkt, liegen, lassen uns dieser Antinomie unseres Denkens weniger bewußt werden. Aufzulösen ist sie wohl schwerlich! Wie es keine Wage giebt, die alles Körperliche in ihre Schalen zu nehmen und sein Gewicht aufzuweisen im Stande ist, so geht auch unserer Urtheilskraft die Fähigkeit ab, Böses und Gutes dieser Welt gegeneinander abzuwägen und den Ueberschuß des Einen über das Andere zu bestimmen. Der Saldo, den das einzelne Individuum aus seinen Lebenserfahrungen zieht, je nachdem das Conto der Freuden oder das der Leiden einen Ueberschuß aufweist, hat nur subjectiven Werth. Schopenhauer freilich meint mit seiner Behauptung, das Leben sei a disapointment, nay a cheat,

es sei ein Geschäft, das die Kosten nicht decke, einen objectiv gültigen Satz ausgesprochen zu haben.

Der Pessimist, wenn er consequent sein will, muß das Verschwinden der Welt subjectiv dadurch zu erreichen suchen, daß er selbst aus ihr verschwindet: die Pistole ist das eigentliche Endresultat seiner Philosophie. Aber selbst die theoretisch den strengsten Pessimismus Predigenden ziehen praktisch die süße Gewohnheit des Daseins dem Eintritt in die unbekannten Gefilde des Orcus vor. Schopenhauer hat sogar eine Abhandlung gegen den Selbstmord geschrieben. Ein derartig brüskes Abscheiden aus der Welt, meint er, ist durchaus nicht zur Erlangung des Nirvana geeignet, zieht vielmehr eine Fortdauer des Willens nur in anderer Form nach sich. Nur ein langsames, allmähliches Absterben vernichtet den Willen für immer; Durst, Hunger, Enthaltsamkeit aller Art, Kasteiungen des Körpers sind dazu die geeigneten Mittel. Wie diese Kasteiungen am zweckmäßigsten zu geschehen haben, wird weitläufig erörtert. Jacob Böhm, Meister Eckhart, die Flagellanten, eine Frau von Guyon, die sich freiwillig zu Tode gehungert hat, werden uns in Lehre und Beispiel als nachahmenswerth geschildert. Kurzum, wir sind in den dicksten Wald der Mystik gerathen. Die Behauptungen des vierten Buches stehen oft im geraden Widerspruche mit den in den vorigen Büchern gegebenen Deductionen. Wie ist es im Sinne der Schopenhauer'schen Grundlehre denkbar, daß wir mit der Verneinung unserer Erscheinung auch zugleich das unentstandene, ewig seiende »Ding an sich« zu verneinen im Stande sind? Ganz vortrefflich sagt Schopenhauer einmal im zweiten Buche, »daß, wenn, per impossibile, ein einziges Wesen, und wäre es das geringste, gänzlich vernichtet würde, mit ihm die ganze Welt untergehen müßte«. — Und ein treffliches Pendant zu diesem Ausspruch ist der andere, daß, wenn wir es vermöchten, irgend ein Object, und sei es das geringste, ein Sonnenstäubchen, ganz und durch und durch zu erkennen, wir damit auch die ganze Welt erkannt haben würden. In beiden Sätzen liegt wunderbar klar das ἓν καὶ πᾶν aller Philosophie ausgesprochen, daß ein Ewiges und Unzerstörbares allem irdischen Sein zu Grunde liegt. Und eine im unendlichen Meere des Daseins emporschlagende Welle sollte dies Meer zu verschlingen im Stande seyn?

Wenn wir von der Lecture der drei ersten Bücher zum dritten übergingen, so war uns immer zu Muthe wie an einem schönen, klaren Herbsttage, wo bei Sonnenuntergang die Nebel aufsteigen und die bis dahin scharfen und deutlichen Formen der Landschaft in unerkennbares Grau verhüllen. In der sämmtlichen Philosophen eigenthümlichen Finsterniß des Absoluten nimmt auch die Schopenhauer'sche Philosophie von uns Abschied. Und daß es seine Vorgänger nicht besser gemacht, möge Schopenhauer zur Entschuldigung dienen. Am Schlusse der Hegel'schen Philosophie stellt sich ihr Verfasser dem Publicum selbst als das Absolute vor; Schelling versinkt in einen »Ungrund des Urgrundes«, aus dem ihn keine menschliche Vernunft wieder heraus zu ziehen im Stande ist, während Fichte mit Sack und Pack in das theologische Lager abschwenkt.

Man thut am Besten, sich mit dem bekannten Spruche Lessings über die Wahrheit zu trösten. Unerschöpflich ist der Inhalt des Lebens, und nur die Entwickelung der Philosophie läßt ihn allmählich in speculativer Form, d. h. in abstracten Begriffen hervortreten. Aber die Begriffe sind keine unabänderlichen Formen; ein jeder Philosoph gießt die unendliche Fülle an Denkstoff, die ihm die anschauliche Welt entgegenbringt, in neue Begriffe um, und in jener Umbildung der anschaulichen Welt in neue Begriffe liegt die Verschiedenheit der einzelnen Systeme.

Es giebt wohl einen abstracten Begriff der Wahrheit, wie es einen abstracten Be-

griff der Schönheit giebt; aber es ist uns aus Hegel bekannt, daß ihr concreter Begriff, d. h. die Idee der Wahrheit und der Schönheit, nur im Entwickelungsprocesse des Geistes offenbar wird. Und der ist ohne Ende!

Abgesehen von der einem jeden Philosophen innewohnenden wunderbaren Gabe, die unendlich mannichfaltige Welt in ein System, d. h. in eine Gedankeneinheit zu bringen, ruht Schopenhauers Bedeutung vor Allem darin, daß er den philosophischen status causae et controversiae oft bis in die feinsten Einzelheiten hinab in einer wunderbar klaren Weise zur Darstellung bringt. Wir können oft mit der getroffenen Entscheidung nicht einverstanden sein; nichtsdestoweniger ist das Verdienst, den philosophischen Kern stets rein heraus zu krystallisiren, ein großes, nachdem Fichte, Schelling und Hegel oft die Schwierigkeit der Beantwortung durch Unklarheit in der Fragestellung zu überwinden gedacht. Die Klarheit des Inhaltes wirkt auf die Form zurück; wie schon anfangs hervorgehoben, kann die Schopenhauer'sche Ausdrucksweise für philosophische Themata meisterhaft genannt werden. Ein ferneres bedeutsames Moment liegt in dem Einflusse, den Schopenhauer den Naturwissenschaften auf sein System gestattet hat, trotzdem er mit plumpem Schelten gegen unsere modernen Materialisten ankämpft. Ohne gründliche Kenntnisse der Naturwissenschaft kann keiner heute mehr ein Philosoph genannt werden. Unsere modernen Kenner der Naturwissenschaft freilich meinen, ähnlich wie die Römer in Bezug auf ihre Jurisprudenz, diese Disciplinen ersetzten vollkommen die Philosophie. Wir sind gern damit zufrieden, sobald die Behauptung, daß die geistigen Processe nur verfeinerte physische seien, zum Beweise erhoben worden ist. Nachdem dies geschehen, werden Logik, Ethik und Psychologie allerdings nur noch Paragraphen in den Lehrbüchern der Physiologie und Anthropologie bilden.

Wir glauben aber nicht recht an diese goldenen Zeiten, halten vielmehr dafür, daß mit dem letzten Menschen nicht bloß der letzte Dichter, wie Anastasius Grün sagt, jubelnd und singend, sondern ebenso auch der letzte Philosoph, grübelnd und zweifelnd, das alte Erdenhaus verlassen wird.

Schwerlich wird es den mit einander wetteifernden Philosophen und Naturwissenschaftlern gelingen, den Zauber, der über Grund und Endzweck unseres Daseins ausgebreitet ist, zu lösen. Man muß schon bedeutender Sanguiniker sein, wenn man auf einen Philosophen hofft, der, dem Königssohne gleichend, welcher das schlafende Dornröschen weckt, die Dornenhecke des mühevollen Denkens durchdringt, und, nachdem die Zeit erfüllt ist, durch ein Zauberwort das Lebensräthsel uns auflöst. Bis jetzt sind alle philosophischen Königssöhne in der Dornenhecke hängen geblieben. Auch der »Wille« hat sich als ungenügender passe-partout in die Geheimnisse des Weltgeistes erwiesen.

Louis Agassiz.

Von

Dr. H. Emsmann.

Zu den bedeutendsten Naturforschern, welche im vorigen Jahre aus ihrem irdischen Wirkungskreise abgerufen worden sind, zählt Louis Jean Rodolphe Agassiz.

Gehören hervorragende Geister an sich schon der ganzen Menschheit und nicht bloß

ihrem Geburtslande an, so kann man dies von Agassiz um so unbedenklicher sagen, als sich seine Forscherthätigkeit nicht bloß auf die alte Welt, in der er geboren war, sondern in gleich erfolgreicher Weise auf die neue erstreckt hat. In der Schweiz geboren, zum größten Theil auf deutschen Universitäten gebildet, lebte er seit 1845 in den nordamericanischen Freistaaten.

Agassiz war am 28. Mai 1807 geboren. Ueber den Geburtsort lauten die Angaben verschieden: nach Poggendorff ist derselbe Mottier im Canton Freiburg, hingegen nach dem Magazin für die Literatur des Auslandes, 1835, Nr. 30, das Städtchen Orbe im Canton Waadt. Sein Vater war ein unbemittelter Geistlicher im Dorfe Moncherand, wohnte aber in dem nur eine halbe Stunde entfernten Orbe, und möglich ist es, daß sein Sohn Louis bereits vor der Uebersiedelung nach Orbe geboren war.

Mit geringen Mitteln vom älterlichen Hause unterstützt, aber vielleicht gerade deshalb um so fleißiger und erfolgreicher studirte Agassiz, nachdem er die Lausanner Akademie besucht hatte, in Zürich, Heidelberg und München Medicin. Am letzteren Orte, wo er 1830 die Würde eines Doctors der Medicin erhielt, finden wir ihn schon als Student in wissenschaftlichem Verkehre mit Martius und Spix. Diese hatten von einer nach Brasilien unternommenen naturwissenschaftlichen Reise reiche Beute, namentlich an Fischen heimgebracht und zogen den jungen Mediciner bei der Bestimmung und Beschreibung derselben heran; aber bald mußte dieser, da Spix 1826 starb, das Werk allein zu Ende führen, und so erschien 1829 bis 1831 zu München das bedeutende, 116 zum größten Theil neue Arten umfassende Werk: Pisces etc., quos collegit et pingendos curavit Spix, descripsit Agassiz.

Diese Arbeit war von Bedeutung für die Richtung, welche Agassiz in seiner wissenschaftlichen Laufbahn einschlug. Cuviers Ruf zog ihn nach Paris, und der große Lehrer erkannte bald das Talent seines neuen Schülers. Leider starb Cuvier bereits 1832, und Agassiz dachte nun an die Rückkehr in die Schweiz, wozu ihm jedoch die Mittel fehlten. Aus Agassiz's eigenem Munde erfuhr Ampère, welcher den berühmt gewordenen Forscher in America 1851 besuchte, daß ein Freund, nicht reicher als er, Hilfe gebracht habe, und zwar durch Alex. v. Humboldt, den Agassiz nie gesehen hatte. Als dieser von der Lage des viel versprechenden jungen Mannes hörte, schrieb er sofort an ihn einen schmeichelhaften Brief, in welchem er in der liebenswürdigsten Weise die nöthige Summe als Vorschuß anbot. Agassiz nahm das Anerbieten an, und als er Ampère den Vorgang erzählte, setzte er hinzu: »Ich habe Herren v. Humboldt gebeten, ihm die kleine, aber für mich damals so beträchtliche Summe nicht erstatten zu dürfen; der Gedanke, für immer sein Schuldner zu sein, thut mir wohl.« In der Antwort soll A. v. Humboldt erklärt haben, daß dies die größte Ehre sei, welche der berühmte Agassiz ihm erweisen könne.

In die Schweiz zurückgekehrt nahm Agassiz seine ichthyologischen Studien wieder auf, bearbeitete die Süßwasserfische Europas, namentlich aber lieferte er viele und ausgedehnte Arbeiten über die fossilen Fische, wobei ihn namentlich ein Bruder im Kostenpunkte unterstützte.

Im Jahre 1838 erhielt er eine Anstellung als Professor der Naturgeschichte am Collége in Neufchatel. In diese Zeit fallen seine bedeutenden Arbeiten über Echinodermen und Mollusken; ganz besonderes Aufsehen erregten aber seine Etudes sur les glaciers, die 1840 in Neufchatel und unter dem Titel »Untersuchungen über die Glet-

scher« 1841 in Solothurn erschienen, denen dann 1847 das Système glaciaire folgte. An Guyot und Desor hatte er hierbei wackere Mitarbeiter.

Die Gletscher haben von-jeher die Aufmerksamkeit der Naturforscher gefesselt und nicht nur bloß bewundernde und staunende Reisende angezogen. Schon 1788 hatte Saussure aus Genf auf dem Col du Géant ernste Gletscherstudien vorgenommen und 16 Tage lang sich zu diesem Zwecke dort aufgehalten; 1827 hatte Hugi aus Solothurn sich auf dem Unter-Aargletscher in einer Hütte angesiedelt; 1840 that Agassiz dasselbe auf demselben Gletscher und kehrte jährlich, so lange er sich in der Schweiz aufhielt, mit seinen Freunden zu dem Hôtel des Neufchâtelois, unter welchem Namen die Hütte noch lange nachher den Touristen gezeigt wurde, zurück. Durch seine Beobachtungen wurde nicht nur die Gletscherbewegung im Ganzen näher bestimmt, sondern namentlich durch genaue, fortgesetzte Messungen ermittelt, daß die Bewegung in der Mitte schneller sei, als an den Rändern und in den tiefern Schichten, so daß der im Thale von der Höhe herabgleitende Gletscher hierin dem Fließen des Wassers oder besser einer zähflüssigen oder breiartigen Masse gleiche. Beobachtungen von den Engländern Forbes und Tyndal haben die Resultate von Agassiz bestätigt; dieser aber hatte die Basis geliefert, auf welcher es in neuerer Zeit gelungen ist, nach den Principien der mechanischen Wärmetheorie die höchst merkwürdige Erscheinung zu erklären. Daß Agassiz auch den Spuren vorweltlicher Gletscher, welche diese durch Furchen und Schliffflächen hinterlassen haben, und die sich in den Alpen und im Jura finden, nachging, versteht sich als mit seinen Studien im Zusammenhange stehend von selbst.

Im Jahre 1847 finden wir Agassiz in Nordamerica, wohin er 1845 gegangen war, als Professor der Zoologie und Geologie an der Lawrence scientific School zu Cambridge bei Boston. Was konnte ihn bewegen, die Schweiz, sein Geburtsland und die Stätte, auf der er so mannichfache Gelegenheit, seinen Forschungstrieb zu befriedigen, gefunden und Anerkennung und Ehre geerntet hatte, zu verlassen?

Man hat den Gelehrten überhaupt den Vorwurf gemacht, daß sie feil wären und ihre Person dem verkauften, welcher ihnen den höchsten materiellen Lohn biete; man hat als Beweis angeführt, daß dieser und jener Professor nicht nur von einer Universität zur anderen übersiedele, wenn ihm ein besseres Einkommen geboten werde, sondern daß Mancher sogar sein Vaterland verlassen habe und ihn nicht einmal die Vaterlandsliebe zu fesseln vermöge; ja von einer Seite (s. Brief von A. von Humboldt an Varnhagen von Ense, d. 6. April 1842) ist das — um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — harte Wort gefallen: »Professoren und Tänzerinnen kann man überall für Geld haben; sie gehen dahin, wo man ihnen einige Groschen mehr bietet.« Wer so spricht, der weiß nicht, daß der Weise schon ein Reicher ist durch seine Weisheit; der hat kein Gefühl für den Zug nach geistiger Gemeinschaft, welcher durch das Reich der Wissenschaft geht. — Was ist in dieser Beziehung von Agassiz zu berichten?

Im Jahre 1855 lehnte er einen Ruf nach Berlin ab, ebenso in demselben Jahre nach Edinburg mit einem Gehalte von 50,000 Frcs.; nach Süd-Carolina ging er nicht, als ihm dort die Professur für Anatomie und Geologie angeboten wurde, weil er nicht unter Sclavenhaltern leben wollte; Napoleon III. konnte ihn nicht gewinnen durch das Anerbieten des Lehrstuhles für Paläontologie an d'Orbigny's Stelle und des Directorates des naturwissenschaftlichen Museums zu Paris nebst der Würde und dem Einkommen eines Senators. Der französische Unterrichtsminister Rouland hatte damals (s. Genfer »Journal« 1857) im Namen des Kaisers nach seiner Meinung auf sehr

schmeichelhafte Weise geschrieben: »Sie sind Franzose; Sie haben ihr Geburtsland mit ausgezeichneten Werken 2c. bereichert 2c.« Der Neuenburger Agassiz lehnte von Boston aus ab, weil er seine embryologischen Arbeiten nicht unterbrechen könne, dankte bestens für den ehrenvollen Ruf und sagte am Schlusse: »Gestatten Sie mir, bei dem Anlaß einen über meine Persönlichkeit waltenden Irrthum zu berichtigen. Ich bin nicht Franzose. Obgleich französischer Abkunft, war meine Familie seit Jahrhunderten stets schweizerisch, und ich selbst habe trotz einer mehr als 10 Jahre dauernden Abwesenheit vom Vaterlande nie aufgehört, Schweizer zu sein.« — Als quasi Randglosse findet sich bei der Mittheilung dieses Briefwechsels die Bemerkung: »Der weltweiten bonapartischen Begehrlichkeit mag es wie ein Mißbrauch vorkommen, daß es außerhalb Frankreichs auch noch Nationen giebt, und daß nicht Alles herbeistürzt, sich mit Helenamedaillen und dergleichen behängen zu lassen.«

Agassiz war, wie wir sehen, nicht feil für Geld, und Schweizer zu sein und zu bleiben, war sein Stolz. Dennoch gaben in erster Linie — in zweiter sollen politische Verhältnisse gestanden haben — Geldangelegenheiten zur Uebersiedelung nach America den Anstoß.

Von seinem Einkommen in Neufchatel konnten die Kosten, welche seine wissenschaftlichen Beschäftigungen beanspruchten, nicht bestritten werden, namentlich hatte sein Werk über fossile Fische bedeutende Ausgaben veranlaßt. Seinem Bruder soll er 100,000 Fr. deshalb geschuldet haben. Bei der Sorge um die Abtragung dieser Schuld war es nicht zu verwundern, daß die Gemüthlichkeit aufhörte, und so entschloß er sich, nach America zu gehen, um zu versuchen, ob er von dem Ertrage von Vorlesungen, welche er dort zu halten beabsichtigte, im Stande sein würde, seiner drückenden Schuld ledig zu werden. Mit unermeßlichem Erfolge improvisirte er in einer fremden Sprache; jeden Vortrag mußte er zweimal halten, um die Menge der Zuhörer zu befriedigen, und nach zwei Jahren war die Schuld von 100,000 Fr. getilgt.

Die glänzende Aufnahme, welche Agassiz in America gefunden hatte, bestimmte ihn, eine Professur zu Cambrigde bei Boston anzunehmen, zumal ihm in der neuen Welt das Glück auch eine würdige Lebensgefährtin zugeführt hatte. Sein neues Vaterland war stolz auf seinen Besitz, und americanische Freigebigkeit überhob ihn aller äußeren Sorgen, so daß er bis an seinen am 15. Dezember 1873 eintretenden Tod ungestört seinem Forscherdrange leben konnte. Noch zuletzt wurde ihm von dem Bostoner Kaufmann Anderson eine halbe Million Dollars und eine reizende Insel in der Bai von Massachusetts zur Verfügung gestellt, um daselbst eine Anstalt für praktische Ichthyologie zu errichten. Nur noch zwei Jahre war es ihm vergönnt, hier zu wirken.

Fast 30 Jahre hat Agassiz in America gelebt. Europa hat er während dieser Zeit nur einmal einen Besuch abgestattet. Arbeit war ihm zur anderen Natur geworden. Seine zoologischen und geologischen Untersuchungen setzte er auch in America fort. Von den letzteren giebt uns Ampère einen Beweis, der bei seinem Besuche das Gespräch auch auf die Geologie Americas brachte. Was hörte er aus Agassiz's Munde? »Die neue Welt ist die alte. Als die verschiedenen Theile Europa's noch von dem Meere verschlungen waren, aus dessen Grunde bloß einige Inseln auftauchten, war America schon ein Festland. Auch gleichen die Thiere und Gewächse dieses Welttheiles weniger den organisirten Wesen Europas in der gegenwärtigen Epoche, als denen in den dem Menschen vorausgehenden Zeiträumen 2c.« Er hat mehrere populäre Werke über Naturgeschichte geschrieben; das Werk des Geologen Hugh Miller „The Foot-prints of the

Creator“ in Boston herausgegeben; besonders wichtig wurden aber zwei Reisen, die er auf Kosten des Kaufmannes Nathaniel Thayer machte. Die erste (1865) war nach Brasilien gerichtet und betraf namentlich die Erforschung des Amazonenstromes. Reiche Ausbeute, namentlich an Fischen und Mollusken, brachte er nach Hause, und darüber handelt das Werk, welches er in Gemeinschaft mit seiner Gattin herausgegeben hat: „A journey in Brazil by Professor and Mrs. Louis Agassiz. London 1868.“ Die zweite Reise (1871), zu welcher von Seiten der Regierung das Vermessungsschiff »Haßler« bewilligt war, betraf hydrographische Interessen, namentlich Tiefseemessungen, und erstreckte sich von Boston aus durch den atlantischen und stillen Ocean bis San Francisco.

Kleine Umschau.

Ein Tunnel unter dem Canale. Der Gedanke einer Verbindung Englands mit dem Festlande ist nicht neu. Die Einen wollten sie durch eine steinerne oder eine Schiffbrücke bewerkstelligen, die Anderen durch eine ins Meer gesenkte eiserne Röhre, in welcher die Eisenbahnzüge zwischen beiden Ländern hin und her rollen, und über welcher die Schiffe hinweg segeln sollten. Das jüngste Project zielt auf einen Tunnel unter dem Meeresgrunde ab.

Entwürfe aller dieser Arten waren auf der Pariser Weltausstellung von 1867 zu sehen. Von all den Ingenieuren, welche sie einschickten, hat keiner sein ganzes Leben so diesem einen Gedanken gewidmet wie der Franzose Thomé de Gamond, der seit einer Reihe von Jahren in mancherlei Flugschriften und Abhandlungen darzuthun sucht, daß die Herstellung einer Brücke zwischen Frankreich und England in das Bereich der Unmöglichkeit gehöre, dagegen die Ausführung eines Tunnels zwischen diesen Ländern ganz wohl möglich sei.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß das Publicum im Allgemeinen nicht viel für diesen Gedanken zu geben gewillt ist. Das gilt auffallender Weise besonders von den sonst leicht erregbaren Landsleuten de Gamonds.

Daß eine derartige Verbindung zweier productiven Länder dem Handelsverkehr ungeheure Vortheile bringen müßte, bedarf kaum der Ausführung. Auch die Finanzfrage mag hier füglich ganz außer Betracht bleiben. Dagegen mag es wohl am Platze sein, zu erfahren, wie die Wissenschaft sich dem Riesenprojecte gegenüber verhält.

In Frankreich dürfte die Zahl derjenigen bald gezählt sein, welche den Gedanken zum Gegenstande ihrer Studien machen, wie z. B. der vorgenannte Ingenieur de Gamond. Die praktischeren Engländer faßten die Sache bereits von einer anderen Seite an: Gelehrte und Praktiker sind zusammengetreten und haben einen Fond beschafft, um mittels desselben praktische Studien anzustellen, welche ihnen den Weg zeigen sollen, auf welchem sie die feste Ueberzeugung von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Durchführung des Projectes gewinnen können.

Die Gesellschaft besteht bereits seit mehr als Jahresfrist, und falls die Untersuchungen so günstig ausfallen, wie man Grund hat anzunehmen, wird sie die weiter geeigneten Schritte thun; und es müßte eigenthümlich zugehen, wenn ihr Appell an die Capitalien der ganzen civilisirten Welt ohne Erfolg bliebe.

Freilich kann es auch geschehen, daß der Erfolg der Untersuchungen den gehegten Erwartungen nicht entspricht. Je nun, dann sind eben die zusammengeschossenen Fonds verloren, wie das schon in hundert und tausend anderen Fällen auch der Fall, aber man wird doch wissen, wie man mit der Sache daran ist. Und das ist auch etwas.

Wie schon oben erwähnt worden, hat Thomé de Gamond in seinen Abhandlungen die Unmöglichkeit, zwischen Frankreich und England eine Brücke herzustellen, welcher Art sie auch sei, mit

schlagenden Gründen dargethan. Diese Gründe sind sehr verschiedenartig und nicht minder zahlreich, es ist aber hier, wo lediglich das Project eines submarinen Tunnels ins Auge gefaßt werden soll, nicht am Platze, näher auf dieselben einzugehen.

Es war im Jahre 1838, als Thomé de Gamond zum ersten Male das Project eines solchen Tunnels aufstellte, und es läßt sich nicht wohl in Abrede stellen, daß inzwischen in der Praxis Manches geschehen ist, was dasselbe plausibler erscheinen läßt. Ward doch inzwischen der Tunnel durch den Fréjus (Mont Cenis) vollendet, und jener durch den St. Gotthard eine gute Strecke gefördert. Es wurden Bohrmaschinen erfunden und verbessert, und Dank den Fortschritten der technischen Wissenschaften Vieles möglich gemacht, was früher als unmöglich galt.

Der Fréjus-Tunnel hat eine Länge von 12,849 Meter; der Gotthard-Tunnel wird eine solche von 14,920 Meter erhalten; der submarine Tunnel zwischen Frankreich und England aber würde 34 Kilometer (34,000 Met.) lang werden müssen. Nach den angestellten Berechnungen wird man zur Vollendung des Gotthard-Tunnels acht Jahre brauchen; denn bedient man sich auch der von Louis Favre verbesserten Bohrmaschinen, so hat man es doch auch mit weit härterem Gesteine zu thun als im Fréjus. Aber kaum haben die Stahlmeißel ihre Pflicht gethan, kommen auch schon Schießpulver und Dynamit in Thätigkeit.

Wie am Gotthard würde man auch am Canale die Bohrarbeiten von beiden Endpunkten gleichzeitig in Angriff nehmen, wodurch die Anlage künstlicher Inseln und das Eintreiben von Schachten mitten auf dem Meeresgrunde wegfielen, und Arbeit und Kosten erspart würden. Denn die am Fréjus und am Gotthard gemachten Erfahrungen stellen die Möglichkeit außer Zweifel, auch einen Tunnel von 34 Kilometer Länge durch gleichzeitiges Arbeiten von den beiden Endpunkten her auszuführen.

Es erübrigt sonach nur noch, die Natur der Erdschichten ins Auge zu fassen, welche zu durchbohren wären.

Nach den Erhebungen der Geologen bildet der Meeresboden zwischen Frankreich und England eine feste und gleichartige Kreidebank, welche bei einer mittleren Dicke von 200 Meter sich durch die ganze Länge des Canales hinzieht. Dieselben geologischen Untersuchungen haben überzeugend dargethan, daß England und Frankreich ursprünglich zusammenhingen, und daß die Meerenge ihre Entstehung nicht etwa inneren vulcanischen Revolutionen, sondern der großen Strömung des atlantischen Oceanes in der Richtung gegen die Nordsee verdankt. Aus diesem Grunde steht auch ein Durchbruch der Meeresgewässer während der Bohrarbeiten nicht zu befürchten.

Brunnen, welche man auf der englischen Seite des Canales in dem nämlichen Kreidelager unter dem Meeresspiegel grub, lieferten nur auffallend geringe Wassermengen und man war sogar gezwungen, Stollen zu graben, um Spalten zu finden, die süßes Wasser zuführen konnten.

Nach allen diesen Untersuchungen darf als feststehend angenommen werden, daß die zwischen Calais und Dover liegende Kreidebank fest, von gleichartiger Structur und tief genug ist, um die Herstellung eines Tunnels zu ermöglichen, der im Stande ist, dem Drucke des Wassers genügenden Widerstand zu leisten, das im Canale nur eine größte Tiefe von vierundfünfzig Meter erreicht.

Gegenüber dieser Thatsache würde also der Bahnkörper etwa einhundert Meter unter den Meeresspiegel zu liegen kommen müssen. In welcher Weise der Anschluß an die englischen und französischen Bahnen zu bewerkstelligen wäre, kann als eine Frage von offenbar nur untergeordneter Bedeutung hier wohl außer Betracht bleiben, und es mag die Andeutung genügen, daß dieser Zweck aller Wahrscheinlichkeit nach durch Anlage von schiefen Ebenen erreicht werden würde.

Uebrigens ist nicht zu übersehen, daß die Bohrarbeiten im Submarin-Tunnel zwischen Frankreich und England entschieden anderen Charakters wären als im Fréjus und Gotthard. Hier galt und gilt es noch heute, harte Felsschichten mittels Minen zu sprengen, nachdem man sie unter Anwendung complicirter Maschinen angebohrt. Ein solches Verfahren könnte gegenüber den Kreidefelsschichten natürlich nicht zur Anwendung kommen. Es handelt sich also um ein neues der Natur dieser Gesteinart angepaßtes eigenthümliches Bohrsystem, und die von der erwähnten Gesellschaft von Capitalisten gewonnenen Techniker haben diesem Gegenstande auch vor Allem ihre Aufmerksamkeit zugewandt.

Die Folge davon war, daß eine vom englischen Ingenieur Bruntonn erfundene derartige Maschine bereits seit längerer Zeit in voller Thätigkeit

ist. Als Motor derselben dient Dampf oder auch comprimirte Luft. In der Hauptsache besteht sie aus einer Vorrichtung, welche das Gestein in einem Umfange von 2,10 Meter Durchmesser ein- und abschneidet. Die dabei in Staub verwandelte Kreidemasse fällt auf ein Leinen ohne Ende, das dieselbe in demselben Maßverhältnisse wegschafft, in welchem die Maschine ihre Arbeit fortsetzt.

Bedenkt man, daß es hier nicht des Herstellens von Bohrlöchern und nicht des Sprengens bedarf, während welcher Manipulationen die im Fréjus und beim Gotthard angewandten Bohrmaschinen ruhen mußten und müssen, daß ferner das Wegschaffen der Gestein-Abfälle ebenfalls keine Zeit beansprucht, so kommt man nothwendig zu dem Schlusse, daß die Bruntonn'sche Maschine weitaus schneller arbeitet, und wird der Erfindung die vollste Anerkennung nicht versagen können.

Dabei arbeitet die Maschine mit solcher Geschwindigkeit, daß sie innerhalb einer Stunde 1,20 Meter vorrückt, was so viel sagen will, als daß mit ihrer Hilfe der Submarine-Tunnel in beiläufig sieben und einem halben Jahre vollendet werden könnte, wovon etwa die Hälfte der Zeit auf die Erweiterung des durch die Maschine hergestellten 2,10 Meter im Durchmesser haltenden Stollens zu verwenden wäre.

Was die technische Möglichkeit der Ausführung eines derartigen Unternehmens anlangt, so möchte es am Platze sein, darauf hinzuweisen, daß mehrere englische Bergwerke durch die ganz gleiche Gesteinart weiter als einen Kilometer unter dem Meeresboden hinlaufen, ohne daß der Betrieb je einmal durch eindringendes Wasser gestört worden wäre.

So bliebe schließlich nur noch die Kostenfrage übrig. Nach der Vollendung des Canales durch die Meerenge von Suez und des Fréjus-Tunnels kann diese kaum mehr Schwierigkeiten von Belang bieten. Einhundertzwanzig Millionen Francs, so hoch werden nämlich die Kosten des Submarine-Tunnels veranschlagt, sind in unseren Tagen keine Summe, vor deren Beschaffung man zurückzuschrecken Anlaß hätte, und hat sich einmal das Capital von der Möglichkeit der Durchführung des Projectes überzeugt, so fehlen auch nach wenig Wochen die hiezu nöthigen Mittel nicht mehr.

C. A. Regnet.

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen

von

H. B.

Das Jahr 1873, das für Deutschland ein Jahr des tiefsten Friedens war, war es nicht minder für England. Der Strom des öffentlichen Lebens floß ruhig dahin; kein Windstoß, geschweige denn ein Sturm rührte seine Wogen auf; es war eine glatte, kaum durch eine kleine gekräuselte Welle unterbrochene Oberfläche. Sowie sich das öffentliche Leben gestaltete, so gestaltete sich auch das literarische; die Physiognomie des einen war das getreue Abbild des anderen: es war eben eine glatte Oberfläche. Kein bedeutendes Talent tauchte auf, noch schufen, mit kaum einer Ausnahme, die älteren namhaften Schriftsteller Hervorragendes. Doch wenn man nirgends ein Ueberschreiten des mittleren, längst erreichten Niveaus wahrnimmt, so gewahrt man dagegen andererseits ein stetiges Anwachsen der Massenhaftigkeit der Production. Nach dem „Publisher's Circular" wurden in England allein (Schottland und Irland nicht mitgerechnet) 3,463 neue Bücher veröffentlicht. Unter dieser höchst respectablen Zahl befinden sich 507 Werke belletristischen Inhalts, 221 mit neuen Gedichten und 564 sind neue Beiträge zur Theologie.

Angesichts dieser Angaben ruft ein Schriftsteller in der Saturday Review aus: „Bedenken wir für einen Augenblick, was diese Angaben besagen wollen. Wie viele Dichter und Romanschriftsteller giebt es, deren Werk auch nur den geringsten Anspruch — wir wollen nicht sagen auf Unsterblichkeit hat, sondern nur darauf, von irgend einem anderen, als von des Autors Freunden gelesen zu werden?" Und nachdem er die verlorene Mühe und die Eitelkeit der 221 Dichter, die sich im verflossenen Jahre an die Oeffentlichkeit wagten, beklagt hat, wendet er sich zu der Masse von Romanen, von der er mit vielem Rechte sagt: „Einen Roman oder eine Novelle zu schreiben schließt gemeiniglich weniger Eitelkeit in sich als die Abfassung eines Gedichtes; doch in gewisser Hinsicht fühlen wir für die 450 Personen, von denen wir annehmen, daß ihre Anstrengungen in der Bellettristik fehl schlugen, eine größere Sympathie. Sie haben mehr, als in ihrer Eitelkeit zu leiden. Im Volke herscht die Ansicht vor, daß ein Jeder, der sich nur Papier, Feder und Tinte zu verschaffen weiß, auch einen Roman schreiben kann; und ferner, daß das Product einen gewissen Geldwerth hat. Selbst ein eifriger Dichter ist sich gemeiniglich bewußt, daß die Aussichten, sich aus seinem Genius ein Einkommen zu bereiten, sehr bescheidene sind; doch manche Frauen greifen zur Romanschriftstellerei, wie Frauen einer anderen Klasse zum Schneidern, in dem vagen Glauben, daß es die leichteste Art ist, sich Brot und Butter zu schaffen. Eine Dame, die ihr Vermögen verliert, nimmt sich gewöhnlich vor, Kinder indischer Beamten in Pension zu nehmen; doch wenn dieser Plan fehlschlägt, macht sie Anstrengungen, sich durch Romanschreiben zu ernähren. Gar viele der veröffentlichten Romane, so fürchten wir, repäsentiren solche pathetischen Anstrengungen langsam untergehender Leute, um sich über dem Wasser zu halten. Sie sind kein Product der Eitelkeit, sondern ein verzweifelter Griff nach den letzten Mitteln, sich anständig zu ernähren. Wenn deßhalb ein unter aller Würde schlechter Roman vor uns kommt, so fühlen wir zuweilen einen gewissen Respect. Es liegt Pathos selbst in seiner Stupidität. Er läßt vor uns einen langen Bericht häuslichen Leidens und Kummers aufdämmern. Man hört zuweilen in der Straße ein zerlumptes Paar mit zwei oder drei halbverhungerten Kindern sich anstrengen, eine traurige Ballade zu singen. Angenommen, daß sie keine Betrüger sind, so bedauern wir sie im Verhältniß ihrer gänzlichen Unwissenheit der ganzen Kunst und Theorie der Musik. Je größer ihre Unfähigkeit, je verzweifelter müssen auch Noth und Kummer gewesen sein, die sie zu einer solchen Hülfsquelle trieben. Ein erbärmlicher Roman führt uns zu einem ähnlichen Schlusse. Hinter ihm sehen wir eine Wittwe mit einer starken Familie und einem Tintenfasse; wir denken an ihre verzweifelten Versuche, das nöthige Geld für die nöthigen Ausgaben zu verdienen; an die graduell wachsende Schwierigkeit, den Schein zu bewahren; an das hoffnungslose Bemühen bei den Patronen von Wohlthätigkeitsanstalten; an die abnehmende Geduld reicher Verwandten; an die schwachen Versuche, alte literarische Erinnerungen aufzuwärmen; an die feine, künstliche Diplomatie, irgend einen mehr gutmüthigen als scharfsichtigen Verleger zu fangen; — und wir fühlen uns mehr zum Weinen als zum Lachen über den bedauerlichen Erfolg geneigt. In dem ganzen Romane giebt es auch nicht einen Charakter oder einen Zwischenfall, der nicht bereits tausendmal zuvor bis zum Tode abgenutzt worden wäre, und nicht zwei Sentenzen hängen zusammen; und wir fühlen, daß es wahre Menschenfreundlichkeit gewesen wäre, die ganze Geschichte im Manuscriptzustande zu unterdrücken. Nichtsdestoweniger war es ein Versuch, sich, anstatt Betteln zu gehen, auf eine anständige Weise zu ernähren, und deshalb verdient der gute Wille — wenn auch nicht die Ausführung — eine gewisse Achtung."

Erfahrung, hat es uns gelehrt, daß das so eben Gesagte sich in Wirklichkeit so verhält, und daß namentlich in England, wo die sogenannte „Respectability" wie ein Bleigewicht auf der Gesellschaft lastet, eine Menge junger „Damen", die sich durch ehrliche Handarbeit anständig ernähren könnten, ein entsetzlich kümmerliches Dasein als Schriftstellerinnen, namentlich als Romanschriftstellerinnen führen und als solche in den Pfennigmagazinen jene niedrigste Art des Sensationsromanes unter das ungebildete lesende Publicum schleudern, die heute wie ein Krebs an der Sittlichkeit in der englischen Gesellschaft frißt.

Doch wenden wir uns nach dieser kurzen bevorwortenden Abschweifung unserer Aufgabe zu, und beginnen wir, nach dem alten Programme, zuvörderst mit einer Betrachtung der neuesten Erscheinungen auf dem Felde der

Geschichte und Biographie.

Fasti Aevi Saxonici; or Listes of Heads of Religious Houses in England previous to the Norman Conquest. To which is prefixed a Chronological Catalogue of Contemporary Foundations. Published under the Direction of the Royal Society of Literature. By Walter de Gray Birch. London: Taylor and Co.

Wir sind der Ansicht, daß dies Büchelchen für den Forscher in der englischen Geschichte vor Wilhelm dem Eroberer von großem Nutzen sein wird. Denn wir wissen, welch eine bedeutende Rolle der Klerus sowohl im politischen, wie im religiösen Leben in jenen ersten Zeiten des Christenthums in England spielte, und wie namentlich Bischöfe und Aebte es den Fürsten des Landes an Macht und Einfluß gleich thaten. In dem Werke von Le Neve und in dem seines Herausgebers und Fortsetzers Sir Thomas Hardy sowohl wie in anderen Schriften wird der Bischöfe und ihrer Sitze eingehend gedacht, und in manchem Index finden wir ihre Namen pünktlich und genau registrirt. Doch den Vorstehern religiöser Häuser jener Tage wurde eine gleiche Aufmerksamkeit nicht zu Theil; und dies ist die Entstehungsursache des vorliegenden Buches. Der Autor spricht sich über dieselbe in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Diejenigen, deren Gewohnheit es ist, bei ihren Forschungen in der frühen Geschichte der Klöster und der Literatur Englands Kemble's „Codex Diplomaticus", Dugdale's „Monasticon Anglicanum" und ähnliche Werke durchzublättern, müssen sicherlich den Mangel an Registern für Namen von Personen gefühlt haben, welche in jedem dieser Werke vergessen worden sind. Ich machte mich deshalb zuvörderst daran, mir für meinen eigenen Gebrauch eine umfassende Liste von Vorstehern religiöser Häuser in England und Wales während der Sachsenzeit anzufertigen, mit der Absicht, bei einer späteren Gelegenheit ähnliche Listen von anderen Würdenträgern anzufertigen, welche in diesen Büchern vorkommen. Ich fand dies, als ich es vollendet hatte, so nützlich, daß ich in der Hoffnung, Anderen, die ähnliche Forschungen machen, zu dienen, die Liste hiermit vorlege, und zwar mit einer preliminaren Angabe von fast 300 religiösen Häusern, die vor der normännischen Eroberung in England und Wales etablirt waren. Zugleich fügte ich den Namen additionelle Nachweisungen gedruckter und handschriftlicher Quellen hinzu, welche Angaben über solche Individuen enthalten, welche in den Bereich meiner Aufgabe fallen . . . . . Die Liste, wie sie jetzt steht, bildet einen vollständigen Index zu den zehn werthvollen Büchern, welche ich in der beigefügten Liste der Autoritäten angemerkt habe . . . ." Die vom Autor zur Anfertigung seiner Liste benutzten zehn Werke sind: Kemble's „Codex Diplomaticus Aevi Saxonici", Thorpe's „Anglo-Saxon Chronicle", Dugdale's „Monasticon", Sir Richard Colt Hoare's „Registrum Wiltunense", „Chronica de Mailros", Le Neve's „Fasti Ecclesiae Anglicanae", der „Liber Vitae Dunelmensis" (Handschrift der Cottonbibliothek), „Cartularium Saxonicum Malmesberiense" (privatim gedruckt), Tanner's „Notitia Monastica", Browne Willis' „History of the Mitred Abbies" und des Autors eigene Abhandlung „On the Succession of the Abbots of Malmesbury", abgedruckt im „Journal of the British Archaeological Association, 1871.

Calendar of State Papers and Manuscripts relating to English Affairs, existing in the Archives and Collections of Venice and in other Libraries of Northern Italy. Vol. V. 1534—1554. Edited by Rawdon Brown. London: Longmanns, Green and Co.

Vorliegendes Werk ist wiederum ein Band aus der überaus werthvollen Serie, welche unter der Aufsicht des Master of the Rolls über die Regierung Heinrich's VIII. und seiner unmittelbaren Nachfolger herausgegeben wird. Der Titel schon deutet die hohe historische Wichtigkeit des Buches an. Wir wollen nur einfach erwähnen, daß es nahe an 800 eng gedruckte Seiten enthält, mit Einschluß eines vorzüglichen Index, und daß etwa 1000 Briefe, Depeschen und andere wichtige Documente registrirt und theils beschrieben, theils im summarischen Auszuge mitgetheilt sind. Der Werth des Werkes wird außerdem noch durch eine interessante, höchst gelehrte Vorrede erhöht. Unter den vielen großen Persönlichkeiten, die uns hier in Menge umgeben, treten namentlich der dem Geschlechte der Plantagenets entsprossene Cardinal Pole, die Königin Mary, Eduard VI. und Elizabeth als Princessin hervor. Sehr interessant sind die Angaben des

Autors in seiner Vorrede über die Vorgänge bei der Papstwahl nach dem Tode Paul's III. Da erfahren wir denn, daß man in den Wechselstuben der Banquiers zu Rom mit 15 gegen 100 wettete, daß Cardinal Pole die Tiara gewinnen würde. Das Wettrennen versprach ein sehr eifriges zu werden, und man setzte auf die Candidaten Ridolfi, Salviati und Di Monte respective 16, 18 und 20 zu 100; Pole stieg bis auf 40. Man wettete stark, und die Herren Cardinäle, getrieben vom heiligen Geiste im Conclave, ließen es sich angelegen sein, den Banquiers Nachrichten zukommen zu lassen, und nahmen so an deren Gewinne Theil. Einen anderen interessanten und wichtigen Theil des Bandes bildet die Beschreibung des venetianischen Gesandten Sorango von England, London und den englischen Sitten und Gebräuchen, kurz von der ganzen damaligen englischen Cultur.

Year-Books of the Reign of King Edward the First. Years XXI and XXII. Edited and Translated by **Alfred J. Horwood**, of the Middle Temple, Barrister at Law. (Published under the authority of the Lords Commissioners of Her Majesty's Treasury, under the direction of the Master of the Rolls.)

Diese „Jahrbücher" sind im Großen und Ganzen genommen Berichte über die im Lande vorgekommenen Civil- und Criminalprocesse. Doch nebenbei gewähren sie einen tiefen Einblick in den Zustand der Gesellschaft, und müssen als eine der Hauptquellen angesehen werden, aus denen der Geschichtsforscher Belehrung schöpft über den ökonomischen und bürgerlichen Zustand Englands während der letzten Jahre des Mittelalters, sowie über die Entwickelung der englischen Jurisprudenz. Diese Jahrbücher legen ein unwiderlegliches Zeugniß davon ab, daß England damals ein nicht von Priestern, sondern von Juristen gerittenes Land war, und weiter, welcher Gesetze man sich in den Civil- und Criminalhöfen bediente. Sehr häufig hat man die Criminalchroniken des Mittelalters für einen getreuen Spiegel der Zeiten gehalten, der uns ihre Gewaltthätigkeit, Gesetzlosigkeit, Wildheit und Betrügereien und das Vorwiegen beständigen Krieges und nie endenden Räuberwesens wiederspiegelt. Und ohne Frage waren die Leute in jenen Tagen gewöhnlich ungestümer, weniger scrupulös und schneller bei der Hand, entweder zur Gewalt oder zum Betruge zu greifen, um ihre Zwecke zu erreichen, als jetzt, doch ist es nicht weniger unrecht und irrig, den Charakter, entweder einer Nation oder eines gesellschaftlichen Zustandes, aus den Criminalannalen zu folgern. Diese zeigen uns nur die eine Seite des Bildes. Die Berichte über die vor den Civilhöfen geführten Processe gewähren bessere Gemälde des Charakters eines Zeitalters; sie beziehen sich auf eine viel größere Menge des Volkes und auf gewöhnlichere Transactionen. Der Beweis, den sie uns in den vorliegenden Jahrbüchern darbieten, gehört nicht bloß zu einer Klasse. Sie sind voll von unrechten Thaten, falschen Forderungen, schändlichen Vertheidigungen, legalen Kunstgriffen anstatt wirklicher Gerechtigkeit; doch sie sind voller an deutlichen Beweisen zunehmenden Kunstfleißes, commercieller Thätigkeit und commerciellen Reichthums, und einer größeren Neigung von Seiten des Volkes im Allgemeinen, zu einem friedlichen Processe vor den Gerichten, als zu den Waffen ihre Zuflucht zu nehmen zur Schlichtung der Streitigkeiten; voller an deutlichen Beweisen des Wachsthums der Mittelklassen und des schwachen Geschlechtes und des Schutzes der Rechte der Schwachen und der Niederen durch die Tribunale.

The Debats of the House of Commons in 1625. Edited from a M. S. in the Library of Sir R. Knightley, Bart., M. P., by **S. R. Gardiner**. London: Camden Society.

Das große historische Problem, wie und auf welche Weise England in den großen Bürgerkrieg getrieben wurde, ist bis jetzt durchaus nicht auf zufriedenstellende Art gelöst worden. Jedoch mehren sich die mit vielem Fleiße von verschiedenen Seiten in England herbeigeschafften Materialien täglich, um diese Aufgabe auszuführen. Die von der Camden-Gesellschaft gedruckten Debatten des Unterhauses von 1625, das Karl's I. erstes Parlament war, bilden einen wichtigen Beitrag zu denselben, denn sie geben uns einen directen Beleg über den kritischen Moment in den englischen Annalen in die Hand, in welchem König Karl dem großen Concile der Nation gegenübertrat. Die vorliegenden Debatten wurden Tag für Tag von einem Mitgliede jenes Parlamentes aufgezeichnet und bilden einen Theil der berühmten Fawsley-Collection.

II. Anzeigen.

Rings um die Jungfrau. Touristenblätter aus dem Berner Oberland und Oberwallis von Emil Zittel. Karlsruhe. Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1874.

Der Verf., unseren Lesern durch sein trefflich geschriebenes lehrreiches Büchlein „Die Entstehung der Bibel" und auch sonst als Vorkämpfer der liberalen Richtung in der protestantischen Theologie bekannt, bietet hier einen anmuthigen Strauß von Reiseerinnerungen dar. Mit Recht stellt er das sinnige Gedicht Anastasius Grün's an die Spitze des mit rothen Seitenumrahmungen zierlich ausgestatteten Bändchens, jenes Gedicht, in welchem zwei Reisende genau dasselbe, aber in so ganz verschiedenem Ton und Sinn erzählen. Auch ihm kann man nicht nachsagen, daß er gesehen und empfunden, was kein Mensch vor ihm gesehen und empfunden hat; aber man möchte Jedem wünschen, so schnell und sicher sehen und so tief und rein empfinden zu können wie er. Vorurtheilslos und frisch giebt er sich den Eindrücken hin, und es weht etwas wie erquickende Alpenluft aus diesen Blättern. Mit den Gegenständen wechselt die Stimmung, und Ernst und Scherz sind hübsch gepaart. Geschichte und Sage mischt sich ebenso in die Schilderung wie Erfahrenes und Erlebtes, und oft sind Personen und Dinge mit wenigen Strichen frappant gezeichnet. Kurz, man fühlt: ein feingebildeter Mann, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, spricht sich frei von der Leber weg aus, was ihm immer in fesselnder Weise gelingt, wenn auch vereinzelt die Feile am Ausdrucke vermißt wird. Den Schweizerreisenden wird vor, bei und nach ihren Touren das Büchlein Anregung und Unterhaltung gewähren, und dazu sei es ihnen empfohlen.

Dichtungen von Karl Simrock. Eigenes und Angeeignetes. Berlin. Franz Lipperheide. 1872.

Die Sammlung, welche Simrock hier mit dem anspruchslosen Zusatze: „Eigenes und Angeeignetes", dem deutschen Publicum vorlegt, war größtentheils schon anderwärts bekannt geworden, aber die Sachen verdienten wohl zusammengestellt und zu dieser Zeit gerade veröffentlicht zu werden, denn Simrock hat von jeher zu den eifrigsten deutschen Patrioten gehört, die es nicht bloß mit dem Munde, sondern mit der That waren, und deren Patriotismus gesund war und Hand und Fuß hatte. Man sieht ihm an seiner Formbehandlung an, wie er von den Altvorderen, als deren bester unter allen lebenden Uebersetzern er wohl gelten kann, gelernt hat, und ein Gedicht, wie das unseres Wissens hier zuerst mitgetheilte „neue Narrenschiff", giebt dazu die besten Belege. Hier herscht ein Humor und ein treffender Witz, wie er nur bei Sebastian Brand und Abraham a Sancta Clara u. s. w. zu finden ist. — Das Bändchen enthält Bertha die Spinnerin, Otto im Barte, St. Sylvester, Salomon und Morolf, die Eselsbeichte, die sieben Schwaben, Lyrisches und Didaktisches, Dr. Johannes Faust, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Aschenbrödel, Bilder-Cyclus von Moriz von Schwind. Mit specieller Erlaubniß der königl. bayr. priv. Kunstanstalt von Piloty und Loehle zu München nach den Thäter'schen Kupferstichen in Holzschnitt ausgeführt von H. Günther, H. Käseberg, G. Oertel, O. Roth und C. Zimmermann, mit einem erläuternden Text von Dr. Hermann Lücke. Mit gesetzlichem Schutz gegen Nachbildung. Leipzig 1873. Verlagshandlung von Alphons Dürr. (Druck von C. Grumbach in Leipzig.)

Wieder eine jener außerordentlich glänzenden und künstlerisch vollendeten Publicationen, wie sie aus der Verlagshandlung von Alphons Dürr bereits zahlreich hervorgegangen sind, wiederum einem Hauptwerke deutscher Kunst, einer der sinnigsten und liebenswürdigsten Schöpfungen des allzu früh verewigten Moriz von Schwind gewidmet. Bisher war sein Bilder-Cyclus zu dem Märchen vom Aschenbrödel, der in sinniger Weise mit den parallelen Geschichten der Psyche und des Dornröschens durchflochten ist, nur durch die Stiche Julius Cäsar Thäter's zugänglich: jetzt ist eine Holzschnitt-Publication desselben besorgt, welche in Bezug auf die Ausführung der Holzschnitte mit allem Besten rivalisiren kann, was in dieser Technik hervorgetreten ist; und so

ist dem Werke, welches bisher sich doch wohl nur einer beschränkten Verbreitung hat erfreuen können, mit einem Male der Weg in die weitesten Kreise des deutschen kunstliebenden Publicums gebahnt. An der Holzschnittausführung sind betheiligt H. Günther, H. Käseberg, G. Oertel, O. Roth und C. Zimmermann. Dem Werke ist ein erläuternder Text von Dr. Hermann Lücke beigegeben, der einen kurzen Lebensabriß und eine Schilderung der Thätigkeit Schwind's gibt und dann in einfacher Weise die einzelnen Darstellungen des Bilder-Cyclus erklärt. — Ein solches Werk weiter zu empfehlen, wäre überflüssig, da es durch sich selbst genügend empfohlen ist. Die Ausstattung ist, wie gewöhnlich bei Dürr's Verlagswerken, äußerst elegant und solide geschmackvoll.

III. Besprechungen.

Meyers Reisebücher. Ober-Italien von Dr. Th. Gsell-Fels. Mit 10 Karten, 31 Plänen und Grundrissen von L. Ravenstein, 20 Ansichten in Stahlstich, 1 Panorama von Plato Ahrens und 69 Ansichten in Holzschnitt. Hildburghausen 1872. Bibliographisches Institut

Meyers Reisebücher. Rom und Mittel-Italien von Dr. Th. Gsell-Fels. Erster Band: Mittel-Italien und die römische Campagna. Mit 5 Karten und 6 Plänen von L. Ravenstein, 6 Ansichten in Stahlstich von Plato Ahrens und 19 Ansichten in Holzschnitt. — Zweiter Band: Rom. Mit 49 Plänen von L. Ravenstein, 16 Ansichten in Stahlstich, 1 Panorama von Plato Ahrens und 39 Ansichten in Holzschnitt. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1871. (Zweite sehr wenig veränderte Ausgabe 1872.)

Es ist bisher an dieser Stelle leider verabsäumt worden, auf das Erscheinen der italiänischen Reisebücher von Gsell-Fels aufmerksam zu machen, denen in der gesammten deutschen Presse von den berufensten Seiten her mit seltener Einmüthigkeit das Zeugniß höchster Sorgfalt der Arbeit und ungemeiner Brauchbarkeit ausgestellt worden ist, ein Urtheil, welchem ich selbst mich auch bereits an einer anderen Stelle angeschlossen habe; und in der That bietet Dr. Gsell-Fels in seiner Person eine so glückliche Vereinigung von Eigenschaften und Fähigkeiten, wie sie kaum besser von dem Verfasser derartiger periegetischer Schriften gedacht werden kann. Er hat in gänzlich unabhängiger Stellung Jahre lang das Land nach allen Richtungen durchstreift und, wie man sich wohl überzeugt, kaum irgend etwas ohne eigene Prüfung an Ort und Stelle in seine Reisebücher aufgenommen. Seinem eigentlichen Berufe nach Arzt und Naturforscher, bringt er für die Schilderung der Naturschönheiten, der landschaftlichen Charaktere, der klimatischen und geologischen Beschaffenheit und der sanitären Verhältnisse des Landes eine ungewöhnliche Fähigkeit zu urtheilen mit, und mit seinen Fachstudien verbindet er ein selten reiches Maß von allgemeinem Wissen aus den verschiedensten Gebieten, namentlich aber aus dem Kreise der Kunstwissenschaften, in deren Literatur er sich durch die meist höchst treffenden Entlehnungen aus den besten fachwissenschaftlichen Schriften als gründlich bewandert ausweist. Seinen naturwissenschaftlichen Studien verdankt er zugleich den praktischen Sinn, der durch große Reiseerfahrungen in der hier geforderten speciellen Richtung noch entwickelt worden ist, so daß er überall sicher fühlt und weiß, worauf es dem Reisenden ankommt, und was und wie er es zu wissen nöthig hat.

Dem, was der Verfasser von dem Seinigen gegeben, hat dann die Verlagshandlung nach ihrer alten bewährten Praxis durch die Ausstattung noch das Ihrige zur Erhöhung der Brauchbarkeit des Werkes hinzugefügt. Der sehr kleine und compresse Druck ist durch Schärfe und Klarheit der Typen und zweispaltige Anordnung des Satzes, sowie durch Anwendung verschiedener Satzarten sehr übersichtlich und leicht lesbar; Karten und Pläne sind in großer Zahl hinzugefügt, und Stahlstiche von Plato Ahrens und zahlreiche in den Text eingedruckte Holzschnitte geben zum Theil malerische Prospecte, zum Theil Grundrisse, Ansichten oder Durchschnitte von hervorragenden Gebäuden.

Der Umfang der Reisebücher geht über den der anderen deutschen Reisehandbücher für Italien um ein Beträchtliches hinaus, übertrifft auch das

gewöhnliche französische Handbuch von Dupays, steht aber dem Murray nur ungefähr gleich und ist durch die Erfahrung des Autors und dessen Geschick für kurze Darstellung vor dem Vorwurfe geschützt, Entbehrliches und Ueberflüssiges zu enthalten, womit freilich nicht ausgeschlossen ist, daß der schnell Reisende aus dem vielen Gegebenen wird eine Auswahl treffen müssen.

Nach all diesem muß es constatirt werden, daß die englischen und französischen Reisebücher nach Italien nicht mehr die einzige Zuflucht des deutschen Italienreisenden sind, sondern daß wir jetzt über ein deutsches Buch verfügen, welches im Allgemeinen allen berechtigten Anforderungen entspricht. Je mehr aber dies der Fall ist, um so wünschenswerther erscheint es, daß nach allen Seiten hin der strengste Maßstab angelegt werde, und daß die bemerkten Mängel und Lücken nicht verhehlt, sondern auf irgend eine Weise dem Verfasser zur Kenntniß gebracht werden, damit er bei neuen Auflagen Verbesserungen vornehmen kann. Ich will nach ganz frischer Erfahrung, nicht aus dem Kreise meines speciellen Interesses, aus den kunstwissenschaftlichen Theilen des Buches, sondern aus demjenigen, was jeden Reisenden interessirt, einige Kleinigkeiten anmerken, welche der Beachtung wohl werth erscheinen, vorbehaltend, eventuell auch Weiteres dem Autor auf anderem Wege zur Disposition zu stellen.

Bekannt ist die Liebhaberei des bibliographischen Institutes für Karten und Pläne; in der That sehen auch die diesem Werke beigegebenen höchst erfreulich und stattlich aus, und sie übertreffen bei Weitem — man sehe den trefflichen großen Plan von Rom! — die besten sonst in solchen Werken gebotenen; trotzdem aber erweisen sie sich in mancher Beziehung doch noch als verbesserungsfähig und -bedürftig. Die umfassenden Uebersichts-Karten sind durch eine sehr manierirte Bezeichnung der Gebirge, welche, ohne recht ausdrucksvoll zu sein, einen sehr breiten Raum einnimmt und durch die bräunliche Färbung das Uebrige minder klar erscheinen läßt, nicht so deutlich und übersichtlich, wie man wohl wünschen könnte. Ist es doch beispielsweise fast eine Unmöglichkeit, die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiete der Etsch und der Donau ohne sehr umständliche, schwierige und schließlich doch in ihrem Resultate unsichere Untersuchungen auf der betreffenden Karte (Brenner-Bahn und Stilfser Joch) zu erkennen. — Daß unter den Eintrittsrouten auf die directe Fahrt von Wien auf Verona über Franzensveste, sei es mittelst der Linie Bruck-Leoben-Villach, sei es mittelst der minder bequemen Marburg-Klagenfurt-Villach gar keine Rücksicht genommen ist, und auch eine Karte für dieselbe fehlt, ist jedenfalls auch nicht angenehm, und der letztere Mangel wäre leicht durch einfache Vergrößerung der vorerwähnten Karte nach Nordosten zu beseitigen.

Auch mit den Stadtplänen kann man sich nicht unbedingt einverstanden erklären. Zwar die Ausstattung in rothem und schwarzem Druck ist ebenso eine Erleichterung für die Orientirung, wie sie dem Auge einen freundlichen Anblick gewährt; aber die Zeichnung der Pläne läßt Manches zu wünschen übrig. Oft sind die kleineren Querstraßen (wogegen sich vielleicht nichts einwenden läßt) nur mit ihren Anfängen leicht angedeutet, während nur die Hauptverkehrsadern durchgeführt und mit Namen bezeichnet sind. Aber diese Hauptverkehrsadern sind zugleich, ganz entgegen der thatsächlichen Beschaffenheit in den italiänischen Städten, sehr breit angegeben, viel breiter als die Nebenstraßen, so daß der in einer Stadt noch Unbekannte leicht in die Versuchung kommt, wenn er die Hauptstraßen aufsuchen will, nur auf die nächste auffallend breite Straße achten, eine solche dann nicht zu finden und so über die gesuchte Straße hinwegzulaufen. Auch die Straßenzüge selbst sind nicht immer correct. So führt z. B. auf dem Stadtplane von Parma die Strada Maestra di San Michele und die Strada Maestra di Santa Croce schnurgerade durch die ganze Stadt hindurch, und allerdings steht auch in dem Texte des Buches, daß dieser Straßenzug „schnurgerade“ sei, ein Rest der antiken Heerstraße, der Via Aemilia. In Wirklichkeit aber ist dem keineswegs so, sondern man sieht oft nur wenige hundert Schritte weit vor sich, wo dann die Fortsetzung der Straße sich durch eine leichte Windung dem Blicke entzieht.

Eine andere Beobachtung habe ich bei Benutzung des Planes von Venedig gemacht. Ein vollkommen genügender Plan dieses Labyrinthes von Gassen ist selbstverständlich nur in einem Formate zu geben möglich, welches für kein Reisehandbuch zulässig ist; darum aber müßte ein kleinerer Plan durch Hervorhebung der Hauptstraßenzüge — also etwa des Weges vom Marcusplatze nach dem Bahnhofe, ferner desjenigen

nach der Rialtobrücke, nach der Akademie u. s. w., sei es durch Benutzung der doppelten Farben, sei es durch vollständige Bezeichnung der betreffenden Gassen mit ihren Namen — übersichtlicher gemacht werden. Daß die neue via Vittorio Emanuele noch nicht auf dem Plane zu finden ist, soll nicht allzustreng urgirt werden, obgleich es immerhin zu bemerken ist. Und während hier eine thatsächlich eingetretene Neuerung nicht in den Plan aufgenommen ist, zeigt sich der Domplatz von Mailand sowohl auf dem Stadtplane wie auf der besonderen Darstellung des Stadtinneren bereits in der Gestalt, die er wohl erst in mehreren Jahren annehmen wird, nach der vollendeten Durchführung seiner Erweiterung; und sonderbarer Weise werden zwei Restaurants in einem Häuserdreiecke empfohlen, welches gerade gegenwärtig im durchgreifenden Neubau und abgesperrt ist. — In Piacenza ist die Stadtmauer unmittelbar gegenüber dem Bahnhofe durchbrochen.

Ferner wäre es höchst wünschenswerth, und sollten selbst die Mittel dazu durch eine minder splendide und gefällige Ausstattung der jetzt vorhandenen Stadtpläne gewonnen werden müssen, daß von mehr Städten die Grundrisse gegeben würden, wie denn in Oberitalien namentlich Vicenza und Mantua sehr empfindlich vermißt werden. Für die eigentlichen Zwecke eines solchen Orientirungsplanes würde wohl ein einfacher Croquis des Hauptstraßennetzes, dem als Punkte die hauptsächlichsten Gebäude eingefügt wären, in Holzschnitt genügen. Namentlich für Vicenza ist ein Plan kaum entbehrlich, wie denn auch Dupays einen solchen giebt, da nur bei dem Mangel eines Planes die Redensart einen Sinn hat, daß in Vicenza „die Begleitung eines erfahrenen Lohndieners unumgänglich nothwendig" sei. Das ist eben nur dann der Fall, wenn man in der Stadt bei mannichfachem Hin- und Herlaufen kein Mittel der Orientirung hat, und man einen Palast, welcher in der und der Straße nachgewiesen wird, deswegen nicht allein finden kann, weil man nicht weiß, wo die Straße ist. Und wenn man im Laufe einer Stunde zehnmal nach zehn verschiedenen Straßen fragen soll, wobei man riskirt, daß man zehnmal von dem Befragten begleitet wird und ihm ein Trinkgeld geben muß, dann thut man allerdings besser, man nimmt sich lieber gleich einen Lohndiener. Dieses stets und namentlich für den Forschenden lästige Möbel sollte man aber mit allem Aufwande der Mittel durch das Reisehandbuch überflüssig machen.

Zu jenen Localen, welche in jeder Stadt angegeben werden sollten, gehört ferner die Post. (Natürlich auch das Telegraphenbureau, aber ich besinne mich nicht, daß ich dessen Nachweis irgendwo vermißt habe.) In erster Linie aber ist es zu vermeiden, daß hierbei falsche Angaben unterlaufen. In zwei Städten des östlichen Oberitaliens befinden sich die Postanstalten nicht dort, wo Gsell-Fels sie zu suchen angiebt: in Parma nicht in der Strada Maestra di S. Michele, sondern auf der Piazza di Corte, und in Venedig nicht im Palazzo Grimani am Canale grande, sondern in der nächsten Nähe des Marcusplatzes, unmittelbar hinter den Mercerie.

Vor Werth- und Paquet-Sendungen mittelst der italiänischen Post sollte auf das allerdringendste gewarnt werden: die Besorgung ist eine unglaublich schleppende, worauf wenigstens beim Nachbestellen von Geld und Sachen sehr viel Rücksicht zu nehmen ist, wenn man nicht in unangenehme Verlegenheiten kommen will. — Es ist falsch, daß Eisenbahn und Post an ihren Kassen auf Papier „nur Kupfergeld" herausgeben. Selbstverständlich können sie bei der schwankenden Valuta des Papieres kein Gold darauf herausgeben; aber eben so selbstverständlich und thatsächlich ist es, daß sie die vollen Lire in Papier zurückgeben, dessen man überall im Verkehre bedarf. Von einer Nothwendigkeit, ängstlich den Betrag voraus zu berechnen, ist daher keine Rede. — Telegramme nach Norddeutschland kosten nicht sechs, sondern nur fünf Lire.

Ferner ist es zu vermeiden, daß Einem unnöthiger Weise Furcht eingejagt wird. Wenn in Mantua der Bahnhof „fast eine Stunde nördlich von der Stadt entfernt" liegen soll, so ist hier bei einem etwaigen kurzen Besuche von Verona aus ein halber Tag mehr zu rechnen, als wirklich nothwendig ist; denn in Wirklichkeit geht man vom Bahnhofe rechts etwa 500 Schritte und befindet sich dann auf dem Corso Vittorio Emanuele, der in fünf Minuten bequemen Gehens ins Centrum der Stadt führt.

Das Café Pedrocchi zu Padua hat schon seit mehreren Jahren kein Restaurant mehr im ersten Stock; in den oberen Räumen ist jetzt ein Casino. — Die Bahnhofsrestauration zu Vicenza verdient nicht nur keinen Stern, sondern sie ist überhaupt

nicht vorhanden; in dem Café bekommt man mit Roth etwas Käse. — Bei Ponte di Lagoscuro führt nicht eine „lange Holzbrücke", sondern wie nördlich Piacenza, eine mächtige, auf steinernen Pfeilern ruhende eiserne Gitterbrücke über den Po. — Nicht bei Codogno, sondern bei Casal Pusterlengo zweigt die Bahn westlich nach Pavia ab. — Von Mailand aus fährt man nach letzterer Stadt nicht „vom Bahnhof vor Porta Vittoria" (im Osten der Stadt), sondern wie überall hin ausschließlich vom Centralbahnhofe (im Norden) aus.

Das archäologische Museum in Parma ist neu geordnet und jetzt gegen ein festes Eintrittsgeld von 50 Centesimi geöffnet. — Das Besteigen des Mailänder Dom-Thurmes kostet 25 Centesimi. — Der Katalog der Pinakothek in Bologna kostet — statt einer — 2 Lire. — Daß in Parma die Besichtigung der Camera di Corregio in einen Zusammenhang gebracht wird, in welchem man kaum ahnen kann, daß dieselbe mit der Kirche San Paolo örtlich aufs engste verbunden ist, und daß auch der Plan der Stadt darüber keinen Aufschluß giebt, ist nicht zu loben. Fast ebenso ist es dort mit dem Teatro Farnese, über dessen Lage der Plan ungenau berichtet, und dessen Auffindnng ganz leicht gemacht werden könnte, wenn einfach gesagt würde, daß sein Eingang zwischen dem der Bibliothek und der Gemäldegalerie liegt. — Das Museo Civico zu Vicenza ist von 11—2 Uhr ohne Eintrittsgeld geöffnet.

Doch ich will aufhören, dieses Federlesen zu üben, da ich bereits auf dem Wege zu sein scheine, mich in Fachangelegenheiten zu vertiefen, und nur noch einmal dem reisenden Publicum diesen trotz all solcher Ausstellungen vorzüglichen Führer auch in der Weise zu empfehlen, daß ich jeden Benutzer desselben bitte, an der Ausmärzung all seiner etwaigen Irrthümer und Fehler durch freundschaftlichen Verkehr mit dem Autor oder der Verlagshandlung mitzuwirken, namentlich von allen zwischendurch eingetretenen Veränderungen denselben Mittheilung zu machen. Das Publicum, welches durch die Benutzung solcher Reisehandbücher einen ganz unberechenbaren Vortheil hat, sollte auch die Mühe nicht scheuen, an denselben an seinem Theile mitzuarbeiten, nicht bloß dadurch, daß es dieselben kauft (denn das thut es in rein selbstischem Interesse), sondern auch dadurch, daß es, nachdem es sie benutzt hat, das Seinige dazu beiträgt, daß sie für die Nachkommenden immer besser werden.

Bruno Meyer.

Meyers Reisebücher. Unter-Italien von Dr. Th. Gsell-Fels. Mit 6 Karten, 24 Plänen und Grundrissen, 11 Ansichten in Stahlstich und 61 Holzschnitten. Hildburghausen 1873. Bibliographisches Institut.

Das vorliegende Buch reiht sich vervollständigend den vorangehenden des nämlichen Verfassers an. In sechs Abschnitten schildert es in lebendiger Sprache: di Terra di Lavoro, Neapel und seine Umgebung, Castellamare, Sorrento und die Inseln, Salerno und Umgebung, die Abruzzen, Capitanata, Bari und Benevent, endlich die Basilicata, Terra d'Otranto und Calabrien. Der Verfasser hat das Land, welches er beschreibt, mit Aufopferung seiner Gesundheit durchforscht. Es war kein kleines Stück Arbeit, die culturhistorische, künstlerische und naturhistorische Bedeutung des ehemaligen neapolitanischen Königreiches in dieser knappen Form, auf der wissenschaftlichen Tageshöhe gehalten, so darzustellen, daß auch der Fachmann befriedigt sein darf. Er hatte dabei große Schwierigkeiten zu überwinden. Das Museo nazionale (früher Borbonico) in Neapel war in seiner Antikensammlung noch ganz ohne Nummern und eben neu aufgestellt, als es der Verfasser besuchte, um es für sein Buch zu verwerthen. Er war daher genöthigt, vom ersten Corridor bis zum letzten Saale den gegenwärtigen Katalog selbst auszuarbeiten. In Pompeji hat er dann während 14 Tagen täglich zwölf Stunden lang von Haus zu Haus die Malereien und die Eintheilung der Häuser in der brennendsten Sonnenhitze Sträßchen für Sträßchen controllirt und zum ersten Male constatirt, was wirklich vorhanden war, während in manchen gelehrten Werken darauf keine Rücksicht genommen ist. Die Frucht hievon wird in vollem Umfange wahrscheinlich als besondere Arbeit nachfolgen. Im kunsthistorischen Punkte sind überall die besten neuesten Forschungen gewissenhaft verwerthet, und wir verweisen namentlich auf die Abschnitte über die berühmten antiken Statuen (Ercole Farnese, Dirke u. s. w.). Die Denkmale des Mittelalters und der Renaissance sind wol in Bezug auf Süd-Italien zum ersten Male dem größeren Publicum in genießbarer und doch

wissenschaftlicher Form dargebracht. Wir machen schließlich noch auf den Abschnitt über den Vesuv aufmerksam, bei dessen letztem Ausbruche der Verfasser anwesend war. — Mit einem Bande über die Inseln Sicilien u. Sardinien wird das verdienstliche neueste Reisewerk über das gelobte Land der Natur- und Kunstschönheit seinen Abschluß erhalten.

H.

Der Montcenis-Tunnel, seine Erbauung und seine Umgebungen. Nach den besten italiänischen Quellen mit Zugrundelegung von A. Covino's „Guida al traforo del Cenisio". Bearbeitet und mit zahlreichen Anmerkungen versehen von Prof. Julius Schanz. Mit 2 Karten und 25 in den Text gedruckten Holzschnitten. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1872.

Als eine schätzbare Ergänzung zu dem vorerwähnten Buche über Ober-Italien darf dieses Bändchen von Professor Julius Schanz bezeichnet werden, indem es, für die Bedürfnisse des Touristen eingerichtet, alles Interessante zusammenstellt, was über das Riesenunternehmen des Fréjus-Tunnels, die Bahn, zu der er gehört, und die Gegend, durch die sie führt, zu berichten ist. Die Quellen des Verfassers sind außer dem bereits im Titel genannten Werke Enea Bignami's „Cenisio e Fréjus" und Giuseppe Regaldi's „Dora". Dazu kommen noch zwei Dichtungen über den Tunnel, eine von Regaldi, die andere von der venezianischen Dichterin Anna Mander-Cecchetti, beide vom Verfasser des Buches übersetzt — „wortgetreu, wenn auch in einem anderen Versmaße"; — nämlich: „Der Gedanke an Albrecht von Haller's „Alpen" drängte uns unwillkürlich den Hexameter auf" — jedenfalls ein merkwürdiger psychologischer Vorgang, dem zukünftige deutsche Verslehrer reiflich nachsinnen mögen! Wie ein Gedicht in Alexandrinern einem nur den Hexameter aufdrängen mag! Sonderbar! Höchst sonderbar! Indessen gleichviel; das Buch ist gut und brauchbar, die Bearbeitung und Bereicherung von Covino's Werke dankenswerth, und mehr braucht das Publicum über dasselbe eigentlich nicht zu wissen. Nur über einen Punkt glaube ich nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung zu haben, noch etwas zu sagen.

In dem Vorworte, wo Prof. Schanz sich über Plan und Eintheilung seines Buches ausspricht und seinen engen Anschluß an Covino begründet, sagt er:

„Ich erkannte sehr bald, daß es nahezu eine Unmöglichkeit sei, das Thema in anderer Weise zu behandeln, als es mein Turiner College gethan, und beschloß daher, dessen Arbeit vollständig zur meinigen zu machen und dies der deutschen Lesewelt offen zu bekennen, anstatt mich ängstlich zu bemühen, die Aufgabe anders und besser zu lösen, als er, und dabei doch die Hauptsache aus seinem mit so großem Fleiße und seltener Genauigkeit geschriebenen Werke zu entlehnen, wie es der Verfasser eines Aufsatzes im zweiten Novemberheft*) der „Deutschen Warte" gethan, der vierzehn Seiten über die Fréjusbahn Wort für Wort aus Covino's „Guida" abgeschrieben, ohne denselben auch nur einziges Mal zu citiren, wie es doch unter ehrlichen und anständigen Schriftstellern Sitte ist."

Ich muß gestehen, daß es mich zunächst befremdet hat, einen achtbaren Schriftsteller in solcher unmotivirten und gehässigen Weise öffentliche Rache dafür nehmen zu sehen, daß ihm von dem Redacteur einer Zeitschrift ein angebotener Beitrag aus sachlichen Gründen mit Angabe der Motive zurückgegeben worden ist, — zumal er inzwischen überraschend zwingende Gelegenheit gehabt hat, sich zu überzeugen, wie sehr tief er mit seinen Anschauungen damals im Irrthum befangen war. Indessen wollte ich darüber noch gar nichts sagen, wenn nur sein Vorwurf selbst gerechtfertigter wäre. Ich habe mich aber durch aufmerksame Vergleichung des Aufsatzes in der Warte mit den betreffenden Partien bei Schanz, der ja erklärtermaßen das Buch von Covino übersetzt hat, davon überzeugt, daß mein Herr Mitarbeiter seinem italiänischen Vorgänger wesentlich nichts als Zahlenangaben entlehnt hat, welche dieser natürlich auch nur aus Quellen hat beziehen müssen, die jedem Anderen ebenso gut zugänglich waren wie ihm. Die Auswahl des Stoffes aber und die Verkürzung der Form zeugt bei meinem Herren Mitarbeiter von eben so viel Verständniß wie Geschick; und ausgewählt und verkürzt ist hier fast Alles gegen Covino's Darstellung. Hingegen ist es mir ganz eigenthümlich aufgefallen, daß an mehreren unverkürzten Stellen die Uebersetzung

*) Von 1871! Red.

von Schanz wörtlich mit der Deutschen Warte übereinstimmt. Es ist mir schwer glaublich, daß dies Zufall sein sollte; und so ein paar Zeilen Uebersetzung abzuschreiben, erscheint mir — zwar sehr unerheblich, aber — doch noch viel kümmerlicher, als officielle Zahlen irgend woher zu nehmen, ohne die Stelle, die zufällig als nächste Quelle gedient hat, zu bezeichnen, zumal wenn man so bescheiden ist, durch Verschweigen des eigenen Namens auf die mit der Arbeit etwa zu gewinnende Ehre und Anerkennung zu verzichten. Bruno Meyer.

Todtenschau.

Manzoni, Alessandro, Italiens populärster Romanschriftsteller und Dichter, † hochbetagt, im Alter von 89 Jahren, am 22. Mai 1873 in Mailand, nachdem ihm der Tod schon vor Jahren seine Frau und seine vier Kinder entrissen und ihn tief vereinsamt zurückgelassen. Alle Jene — und es sind deren nicht Wenige —, welche aus seinen Schriften Liebe zum Schönen, Begeisterung für das Vaterland und Anhänglichkeit an ihren alten Glauben schöpften, verlieren und beklagen in ihm ihren Vater. Und man konnte Manzoni in der That den Vater der heutigen Bevölkerung Italiens nennen, nicht bloß seines Alters wegen, sondern weil sein Herz ganz seinem Volke gehörte, dem er auch alle seine Werke weihte.

Die Tochter des berühmten Philosophen Beccaria, des Vorkämpfers für die Abschaffung der Todesstrafe und des Begründers des modernen Strafrechtes, die äußerst geistvolle Frau eines unbedeutenden Mannes, des Grafen Manzoni, gebar am 8. März 1784 in Mailand einen Sohn Alessandro, dem es beschieden sein sollte, unter den neueren Dichtern seines Volkes sich derart auszuzeichnen, daß ihm selbst in der Weltliteratur eine ehrenvolle Stellung nicht wohl versagt werden kann. Schon von frühester Jugend an von den Werken Alfieri's, Monti's und Ugo Foscolo's begeistert und zur Nacheiferung angespornt, schloß er in Paris, wohin er 1805 gegangen, engste Freundschaftsbündnisse mit den hervorragendsten Mitgliedern der berühmten Gesellschaft der Ideologen. Er hatte seine Mutter nach Paris begleitet, wo sie ihren Wittwensitz aufgeschlagen, und dort sein erstes Gedicht, auf den Tod seines Pflegevaters Carlo Imbonati veröffentlicht. Im Jahre 1807 kehrte er nach Mailand zurück und vermählte sich im nächsten Jahre mit Henriette Blondel, der Tochter eines Genfer Banquiers. In jene Zeit fällt auch sein mythologisches Gedicht Urania, das noch ganz in den Schnürstiefeln der damaligen Afterclassicität einherschritt.

In Paris war er Voltairiáner geworden; in Mailand trat eine Aenderung seiner Ideen ein: er fühlte sich vom Katholicismus angezogen und schlug nun in seinen geistlichen Hymnen (1810) einen in Italien noch nie gehörten Ton an, schuf geradezu eine eigene, ganz neue Art von Lyrik: Die Romantik war in ihm völlig zum Durchbruche gekommen, und er hatte den steifen Zopf frischweg abgeschnitten. Den steifen Regeln des französischen Dramas Trotz bietend, bahnte er der italiänischen Literatur neue Wege. Sein „Graf Carmagnola" (1820) erregte die Aufmerksamkeit Goethe's, der ihn einen „wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden und gemüthlichen Dichter" nannte, von nun an nicht mehr aus den Augen ließ und auch dessen Gedicht auf den 5. Mai, den Todestag Napoleons, übersetzte. Die Uebersetzung ward in Italien eher bekannt als das von der Censur verbotene Original, und ganz Italien freute sich der Anerkennung seines Landsmannes durch den größten lebenden Dichter. Noch größeren Erfolges als der Graf Carmagnola hatte sich Manzoni's zweite Tragödie „Adalgises" (Adelchi, 1823) zu erfreuen, die er nach antiken Muster mit Chören ausstattete; den größten Ruhm aber errang er sich durch seinen Roman „die Verlobten", aus dem 17. Jahrhundert, in welchem er die Schicksale des Seidenwebers Renzo vom Comersee in Mailand erzählt, zugleich aber ein hochpoetisches Bild des Lebens des italiänischen Landvolkes aufrollt. Die Schilderung der Mailänder Pest von 1630 gehört zu den Mustern des erzählenden Stiles. Erfindung und Charakterschilderung aber hat unläugbar einen Beigeschmack, welcher in unseren Tagen freierer

Anschauung der Lebensverhältnisse einigermaßen an Schriften „für die reifere Jugend" erinnert. Die „Promessi sposi" sind der Roman par excellence der Italiäner, und es existiren geradezu unzählige Ausgaben desselben. Der vom Jahre 1842 fügte der Dichter noch eine Geschichte der Schandsäule bei, welche die Richter von Mailand wegen der zur Zeit der bezeichneten Pest von ihnen verhängten Hinrichtungen des Justizmordes beschuldigt.

Seitdem hat er die Feder niedergelegt und nicht wieder zur Hand genommen. In das Jahr 1834 aber fällt eine Streitschrift Manzoni's gegen Sismondi, der in seiner berühmten Geschichte der italiänischen Republiken die katholische Kirche eines verderblichen Einflusses auf die Ereignisse des Mittelalters geziehen hatte.

Das Jahr der Wiedergeburt Italiens, die er in seinem Herzen heiß ersehnt, war ihm ein Jahr der Freude und Tröstung. Victor Emanuel und Napoleon beeilten sich nach ihrem Einzuge in Mailand, den greisen Dichter zu besuchen und zu umarmen, und er vergoß Freudenthränen.

Im nächsten Jahre wurde Manzoni zum Senator ernannt, aber er betrat nie die Säle, in denen der Senat tagte, weder in Turin noch in Florenz, noch in Rom. Aber als es galt, seine Stimme für die Einigung Italiens abzugeben, da fehlte er nicht an der Urne, und er beklagte es tief, daß er in Folge seines Alters nichts mehr für sein Vaterland thun könne. Doch war es ihm nicht versagt, wenigstens in anderer Weise für dasselbe zu wirken: er studirte mit Eifer die Frage der Einheit der Sprache und sprach sich 1868 in einer kleinen Broschüre dafür aus, daß die Sprache Toscanas als Typus der allgemeinen Landessprache zu betrachten sei. Er war damals bereits 84 Jahre alt und scheute trotzdem selbst eine lebhafte Polemik nicht.

Manzoni verbrachte seine letzten Lebensjahre in einem ihm gehörenden Landhause in Brusuglio nächst Mailand und kehrte erst kurz vor seiner Erkrankung nach Mailand zurück. Drei Wochen lang schwankte die Krankheit bald zum Schlimmeren, bald zum Besseren, und schon schien Hoffnung auf seine Genesung gegeben, als Alles vorüber war.

Voll von edler Begeisterung für sein Vaterland, wie seine Oden von 1821 und 1831 bezeugen, war er zugleich der katholischen Kirche treuest zugethan. Liebenswürdigen Charakters verband er mit großer Einfachheit der Sitten die höchste Bescheidenheit und brachte dem Unglück jederzeit ein theilnehmendes Herz entgegen. Ganz Mailand kannte den alten weißhaarigen Herren, der jeden frühen Morgen von seinem rothen Hause an der Piazza Belgiojoso bis zur Porta Magenta promenirte, dann und wann einen Augenblick stehen blieb, freundlich lächelnd einen ehrerbietigen Gruß erwiederte und dann seinen Weg fortsetzte.

In den lichten Augenblicken seiner letzten Stunden sprach er oft von seinem Vaterlande und von Victor Emanuel, und als er den Tod nahen fühlte, reichte er seinen Freunden die Hand und sprach: „Es geht rasch zu Ende; holt mir meinen Beichtvater!" Nachdem er mit diesem eine halbe Stunde allein verbracht, ließ er die Seinen wieder eintreten und sagte ihnen: „Wenn ich todt bin, thut, was ich jeden Tag thue: betet allezeit für Italien, betet für den König und sein Haus, der so gütig gegen mich war." Bald danach stellten sich starke Athmungsbeschwerden ein; er stöhnte laut und tief, drückte seinem Hausarzte Todeschini die Hand wie zum Danke und hauchte ein Viertel nach sechs Uhr Abends seine Seele aus. Ganz Italien trauerte um ihn, und die Prinzen des königlichen Hauses sowie Deputationen beider Kammern und vieler Städte folgten seiner Bahre.

Sein literarischer Nachlaß wird als ein sehr bedeutender bezeichnet. Er enthält viele lyrische Gedichte, einen wohlgeordneten Briefwechsel und eine historische Arbeit über die Zeit der Schreckensherrschaft in Frankreich, welche ein vorzügliches Werk sein soll.

Andere seiner Zeitgenossen bei anderen Völkern haben in derselben Richtung Größeres geleistet; ihm aber bleibt das Verdienst, in seinem Volke zu seiner Zeit der Beste gewesen zu sein.

Hindersin, Gustav Eduard von, preuß. General der Infanterie und Generalinspecteur der Artillerie, à la suite des Garde-Feldartillerieregimentes, Chef des pommerschen Feldartillerieregimentes Nr. 2, erster Curator der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule, Präses des General-Artilleriecomité's, Mitglied der Landesvertheidigungs-Commission u. s. w., † in der Nacht vom 24. zum 25. Januar 1872 am Schlagflusse, zu Berlin, nachdem er, der hochverdiente Militär,

sechs Monate zuvor (18. Juli 1871) sein 50jähriges Dienstjubiläum begangen hatte.

Der Verewigte, der sich nach allen Seiten hin für seinen militärischen Beruf auf das Allertüchtigste vorbereitet und eine ungewöhnliche militärische wissenschaftliche Ausbildung erreicht hatte, wurde am 18. Juli 1804 zu Wernigerode am Harz geboren, wo sein Vater Pastor war. Dieser unterrichtete ihn theils selbst, theils ließ er ihm auch seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Lyceum seiner Vaterstadt geben. Die Neigung zum Soldatenstande, welche die Freiheitskriege schon früh in dem Herzen des Knaben wachgerufen hatte, fand bei den Aeltern nicht nur keine Förderung, sondern einen entschiedenen Widerstand, den er jedoch durch seine angestrengten Studien, namentlich in der Mathematik und durch mannichfache Proben von Abhärtung endlich besiegte, so daß er am 16. October 1820 in die 8. Artilleriebrigade zu Erfurt eintreten konnte. Am 4. Januar 1823 zum Porte-épée-fähnrich ernannt, avancirte er am 29. Juli 1825 zum Secondelieutenant, am 22. Dec. 1838 zum Premierlieutenant, am 12. April 1842 zum Hauptmann in dem Generalstabe des 1. Armeecorps und am 17. März 1846 zum Major des Generalstabes: ein für die damalige Zeit sehr schnelles Avancement. In letzterer Stellung war der Verstorbene Dirigent der topographischen Abtheilung, bis er im Sommer 1849 bei Eröffnung des Feldzuges gegen die badischen Insurgenten dem unter Befehl des Generales von Peuker vereinigten Corps zuerst als Unterchef, dann als Chef des Generalstabes beigegeben wurde. Im Gefechte von Ladenburg wurde er, als er von der Höhe des Stadtthurmes aus die feindlichen Streitkräfte recognoscirte, abgeschnitten und von den Insurgenten als Gefangener nach Rastatt gebracht, jedoch bereits vor der Uebergabe des Platzes wieder in Freiheit gesetzt. Am 22. März 1853 stieg von Hindersin zum Oberstlieutenant auf, wurde am 18. Mai 1854 zum Brigadier der 2. Artilleriebrigade ernannt und am 13. Juli desselben Jahres zum Obersten, am 11. März 1858 zum Inspecteur der 3. Artillerieinspection und am 22. Mai 1858 zum Generalmajor, am 18. October 1861 zum Generallieutenant befördert. In Anerkennung seiner im Feldzuge gegen Dänemark geleisteten ausgezeichneten Dienste — namentlich vor Düppel, wo er die technische Oberleitung des Artillerie- und Genieangriffes hatte, — wurde der Verstorbene im December 1864 in den Adelstand erhoben und zum alleinigen Generalinspecteur der Artillerie sowie zum Curator der Artillerie- und Ingenieurschule gemacht, wo er sich die höchsten Verdienste um seine Specialwaffe erwarb. Noch ehe die von ihm angebahnten Fortschritte in Betreff des Artilleriemateriales zur Durchführung gelangen konnten, brach der Krieg von 1866 aus, dem Hindersin im Hauptquartiere des Königes beiwohnte. Den Krieg gegen Frankreich machte er wiederum im Hauptquartiere des Kaisers und Königes als erster Artilleriegeneral mit und nahm Theil an den Schlachten bei Gravelotte, Sedan, der Belagerung und Beschießung von Paris und während dieser an den Ausfallgefechten bei La belle St.-Cloud und unter dem Mont Valérien. Daß augenblicklich die preußische Artillerie unzweifelhaft die beste der Welt ist, das hat sie vielfach den unermüdlichen Anstrengungen und dem Scharfsinne des Verewigten zu danken, der die Artillerieschießschule in Berlin ins Leben rief, das heute weltbekannte Kriegsspiel zum obligatorischen Ausbildungsgegenstande für Artillerieofficiere machte und ein solches auch für den Belagerungskrieg ausbildete, der erweiterte Belagerungs- und Festungsdienstübungen für seine Waffe ins Leben rief und bei seinen Besichtigungen der Prüfung des Verständnisses des Scharfschießens und der taktischen Ausbildung der Officiere eine bisher nicht geforderte Bedeutung beilegte. Unter den vielfachen hohen Auszeichnungen, welche dem beliebten und hochverdienten Militär zu Theil wurde, machte ihm das von seiner Vaterstadt ertheilte Ehrenbürgerrecht noch am späten Lebensabende eine hohe Freude. Eine Straße in Berlin am Königsplatze führt seinen Namen.

Hacke van Mynden, Dr. J. C., der berühmte holländische Dante-Uebersetzer und namhaftes Mitglied der deutschen Dante-Gesellschaft, † nach langwierigen Leiden am 8. Januar auf seinem Landsitze zu Niew-Loosdrecht bei Utrecht. Der Cölnischen Zeitung wird von einem Gewährsmann über den Verstorbenen Folgendes mitgetheilt. „Geboren zu Harlem am 11. November 1814 war derselbe von Jugend auf durch den Besitz eines sehr bedeutenden Vermögens in den Stand gesetzt, ganz frei ohne Rücksicht auf einen besonderen Standesberuf sich lediglich der Wissen-

schaft und seinen literarischen Lieblingsneigungen zu widmen. Nachdem er in Utrecht seine akademischen Studien beendet und 1839 mit einer gediegenen Dissertation über den Humanisten Bessarion († 1472) den Doctorgrad erworben hatte, lebte er als Privatgelehrter — theils auf seinem Grundbesitze zu Loosdrecht, theils in Amsterdam, theils in Italien, wohin er fast in jedem Jahre ging, um mit Gattin und Kindern den Winter in einem milderen Klima zu verleben. Dort erwachte in ihm die Liebe zu Dante und dessen „göttlicher Komödie". Dieses wunderbare Gedicht zu erforschen und in seine Muttersprache zu übersetzen, machte er nun zu seiner Lebensaufgabe. In nicht weniger als vier verschiedenen Formen brachte er diese Arbeit zu Stande, bis es ihm endlich gelungen war, eine dem Urtexte ganz getreue Nachbildung in der Terzinenform zu schaffen. Es war ihm nicht darum zu thun, damit in die Oeffentlichkeit zu treten; ihn befriedigte die geistige Beschäftigung vollauf. Da traf ihn 1865 das schwere Unglück, daß seine vier blühenden Kinder binnen wenigen Wochen von einer tückischen Krankheit, der Diphtheritis, dahin gerafft wurden. Um ihn vor Verzweifelung zu bewahren, gab es nur ein Mittel: Arbeit, gezwungene Arbeit, die er sich selbst auferlegte. So beschloß denn der schwer geprüfte Mann, die Erinnerung an die herben Verluste dadurch zu bekämpfen, daß er, wozu seine Freunde, namentlich der Dichter ten Kate, ihm längst gerathen, seine Comediaübersetzung druckfertig machte und von derselben nebst dem italiänischen Urtexte eine mit den Doré'schen Illustrationen ausgestattete Prachtausgabe veranstaltete. Im Sommer 1867 erschien bei A. C. Krusemann in Harlem der erste und im Frühjahr 1870 der zweite Band, beide in ihrer überaus prachtvollen Ausstattung nicht für den Buchhandel, sondern nur zu Ehrengeschenken für die Freunde Hacke's und für ganz besondere Verehrer Dante's bestimmt. Der dritte und letzte Theil war bereits zum Drucke fertig, als der treffliche Mann, der die Vollendung des Ganzen gern hätte erleben mögen und sich auch mit dem Plane trug, seine Uebersetzung in einer billigen Volksausgabe drucken zu lassen, seinen körperlichen Leiden erlag."

Sprechsaal der Redaction.

X, Abonnent der D. W. und der Erg.-Bl. seit ihrem Bestehen, in Berlin. Obgleich wir nicht gesonnen sind, in Zukunft irgend welche anonymen Zuschriften in dieser neuen Rubrik unserer Zeitschrift zu berücksichtigen, können und wollen wir doch nicht unterlassen, von Ihren Zeilen, welche die freundlichste und wohlwollendste Gesinnung bekunden und uns zu einer auch ohne Ihre Anregung nothwendigen Mittheilung veranlassen, dankend Notiz nehmen. Auch wir haben das verspätete Erscheinen der einzelnen Hefte aufs tiefste beklagt; doch lag es nicht in der Macht der Redaction, Abhülfe zu schaffen. Gerade Sie, als „ehemaliger Buchhändler", werden ermessen können, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, wenn Redaction und Verlag örtlich getrennt existiren, und wenn Verleger und Drucker, oft um sehr fremdartiger Dinge willen in Collision miteinander, die unschuldige Zeitschrift als erwünschtes Mittel ansehen, um sich gegenseitig von ihrer Unentbehrlichkeit zu überzeugen. Rechnen Sie dazu den Tod des Herren Hugo Wigand, der der Verlagshandlung eine Menge zeitraubender Arbeiten verursachte, und eine zeitweilige Abwesenheit des Redacteurs, der freilich selbst im wonnigen Italien keiner Freiheit von den Redactionssorgen und -Geschäften sich erfreuen durfte, und Sie werden es begreiflich finden, daß mit Noth und Mühe das regelmäßige Tempo des Erscheinens innegehalten, die Verzögerung durch den leipziger Setzerstrike 2c. noch nicht wieder eingebracht werden konnte. Indem wir Ihnen und allen Abonnenten für die uns erwiesene Nachsicht danken, bitten wir, uns auch ferner Ihr Wohlwollen zu erhalten. Jetzt ist das vollständig anders: Verlag und Druckerei gehorchen demselben Willen, und vom Anfange des April befindet sich die Redaction mit dem Verleger am gleichen Orte. Von diesem Hefte an wird ein beschleunigtes Erscheinen eintreten, und zuverlässig noch im

Laufe dieses (VI.) Bandes werden die regelmäßigen Termine für die Ausgabe der Hefte wieder erreicht werden.

Fr. R. in Halle. Sie fragen mich, als Freund meiner Schriftstellerei, wie ich über die mich und mein Büchlein „Aus der ästhetischen Pädagogik" betreffenden Theile von Fr. Kreißig's „Wort über ästhetische Nationalerziehung" (in Heft IV. des „Salons" von diesem Jahre) denke, da dieselben Ihnen keinen reinen und klaren Eindruck gemacht haben. Ich bedaure dies; und da, was Ihnen begegnet ist, auch bei Anderen eintreten könnte, will ich einmal mit dieser Stelle einen kleinen Mißbrauch treiben, indem ich hier auf etwas Persönliches eingehe.

Kreißig's Aufsatz ist eine vorzügliche und höchst dankenswerthe Arbeit, an deren Inhalt und Form ich die aufrichtigste Freude gehabt habe, da sie in vollendeter Weise meine Hauptideen über „ästhetische Nationalerziehung" kurz, klar und packend darstellt. Nur Jemandem, der so ganz und tief mit der Sache vertraut ist wie Kreißig, konnte eine solche Darstellung gelingen; davon haben mich — wenn es noch nöthig war — die verschiedentlichen, oft an sich nichts weniger als ungeschickten Versuche, in öffentlichen Besprechungen Auszüge aus meinem Buche zu geben, überzeugt. Was Sie gestört, und was auch mich in den mich berührenden Theilen befremdet hat, ist die Tonart.

Sie werden sich wundern, mich die Tonart einer Kritik bemängeln zu sehen; denn Sie werden — so gut wie ich — in der etwas zweifelnden Frage Kreißig's (gegen den Schluß), ob die eigenthümliche Art von Höflichkeit und Mäßigung, in der sich „sogar Aesthetiker" bei polemischen Anläßen gefallen, nur „das Kriegskleid" sei, während die Jungen in der Schule „nur den von edler Anmuth umstrahlten Priester der Grazien zu sehen und zu hören bekommen", — einen nicht mißzuverstehenden Seitenhieb auch gegen mich erkannt, und denselben vielleicht gebilligt haben. Ich für mein Theil kann in diesem Punkte mit bestem Gewissen auf die Nachsicht Kreißig's verzichten, der „der Sicherheit wegen die Jungen nicht fragen" will. Mir ist der Lessing'sche Kanon der Kritik, ohne dessen Beobachtung es für mich überhaupt gar keine Kritik, sondern nur Gewäsch (euphemistisch „Feuilletonstil" genannt) giebt, glücklicherweise in bewußter Uebung längst so geläufig geworden, daß ich ganz sicher bin — mag ich auch „abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher" auftreten —, den Meister immer nur, wenn auch „mit Zweifel, bewundernd", den Anfänger, also vor allen Dingen auch den Schüler „gelinde und schmeichelnd" zu behandeln.

Diese Tonarten halte ich sammt und sonders — versteht sich: jede an ihrem Platze —, einschließlich der durch sie manchmal erforderten „Kraftmanier", auf Lessing's für mich einstweilen noch unerschütterte Autorität auf ästhetischem Gebiete hin für ästhetisch, und ich gestatte sie mit Vergnügen je nach Lage der Sache auch gegen mich selber. Wenn daher Jemand glaubt, mich als Stümper und Prahler behandeln zu dürfen, oder sich aus irgend welchem Grunde die Attitude giebt, mich als solchen behandeln zu können (vergleichen Sie gefälligst die meisterhafte Belehrung über „Können" und „Dürfen" in diesem Sinne, welche mein Freund Alfred Woltmann in der Leipziger „Kunstchronik", Nr. 11 des lauf. Jahrg. Herren Friedrich Adler hat zu Theil werden lassen!), so nehme ich ihm die abschreckendste und höhnischeste Tonart an sich gar nicht übel; ich frage höchstens, wenn's lohnt, nach der Berechtigung des Urtheiles.

So berührt es mich z. B. gar nicht unangenehm oder fremdartig, wenn irgend ein Schwachkopf, dessen angeborene Gedankenlosigkeit durch gewohnheitsmäßiges massenhaftes „Besprechen" von Dutzendwaare des Büchermarktes zu absoluter Denkunfähigkeit erstarkt ist, das, was er bei beschleunigtem Blattumwenden nicht verstanden, für unverständig erklärt und deshalb mit Keulen darauf lospaukt (Deutsches Wochenblatt, Nr. 47 vom vorigen Jahre). Ich halte es auch für selbstverständlich, daß die geschworenen Vertreter eines von mir scharf negirten Sonderstandpunktes sich durch die ausgelassenste Handhabung der Kritik das Ansehen zu verschaffen suchen, als ständen sie ungemein hoch und unerreichbar da (Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens, Heft I von diesem Jahrgange). Mein Gesichtskreis reicht glücklicherweise weiter, und ich neide ihnen in ihrem beschränkten Gebiete ihre harmlose Selbstbefriedigung nicht: minima non curat praetor. Ja, ich gönne sogar Herren Professor Dr. Max Strack*), der in

*) Er hält sehr auf den pünktlichen Gebrauch dieser

einer Legion von Redactionsnoten seine „geschwänzte Werder'sche Sommerlogik", wie die Berliner Studenten derartigen „Gehirnmist" nennen, an den Mann bringt, die Genugthuung, einmal eine unverfängliche Gelegenheit zur Heimzahlung des von mir an einer ihm sehr nahe stehenden Künstlerpersönlichkeit wiederholt und schwer Verbrochenen gefunden zu haben.*)

Solche Beurtheilungen sind entweder thöricht, wie die hier erwähnten, und dann vernichten sie sich selbst, auch ohne besondere Widerlegung; oder sie sind materiell höchst zutreffend, wie beispielsweise vor einiger Zeit A. Springer's und A. Woltmann's Kritiken gegen Herman Grimm, und dann sind sie im Schlußerfolge tödtlich, auch trotz eines augenblicklichen äußeren Erfolges für den Gerichteten. Ueber die Form solcher Angriffe jammern nur — keine Männer. —

Unter welchem Rechtstitel mäkele ich also an der Tonart der Kreißig'schen Kritik gegen mich? werden Sie fragen.

Ich möchte sagen: unter dem der ästhetischen Betrachtung: ich vermisse die Sicherheit und Einheit des Tones.

Kreißig ist selbst energisch als Verfechter der Realschulen aufgetreten. Wenn er also aus demselben Holze wie die Perrückenstöcke in der Berliner Sandwüste geschnitzt wäre, so würde er sich durch eine affectirt gewaltsame und schonungslose Herunterreißung meiner Arbeit eben so geschickt wie diese lächerlich zu machen verstanden haben. Er aber als bedeutender Mann sieht von Meinungsverschiedenheiten über einzelne an sich vielleicht recht wichtige Punkte, die jedoch in der Skizze eines Systemes der ästhetischen Nationalerziehung relativ nebensächlich sind, ab und würdigt vorurtheilslos und zur Anerkennung bereit die Grundidee meines Buches und deren Ausführung in den Hauptzügen.

Wenn er nun als einer der berufensten Beurtheiler, die für meine Vorlesungen existiren, diese schlankweg „vortrefflich" nennt, mir „gute Form, reinen Eifer für die Sache und eine nicht gewöhnliche Gedankenschärfe" nachrühmt (der nicht unberechtigte Zusatz „bei einer gewissen Ueberschwänglichkeit, einer gewissen Neigung zu Schroffheiten und Superlativen" enthält keine wesentliche Einschränkung jener Anerkennung) und schließlich mein Buch „als ein anregendes und nützliches, mit aller Achtung, welche tüchtigem Wissen und selbständigem, wohlgemeintem Denken gebührt," empfiehlt, so ist er, selbst wenn und wo ich in Einzelheiten auf's Entschiedenste und Unzweifelhafteste irre, zu höhnischem Tone und hochfahrender Abfertigung unter keinen Umständen mehr berechtigt.

Höhnisch und wegwerfend ist aber an und für sich die Form der Apostrophe: „Herr Aesthetiker!" in einer ruhigen, sich an das Publicum wendenden Abhandlung. Was glauben Sie wohl, daß Kreißig sagen würde, wenn er in diesem offenen Briefe an Sie oben, wo von der „Kraftmanier" die Rede kam, plötzlich sich selber angeredet gefunden hätte: „Ei, Ei, Herr Literator! Da haben Sie also trotz der Gänsefüßchen nicht bemerkt, daß die „Kartätschen in die Claviere" nicht meine, sondern Berthold Auerbach's Erfindung sind!" Ich würde eine solche Wendung im höchsten Grade unpassend finden. — Die Apostrophe Kreißig's wird um so empfindlicher, als sie mir eine mir nicht zukommende Benennung beilegt: ich habe mich stets und auch in meinem Buche nur als Pädagogen und als Kunsthistoriker bethätigt und bezeichnet, Aesthetiker speciell bin ich nicht, und auf die Benennung „Berliner Aesthetiker", die gewiß nicht bloß mich daran erinnert, daß das edle Berlin als Schauplatz der ästhetischen Thee's schauderhaften Andenkens bestverdienten Verrufes genossen hat, verzichte ich ohne Schmerz.

Titel, und er muß wohl wissen, daß er ihren Glanz nöthig hat; ich will ihn desselben daher bei Leibe nicht berauben.

*) Es versteht sich von selber, daß ich die quasi sachlichen Einwendungen im „Centralorgane" ihrer unglaublichen Abgeschmacktheit wegen einer Entgegnung und Entkräftung nicht für würdig halte. Hingegen darf ich Herren Professor Dr. Max Strack eine öffentliche Zurechtweisung eines formellen Punktes wegen nicht erlassen. Derselbe hat nämlich die Frechheit, mich der Fahnenflucht zu zeihen. Er motivirt die massenhaften Ausschwitzungen seiner redactionellen Weisheit wörtlich folgendermaßen: „Wer seine Fahne verläßt und nachher ganz ohne Anlaß (?! als solcher genügt doch schlimmsten Falles überreichlich eine unter der Fahne gewonnene subjective, wenn auch vielleicht irrige Ueberzeugung!) auf sie schmäht, kann Anderes von treu gebliebenen (!!) Genossen nicht erwarten." Ich traue allerdings Herren Professor Dr. Max Strack weder die Fähigkeit noch den Muth zu, sich mit Aufgabe einer bescheidenen, aber sicheren amtlichen Stellung rein einer Wissenschaft zu widmen, die so gut wie gar keine materiellen Aussichten bietet, und sich lediglich aus eigener Kraft eine Existenz zu schaffen und eine geeignetere neue Stellung zu erwerben. Er kann sich in Fälle der Art natürlich nicht hinein denken: er weiß zu gut, wie viel Schwierigkeit ihm seine bloße Schulmeisterei gemacht hat. Da sollte er aber ja schweigen. Die Ueberhebung der Impotenz ist eine gar zu armselige Erscheinung!

Was soll man gar zu einem Ausdrucke wie „unser rüstiger ästhetischer Heißsporn" sagen? Man stelle es bloß einmal zusammen: „die vortrefflichen Vorlesungen unseres rüstigen ästhetischen Heißspornes". Ist das nicht die schönste Burleske? Das ziemt sich nicht, und das nenne ich eine falsche Tonart, über die eine Beschwerde am Platze ist.

Und gerade an solchen Stellen sind die Einwendungen Kreißig's falsch. Da mich seine Abhandlung interessirt und erfreut hat, will ich bei dieser sich bietenden Gelegenheit auch auf einige Einzelheiten derselben eingehen.

Ich habe durchaus nicht „geringschätzig" von den Chorgesängen unserer Schuljugend gesprochen und an eine „Wegwerfung (?) des bisher Geleisteten" (das kann doch wohl nur heißen: Beseitigung des Gesangunterrichtes?) nie in meinem Leben einen Augenblick gedacht.

Was dann über den theoretischen Musikunterricht in der Schule folgt, klingt, als ob Kreißig und ich etwas Verschiedenes meinten. Entweder hat der „eben so gediegene als begeisterte Fachmann", in dessen Hände Kreißig an einer seiner Anstalten diesen Unterricht gelegt, es nicht verstanden, mit den Palissaden und spanischen Reitern aufzuräumen, mit welchen, wie ich an anderer Stelle bemerkt habe, die musikalische Theorie über Gebühr noch verbarricadirt ist; oder es werden zeitraubende Ausarbeitungen gemacht, Uebungen corrigirt u. s. w., was nicht auf die Schule gehört; oder Beides ist zu gleicher Zeit der Fall, wenn nicht einmal in einer vollen Stunde wöchentlich in jeder Klasse das, was ich als wünschenswerth angedeutet habe, hat erreicht werden können. Ich erinnere mich noch mit Freuden, mit welcher pädagogischen Meisterschaft der verstorbene Director Friedrich Bellermann, bei dem ich noch Gesangunterricht auf dem Grauen Kloster gehabt habe, diese Dinge ganz so, wie ich es, hauptsächlich auf dieser eigenen Erfahrung fußend, gefordert, zu behandeln wußte.

Gleich darauf schlägt mir Kreißig vorwurfsvoll als Ersatz für „die Substanz des Geistes constituiren" den Ausdruck „seinen Inhalt darstellen" vor; zum Beweise, daß er in puristischem Eifer den Gedanken nicht verstanden hat; denn beide Wendungen sind ungeheuer weit davon entfernt, gleichbedeutend zu sein. Die von mir gebrauchte sagt bedeutend mehr und zwar das an der Stelle Erforderliche.

„Kostspielige Apparate" und überreichliche Lehrmittel habe ich nirgends gefordert; wie aber soll denn die auch von Kreißig verlangte Anschauung gegeben werden ohne Material? Ein Normalmaß für die Menge und die Kostbarkeit desselben habe ich nicht aufgestellt. Ueberschätzung der Hülfsmittel kann mir daher nicht vorgeworfen werden.

„Viel zu viel Aufhebens", meint Kreißig, „macht man von den methodischen Mängeln unseres grammatischen Schulunterrichts." So? Nun, wie lange ist es denn her, daß beispielsweise mein ehemaliger College Frederichs in einem Programme der Dorotheenstädtischen Realschule in Berlin nachgewiesen hat, wie absolut gar nichts zur Verwerthung der Ergebnisse der modernen Sprachwissenschaft für die pädagogische Praxis geschehen sei? Und wo, wie und wodurch ist es denn seitdem in diesem Punkte anders geworden? Habe ich es doch selber erlebt, daß beim Versetzungsexamen meiner Klasse die Bezeichnung der ersten lateinischen Conjugation als a-Conjugation (die Jungen wußten natürlich ganz genau, was das bedeutet,) von dem protokollführenden — Lehrer einfach als „falsch" abgewiesen wurde! Meine Vorlesungen sind geschrieben und gehalten 1869, gedruckt 1873. Von diesem Jahre datirt der neue Abdruck eines Programmes des Gymnasiums zu Clausthal von Ostern 1871: „Die durch die neuere Sprachwissenschaft herbeigeführte Reform des Elementarunterrichts in den alten Sprachen" von Dr. J. Lattmann. „Herbeigeführt", das heißt n o t h w e n d i g g e m a c h t, beziehentlich von dem Verfasser mit Hülfe eigener, von ihm und Heinrich Dietrich Müller geschriebener Schulbücher an dem einen Gymnasium v e r s u c h t. Solchen Thatsachen gegenüber so gemüthlich begütigend und beschönigend sprechen, wie Kreißig thut, — ja, da existirt wohl Nietzsche's „Bildungsphilister" in Wirklichkeit?! — Ich empfehle allen sich für den sprachlichen Elementarunterricht Interessirenden Lattmann's Brochüre angelegentlich zur Kenntnißnahme und Nachachtung. —

Nachdem Kreißig in Bezug auf das Turnen mir (in einer vielleicht auch übermäßig gnädig herablassenden Weise) beigestimmt, schließt er diese Betrachtung: „Aber die entscheidenden Schlachten der ästhetischen Nationalerziehung werden auf dem Turnplatz bei alledem nicht geschlagen." Antwort: Die werden überhaupt bei keinem einzelnen Gegenstande des Unterrichtes geschlagen,

Dieser Isolirung des Einzelnen, als ob ich gesagt hätte: tractirt die Classiker so und so, das ist die Panacee; oder andernfalls turnt, dann habt ihr es sicher; oder wenn euch das nicht paßt, singt und spielt nach rationellen Grundsätzen, dann kann es gar nicht fehlen, — bin ich vielfach in gescheidten und in dummen Besprechungen meines Buches begegnet; von Kreißig aber hätte ich sie nicht erwartet, von ihm, der, wie ich von Anfang bis zu Ende meines Buches unaufhörlich und unermüdlich betone, strenge fordert: „Also in erster Linie: stets vom Ganzen ausgegangen und zum Ganzen gestrebt!" Die ästhetische Regeneration des Turnens ist eben ein integrirender — isolirt werthloser — Theil des Ganzen der ästhetischen Pädagogik. Wenn Kreißig selber die ästhetische Pädagogik, wie ich sie meine, als Ganzes vor Augen gehabt hätte, so hätte es ihm gar nicht einfallen können, die Neuheit der Gedanken und Forderungen an irgend einer Stelle, wenn auch nicht gerade zum Maßstabe des Urtheiles zu machen, so doch in Betracht zu nehmen. Ich hätte mit der „ästhetischen Pädagogik" trotz des Beifalles Kreißig's absolut Unrecht, wenn Alles in derselben absolut neu wäre. Das deutet schon das Motto meines Büchleins an. —

Wo für die richtige Erfassung und Verwirklichung jenes Ganzen der Ausgangspunkt zu suchen ist, das habe ich weder verkannt noch zu zeigen vergessen. Ich sage also Ja und Amen, wenn Kreißig mahnt: „Also in erster Linie, ihr ästhetisch strebenden Pädagogen: strenges Denken, Verstand, Plan, Klarheit, Folgerichtigkeit in Allem, was ihr treibt." Ich müßte wahrlich Kreißig's Lob einer „nicht gewöhnlichen Gedankenschärfe" nicht verdienen, wenn ich keinen Werth auf diese Eigenschaft legte; und ich müßte sie sehr gering schätzen, wenn ich sie nicht bei dem „ästhetisch strebenden Pädagogen" fordern sollte. Denn leider weiß ich nur zu gut, wie schwer sich ihr Mangel rächt, und wie recht Kreißig hat zu sagen: „Wer sich in seinen Entwickelungsjahren gegen Unklarheit, Verworrenheit, barbarisches Durcheinander abstumpfen mußte (und ein nicht geringer Theil gerade der deutschen Jugend ist in diesem Falle), der ist für schönes Menschenthum meist verloren, oft genug auch für das Vernünftige und Gute verkrüppelt." — Wenn ich nur diese Mißerziehung im schönen deutschen Vaterlande nicht förmlich organisirt fände — in der Realschule, wo es der unglückliche Lehrplan auch dem denkfähigen, kenntnißreichen und hingebenden Lehrer unmöglich macht, die Schüler in dem barbarischen Durcheinander erdrückender, zusammenhangsloser Einzelheiten vor Unklarheit und Verworrenheit zu bewahren.

Doch wozu hier in diese Controverse gerathen! Ich will von Kreißig's Aufsatze mit der Entlehnung eines Satzes Abschied nehmen, dem ich als einem Fundamentalsatze der ästhetischen Pädagogik aus vollem Herzen zustimmen kann: „Jede Lehrstunde, und wäre es eine „trockene" grammatische oder mathematische Lection, in ihrer Art als Kunstwerk zu behandeln, ihr organische Form, Anfang, Mitte und Ende zu geben, das Bewußtsein des nothwendigen Plans und Arbeitsgesetzes in den Schülern beständig lebendig zu erhalten und damit denn auch die ästhetisch erziehende Wirkung von der Verstandesseite her sicher zu stellen: dazu gehört mehr als Kenntniß der richtigen Methode. Das bekommen nur klare, ästhethisch geschulte und künstlerisch angelegte Köpfe fertig."

Bravo! Bravissimo! Ungefähr dasselbe habe ich mir zu bemerken und zu fordern erlaubt. Wie recht ich hatte, meine Vorlesungen mit dem traurigen Bekenntnisse zu schließen: „Es fehlt mehr als an allem Anderen an fähigen Lehrkräften", — das beweist wohl hinlänglich der Umstand, daß die Wortführer der Berliner Realschullehrer nicht mit einem Laute zeigen, daß sie ahnen, was ich will, und was ein Mann wie Kreißig durch und durch billigt, sondern kritische Purzelbäume über mich als Vertreter des „pädagogischen Dilettantismus" schlagen. „Spotten ihrer selbst, und wissen nicht wie!" — Gott besser's! — —

Leben Sie wohl, geehrter Herr, und verzeihen Sie den etwas lang gewordenen Herzenserguß. Jeder einzelne Mensch hat ja nicht allzuviel selbständige und werthvolle Ideen; und für die paar, die einem der gütige Himmel bescheert und anvertraut hat, muß man sich's nicht gereuen lassen, fortwährend auf der Mensur zu stehen.

Ihr

B. M.

Shakespearomanie.

Zur Abwehr.*)

Ein Gegenstück

von

Wilhelm Rullmann.

Drei junge Männer in Berlin, ursprünglich den verschiedensten Berufsklassen angehörig, hatten unter sich ein literarisches Kränzchen gestiftet, das sich fast ausschließlich auf den Cultus und das Studium Shakespeare's gründete. Der Eine von ihnen, Oswald St., ein sehr talentvoller junger Mann von trockenem Humor, der für die mimische Darstellung eine ungewöhnliche Begabung besaß, war aus dem Comptoir einer Versicherungsgesellschaft hervorgegangen. Die unvermuthete Erbschaft einer pommer'schen Tante hatte ihn in den Stand gesetzt, seinem Berufsleben, das ihn anwiderte, zu entsagen und sich mit Muße auf seine künstlerische Laufbahn vorzubereiten. Er hatte sich das tragische Fach erwählt und war glücklich, in Albert Br., mit dem er gemeinschaftlichen Unterricht bei einem Mitgliede der königlichen Bühne genoß, einen Mitstrebenden gefunden zu haben. Albert war der Sohn eines Münchener Schauspielers von anerkanntem Rufe; er machte den Versuch, den Spuren des Weges zu folgen, auf dem sein Vater sich seine Lorbeeren erworben hatte. Den Beiden hatte sich ein Dritter zugesellt, ein Studiosus der Rechte, Julius B. mit Namen, dem seine bedeutenden poetischen Ta-

6

---

*) Von dem unter diesem Titel im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart jüngst erschienenen Buche des verstorbenen Roderich Benedix lag uns vor mehr als einem Jahre ein beträchtliches Stück des Anfanges, mehr als in Paul Lindau's „Gegenwart" — Nr. 43 fgd. vom vorigen Jahre — als Probe von dem zur Veröffentlichung vorbereiteten Werke abgedruckt worden, zur Ansicht und nach Befinden zur Aufnahme in die Deutsche Warte vor; aber die trostlose Ledernheit des Inhaltes sowohl wie der Form ließ uns auf die Ehre verzichten, diesen ästhetisch-kritischen Versuch des gemüthlichen Lustspieldichters dem deutschen Publicum zuerst bekannt zu machen. Wir nehmen jetzt von der literarischen Erscheinung, da sie gar zu unbedeutend ist und nur durch ihre fast unglaubliche Naivität (wenn nicht ausschließlich durch den anderweit beliebten Namen ihres Verfassers) hat ein gewisses Aufsehen erregen können, in der unseres Erachtens passendsten Form der parodischen Abfertigung Notiz, indem wir es uns angelegen sein zu lassen uns vorbehalten, zwischen den beiden am Anfange und am Ende dieses Aufsatzes geschilderten Extremen; der Shakespearomanie und der Reaction gegen dieselbe, in einer positiveren Weise Stellung zu nehmen.

Red.

leute eine Richtung auf das ernste Drama gegeben hatte, und der an einer Tragödie aus der Zeit der Hohenstaufen arbeitete, bei der er sich in Shakespeare'scher Behandlungsweise des historischen Stoffes versuchte.

Shakespeare war der Abgott dieses kleinen Kreises, der Ausgangs- und Mittelpunkt ihrer literarischen und artistischen Bestrebungen. An einem bestimmten Tage der Woche kam man bald in der Wohnung des Einen, bald in der des Anderen zusammen, um unter dem bekränzten Bilde des Dichters Scenen aus seinen unsterblichen Meisterschöpfungen zu recitiren und einzustudiren. Erst nachdem dieser Aufgabe Genüge gethan, suchte man ein Wein- oder Bierhaus auf, und als eine schwere Unterlassungssünde wäre es ihnen erschienen, wenn sie nicht den ersten Trunk dem Andenken des vergötterten Meisters dargebracht hätten. Die jungen Leute waren Shakespearomanen von der reinsten Sorte.

Um so größer war ihre Entrüstung, als Albert eines Abends, da man auf Oswalds Zimmer versammelt war, ein Buch mitbrachte und halb im Zorn auf den Tisch warf, das den Titel »Shakespearomanie« auf der Stirne trug.

Albert: Da habt Ihr das lange angekündigte Opus! Hätte doch der gute Benedix seiner Nation lieber noch eins seiner artigen Lustspiele hinterlassen, statt dieser literarischen Leistung von sehr zweifelhaftem Werthe, die sich »Shakespearomanie« betitelt. Gott verzeih' ihm diese Sünde um seiner Tugenden willen.

Julius: Hast Du das Buch gelesen? Ich sehe, es ist aufgeschnitten.

Albert: Von der ersten bis zur letzten Seite, mit viel Geduld und immer höher steigender Entrüstung. Wie der mit unserem Götzen umspringt! Kein gutes Haar läßt er an ihm. Aber das drolligste daran ist nur die Form, unter der er seine Ansichten vorbringt. Das Ganze ist ein Dreigespräch zwischen drei jungen Leuten, das reinste Conterfei unseres dramatischen Clubs, nur freilich mit dem Unterschiede, daß Figuren und Ansichten auf dem Kopfe stehen. Denkt Euch, es kommt sogar ein Oswald darin vor — tout comme chez nous —; ist das nicht komisch?

Julius: Wahrhaftig? Laß doch sehen! Ja, da steht es ja zu lesen: »Drei junge Männer, die ihr Leben der Wissenschaft gewidmet hatten, waren durch einen herzlichen Freundschaftsbund verknüpft und pflegten einen lebhaften Umgang. Außer für Wissenschaft hatten sie das lebhafteste Interesse für Kunst und Poesie und tauschten gern ihre Ansichten in dieser Beziehung aus.« — Das paßt ja ungefähr! Wie heißen denn die edlen Jünglinge? Ah, Hellmuth, Reinhold, und — richtig! — voilà notre cher Oswald.

Albert: Der scheint wirklich aus unserer Gesellschaft in dieses Kleeblatt hinüber gekommen zu sein. Er ist nämlich der einzige vernünftige Mensch von diesen dreien — Du brauchst Dir nichts darauf einzubilden, mein Lieber! —, der noch eine Ahnung von der Größe unseres Dichters hat. Natürlich kommt er deshalb auch nur selten mit einer schüchternen Frage zum Worte, und dann fallen die beiden Anderen über den armen Jungen her, wie Wölfe über ein verirrtes Schaf. Da ist zunächst Monsieur Hellmuth, — ein wüthiger Kläffer. Hört doch einmal gleich im Anfange das Bekenntniß dieser schönen Seele! Auf der dritten Seite sagt er: »Ich hatte Shakespeare als Secundaner gelesen, ohne einen sonderlichen Eindruck zu empfangen; ich habe ihn sechs Jahre später gelesen, und keines seiner Stücke vermochte sich meinem Gedächtnisse einzuprägen. Ich habe vieler seiner Dramen auf der Bühne gesehen, habe aber von keinem einen nachhaltigen Eindruck, geschweige einen wohlthuenden empfangen.« Der junge Mann weiß

gar nicht, daß so und so viele Bücher über Shakespeare geschrieben sind. Einige davon gerathen ihm in die Hände, er studirt sie, aber er versteht sie nicht. »Bin ich so dumm« — fragt er — »oder haben diese Bücher Unrecht?«

Oswald: Ich stimme für das Erstere.

Julius: Ich gleichfalls. Solch ein bornirter Mensch, der von keinem Stücke Shakespeares einen nachhaltigen Eindruck erhalten hat!

Albert: Uebrigens liefert der junge Mann einen neuen Beweis für die Ansichten derjenigen, die da meinen, daß Verstand und Gedächtniß heterogene und unverbundene Dinge sind. Dieser Hellmuth hat Euch ein ganz erstaunliches Gedächtniß. Er weiß über seinen Lessing so gut Bescheid, wie über den Inhalt seines Portemonnaies. Er citirt — unvorbereitet, wie er ist, — ganze Seiten aus Lessing's kritischen Schriften. Ist das nicht wunderbar? — Was übrigens die Verstandesmitgift anbetrifft, die sie von Mutter Natur empfangen haben, so können sich alle drei nicht beklagen. Dieser Reinhold, der zuweilen, wie auf Seite 14, auch als Reinwald angeführt wird, schwatzt doch in allen seinen Ansichten und Tiraden reines Blech. Auch Dein alter ego, Oswald, ist kein so sehr hervorragendes Exemplar des homo sapiens, wie du vielleicht denkst. Seite 17 z. B. läßt er sich belehren, auf seine eigene Frage hin, was man unter Episoden zu verstehen habe.

Oswald: Nun, und was verhandelt denn dieses anti-shakepeare'sche Kleeblatt? Du hast das Buch gelesen, gieb uns ein Resumé!

Albert: Ein Resumé? Da habt Ihr es: Shakespeare steht um so viel Klafter tief unter unseren nationalen Dichterheroen, wie ihn die Shakespearomanen über dieselben erhoben haben. Ich will euch einige der bezeichnendesten Stellen vorlesen. Hört einmal zu:

(S. 243.) »Und weil Shakespeare sich das (das Wissen nämlich, die Frucht des historischen Studiums,) nur in geringem Grade aneignete, können seine Stücke mit dem prachtvollen, streng gefügten Bau der Schiller'schen Tragödien keinen Vergleich aushalten.«

(S. 244.) »Hab' ich doch Lehrer gekannt, die so dumm waren, ihren Schülern zu erzählen, daß Shakespeare größer sei, als Schiller und Göthe.«

(S. 308.) »Lessing gebührt der Platz, auf den die Shakespearomanie vergeblich ihren Abgott zu bringen sucht.« Und weiter unten: »Versucht es denn, Euren Abgott Shakespeare neben unsere Dichter zu stellen, und seht, ob er Probe hält.«

(S. 427.) »Wenn man in Shakespeare überall tiefe Gedanken sucht, wenn man in ihm auch einen großen Gedankenreichthum findet, so ist dieser doch mit dem Goethe's, Schiller's und Lessing's nicht im Entferntesten zu vergleichen.«

(S. 441.) »Mit Schiller's wohlgebauten, klaren und hellen Stücken, mit ihren scharf und schön gezeichneten Charakteren hält Shakespeare keinen Vergleich aus.«

Julius: Genug davon! Man sieht schon, worauf er hinaus will; man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Aber was in aller Welt wird damit bezweckt?

Albert: Ist dir das noch nicht klar? Du siehst ja, auf dem Titel steht: »Zur Abwehr.« Und Seite 4 wird uns erklärt, wie das zu verstehen ist. Dort fragt Oswald, wem denn die Meinung von Shakespeare's Dichtergröße Schaden bringe. »Dem Publicum, unserem Volke schadet sie,« erwiedert ihm der Dunkelkopf, der Hellmuth genannt wird, »es wird irre gemacht, wird auf falsche Bahnen gelenkt. Eben weil so viele große Namen für Shakespeare's Ruhm eifern, wird unser Volk eingeschüchtert. Es

getraut sich nicht mehr, unbefangen zu genießen, es meint, Shakespeare müsse ihm gefallen, es müsse mit Geringschätzung auf unsere Dichter herabsehen, und damit wird unserem Volke sein kostbarster Schatz geraubt, die Freude an seiner heimischen Dichtung. Man will unseren großen Dichtern den Lorbeer vom Kopfe reißen, und ich möchte meine Hand ausstrecken, um ihn festzuhalten.«

Julius: Das ist in der That ein völlig neuer Gesichtspunkt. Seit wann schadet es der Verehrung Dante's, wenn man den Homer über ihn stellt? Und wird dadurch den Italiänern die Freude an ihrer heimischen Dichtung verdorben?

Das sollte ich doch auch meinen, warf Oswald ein. Welchem Deutschen wird das Herz nicht höher schlagen, wenn er der Größe der vaterländischen Dichter gedenkt? Braucht man sich darum zu verhehlen, daß Shakespeare der größere Meister ist?

Albert: Wie in jeder Uebertreibung, so ist auch hier ein Körnchen Wahrheit. Ich habe mich — so fanatisch meine Verehrung Shakespeare's ist — doch auch manchmal über die Herabsetzung geärgert, die seine Commentatoren besonders unserem Schiller zu Theil werden ließen. Man äußert das wohl gelegentlich, aber man schreibt kein dickes Buch darüber. Und was für ein Buch! Ein Buch, von dem jede Seite ein Blatt aus dem Lorbeer des großen Dichters herauszuzerren versucht. Da wird z. B. von »König Johann« gesagt, es sei eigentlich gar kein Stück. »Julius Cäsar« ist trotz vieles Schönen als Dramaci ne durchaus verfehlte Dichtung. Der »Sommernachtstraum« wird uns nur durch die Mendelssohn'sche Musik genießbar. Ein unsittlicheres Stück als den »Kaufmann von Venedig« giebt es gar nicht. In diesem Tone geht es das ganze Buch durch. »Hamlet« —.

Julius: Hamlet! Nun, was sagt er über Hamlet?

Albert: Ihr müßt das selbst nachlesen. Dies Capitel ist ein ganz niedliches Gegenstück zu der Göthe'schen Besprechung im »Wilhelm Meister«. Dieser Hellmuth! Der Junge ist zu köstlich. Er meint, »daß Hamlet an sich gar nicht so unentschlossen ist, und daß der Dichter ihm den Zug der Willensschwäche verläumderisch angedichtet hat, um den schlechten Bau seines Stückes zu verdecken. Hamlet wäre wohl zum Handeln gekommen, aber Shakespeare kam es nicht.« Uebrigens findet er an dem Stücke doch noch viel Gutes.

Oswald: Wirklich? Das ist sehr liebenswürdig von dem jungen Manne.

Julius: Aber laß es nun genug sein. Ich kann nicht anders, ich empfinde doch einen gelinden Aerger.

Albert: Aerger? — Du hast ja noch gar nichts gehört. Lies erst einmal die Parallele zwischen Shakespeare und — der Charlotte Birch-Pfeiffer.

Julius: Nein, das ist zu arg! William und Charlotte! Aber was findet er denn für Aehnlichkeitspunkte?

Albert: Erstens, daß sie Beide für das Theater schrieben und sehr fruchtbar waren.

Oswald: Stimmt auffallend.

Albert: Zweitens, daß sie nach Erzählungen und Novellen arbeiteten.

Julius: Auch das ist richtig.

Albert: Drittens, daß sie sehr geschäftsmäßig fabricirten.

Julius: Geschäftsmäßig? Fabricirten? Shakespeare?

Albert: Ja doch! Ein ächter Dichter, meint Reinhold Benedix, stirbt mit der Feder in der Hand. Shakespeare aber zog sich in der Vollkraft seiner Mannesjahre, sobald er sein Schäfchen in's Trockene gebracht, vom Theater, d. h. von seinen Geschäften zurück und schrieb keine Zeile mehr.

Aber das ist empörend! rief Julius aus, indem er aufsprang.

Albert: Beruhige dich! Der es gesagt hat, ist todt und ist Benedix. Benedix, den wir hochschätzen als einen unserer besten Theaterdichter, Benedix, der sich so in das bürgerliche Schauspiel vertieft hat, daß ihm das Verständniß für die Dramatik höheren Stiles verloren gegangen ist.

Uebrigens, sagte Oswald, der einen Band Göthe herbeibrachte, komme ich auf meine neuliche Behauptung zurück: daß Göthe nämlich als universales künstlerisches Genie mit Shakespeare und Homer das glänzende Dreigestirn der größten Dichter aller Zeiten bildet. Das schließt jedoch nicht aus, daß er als Dramatiker und an specifisch dichterischer Begabung unter Shakespeare steht. Und hat er es nicht selbst herausgefühlt, daß in dieser Hinsicht Shakespeare der größte Dichter aller Zeiten und Völker ist? Ich citire euch ein kleines Gedichtchen von ihm, das wenig bekannt ist, »Kronos als Kunstrichter« betitelt:

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewissen;
Ohne Senf und Salz und wie ihr wißt
Verschlingt er auch den Bissen.

Shakespearen sollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weise: —
Den hebt mir auf, sagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn speise!

Sagt er damit nicht klar genug, daß Shakespeare als der größte Erdensohn alle Berühmtheiten überdauern wird?

Und ich, fiel Albert ein, kann auch noch einen anderen Ausspruch von Goethe citiren, der hierher paßt, und den ich heute bei Eckermann nachgelesen habe. Goethe äußerte diesem gegenüber einst, es sei doch unrecht von den Romantikern, daß sie ihm Tieck an die Seite stellten; das wäre ja gerade, fügte er hinzu, als wenn ich mich neben Shakespeare stellen wollte. »Setzen wir« — meint Julian Schmidt, der diesen Ausspruch anführt, — »anstatt Tieck, der nur durch einen vorübergehenden Zeitgeschmack dahin kommt, Schiller, so wird ungefähr das richtige Verhältniß hergestellt sein.«

Oswald: Da hätten wir also die Proportion: Shakespeare verhält sich zu Goethe, wie Goethe zu Schiller! Nun, ich habe nicht viel dagegen einzuwenden.*) Uebrigens — schloß er diese Unterhaltung — scheint eine Reaction gegen die Shakespeare-Verehrung in der Luft zu liegen. Ob sie mit dem Erstarken unseres Nationalgefühles oder mit dem Verfalle unserer Theaterzustände zusammenhängt, — wer will es sagen?**) Durch die verschiedensten Blätter spukt der Rümelinus redivivus. Da las ich gestern in der Leipziger Dichterhalle einen Aufsatz von dem Philosophen Ed. v. Hartmann, in welchem Romeo und Julie unbarmherzig unter das Secirmesser genommen werden und von einem »vielfach überschätzten Britten« die Rede ist. Man kann wohl sagen, daß die »Philosophie des Unbewußten« vielfach überschätzt worden ist; aber von einem »vielfach überschätzten Britten« zu reden, — ist das nicht lächerlich?

*) Wenn das Verhältniß das der Gleichheit ist, wir auch nicht; anderenfalls müssen wir uns doch erlauben zu protestiren. Red.

**) Neben beiden unzweifelhaft wirksamen Ursachen darf aber auch die dritte und allerwichtigste, weil auf alle Dauer hinaus berechtigteste nicht übersehen werden, daß wir uns glücklicherweise seit der seligen Romantik Zeiten an eine größere Klarheit und Besonnenheit des Urtheiles, an Objectivität in der Werthschätzung gewöhnt, und die Dinge nicht mehr bloß mit Liebe und Haß, in beiden blind, und schroff in Einseitigkeiten zu behandeln gelernt haben. Red.

Aus dem inneren Leben der Armee.

Vierundzwanzig Stunden im Felde.

Eine Studie

von

Ludwig Capitano.

Zweites Capitel.

Vom Hauptquartiere zu den Truppen.

Lange, fast zu lange hatten die Adjutanten der Brigaden, Regimenter und Abtheilungen im Stabsquartiere der Division bereits gewartet. »Heute Mittag 6 Uhr die Adjutanten zum Befehlsempfang,« hatte die Ordre gelautet. Sie waren natürlich pünktlich zur Stelle gewesen; das gute Diner war zur Hälfte zurück geblieben. »Es wird noch ein Befehl vom General-Commando abgewartet,« bedeutete sie freundlichst der Generalstabs-Officier der Division; und sie hatten sich's in dem großen Ordonnanzenzimmer bequem gemacht. Sie standen umher, hockten auf den langen Tischen des bäuerlichen Tanzsaales, der schon viele kriegerische Scenen, aber in Civil, erlebt; der dicke Adjutant der Corps-Artillerie lag auf dem massiven Notenpulte der Musik-Galerie.

Was giebt es denn Neues bei der ersten Brigade?

Der kleine Adjutant ist gefallen von den Pionieren.

O weh! war ein braver Camerad. Hat so gut Zeco gespielt. — Wer so oft mit knapper Noth dem Tode täglich vorbei passirt, sieht das Opfer als etwas Natürliches an. — Franctireurs oder Chasseurs haben ihn bei der Brückenrecognoscirung in L. erschossen und den Maire von L. dazu.

Der Leopold war ein tapferer Mann; er hat schon anno 66 bundesarmeelichen Angedenkens sich einen Namen gemacht. Seine 30 Mann Bedeckung mit dem Lieutenant schickte er gestern in's Dorf zum Essen; er selbst ging mit dem Maire allein an's Wasser. Gleich darauf hört der Lieutenant außen schießen; er eilt hinaus, sieht noch einige Franctireurs und Chasseurs weglaufen; den Leopold findet er in einem Garten, durch einen Schuß getödtet, völlig entkleidet und beraubt. Neben ihm lag der Maire in den letzten Zügen. Was macht sich dieses Lumpenpack aus einem Maire, wenn es gilt, uns einen solchen Officier wegzublasen.

Wartet nur, ihr Herren, die Schlingel werden doch auch noch zahm. Um G. herum haben sie das Schießen auf Patrouillen bleiben lassen, nachdem Excellenz Oberonkel die vier Hallunken füsiliren ließ.

Ihr Herren, das ist ein schlecht Capitel. Ich als alter Mensch, sagte der Infanterie-Brigade-Adjutant, wie als sonderbarer Heiliger habe eine ganz andere Ansicht darüber. Niederschießen müssen wir die Bauern, die ohne militärische Abzeichen sind. Das ist klar. Sonst wirft der Hund das Gewehr weg und ist die unschuldigste blaue Blouse, die es giebt. Entvölkern und sie als Gefangene fortführen können wir nicht; sie fräßen uns zum eigenen Lande hinaus.

Cäsar hat ihnen in solchen Fällen die rechte Hand abgehauen. Das thut man heute nicht mehr, aber an Mittel zu ähnlichen Wirkungen wird man später einmal wieder denken müssen, wenn die Kriege fortfahren, Dimensionen wie bisher anzunehmen.

Vielleicht Abführen der Gefangenen in eine irgendwie gestaltete Sclaverei. Denn daß man nach einem Friedensschlusse einem Feinde 3 bis 400,000 sofort wieder fertige Soldaten ohne Weiteres zurück giebt, das ist allerdings ein Hohn gegenüber den schweren Opfern, die deren Einbringen zuvor gekostet hat. All das wird täglich überall besprochen. Aber — doch schließen all' diese Gespräche nicht aus, daß der Franzose jetzt, nachdem seine Armee gefangen ist, sich nicht mit allen möglichen Mitteln gegen uns wehren soll; selbst mit illegitimen. Für mich hat dieser Volkswiderstand etwas ungemein Erfreuliches. Dumm mag er sein, wollen Sie sagen, lieber Bernau; je nun, die armen Kerls haben eben noch keine Generale, keine Führer, keine Oberleitung. Dies ist unserer wunderbaren, eingelebten Organisation gegenüber allerdings beinahe dumm. Wenn man über Nacht Stratege, Kriegsminister, General werden könnte, wie Gambetta, dann wären wir ja elende Kerls, das Streben, Schaffen und Denken eines ganzen langen Lebens daran zu setzen. Diese hohen schweren Stellen erreichen unsere Generale bei guter Gesundheit nach langer Dienstzeit mit gewonnener reicher Erfahrung.

Und machen doch noch Wunderbares genug!

Unterbrecht meine Rede nicht, Adjutant der Länder abweidenden, viel Lärm um nichts machenden, straßenversperrenden, quartierraubenden, im Uebrigen aber unschädlichen Cavalerie. Ich sage, schön ist es, daß die Franzosen trotz unseren furchtbaren Repressalien sich wehren, und was den physischen Muth, die Katzentapferkeit des einzelnen Schlingels betrifft, da könnte ich euch Geschichten erzählen —

Lieber nicht, bitte — erscholl ein tiefer Baß vom Musikpulte herab.

Hören Sie, Corps-Artillerist, mit fünfzig Centimeter Taillecaliber; von solchen Dingen habt ihr allerdings keinen Begriff; Nachts immer ohne Sorge schlafen, den Tag über mit Wagengerassel anderen christlichen Soldaten das Leben verbittern, aus Dutzenden von Protzkasten und Munitionskisten und Hunderten von Handpferden mit Satteltaschen ununterbrochen sich gut ernähren, dann auch zur Unterhaltung einmal aus sicherer Entfernung Scheibenschießen halten auf einen großen Franzosenhaufen — dabei ist gut dick werden. Auch geht eine Sage, daß gewisse Artillerie-Abtheilungs-Adjutanten bei den Lebensversicherungen die Prämien um fünfzig Procent billiger haben als wir.

Heiliger Gott, hat der wieder eine Mitrailleusenzunge!

Was giebt's denn Neues bei den Herren vom nten Regiment? unterbrach ein anderer der Herren das Gespräch.

Ein Major und ein Hauptmann an Rheumatismus nach Hause verbracht.

Das ist ja ein Skandal. Da lobe ich mir die Grenadier-Brigade, da gehen nur Verwundete ab.

Ihr seid freilich wohl daran. Wo eine schöne Expedition ist, seid ihr dabei; das Regiment immer hübsch beisammen, die Brigade immer in Avantgarde, bissigen Commandeur, Gentlemen zu Stabsofficieren. Wir sitzen auf den Etappen und beim Train umher.

Ein von der Straße herauf tönender scharfer Trab zog die Herren nach den Fenstern. Der Adjutant eines Pommer'schen Regimentes, auf dem Wege zum Generalcommando, macht der Division Mittheilung von der Meldung, die er dem Hauptquartiere zu überbringen hat. Als er wieder aus der Stube des Generalstabsofficieres heraus tritt, wird er geschwind ausgefragt. Dem Pferde thun fünf Minuten Ruhe sehr gut.

Avantgarde hat Gefecht gehabt mit aufständischen Bauern bei einem Städtchen P.

Brennt das Nest?

Es wurde gegen Abend gestürmt. Zündseln wäre unrecht gewesen. Es war hauptsächlich Zuzug von außen, was focht. Die Verachtung der Kerls hat sich aber schwer gestraft. Artillerie war keine zur Hand. Einen Bataillonscommandeur, drei Officiere und über dreißig Mann hat uns der Scherz gekostet.

Der Olle hat aber doch befohlen, daß ohne Artillerie kein Detachement ausrücken soll!

Meine Herren, ich bitte das Lob der Artillerie zu vermerken. Was ist die Welt ohne Granaten und rasante Flugbahn!

Den Maire, fuhr der Pommer'sche fort, haben wir fest genommen; die Contribution wird das General-Commando bestimmen. Aber jetzt en route. Guten Abend, meine Herren! Guten Abend. —

Maire möchte ich auch in solch einem Kriege sein! »Herr Maire,« kommt eine Dragonerpatrouille angesprengt, »da haben Sie Proclamationen des deutschen Generales; sofort an der Marie anzuschlagen. Sie haften mit Ihrer Person dafür, daß sie festgemacht werden. Hier bescheinigen Sie den Empfang.« Er schlägt eine der Proclamationen an, nachdem die Dragoner fort sind. Schimpfend und gesticulirend steht die Bevölkerung umher. Es erscheint eine Gesellschaft Franctireurs, reißt die Proclamation ab und hängt ein Blatt auf mit Schimpfworten der gemeinsten Art gegen die Prussiens. Es wird mit Vergnügen gelesen. Mittags kommt eine deutsche Truppenabtheilung in Sicht. So schnell wie möglich klebt der arme Maire auf den Franctireurszettel eine Proclamation aus dem Vorrath. —

Ihr Herren, hat Keiner mehr etwas Rauchbares? — Ja, ja, gehe doch einer hinüber zum Adjutanten. Bei dem hohen Divisionsstabe, da bleiben immer die schönsten Kistchen hängen.

Und bei den niederen Stäben, ist's da anders? Bis jeder Schreiber, jeder Pferdediener, jeder Leibknecht von all' den verschiedenen Anhängseln, Intendanten, Pfarrern, Postsecretärs und so fort die Taschen voll hat, was kann da für die Truppen bleiben?

Die Truppen? denen stehen die Mittel des Landes zur directen Verfügung.

Ganz schön, aber zu rauchen giebt's nichts mehr. Weißt du, wie an jenem débit de tabac in C. angeschrieben stand? Debit de tabac. Darunter mit Kreide: Nous n'en avons plus; und darunter verdeutscht: »uir aben geiner mehr.« Dort wurden zwar noch einige tausend Stück Cigarren gefunden. Aber jetzt heißt es auch bei uns: Uir aben geiner mehr.

Ueberhaupt ist auch ein bemerkbarer Stillstand in Liebesgaben eingetreten.

Liebesgaben! Schweigt mir von Rom! — Wißt ihr, wie viel Baschliks der Prinzessin M., ächt russische, die Truppen bekamen? Für jeden Offizier einen hatte die Prinzessin geschickt. Der attachirten Division gab man aus Anstand ein Drittel, blieben bei uns noch auf drei Offiziere zwei Baschliks. Sie wurden vertheilt, blieben aber auf dem Wege zu uns derart hängen, daß bei unserem Regimente per Bataillon 20 Officiere und 3 Aerzte, Zahlmeister :c. 6 oder 8 Baschliks zu theilen kamen. Arme Officiersohren! wenn euch die russischen Baschliks vor dem Erfrieren schützen müssen!

Und das Gespräch verstummte. Alle waren den ganzen Tag zu Pferde gewesen; es war schon 9 Uhr Abends. Einige streckten sich lang aus auf die Tische; der dicke Artillerist hatte natürlich einen Strohsack gefunden; die Cavaleristen, immer bevorzugte Geschöpfe — sie haben auch den meisten Corpsgeist —, bekamen durch die Liebenswürdigkeit eines Ordonnanzofficieres von den Gardedragonern, ein Sopha in einem anderen Zimmer zugewiesen. —

Der Divisions-Commandeur, von Nicker Excellenz, war nach gutem Diner zur Ruhe gegangen. Er konnte schlafen, bis der angekündigte Officier des General-Commando's eintreffen würde. Nur bei den Ober-Commando's ist die Sorge, die wach hält, die Verantwortung eine ununterbrochene. Die Zwischenstellen tragen nur, wenn sie selbständige Aufgaben durchzuführen haben, die Last der vollen Selbstbestimmung, der vollen Selbstentschließung. Die Sorgen für den inneren Dienstbetrieb, für die Erhaltung der Truppen sind täglich die gleichen, wickeln sich regelmäßig ab, und hieran nehmen die absteigenden Grade stufenweise jeder seinen Theil, um bei der letzten Stufe, dem Batterie-, Escadron- und Compagnie-Chef, als reichlich fließende Sorgenquelle zu endigen für das Detail an Mann und Stiefel und Hosenknopf, an Roß und Sattelschnalle und Hufnagel, an Kanonenrohr und Feldschmiede und Zugleine. Er, der Batterie-, Escadron- und Compagnie-Chef ist der Eckstein, auf dem mit seinen Organen Alles abstößt, was von den vielköpfigen Untergebenen mit allen ihren Personalbedürfnissen und Materialnöthen ausgehen kann; er ist die Schulter, auf der alle Wünsche und Befehle von oben in jeder Beziehung sich abladen. Die Variationen seiner Verantwortung sind unzählig. Seine schönste und leichteste, wenn sein innerer Werth die Untergebenen anders mitreißt, ist die Anstellung der Männer im Gefechte. Der Batterie-Chef ist vor seinen anderen Collegen zuerst genannt worden, weil er der Beschwerteste ist.

Um 11 Uhr endlich kommt der Officier vom Hauptquartier an. Er begiebt sich mit dem Generalstabs-Officiere der Division zur Excellenz, die sich rasch erhoben hat. Die Sache wird erläutert und durchgesprochen, Excellenz giebt seine Zustimmung zu dem von seinem Generalstabs-Officiere vorgeschlagenen Modus der Ausführung und entläßt die Herren wieder. Diese gehen nun in das Bureau und entwerfen den Befehl für die Brigaden; dann geht der Generalstabs-Officier nach dem Tanzsaale; die Adjutanten stellen sich, Notiz und Bleistift zur Hand, im Kreise herum, und jener dictirt, der jüngste Adjutant sagt das letzte Wort, wenn geschrieben, nach. Divisionsbefehl: I. Das Corps beabsichtigt für morgen ꝛc. (folgt der Befehl). II. Dem Major Schlauer vom nten Infanterie-Regimente spreche ich hiermit meinen Dank aus für die ebenso umsichtige wie energische Ausführung der schwierigen Unternehmung auf St. III. Es sind bei dem Regimente Nr. X. Ausschreitungen gegen die Einwohner im Quartiere vorgekommen. Die Schuldigen sind dem Gericht übergeben, das betreffende Bataillon hat auf Befehl des commandirenden Herren Generales eine Nacht ohne Holz und Stroh bivouaquirt. (NB. Es war etwa 6 Gr. kalt, und die Winternächte sind lang.)

Dieser Divisionsbefehl führt dem Leser gleichzeitig zwei Sorten unseres besten, bei richtiger Behandlung nie ranzig werdenden, Armee-Maschinenöles vor.

Der Befehl ist geschrieben; einer der Herren liest nochmals vor: collationiren heißt man's. Dann allgemeines Gute Nacht. Und nach allen Seiten der Windrose reiten die Herren in die Nacht hinaus. Gutes, sicheres Pferd ist eine Lebensfrage für den berittenen Officier. Häufige und lange Gespräche darüber nicht ganz zu verwerfen. In Verbindung mit dem Capitel über Hunde und Frauenzimmer werden sie vom Civil oft belächelt.

Der Generalstabs-Officier der Division hat inzwischen auf den Gang hinausgerufen: »Zwei Dragoner sich fertig machen. Der Gefreite sich bei mir melden.« — Wo Relais gelegt sind, geschieht die Uebermittelung der Befehle durch Beförderung von Relais zu Relais. Wichtigere Befehle auf gefährdeter Route werden durch besondere Officierspatrouillen überbracht.

Es erscheint, den Mantelkragen hoch herauf geschlagen, schweren Trittes ein Dragoner. Gefreiter Ackenheil zur Ordonnanz. Er erhält ein gut eingewickeltes Papier mit der Adresse: »An den königlichen Generalmajor &c. &c.« Links unten in der Ecke ist ein Vermerk: »Trab und Galopp.« Mantel und Rock wird mit steifen Fingern mühsam aufgeknöpft, das Papier auf der Brust verwahrt. Dann liest der Major dem wieder »Achtung« mit angezogenem Säbel vor ihm stehenden Gefreiten von einem Zettel langsam vor: St. Maise, Dolroy, Baales. Dort ist das nächste Relais. Es wird gefragt, ob nicht eine Meldung von der dritten Brigade durchgekommen ist. In Dolroy müßt ihr die Chaussee rechts einschlagen, nicht dem Bache nach.« Der Dragoner nimmt den Zettel, auf welchem die drei Namen mit deutschen Buchstaben und nach der Aussprache aufgeschrieben stehen, und steckt ihn in die Manteltasche. Dann macht er vorschriftsmäßig Kehrt und geht ab. Er poltert die Treppe hinunter. Vor der Thüre steht sein Pferd, gehalten von der anderen Ordonnanz. »Depesche nach dem Relais in Baales über zwei Dörfer, die Namen stehen auf dem Zettel in der Manteltasche. Der Befehl ist in der Brusttasche. Auf dem Relais soll gefragt werden, ob nicht eine Depesche heute Abend durchgekommen.« Er sitzt auf, zieht den Säbel; der andere macht den Chassepot-Carabiner*) los. Trab! sagt Ackenheil. In scharfem Trabe gehen die Pferde los.

Der Major ist unterdessen hinüber in das große Wirthszimmer gegangen, wo die Adjutanten und Ordonnanz-Officiere sitzen. Er hat von einem vorzüglichen Punsch gehört, der dort gebraut wird; auch muß einer von den Ordonnanz-Officieren den Specialbefehl für die Cavalerie-Brigade überbringen. Mündliche Erläuterungen sind dort zu geben.

An wem ist die Tour?

Ich werde reiten, sagte eine tiefe Stimme aus der Sophaecke; und es erhob sich eine lange Gestalt, der alte Ulanen-Rittmeister. Sonst a. D., ist er für den Feldzug wieder in Dienst getreten und zu der Division als Adjutant commandirt.

Sie sind ja heute Abend so spät erst zurückgekommen.

Die Recognoscirungen morgen früh interessiren mich sehr.

Warum der schon bejahrte Herr in die kalte Nacht hinausdrängt? Der kleine Lieutenant Hayling war nach 9 Uhr gekommen und hatte ihm in's Ohr gesagt: drüben im Café sind heute Abend einige Regimentscameraden. Es wird gejeut. Und Mädels sind da, leibhaftige hübsche Französinnen. Die ersten seit vielen Wochen, die mit sich reden lassen. Und ein Bier! — Wenn noch etwas Arbeit kommt, ich bin an der Tour, bitte mich rufen zu lassen. — Er ließ ihn nicht rufen. Auch er war jung gewesen, hatte anno 49 den ersten Feldzug im Adjutantenflügelkleide mitgemacht, gerne gespielt, durch schöne Augen gerne in Mädchenherzen geschaut. Jetzt lag sein Aeltester, achtzehnjährig, als Lieutenant vor Paris. Dem kleinen Hayling stand der geniale Leichtsinn gar so gut, — und hinaus ging's in die Nacht, zwei Pferdelängen hinter ihm die Stabsordonnanz. Auf dem Thurme des Städtchens schlug es Mitternacht. Die Glocke freute sich darüber. Seit die Preußen in der Nähe waren, durfte sie nur noch schlagen. Das mühsame Läuten war verboten. —

Suchen wir jetzt in der dunkeln Nacht die zwei thalaufwärts nach dem Relais in Baales reitenden Dragoner auf.

---

*) Die Cavalerie-Regimenter, welche noch nicht mit Zündnadelcarabinern bewaffnet waren, wurden im letzten Feldzuge mit Chassepotcarabinern aus der französischen Beute ausgerüstet.

Es ist sehr glatt auf der Straße; ein leichtes Schneegeriesel treibt der Wind in die scharf auslugenden Augen. Beste Sicherheit vor lebensgefährlichem Sturz ist das Pferd.

Die letzten Sicherheitsposten sind erreicht. Die Güte des Heeresmateriales hat es erlaubt, selbst in den Gegenden, wo der eigentlichste Volkskrieg entbrannt war, fast immer alle Abtheilungen unter Dach und Fach unterzubringen. Viel Bivouaquiren ruinirt den Körper und bald auch den Geist.

Auch hier sitzt die Hauptgesellschaft der Vorposten behaglich im warmen Zimmer auf Bänken und Stühlen umher, ein Mann mit vorschriftsmäßigem »Gewehr über« geht vor der Thüre auf und ab. Der Unterofficier, sein Pfeifchen rauchend, wünscht unter der Hausthüre glückliche Reise. Heute beneidet der Dragoner ausnahmsweise den Infanteristen, daß er Boden treten darf. Aber nicht lange. »Die Cavalerie ist doch die nobelste Waffe,« murmelt er in den Bart, und die vor Frost fast abfallenden Füße sind vergessen.

Was der Unterofficier geraucht? — Diese Frage hätte auch die Dragoner interessirt. Fordere Niemand diesen Odeur zu riechen. Alles, was Rauch gab, wurde in den Zeiten des Mangels geraucht. Trockenes Laub jeder Sorte, selbst Kaffeesatz. Nach dem Frühstück im Kochgeschirre mitgenommen, im nächsten Quartier auf der Ofenplatte getrocknet — so wanderte er in den gierigen Pfeifenrachen. Wohl bekomm's! — Liebescigarren? Viel belächelt. Es gab aber Zeiten, wo verwöhnte Herren die schlechtesten um schweres Geld von Nichtrauchern erstanden. — Uebrigens, schrecklicher als die Raucher sind die Schnupfer. Wenn sie nicht glücklicherweise selten wären, man müßte besondere Schnupftabakfourgons erfinden. —

Inzwischen haben die trabenden Dragoner auch den letzten Doppelposten erreicht. Auf Außenposten stehen immer zwei Mann. Sie sehen und hören mehr; sie richten den Muth an einander auf; einer kann melden gehen, während der andere bleibt. Sie sind auch schon schneller zu zweien davon gesprungen! — Galopp! sagt der Gefreite. Die Pferde haben den ganzen Tag marschirt gehabt, haben unabgesattelt im Stalle gefressen. Der Dragonersattel mit Gepäck, Fourrage, Reservegegenständen wiegt über einen halben Zentner, ein Dragoner der Linie durchschnittlich 130—140 Pfund, die z. B. bei einem Landwehrcuirassier auf 160 Pfund und höher steigen. Giebt eine hübsche Beschwerung auf des Rosses Wirbelsäule beim Galopp. Aber es muß sein. Galopp!

Das Thal wird enger. Es geht scharf bergauf. Lichter erscheinen vorn. Halt! Wer da? tönt es hinter einem Baume hervor. Dragoner-Ordonnanz. Das Feldgeschrei ist in Ordnung. Im Trabe wird ein Dorf passirt. Ein vorgeschobenes Bataillon liegt darin.

Wieder sind die Vorposten nach der anderen Seite passirt. Säbel und Carabiner werden fester gefaßt. Galopp. Es geht in dichten Wald hinein. Schritt. Sie sehen die Pferdeohren nicht. Mit langen, tiefhängenden Hälsen gehen die Pferde. Sie kommen heraus. Hier auf leichter Schneedecke ist es etwas heller. Bald sind sie zwischen sich dunkel abhebenden Häusern. »Steig' ab und klopf' einen von den parlez-vous heraus.« Nach langem Klopfen erscheint eine weiße Zipfelkappe zwischen den Fensterladen, verschwindet aber sofort wieder. Sie hat »Ulanen« gesehen. Lanzen mit flatternden Fähnchen zu sehen, wo keine sind, und sie mit schwarzweißen Farben bald darauf wahrheitsgetreu beschreiben, ist für eine französische Phantasie noch lange keine wunderbare Aufgabe.

Der Dragoner klopfte weiter. Monsieur, nixe Angst hawwe. Will nur Weg wisse, Weg nach Saint Maise!

Ah, St. Maise, geht jetzt der Laden auf. Près de l'église vous prenez à droite.

Ja was dratt, dratt. Ich hab' doch auch schon was g'lernt in dem malefiz Frankreich, aber den da versteh' ich keine Silbe. Nixe Angst, nur 'raus und mitgange. — Es gelingt der sehr deutlichen Pantomime des Dragoners, die Holzschuhe mit den baarfüßigen Beinen in Bewegung zu setzen. Fröstelnd im abgewaschenen Bluschen zeigt der Franzose den Weg.

Die Dragoner biegen im scharfen Trabe in das Seitenthal ein. So wird Dolroy durchritten. Galopp. Auf schwer dampfenden Pferden wird wieder ein Dorf erreicht. Vaales? Richtig. Da hängt ja die Laterne am langen Pfahle, bei Tag ist es ein Strohwisch, auf besondere Art aufgesteckt, der den Platz des Relais bezeichnet. Die Dragoner halten, sobald sie die Laterne sehen. Jetzt wird die Laterne hin und her geschwenkt. »Es ist Alles in Ordnung,« sagt Ackenheil, und rasch wird auf das Relais zugeritten.

Der Volkskrieg macht viele Vorsicht nöthig; ein oder das andere Relais wurde aufgehoben, die Männer getödtet und gefangen; eines oder das andere war spurlos verschwunden. In welcher Grube mögen die Gebeine solcher Opfer modern!

Der Unterofficier und Commandant des Relaispostens athmete erleichtert auf, als die Dragoner anritten! Er hatte sie für zwei seiner eigenen Leute gehalten. Er war gestern beim Durchmarsch der Brigade mit vier Dragonern hier zurückgelassen worden. In der bestgelegenen Scheuer an der Hauptstraße wurde Posto gefaßt, der Strohwisch aufgepflanzt. Fourrage und Lebensmittel lieferte auf Verlangen der Maire. War es der Charakter der Gebirgsbewohner oder täuschte sich der Unterofficier? Es schien ihm, als machten die Leute im Dorfe ganz besonders wilde Gesichter. Was liegt daran? Das Dorf ist zwar groß; 200 erwachsene männliche Wesen sind sicher daran. Ah bah! wollen's abwarten. Fünf Dragoner sind schon eine halbe Armee, tröstet sich der Unterofficier. Um 9 Uhr Abends kam eine Meldung von der Brigade an das Generalcommando durch. Er schickte sie mit zweien seiner Leute weiter. Die angekommenen Ordonnanzen theilten mit, daß auf dem Relais, von dem sie gekommen, vom Dorfe aus gegen die belegte Scheuer geschossen worden sei, und daß der dortige Unterofficier Schlimmes für die Nacht befürchte. Sie mußten sofort zurückgeschickt werden. Das Relais in Vaales war jetzt noch 3 Mann stark. Vor Mitternacht konnten seine Leute nicht zurück sein. Im Hintergrunde der Scheuer standen die 3 Pferde völlig zum Aufspringen fertig; sie mühten sich, durch das doppelte Gebiß halb zerquetschte Strohhalme in den Hals zu schieben. Die drei Männer saßen, den Rücken an der Wand, auf Stroh; zwei mit Carabinern zwischen den Knien, des Unterofficieres gezogener Säbel stand an der Wand. Sie schliefen nicht.

Endlich, es mag 1 Uhr sein, hören sie Galoppschlag. Es kommen zwar nicht die Erwarteten: die liegen seit Abend aus dem Hinterhalt erschossen im Walde bei Dolroy. Auch müssen jetzt seine zwei eigenen Leute aufsitzen. Aber doch besserte sich die Lage. Das Erwachen der Gegend durch die kommenden und gehenden Dragoner macht diesen selbst Muth, den Feinden stirbt durch das auf der Straße pulsirende Leben der böse Anschlag in der Brust.

Die Morgenstunden sind die kältesten der Nacht, unterwegs und im Bivouac. Ist's die größere Empfindlichkeit des Körpers durch Ermüdung oder Ausflammen der durch

Nahrung ꝛc. erzeugten Wärme? Ich weiß nicht. Das weiß ich aber, daß aus dieser physikalischen oder physischen Erscheinung junge und alte Militärs vor sich und vor der Welt die Berechtigung zu einem Husarencafé entnehmen — in civilerem Deutsch heißt's Morgenschnaps. Der Unterschied zwischen jüngeren und älteren Anbetern dieses Genusses besteht darin, daß es die jüngeren beim Trinken noch schüttelt: brrr!! — Dieser kriegerische Gebrauch soll auch manchmal im Frieden fortgesetzt werden. Auch Civilisten sollen ihn kennen.

Unsere zwei Dragoner hatten sich gehörig erquickt. Die Pferde gehen schneidiger nach dem Schnaps. Trab, Galopp, Trab, Galopp. So wird das nächste Relais erreicht um 2 Uhr. Es war am Leben, heiter und vergnügt. Es hatte sogar Gesellschaft, wenn auch unfreiwillige. Wie wir wissen, war kurz vor Einbruch der Dunkelheit ein Schuß gegen den Posten abgefeuert worden. Ob's dem Unterofficiere die Einsicht, ob's ihm der Instinct, ob's ihm der Zufall eingab: er that sofort das Richtige zur rechten Zeit. Bei einem solchen Anfalle der Bürger handeln beim Beginne der Sache nur einige Wenige; der Haupttheil der Bevölkerung versteckt sich vorsichtig hinter die Läden und bleibt der Straße fern. Verstreicht aber einige Zeit, schlägt der Angegriffene nicht sofort gehörig vor, so wächst der Muth des Angreifers. Aus zwei halb Zaghaften werden zwanzig sehr couragirte. Wenn geschossen wird, trifft's meinen Freund und Nachbar, denkt Jeder; die Straßen füllen sich, Weiber treten hinzu, und eine kleine angegriffene Truppe ist verloren. Viele Männer haben keine andere Wahl mehr, als Helden zu sein. Die Französin hat uns im Durchschnitt viel glühender gehaßt und war viel weniger zu gewinnen durch freundliches Entgegenkommen als die Männer.

Der Unterofficier in Baales hatte das Richtige gethan. Fünf Mann hoch waren sie mit gespannten Carabinern vor das Haus des Maire gerückt und hatten diesen festgenommen. Der Aermste marschirte ab zwischen den Dragonern, die Pistolenmündung des Unterofficieres an seinem Hinterkopfe. Die Straße hatte sich zwar mit heftig gesticulirenden Leuten gefüllt: »Platz gemacht, oder ich schieße ihn nieder!« Und sie machten Platz.

Blaß saß nun der Maire zwischen den Dragonern. Verhandlungen wurden von einzelnen Bürgern versucht. Gegenseitige Unmöglichkeit, durch Schreien und Gesticuliren die fehlenden Sprachkenntnisse zu ersetzen, hinderten ein Resultat. Von dem Zettel, den der Rittmeister bei Beginn des Feldzuges jedem Manne hatte schreiben lassen, las indeß der Unterofficier einem der Unterhändler vor: »Du vin, du pain, du lard, du foin, de l'avoine, oder« — und die Pistolenmündung wanderte vor das erbebende Antlitz des Maire.

Man fing an sich zu verstehen. Wein und Brod, Heu und Hafer wurde in Menge gebracht. Statt des du lard erschien ein prachtvoller gigot, vermuthlich designirtes Abendbrod des Herren Maire gewesen. Der Ueberbringer entschuldigte sich tausendfach, aber unverstanden, daß es kein du lard sei. Hungrige Dragoner können namentlich in so aufregenden Zeiten auch mit viel gigot ihre Nerven beruhigen. —

Das Nehmen von Geiseln wie alle Repressalien, in Fällen wie der soeben berührte ein ungemein wirksames Mittel, ist das härteste Kriegsinstrument. Es muß, in seinen Consequenzen durchgeführt, zur höchsten Barbarei führen.

Doch auch drollige Scenen hat es geschaffen. In ein großes Gebirgsdorf wird eine Compagnie vorgeschoben. Gegen Abend angekommen, findet eine zur Recognoscirung die Thalstraße hinab gehende Patrouille 1000 Schritt vor dem Dorfe bei einer großen Mahl- und Sägemühle Widerstand von Bauern und Franctireurs. Die Compagnie rückt aus,

die Mühle wird angezündet, die Bauern, so vieler man habhaft wurde, niedergeschossen, dann in das Dorf zurückgerückt. »Herr Maire,« sagt der Hauptmann zu dem unter Bedeckung beigebrachten Ortsvorstande in prächtigem Französisch, »wenn ich heute Nacht hier von Franctireurs überfallen werde, zünde ich das Dorf an; Sie und die Adjoints schieße ich nieder.« Der Maire sieht dem Hauptmann in's Gesicht, lustig geröthet strahlt der Himmel im Scheine der brennenden Mühle. Der Maire glaubt dem Hauptmanne, was er gesagt hat. Er beschwört zwar, und dies ist buchstäbliche Wahrheit, daß er von den Franctireurs nichts wisse, daß diese, wenn sie das Dorf angreifen wollten, ihn gewiß nicht zuvor um Erlaubniß fragen würden. Jetzt glaubt seinerseits der Hauptmann, was der Maire sagt, aber er bleibt kühl und erwidert nichts. Was geschah? Nach kurzer Zeit erscheint der wohlbewachte Maire mit 16 Bauern in blauen Blusen. Jeder der Wachen an den vier Dorfausgängen werden vier Männer zugetheilt und nun patrouilliren diese mit lobenswerthestem Eifer, je zwei Bauern und ihnen unmittelbar folgend zwei Soldaten, die ganze Nacht hindurch und horchen mit gespanntester Aufmerksamkeit auf jeden Laut im Vorterrain. Sie haben den Patrouillendienst schnell gelernt. Den Hauptmann hat's zwar nicht gefreut. Die Bevölkerung der mit Krieg überzogenen Gegenden, namentlich bei Volkskriegen, leidet auch ohne die Beiziehung der Person entsetzlich. Aber — den anderen Morgen hatte der Hauptmann eine wohlausgeruhte Compagnie zur Stelle. Probatum!

Eine andere Seite der Sache. Beim Abzuge des Generals W. aus D. mußten einige Offiziere und über 400 Mann, nicht transportable Verwundete und schwer Kranke, nebst dem nöthigen ärztlichen Personale in dieser Stadt zurückgelassen werden. Als Garantie für anständige Pflege und Behandlung wurden 300,000 Frcs. mitgenommen, und eine Anzahl angesehener Bürger wanderten als Geiseln nach Deutschland. Man hätte Ersteres und Letztere da lassen oder Letztere mit gleicher Wirkung ebensogut gleich niederschießen können. Auf das Schicksal der Zurückgebliebenen hat weder das zu verlierende Geld noch eine etwaige Vergeltung an den Geiseln den geringsten Einfluß gehabt; beide Pfänder für das Denken und Handeln der feindlichen Bevölkerung stammten ja nicht aus der Plebs, welcher durch die nivellirenden Tendenzen und durch den Mangel eines Principes der Gehorsam gegen den Willen der Gebildeten und Besseren vollständig verloren gegangen ist. Nur die mit vielen Gesticulationen äußerlich stets geläugnete, von Jedem aber innerlich stets gefürchtete Gewißheit, daß der Sohn des Teufels, der Höllenhund, der niederträchtigste aller Prussiens, wie man den General W. zu nennen beliebte, oder andere gleich gute Prussiens zurück kommen werden, hielt die edlen Republicaner ab, die armen Verwundeten noch schlechter zu behandeln. Uebrigens darf nie aus den Augen verloren werden: in recht großen Zügen großmüthig und hohen Sinnes zu sein, ist viel leichter für den, der von Siege zu Siege fliegt, als für den, der den Fuß des Siegers auf dem Nacken, sein Messer im Fleische fühlt.

Hier in dieser Gefangenschaft in D. hat übrigens einer unserer Verwundeten erfahren, welcher Nationalitätsunterschied zwischen den einzelnen deutschen Stämmen besteht. Zwei französische Damen standen am Fenster des Zimmers, in dessen Alkoven der Officier gelagert war. Ein badisches Infanteriebataillon marschirte vorüber. Was sind das für Truppen? Ça, ce sont des Prussiens. Folgte ein Regiment preußischer Husaren: Et qu'est-ce que c'est que ça? — Ça? Ce sont des véritables Prussiens. —

Auf zwei vollgefressenen Pferden mit zwei sehr satten Dragonern fliegt der Befehl an die 3. Brigade weiter. Er erreicht nach 3 Uhr früh das Stabsquartier. Der

Brigade-Adjutant lag völlig angekleidet, Schärpe über der Schulter, auf dem Bette; zwei Lichter flackerten weit heruntergebrannt auf dem Tische. Schlaftrunken erhob er sich, prüfte die Couverts, ob nicht »vertraulich« oder »eigenhändig zu öffnen« darauf steht, notirte dem Ueberbringer die Ankunftszeit und schnitt mit dem Messer den Umschlag auf. Er las schnell durch: Sollte unsere Meldung von gestern Abend nicht angekommen sein? Er las dann langsam noch einmal. Es ist eine der weisesten Gewohnheiten im Felde, wenn ich nicht irre, sogar eine Art Befehl, Meldungen und dergleichen mehrere Male zu lesen. Die Situation des Schreibenden muß überdacht sein; Manches versteht sich nicht auf den ersten Augenblick ganz richtig.

Sofort ließ der Adjutant alle Schreiber wecken, alle Ordonnanzen mußten sich bereit halten. 6 Bataillons, 4 Escadrons, 3 Batterien, 1 Pionier-Abtheilung sind zu benachrichtigen. Gleichzeitig wurde der der Brigade zugetheilte Generalstabs-Hauptmann herbeigeholt. Während dieser die neuen Marschtableaux, die veränderte Zusammensetzung der Seitendetachements projectirte, erstattete der Adjutant dem Generale, Prinzen W., Rapport. Zur Sicherung der bedrängten Relaisverbindung werden sofort 1 Zug Infanterie auf Wagen und 1 Zug Dragoner entsendet. Die betreffende Gemeinde hat 15 Fres. per Kopf zu bezahlen; nöthigenfalls wird die Contribution in Vieh erhoben. Armer Maire! — Sodann werden die projectirten Befehle durchgesprochen, abgeändert und schließlich das Concept signirt. Von diesem Federzuge an ist ein solches Papier eine Quelle für die Kriegsgeschichte. Ist auch schon eine Quelle für vieljährigen Kummer des Schreibers geworden. Auch oft schon freudigen Stolzes.

Der Befehl der Brigade wird nun von den Schreibern mundirt und collationirt und dann den Ordonnanzen übergeben. Der General bespricht inzwischen mit dem Generalstabs-Officiere die zu erwartende Situation, die nöthigen Sanitätsmaßregeln ꝛc. für ein etwaiges Gefecht, die Verpflegungsverhältnisse für den kommenden Tag; ebenso wird das Terrain studirt, in welchem das zu erwartende Gefecht sich abspinnen würde.

Bei den zunächst dem Stabsquartiere cantonnirenden Truppen schlief Alles. Die Ordonnanzen auf den Bureaux der Regimenter, Bataillons ꝛc. rieben die Augen und weckten den betreffenden Regiments-, Bataillonsschreiber; die Schreiber brummten, rieben die Augen und weckten die Adjutanten. Die Adjutanten murmelten für sich etwas von ewiger Schinderei; es ist auch schändlich, wenn man recht müde mit der sicheren Gewißheit, du darfst bis 6 Uhr schlafen, in ein gutes Bett steigt, und man wird um halb 4 geweckt; die Adjutanten rieben die Augen mit etwas Wasser an jedem der 5 Finger der rechten Hand und zogen sich fertig an. Dann traten sie mit dem Befehle in der Hand an das Bett des Herren Commandeurs. »Hat denn die hohe Division der Teufel geritten mit ihren ewigen Recognoscirungen? Ich sage Ihnen, Perz, da laufen wir wieder stundenlang in dem kothigen Gebirge umher, erschrecken mehrere alte Weiber und Kinder, und sehen auf fernen Bergesgipfeln einige Franctireurs, wenn es nicht Weidenbüsche sind. Von einem feindlichen Corps ist auf die nächsten zwei Tagereisen keine Spur. Wir haben uns ja gestern davon überzeugt und es deutlich gemeldet.« Wie der Schreiber von der Brigade-Ordonnanz gehört hat, sind einige Relais zur Division heute Nacht überfallen worden, erwiderte der Adjutant. — Na, na, wird nicht so schlimm sein. — Jetzt wischte aber auch der Herr Major sich die Augen aus, zog die dünne seidene Schlafmütze auf die Seite — er wußte, warum er eine trug, — und gab die Befehle: Morgen früh 6 Uhr steht das Bataillon am Waldausgange von Dutrey zum Abmarsche bereit; die 1. Compagnie mit der Tête 200 Schritt vorwärts des letzten

Hauses, scharf Straße rechts. Von den Fuhrwerken bleibt nur der Patronen- und Medicinwagen beim Bataillon. Die anderen Wagen folgen hinter dem Regimente.« — Der Adjutant zieht ab, der Major legt sich nochmals auf eine halbe Stunde herum. Er steht erst eine Stunde vor dem Abmarsche auf. Zum Ordnen der Perrückenlocke braucht er eine Viertel-, zum Frühstück eine weitere Viertelstunde.

Der Adjutant ist nach dem Bureau gegangen. Von jeder Compagnie ist stets ein Mann, der ordentlich schreibt, bei dem Bataillonsstabe commandirt, wie von jedem Bataillon ein solcher beim Regimente u. s. f. Befehl wird dictirt, collationirt. Die Schreiber gehen zu den Feldwebels und mit diesen zum Herren Compagnie-, Batterie-, Escadron-Chef. »Gott sei Dank, daß wir aus diesem vertrackten Neste heraus kommen, wo nicht einmal zwanzig Paar ordentliche Stiefel für unsere Leute aufzutreiben waren. Sie lassen sofort Alles wecken und Café kochen. Um $^3/_4$6 Uhr steht die Compagnie hier vor dem Hause bereit; dem Freiwilligen X. wird der Tornister heute auf den Wagen gelegt, ebenso den drei Schustern, die bis nach Mitternacht geflickt haben. Der Unterofficier Trauer, der mir in dem letzten Patrouillengefechte so dummes Zeug gemacht hat, marschirt zur Strafe heute beim Compagniewagen. Die Leute sollen möglichst ein Stück Brod aufheben, es kann heute lange gehen, bis wir unseren Wagen wieder sehen.«

Der Hauptmann steht auf. Der Feldwebel ist gegangen. Er läßt sich sofort die 12 Corporalschaftsführer holen. Sie erwarten einander vor der Thüre und treten dann miteinander ein. »Guten Morgen, Herr Feldwebel.« Er dankt nicht. Da wird wieder einer abgecapitelt, denkt Jeder und schlägt das Sündenregister seiner Brust nach. Und während am summenden Ofen die ängstliche Bäuerin dem gestrengen Herren, den sie seiner entschiedenen Stimme wegen für etwas Hohes hält, einen süß duftenden Café kocht — im Hintergrunde steht eine Flasche Wein bei einem in Papier eingewickelten Hähnchen bereit —, giebt der Herr Feldwebel die Befehle aus. »Und Sie, Unterofficier Trauer, das kann ich Ihnen sagen, der Herr Hauptmann ist sehr unzufrieden mit Ihnen. Ist das auch ein Betragen für einen Unterofficier von Ihrem Alter. Das hätte mir jeder Gefreite besser gemacht. Ich habe den Herren Hauptmann für Sie gebeten, aber es hat nichts genützt. Sie kommen heute zum Compagniewagen. — Wer hat den Gefreiten X. in der Corporalschaft? Hier! Der kann den Tornister aufladen. — Wer hat die Schuster? Drei gleichzeitig: Hier! Ebenfalls Tornister aufladen. 's ist gut.«

Zwölf Unterofficiere machen vorschriftsmäßig Kehrt, zwölf rechte Absätze schlagen gleichzeitig auf den Boden. Die Französin begreift den Grund nicht, obgleich sie dasselbe Ding gestern Abend schon einmal hat machen sehen, daß die Männer alle plötzlich dem großen Manne den Rücken zuwenden und dann zur Thüre hinaus gehen. Sie hält es für eine sehr sonderbare Art von Ehrerbietung der deutschen Barbaren.

In den Quartieren der Compagnie wimmelt es bereits wie in Ameisenhaufen, die durch einen Stock aufgerührt sind; Einige der Soldaten packen Tornister, Einige kochen Café, Einige rollen Mäntel: — was nutzt der Mantel, wenn er nicht gerollt ist? —; Einige schieben das Stroh, auf dem sie gelegen, zusammen; Einige verspätete steigen zu drei oder vier aus einem französischen Familienbette hernieder; einige kämmen vor sehr kleinen Taschenspiegeln die Haare. Der Hauptmann hat schon vor dem Gefechte Helm lüpfen lassen und gesagt: Will der Kerl unfrisirt vor seinem Herrgott erscheinen? Einige putzen Gewehre, einige klopfen Patronen; bald aber sitzen sie in kleinen Trupps um das duftende Blech und führen löffelweise aus diesem den schwarzen Trank nach dem Schlunde.

Und da und dort brodelt noch etwas: während des Krieges braucht nicht jeder

französische Bauer ein Huhn in seinem Topfe; Brod wird zusammengesucht, auch dem Weinreste in der Feldflasche aufgeholfen, dann die Tornister umgehängt, die Helme aufgestülpt, Gewehre zur Hand genommen, und mit dankbarem Handschlag an den Franzosen — Denkt immer daran, wie's euren Aeltern wäre, hat der Hauptmann oft gesagt —, so wird das Quartier verlassen.

Und zur befohlenen Zeit steht die Compagnie, steht das Bataillon, die Batterie, die Escadron. Die Abtheilungen marschiren zu einander und werden größer. Und zur befohlenen Zeit steht die Brigade auf dem Rendezvous; sowie sie aber vereinigt ist, lösen aus ihr sich wieder die heute nothwendigen Glieder ab: Avantgarde, Gros, Seitendetachements, Trainbedeckung, Recognoscirungsdetachements. Die einzelnen Glieder lösen mit und ohne Geklirr ihre Gelenkchen: die Maschine geht.

Die Ministerien der europäischen Staaten im Jahre 1873.

Von

Dr. Karl Schmeidler.

III. Frankreich. Spanien.

Während in England die beiden Hauptparteien, wenn auch unter Modificationen, seit nahezu 200 Jahren einander gegenüberstehen und sich abwechselnd die Uebermacht in der Regierung streitig machen, ihre Führer jedoch auf dem Gebiete der Nützlichkeit von Einrichtungen im Staate, wenigstens in den letzten Decennien, jede Eifersucht bei Seite setzen, wechseln in den beiden auch im Jahre 1873 noch nicht zur endgültigen Organisation gelangten Nachbar-Republiken die Parteien, wie es gerade die Ereignisse mit sich bringen und die Coterien ermöglichen. Zwischen diesen beiden ist nur der Unterschied, daß in Frankreich der Republik durch die ordnungsmäßig unter Betheiligung aller Parteien gewählten Präsidenten bereits einige Stetigkeit verliehen wird, wogegen in Spanien an ein Zusammenwirken der viel gespaltenen Schattirungen der Liberalen und Conservativen keineswegs zu denken ist, sich dieselben vielmehr gegenseitig ausschließen, anfeinden und selbst der Ausbreitung des Bürgerkrieges gegenüber keinen Vereinigungspunkt finden können.

So spielen in beiden Republiken die Minister nicht die Rolle als Träger eines ausgeprägten Regierungssystemes, sondern lediglich als Organe des Präsidenten, die mit ihm stehen und fallen und der Politik nicht die Richtung vorzuschreiben im Stande sind, wie in England und in anderen constitutionellen Staaten. Ich kann mich daher bei diesen etwas kürzer fassen, da sie mehr als Fachminister erscheinen, deren Thätigkeit auf die Stellung des Staates nach innen und nach außen nicht bestimmend einwirkt und von den Abstimmungen der Landesvertretung abhängig ist, welche allein maßgebend sind. Der Präsident, das Staatsoberhaupt, ist hier selbst verantwortlich, ihn treffen die Angriffe wegen der Amtshandlungen seiner Minister, er tritt von seiner Stelle zurück, wenn ihm ein Mißtrauensvotum wegen deren Wahl oder Thätigkeit von der Volksvertretung zu Theil wird, wenn er nicht eine Modification des Ministeriums für geeigneter hält.

Obwohl sich Thiers als Präsident der französischen Republik unbestreitbare Verdienste um das französische Volk erworben hatte, insofern er durch schnellere Beschaffung der Mittel zur Zahlung der Kriegsentschädigung auch die Zeit der Occupation des französischen Gebietes durch die deutsche Armee abkürzte, so wurden seine Bestrebungen doch schnell genug vergessen oder nicht gebührend gewürdigt. Die Bestimmungen, welche das Elaborat der Dreißiger-Commission der National-Versammlung zur Regelung der Beziehungen zwischen der executiven und der legislativen Gewalt aufstellte, zeigten bereits ungeachtet der Bemühungen des Justizministers Dufaure das Bestreben, dem Präsidenten den Verkehr mit der National-Versammlung und seinen Einfluß zu beschränken. Dazu hatte der Ausschuß den ganzen Winter gebraucht, ohne daß das Land dadurch einen Gewinn hatte; denn ein Definitivum war dadurch nicht geschaffen worden. Keiner von Thiers' Ministern hatte auch nur den geringsten Einfluß darauf ausüben können, daß ihm durch die neuen Bestimmungen nicht ein lästiges Ceremoniell auferlegt werde, sobald er mit der Versammlung verkehren wollte; er selbst hatte, um den Conflict schon im Januar zu vermeiden, klein beigegeben. Aber es bereitete sich bereits ein Zusammenwirken von gemischten Elementen vor, das dadurch nur mehr aufgemuntert wurde, hervorzutreten. Die verschiedenen Fractionen der Rechten, Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten begannen sich zu vereinigen, und warteten nur auf eine Gelegenheit, um offen hervorzutreten. So kam ihnen schon der Vorfall gelegen, bei welchem der Legitimist Marquis von Gramont einen Ordnungsruf des Präsidenten Grévy zurückwies, um mit furchtbarem Lärme ihre Abneigung gegen diesen kund zu geben. Seine Erklärung, daß er wissen werde, was er zu thun habe, wenn er von der Versammlung nicht die gebührende Gerechtigkeit finde, wurde von der Rechten mit Schweigen aufgenommen. Derselben erschien es als eine gute Gelegenheit, einen der Ihrigen an die Spitze der Versammlung zu bringen, als Grévy die Niederlegung seines Vorsitzes anmeldete. Bei der Neuwahl erhielt dieser zwar 349 gegen 231 Stimmen, welche auf Buffet fielen; bisher war er aber fast einstimmig gewählt worden, mußte die Wahl deshalb für eine Niederlage halten und lehnte sie ab. Bei der am 4. April vorgenommenen Neuwahl, bei welcher sich ein Theil der Linken der Abstimmung enthielt, wurde Buffet, der Candidat der Rechten und des rechten Centrums mit 304 gegen 285 Stimmen für Martel gewählt. Diesem Erfolge folgte an demselben Tage ein zweiter; die Rechte setzte die von ihr entworfene Liste der Mitglieder der Permanenz-Commission durch, welche während der Ferien der Versammlung zu fungiren hatte. Die Linke war jetzt über die schwankende Haltung Thiers' aufgebracht, der sich mehr der Rechten zuzuneigen schien, und griff nun auch die Maßregeln der Minister an: die vexatorischen Maßnahmen Goulards, des Ministers des Inneren, gegen Zeitungen und Vereine, den Entwurf über die Vernichtung der municipalen Freiheiten Lyons. Die Rechte andererseits, welche mit dem ultramontanen Kriegsminister de Cissey zufrieden war, feindete Thiers an, daß er immer noch Arago und Jules Simon (Unterrichtsminister) im Ministerium habe, welche zur Regierung der nationalen Vertheidigung gehört hatten. Hierzu kam ein empfindlicher Schlag für Thiers durch die Wahl des Candidaten der Radicalen in Paris, Barodets, mit bedeutender Majorität gegen seinen Candidaten, den Minister des Aeußeren Remusat. Noch vier weitere Nachwahlen fielen zu Gunsten der Republicaner aus.

Graf Remusat hatte sich durch ein Wahlmanifest verpflichtet, in Betreff der beabsichtigten Wahlreform die Aufrechthaltung des status quo zu fordern. Bei den darauf im Conseil stattfindenden Berathungen hielt er daran fest, blieb aber mit Jules Simon

in der Minorität, da Thiers mit den übrigen die Wahl nach Arrondissements, statt wie bisher nach Departements, wünschte. Beide verlangten nun ihre Entlassung, und um Mitte Mai befand sich das Ministerium, obwohl die Wiedereröffnung der National-Versammlung nahe bevorstand, in einer Krisis. Goulard wiederholte seine Erklärung, mit dem zur republicanischen Linken gehörenden Simon nicht im Conseil bleiben zu wollen. Beide traten aus dem Ministerium, und Thiers nahm die Veranlassung wahr, um Casimir Perier, der ihm schon längst gefehlt hatte, an Goulards Stelle zu setzen. Aber dabei blieb es nicht; alle Minister wurden von Thiers, um eine nothwendige Veränderung der gouvernementalen Verwaltung vorzunehmen, ersucht, ihre Demission zu nehmen. Doch übernahmen Dufaure, Remüsat, Leon Say (Finanzen), Tessereine de Bort (Handel), Cissey und Pothuau (Marine) ihre Portefeuilles wieder, wogegen, außer Perier, Béranger das der öffentlichen Arbeiten, Waddington (Protestant) das des öffentlichen Unterrichtes und Lourton das von jenem getrennte des Cultus erhielten. Ein Ministerium von acht Tagen war das; ein Ministerium des linken Centrums, dessen Majorität von Anfang an in Frage gestellt war, und dessen Inslebentreten vor der Eröffnung der Sitzungen von der eigenen Partei für inopportun gehalten wurde, obgleich die Homogenität hergestellt war.

Als in den nächsten Tagen die Sitzungen der National-Versammlung wieder eröffnet worden waren, und der Justizminister Dufaure am 23. Mai das Erscheinen Thiers' anmeldete, richtete der Herzog von Broglie heftige Angriffe gegen das neue Cabinet, welches dem Lande keine Beruhigung gewähren könne und als Concession an die Radicalen zu betrachten sei. Dufaure erklärte sich dagegen und gegen das Programm der Radicalen; den entscheidenden Augenblick halte die Regierung für gekommen, die Anerkennung der republicanischen Regierungsform auszusprechen. Thiers sprach sich darüber am folgenden Tage (24. Mai) aus, daß er jegliche Verantwortung für die Politik der Regierung allein übernehme. Die heutige Sitzung möge über die Geschicke des Landes entscheiden; die Republik habe eine große Majorität in den Massen, eine Fortführung des provisorischen Zustandes führe zu den größten Unzuträglichkeiten. Nach einem heftigen Angriff auf den Herzog von Broglie in Betreff seiner »Schutzherrlichkeit über das Kaiserthum« wurde die Sitzung aufgehoben.

Der Deputirte Ernoul, von der Rechten, stellte darauf den Antrag einer Tagesordnung des Inhaltes, »daß die National-Versammlung in Erwägung, daß die Form der Regierung nicht zur Berathung stehe, und daß es nothwendig sei, dem Lande das Vertrauen zu geben, daß eine entschieden conservative Politik durchgehend befolgt werden solle, bedaure, daß die neuerlichen Veränderungen im Ministerium den conservativen Interessen diejenigen Genugthuungen nicht gewährt hätten, welche diese zu erwarten berechtigt waren«. Während eine von Dufaure acceptirte einfache Tagesordnung mit 362 gegen 348 Stimmen abgelehnt wurde, nahm die Versammlung die Ernoul'sche mit 360 gegen 344, also mit 16 Stimmen, an. Zu der Majorität gehörten 53 Mitglieder der äußersten Rechten, 144 der Rechten, 124 des rechten Centrums, 28 Bonapartisten und einige Wilde.

In Folge dieser Abstimmung gaben Thiers und das ganze Ministerium ihre Entlassung. Sofort trat die Versammlung zur Wahl zusammen und (am 25. Mai) um 1 Uhr Morgens wurde Marschall Mac Mahon mit 390 Stimmen zum Präsidenten gewählt; eine Stimme erhielt Grévy, die übrigen Mitglieder enthielten sich der Abstimmung. Nach kurzem Zögern nahm Mac Mahon die Wahl an und betraute den Herzog von Broglie mit der Bildung des Ministeriums. Dieser selbst übernahm das Porte-

feuille des Aeußeren und Magne (Bonapartist) die Finanzen, Ernoul wurde Justizminister, Beulé Minister des Innern, Batbie des Cultus und öffentlichen Unterrichtes, de la Bouillerie des Handels, Deseilligny der öffentlichen Arbeiten, Dampierre d'Hornoy der Marine; Cissey behielt provisorisch das Kriegsministerium. Ohne die verschiedensten Hemmnisse und Anstände war es übrigens durchaus nicht abgegangen; die betheiligten Parteien wollten nach ihrer numerischen Stärke durch Minister vertreten sein, was den Orleanisten, der stärksten Partei, nicht gelang. Gerade ihr gewandtester und begabtester Führer, der Herzog d'Audiffret-Pasquier, war nicht aufgenommen, er mußte den Bonapartisten geopfert werden wegen seiner Angriffe auf die Lieferungsverträge des Kaiserreiches. Dagegen war das klerikale Element ziemlich stark vertreten, indem Ernoul, als Protégé des Bischofes von Orleans bekannt, Batbies Berufung selbst dem Präsidenten bedenklich war, und Broglie zu den klerikalen Orleanisten gehörte. Mehrere Mitglieder waren aber auch Anhänger des Freihandelssystemes, und man konnte nun erwarten, daß das von Thiers protegirte Schutzzollsystem sein Ende finden werde.

Der Präsidentenwechsel wurde übrigens mit großer Ruhe im Lande aufgenommen, von der Arbeiterbevölkerung sogar mit vollständiger Gleichgiltigkeit; die Sprache der radicalen Blätter war sehr gemäßigt, und es fand keinerlei Demonstration oder Unruhe auch in den großen Städten des Landes statt. Thiers selbst nahm wenige Tage nachher seinen Platz im linken Centrum der National-Versammlung ein. Thiers äußerte nachher in einer Zuschrift an einen Bewohner Nancys, er habe seine Demission eingereicht, weil er fest überzeugt sei, daß eine Parteiregierung, die dem Sinne Frankreichs zuwider sei, nur die Spaltungen vermehren würde; Frankreich bedürfe einer energischen Regierung gegen die Unordnung, einer friedfertigen gegen die Parteien, nicht einer Parteiregierung selbst. Er wollte einer Politik nicht folgen, die nicht die seinige war, die immer weiter rechts gehend, weit davon entfernt sei, der Majorität des Landes zu entsprechen; er kehre deshalb zu seiner literarischen Ruhe zurück.

Auch der Herzog von Broglie sprach sich, und zwar in einem Circular an die Vertreter Frankreichs im Auslande, über diesen Gegenstand aus, indem er anerkannte, daß die Differenzen sich durchaus nicht auf die auswärtige Politik bezögen, im Gegentheil wolle er dieselbe fortgesetzt wissen; auch erkenne man die Verdienste des Herren Thiers an, durch seine Bemühungen die Spuren der Mißgeschicke des Landes zu beseitigen. Lediglich die innere Politik habe Veranlassung zu der Differenz gegeben. Die Mehrheit der National-Versammlung (wir bemerken, daß es eben nur eine schwache war!) glaubte dem Fortschritte des revolutionären Geistes entschlossen Opposition machen zu müssen, und sie war nicht der Ansicht, daß das vom Präsidenten nach den letzten Wahlen gebildete Ministerium die vollen Garantien gewähre, welche, vom conservativen Gesichtspunkte aus betrachtet, unbedingt wünschenswerth und wesentlich waren. Der Herzog hob am Schlusse hervor, daß die in der National-Versammlung angeregte Frage der künftigen Regierungsform nicht nur von Interesse für die Ruhe Frankreichs, sondern für die aller Nationen sei. Alle Staaten seien gleich interessirt, den revolutionären Geist gegen Ruhe und Ordnung, der sich nicht bloß in Frankreich, sondern auch in den anderen Staaten erhoben, zu unterdrücken.

Und wie äußerte sich nun die Thätigkeit des neuen Regimes? In den auswärtigen Angelegenheiten war sie ohne alle Bedeutung, denn Frankreich hatte für einige Zeit aufgehört, auf diesem Felde eine Rolle zu spielen. Im Inneren war zunächst das Augenmerk der Minister darauf gerichtet, eine »Reinigung der Verwaltung« vorzunehmen, d. h.

die offenkundig republicanisch gesinnten Beamten aus den Administrativbehörden auszumerzen und für willige Werkzeuge ihrer Reactionsbestrebungen zu sorgen. Etwas Anderes geschah in den ersten Wochen nicht, obwohl mancherlei wichtige Fragen ihrer Erledigung harrten, wie die Heeres-Reorganisation, die Neubefestigung der Hauptstadt, die Beseitigung der Rohstoffbesteuerung und die Rückkehr zum Freihandelssysteme, der Erlaß eines Unterrichtsgesetzes, des Municipal- und Wahlgesetzes, so daß alle Ministerien vollauf beschäftigt gewesen wären. Was geschah statt dessen? Der Minister des Inneren, Beulé, erließ an die Präfecten in Betreff der Presse ein Circular, das in der National-Versammlung heftig angegriffen und auch sonst für einen groben Schnitzer des in der Alterthumswissenschaft sehr gelehrten Mannes erklärt wurde. Ein Deputirter versicherte, nichts so Schlechtes sei von dem Ministerium des Inneren selbst in den schlimmsten Tagen des Kaiserreiches ausgegangen, und selbst in der Majorität, welche darüber zur einfachen Tagesordnung überging, meinte man, künftig nie wieder ein solches Circular vor Tadel schützen zu können. Dasselbe hatte gefragt, welche Journale conservativ, welche bereit seien, es zu werden, in welcher financiellen Lage sie sich befänden, und gegen welche Summen sie bereit sein würden, die Regierung zu unterstützen; die Präfecten wurden angewiesen, einen Dienst für die Presse einzurichten. Der ungünstige Eindruck, den diese Angelegenheit machte, wurde noch erhöht durch eine Note im »Journal officiel«, in welcher vor politischen Kundgebungen gewarnt wurde; kurze Zeit darauf ließ man in Nimes ein Casino schließen, weil es eine Adresse an Thiers erlassen hatte; das Casino in Saint-Eldrad erhielt für eine solche an Mac Mahon eine höfliche Danksagung durch den Secretair des Marschalles. Dem Minister wünschte man bald, er möge sich wieder allein mit Griechenlands Alterthümern beschäftigen.

In einer eigenthümlichen Lage befand sich der eben so wenig an der richtigen Stelle verwendete Unterrichts- und Cultusminister Batbie. Man sagte, sein Vorgänger Jules Simon habe den Bischöfen ganz unglaubliche Zusagen gemacht, und so oft einer derselben etwas wünschte, geäußert, wenn er nichts mehr als das verlange, so könnte ihm das Doppelte gewährt werden. Nun sollten die Versprechungen eingelöst werden; wenn das kaum ausführbar war, wurden die Bischöfe unzufrieden, und man meinte, sie ersehnten sich fast den Freigeist wieder an die Stelle des guten Katholiken. Auch hatte sich Batbie früher entschieden für den obligatorischen Unterricht ausgesprochen, was den Mitgliedern der klerikalen Partei recht bedenklich und ungelegen zu sein schien.

Es fanden sich, als das Ministerium kaum vier Wochen am Ruder war, Risse in der Einigkeit seiner Mitglieder und der sie unterstützenden Parteien ein. Der Theil des rechten Centrums, welcher unter Führung des Herzoges von Audiffret-Pasquier stand, die Orleanisten, welche schon grollten, als derselbe wegen Abneigung der Bonapartisten gegen ihn nicht in's Ministerium aufgenommen wurde, beabsichtigten nicht durch Dick und Dünn mit diesem zu gehen; ein officiöses Manifest der Regierung, durch welches die Majorität an ihre Pflicht gegenüber den Fractionen der Linken und Herren Thiers, an ihr Zusammenhalten erinnert wurde, war nicht geeignet, sie näher zu bringen. Die Bonapartisten, welche, obwohl schwach an Zahl, ein großes Geräusch von sich machten, erschienen den Ministeriellen bereits als ein lästiges Anhängsel, dessen sie sich zu entledigen wünschten, sobald sie ohne sie die Majorität erlangen könnten. Es war Letzteren unangenehm, daß sie die Reise des Prinzen Napoleon nach Paris so hingehen lassen mußten, ohne dabei auch der Bonapartisten sicher sein zu können. Zu gleicher Zeit brachten sie aber die Linke durch die vexatorischen Maßregeln immer mehr gegen sich auf; auch im Lande

waren die Anhänger der republicanischen Institutionen wenig erbaut von der ministeriellen Amtsthätigkeit auf dem Gebiete der Departementalverwaltung, wo die republicanischen Beamten möglichst beseitigt wurden. Sobald es den neuen Präfecten und Unterpräfecten nun nicht glückte, die Gemeinderathswahlen in ihrem Sinne durchzusetzen, traten sie in der schroffsten Weise gegen die Gemeinderäthe auf. Dies wurde vom Minister nicht nur gebilligt, sondern auch jede Gelegenheit benutzt, um die republicanisch gesinnten Vertretungskörperschaften und Gemeindebeamten zu maßregeln, wodurch nur eine größere Erbitterung und Renitenz hervorgerufen wurde. Die liberalen Fractionen der National-Versammlung traten der Regierung zwar mit Interpellationen entgegen, aber es geschah entweder durch Persönlichkeiten, welchen nicht der moralische Einfluß auf die Gegner zu Gebote stand, oder sie traten nicht mit dem Ernst ihrer Haltung, nicht mit Energie auf: entweder war es, wie früher, ein bloßes Gezänk oder eine klägliche Kraftlosigkeit, was befürchten ließ, daß der conservativen Partei noch 20 bis 25 Stimmen aus dem linken Centrum zufallen würden, durch die sie gekräftigt und in den Stand gesetzt werden könnte, sich der Bonapartisten zu entledigen.

Ungehindert setzte also die Regierung ihr Treiben fort. Einmal versuchte sie nur, das Wahlrecht in den Provinzen möglichst zu beschränken, was ihr durch eine an manchen Orten eingetretene Erschlaffung, einen Indifferentismus, erleichtert wurde, und dann suchte sie die Aufmerksamkeit nach einer anderen Richtung hin in Anspruch zu nehmen. Nicht allein die Priester, deren es sehr viele giebt, und die fast alle nichts zu thun haben, sondern auch die Minister, die klerikalen Deputirten und selbst die Frau Präsidentin Mac Mahon wußten die Leute zu bewegen, sich an den in Scene gesetzten Wallfahrten, einem der stärksten Beförderungsmittel des Aberglaubens, zu betheiligen. In den größeren Städten glückte das Experiment nicht, ja die durchziehenden Processionisten, Priester und Nonnen wurden mehrmals angegriffen, geprügelt, es wurden ihnen die Kleider zerrissen. An den Wallfahrten nach Lourdes und Paray-le-Monial betheiligten sich an hundert Deputirte, auch die Frau Marschallin Präsidentin; zu anderen gaben sie ansehnliche Geschenke. Nicht mit Unrecht wurde jetzt der Name »Schwarze Republik« erfunden, denn die Pfaffen fingen an, die Herren zu spielen.

Nachdem die Nationalversammlung sich bis zum 5. November vertagt hatte, fuhr das Ministerium Broglie fort, auf dem betretenen reactionären Wege weiter zu arbeiten. Die allgemeine Aufmerksamkeit wurde aber theilweise davon abgelenkt auf die ernstlichen Bestrebungen der monarchischen Fractionen, eine Einigung der Prinzen von Orleans mit dem Grafen von Chambord herbeizuführen und die Monarchie wieder zur geltenden Staatsform in Frankreich zu machen. Es kam zuerst auch eine Art von Compromiß zu Stande, insofern der Graf von Paris, der Erbe des Thrones Louis Philippe's, den Grafen Chambord in Frohsdorf (8 Meilen südlich von Wien) besuchte, und man dort übereinkam, Chambord solle den Thron besteigen und, da er ohne Erben, den Grafen von Paris zu seinem Nachfolger designiren. Die monarchische Partei schwärmte bereits von der Wiederherstellung des Königthums, in dem ihr Weizen wieder zu blühen Aussicht hatte, und aus Rom erscholl das Echo dieses Jubels, wo man schon den Unfehlbaren wieder in seine weltliche Herrlichkeit eingesetzt zu sehen hoffte. Die Parteien in der Nationalversammlung zählten schon die Stimmen für und gegen, Linke wie Rechte glaubten den Sieg sicher zu haben. Die Letztere war allerdings überzeugt, daß, wenn sie unterliegen müßte, sie überhaupt mit ihrer Regierung verloren sei. Mac Mahon verhielt sich vollständig passiv, während Thiers an einigen Stellen des Landes sich gern

Ovationen bringen ließ. Die Bonapartisten waren mit der neutralen Haltung des Präsidenten und des Ministeriums, welches sich übrigens gar nicht so neutral verhielt, sondern die Monarchisten gewähren ließ, zufrieden: ihnen galt es, Zeit zu gewinnen für die eigenen Pläne. Diese Neutralität gefiel den Legitimisten und Klerikalen aber nicht, sie wollten, daß die Minister, ihrer politischen Vergangenheit entsprechend, ebenfalls in die Bestrebungen direct eingreifen sollten. Ihr officiöses Organ erklärte jedoch, daß eine Monarchie, welche trotz der Integrität ihres Ursprunges, trotz des Glanzes ihrer Vergangenheit nur durch ein paar Stimmen der Majorität wieder in's Leben gerufen werde, ohne Beistimmung der Nation, ohne Kraft, ohne Autorität sei.

Eifrige Unterhandlungen zwischen den Bevollmächtigten der Monarchisten und dem Grafen Chambord waren geführt worden, und man glaubte die Entscheidung, d. h. die Annahme der Propositionen seitens desselben nahe bevorstehend (ja man ließ in Paris schon die Gala-Equipagen für den Einzug des »Königes Heinrich V.« in Stand setzen); — da schlug ein Brief des Grafen wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Hoffnungen der Royalisten nieder. Er wollte nichts versprechen, was ihn irgendwie binden könnte, weder Verfassungs- noch Fahnenfrage ließe sich vorher erledigen. Unter solchen Verhältnissen wurde am 5. November die Session der Nationalversammlung wieder eröffnet, und eine Botschaft des Präsidenten Mac Mahon verlesen, deren Schwerpunkt auf der Darlegung beruhte, daß neben der Prüfung der constitutionellen Gesetze die Versammlung für eine dauerhafte starke Executionsgewalt sorgen möge. Der General Changarnier stellte sofort einen Antrag auf zehnjährige Verlängerung der Gewalten Mac Mahons und die Verweisung desselben an eine besondere Commission. Während bisher die Rechte mit ihren Schattirungen die Majorität erlangte, befanden sich in der Commission nur sieben ihrer Mitglieder gegenüber acht Stimmen der Linken und ihrer Freunde, welche den Beschluß für ihren Bericht durchsetzten, die Erklärung zu geben, das Land verlange nicht bloß einen Präsidenten, sondern eine stabile Regierung, aber nicht die Monarchie, welcher die Conservativen entsagen müßten, sondern eine organische Einrichtung der Republik.

Herzog Mac Mahon ließ nun mit sich handeln, er erklärte in einer Botschaft, daß er selbst mit einer Verlängerung seiner Amtsgewalt auf sieben Jahre zufrieden sei. Aber damit waren auch die Concessionen am Ende, und die Rechte, welche das Vertrauen auf ihre Majorität im Plenum nicht verloren hatte, erlangte dieselbe nicht nur für den Beschluß der siebenjährigen Amtsgewalt (378 zu 310 Stimmen), sondern auch ein Mehr von 40 Stimmen für Depeyres Antrag, die Abstimmung über die constitutionellen Gesetze erst später vorzunehmen. Nun beschloß das Ministerium Broglie, dem Präsidenten völlig freie Hand zur Bildung eines der Majorität entsprechenden Cabinetes zu lassen, und gab gemeinschaftlich seine Demission. Die eine Woche später erfolgende Reconstitution desselben zeigte nur einige Modificationen in Bezug auf die Vertretung der Fractionen der Rechten, namentlich das Ausscheiden von Ernoul und de la Bouillerie, den Vertretern der extrem-legitimistischen Rechten, an deren Stelle Depeyre (gemäßigte Rechte) und Deseilligny vom rechten Centrum traten. Broglie als Vicepräsident übernahm das Innere an Stelle Beulé's, während der Herzog von Decazes Minister des Auswärtigen wurde. Den Bonapartisten reichte die Regierung die Hand durch Magne's Vermittlung als Finanzminister; der auf der Gränzlinie nach links hin stehende de Fourtou erhielt an Batbies Stelle das Ministerium des Cultus und des Unterrichtes, und Deseilligny wurde durch den Baron de Larcy ersetzt; General du Barail endlich blieb Kriegsminister und Vice-Admiral Dompierre d'Hornoy Marineminister.

Die Nationalversammlung, welche sich seit Anfang ihres Bestehens durch die heftigsten Streitigkeiten, Zänkereien und Skandalscenen ausgezeichnet hatte, wurde von jetzt ab immer unfähiger, wirkliche Beschlüsse zu fassen. Die Wahlen der 30 Mitglieder zur Commission für die Prüfung der constitutionellen Gesetzesvorlagen nahm mehrere Tage in Anspruch, weil keine absolute Majorität zu erlangen war; von den etwa 750 Mitgliedern fanden sich kaum 370 ein, die Linke sah, wie man ihr die der Zahl ihrer Deputirten entsprechende Ziffer von 13 Theilnehmern an der Commission auf 3 herabdrückte und leistete nun passiven Widerstand. Daß unter solchen Verhältnissen die Feindseligkeit der Parteien gegeneinander täglich zunimmt, ist natürlich, und man kann nicht erwarten, daß bei dem unruhigen Charakter des französischen Volkes etwas Gedeihliches und eine endliche Constituirung der Staatsform so bald zu Stande kommt. Wenn Herzog Mac Mahon auch als ein guter Soldat von seinen Landsleuten wenigstens gerühmt wird, — den Ruf als Staatsmann, der befähigt ist, ein solches Volk zu leiten, muß er sich erst erwerben. Ob es geschehen wird, ist eine andere Frage. — —

So wenig wie in Frankreich die Bestrebungen zur Wiederaufrichtung der Monarchie glücken wollten, waren auch die Spanier der neu errichteten Monarchie günstig gesinnt. In dem unruhigen, veränderungssüchtigen Wesen der romanischen Völker scheint es zu liegen, daß es ihnen selten Jemand recht machen kann; nur wer ihnen gehörig sein moralisches Uebergewicht mit Energie vereint zeigen kann, wer so zu sagen ihnen den Daumen auf's Auge drückt, dem unterwerfen sie sich einige Zeit. Findet sich kein solcher, so geht es darunter und darüber, sie schlagen sich gegenseitig todt, ohne auch nur einen Schritt weiter zu kommen. Ich glaube, die meisten Spanier wissen gar nicht, was Republik ist; nach den gegenwärtigen Zuständen zu urtheilen, scheinen sie der Meinung zu sein, unter der Republik könne Jeder machen, was ihm beliebt. Sie hatten einen König in Amadeo, der, in jeder Beziehung achtungswerth, den besten Willen hatte, sie gut und gerecht zu regieren; nur war er nicht energisch genug, möglich, daß er es als Ausländer oder Fremder, wie sie ihn immer nannten, nicht wagen durfte. Er hatte in Zorilla zuletzt einen Ministerpräsidenten, der ihm eben so ergeben war, wie er das Interesse des Volkes wahrnahm. Aber auf Niemand sonst konnte er sich verlassen; der Adel wich ihm aus, die Geistlichkeit sah in ihm den Sohn des excommunicirten Eroberers von Rom und verweigerte ihm den Eid der Treue; das Militär, ohne Disciplin und ohne Anhänglichkeit an den Nichtsoldaten, war nicht geeignet, ihn zu schützen, und die Cortes, die Vertreter des Volkes, verfolgten nur ihre eigenen Interessen. Auf den Straßen nicht mehr seines Lebens sicher, im Palaste der Vergiftung ausgesetzt, in den Provinzen von einem hartnäckigen Prätendenten und Aufrührer bedroht und an den Gränzen nach Norden einer zweideutigen Freundnachbarschaft ausgesetzt, gab er das Königthum aus eigenem Antriebe auf und zog sich nach Italien in das Privatleben zurück, in dem er wenigstens nicht zur Erhaltung des Hofstaates sein Vermögen zusetzen zu müssen in Gefahr kam, wie in Madrid.

Als der König Amadeo am 11. Februar seinen Entschluß den Cortes hatte mittheilen lassen (er reiste am nächsten Tage bereits mit der Familie nach Lissabon ab), nahm das Ministerium Zorilla seine Dimission, und sofort wählten die Cortes eine neue Regierung, an deren Spitze Figueras als Conseilspräsident trat. Castelar übernahm das Aeußere, Beranger die Marine, Eschegaray die Finanzen, Pi y Margall das Innere, Becerra die öffentlichen Arbeiten, Fr. Salmeron die Colonien, Nic. Salmeron die Justiz, Cordoba das Kriegsportefeuille. Die Hoffnung, welche Figueras

ausſprach, daß die Republik für immer auf feſten Grundlagen errichtet ſei, und daß Spanien einen berechtigten Einfluß im Weſten Europas ausüben werde, war weiter als je von ihrer Verwirklichung entfernt, denn dem Bürgerkriege waren jetzt Thür und Thor geöffnet. Es war das, wie Prim ſchon vor Jahren geäußert, eine Republik ohne Republicaner, denn die Gebildeten ſahen Amadeo nicht ohne Schmerz ſcheiden und waren der Republik durchaus nicht hold; wenn Jemand behauptete, es ſeien 80 Procent, ſo war das wohl eine Schmeichelei, welche die Spanier keineswegs verdienen.

Hatte nach Baumgartens Zählung Spanien in den 25 Jahren von 1833 bis 1858 ſchon die reiche Zahl von 47 Miniſterpräſidenten und ebenſoviel Miniſterkriſen, ſo ſtand das noch in keinem Vergleich mit dem ſchnellen Wechſel, wie er unter Amadeo geweſen und jetzt gar in der neuen Republik ſtattfand. Das neue Miniſterium Figueras, in welches vier Mitglieder aus Zorillas Cabinet übergegangen waren, befand ſich ſchon nach einer Woche in einer Kriſis, der Friede zwiſchen den Republicanern und Radicalen war bereits im Schwanken. Sie waren in ihren Berathungen kaum über die Vorfragen in's Reine gekommen, da dauerte es den Provinzen ſchon zu lange, und in Andaluſien begannen die Ausſchreitungen, während im Norden der Guerillakrieg mit den Carliſten fortdauerte. Die Uneinigkeit der beiden Parteien im Miniſterium führte zum Austritte der Radicalen, an deren Stelle die Nationalverſammlung ſelbſt die neuen Mitglieder wählte. Figueras behielt den Vorſitz, wogegen Acoſta Kriegsminiſter wurde, Juan Tutan Finanzminiſter; ferner traten Oreglo, Echao und Sorni ein. Dieſe Regierung wünſchte Zeit zu gewinnen, um ohne die Vexationen einer fortwährend aufgeregten Verſammlung die nöthigen Arbeiten und Vorlagen zu ſchaffen, und machte in einem Geſetzentwurfe in Betreff der Einberufung einer Conſtituante auch den Vorſchlag, daß die Cortes ihre Sitzungen ſuspendiren und eine Permanenzcommiſſion wählen möchten. Die radicale Partei traute der Regierung nicht recht und proteſtirte dagegen; es wurde jedoch ein Vermittelungsverſuch gemacht, in Folge deſſen die Suspenſion der Sitzungen und die Wahl einer Permanenzcommiſſion ſtattfand.

Dieſe Commiſſion gerieth ſehr bald in Zwieſpalt mit den Miniſtern und beſonders heftig wurde der Streit, als ſie die Einberufung der Cortes und den Aufſchub der Wahlen forderte, welche unter den vorwaltenden Umſtänden nicht ordnungsmäßig und unparteiiſch vollzogen werden könnten. Ja die Mitglieder der Commiſſion wollten ſogar in die Executive eingreifen und einen Commandanten der Bürgerwehr ernennen. Als nun die Nachricht einging, im Stiercircus habe ſich eine große Zahl von Freiwilligen der Bürgerwehr geſammelt, um ſie zu unterſtützen, da zögerten die Miniſter nicht länger mit einem entſchiedenen Schritte. Sie löſten die Permanenzcommiſſion auf und ließen deren Mitglieder verhaften und ſie erſt wieder frei geben, als der befürchtete Aufſtand nicht ausbrach. Die Wahlen, welche vollſtändig unbeeinflußt vor ſich gehen ſollten, erfolgten am 11. Mai und ergaben 360 Föderaliſten, 20 Radicale und 10 Conſervative. Die übrigen Parteien enthielten ſich der Wahl faſt gänzlich. Bei Eröffnung der Conſtituante richtete Caſtelar, welcher die Auflöſung der Commiſſion vertheidigte, allerhand ſchöne Worte an die Verſammlung, ihm folgte Figueras. In dem Capitel über die Finanzen konnte er nur als etwas Günſtiges hervorheben, daß die Anleihen jetzt nur mit 12 pCt. gemacht würden, während ſie zur Zeit der Monarchie mit 21 pCt. hätten abgeſchloſſen werden müſſen.

Von jetzt wurden die Miniſterien faſt nur auf Wochen, ja Tage und Stunden gewählt, um bald wieder anderen Platz zu machen. In den conſtituirenden Cortes ſaßen

viele Leute, welche nicht die geringste Idee von parlamentarischen Formen hatten und was sie heute beschlossen, unter Lärm und Geschrei am nächsten Tage wieder änderten. Sie haben eben bestimmt, daß der gewählte Ministerpräsident das Ministerium selbst bildet, bald darauf beschließen sie, das lieber selbst zu thun. »Wer ist dieser oder jener?« so fragen dann die Bewohner Madrids, wenn ganz unbekannte Leute plötzlich auf ein paar Tage Minister geworden sind: Heute erhält Figueras noch ein Vertrauensvotum, morgen ist er schon auf der Flucht, und Pi y Margal oder Salmeron hat wieder das Präsidium. Am 8. Juni hatten die Cortes mit 210 gegen 2 Stimmen die Errichtung der föderativen Republik beschlossen, und in den Provinzen wiederholten und vervielfältigten sich bald die Ministerintriguen und Umwälzungen; nicht genug, daß im Norden der Krieg mit den Carlisten stärker denn je wüthete, jetzt brach im Süden auch der Bürgerkrieg aus, und die Verwirrung wurde immer größer, so daß es fast unmöglich wurde, sich in den Nachrichten aus Spanien zu orientiren. Wenigstens über den Stand der Carlistensache kamen die widersprechendsten Berichte, da die Carlisten einen Depeschendienst eingerichtet hatten. In der Constituante erlangten die Rothen einen so bedeutenden Einfluß, daß jetzt schon aus ihrer Partei die Hälfte der Minister genommen werden mußte. Binnen 14 Tagen lösten so im Juni sechs Ministerien einander ab. Der politische Blödsinn hatte sich der Volksvertretung bemächtigt, die Besitzenden sahen den Schreckenstagen einer Commune entgegen. Zorilla, Serrano, Figueras, also die Vertreter der verschiedensten Parteischattirungen, lebten bereits im Auslande als Flüchtlinge, Pi wurde von ihnen dort ebenfalls erwartet; vor sechs Wochen noch von den Föderativen als treuer Genosse geschätzt, sollte er jetzt schon zur Rechenschaft wegen des Gebrauches der ihm verliehenen Vollmachten gezogen werden. Und bei alledem eine entsetzliche Leere in den Kassen, keine gesetzgeberische Thätigkeit, nur Gezänk und Umtriebe in der Landesvertretung, Mord und Brand in den Provinzen! In der Hauptstadt selbst hielten nur militärische Vorsichtsmaßregeln noch die Ruhe aufrecht.

Nachdem Salmeron ebenfalls beseitigt war, wurde Castelar am 26. August zum Präsidenten gewählt, welcher zunächst die Berathungen über den Verfassungsentwurf ausgesetzt und die Cortes vertagt wissen wollte, um Ruhe und Ordnung im Lande herstellen zu können. Castelar verlangte, wenn er die Regierungsgewalt übernehmen sollte, die Berechtigung der Begnadigung, der Verwendung aller derjenigen militärischen Kräfte gegen die Carlisten, die er für nützlich hielte, den Ankauf von einer halben Million Gewehre, Geld für den Krieg und endlich die Befugniß, die constitutionellen Garantien zu suspendiren, d. h. der Demokrat verlangte den Belagerungszustand. Am 7. September wurde Castelar zum Präsidenten der Executivgewalt gewählt (mit 133 Stimmen gegen 67, welche Pi erhielt), und am 12. September nahmen die Cortes das Gesetz an, welches ihn zu Ausnahmemaßregeln ermächtigte. Auch in seinem neugebildeten Ministerium waren homines novi, wie der Finanzminister Pedregal; der Verbrauch war ein so bedeutender gewesen, daß die nöthigen Kräfte allmählich zu fehlen begannen.

Nachdem Castelar in einer großen Rede den Cortes die Grundsätze seiner inneren Politik entwickelt und erklärt hatte, daß die Republik ohne Maßregeln der Staatsklugheit nicht erhalten bleiben könne, er deshalb, da zur Kriegführung außer der Begeisterung auch die Erfahrung erforderlich sei, die conservativen Generale wieder anstellen werde, wurde der Antrag auf Suspendirung der Sitzungen der Cortes mit 124 gegen 68 Stimmen angenommen, und am 20. September bis zum 2. Januar 1874 die Versammlung vertagt. Der Dictator hatte nun völlig freie Hand, um gegen die Carlisten

und die Intransigenten, die unversöhnlichen (rothen) Republicaner seine Energie zu zeigen. Jene hatten seit der Abdankung Amadeos bedeutend an Terrain, an Truppen (Castelar selbst schätzte sie auf 50,000 Mann) und an Geld gewonnen, das sie aus England erhielten; diese konnten Monate lang der Regierung Widerstand leisten, wie in Cartagena, wo der politische Fanatismus auf's Aeußerste gestiegen war, unter der Unterstützung der Bagno-Sträflinge nicht viel besser als die Pariser Commune. Castelar erließ daher sofort die strengsten Decrete; die »Gaceta« veröffentlichte die Einführung der Militärordonnanz, die Suspension der constitutionellen Garantien für ganz Spanien und das Inkrafttreten des Gesetzes über die öffentliche Ordnung vom 23. April 1870. Außerdem wurde die Verabreichung von Waffenpässen untersagt, eine Bestimmung getroffen, nach der jeder über 18 Jahre alte Spanier, der sich von seinem Wohnorte entfernt, verpflichtet ist, sich mit einem Erlaubnißscheine der Municipalbehörden zu versehen, und den Zeitungen die Aufreizung zur Insurrection wie die Mittheilung von Nachrichten über die Bewegung der Truppen verboten. Strenge Strafen waren auf die Zuwiderhandlung gesetzt. Auch öffentliche Versammlungen durften nicht mehr abgehalten werden. Demnächst richtete Castelar seine Aufmerksamkeit auf die Reorganisation der Armee; die Artillerie-Officiere dankten ihm bald für das Decret der Organisation ihres Corps. Die Disciplin begann auch nach kurzer Zeit im Heere wieder besser zu werden, und die Regierung war im Stande, den ausgerückten Truppen Verstärkungen zu schicken. Man sah nur leider keinen Erfolg davon. Die Kämpfe mit den Carlisten dauerten fort, schienen sogar Fortschritte zu machen, ja die Carlisten verbreiteten sogar mit vieler Wahrscheinlichkeit die Nachricht, sie hätten am 7. November in einer mehrstündigen Schlacht bei Estella den republicanischen General Moriones geschlagen, während sich dieser ebenfalls des Sieges rühmte. Auch in den anderen Landestheilen, namentlich im Südost, dauerten die Unruhen fort, und die Insurgenten von Cartagena, welche ihre eigene Regierung haben wollten, ließen sich, hartnäckigen Widerstand leistend, Wochen lang belagern.

Die Finanzlage wurde unter solchen Verhältnissen immer schlechter; die Regierung mußte sogar im November ihren Finanzagenten in London und Paris Weisung ertheilen, alle bei ihnen niedergelegten Coupons den Eigenthümern zurückzugeben, da die gegenwärtigen financiellen Schwierigkeiten es ihr nicht möglich machten, dieselben einzulösen. Erfolge hatte überhaupt die Regierung Castelars in dem Zeitraume bis Ende des Jahres, in welchem ihre Thätigkeit nicht von den Cortes behindert war, wenig oder gar keine aufzuweisen. Im Gegentheil drohten ihr Pläne, die von den conservativen Parteien geschmiedet wurden, welche unter einer Regentschaft Serranos als »National-Regierung« die Errichtung der Monarchie anstrebten, eine bedenkliche Concurrenz zu machen. In Spanien ist Alles so zerrüttet und verschoben, daß dem Lande nur noch ein Krieg mit den Americanern, der indessen glücklich abgewendet wurde, gefehlt hätte, um es der vollständigen Auflösung entgegenzuführen, aus der Niemand mehr einen Ausweg wußte.

Die Fortschritte der Technik auf der Ausstellung in Wien.

Von

Dr. H. Grothe.

(Fortsetzung.)*)

Wenn wir bereits einige Bemerkungen über die Bestrebungen unserer Constructeure und Ingenieure oben einfügten, welche dahin gehen, so die Dampfkessel und Dampferzeuger zu construiren, daß möglichst an Quantität des Brennstoffes gespart und möglichst jede Qualität irgend welchen Brennstoffes benutzt werden könne, so haben wir nur allgemein angedeutet, wie werthvoll solche Anordnungen sind, und wie sie da hervorgerufen werden, wo Mangel an Brennstoff herscht. Eine etwas nähere Betrachtung zeigt uns aber, wie solche Anordnungen zugleich das Resultat wissenschaftlicher Forschungen sind, die sowohl die physikalischen wie die chemischen und die mechanischen Gesetze zur Grundlage nehmen. Wenigen Laien mag dies gegenwärtig sein bei Anhören des Wortes Dampfkessel und Feuerung. Den Meisten schwebt kaum etwas Anderes dabei vor, als ein großer Theekessel und ein Küchenherd, und doch unterscheidet sich nichts so sehr wie Beide! Küchenherde sind meistens ohne alle Wissenschaft, ja unter derbster Versündigung gegen die einfachsten Naturgesetze construirt, und es ist wirklich Zeit, daß unsere weise, aufgeklärte Zeit endlich die Aufführung dieser so zahlreich gebrauchten Feuerungsanlagen den lehmgewandten Händen der wenig denkenden Töpfer entreißt. Man soll gar nicht daran denken, welcher Reichthum bereits durch die Schornsteine der Küchenherde in die Luft hinein verraucht ist! Allerdings tritt immer erst dann Besinnung bei dem Menschen ein, wenn es nicht mehr so fortgehen kann, wenn das Geld nicht mehr ausreicht. Um bei dem Verdampfen des Wassers in Dampfkesseln möglichst wenig Brennstoff zu verbrennen, bemühte man sich auch erst, als die Beheizung zu kostspielig wurde. — Man denke doch nur, daß, während mit einem Pfunde Steinkohle ca. 7,3 Pfd. Wasser von 0—80° R. erhitzt und verdampft werden können, unter den Druckverhältnissen und bei den früheren Kesseln diese Summe auf 2—3 Pfd. Wasser stehen blieb und erst jetzt allmählich bis auf 5 und 6 Pfd. Wasser gesteigert ist und in seltenen Fällen sogar über 7 hinausgeht. Man berechne, wie viele Milliarden von Pfunden Dampf täglich von den Fabriken erzeugt und benutzt werden, und man wird einsehen, welchen großartigen Einfluß jede verbesserte Construction der Verdampfer haben muß, und wenn sie unter sonst gleichen Verhältnissen selbst nur wenige Procente mehr verdampft. In unserer Zeit, bei unserer Großindustrie bedeuten selbst die kleinsten Ersparnisse der Fabrikindustrie für den gesammten Umfang Millionen! Hat doch ein in die Verhältnisse eingeweihter Mann herausgerechnet, daß wenn in der Müllerei jeder Müller nur 1—2 pCt. des jetzt ungelöst gelassenen Mehles noch aus der Kleie herausziehe, im Preußischen Staate allein 26 Millionen erspart werden würden! Weit bedeutender ist aber der Gewinn in dem Gebiete der Dampferzeugung. Man beachte doch, daß z. B. Elsaß 629 Dampfkessel besitzt und jährlich wenigstens 400000 Tonnen Steinkohlen verbrennt, die einen Werth von ca. 12 Mill. Francs besitzen. Nach den Beobachtungen der Ingenieure kann man schon jetzt durch Einführung neuerer Kesselconstructionen 15 pCt. ersparen, das macht für den Elsaß

*) S. „Deutsche Warte", Bd. V, Heft 12. Red.

1,800000 Fr. Aber auch die Verbesserung der Dampfmaschinen spielt hierbei eine wesentliche Rolle. Durch die genaue Nutzanwendung der Expansionsvorgänge gebraucht heute eine gute Dampfmaschine nicht mehr 15—16 Klgr. Dampf per Stunde bei 3 Pferdekraft, sondern höchstens 10,50 bis 12 Klgr.! Welche Ersparniß gegen früher, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die ersparten 4 — 5 Kilogramme Dampf 1 — 2 Pfund Steinkohlen bedeuten.

Die Constructeure haben bei Lösung dieser wichtigen Aufgaben vor Allem das Wesen der Verbrennung und das Wesen der Wärme ins Auge gefaßt und haben sowohl die Zuführung des zur richtigen, vollkommenen Verbrennung nothwendigen Quantums Luft geeignet geregelt als auch die rationelle Verwendung der bei der Verbrennung erzeugten Wärme, indem sie letzterer eine große Kesselfläche zur Transition an die im Kessel befindliche Wassermasse darboten und endlich noch die schließlich in den Schornstein übergehenden, immer noch heißen Verbrennungsgase zur Verwendung brachten, um das Füllwasser, das Speisewasser des Kessels vorzuwärmen! Also möglichst große Heizfläche, vollkommene Ausnützung der Wärme in den abziehenden Verbrennungsgasen.

Um dieses erste Erforderniß zu erreichen, hat man die Gestalt und Anordnung der Kessel ungemein variiren lassen, indem man zugleich bemüht war, noch anderen Gesichtspunkten gerecht zu werden. Man hat die Kessel mit 1 und 2 Nebenkesseln (mit dem Hauptkessel durch Rohrstutzen verbunden) hergestellt, die von Feuer rings umspült werden oder man läßt die Flammen mittelst 1—2 großer Feuerrohre den Kesselkörper mehrfach durchziehen und ihn selbst umspülen, oder man setzt ganze Systeme von kleinen Rohren ein, die theils Siede-, theils Feuerrohre sind, oder man componirt Kessel aus lauter kleinen Röhren, die unter einander verbunden sind und zum Theil frei in das Feuer herabhängen, u. s. w. u. s. w. Die Ausstellung zeigte die ganze Fülle solcher verschiedenen Constructionen, hauptsächlich von Deutschland, England, Frankreich und America ausgestellt, — zum größten Theil bereits vorher bekannt durch Publicationen in den diversen technischen Journalen, die in stillschweigender Vernachlässigung der Nachdruckgesetze eifrig jede Neuerung abdrucken. Um auch unseren Lesern ein Bild neuerer Construction zu verschaffen, bringen wir hier eine Abbildung des bekannten Field'schen Kessels, der bereits eine sehr ausgedehnte Anwendung genießt, — des neuen Cater-Kessels und des Nicol'schen Kessels (Sinclair-Patent), während in der weiteren 4. Abb. ein Cornwall-Kessel mit Feuerrohr dargestellt ist, dessen Feuergase endlich zur Beheizung des Green'schen Speisewasser-Vorwärmers oder Economisers dienen. Eine technisch-eingehende Beschreibung wollen wir nicht daran knüpfen, sondern nur die Hauptsachen erläutern.

Fig. 1.

In der Figur 1 ersieht man leicht, wie die Feuerung rund vom Kessel eingeschlossen ist, und wie von dem mittleren Kesselboden Wasserrohre in die Flammen herabhängen.

Fig. 2.

Der Cater-Kessel (von den Reading Iron Works in Berkshire) enthält, wie die Durchschnittsfigur 2 zeigt, 4 Rohrsätze für Circulation der Feuergase, die unteren von größerem Diameter als die oberen, ferner, wie aus dem Langdurchschnitt ersichtlich, einen Satz verticaler Rohre, bei der Umkehr der Feuerluft in die oberen Röhrensätze. Die vielfache Zertheilung der Feuergase wirkt hier auf vollkommene Verbrennung und auf nutzbare Wärmeabgabe.

Fig. 3.

Der Nicol-Kessel, Figur 3, schließt sich dem von Howard zuerst angegebenen Kesselsysteme an. Bei demselben ist der Kessel quasi in ein Rohrsystem aufgelöst, das

von Wänden h umschlossen ist und direct über dem Roste d aufgestellt ist. Die starken verticalen Zwischenplatten zwingen die Gase in 3 Windungen die Rohre zu durchreichen. Das Wasser befindet sich in dem Rohre a und den verticalen Frontwänden. Der hinteren h wird durch e das Speisewasser zugeführt, die vordere enthält die Dampfsammelröhre g mit Sicherheitsventil u. s. w. In der Zeichnung ist der Fall vorgesehen, daß der Rauch vor c direct auch in einen Schornstein abgehen kann, anstatt durch den Canal f.

In der Figur 4 liegt der Verbrennungsrost in den den Kessel durchziehenden Feuerrohren. Die Feuerluft durchzieht dieselben und wendet sich dann niederwärts und umstreicht den Boden des Kessels bis vorn und geht dann in den Canal über, welcher sie nach dem Economiser A führt. Hier umspült die Feuerluft alle Rohre desselben und zieht dann nach dem Schornsteine hin ab. Der Economiser steht durch das Rohr b mit dem Kessel in Verbindung, zur Ueberführung des vorgewärmten Wassers nach dem Kessel mittelst Pumpe. —

Schon haben wir bemerkt, daß auch des flüssigen Wassers Element und Kraft in vielfältigem Gebrauche seine Veranschaulichung fand in den Hallen der Industrie und der Maschinen. Wir meinen, daß überall das Wasser eine belebende Rolle spielt und so auch auf der Ausstellung ungeheuren Einfluß übte. Schon in dem übergroßen Vorparke boten die grandiosen Cementbassins mit ihren Fontainen ein Bild des Lebens und Webens; dies Steigen und Fallen, dies Brodeln und Stäuben gab dem Landschaftsgartenbilde das werthvollste Moment.

In der Rotunde, in diesem colossalen Trichterbau, nun war

Fig. 4.

die große französische Fontaine das einzig passende Ausstellungsobject und das einzige, welches den Aufenthalt in der Rotunde verannehmlichte. Die rauschenden, überfallenden Wasser, die Wasserstrahlen, welche die Tritonen emporbliesen, die üppigen Wassergewächse im wässernen Kuppelglase erfreuten und stärkten das Herz der Mühseligen und Beladenen, die aus den beiden Flügeln der mächtigen Industriehalle herzuströmten. Schade, daß auch diesem Objecte von vornherein schlimme Fehler anhafteten! Die Fontaine konnte nicht rauschen und plätschern nach Wohlgefallen, sondern ihre lebendigen Pulse schlugen nur minutenweis: ein Rechnungsfehler in der Anlage der Ableitungsrohre machte aus dieser Wasserkunst eine drohende Undine, welche die Wasser nach $^1/_2$—$^3/_4$stündigem Rundtanze nicht mehr beherschen wollte und der ganzen Rotunde mit jäher Ueberschwemmung drohte! »Auch abgesehen von diesem Fehler,« rief der Figaroberichterstatter aus, »ist diese Fontaine eine abscheuliche Mißgeburt deutscher Kunstgewerbe!« — Er hatte nicht bemerkt, daß sie ein ganz treffliches Werk französischer Kunst war! — Hätte er doch nur außerhalb der Rotunde um die Ecke gesehen, dort fand sein Ausspruch an dem wunderbar entsetzlichen Pavillon von Francopagni volle Berechtigung. —

Wandern wir weiter, so finden wir überall des Wassers Einfluß wirksam. Dort im japanesischen Gärtchen umplätschert es die zierlichen Anlagen, bei dem Tiefgarten vor den Kunsthallen steigt es aus den breiten Blattpflanzen in Strahlen empor, und bei der Landwirthschaft ernährt es den Weinstock und die junge Fischbrut. Seine Bedeutung als Träger der Schiffe tritt uns in das Gedächtniß, wenn wir die Pavillons für die Schifffahrt durchschreiten und in den großartigen Schiffsmaschinen die Werkzeuge beurtheilen können, die mit dem Wasser kämpfend den Kiel siegreich durch Fluth und Wogen den fernsten Gestaden zutreiben. Noch gewaltiger ahnen wir des Wassers wilde Kraft und Macht vor der colossalen Förder- und Wasserhaltungsmaschine von Daneck, die bestimmt ist, dem tief unten im Grunde der Schächte emporquellenden Wasser Widerpart zu bieten, seine Massen gefangen zu nehmen und an das Licht der Welt zu schaffen, wo es von Menschenaugen bewacht ruhig forteilen kann.

Betreten wir nun den Rayon des Maschinenwesens, so tritt uns die Bedeutung des Wassers auch noch in anderer Wichtigkeit auf. Wir berührten des Wassers flüssige Gestalt und die Rolle des Wasserdampfes, — wir müssen auch des dritten, des festen Aggregatzustandes des Wassers gedenken, den die Natur selbst uns scheinbar nicht mehr in genügender Fülle zur leicht erreichbaren Verwendung für die jetzigen vielseitigen Bedürfnisse des Menschen herzustellen gewillt scheint; wenigstens sträubt sich die freie Natur, regelmäßig Eis zu fabriciren und neckt unsere Eiswerke und eisbedürftigen Bierkeller mit lauen Zephyren, so daß der Mensch, dieses Neckens und dieser Unzuverlässigkeit müde, Eismaschinen zur künstlichen Eisfabrication erfand. Solcher Maschinen arbeiteten mehrere in der Ausstellung und machten Eis à la minute, freilich untauglich zum Schlittschuhfahren, aber allem anderen Eisbedürfnisse, besonders in der Ausstellung selbst, entsprechend. Das nüchterne Recept bedient sich der Ammoniakdämpfe oder -Gase, entbindet sie aus Ammoniaklösungen, verdichtet sie durch Kühlung und Druck zu Flüssigkeit, läßt diese in den Räumen und Röhren des Eisbildungsgefäßes verdunsten und verdampfen und führt diese Dämpfe wieder zur Absorption der anfangs ihrer beraubten Flüssigkeit zurück. Dabei entsteht eine gewaltige Temperaturerniedrigung, welche das die Röhren umgebende Wasser oder das in einzelnen plattenartigen Gefäßen befindliche Wasser erstarren macht. — Die Eismanufactur ist uns immer wie eine Ironie auf den weißen Winter vorgekommen, der, wenn er noch lange mit gelinden Temperaturen die Gegenden

beglückt, welchen sie nicht zukommen, — am Ende mit Spott und Hohn zurückgeschickt wird, wenn der Mensch erst anfängt, künstlich schneien und frieren zu lassen über Feld und Wald. Vielleicht ist auch die Zeit nicht fern, wo unternehmende Berg- und Gebirgsbewohner künstliche Gletscher erzeugen und so die beschwerlichen Pfade der Alpen dem Reisenden ersparen! — Kühn ist das Menschengeschlecht und voller Laster! daß es der Natur tapfer ins Handwerk zu pfuschen sich vorgesetzt hat, vor deren Wunderkraft die Vorfahren im Staube lagen! —

Doch sehen wir weiter, wie dort und weiter hinauf an den Enden und in der Mitte der Maschinenhalle die Wasser schwellen und rauschen. Ach, glücklich ist, wer nichts von Mechanik versteht, ihn gähnt nicht aus diesem macht- und kraftvoll herunter donnernden Wasserfalle die Absicht des Constructeurs und die Künstlichkeit entgegen, er kann glauben, daß aus der Tiefe des Grundes der mächtige Strahl emporquillt, getrieben von den Nymphen und Elfen und Fluß- und Quellgöttern, kann sich in Poesie verlieren und genießen, soweit die Phantasie und das Gemüth ihm Spielraum gewähren. Aber wir geplagten Ingenieure merken aus dem Wassertosen die Absicht heraus, und wenn wir auch nicht verstimmt sind, so fangen wir doch, fern von den sanften Schwingungen des poetischen Gefühles, an zu rechnen, in welchem Verhältnisse diese Wassermasse zu den Dimensionen und den Constructionsdetails der sie bewegenden Maschine steht, — wir untersuchen gleich, was für Maschinen da thätig sind, — denn die Nereiden stehen für uns im Antikencabinete, sie sind für uns Halbgötter a. D.

Betrachten wir aber die Gruppe, vor der wir stehen, näher an der Hand des technischen Conterfeis, und merken wir uns, daß ein gründlicher Techniker es ohne Durchschnitt zum Einblick in die Eingeweide der mechanischen Anlagen und ohne eingeschriebene Maße nicht thut. Diese Abbildung — Fig. 5 — stellt die grandioseste Anlage der Ausstellung dar, welche die Maschinenhalle zierte. Die Constructeurs derselben, die Herren Nagel & Kaemp von Hamburg, wollten durch dieselbe nicht sowohl ihre weithin anerkannten hydraulischen Maschinen und Anlagen dem Publicum vorführen, als vielmehr einen Ueberblick über Leistung und Varietät der hydraulischen Maschinen überhaupt gewähren, — ein äußerst dankenswerthes und lehrreiches Beginnen.

Seitlich links sieht man die Scheibe im Grunde, welche auf einer durch Dampf getriebenen Achse sitzt. Mittelst Riemens wird im Inneren des Gehäuses a eine Centrifugalpumpe mit Flügelarmen getrieben, die das Wasser in dem emporstrebenden Rohre hinaufdrückt, welches es durch ein herabreichendes Rohr aus dem Bassin entnimmt. Oben quillt das Wasser durch den Trichteraufsatz rings hervor und fällt in das obere, auf kräftigen Säulen ruhende Bassin ein. Eine gleiche Arbeit verrichtet die horizontale Centrifugalpumpe c auf dem starken Mittelrohre. Aus dem oberen Bassin aber fällt das Wasser in ein weites Rohr (rechts), das sich unten rechtwinklig abbiegt und über der oberen Oeffnung des Schenkels eine Turbine oder ein horizontales Wasserrad b trägt, in dessen Schaufeln das Wasser mit vollem Falldruck eintritt, und welches, vermöge der Schaufelrichtung in Umdrehung versetzt, die nach oben gerichtete Achse und die obere Riemenscheibe treibt, von welcher die Welle der horizontalen Centrifugalpumpe mittelst Riemens die Bewegung erhält. Ein Schieber mit Regulirwerk ermöglicht die Abstellung der Turbine und wenn sie die Wassermengen nicht verzehrt, so fallen sie tosend über den Rand des oberen Bassins zur linken Hand herab, einen Wasserfall von imposanter Höhe bildend.

Wir können hier nicht eingehen auf den theoretischen Werth dieser Gruppe, welcher

Fig. 5.

in der durch sie gebotenen Möglichkeit directer Wassermessung für die Leistung der Pumpen und der Turbinen beruhte, sondern wollen nur auf diesen Umstand und Zweck als einen außerordentlich verdienstlichen hinweisen. — Gegen diese hydraulische Vorführung standen alle anderen zurück oder zeigten sich doch unvollständig, — so kraftvoll auch Gwynne's Centrifugalpumpen das Wasser emporhoben und ausspien. Ebenso erreichte der hydraulische Aufbau von Straub mit seinen zwei Wasserrädern und seiner Turbine den Werth dieser Gruppe nicht, ob sie gleich, interessant genug, die Zuschauer in Masse an sich zog. —

Wir wollen auch der zahlreichen Spritzen aller Art gedenken, die leider unthätig mit blankgeputzten Kupferrohren und Messinghähnen dastanden. Auch die Jury hat sie nicht in Thätigkeit versetzt. Diese weisen Herren können ja schon aus der Lackirung des Kastens und der Radspeichen, sowie aus der Zahl der Hähne ohne Weiteres den Werth der einzelnen Construction ersehen und haben dieser höheren Klugheit zufolge die Prämien so vertheilt, daß allgemeine Unzufriedenheit und homerisches Gelächter in der civilisirten Welt ob dieser motivirten Urtheilssprüche entstehen mußte. Vielleicht erhalten diese klugen Herren später einmal in einem Feuerlösch-Museum als Gypsfiguren verdiente Aufstellung, aber dann bitten wir: — mit dem Gesichte gegen die Wand! —

Ja, die Jury! Trotz aller Klugheit machen die Menschen doch unzählige Dummheiten. Die Nachwelt wird ein Urtheil fällen über die lächerlichste Seite des Ausstellungswesens, das Preisrichterwesen; denn in der That ist dies, — wenn auch nicht von vornherein, so doch allmählich eine Erscheinung geworden, welche krankt und bei der Wiener Ausstellung sehr stark krank war. Wer sind denn die Preisrichter? Zunächst Autoritäten und solche Männer, die dafür gelten und gelten wollen! — Ferner Neffen, Onkels, Verwandte jeden Grades der Commissare 2c., und nun kommen Personen hinzu, die sich um diese oder jene Specialität verdient gemacht haben, oder welche eine große Fabrik besitzen, die vielleicht gar unter Leitung eines gebildeten Directors steht, der dieselbe gehen macht. Natürlich muß in Folge dessen auch der Besitzer ein kenntnißreicher Mann sein — ist der beliebte Schluß, der zur Ernennung führt. — Endlich werden Experten hinzugezogen, Leute, aus denen etwas werden kann, die aber zugleich durch diese Ehre einen Unterricht im Nepotismus erhalten! Diese Gesellschaft, zusammengewürfelt ohne Schick und Stil, hat nicht nur die Berechtigung, sondern die Pflicht, über die Ausstellungsobjecte zu urtheilen. Daher kommt es denn, daß Jurors, welche Merinos beurtheilen sollen, ängstlich und naiv zugleich fragen: »Was sind denn das für Stoffe?«; oder die bei einer Dampfmaschine zur Empfehlung lediglich anführen: »Das Haus ist ein wohlbekanntes«; oder die bei Wasserglas bemerken, warum man dies Glas nicht gleich in Tafeln herstellt zum Gebrauch als Fensterglas; oder die bei einer Camera lucida, ausgestellt von Luz aus Paris, wichtig angeben, daß diese Camera ihren Namen von dem Herren Luz habe! — Da nun ferner zu den übrigen Qualitäten der Jury noch das Nationalgefühl kommt, so werden in sehr vielen Fällen die trefflichsten Motive und Vorschläge schonungslos niedergestimmt. — Und dazu tritt die wunderbare Zuverlässigkeit der Jury! Da werden Personen prämiirt, die freilich ausstellen wollten, — aber gar nicht ausgestellt haben; da werden Bestechungen versucht und geübt; da wird die Gevatterschaft warm gehalten, und kleinlichen Eitelkeiten Raum gegeben; da regnen unwahre Angaben und weitreichende Versprechungen; — kurz, die ganze Geschichte ist von einer Qualität, daß man eigentlich anschreiben müßte: »Noli me tangere!« Und das Beste am Ganzen ist, daß fast jeder Juror die groben Mißstände

7*

anerkennt und sie bedauert, daß fast jeder Aussteller dieselben kennt und verachtet, aber im Interesse seines Geschäftes glaubt, solche »üblichen« Schritte thun zu müssen! Das große Publicum aber ahnt — scheint es — gar nicht den wahren Werth dieser Preisvertheilungen, sonst würden die Organe für dasselbe längst angeregt worden sein, mit scharfem Wortschwerte auf diese Giftpflanze einzuhauen.

Weit entfernt sind wir aber davon, nicht anerkennen zu wollen, daß unter den Jurors sich Kräfte befinden, welche absolut fähig wären, unter sich eine competente Jury zu bilden, — aber ihre Zahl ist klein, und die Ausstellungen sind zu groß, als daß man diesen wenigen die sauere Arbeit zumuthen könnte. Wir sagen: — Weg mit dieser Mißgeburt, der Jury! Wenn sie auch einzelne richtige Urtheile fällt, im Großen und Ganzen sind die Urtheile der Wahrheit fern, ohne daß wir die Jury dafür verantwortlich machen können. Hierin liegt aber gerade das Mißliche. Ohne es zu wollen, vindicirt die Jury den Objecten der Aussteller Qualitäten, die sogar selten zutreffen, selten vorhanden sind, und das Publicum, welches leider auf Prämiirungen noch etwas giebt, wird dadurch effectiv irre geführt. Wenn aber das aufhört, daß den Medaillen Werth beigelegt wird, — dann kann man sich die Juryarbeiten überhaupt ersparen. Die Furcht, daß ohne Prämienvertheilung eine Ausstellung keine Theilnehmer finden werde, ist durchaus unberechtigt, da schon heute ein größerer Theil der wirklich leistungsfähigen Aussteller nicht der Medaille wegen ausstellt; die mittelmäßigen Fabricanten sind die Medaillenjäger, und gerade das Mittelmäßige möchten wir gerne von den Ausstellungen fern halten. —

Wir haben bisher denjenigen Maschinen und Ausstellungsobjecten keine Aufmerksamkeit zugewendet, die unsere Bekleidung angehen. Unsere Leserinnen haben sicherlich danach schon gesucht, und gern wollen wir einige Worte hier über die Textilindustrie auf der Ausstellung zufügen. Während gewisse geregelte Gesetze die Technik der keramischen Künste, der Eisengießerei, der Metallindustrie u. s. w. beherschen, und die Kunstrichtungen ihre stete Anerkennung fordern und wieder fordern, — herscht in der ganzen Textilindustrie fast lediglich die Mode — und die Frau mit dem ganzen Apparat ihrer Launen. Da die Frauen unter sich am allerwenigsten einer Meinung sind, so überträgt sich dies auch auf das, was sie beherschen, und die zahllosen Variationen von Qualität, Farbe, Dessin, Genre in den Geweben haben wir der Frau zu verdanken. Alle diese Variationen sind durchaus nicht monumental und künstlerisch, sondern meistens sogar nur ganz momentan und zufällig, frei von dem Lobe, der Kunst Genüge gethan zu haben. In dieser ganzen Technik ist die Geschmacksrichtung des Mannes ohne Willenskraft, — eine Demimonde der Pariser Welt kann für eine Saison und länger der Textilindustrie ihre nervösen Launen aufdrängen und sie zwingen, sich danach zu richten, und man mache sich klar, welche Selbständigkeit für sie noch besteht. Unsere europäischen Staaten und Völker haben ihre ererbten Nationaltrachten einfach von sich geworfen — der gebildete Mensch schämt sich derselben fast —, und Alles taucht sich wohl oder übel in das große Tintenfaß der Gleichmacherei, in welches Frau Mode dann schwarze, dann rothe und ein anderes Mal grüne Tinte eingegossen hat. Mit den Nationaltrachten sind auch die Webereien nationalen Gepräges geschwunden, deren Anfertigung in oft vollendeten Dessins sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte als eine häusliche ehrenwerthe Sitte. Unser Volk kann nicht mehr weben, nicht mehr spinnen, und fast eine wehmüthige Erinnerung an alle die alte Gemüthlichkeit und Herrlichkeit älterer Tage mit ihrer Hausthätigkeit wurde wachgerufen beim Anblicke der poetischen Gruppe

zur Verherrlichung der Flachsindustrie, die von C. Oberleitner trefflich durchgeführt war. *)

Aber nicht genug, daß bei uns künstliche und künstlerische Weberei so weit zurückgetreten ist, und schwarzes Tuch und weißer oder bunter Cattun oder glatte Seiden den Markt und die Menschen und seine Hände und die Maschinenhände, die er sich geschaffen, beherschen — nein, auch in jenen Orten und Ländern, wo die Gewalt der Civilisation noch nicht den schwarzen Gleichmachpinsel geführt hat, aber wo die weißen Civilisatoren emsig vorwärts arbeiten in ihrer berechtigten Unberechtigtheit, geht langsam Nationaltracht und mit ihr Kunstfertigkeit und alte gute Form zu Grunde. Im Kaukasus und in Turkestan verläßt der Tscherkesse und der Turkomane bereits sein altes Webereigebilde und wendet sich dem civilisirten Muster zu, d. h. unseren geschmacklosen Compositionen, — und schon trägt der Japanese den schwarzen Frack und den Cylinderhut; — ade, du schöne Farbenpracht und Gestaltungskraft, du angestaunte Webeherrlichkeit des Orientes. Davon werden nach etlichen Jahren nur noch unsere Museen reden. Es ist ein eigenthümliches Ding mit unserer Civilisation, welche für die Arbeit dem Einzelnen de facto keine Bedeutung mehr beilegt, sondern das Massenwerk predigt und mit sich führt. Noch zeigte die Wiener Ausstellung Treffliches im Bereich der orientalischen Gewebe, und wir werden auch vielleicht in einer kommenden Weltausstellung noch einmal des Orientes froh werden; aber dann rollt der Vorhang immer unaufhaltsamer hinab! —

Wir reden hier nicht weiter von den ausgestellten europäischen Geweben, schön in Qualität und Ausführung, nüchtern und unschön im Gesicht.

Die Mittel aber, welche die civilisirten Staaten anwenden zur Herstellung derselben, sind fortgeschritten, geistreich erdacht, fast automatisch wirkend. Die mechanischen Webstühle arbeiten rastlos mit 100 — 300 Schlägen und Eintragfäden per Minute und fertigen erstaunliche Mengen Stoff. Selbstthätig spinnt der Selfactor die feinsten Fäden, und die Spindeln der Waterspinnmaschinen ziehen plaudernd emsig Faden auf Faden um ihre Spulen. In regelrechtem Gewühle verarbeiten und richten die Krempelmaschinen die Fasern der Baumwolle und Wolle, — mit langen Zinkenkämmen glättet die Kämmmaschine das lange glänzende Haar der langen Wollen, die von ungezählten Schafheerden Australiens, der Laplata-Ufer, der russischen Steppen erzeugt wurden, und rasselnd und klirrend ziehen die Kammketten der Flachs-, Hanf- und Jutebearbeitungsmaschinen die Kammzähne durch die langen Bastfasern. Alle diese Maschinen zeigen eine Emsigkeit und Beweglichkeit, die der höchsten Lobeserhebungen für fleißige Spinnerinnen spottet. Weit bedächtiger arbeitet die Stickmaschine mit ihren vielen Nadeln, die sie hin und zurück durch den ausgespannten Stoff zieht, — aber auch sie macht bei 100 Nadeln in der Reihe und 4 Touren in der Minute 400 Stiche per Minute, so daß dagegen die flinke Nähmaschine nicht aufkommen kann.

Diese Nähmaschinen zierten die Ausstellung in vielen hundert Exemplaren, mit ebenso vielen Variationen der Construction. Unter allen Maschinen ist die Nähmaschine bei Weitem die Coquette. Einladend sieht sie aus; aber wie viele Mucken hat sie! Wahrlich mit

---

*) Diese Fontaine aus lauter Flachspräparaten war allerdings überraschend geschickt gemacht, aber doch stilistisch eine arge Verirrung, viel schlimmer als das Stearinmonument Milly's und ähnliche Gebilde. Red

Recht sagt ihr ein Nähmaschinen-Humorist (Pruckner) nach, daß sie das unzuverlässigste und zuverlässigste Ding in einem Momente sein könne! Sie ist ein verzogenes Kind, das sehr gut behandelt sein will, und welches weiß, daß es mit übergroßer Liebe und tausend bitteren Thränen großgezogen worden ist. In der Ausstellung freilich gedenkt nur selten ein Beschauer daran, was Howe und Thimonnier um sie gelitten; wie sollte man auch, denn die flinke Arbeit und oft noch mehr die schöne Führerin dabei fesselt die Aufmerksamkeit und läßt kaum dem Gedanken Raum, daß das nicht immer so flott ging.

Während man den Spinn- und Webemaschinen ansieht, wie behend und leicht ihre Arbeit von Statten geht, zeigen uns die Maschinen zur Bearbeitung des Holzes bereits ein anderes Bild. Wenn auch vor den Zähnen der schnell rotirenden Kreissäge die Spähne emporstrahlen, oder vor des rotirenden Hobels Gewalt die Splitter in Wolken emporsteigen, oder des Stemmeisens unbändigem Stampfen die Fasern des Holzes weichen, — so keucht doch das Triebrad dieser Maschinen bedenklich, und man hört schon, wie die Arbeit sauer wird. Und nun erst bei der Metallbearbeitung. Stöhnend drücken die Stempel der Durchstoßmaschinen und Blechscheeren auf das vorgelegte Eisen, und die Schläge der Fallhämmer und Dampfhämmer machen die Erde erzittern, mit kräftigem Ruck werden die Schienen gebrochen, und langsam nur schreitet des Metallbohrers gehärtete Spitze im Metallgefüge vor. —

Tausendfältig zeigt die Ausstellung der Arbeit Zweck, Mittel und Erfolg. Wer nur 14 Tage oder 3 Wochen Zeit hatte, sie zu betrachten, der ist heimgekehrt und darf nicht sagen, daß er von dem Vielen Vieles sah, — höchstens etwas hat er kennen gelernt. Das ist ja ein Moment der Unvollkommenheit der Weltausstellung, daß sie eine Welt von Dingen angehäuft enthält und doch nicht Jedem einen Zeitablaß gewähren kann, diese neue Welt genügend zu durchforschen. Wie wenig nutzbar das Gebotene geworden ist, — zeugen nicht davon am meisten jene Blätter, »die officiellen Berichte«, die an Halbheit und Oberflächlichkeit im Allgemeinen nichts zu wünschen übrig lassen, und weit entfernt sind von dem, was ein hinreichendes Studium in Aufrollung eines vollkommenen Gesammtbildes leisten könnte, — und die bisher stets das gerechte Gericht getroffen hat, daß sie schnell vergessen worden sind?! —

Was wir in vorgehenden Skizzen kritisch berührten, dürfte zur Wissenschaft des Ausstellungswesens ein Beitrag sein, die bisher als solche fast nicht anerkannt worden ist, aber anerkannt werden muß. Wenn sie durchgebildet ist, und nach ihren Gesetzen Ausstellungen geregelt werden, dann erst wird der wahre Nutzen und Werth der Ausstellungen zu Tage treten, — dann auch werden jene »officiellen Nachklänge« Werth erhalten, sie werden Pindarische Gesänge werden, die von dem Wettkampfe der Nationen, von den Spielen der Nacheifrer Vulcan's und Minerva's erzählen und den Spätergeborenen anspornen!

Ein französischer Langlebigkeits-Apostel.

Von

Dr. Friedrich Karl Petersen.

I.

Welcher Sterbliche wollte nicht in der Makrobiotik oder Lebensverlängerungskunst ein Etwas erblicken, das direct unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen darf? und wer schenkte nicht gern einem Buche Beachtung, das den Gegenstand an und für sich sowie in Allem, was sich darauf bezieht, was im Laufe der Zeiten darüber an die Oeffentlichkeit gekommen, näher beleuchtet? Heiter wie die Kunst ist das Leben, wenn wir es nur weise genießen, und leben wir in der Natur auch ewig, so wollen wir doch zusehen, daß wir unser gegenwärtiges Ich so lange wie möglich an die Scholle fesseln, die uns aus dem Dunkel des Unbewußten auftauchen und in dasselbe zurücksinken läßt. Alles, was mit diesem Bestreben irgendwie in Verbindung steht oder es belegt, interessirt uns, deshalb auch der Inhalt des zu Paris bei Guillaumin u. Comp. unter folgendem Titel erschienenen Werkes: „Le Secret de longue vie, ou l'Art de prolonger ses jours jusqu'à cent ans, suivi d'un appendice sur la taille humaine, par un octogénaire, ancien fonctionnaire de juillet, lauréat de l'Institut, en voie d'atteindre la centaine". Das merkwürdige, dem »ruhmreichsten Makrobiten der Gegenwart«, Adolphe Thiers, zugeeignete Buch zerfällt in drei Abschnitte mit zwanzig Hauptstücken nebst einem Anhange und einer Menge erklärender und belegender Anmerkungen. Von einem wahren Bienenfleiße seitens des Herausgebers zeugt die Fülle des zusammengetragenen und in dem Bande übersichtlich geordneten Stoffes. Aus der Vorrede erfahren wir, daß das Werk ein Pendant zu der Schrift des verstorbenen Gelehrten Flourens: »Die menschliche Langlebigkeit«, in der die normale Dauer unseres Erdendaseins mit 100 Jahren beziffert wird, sein soll und mit dem unlängst in London, vermuthlich von Mortimer Collins, veröffentlichten Buche „The secret of long life", einer Verherrlichung des Epikur, die in der Anpreisung einer Blondine und einer Brunette, nämlich des Champagner- und des Burgunderweines, gipfelt, Nichts gemein hat.

Im ersten Abschnitte: »Elemente zum Studium der Langlebigkeit«, wird mit Erschaffung der Welt begonnen und nach bekannter Annahme das hohe Alter Adams, Seths, Methusalems und Anderer aus der ersten Patriarchenzeit erklärt. Dann kommt an die Altersgrößen, welche nach der Sündfluth lebten: Abraham, Isaak, Jacob u. A., die Reihe. Und neben den von der Bibel erwähnten Makrobiefällen finden auch die vor und nach der Geburt des Nazareners bei den Griechen und Römern bekannt gewordenen außerordentlichen Lebensalter Beachtung. Durch das Zeitalter der Barbaren und der Heiligen führt uns das erste Hauptstück bei ziemlich magerer Ausbeute bis in das fünfzehnte Jahrhundert herauf.

»Von der Langlebigkeit in neuerer Zeit, vom fünfzehnten Jahrhundert an« ist das zweite Hauptstück betitelt, und das mustern wir schon mit lebhafterem Interesse. Ueber das Klima Indiens läßt der Autor seltsamer Weise Voltaire reden. Nicht selten, schrieb dieser, erreichen dort Greise ein Alter von sechsmal zwanzig Jahren. Nun sollte logisch

die Aussage durch ein paar Beispiele belegt werden. Allein der nächste Absatz unter der Rubrik »Indien. America« beginnt: »Anno 1761 starb ein Peruaner, Namens Calcas, in dem Alter von 140 Jahren.« Der Sprung von Indien nach Peru ist gewiß ein sehr bedenklicher. Aus Süd- und Nordamerica werden mehrere Beispiele von Langlebigkeit angeführt. 1820 lebte in der Nähe von Whitehall (Ver. Staaten) ein Mann Namens Henry Francesco, der 134 Jahr alt war, 22 Kinder zählte und seiner zweiten, neunzigjährigen Frau Wolle zupfend noch fleißig beim Spinnen half. Vor fünf Jahren starb zu Franca in Brasilien ein gewisser Jose Moreira in seinem 136. Lebensjahre; Wein, Zucker und geriebener Käse bildeten in der letzten Zeit seine einzige Nahrung. In Arkadien (Griechenland) starb nach der »Indépendance hellénique« im October 1867 ein Mönch in dem hohen Alter von 155 Jahren; bis an sein Ende hatte er seine volle Geisteskraft und einen bedeutenden Grad von Muskelstärke bewahrt. Zu Neuenburg in der Schweiz starb 1759, 108 Jahre alt, Guillaume Cartier, der kein anderes Arzneimittel als seinen Urin genoß. Merkwürdig ist der Fall des 1467 zu Venedig geborenen Italieners Cornaro. Nachdem derselbe bis in sein 40. Lebensjahr ausschweifend gelebt hatte und in Folge davon schwer erkrankt war, suchte er sein Heil im mäßigen Genießen, und brachte es dabei auf die hohe Alterssumme von 105 Jahren. Mit 95 Jahren schrieb er auf Grund seiner Erfahrungen eine bemerkenswerthe Abhandlung über die Mäßigkeit. Im gleichen Alter setzte durch seine physische Rührigkeit und geistige Lebhaftigkeit ein Mastaï Ferretti alle Welt in Erstaunen. Ein Nachkomme dieses Ferretti ist Pio Nono. Zu Sinigaglia ist die Langlebigkeit der Mastaï Ferretti sprichwörtlich geworden. Möglicherweise erreicht somit auch Pius der Unfehlbare jenes Alter, vorausgesetzt daß er wie Cornaro mäßig lebt, was allerdings wohl nicht der Fall sein dürfte. Ein anderer Italiäner, Mandinelli, starb 1565 in dem Alter von 120 Jahren. Er liegt in der Jacobinerkirche zu Toulouse begraben. Die Grabschrift lautet: »Halte den Schritt an, Wanderer, und lies, was folgt: Hier ruht Mandinelli, der 120 Jahre gelebt hat. Deren 70 verlebte er mit seiner Frau, die ihm 24 Kinder gebar. Gehe vorüber und bete.« Christian Mentzellius, Leibarzt des Markgrafen von Brandenburg, erzählt von einem Greise, der in seinem 121. Lebensjahre neue Zähne bekam.

Sehr alt wurden manche Russen, Polen, Norweger, Engländer. John Martin, der in der Cullodenschlacht mitgekämpft hatte, lebte noch 1841 und zählte damals 141 Jahre. Folgende scherzhafte Grabschrift zeugt von dem hohen Alter eines Anno 1660 in der Grafschaft Cornwallis verstorbenen irländischen Ackerbauers: »Unter diesem Steine ruht Brown, der lediglich auf Grund der Heilkraft des Doppelbieres hundert und zwanzig Winter zu leben wußte. Er war immer betrunken und im Zustande der Trunkenheit so fürchterlich, daß selbst dem Tode vor ihm bangte. Als er eines Morgens wider seine Gewohnheit nüchtern war, ward der Tod dreister und griff ihn an, worauf der unvergleichliche Trinker besiegt ward.« Von Jacob Donald, einem anderen 120jährigen Alten, der 7 Fuß 2 Zoll hoch war und vor 80 Jahren in der Umgegend von Cork mit Tode abging, wird berichtet, daß er bei jeder Mahlzeit vier Pfund Substantielles zu sich nahm und dazu nach Verhältniß gegorene Getränke absorbirte, ohne daß seine geistigen Fähigkeiten darunter litten. Der berühmteste englische Makrobit ist Thomas Parr, ein Landmann aus dem Kirchspiel Alderbury in der Grafschaft Shropshire, der am 16. December 1635 zu London, 152 Jahre 9 Monate alt, das Zeitliche segnete, und dem Dickens den Stoff zu einer seiner reizendsten Novellen (»Hundert Jahre aus der Geschichte Englands«) verdankte. Derselbe hatte zehn Herscher: Eduard IV., Eduard V.,

Richard III., Heinrich VII., Heinrich VIII., Eduard VI., Maria, Elisabeth, Jacob I. und Karl I., den englischen Königsthron besteigen sehen. In seinem 102. Lebensjahre mußte er öffentlich am Eingange einer Kirche Buße thun, weil er ein Mädchen verführt und in Mutterumstände gebracht hatte. Mit 120 Jahren ehelichte er eine Wittwe, zu der er durch 20 Jahre in den intimsten Beziehungen gestanden. Als Ackerbauer war er noch mit 130 Jahren selbst im Dreschraume thätig. Wenige Jahre vor seinem Tode war er körperlich und geistig noch vollkommen gesund und stark. Seine Nahrung bestand ausschließlich in Brot, altem Käse, Milch, Molken und Bier. Bekanntlich ließ ihn Karl I. 1635 an den Hof kommen, wo man ihn so viel essen und trinken ließ, daß er sich gründlich den Magen verdarb und — den Geist aufgab. Der berühmte Arzt Harvey besorgte die Obduction. Alle Theile des Leichnams waren gesund, bis auf die Gehirnmasse, welche sich hart anfühlte, da die Canäle vertrocknet waren.

Groß ist die Zahl der Ueberhundertjährigen, die in dem Buche als Franzosen verzeichnet stehen. Anno 1763 starb zu Paris, 114 Jahre alt, Jean Constant aus Kolmar. Derselbe hatte immer ausschweifend gelebt, und aß sehr viel Obst. Zu Rouillac bei Agen verschied 1766, in dem Alter von 136 Jahren, ein gewisser Jean Lafitte, der seine erstaunliche Langlebigkeit der von ihm in seiner Jugend angenommenen Gewohnheit, ein-, zweimal wöchentlich ein Kaltwasserbad zu nehmen, zuschrieb. Auch den aus Saint-Sorbier im Jura gebürtigen guten Alten Charles-Jacques, genannt Jacob, der am 23. October 1789 als Hundertundzwanzigjähriger mit seinem Taufscheine vor der Nationalversammlung erschien und von dieser eine Pension ausgesetzt bekam, führt uns der Herausgeber vor. Es starb derselbe fünf Jahre darauf in seiner Heimat. In einer der Tuffsteinhöhlen, die an den Ufern der Loire und des Cher armen Leuten zur Wohnung dienen, lebte um's Jahr 1766 ein Bauer aus Luche bei La Flèche, Namens Denis Guignard, der 124 Jahre alt war. Die Herzogin de Brancas ließ ihm täglich ein Pfund Brot und eine Flasche Wein verabreichen. Mit 118 Jahren leistete der Mann als Kornschnitter noch Erstaunliches.

Das höchste Alter erreichte im modernen Frankreich eine Jungfrau, Marie Priou mit Namen. Dieselbe stand, als sie 1838 zu Sainte-Colombe (Obergaronne) der Tod ereilte, in ihrem 159. Lebensjahre. Brantôme erzählt von einer Frau de Moreuil, Mutter der Marquise de Mazières und Großmutter der Kronprinzessin, die mit 100 Jahren noch so frisch, so schön, so munter und gesund gewesen, wie ein halbes Jahrhundert vorher. Voltaire hatte eine Genferin, Madame Lullin, zur Freundin, die er am 8. Januar 1759 zu ihrem hundertsten Geburtstage beglückwünschen konnte. 104 Jahre alt verstarb 1869 in der Salpétrière zu Paris eine ehemalige Marketenderin, welche den Feldzug nach Rußland mitgemacht hatte. Bis an ihr Ende war sie munter und wohlauf, und jeden Morgen schmauchte sie ihr Pfeifchen. Eben so alt wurde die Vicomtesse de Marigny, eine Schwester Châteaubriands.

120 Jahre alt wurde ein 1810 zu Paris verstorbener Dr. Dufournel. Zwei Jahre vor seinem Ableben hatte derselbe ein 26jähriges Mädchen geheiratet, und die junge Frau gebar ihm zwei Kinder. 117 Jahre zählte bei seinem Ableben zu Châteaubriand ein anderer Arzt, François Le Beaupin mit Namen. Derselbe hatte nach zurückgelegtem 80. Lebensjahre zum anderen Male geheiratet, und 16 Sprossen, ebensoviel wie aus der ersten, gingen aus dieser Verbindung hervor. Im December 1757 starb zu Bar bei Tulle, 126 Jahr alt, ein Pachter, Namens Antoine Routhac, der nie krank gewesen war. Dreimal hatte sich derselbe verheiratet, das zweite Mal mit 92, das dritte

Mal mit 102 Jahren. Er überlebte nicht nur seine dritte Frau, sondern auch seine 28 Kinder und 43 Kindeskinder. Im Januar 1747 verschied zu Lourdes der Ex-Gardehauptmann Razon de Vigé in dem hohen Alter von 128 Jahren. Als Junggeselle war der Verstorbene der lustigste Patron von der Welt. Mit dem Heiraten wartete er, bis seit seiner Geburt ein volles Jahrhundert verstrichen war. »Die Jugendhitze muß verrauchen,« pflegte er wohl scherzweise zu sagen.

Ein interessanter Makrobit ging 1710 bei Dun-le-Roy (Berry) in dem 126jährigen Jean Mazard zur ewigen Ruhe ein. Nicht weniger als zehn Frauen hatte derselbe in seinem Leben geehelicht; alle waren gestorben. Zu Lisieux (Calvados) verstarb im Jahre 1712 ein katholischer Pfarrer, Namens Desroches, mit einer Alterslast von 123 Jahren. Als Hundertjähriger hatte derselbe einem Schiffer, der nahe daran war, zu ertrinken, das Leben gerettet. Zu Saint-Mathieu bei Brest ging 1775 ein Landmann, Jean Causeur, mit Tode ab, dessen Lebenssumme sich auf nicht weniger als 137 Jahre belief. Bis zum Alter von 120 Jahren hatte er sich selbst rasirt. Etliche Jahre vor seinem Tode fielen ihm die Barthaare aus, und ersetzte dieselben eine Art Milchhaar. Der Chirurg Politiman war im Jahre 1685 geboren und starb (zu Baudemont in Lothringen) 1828, nachdem er den Tag vorher noch einer schwierigen Operation sich unterzogen hatte. Hundertundsieben Jahre alt lebt heute noch zu Paris der Prager v. Waldeck. Derselbe war persönlich mit Danton befreundet, stand zur Zeit der Schreckensherrschaft als Director einem Pariser Theater vor, focht unter Napoleon als Hauptmann in einem Reiterregimente bei Austerlitz mit, bereiste später im Interesse der Wissenschaft Africa und Südamerica und verwerthete als Maler in den jüngsten Jahren vor dem Kriege seine in Mexico gesammelten Erfahrungen zu Bildern, die im Salon regelmäßig ausgestellt wurden, und als Werke eines Hundertjährigen alle Beachtung verdienten. Napoleon III. zahlte ihm aus seiner Privatchatouille ein Jahresgehalt im Betrage von 6000 Francs. Der alte Prager ist noch sehr rüstig und im Vollbesitze seiner geistigen Fähigkeiten.

Die Länder, welche in neuerer Zeit die meisten Hundertjährigen aufzuweisen hatten, sind nach dem Verfasser Schweden und Norwegen, Dänemark, England. In Großbritannien starben im verwichenen Jahrhundert 49 Personen, deren Alter zwischen 130 und 175 Jahren variirte. Das geringste Langlebigkeits-Contingent scheinen Spanien und Italien zu stellen. In Frankreich soll nach statistischen Ausweisen die jährliche Durchschnittszahl der mit hundert Jahren und älter Verstorbenen 148 betragen. Die meisten Hundertjährigen kommen auf die Departements Niederpyrenäen, Dordogne, Calvados, Gers, Puy-de-Dôme, Ariége, Aveyron, Gironde, Landes, Lot, Ardèche, Cantal, Doubs, Seine, Tarn-et-Garonne. Doch behaupten diese Departemente keineswegs betreffs der mittleren Lebensdauer den ersten Rang.

Merkwürdig ist, daß bei gewissen Makrobiten sich erst sehr spät die Mannbarkeit einstellte. Doch scheint die Zahl derselben sowie auch derer, die hochbetagt neu zahnten oder die weiße Haarfarbe wechselten, eine nur geringfügige zu sein. Der Verfasser theilt die Langlebigkeitsfälle in diätetische, ambulatorische und endemische ein. Unter den beiden ersteren Rubriken wird natürlich der langlebigen Wassertrinker und Fußgänger gedacht. Die Rubrik »Endemische Fälle« begreift Gruppen Langlebiger, die gleichzeitig in einem Stadtviertel oder Orte sich aufhielten. Im Jahre 1769 lebten in dem einen St.-Sulpice-Viertel zu Paris nicht weniger als 30 Personen, die über 100 Jahre alt waren.

Das dritte Hauptstück handelt von den umständlichen Langlebigkeits-Bedingungen. Unter der Ueberschrift »Erbliche Einflüsse« wird von Familien mit langem und Familien

mit kurzem Leben Notiz genommen. Dann werden die Einflüsse des Reichthums und der Armut nach Gebühr gewürdigt. Mit Bezug auf die Stadt Dijon ist von Dr. Noirot constatirt worden, daß die mittlere Lebensdauer 57 Jahre betreffs der Begüterten, und nur 37 Jahre betreffs der Unbemittelten beträgt. Zu Paris kam in einem Zeitraume von 20 Jahren in dem zwölften, d. h. einem meist von armen Leuten bevölkerten Stadtbezirke, regelmäßig auf 15 Einwohner 1 Todter, dagegen im zweiten Stadtbezirke auf je 65 Einwohner 1 Todter. Nicht im Wohlleben, wohl aber in der mit der Arbeit Hand in Hand gehenden Wohlhabenheit erblickt der Statistiker Villermé die Hauptursache des Constatirten. — Die Professions-Einflüsse bezüglich der menschlichen Lebensdauer sind bekannt. Nach Achille Penot verhält sich in der Fabrikstadt Mühlhausen im Elsaß die wahrscheinliche*) Lebensdauer der Kinder der Wohlhabenden zu der der Kinder, deren Aeltern in den Baumwollspinnereien arbeiten, wie 29 : 2. In den Jahren 1812—27 ging die mittlere Lebensdauer daselbst von 25 Jahren 9 Monaten auf 21 Jahre 9 Monate zurück. — Unter der Rubrik »Oertliche Einflüsse« kommt das Klima, die Feuchtigkeit, das Wohnen auf Bergen, in Thälern, auf Inseln, am Meeresstrande, in Städten und Dörfern, auf dem platten Lande in Betracht. — Einen Blick auf die Rubrik vom Einflusse des Geschlechtes! Frauen haben überhaupt mehr Chancen, lange zu leben, als Männer. Nach Bourdon ist die Zahl der 80jährigen Frauen einmal, die der 90jährigen viermal so groß wie die der gleichalten Männer. Trotzdem wird eine ungewöhnliche Langlebigkeit bei Frauen nur höchst selten constatirt. Hinsichtlich des Einflusses der Ehe lehrt Dr. Noirot, verehelichte Männer leben 7 Jahre länger als ledige, und verheiratete Frauen 5 Jahre länger als unverheiratete. Wie Devay anführt, kommt beim Heiraten mit 30, 35, 40 Jahren für den Mann ein wahrscheinlicher Gewinn von 11, 8, 6 Lebensjahren heraus. Dagegen soll ein Junggeselle, der erst mit 50 Jahren heiratet, in Folge davon keinen Tag länger leben.

Zu den organischen Langlebigkeitsbedingungen gehört zwar, wie im vierten Hauptstücke angeführt steht, eine gute Constitution; allein es wäre ein Irrthum, zu glauben, heißt es weiter, nur robuste Leute erreichen ein hohes Alter. Auf das haushälterische Umgehen mit der Lebenskraftsumme kommt Alles an. Kränkliche Individuen, die in hygieinischer Beziehung stets auf ihrer Hut sind, leben länger als solche, die, mit einem gesunden Körper versehen, dessen nicht schonen, das Vitalitätscapital mitsammt den Zinsen muthwillig vergeuden. Hufeland's „Quod cito fit, cito perit!“ wird mit bekannten Gesetzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche unschwer belegt. Daß auch gewisse körperliche Gebrechen der Langlebigkeit nicht Eintrag thun können, beweist Hobbes, der bei durchaus abnormer Leibesbeschaffenheit über 90 Jahre alt ward, der Irländer Owen Corollan, der mit sechs Zehen an jedem Fuße und sechs Fingern an jeder Hand 127 Jahre, ein gewisser Nicole Marc, welcher, mit einem Hakenarme und einem Doppelhöcker begabt, 120 Jahre lebte. Die Wuchshöhe kann bei der Langlebigkeit ebenfalls nicht in Betracht kommen, denn es sind Beispiele von ungewöhnlich hochbetagten Riesen und Zwergen vorhanden. Nach dem mehr oder minder raschen Wachsen der Haare und Nägel auf den Grad der Vitalität eines Menschen schließen zu wollen, wäre mindestens sehr gewagt; die zwölfjährigen Beobachtungen des Dr. Dufour zu Lausanne haben es dargethan.

---

*) Unter „wahrscheinlicher Lebensdauer“ versteht man bekanntlich das Alter, in welchem von einer Anzahl Gleichzeitiggeborener noch 50 Procent am Leben sind.

In der Stärke der Nägel eines Menschen erblicken dagegen Manche einen Beweis für die Lebenskraft desselben. Der englische Chirurg Duncan will die Wahrnehmung gemacht haben, daß Individuen, bei denen der Kehldeckel statt nach hinten schief aufrecht zu stehen, sich gesenkt hat, die mittlere Altersgränze nicht überschreiten. Bei allen 70- bis 95-jährigen Personen, die Duncan untersuchte, — zu ihnen zählten, nebenbei bemerkt, die Lords Palmerston, Lyndhurst, Campbell und Brougham — war die Lage der Epiglottis eine verticale geblieben.

Im fünften Hauptstücke ist von der collectiven Langlebigkeit im Gegensatze zu der individuellen die Rede. Berechnet wird dieselbe nach der wahrscheinlichen und der mittleren Lebensdauer und nach der Sterblichkeitsziffer. Das Ergebniß der in Bezug auf die Langlebigkeit der Massen zwischen Einst und Jetzt angestellten Vergleiche liegt in der Thatsache ausgedrückt, daß im Allgemeinen die mittlere Lebensdauer eine ungleich bedeutendere geworden, während die Zahl der Individuen, die weit über das gewöhnliche Maß hinaus leben, abgenommen hat.

Viel Tröstliches für uns Sterbliche enthält das sechste Hauptstück, in welchem nach Flourens die vier Lebensalter festgestellt werden. Der verstorbene Verfasser des Buches »Die menschliche Langlebigkeit« macht betreffs der Lebensalter folgende Eintheilung. Das erste Kindesalter geht bis zum 10., das zweite bis zum 20. Lebensjahre; maßgebend ist dem Autor dabei das Zahnen und die Knochenentwickelung, also das Wachsthum überhaupt. Das erste Jugendalter umfaßt die Zeit vom 20. bis zum 30., das andere die Zeit vom 30. bis zum 40. Lebensjahre; dabei behält der Verfasser die Zunahme der Leibesstärke, die später nur noch vom Fettansatze bedingt wird, im Auge. Das erste Mannesalter begreift die Zeit vom 40. bis zum 55. Lebensjahre; dabei fußt Flourens auf der Festigung und Vollendung, welche in diesem Zeitraume unser gesammter Organismus erfährt. Das andere Mannesalter begreift die Zeit vom 55. bis zum 70. Lebensjahre; denn in diesem Zeitraume bleibt der im vorhergehenden begründete Zustand unseres innersten physischen Seins sich so ziemlich gleich. Mit 70 Jahren beginnt das erste, mit 85 Jahren das zweite Greisenalter; in dem Zeitraume zehrt der Mensch von den vorhandenen Kräften, bis das Lebenslicht erlischt.

Nicht minder trostreich für uns Menschenkinder ist das siebente Hauptstück mit seinen Belegen zu der Rolle, die in physischer und in geistiger Beziehung der hochbetagte Greis noch zu spielen vermag. Der Autor behält betreffs der körperlichen Kräfte die Eintheilung derselben seitens älterer Physiologen bei und scheidet: vires in posse und vires in actu (Grund- und Thatkräfte). Bezüglich der Letzteren darf der Hochbetagte es angezeigt finden, mäßig im Genießen zu sein, jedes Nichtmaßundzielhalten hat für ihn Ohnmacht und Erschöpfung zur Folge. »Das Geistesleben des rüstigen, lebenslustigen 55- bis 75jährigen Greises,« schreibt Réveillé-Parise, »ist in Bezug auf Umfang, Beständigkeit und Gründlichkeit merkwürdig; in dem Alter hat der Mensch wirklich den Gipfelpunkt seines geistigen Könnens erreicht.« Dazu meint Flourens: »Mit allem dem bin ich einverstanden. Nur nenne ich das Alter, welches mit 55 Jahren beginnt, nicht Greisenalter. Was Herr Réveillé-Parise ein frisches Greisenalter nennt, lasse ich bis zum 80., ja 85. Lebensjahre währen und nenne ich das erste Greisenalter.« Beispiele von Greisen mit zunehmender Verstandesschärfe sind nicht selten. Unter den Alten bemerken wir Solon, der als Hundertjähriger noch mit eben dem Eifer studirte, den er als junger Mann an den Tag legen konnte. Wacker trat als Lehrer der Dichtkunst noch Simonides in die Schranken, als er bereits 80 Jahre alt war. Hundert

Jahre zählte Sophokles, als er seinen Oedipus dichtete. Im hundertsten Lebensjahre schrieb Theophrast das Buch von den »Charakteren«, welches seinen Namen unsterblich gemacht hat. Mit 86 Jahren plädirte Cato so hellen Geistes und beredten Mundes, daß man, nach Valerius Maximus, hätte meinen können, er sei ein feuriger junger Redner. Ebenso geistesfrisch, obwohl blind und schwächlich, war der 100jährige Schriftsteller und Gesetzeslehrer Livius Drusus. Der große Redner Georgias von Leontium starb im 109. Lebensjahre. Dessen Schüler Isokrates war 96 Jahre alt, als er den Panegyrikus auf seinen berühmten Lehrer dichtete, und noch 5 Jahre blieb er darauf am Leben. Aus neuerer Zeit sind anzuführen Bossuet, Buffon, Lafontaine, Fontenelle, Voltaire u. A. m. In diesem Jahrhundert zeichneten sich noch im Greisenalter durch ihre Geistesfrische aus Châteaubriand, Lamennais, Alexander v. Humboldt, Berryer und viele Andere. Von unsern noch lebenden Zeitgenossen endlich sind u. A. Kaiser Wilhelm, Thiers, v. Moltke, Guizot, Rémusat zu nennen.

Hier folgen Citate aus Cicero's Abhandlung „de Senectute", welche noch andere Vorrechte des Greisenalters belegen sollen. »Noch im Alter kann der Mensch sich Kenntnisse erwerben,« schreibt der berühmte Redner. »Solon rühmte sich in seinen Versen, alternd jeden Tag Etwas zu lernen. Ich selber lernte als Greis Griechisch, und gab mich dem Studium mit dem ganzen Eifer eines Menschen hin, der einen langwierigen Durst zu stillen sucht, so sehr verlangte mich, die herrlichen Maximen kennen zu lernen, die ich Euch heute als Muster citire.« Cicero achtet den Jüngling, der Etwas vom Greise, den Greis, der Etwas vom Jünglinge an sich hat. »Haltet Euch nicht für älter als Ihr seid,« ruft in einer Abhandlung über das Greisenalter Dr. Piorry den Hochbetagten zu. »Habet Selbstvertrauen! Gebt Euch nicht der Muthlosigkeit hin, die zum Egoismus führt; dieser würde alle Welt Euch entfremden. Bewahrt die Gefühle der Nächstenliebe; sie sind ein Trost im Alter, nachdem sie der Jugend zur Zierde gereicht, das reifere Alter verschönt haben. Thätig bleibe der Geist, gesund der Leib, rein das Gewissen; dann wird das Alter Euch heiter erscheinen, der Tod mit seinen Schrecken Euch Nichts anzuhaben vermögen.«

Der Verfasser rühmt wiederholt die lebenslustigen Greise Fontenelle und Voltaire, bespricht dann die Alten und die Jungen, über die er natürlich nur Längstbekanntes vorbringt, führt dies und das in seinen Kram Passende aus Büchern an, erzählt eine Anekdote vom Advocaten Bury, dessen 100. Geburtstag zu feiern Berryer ein Ballfest veranstaltete, und der noch im 102. Lebensjahre vom Decrotteur auf dem Pont-Neuf sich die Schuhe putzen ließ, ruft mit Buffon aus: »Das Alter ist ein Vorurtheil!« —, tadelt Herrn Xavier Aubryet, den Theaterrecensenten des »Moniteur«, weil er so vermessen gewesen, anläßlich einer Kleinkinder-Ausstellung, die in New-York stattfand, eine Ausstellung von 400 Greisen auf dem Marsfelde nebst Prämiirung des rüstigsten Ehepaares in Vorschlag zu bringen, möchte statt dessen eine Exposition „de jeunes étalons bipèdes" (!!), welche das blutarm gewordene Geschlecht wieder emporbringen könnten, in Vorschlag gebracht wissen, und belegt im achten Hauptstücke nach Haller, Hufeland, Buffon, Flourens und Anderen, daß, kurzum, der Mensch 100 Jahre und nicht weniger zu leben hat.

II.

Mustern wir nun, was der »Achtzigjährige« im zweiten Theile seines Buches über die Kunst, lange zu leben, schreibt. Wir sind begierig, zu erfahren, durch welche Mittel wir es auf ein Jahrhundert zu bringen vermögen.

Im ersten Capitel: »Von der möglichen Verlängerung der jetzigen Dauer des menschlichen Lebens«, bemerken wir durchaus nichts Neues in der Beziehung. Es ist darin von der beständigen Erneuerung unserer Organe, vom Lebens-Gleichgewichte und gestörten Lebens-Gleichgewichte, von der Erdbevölkerung, von Begräbniß und Taufe, vom Plus der Geburten im Vergleiche mit den Todesfällen, von unseren Lebenschancen in jedem Alter, von der Zahl der Hundertjährigen, von der Makrobiotik, unter dieser Rubrik von der Pflanzen-, Thier- und Menschencultur, vom Einflusse der Nahrung auf das Temperament des Menschen die Rede. Es heißt darin: »Der Mensch stirbt nicht; er bringt sich um.« (Flourens.) „Non accepimus vitam brevem, sed facimus." (Seneca.) Und darauf fußend meint der »Achtzigjährige«, daß wir, um länger zu leben, gerade das Entgegengesetzte vom dem thun müssen, was wir jetzt thun. Das Weitere sollen die folgenden Capitel lehren.

In's Mittelalter zurückgreifend, macht Anonymus im anderen Hauptstücke den Leser vor allen Dingen mit dem Lebens-Empirismus der Alchimisten bekannt. Das Suchen nach dem Steine der Weisen, dem Lebenselixire erfährt eine besondere Beleuchtung. Hierauf werden gewissenhaft die »empirischen« Eigenschaften hergezählt, die unsere Vorfahren im Mittelalter dem und dem Edelsteine zuschrieben. Der Amethyst galt in den Augen der damaligen Apotheker für ein Präservativmittel wider die Trunkenheit. Gegen Vergiftung und Spleen schützte, nach ihnen, der Diamant; vor der Pest bewahrte der Rubin, der Smaragd, der Saphir ꝛc. Mit lebhaftem Interesse würde das Capitel zweifelsohne der Schah von Persien lesen. Nach dem trinkbaren Golde, mit dem auf Grund der mittelalterlichen Geistesfinsterniß ebenfalls manche Schlauköpfe die Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenossen ausbeuteten, bespricht der »Achtzigjährige« das wunderkräftige Lebensrecept, mit welchem im 13. Jahrhundert Arnaud de Villeneuve Furore machte: »Bereite alle sieben Jahre im April oder Maimond aus Safran, rothen Rosen, Sandelholz, Ambra und Aloë ein Pflaster, und lege es dir vor dem Schlafengehen auf's Herz! Iß das Fleisch von Hühnern, die häufig Viperfleisch gefressen haben! Gebrauche gleichzeitig eine aus Perlen, Saphiren, Smaragden, Moschus ꝛc. bereitete Latwerge!« Allen denen, die sein Recept gewissenhaft benutzen würden, stellte dieser Allerweltsgrübler ein Längerleben von Hunderten von Jahren in Aussicht. Er selber verunglückte im 79. Lebensjahre bei einem Schiffbruche; sonst — lebte er am Ende heute noch. Gewisse Jahrestage galten in damaliger Zeit für glück- oder unglückverheißend. Wer am 6. August, am Hundstage, Medicin einnahm, durfte des Todes gewärtig sein. Item, wer sich am 9., 24., 29. März, am 1. August oder am 1. December die Ader schlagen ließ. Im 14. Jahrhundert trat der Pariser Schönschreiber Nicolas Flamel mit einem Lebenselixire auf. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts rühmte sich Paracelsus der Entdeckung eines Unsterblichkeitsmittels, segnete aber freilich selber schon mit 47 Jahren das Zeitliche.

Hierauf spielte im Gebiete der Makrobiotik das Menschenblut eine Rolle. Ludwig XI. trank zu Lebensverlängerungszwecken Blut, welches Kindern abgezapft worden. Glänzende Erfolge versprach man sich von der Umzapfung des Blutes. Der berühmte Philosoph Francis Baco war der Ansicht, das Leben sei eine Flamme, welche an der es umgebenden Luft verbrenne, und zu einer unbegränzten Verlängerung desselben genüge es,

den Körper in eine Oel- oder Lackschicht zu hüllen, durch welche der von außen kommenden Verwesung ein Damm entgegengesetzt werde. Der um dieselbe Zeit lebende*) italiänische Arzt Cardanus lehrte, Bäume leben länger als Thiere, weil sie sich nicht bewegen. Zweihundert Jahre nachher trat der Philosoph Maupertuis mit der Ansicht auf, durch ein Verzögern des Wachsthums vermittelst einer Pech- oder Harzschicht könne es der Mensch auf ein wahres Methusalemsalter bringen. Im vorigen Jahrhundert noch bereitete man in Frankreich neugeborene Kinder dadurch zu langem Leben vor, daß man sie über und über mit Salz — weßhalb nicht auch gleich mit Pfeffer? — bestreute, drei, vier Tage in der Salzhülle beließ und, nachdem diese gehörig die zarte Haut gebeizt hatte, mit Wein oder Wasser abwusch. Derartig behandelte Kinder hielt man für gewappnet gegen alle Uebel. Ein Hauptverfechter der Behandlungsweise war jener Marquis de Saint-Aulaire, der auf Grund etlicher, mit 60 Jahren von ihm geschmiedeter Verse zum großen Aerger Boileau's in die Körperschaft der Académie française aufgenommen ward und über vierzig Jahre Mitglied derselben blieb. Auch der Marquis hatte nach seiner Geburt drei Tage und drei Nächte in Salzwindeln zugebracht. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts tauchten in anderer Form eine Menge Lebensverlängerungsmittel auf, wie sie schon im Mittelalter vielen Sterblichen den Kopf verrückt hatten. Damals war um schweres Geld zu haben: das Lebenssalz des Barons von Hirschen, der Thee des Grafen von Saint-Germain — einfach ein Gemisch von Hollunderblüthen, Fenchelsamen, Anis, Cremor tartari und Sennesblättern —, das Unsterblichkeits-Elixir des großartigen Cagliostro, und manches andere verwandte Remedium mehr. Das Himmelbette, auf dem ein gewisser Dr. Graham die irdische Unsterblichkeit anstreben wollte, kam nach dem Ableben des Besitzers unter den Hammer, und da sah man, daß es einen magnetischen Apparat, wohlriechende Substanzen und Metallsaiten enthielt, welche unter Umständen mehr oder weniger harmonisch vibrirten.

Traten im Mittelalter mit derartigen Remedien nur Leute auf, welche an das Wirksame derselben steif und fest glaubten, so producirten sich im 18. Jahrhundert mit solchen fast ausschließlich Charlatane, wie die genannten. Schlau fing es um's Jahr 1727 ein gewisser de Villars an, um bald ein reicher Mann zu werden. Im Vertrauen theilte er einem Freunde, der es natürlich Anderen erzählte, mit, sein Vater, der über 100 Jahre alt geworden und durch einen Unglücksfall um's Leben gekommen sei, habe ihm das Recept zur Bereitung eines wunderkräftigen Wassers vermacht, dessen Gebrauch das Menschenleben um mehr als 100 Jahre verlängere. Sah er einen Leichenzug des Weges kommen, so rief er mit einem Seufzer: »Wieder Einer, der nicht gestorben wäre, hätte er von meinem Wasser getrunken!« Kurz, nicht lange, so fand das Lebenswasser reißenden Absatz, obwohl es nicht weniger als 6 Francs die Flasche kostete. Alle, die davon tranken, constatirten ein merkliches Besserbefinden. Weßhalb? Weil in der Gebrauchsanweisung als Hauptbedingniß zum Anschlagen des Mittels Mäßigkeit angegeben stand. Das Wasser war — klares Seinewasser.

Nachdem der »Achtzigjährige« noch den Lebens-Empirismus der Jetztzeit beleuchtet, uns den Marquis de Condorcet, der nota bene mit 50 Jahren Selbstmord beging, als einen Jünger des Paracelsus, den Pater Lacordaire, der ebenfalls nur 50 Jahre alt ward, als einen Schüler des Cagliostro vorgestellt, von der Verhärtung der Haut-

*) Ungefähr! Er war sechzig Jahre früher geboren und starb — fünfzig Jahre vor Baco — als dieser fünfzehn Jahre alt war! Red.

gewebe als einer der Ursachen unserer Kurzlebigkeit und dem dissolvirenden chemischen Mittel des Dr. Lapasse, von der Knochenlehre des seligen Flourens, vom elektrischen Fluidum, von der Magnetisirung, der Erstarrung, dem Spiritualismus, von der Wundermacht der Einbildungskraft, des Aberglaubens, der Wissenschaft in Bezug auf die menschliche Langlebigkeit berichtet hat, gelangt er zu dem Schlusse, mit den angeführten künstlichen Mitteln sei das Leben keineswegs zu verlängern, und fügt hinzu, er wolle das Geheimmittel auf anderen Wegen suchen.

Im dritten Capitel, das von der Gesundheitslehre für Greise handelt, ist ein besonderer Abschnitt Persönlichkeiten gewidmet, die ein allzu großes Besorgtsein um ihr Wohlbefinden kennzeichnete. Dr. Noirot kannte einen deutschen Professor, der, um sein physisches Ich bei einer gleichmäßigen Temperatur zu erhalten, mit einer Anzahl Flanelljacken à 2 Grad Wärmesicherung operirte, die er, je nach dem Thermometergange, nach und nach an- oder auszog, so daß er, im Sommer schmächtig wie eine Bohnenstange, im Winter nicht selten den Umfang einer Tonne erreichte. Ferdinand II., Großherzog von Toscana, († 1760) sorgte in ähnlicher Weise vermittelst einer Anzahl Käppchen für eine dem Wärmegrade der Luft entsprechende Schädelhülle. Die Käppchen-Manie theilte auch der Abbé de Saint-Martin († im 17. Jahrhundert), der regelmäßig in einem geheizten Backsteinbette schlief, in das er durch eine enge Oeffnung auf allen Vieren hineinzukriechen genöthigt war. Der Dichter Malherbe zog in dem Maße, wie es kälter ward, mehr Strümpfe an und hatte zu dem Ende seine Strümpfe mit Ordnungsnummern versehen. Trotz diesem Strumpfaufwande konnte er keine sechs Verse lesen, ohne siebenmal zu husten und wiederholt auszuspucken, weßhalb man von ihm sagte: Er ist der feuchteste Mensch und der trockenste Dichter. Der Geometer Fourier, vom Institut, war nach seiner Rückkehr von Aegypten, wohin er Bonaparte begleitet hatte, so empfindlich gegen Kälte, daß er die letzten Tage seines Lebens in einem Kasten zubrachte, der nur die Arme und den Kopf nicht umschloß. »Keine Uebertreibung,« ruft schließlich der Autor. „In medio stat virtus.“ Hierauf empfiehlt er den Betagten häufiges Spazierengehen, das Massiren, Frottiren, und führt eine Menge gerokomischer Mittel an, die in alter Zeit für probat galten. Honig, Nieswurz, Jungfrauenwasser, Erdbäder, Druidenliqueur &c. &c. standen einst als Gesundheitsmittel in hohem Ansehen. Die Musterung auch der vom mittelalterlichen Aberglauben empfohlenen Heilmittel ist nicht uninteressant.

Jeder Langlebige rühmt sich gemeiniglich, im Besitze eines besonderen Mittels zu sein. Ein 1765 im Alter von 114 Jahren verstorbener Ex-Marinelieutenant Namens Jean Constant trank nie Wein, war stets sehr mäßig im Genießen, verzehrte aber ganz enorme Quantitäten Obst und Melone und erblickte darin natürlich sein Specialmittel. Ein Erdarbeiter, Durand Ettival, der Anno 1738 sein 128. Lebensjahr erreichte, versicherte, sein einziges Remedium sei Schießpulver gewesen, mit dem er sich von Zeit zu Zeit purgirt habe. »Wollte Gott,« fügt der »Achtzigjährige« malitiös hinzu, »das Schießpulver hätte bei uns nie eine andere Purgirung bewirkt!« Eine 1853 im Alter von 124 Jahren mit Tode abgegangene Frau, Elisabeth Varieux, schrieb ihre Langlebigkeit dem starken Caféгenusse zu, dem sie tagaus, tagein huldigte.

Die Langlebigkeitsregeln der Medicinerschule von Salerno, die im Mittelalter hochberühmt waren, sind in einem lateinischen Gedichte des Joannes de Mediolano: »Aphorismen«, enthalten. Die hauptsächlichsten derselben sind: »Willst du dich immer wohl befinden, so entschlage dich der finsteren Sorgen, laß dich nicht vom Zorne übermannen, trinke wenig Wein, sei mäßig bei Tische, gönne dir Bewegung nach dem Essen! Befolgst

du alles das, so wirst du lange leben.» Eine andere Vorschrift empfiehlt den guten Humor, mäßige Ruhe und Mäßigkeit im Essen und Trinken als die drei besten Aerzte:

Si tibi deficiant medici, medici tibi fiant
Haec tria: mens hilaris, requies moderata, diaeta.

Bei der Gelegenheit führt der »Achtzigjährige« noch die alten Verse an:

Balnea, vina, Venus corrumpunt corpora nostra,
Et vitam faciunt balnea, vina, Venus.

Nachdem er die verschiedenen Punkte der zuerst angeführten Vorschrift commentirend zu einem neuen Capitel ausgesponnen, dienen ihm Hoffmann's bekannte Gesundheitsregeln zur Herstellung eines weiteren Hauptstückes, worauf er im sechsten Capitel die von verschiedenen berühmten Makrobiten befolgten Langlebigkeits-Methoden uns vorführt. Descartes erblickte im mäßigen Genießen von Pflanzenkost das Hauptbedingniß zum langen Leben, aß wenig und oft, um »den Magen fortwährend zu beschäftigen«, starb aber schon, zu Stockholm, mit 54 Jahren, allerdings an einer Krankheit, die er der dortigen strengen Kälte zuschreiben mußte. Hundert Jahre vor Descartes lebte der berühmte Venetianer Cornaro, von dem schon im ersten Abschnitte die Rede gewesen, dessen Lieblingssprichwort war: »Wer wenig ißt, ißt viel«, und der des Weiteren behauptete, die Mäßigkeit verlängere nicht nur das Leben, sondern führe auch zu einem sanften, schmerzlosen Tode. Ein Schüler Cornaro's war der holländische Mönch Lessius, der, wie Jener, den Lebensfaden bis über 100 Jahre hinausspann. Einer verwandten Lebensweise befleißigte sich Newton, der während seiner anstrengendsten Arbeiten von Brot und Wein lebte. Michel Angelo aß nie zum Vergnügen, sondern stets nur auf Grund der Eßlust. In den meisten Fällen begnügte er sich mit einem Stücke Brot und etwas Wein. Dabei befand er sich am besten, war er stets aufgelegt zur Arbeit, und brachte er es denn auch zu einem hohen Alter. Messire Pierre La Barrière de Fournier, Pfarrer von Nastrongue, lebte, seit er das 45. Lebensjahr überschritten, ausschließlich von Gemüse, Zwiebeln, Knoblauch &c., arbeitete dabei unausgesetzt, sei es auf dem Felde oder im Studirzimmer, auf anstrengende Art und konnte im Alter von 104 Jahren noch täglich per pedes zwei Meilen zurücklegen.

Zu den Makrobiten, welche den Freuden der Tafel huldigend ein hohes Alter erreichten, zählten die berühmten Gastronomen Berchoux und Brillat-Savarin. Jener schrieb (s. sein Poëm »Die Gastronomie«!) über den Werth des Speisens sprichwörtlich gewordene Verse; dieser lehrt in seiner »Physiologie des Geschmackes«: „L'animal mange, l'homme seul sait manger". Gleichwohl war Keiner von Beiden unmäßig. Brillat-Savarin starb 71, Berchoux 78 Jahre alt. Monseigneur du Belloy, Erzbischof von Paris, der 99 Jahre auf Erden wandelte, war bis an sein Ende ein Freund lucullischer Genüsse. Saint-Evremond, der Neunzigjährige, war auf seinem Sterbebette noch so für Tafelfreuden eingenommen, daß er seinem Beichtvater auf die Mahnung, sich beichtend mit der Kirche auszusöhnen, die Antwort ertheilte, erst möchte er sich mit dem Appetit aussöhnen, da er auf den Genuß von Suppe angewiesen sei, weder Rebhuhn- noch Fasanenfleisch, seine Leibspeisen, mehr verdauen könne. Fontenelle, der ein Alter von 100 Jahren erreichte, aß und trank sehr wenig, lebte durchaus regelmäßig, d. h. that einen Tag wie den anderen Alles zu seiner Zeit, und bewahrte dabei gewissenhaft seinen Frohsinn. Auch er konnte mit Kant sagen: »Es gibt keinen Sterblichen, der glücklicher wäre als ich.« Gleich Fontenelle und Kant lebte der Operncomponist Auber ein heiteres, ruhiges, arbeitreiches Menschenleben. Wenn der Verblichene nicht frühstückte, so aß er im Kreise ge-

ladener Freunde oder im Café Anglais um so reichlicher zu Mittag. Hier wartete man ihm regelmäßig mit etlichen von seinen Leibgerichten auf; er trank dazu einen gewissen Bordeauxwein zu 1 Napoleond'or die Flasche, dessen Behälter im Café unter dem Namen bekannt war: biberon du petit père Auber. In seiner Wohnung an der Rue Saint-Georges athmete Alles Frieden und Ruhe. Stets begnügte sich der Maëstro mit einer vier- bis fünfstündigen Nachtruhe und stand er mit Tagesanbruch auf. Nicht zufrieden mit den gewöhnlichen Erklärungen für die habituelle Munterkeit des alten Tondichters, tritt der »Achtzigjährige« echt französisch frivol und lüderlich mit der Vermuthung auf, Auber dürfte seine ewige Jugend wohl dem steten Gebrauche „de la *chair fraiche*", zu deutsch »des frischen Fleisches«, d. h. dem täglichen Umgange mit jungen Mädchen, die bei dem Director des Musikconservatoriums um Aufnahme in die Kunstschule einkamen, zu verdanken gehabt haben. Sollte man nicht meinen, der Pferdefuß des Mephistopheles werde sichtbar? — Und was lese ich da? Anonymus will in einem besonderen Capitel mit einer förmlichen Lehre vom »frischen Fleische« hervortreten. Da bin ich doch neugierig!

Im siebenten Hauptstücke faßt der »Achtzigjährige« die Liebe im Alter als Nebenmittel zu langem Leben in's Auge. Uti, non abuti, meint er. Mit dem Verfasser des Buches »Erinnerungen eines Greises« ist er der Ansicht, das schönste Lebensalter sei — la vieillesse. Und als er ein Citat aus dem Buche »Die Anatomie der Liebe«, in dem die Fackel des Liebesgottes im Alter mit einer qualmenden Trauerlampe verglichen wird, gebracht, pocht er mit einer Heißspornigkeit auf den hellen Schein gewisser quasi hundertjähriger Lampen, zu der die demnächst citirten Worte des erwähnten Liebes-Anatomikers: »Man kann sich nicht vorstellen, bis zu welchem Grade der Erniedrigung und schimpflichen Blödsinnes der Mann, besonders der Greis — selbst der höchstgestellte, intellectuell am meisten begabte — sich versteigen kann, wenn er sich von dem Dämon des Fleisches hat umgarnen lassen,« fürwahr einen netten Pendant bilden. Das angeführte Beispiel von dem greisen Staatsbeamten Jean André, der sich so rasend in eine junge Bäckersfrau verliebte, daß er, ihr zu Willen, in der Backstube, wo er von seiner Gattin ertappt wurde, Mehl beutelte, läßt unseren Anonymus den Ausspruch thun: ein solches Verhältniß sei wohl unmoralisch und lächerlich gewesen, und die eigene Frau, besonders wenn sie ein »frisches Fleisch« habe, sei immer einer fremden vorzuziehen, da das von einem ruhigen Gewissen bedingte Glück der wahre moralische Verlängerer des Lebens sei; aber vom rein physiologischen Standpunkte aus müsse er schlechterdings behaupten, die alten Staatsbeamten, welche es besagtem Jean André nachthun wollten, könnten in physischer Beziehung nur gut dabei fahren.

Nachdem der »Achtzigjährige«, wahrscheinlich um darzuthun, daß selbst Alter vor Thorheit nicht schütze, von etlichen hochbetagten Liebespaaren: Saint-Evremond und Ninon de l'Enclos, der Madame du Deffant und dem Präsidenten Hénault nebst Horace Walpole, sogar von dem sagenhaften Monsieur Denis und Gemahl erzählt, des Längeren, nicht selten in etwas zweideutiger Weise, von den betagten Verliebten des einen und des anderen Geschlechtes in dem von der Kaiserin Josephine gestifteten Greisenasyle Sainte-Périne zu Auteuil und Chaillot uns vorgeplaudert und im Besonderen constatirt hat, daß der Anblick einer liebeslüsternen Alten ihn kalt lasse wie Marmor, und es nichts Gemeineres und Degoutirenderes geben könne als ein altes Weib, das Verführungskünste üben wolle, nimmt er endlich sein famoses Capitel vom »frischen Fleische« in Angriff.

Mit wachsendem Erstaunen lesen wir dasselbe. Die Welt der Greise möge jubeln

und dem »Achtzigjährigen« eine Dankadresse votiren, denn durch ihn sind sie in den Stand gesetzt, noch durch lange, lange Jahre das schöne Erdenleben zu genießen. Es bedarf dazu, wie wir gleich sehen werden, nur etlicher Kunstgriffe. Zunächst bemerkt Anonymus überaus scharfsinnig, daß ein geschwächter, siecher Leib nicht nur in der Jugend, sondern auch im Alter neuer Wärme und Lebenskraft bedürftig ist. Frage: Wie kann man dies Bedürfniß befriedigen? Antwort: In einer Atmosphäre, die mit den stärkenden Gerüchen geschwängert ist, welche jungen, von Kraft strotzenden Körpern entströmen. Nota bene! Absorbire solche Gerüche, sättige mit ihrer Lebenskraft, sei es durch Berührung oder durch Einathmung, deinen ganzen Organismus! — darin besteht die Lehre vom »frischen Fleische«. Weil Metzgerknechte, die täglich mit frischem Schlachtfleische umgehen, ein rosiges Aussehen haben, und Fleischerfrauen in der Regel mit Embonpoint gesegnet sind, meint der Scharfsinnige, frisches Menschenfleisch müsse dieselbe Wirkung hervorbringen. Uebrigens — nicht möglich!! — lehrt das auch die Erfahrung. Haben nicht griechische Aerzte Entkräfteten empfohlen, die Brust einer jungen, gesunden Amme zu nehmen? Hat nicht, nach Forestus, ein entkräfteter junger Bologneser dadurch die Gesundheit wiedererlangt, daß er Tag und Nacht eine 20jährige Amme zur Gesellschafterin hatte? Heilte nicht Cappivaccius den an der Abzehrung leidenden Erben einer angesehenen italiänischen Familie dadurch, daß er ihn zwischen zwei jungen, starken Mädchen schlafen ließ? Nun kommt an die Alten die Reihe, und zum Beweise, daß bei ihnen das Mittel erst recht anschlage, führt Anonymus an, der alte König David habe, wie im dritten Buche der Könige zu lesen, sich bei der jungen, schönen Sumanitin Abisag erholt, Boerhave habe einen alten Bürgermeister von Amsterdam zwischen zwei jungen Niederländerinnen im Bette Platz nehmen lassen, und Haller constatire, Friedrich Barbarossa und andere mittelalterliche Fürsten haben sich zu ihrer Erholung junge, hübsche Mädchen zugelegt.

Da nun aber nicht jedem Alten gleich dem David und dessen weisem Sohne Salomo „de la chair fraîche“ zur Verfügung steht, so räth der »Achtzigjährige« zum Gebrauche das andere Mittel an. Daraus, daß die mit Milchdunst geschwängerte Luft in einem Kuhstalle für Schwachbrüstige wohlthuend ist, schließt Anonymus, die mit Haut- und Lungendunst namentlich junger Mädchen gesättigte Luft in einem Salon sei überaus stärkend für Greise. Bescheiden bemerkt er hier, die Lehre sei nicht sein Werk, sondern rühre von einer in Rom entdeckten Grabschrift her, welche constatirte, Claudius Hermippus, der als Unterweiser junger Mädchen fungirte, habe puellarum anhelitu, d. h. durch den Athem seiner Schülerinnen, ein Alter von 115 Jahren erreicht. Nun führt der Verfasser an, was Dr. Cohausen in seinem 1742 erschienenen Buche „Hermippus redivivus“ Gutes und Schönes über die Idee vorgebracht, daß dieser Gelehrte in seinem Glauben an die Wirksamkeit der Methode sogar einen Apparat zum Destilliren von condensirtem Jungferndunste ersonnen habe ꝛc. ꝛc., und theilt darauf seinen Altersgenossen mit, wie er es anfängt, um die Lehre vom Aus- und Einathmen jungfräulicher Miasmen bezüglich seiner selbst in Anwendung zu bringen.

Der gute Mann freut sich, daß man ihn einen »rüstigen Alten« nennt. Nichts schmeichelt seiner Eigenliebe mehr als die Versicherung Anderer, er habe nicht gealtert. Er thut aber auch das Mögliche, um in Kreisen zu verkehren, wo der Anblick junger Mädchen sein Auge ergötzen, der Athem solcher seiner Lebenskraft zu Gute kommen kann. Indeß das jüngere Herrenvolk dem Salon den Rücken wendet und im Rauchzimmer Erholung sucht, erscheint Anonymus — ein Deus ex machina — unter den Damen

und — declamirt ihnen Etwas vor, sei es Hugo's »Arme Leute« oder Coppée's „Grève des Forgerons" oder etwas Beliebig-Anderes, denn er hat ein ausgezeichnetes Gedächtniß, wartet ihnen auch wohl mit einem Gedichte aus eigener Feder auf, denn er ist ingleichen Poet, und hat dafür einen langen, stärkenden Augen- und Lungengenuß. Ja, gesegnet sei Dr. Cohausen und sein „Hermippus redivivus"! Der »Achtzigjährige« ist überzeugt, fest überzeugt, daß die Anwendung der Lehre „de la chair fraîche" die beste Lebensverlängerungsmethode ist. Nun, der Glaube macht selig, das weiß Jedermann.

Im dritten, das „secret de longue vie" resümirenden Theile des Buches kündigt der Verfasser als fiche de consolation für das in Aussicht gestellte und nicht mitgetheilte neue Geheimmittel-Recept das baldige Erscheinen diverser hygieinischer Abhandlungen an. Und mustern wir nun zu guter Letzt noch den Anhang über die menschliche Wuchshöhe, die Anmerkungen zu dem Werke und die zu dem Anhange, so gelangen wir betreffs des Langlebigkeits-Apostels vollends zu der Ueberzeugung: Welch' muthiger Compilator! Et quel aimable farceur! — —

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen

von

H. B.

(Fortsetzung.)

A History of Crime in England, illustrating the Changes of the Laws in the Progress of Civilization. By **Luke Owen Pike**, M. A. Vol. I. From the Roman Invasion to the Accession of Henry VIII. London: Smith, Elder and Co.

Es ist dies ein verdienstvolles, mit großem Fleiße und gewiß noch größerer Mühe zusammengestelltes Buch, das seinem fähigen Verfasser zur größten Ehre gereicht. Er hätte dasselbe, wenn er nur geringe Abänderungen in der Art und Weise der Behandlung der verschiedenen Gegenstände gemacht hätte, recht gut eine Geschichte des socialen Fortschrittes in England während des Mittelalters nennen können. Da das vorliegende Buch nur den ersten Theil des Werkes bildet, und wir daher, wenn es vollendet ist, auf dasselbe zurückkommen müssen, so wollen wir uns heute damit begnügen, nur kurz den reichen Inhalt dieses ersten Bandes anzudeuten. Wir finden in demselben Abhandlungen über: Britannien unter der römischen Herrschaft und seine Einwohner in Berührung mit den römischen Gesetzen und Strafen. — Nachweis aus den ersten Kirchenvätern über den Aberglauben, der in dem Christenthum herschte, als es in Britannien eingeführt wurde. — Die den verschiedenen Raçen gemeine Blutfehde wird durch die teutonische Eroberung fortgesetzt. — Die Eidesaussage und ihre Beziehung zum Geschworenengerichte. — Bemerkungen über den Ursprung und die Namen der Städte und Grafschaften (Shires). — Das teutonische und das erste Lehenwesen in England. — Domesday in Beziehung zur Privatgerichtsbarkeit in den Städten. — Sklaverei in England. — Englishry. — Das Gesetz über den Mord nach der Eroberung. — Domesday Book und die großen Pergamente des Exchequer. — Die Bestrafung der Falschmünzer. — Der Mord Beckets und die Ereignisse, die ihm vorausgingen. — Gesetzgebung unter Heinrich II., ihre Beziehungen zu früheren und späteren Gesetzen und zu dem Geschworenen-

gerichte. — Verbrechen in London und anderen Städten im 12. Jahrhundert. — Der Werth und der Diebstahl der Reliquien. — Das Armen- und Hospitalwesen im 12. Jahrhundert. — Die Doctrinen und die Behandlung der ersten Häretiker in England. — Die Juden in England im 12. und 13. Jahrhundert und Niedermetzelung derselben bei der Krönung Richards I. — Die von den Städten während der ersten zwei Jahrhunderte nach der Eroberung erlangten Privilegien. — Flüchtige Leibeigene in den Städten. — Die Vertheilung der Bevölkerung zur Zeit Eduards II. — Die Beraubung des Staatsschatzes unter Eduard I. — Bestrafung für Hochverrath. — Die Sanctuarien. — Das Räuberwesen zur Zeit Eduards III. — Der Charakter und die Lage der Frauen im Jahre 1348. — Unterschleife hoher Personen. — Falsches Geld. — Fälschungen. — Bestechungen. — Das Beneficium des Klerus und die Art, es zu fordern. — Die Verurtheilung Geistlicher und die Unpopularität des Klerus. — Chaucer über den Charakter des Klerus. — Der Zustand des Erziehungswesens im 14. Jahrhundert. — Der schwarze Tod und seine nationale Wichtigkeit. — Das Statut der Arbeiter. — Der Anfang der freien Arbeit. — Einzelheiten über Wat Tyler's Rebellion. — Das Statut über die Verbrennung von Häretikern. — Die Verfolgung der Lollards. — Das Hexensuchen unter Heinrich IV. und Heinrich V. — Die Buchdruckerkunst und der Handel unter Heinrich IV. — Statuten über die im 15. Jahrhundert vorherschenden Betrügereien. — Handwerkergilden, Beziehungen zwischen Capital und Arbeit. — Statuten betreffs Livréen, Gefolge und Scandalum Magnatum. — Die gesellschaftliche Lage gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. — Diese nur oberflächliche Angabe des Inhaltes zeigt, welch eine Menge von Belehrung und historischen Daten das Werk enthält, dessen folgenden Band wir mit Ungeduld erwarten.

The Holy Roman Empire. By James Bryce, D. C. L., Regius Professor of Civil Law in the University of Oxford. Fourth Edition. London: Macmillan and Co.

Im ersten Aprilhefte vergangenen Jahres nahmen wir Gelegenheit, einer von einem deutschen Renegaten, Julius Zeller, für die Franzosen geschriebenen Geschichte Deutschland, die ein Libell gegen die Deutschen aller Zeiten enthält, zu erwähnen. Im vorliegenden Buche begegnen wir einer für die Engländer von einem Engländer geschriebenen Geschichte unseres Vaterlandes, die bereits die vierte Auflage erreicht und sich aus einem Essai zu ihrer jetzigen Gestalt entwickelt hat. Welch ein Unterschied zwischen den beiden Werken, die doch in erster Linie zur Belehrung unserer resp. Nachbarn dienen sollten. Da, wo der Renegat, der Deutsch-Franzose, in seinem Haß und seinem Neide auf das Land seiner Vorfahren nur Gift und Galle auszuspeien weiß, hat der ruhige, gelehrte, mit wahrem historischem Instincte begabte Engländer liebevolles Verständniß und als ein freier Mann eines freien Landes hohe Sympathie sowohl mit dem Streben der Deutschen nach Befreiung, von welcher Bedrückung immer es auch sein mag, als auch mit dem Streben nach Einheit. Doch nicht bloß Sympathie finden wir in dem Werke des gelehrten Professors, sondern auch eine Unparteilichkeit, die sich nicht scheut, seinen eigenen Landsleuten da Unrecht zu geben, wo sie es verdienen. Man sieht diese Unparteilichkeit recht deutlich an der Verurtheilung der englischen Politik auf dem Wiener Congresse durch den Autor. Er hebt hervor, daß von Seiten Großbritanniens Alles gethan worden sei, um die hauptsächlichen politischen Schwierigkeiten Deutschlands zu Hause wie auswärts zu vermehren, die Macht Preußens zu erdrücken und zu brechen und Deutschland eine schwache Gränze im Westen zu geben. Eben so unumwunden spricht sich Bryce über die schleswig-holsteinische Frage aus, in welcher er — eine Seltenheit unter Engländern — den Dänen geradezu Unrecht giebt. Mit gleicher Unparteilichkeit und mit hohem Verständnisse behandelt der Autor auch die letzten Jahre, den Krieg gegen Oesterreich, die Aufrichtung des norddeutschen Bundes, den Krieg gegen Frankreich und das Erstehen des Deutschen Reiches mit einem Deutschen Kaiser an der Spitze. Auch der Anklage, die Preußen pangermanistischer Gelüste zeiht, und dem Gerede, als hätten Preußens Herscher und Staatsmänner beständig eine „preußische Mission" im Auge gehabt, tritt er entgegen. Er sagt darüber an einer Stelle: „Weder in den Worten noch in den Thaten von Preußens großem Friedrich (noch überhaupt in denen seiner Vorgänger) findet sich eine Spur von dem, was man panteutonischen Patriotismus nennen kann,

noch von irgend welchem Enthusiasmus für die Größe und das Glück Deutschlands als eines Ganzen. Seine Absicht ist es, ein starkes, gut verwaltetes preußisches Königreich aufzubauen; für seine deutschen Nachbarn nimmt er nicht mehr Rücksicht als für Franzosen und Schweden; für die deutsche Sprache und Literatur fühlt er kaum etwas Anderes als Verachtung. Die Politik seiner drei Nachfolger war eine viel mehr bestimmt preußische als deutsche; und der romantische Friedrich Wilhelm IV. enttäuschte die Hoffnungen der Nation 1849 fast eben so schwer, wie es Friedrich Wilhelm III. fünfunddreißig Jahre zuvor gethan hatte. Kein europäischer Hof ist jemals consequenter praktisch gewesen, als der von Berlin; noch irgend einer sich scheinbar eines hohen nationalen Berufes weniger bewußt. Preußens Herscher selbst haben alle sentimentalen Betrachtungen vermieden und selten versucht, sie im Herzen des Volkes zu erwecken oder sie auszunutzen, wo sie existirten. Wenn ihre Interessen mit denen von Gesammtdeutschland zusammenfielen, dann gut; doch sie waren nicht gewohnt, sich als die Kämpen derselben zu proclamiren oder gar als Apostel der nationalen Wiedergeburt. Nichts desto weniger war es seit einer langen Zeit evident, daß, wenn eine politische Wiedergeburt durch Gewalt herbeigeführt werden sollte, Preußen unter allen bestehenden Reichen allein das war, von dem etwas gehofft werden durfte, da es allein in sich den Charakter, die Tradition und die materielle Kraft vereinigte, welche zur Leiterschaft des Landes nöthig waren." Wir müssen wiederholen, daß wir die „Geschichte des heiligen römischen Reiches" mit vielem Vergnügen durchgelesen haben, und daß uns namentlich des Autors Untersuchung über die Reichsverfassung von 1849, über die Bundesverfassung von 1866 und die jetzige im Ausbau begriffene Reichsverfassung angesprochen hat. Was dort gesagt wird, ist einer ernsten Erwägung von Staatsmännern und Politikern werth.

History of the Lodge of Edinburgh, Mary's Chapel, No. I., embracing an Account of the Rise and Progress of Freemasonry in Scotland. By David Murray Lyon. Edinburgh: Blackwood and Sons.

Für Freimaurer und für den Culturhistoriker wird diese Geschichte der Edinburger Loge von Interesse sein; sie ist mit großer Unparteilichkeit, vielem Geschick und seltener Ausdauer geschrieben. Die edinburger Loge besitzt die ältesten Logenchroniken, und die schottischen Freimaurer führen ihren Stammbaum auf die Erbauer der Abteien von Holyrood, Kelso, Melrose und Kilwinning, der Kathedrale von Glasgow und anderer kirchlichen Bauwerke Schottlands aus dem 12. und 13. Jahrhundert zurück. Doch diese Abstammung ist in ein mythisches Dunkel gehüllt und beruht einfach auf Tradition; denn über die Gründung der ersten Freimaurerloge in Schottland läßt sich mit Bestimmtheit nichts nachweisen. Der Autor selbst meint, daß den Schriften über Freimaurer vor dem 16. Jahrhundert nur wenig Glauben beigemessen werden kann. Aus den Chroniken der schottischen Mutterloge Kilwinning sowie auch aus denen anderer Logen geht hervor, daß die Brüder anfangs wirkliche Maurermeister waren, die sich zu einer Art tugendhafter Handwerkergilde zusammengethan hatten. Die Geschichte, welche uns der Autor über die edinburger Loge (Mary's Chapel), ihre Organisation, ihre Documente und Protokolle erzählt, ist an vielen Stellen höchst interessant. Es kam eine Zeit, da Maurer von Profession keine Verbindung mit der Freimaurerei hatten, und diese zu einer Brüderschaft wurde mit großen Veranstaltungen zum Wohlthun und zu angenehmen Zusammenkünften. Von allgemeinem Interesse ist, was der Autor über den ersten großen Angriff des Papstthums auf die Freimaurerei sagt: — „Das Jahr (1738) in welchem Lord Kintore in den Großen Orient berufen wurde, ist bemerkenswerth als dasjenige, in welchem der Papst die Freimaurerei anathematisirte." —

A History of Jamaica, from its Discovery by Christopher Columbus to the Present Time. By W. J. Gardner. London: Elliot Stock.

Gardner's Werk will uns eine zusammenhängende Geschichte der Insel Jamaica von ihrer Entdeckung bis auf den heutigen Tag geben, mit Notizen über den Handel und den Ackerbau, den Stand der Religion und des Erziehungswesens, die Sitten und Gebräuche der Colonisten in jedem Jahrhundert. Seine Angaben über die Ureinwohner und die Entdeckung der Insel durch Columbus schöpfte der Autor aus Herrera und

Peter Martyr, während ihm Bryan Edward's Geschichte und Bridges' »Annales of Jamaica« die Geschichte der englischen Eroberung durch Pen und Venables in Cromwells Zeiten und die späteren Ereignisse während des 17. Jahrhunderts lieferten. Zur Zeit der Spanier waren Häute der hauptsächliche Ausfuhrartikel, dem in Wichtigkeit Cacao folgte. Doch nachdem sich die Engländer zu Herren der Insel gemacht hatten, wurde sie durch die Einführung der Negersklaven eine der besten Zuckercolonien der Welt. Gardner meint, und auch wohl nicht mit Unrecht, daß die Einführung der Zuckercultur in Jamaica sehr zu bedauern sei, da sie die Insel daran verhindert habe, eine blühende Colonie englischer Nachkommen ohne Beimischung des traurigen Negerelementes zu werden. Der anziehendste Theil des vorliegenden Werkes ist die Beschreibung der Zeit, in welcher die Sklaverei auf der Insel herschte, sowie der Kämpfe, welche der Emancipation der Sklaven vorausgingen. Im großen Ganzen ist die Geschichte Jamaica's ein neuer Beleg von der Tüchtigkeit der germanischen Race als Colonisten und der Unfähigkeit der romanischen, sich wenn sie eine Colonie gründete, dieselbe zu erhalten und sie zur Blüthe zu bringen.

A Critical Examination of the Life and Teachings of Mohammed. By Syed Ameer Ali, Moulvy, M. A., L. L. B., of the Inner Temple, Barrister at Law. London: Williams and Norgate.

Was wir bis jetzt über das Leben und die Lehre des Stifters des Islam wußten, war uns fast ausnahmsweise von christlichen Historikern und Gelehrten aufgetischt worden und zwar in einer sehr häufig recht parteiischen und recht ungenießbaren Weise. Mit Freuden kann es daher nur begrüßt werden, wenn einmal ein hochgebildeter Orientale, der ein Englisch schreibt wie sich dessen nur wenige Engländer rühmen können hervortritt, um uns von seinem Standpunkte aus über Mohammed, sein Leben und seine Doctrinen zu belehren. Der Autor des vorliegenden Werkes bringt zu seiner Aufgabe unverkennbar hohe Gaben, eine bedeutende Gelehrsamkeit und außerdem einen Stil mit, der, von aller religiösen Saalbaderei frei, klar und fesselnd ist. Wir möchten den christlichen Missionären, die alle Jahre hinausziehen in die Welt, um die Heiden und nicht an Christus Glaubenden zu bekehren, von Herzen anrathen, recht fleißig das vorliegende Werk zu studiren. Sie werden aus demselben lernen, wie wichtig es ist, die Sprache derer, die wir bekehren wollen, mit Meisterschaft zu sprechen und die Sache des Herren, deren Fürsprecher sie sind, mit einer Beredtsamkeit und einem Feuer zu vertheidigen, wie es Ameer Ali gethan. Aber nicht weniger werden sie aus dem Studium des vorliegenden Buches erlernen, daß die Punkte, über welche die gedankenvollsten und gebildetesten Anhänger der beiden Religionen übereinstimmen, weder an Zahl noch an Wichtigkeit unbedeutend sind. Unmöglich ist's, daß das große, ihnen am Herzen liegende Werk durch Intoleranz und Härte gefördert werden, noch daß die Superiorität der einen Religion über die andere aufrecht erhalten werden kann von jenen, die absichtlich ihre Augen nicht allein gegen die Thatsachen, welche gegen sie sprechen, schließen, sondern gegen jene, welche dazu beitragen, ihre Gegner in einem weniger abstoßenden Lichte hinzustellen.

Das vor uns liegende Werk ist streng genommen eine Apologie Mohammeds und der Doctrinen, welche er in ein System zusammenfaßte. Es betrachtet den Propheten als vor dem Tribunale europäischer Gedanken stehend und giebt der festen Ueberzeugung Ausdruck, daß er von jenem Tribunale ganz ungerecht gerichtet, falsch verstanden und verurtheilt worden sei. Nur Gutes kann aus den unparteiischen, kritischen Bemühungen kommen, welche von den Anhängern eines Glaubens ausgehen, um die falschen von Anderen mit Rücksicht auf denselben gefaßten Auffassungen zu verbessern oder zu beseitigen. Und glücklicher Weise hat sich im letzten Jahrhundert die Meinung der Historiker über den Mohammedanismus, so weit wie Mohammed selbst für denselben verantwortlich gemacht werden kann, sehr zum Besseren gewendet. Das Resultat hiervon ist, daß die Streitpunkte sich auf eine kleine Zahl reduciren, und auf diese hat Ameer Ali mit Geschick und Ernsthaftigkeit seine Aufmerksamkeit gerichtet. Er meint, daß die hauptsächlichen, von modernen abendländischen Schriftstellern gegen den Propheten gerichteten Anklagen unter die Punkte der Sklaverei, Verfolgung und Ehe zusammengefaßt werden können. Es ist unnöthig, für einen vierten Anklagepunkt den angeblichen Wechsel in dem Charakter seiner Lehren zu reserviren, die von der Einfachheit einer ab-

soluten Ueberzeugung in einen Zustand übergingen, der nahe an wissentlichen Selbstbetrug, und an vorsätzliche Lüge gränzt. Mit Rücksicht auf die Sklaverei kann man wenig sagen. Der Mohammedaner darf dreist behaupten, daß der Geist des Korans der Sklaverei ebenso entgegen ist, wie das neue Testament, und daß Ersterer von Letzterem nur darin abweicht, daß er die Bedingungen angiebt, unter denen Sklaven erworben werden können. Und was weiter die Ausbreitung des Islams mit dem Schwerte anbetrifft, so ist des Autors Vertheidigung derselben etwas hinkend; doch dürfen wir Christen, wenn wir an die Thaten der Inquisition in Spanien und in der Provence*) denken, nicht mit dem Autor rechten. Mit Rücksicht auf den dritten Punkt hebt der Autor hervor, daß Mohammed die Polygamie vorfand, und daß er es sich angelegen sein ließ, die Zahl der zeitgenössischen Heiraten zu beschränken und den Frauen Rechte gegen ihre Männer zu geben. Was nun Ameer Ali über Mohammed's eigene Heiraten sagt, und welche Argumente er zur Vertheidigung des Propheten und seiner Handlungen, sowohl als Religionslehrer wie als Heerführer, vorbringt, das muß man selbst nachlesen, da es, wenn auch nicht allemal treffend und logisch, so doch höchst anziehend und lehrreich ist. Nicht unerwähnt jedoch wollen wir lassen, daß der Autor an einer Stelle seines Buches bemerkt, daß die Nichtanwendung von Gewalt von Seiten Christi „als ein Beweis der Gottheit des edelen Propheten von Nazareth angesehen werde"; doch es sei die Frage, ob Christus Gelegenheit und die Mittel dazu gehabt habe.**)

The Life of John Milton: Narrated in Connexion with the Political, Ecclesiastical and Literary History of His Time. By David Masson, M. A., L. L. D., Professor of Rhetoric and English Literature in the University of Edinburgh. Vol. III. 1643—1649. London. Macmillan & Co.

Von dem großen Werke, das der Professor Masson vor nun fast fünfzehn Jahren über das Leben und die Zeiten Milton's begann, und von dem 1871 der zweite Band erschien, ist nun auch der dritte in den Händen des lesenden Publicums. Derselbe bringt uns bis zum Jahre 1649, dem der Hinrichtung Karls I. und dem 41. Lebensjahre des Dichters, und schon sind drei dicke Bände angefüllt. Der gelehrte Verfasser muß jetzt noch 26 Jahre aus dem Leben Milton's erzählen: Die Republik, die Protectorate, die Restauration und 14 Jahre der Regierung Karls II., was nicht mit Unrecht noch auf drei fernere Bände schließen läßt.

Es hat etwas Schwieriges an sich, einzelne Bände oder einzelne Lieferungen eines großen Werkes zu besprechen; und das Beste, was man thun kann, ist, einfach den Inhalt wiederzugeben und hier und da ein Thema zur Besprechung herauszugreifen. Was nun speciell Masson's Werk anbetrifft, so ist dasselbe so erschöpfend und genau, daß für einen Kritiker wenig oder gar nichts zu thun übrig bleibt. Die sechs Jahre, welche der vorliegende Band behandelt, sind voll des Interessanten, sowohl mit Rücksicht auf Milton, wie auch auf die öffentlichen Angelegenheiten. Das Ende des zweiten Bandes erzählte die plötzliche Heirat Milton's mit Mary Powell, der jungen Tochter eines armen Squires und Magistrates in der Grafschaft Oxford, der, um den Schein zu wahren, über seine Mittel hinaus lebte. Sie war nicht viel älter als 17 Jahre, da diese Heirat plötzlich und für uns sowie auch scheinbar für Milton's Freunde geheimnißvoll geschlossen wurde. Bald nach der Heirat kehrt die junge Frau, mit der Erlaubniß, jedoch nicht auf den Wunsch ihres Gatten, ins Aelternhaus zurück. Vergeblich wartet er auf ihre Rückkehr, und als es ihm klar wird, daß sie keine Neigung dazu fühlt, veröffentlicht er in seinem Aerger eine Abhandlung zur Erleichterung der Scheidung, die schnell eine zweite Auflage erlebt. Jedoch erregt er durch seine Schrift vielfach die öffentliche Meinung gegen sich, namentlich die der Presbyterianer. Er wird mit Samuel

*) Und — bitte! — an die Glaubensausbreitung in Peru u. s. w. Red.

**) Es wäre wohl interessant und lohnend, die Ergebnisse dieses Buches mit dem (in zweiter Ausgabe 1869 zu Berlin erschienenen) von A. Sprenger „Das Leben und die Lehre des Mohammad" zu vergleichen. Dem letzteren Forscher kann Parteilichkeit und Ungenießbarkeit, auch Mangel an Orientirung in den Anschauungen und den Ueberlieferungen des Morgenlandes gewiß nicht vorgeworfen werden. — Auch Sprenger hält übrigens (nach der Vorrede) sein Buch für eine sehr empfehlenswerthe und fördersame Lectüre für Missionäre. Red.

Hartlieb befreundet und veröffentlicht seinen berühmten »Tract on Education« (1644). Hierauf folgt eine zweite Schrift über Ehescheidung, die ihm vielfache Unannehmlichkeiten mit der »Stationer's Company« zuzieht und ihn zwingt, sich mit Censoren, Beamten und Parlamentserlassen über Druckerlaubniß herumzustreiten, was ihn zur Veröffentlichung seiner »Areopagitica«, seines großen Plaidoyers für Druckfreiheit, veranlaßt. Heftige Angriffe bringen ihn wieder auf die Streitfragen betreffs der Ehescheidung, und er schreibt sein »Tetrachordon« und sein »Colasterion« (1645). Jetzt steigen in ihm auch Gedanken an eine neue Heirat auf, und die Absicht, seine erste als null und nichtig zu betrachten, da sein Weib sich weigert, zu ihm zurückzukehren. Die schöne Tochter eines Dr. Davis, hat es ihm angethan, und er sucht sie zu überreden, ihm die Hand zum Lebensbunde zu reichen. Doch plötzlich kehrt Mary Powell nach London zurück, geht unaufgefordert zu ihrem Manne und erfleht dessen Vergebung, die sie auch ohne weiteres Zögern erhält. Milton veröffentlicht nun die erste Ausgabe seiner „gesammelten Gedichte“ bei Humphrey Moseley unter dem Titel: »Poems in English and Latyn by Mr. John Milton«, am 2. Januar 1646. Die Familie seiner Frau, Royalisten, aus ihrer Heimat durch die Erfolge der Heere des Parlamentes vertrieben, suchen in Armut und Bedrängniß Schutz unter dem Dache Milton's, der sie herzlich empfängt und freundlich behandelt (1646). Am 29. Juli wird ihm sein erstes Kind, eine Tochter, geboren. Im März des folgenden Jahres stirbt Milton's Vater, der seit Jahren mit ihm zusammengewohnt hat. Kurze Zeit darauf verläßt er sein Haus in Barbican und bezieht ein anderes in High Holborn in der Nähe von Lincoln's Inn. Ein zweites Kind, eine andere Tochter, wird ihm am 26. October 1648 geboren. Mittlerweile haben die öffentlichen Angelegenheiten eine ungeheure Wichtigkeit gewonnen. Milton ist ein ruhiger, schweigender, aber scharfer und tief interessirter Beobachter derselben. Der Proceß des Königes ist nahe. Am 8. Januar 1649 beginnt derselbe, und am 30. Januar wird das Todesurtheil vollstreckt. Milton war mit der ganzen Procedur einverstanden, und bereits vor der Hinrichtung des Königes hatte er ein Pamphlet entworfen und theilweise geschrieben, in welchem er den Proceß, das Urtheil und die Hinrichtung vertheidigt. Nach der Hinrichtung des Königes veröffentlichte Milton seine »Tenure of Kings and Magistrates«, in welcher er die Tadelsäußerungen der Presbyterianer zurückweist.

Das Dunkel, welches das Eheleben Milton's umschwebt, ist auch von Masson, trotz seines großen Eifers und seiner Scharfsinnigkeit, nicht ganz gelichtet worden: warum Mary Powell so bald nach der Heirat ihren Gatten verließ, wird wahrscheinlich ein Geheimniß bleiben. Doch nach Allem, was Masson zu Tage gebracht hat und in seinem Buche wiedergiebt, muß man jeden Gedanken an eine unfreundliche Behandlung der Frau von Seiten Milton's von der Hand weisen. Höchst wahrscheinlich ist es, daß die siebenzehnjährige Person von ihrem Vater, der den Milton's 300 Pf. St. schuldete, wider ihren Willen zur Heirat mit dem in sie verliebten und schönen Londoner vermocht wurde, und daß sie später, nachdem sie von ihren Verwandten nach London begleitet und nach kurzer Zeit allein mit ihrem Gatten gelassen wurde, diesem die ehelichen Pflichten verweigerte. Zu einer solchen Ansicht wird man namentlich durch die Sprache veranlaßt, die Milton in seinen Schriften über die Ehescheidung führt, und in denen er ohne viel Zurückhaltung in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken der Welt sein Leid klagt.

II. Anzeigen.

Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland. An das deutsche Volk, Deutschlands Vertreter und Schulmänner. Von Dr. **Daniel Sanders**. Berlin. Verlag von J. Guttentag (D. Collin). 1873.

Wie wir über die Einheit der deutschen Rechtschreibung denken, haben wir bereits früher auszusprechen Gelegenheit gehabt (D. W. Bd. I, S. 698 fgd.). Trotzdem begrüßen wir einen verständigen Versuch, dem immerhin wünschenswerthen Ziele näher zu kommen, mit aufrichtiger

Freude und bereitwilliger Anerkennung, zumal wenn derselbe von einer uns so ehrwürdigen Autorität wie Sanders ausgeht. Sein erster Grundsatz schon ist viel ansprechender und Erfolg verheißender als der der weiland Berliner Commission (a. a. O.); er lautet: „Im Ganzen und Großen steht der Schreibgebrauch für ganz Deutschland bereits fest." Hierzu kommt als zweiter Grundsatz der folgende: „Die Regeln und Feststellungen über deutsche Rechtschreibung müssen so einfach, so faßlich und so bestimmt sein, daß sie in der Volksschule mit voller Sicherheit zu erlernen sind, so daß also Niemand, der die Volksschule gehörig durchgemacht, über die berechtigte Schreibweise eines deutschen Wortes in Schwanken sein darf." — Recht auffällig tritt die Unausstehlichkeit der sogenannten „deutschen" Buchstaben zu Tage, wenn man sieht, wie viele umständliche Regeln für die richtige Anwendung dieser knitterigen Züge nothwendig werden, die bei „lateinischer" Schrift ganz überflüssig wären. Freilich übertreibt Sanders auch die Schwierigkeiten, wenn er auf die philisterhafte und glücklicherweise veraltete Schreibart des m und n mit einem Striche darüber für Doppel-m und -n überall umständlich Rücksicht nimmt. Sehr peinlich sind wir berührt worden durch die Menge neuer großer Anfangsbuchstaben, wie denn auch in einzelnen anderen Punkten Sanders' Orthographie umständlicher ist als die gewöhnliche. Damit möchten wir freilich nicht den Bestrebungen derer das Wort geredet zu haben scheinen welche ängstlich nach „überflüssigen" Schriftzeichen jagen und sich mit der Ersparung breit machen, die durch deren Ausmärzung gewonnen wird. Wie unglaublich geringfügig solche Ersparung ist, und wie Recht man hat, ihr nicht das Mindeste aus praktischen oder theoretischen Gründen irgend Wünschenswerthe zu opfern, kann die Reorganisation der Stolze'schen Stenographie lehren, die trotz der hier gewiß im höchsten Maße nothwendigen Kürze auf alle gewaltsamen und unrationellen Kürzungen verzichtet hat. — Mit der sogenannten K-Schreibung der Fremdwörter, die Sanders empfiehlt, können wir uns nicht befreunden. Wenn er im Uebrigen die Fremdwörter wie in der Ursprache schreiben will und hierfür also die Kenntniß derselben voraussetzen zu dürfen meint, warum nicht auch bei c und k? Daß er die Vertreter der Unterscheidung beider Zeichen mit einem Wortungeheuer wie „Kalfakter" ad absurdum zu führen versucht, ist kein glänzender Beweis für die Festigkeit seiner Position. Wie man solche Verballhornungen fremder Wörter schreibt, ist gleichgültig, und da sie aus Anbequemung an die deutsche Zunge entstanden sind, mögen sie auch mit den deutschen Lautzeichen geschrieben werden. Wenn ich aber ein Wort „Kontour" oder „kontumaciiren" u. s. w. geschrieben sehe, so kommen sie mir wie eine verunglückte Lüge vor. Das K verleugnet den fremden Ursprung, und das ou oder ci bestätigt ihn unmittelbar darauf. Und wenn ich lese: „Das Karnallit ist nach dem Oberbergrathe von Carnall benannt," oder: „Konsiliiren heißt einem Studenten das consilium abeundi geben", so überläuft mich's kalt. Die Chemie hat in dieser Beziehung den vernünftigsten und nachahmenswerthesten Gebrauch eingeführt. Sie leitet vollkommen rationell Coniin von conium, Corydalin von corydalis, Aconitin von aconitum, Colchicin von colchicum u. s. w. ab, schreibt dagegen Kreosot, Kreatin, Krokonsäure u. s. w. — Gerne wären wir genauer auf die neue vielfach dankens- und beherzigenswerthe Arbeit des verdienten Sprachforschers eingegangen; doch scheint uns hier dazu nicht der rechte Ort.

Aus Chiwa. Berichte von Hugo Stumm, Lieutenant im 1. Westphälischen Husaren-Regiment Nr. 8, z. Z. attachirt dem russischen Hauptquartier. Mit 5 colorirten Karten. Berlin, 1873. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Königliche Hofbuchhandlung.

Der Verf. war vom deutschen Kaiser beurlaubt, um an dem denkwürdigen Feldzuge gegen Chiwa Theil zu nehmen. In sechs Berichten stellt er die Operationen dar, im Stile sich jener knappen Sachlichkeit befleißigend, welche unserer officiellen militärischen Geschichtsschreibung eigen ist und zur Zierde gereicht. Die Karten veranschaulichen 1. das gesammte Operationsgebiet, 2. das Gefecht von Chodschaili am 15./27. Mai 1873 (in zwei Momenten), 3. das Gefecht von Mangit am 20. Mai/1. Juni 1873 (in zwei Momenten), 4. den Angriff auf Chiwa am 28. Mai/9. Juni 1873 (in zwei Momenten), 5. die specielle Marschroute der kaukasischen Colonne unter dem Obersten Lamakin, welcher der Verf. beigegeben war. — Das höchst elegant ausgestattete Buch ist Sr. Kaiserl. und Königl. Hoh. dem Kronprinzen des deutschen Reiches gewidmet. Wer sich in anderem als bloß patriotischem In-

teresse für die Details des Ringens zweier riesigen Heerkörper inmitten eines höchst cultivirten Landes (1870/71) interessirt hat, wird gewiß nicht unterlassen, sich durch einen fachmännischen unparteiischen Augenzeugen mit dem wunderbaren Zuge eines vergleichsweise kleinen Häufleins nach einem Kriegsschauplatze bekannt machen zu lassen, zu dem an die hundert Meilen sich erstreckende Wüsten den Zugang wehrten.

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte von C. S. Wollschläger. Eisenach. Verlag von J. Bacmeister, Hofbuchhändler.

Auf 352 nicht übermäßig eng gedruckten Octavseiten nicht in Tabellenform, sondern in fortlaufender, zum Theil kritischer Darstellung die gesammte Weltliteratur zu schildern, ist ein Unternehmen, vor dessen Kühnheit — manchmal kann auch die Bescheidenheit kühn sein! — Mancher zurückschrecken dürfte. Der Verf. hat das Wagniß unternommen, und man muß ihm eigentlich zugestehen, daß er seine Aufgabe überraschend gut bewältigt hat. Wenn der Kenner dieser Dinge von der Darstellung oft den Eindruck der Dürftigkeit empfängt, so sieht er doch alsbald ein, daß mehr wesentliche Momente kaum auf dem disponiblen Raume unterzubringen waren, und eigentliche Fehler finden sich ziemlich selten und meist nur aus Flüchtigkeit, wie wenn bei der Aufzählung der sieben sophokleischen Tragödien der Aias, bei der der euripideischen Stücke die Elektra vergessen wird. Trotz solcher kleinen Menschlichkeiten wird das Werk für ein bestimmtes Publicum von Werth sein.

Geschichte der neuern deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Wiener Ausstellung 1873 mit Berücksichtigung der gleichzeitigen Kunstentwicklung in Frankreich, Belgien, Holland, England, Italien und Rußland von Dr. Franz Reber. — Meyer & Zeller's Verlag (Fr. Vogel). Stuttgart. Lieferung I.

Die neuere deutsche Kunst hat hinsichtlich ihrer Geschichtschreibung kein übermäßiges Glück gehabt, weder in umfassenden Darstellungen, noch in den Monographien über einzelne Abschnitte und Erscheinungen. Diejenigen unter den Letzteren, die wirklichen Werth haben, lassen sich an den Fingern herzählen; die anderen entsprechen durchgängig nicht den Anforderungen, die an wissenschaftliche Werke gestellt werden müssen. (Die betreffenden Abschnitte bei Springer sind der Anlage des Ganzen zufolge allzu skizzenhaft und genügen aus diesem Grunde nicht, wenngleich seinem Buche im Ganzen das Verdienst zuerkannt werden muß, einen leitenden Gesichtspunkt für die Kunstentwickelung des XIX. Jahrhunderts nachgewiesen zu haben.) Professor Reber in München, durch vortreffliche und allgemein anerkannte Arbeiten über die alte Kunst auf's beste als ein gründlicher und feinsinniger Forscher empfohlen, unternimmt es jetzt, die empfindliche Lücke in der Kunstliteratur auszufüllen, und die eben erschienene erste Lieferung seines Werkes zeigt, daß man sich auf's neue einer seines Namens würdigen Arbeit zu versehen hat. Da die Darstellung hier noch wenig über die einleitenden Capitel (die Kunst des XVII. und XVIII. Jahrhunderts betreffend) vorgerückt ist, und der gesammte Plan in seiner Gliederung noch nicht ersichtlich wird, so behalten wir uns eine eingehende Beurtheilung lieber bis zur Vollendung des Werkes, die noch im laufenden Jahre bevorstehen soll, vor. — Zwei Kleinigkeiten mögen erwähnt werden: S. 52 heißt es über die Feldherrenstatuen von Tassaert, Adam und Ränz auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin: sie „mußten nicht bloß ihres Verfalls wegen, sondern nicht minder im Interesse der Würde jener Helden wie des öffentlichen Geschmackes neuerlich entfernt und durch neue Werke (von Kiß) ersetzt werden." Das ist bis auf die Thatsache der Entfernung und Ersetzung unrichtig, wie schon daraus hervorgeht, daß auch die übrigen Statuen, selbst die herrliche Ziethen's von Schadow, entfernt wurden. Auch wurde (und wird) die Veränderung in Berlin als ein Skandalfall empfunden, über den sich die öffentliche Stimme erst langsam beruhigte. Kiß's Arbeiten sind leider die langweiligste Dutzendwaare, welche jene historisch merkwürdigen und liebgewonnenen Denkmäler nicht in Vergessenheit bringen konnte. — Auffallend ist es, daß bei Trippel mit keinem Worte seiner Göthe-Büste Erörterung geschieht, obgleich dieselbe vielleicht seine beste und ohne Zweifel seine interessanteste und wichtigste Schöpfung ist, und über das eigentliche Original sogar eine Controverse bestand.

III. Besprechungen.

Der Foucault'sche Pendelversuch. Eine kritische Untersuchung der Drehung der Schwingungsebene. Von K. Hullmann, Oberlehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Oldenburg. Oldenburg. Ferdinand Schmidt 1878.

Es mag gestattet sein, mit einigen Worten auf die vorliegende kleine Broschüre einzugehen, die, obgleich fast ein Jahr alt, anscheinend nicht die Beachtung gefunden hat, die sie verdient. Der Versuch, den sie behandelt, ist an und für sich interessant genug, und es wäre demselben eine häufigere Ausführung zu wünschen, um dadurch die Drehung der Erde direct zur Anschauung zu bringen, wenn man auch nicht hoffen darf, die Knak und ähnliche Naturhistoriker dadurch verstummen zu machen. Hauptsächlich aber hat die Broschüre das Verdienst, einen Vorgang in der deutschen Gelehrtenwelt aufzudecken, der hoffentlich vereinzelt dasteht, da er geeignet ist, gewisse Herren, ihren Ruf als Mathematiker wenigstens, um allen Credit zu bringen. Der Vorgang ist nämlich in Kurzem folgender: Foucault beschreibt seinen bekannten Versuch und giebt dabei in Worten an, wie groß nach der Theorie die Abweichung der Schwingungsebene des Pendels sein muß, nämlich: „Die Winkelbewegung der Schwingungsebene ist gleich der Winkelbewegung der Erde in derselben Zeit, multiplicirt mit dem Sinus der geographischen Breite." Er unterläßt dabei zu sagen, daß dies nur eine Näherungsformel ist, die für kleine Zeiten allenfalls ausreicht. Der Stein des Anstoßes ist damit gegeben; die guten Deutschen nehmen den Versuch in ihre Lehrbücher auf, sie müssen auch die Formel für die Abweichung geben, natürlich mit der Entwickelung, sie machen weitläufige mathematische Ansätze, haben das zu erreichende Resultat vor Augen und — wissen es auch zu erzwingen; — aber fragt mich nur nicht, wie? Untereinander schreiben sie sich nicht ab, nein, jeder Einzelne erfindet seine besondere Methode und thut der Mathematik, der reinen unfehlbaren Wissenschaft, auf seine Weise Gewalt an. In den Lehrbüchern von Wüllner und von Pouillet-Müller ist bei diesem Verfahren eine gewisse Familienähnlichkeit zu entdecken, sie kommen noch durch ziemlich einfache stereometrische Betrachtungen zu ihrem falschen Resultate, um so leichter wäre freilich der Fehler zu entdecken und zu vermeiden gewesen. Wüllner begeht dabei noch die Unvorsichtigkeit, zu behaupten, irgendwo hätte der während der ganzen Umdrehung beobachtete Versuch die durch die völlig unbrauchbare Formel gefundene Zeit bestätigt. Einen etwas größeren Aufwand von mathematischem Scharfsinn entwickelt Schellbach („Neue Elemente der Mechanik"); er reducirt, um die Sache ganz rein zu erhalten sein Pendel auf ein mathematisches, führt es sogar auf ein Atom in einer hohlen Kugelschale zurück, und durch einige geschickte, wenn auch unerlaubte Uebergänge in der Rechnung weiß er am ersehnten Ziele anzukommen. Geradezu komisch wirkt die Entwickelung in Hoffmann's „mathematischem Wörterbuche" unter dem Artikel „Raumpendel". Hier wird mit Coordinatensystemen in Raum und Erde gearbeitet; dazu Sterntage, Luftwiderstand; auch der in höheren Breiten modificirten Schwere wird gedacht. Dadurch werden ziemlich ausgedehnte Reihen gewonnen, erste und zweite Differential-Quotienten gebildet. Diese Zuthaten werden später wieder sämmtlich als Ballast über Bord geworfen, und ein ähnliches unrichtiges, unbrauchbares Resultat wie bei den anderen Entwickelungen gefunden. — Man sehe sich diese Sachen in unserer Broschüre, die den Kram meist wörtlich vorführt, an: man wird um die Erfahrung reicher, daß der Satz: „Mit Zahlen läßt sich Alles beweisen" auch in der Mathematik gilt.

Kommen wir zu dem positiven Theile der Brochüre. Um den richtigen Ansatz zu gewinnen, entkleidet der Verfasser die Frage von allem Nebensächlichen. Offenbar ist es für die Theorie völlig gleichgültig, wie die von der Drehung der Erde unabhängige Ebene gewonnen wird: das schwingende Pendel bietet vielleicht das einzige Mittel, sie annähernd zur Anschauung zu bringen; vorstellen kann man sie sich natürlich viel genauer. In einer solchen Ebene handelt es sich dann wieder nur um eine Horizontale; der Verfasser substituirt also dem schwingenden Pendel eine gerade schwere Linie, die vermöge ihrer Trägheit sich selbst parallel bleibt, und weil sie in ihrem Gleichgewichtspunkte unterstützt wird, stets horizontal ist. Die Abweichungen, die eine so ausgerüstete Linie während der Drehung der

Erde zeigen muß, werden erklärt und mit Hilfe einiger stereometrischer Betrachtungen und weniger Sätze aus der sphärischen Trigonometrie berechnet. Die auf diese Weise für die Größe der Abweichungen aus jeder Anfangslage gefundene Formel ist zwar nicht so einfach, wie diejenige, mit welcher Foucault seinen Versuch bekannt gemacht hat, dafür aber unzweifelhaft richtig und für alle Breiten und Zeiten brauchbar. Eine Gewähr ihrer Richtigkeit liegt, abgesehen von der Art der Berechnung, auch darin, daß sie eine Periode von 24 Stunden enthält, d. h. nach dieser Zeit hat die unverändert gebliebene Schwingungsebene wieder die Anfangslage. Daß diese Eigenschaft bei der älteren Formel mangelt, die für die ganze Umdrehung wunderliche Zeiten von 30 oder 31 Stunden ergiebt, hätte allein schon ausreichen sollen, die deutschen Nachbeter des Franzosen stutzig zu machen.

Für einen etwaigen Thomas unter den Physikern, der der mathematischen Entwickelung nicht trauen möchte, empfehlen wir noch folgendes Experiment. Nach der alten Formel muß die Abweichung in derselben ...st dieselbe sein, gleichviel, welche Anfangslage die Schwingungsebene hatte. Nach der Hullmann'schen Formel ist aber die Größe der Abweichung verschieden je nach der Anfangslage, und zwar am kleinsten, wenn das Pendel im Meridian, am größten, wenn es senkrecht dazu im Parallelkreise schwingt. Im ersteren Falle beträgt die Abweichung nach Hullmann in Berlin nach 6 Stunden 64° 59', im zweiten Falle 90°, während die Foucault'sche Formel für beide Fälle eine Abweichung von 71° 24' ergibt. Die Verschiedenheiten erscheinen bedeutend genug, als daß ein sorgfältig ausgeführter Versuch sie nicht zur Anschauung bringen sollte. Zum Schluß können wir nicht umhin, den betreffenden Herren angelegentlich zu empfehlen, die gebotene Belehrung willig hinzunehmen und sie in ihren Büchern bei etwa nöthig werdenden neuen Auflagen zum Nutz und Frommen ihrer Leser zu verwerthen; es ist zugleich das beste und einzige Mittel, das Gedächtniß an diesen beschämenden Vorgang möglichst bald zu verwischen.

H. M.

Todtenschau.

Glatigny, Albert, namhafter französischer Dichter, † am 17. April 1873 zu Sèvres bei Paris, in dem frühen Alter von 34 Jahren. Sowohl als Lyriker wie als Mensch war der Verblichene eine naturwüchsig-originelle Erscheinung. In der Umgegend von Bernay im Departement Eure von unbemittelten Aeltern — sein Vater war Landdragoner — geboren, besuchte der Knabe Albert bis in sein zwölftes Lebensjahr die Dorfschule. Damals schon machte die Zigeunernatur sich bei ihm geltend, indem er häufig durch Flur und Wald streifte, am liebsten im Freien sich aufhielt. Der unmittelbare Anblick der Natur wirkte auf das junge Dichtergemüth ungemein anregend ein. Die Mittellosigkeit der Aeltern war Ursache, daß bei ihm frühzeitig der Broterwerb in den Vordergrund trat; und der Wunsch, seinen Ernährern nicht ferner zur Last zu fallen, das Verlangen, die Welt zu sehen, die Aussicht, viel Mußezeit seinem Lieblingstreiben, dem Studiren und Dichten, widmen zu können, bestimmte den Dreizehnjährigen, sich einer durchziehenden wandernden Schauspielertruppe anzuschließen. Was er sich, als er der Heimat den Rücken wandte, ernstlich vorgenommen, das setzte er auf seinen Kreuz- und Querzügen im Lande gewissenhaft durch. Seine mangelhafte Schulbildung durch fleißiges Lernen ergänzend, brachte er es binnen Kurzem dahin, daß er als Dichter in ziemlich correctem Französisch an die Oeffentlichkeit treten konnte. Natürlich kam ihm dabei auch sein Auftreten als Schauspieler, sein Bekanntwerden mit der vaterländischen Bühnenliteratur, sein Verkehr mit gebildeten Kunstgenossen trefflich zu Statten. Anno 1857 — er war damals 17 Jahre alt — kam er nach Paris. Die drei Jahre später (1860) unter dem Titel „Wilde Weinranken" von ihm veröffentlichten Erstlingsgedichte ließen die Kritik sofort in ihm den berufenen Dichter erkennen. In Zwischenräumen sein Nomadenleben fortsetzend, besuchte er nach und nach die meisten Städte Frankreichs und huldigte er unermüdlich der edlen Dichtkunst. 1864 erschien aus seiner Feder ein neuer Band Gedichte unter dem Titel „Goldpfeile", dem bald mehrere kleine Lustspiele und Prologstücke in Versen („Im Walde", „Unter den Weiden", „Compliment an Molière", „Die Délassements-Comi-

„ques“ u. a. m.) folgten. Ein unangenehmes Abenteuer, das der „fahrende Komödiant“ in den ersten Tagen des Jahres 1869 auf der Insel Corsica erlebte, indem den per pedes nach Bastia ziehenden Gendarmen, die bei seinem etwas verwahrlosten Zigeuneräußeren durchaus einen vagabundirenden Verbrecher in ihm erkennen wollten, fest nahmen und im Kerker arg mißhandelten, schilderte Glatigny seinen Landsleuten, den Franzosen, 1870 in Prosa und in Versen in dem humorreichen Buche „Der Neujahrstag eines Vagabunden“. Verhängnißvoll sollte jene Begegnung, d. h. sein Vertrautwerden mit einer an die Folterknechte der Inquisition erinnernden Gendarmenroheit, insofern für ihn sein, als die Folge desselben der Keim zu dem Brustleiden war, dem er im vorigen Frühjahr erlag. In Paris war der Verblichene als Journalist im Besonderen für den von Victor Hugo begründeten „Rappel“ und das illustrirte Witzblatt „l'Eclipse“ thätig. Er war mit mehreren angesehenen Schriftstellerpersönlichkeiten: Vacquerie, de Banville, dem Akademiker Autran, befreundet, ließ sich aber von der Etiquette nie binden, sondern lebte stäts als ein echter, rechter Bohême sorglos in den Tag hinein. Sich den Mitarbeitern der „kleinen Presse“, d. i. der kleineren Wochen- und Tagesblätter, anschließend, lebte er mit ihnen jenes piquante Zigeunerleben durch, dessen Wesen in Pariser Künstler-, Literaten- und Journalistenkreisen ein vom Haben und Nichthaben bedingtes stätes jähes Abwechseln von Genießen und Darben bildet. Mit allen Verhältnissen einer bonapartistisch corrumpirten Presse sowie einer imperialistischen Regierung vertraut, bezüglich aller Redactionsgruppen in der Hauptstadt wohl unterrichtet, schrieb er in den letzten Jahren des zweiten Kaiserreiches eine Reihe satirischer Gedichte, die im verwichenen Jahre bei Alphonse Lemerre in Paris herauskamen. Zu den „Pickelhäringen und Lustigmachern“ (gilles et pasquins), welche in dem Buche mit Schwung an den Pranger gestellt werden, zählen u. A. Emile Ollivier, Rouher, Havin, Veuillot. Die Gedichtsammlung bietet demnach ein ganz besonderes Interesse dar. Seit seiner Rückkehr von Corsica kränkelnd, flößte Glatigny seinen Freunden ernste Besorgnisse ein. In menschenfreundlicher Weise sorgte der genannte Verleger, indem er ihm ein Jahresgehalt von 1200 Francs aussetzte, dafür, daß er im Januar 1870 zu den in Beaumesnil (Eure) lebenden Aeltern ziehen und dort sorgenfrei am Borne der Poesie sich erholen konnte. Der Dichter ließ auch in der That noch manche Ader springen, ja, auf dem Krankenlager schloß er mit einem theuren Wesen, das opferfreudig dem Siechen bis an sein Ende mit Rath und That zur Seite stand, den Bund fürs Leben, und gleich nach dem Kriege nahm er seinen Aufenthalt wieder in Paris. Aber der Todeskeim in seiner Brust entfaltete sich in Folge der von der Commune verursachten Aufregung rasch, bis endlich die Lebensflamme erlosch. Als Bühnendichter auf den Brettern vor die Pariser hinzutreten, war ihm mit der Annahme seines Dramas „l'Illustre Brizacier“ von der Direction des Clunytheaters vor Kurzem ermöglicht worden: er sollte die Freude nicht erleben. In der letzten Zeit seines Daseins schrieb er einen Roman: „Die wandernde Komödie“, und ein Lustspiel: „Der Affe“. — Albert Glatigny besaß alle Eigenschaften des Pariser Bohême, üble und gute: war ihm der Lebensgenuß theuer, so nicht minder die Freundschaft, die Brüderlichkeit; liebte er das Vergnügen, so in eben dem Maße die Arbeit; konnte er verschwenderisch mit Geld umgehen, so war er unter Umständen auch sehr genügsam; opferte er den Mammon sinnlichem Genusse, so theilte er auch gern mit Freunden und selbst Fremden in der Noth. Auf seinem Grabsteine dürfte stehen: „Hier ruht ein echter Dichter und ein vortrefflicher Mensch.“

Trikupis, Spyridon, namhafter Gelehrter und Staatsmann des neuen Griechenland, † am 24. Februar 1873 zu Athen. Sohn eines Primas von Missolunghi wurde er 1791 in dieser Stadt geboren. Nachdem er seine Jugendbildung vollendet, gelang es ihm, durch den englischen Consul Strak in Patras 1810 die Bekanntschaft des damals in Griechenland reisenden Lord North, nachmaligen Grafen Guilford, zu machen, der ihn zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse nach Paris und London sandte. Nach Vollendung seiner Studien wählte ihn dieser Gönner, der inzwischen Gouverneur der ionischen Inseln geworden war, zum Privatsecretär. Als solcher half er Lord Guilford thätig bei der Gründung der Universität zu Corfu im Jahre 1820. Als im nächsten Jahre die griechische Revolution ausbrach, gab der Verstorbene seine Stellung auf und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er eine bedeutende Rolle in dem denkwürdigen

Kampfe spielte, dessen Historiker er eines Tages werden sollte. Seit 1821 bekleidete er, ausgenommen während der Präsidentschaft Capo d'Istria's, die wichtigsten Posten in der Verwaltung und der Diplomatie. Er war nach einander Conseilpräsident mit seinem Schwager Maurocordato und Colletti; nach dem Regierungsantritte des Königes Otto zu zwei verschiedenen Malen (1835—38 und 1841—43) außerordentlicher Gesandter zu London; nach der Revolution vom 15. September 1843, zu deren Hauptschürern er gehörte, Minister des Auswärtigen und des öffentlichen Unterrichtes; Vicepräsident des Senates von 1844—49; außerordentlicher Gesandter zu Paris während der Blocade der griechischen Häfen durch die englische Flotte im Jahre 1850 und dann zum dritten Male am Hofe von St. James accreditirt, welchen Posten er sich weigerte mit dem eines Conseilpräsidenten und Ministers des Auswärtigen zu vertauschen, nachdem das Ministerium Maurocordato (1855) gestürzt worden war. Während der Bewegungen in den sechziger Jahren war er wiederum verschiedene Male Mitglied der zahlreichen ephemeren Ministerien. Doch am 9. Mai 1862, bei Gelegenheit des Rücktrittes des Cabinetes Miaulis, weigerte er sich aus Gesundheitsrücksichten, ein neues zu bilden. Trikupis genoß außerdem eines großen Rufes als Schriftsteller und Redner. Seine von ihm in der Kathedrale von Missolunghi auf den ihm eng befreundet gewesenen Lord Byron gehaltene Grabrede ist in fast alle Sprachen übersetzt worden. Eine große Anzahl anderer von ihm während der Revolution gehaltener Reden, religiösen wie politischen Inhaltes, wurde 1836 in Paris gesammelt und herausgegeben. Auch als Dichter trat er schon frühzeitig auf und zwar mit einem Kriegsgedichte auf die Klepten: „Ὁ δῆμος. Ποίημα κλεπτικόν“ (Paris 1821). Sein Hauptwerk ist jedoch die „Geschichte des hellenischen Aufstandes“: „Ἱστορία τῆς ἑλληνικῆς ἐπαναστάσεως“, 4 Bände. (London 1853—57; 2. Aufl. 1862.) Dieses Werk, eines der bedeutendsten der neugriechischen Literatur, zeichnet sich durch seine Genauigkeit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit des Urtheiles neben einem äußerst correcten Stile aus.

Sprechsaal der Redaction.

Zu dem Aufsatze „Die Menschenopfer des letzten Krieges“ (D. W. Bd. IV, Heft 7, S. 440 ff.) geht uns — freilich etwas sehr verspätet — folgender berichtigende Brief zu, den wir der Wichtigkeit des Gegenstandes selbst und der hier gegebenen Aufklärung wegen auch jetzt noch mit bestem Danke veröffentlichen, um so mehr, als er selbst wiederum in einem wesentlichen Punkte, dem Schlußresultate, einer Berichtigung bedarf.

Neiße, den 28. December 73.

Sehr geehrter Herr Doctor!

In Band IV, Heft 7 Ihrer „Deutschen Warte“ ist das vortreffliche Werk des Hr. Dr. Engel: „Beiträge zur Statistik des Krieges von 1870/71“ erwähnt.

Die Wichtigkeit dieses Werkes, welches ich selbst im Generalstabe fleißig benutzt habe, sowie das Ansprechende Ihrer Schlußfolgerungen, die

„. . . . . mitunter
Sind erfrischend wie Gewitter“,

mögen mich entschuldigen, wenn ich auf einen anscheinend nicht genug in Erwägung gezogenen Punkt aufmerksam mache:

Bei „Verluste nach Waffengattungen“ ist (v. Tabelle A) aufgeführt, daß unter 1000 Verwundeten 2c. sich befanden:

	Offiziere		Mannschaften.
bei der Inf.	42,1	u.	957,9
„ „ Cav.	73,9	„	926,1
„ „ Art.	71,7	„	928,3

2c.

und hieraus ein Schluß auf die größere oder geringere Gefährdung des Officiers bei den verschiedenen Waffen gezogen.

Das Resultat ist aber durchaus unrichtig, weil ein Factor nicht in Berechnung gezogen ist, daß nämlich — reglementsmäßig — auf:

1000 Infanteristen 22 Officiere,
650 Cavaleristen 23 Officiere,
110 Artilleristen 4 Offiziere

kommen, wobei noch Infanterie selten diese Officierstärke erreicht, Cavalerie und Artillerie fast immer. Da hiernach auf je 1000 Mann

bei der Infanterie 22 Officiere
„ „ Cavalerie 35 „
„ „ Artillerie 40 „

gerechnet werden müssen, so stellt sich die Gefähr-

dung des Officiers bei der Infanterie um ganz Bedeutendes höher wie bei den andern Waffen.

Die schwerere Verwundung bei der Cavalerie ist dadurch erklärt, daß deren Verwundete immer noch gleichzeitig einen Pferdesturz erleben.

Mit vollkommenster Hochachtung zeichnet

Köhnhorn,

Hauptmann à la suite des 4. O./S. Inf.-Rgts. No. 63 u. Lehrer a. d. Kriegsschule.

Die Gefährdungs- und Sterblichkeitsverhältnisse stellen sich unter Berücksichtigung der hierin angegebenen Officieretatsstärken (wobei wir auch bei der Infanterie den Soll-Etat zu Grunde legen) folgendermaßen:

Da zu 1000 Mann in den drei Hauptwaffen 22, beziehentlich 35 und 40 Officiere gehören, so müßten sich, bei **gleicher** Gefährdung der Officiere und der Mannschaften, auch unter 1000 **Verletzten** 22, bez. 35 und 40 Officiere befinden. Es sind ihrer aber überall mehr, und zwar:

	statt:	i. Wirklichkeit:	d. h.
bei der Infant.	22	42,1	1,9136 mal so viel,
„ „ Caval.	35	73,9	2,1114 „ „ „,
„ „ Artill.	40	71,7	1,7925 „ „ „,

wie unter der vorerwähnten Annahme sein sollten.

Anders ausgedrückt bedeutet das: Unter Berücksichtigung der **relativen** Anzahl der Officiere bei den drei Hauptwaffen liefert die Artillerie nur etwas über $^7/_4$ des nach einfacher Proportion dem Officiercorps zukommenden Verlustes, die Infanterie aber fast das Doppelte, die Cavalerie mehr als das Doppelte. Hat die Infanterie ihre Sollstärke an Officieren (bei completem Bestande an Mannschaften, was wohl schwerlich vorkommt) nicht, so nähert sich ihr Verlust dem der Cavalerie; doch um ihn zu erreichen, dürfte sie nur 19,9 Officiere auf 1000 Mann haben.

Dr. Engel hat also (durch Vernachlässigung der verschiedenen relativen Stärke der Officiercorps bei den drei Waffen) bezüglich der Gefährdung der Officiere stark geirrt (und wir ihm nach). Dieselbe ist bei den drei Waffen keineswegs sehr verschieden und schwankt um das Doppelte der Gefährdung der Mannschaften herum, was bei richtiger Betrachtung auch mit den Aufstellungen über die Verlustverhältnisse bei den verschiedenen Chargen (bei Engel und D. W., IV., S. 445, Sp. 1 u.) stimmt. Bringt man nämlich hier die Generale und ebenso die Aerzte und höheren Beamten (die Einen als über, die Anderen als außerhalb der Eintheilung in Waffen stehend und Beide als eigenthümlichen Gefahren ausgesetzt, die mit denen der drei Waffen nicht unmittelbar zu vergleichen sind) in Abzug, und sieht man bei Mannschaften und Officieren von den Vermißten ab (da hier nur von Verletzungen die Rede ist), so verlieren nach der früher mitgetheilten Tabelle die Mannschaften 12,58%, die Officiere aber 24,66%.

Die Cavalerie bleibt auch so noch die gefährlichste Waffe für die Officiere, die Artillerie aber ist auch in dieser Beziehung die mindest exponirte, wie in Bezug auf die Gefährlichkeit der Verwundungen selbst. Denn für diese letztere — das braucht wohl kaum bemerkt zu werden — gelten unverändert weiter die von uns aufgestellten Procentsätze (IV., S. 447, Sp. 1): in Rücksicht der Tödtlichkeit der Verletzungen steht die Cavalerie obenan, die Artillerie an letzter Stelle; und hierfür gilt die Erklärung unseres geehrten Herren Correspondenten, daß die verletzten Cavaleristen — wenn auch nicht immer, doch häufig — zu ihrer Verwundung noch einen Sturz mit dem Pferde erleiden. Bloß für die **Officiere** aber sind aus den früher erörterten Gründen die Verwundungen bei der Infanterie gefährlicher als bei der Cavalerie. —

Da wir nun doch noch einmal auf die Statistik des Krieges haben zurückkommen müssen, wollen wir nicht verabsäumen, einen seiner Entstehung nach uns unerklärlichen Irrthum, die Verluste der Garde-Cuirassier-Brigade betreffend, zu berichtigen. Die Gefechtsverluste derselben sind richtig angegeben, und zwar sind von den 5 im Ganzen zur Verwundung gelangten Garde-du-Corps-Mannschaften 3 gleich bei der Truppe verblieben, 1 Mann noch während des Feldzuges geheilt wieder zur Truppe zurückgekehrt, was von den 4 verletzten Garde-Cuirassier-Unterofficieren gleichfalls bei zweien der Fall war. Sonst aber haben sich die geharnischten Gardereiter gegen den Tod nicht ganz hieb- und stichfest erwiesen, vielmehr hat nach Tabelle 6 bei Engel der Typhus 7 Mannschaften von dem einen, 18 von dem anderen Regimente als Opfer gefordert; außerdem sind von dem ersteren noch zwei Mann an nicht näher bezeichneten Krankheiten verstorben. Officiere sind in keiner Weise in Verlust gerathen.

John Stuart Mill und seine Schriften.

Von

H. Bartling.

I.

Mill's Autobiographie.

In den ersten Tagen des Wonnemonates v. J. starb John Stuart Mill: ein König im Reiche der Denker, ein Mann von hohem Geistesadel, ein würdiger Sohn seines großen Vaterlandes, ein Mensch von seltener Sittenreinheit.*) Gleich vielen seiner hervorragendsten zeitgenössischen Landsleute, wie Macaulay, Buckle, Dickens, Thackeray, George Cornwall Lewis, Sidney Herbert, Lytton, — wurde er hinweggerafft, da die Welt noch manche Jahre des Denkens und Schaffens von ihm erwarten durfte. Sein Ruhm glänzte frühzeitig in allen Landen, wo es Denker giebt, und nicht am wenigsten in unserem Deutschland, dessen Universitäten ihm bei Gelegenheit ihrer Jubiläen den Doctorhut zusandten; der philosophische, der juristische, ja auch der medicinische wurde ihm zu Theil. Nicht minder als die großen Stätten der Bildung ehrten ihn die Fachgenossen, ehrten ihn Männer, die, wenn auch auf gleichen Wegen mit ihm wandelnd, seine Ansichten nicht theilten und seine Lehren bekämpften. Lesen wir doch in dem trefflichen Buche seines Gegners, Friedrich Albert Langes, »J. St. Mill's Ansichten über die sociale Lage«, folgendes Lob: »Wenn man unter den hervorragenden Denkern der Gegenwart gleichsam durch internationale Abstimmung einem Einzigen die Palme zuerkennen sollte, so würde dieser Einzige schwerlich ein anderer sein, als der Engländer John Stuart Mill. Wenigstens vereinigt sich in keinem Manne der Gegenwart so sehr eine wirklich eminente Begabung mit positiven Leistungen, und, was sich am seltensten früh mit diesen Eigenschaften verbindet, mit einer seit Jahrzehnten begründeten und längst über das gebildete Europa verbreiteten Anerkennung.«

Solchen und ähnlichen Anerkennungen gegenüber, und in vollem Bewußtsein der monumentalen Größe Stuart Mill's überkommt uns ein Zagen in dem Augenblicke, da wir uns an eine Würdigung dieses großen Todten machen. Um ihn ganz würdigen zu können, um ihn ganz zu verstehen, müßten wir seines Gleichen sein, müßten wir, wie er, die Tiefen alles menschlichen Wissens durchforscht haben; müßten wir begabt sein mit Verstandeskräften, gleich den seinigen. Wir stehen vor dem Schaffen Mill's, wie

---

*) S. Nekrolog im V. Bande der „Deutschen Warte“, S. 701. Red.

wir einst vor den Pyramiden standen. In riesiger, unnahbarer Größe thürmten sich diese gewaltigen Werke vor uns auf; in Erstaunen versunken, vermochte unser schwaches Auge nur ganz unvollkommen die Umrisse dieser himmelanstrebenden Bauten zu umfassen; doch hingerissen, bewunderungsvoll blieb es ganz unwillkürlich haften an der scheinbaren Unfertigkeit und an den Lücken im Bau. Ebensowenig, wie uns die Fähigkeit innewohnt, über die Werke der alten Pharaonen eine gelehrte und erschöpfende Abhandlung zu schreiben, ebensowenig ist es uns möglich, Stuart Mill's Leben und Lehren ganz zu erfassen und kritisch zu ergründen. Wir müssen uns demzufolge in unserem Aufsatze auf eine kurze Skizze seines Lebenslaufes und auf eine, von allem gelehrten Apparate freie Analyse der hauptsächlichsten seiner Werke beschränken.

Bis vor ganz kurzer Zeit war es mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft, Mill den Philosophen, Politiker und Staatsökonomen, aus seinen Werken recht verstehen zu lernen. Diese Schwierigkeit jedoch ist durch das Erscheinen seiner Autobiographie um ein beträchtliches Theil gehoben. An ihrer Hand werden wir eingeführt in den Bildungsgang des großen Mannes, durch sie vermögen wir den Entwicklungsstadien des gewaltigen Geistes zu folgen, mit ihrer Hülfe aber begreifen wir auch, wie so manche auffallende Mängel seinen Theorien anhaften konnten. Da Mill's Autobiographie so zu sagen den Schlüssel zu seinen Werken bildet, so beschäftigen wir uns zuvörderst mit ihr, und reihen alsdann an dieselbe die kurze kritische Beleuchtung seiner vorzüglichsten Schriften.

Der größte Theil dieser interessanten und merkwürdigen Autobiographie wurde vor 1861, und »der Rest meines Lebens«, wie er ihn pathetisch bezeichnet, in der Periode nach dem Hinscheiden seiner Frau 1870, geschrieben. Das Buch ist mit der Bedachtsamkeit, der Sorgfalt und in dem vollendeten Stil abgefaßt, welche des Todten Werke volksthümlich gemacht haben, ungeachtet der Schwerverständlichkeit, Dunkelheit und Trockenheit mancher darin abgehandelten Themen. Es ist sehr die Frage, ob jemals ein Gelehrter oder Philosoph eine gleich vollständige und getreue Geschichte seines Geisteslebens hinterlassen hat. Jene unbewußten Offenbarungen des Charakters, welche sehr häufig die werthvollsten Theile einer Autobiographie bilden, nehmen in der wohldurchdachten Erzählung Mill's nur einen verschwindend kleinen Raum ein, und zwar, weil sein Vorhaben, einen wahrheitsgetreuen Bericht über seinen Lebenslauf zu geben, durch seine von Kindheit an getriebenen philosophischen Betrachtungen in die Wirklichkeit gerufen wurde. Nachdem er das Ziel, zu dem er in seiner Jugend erzogen worden war, und das er sich selbst später als die Aufgabe seines Lebens vorsteckte, erreicht hatte, da meinte er, mit einem von aller Eitelkeit freien Selbstvertrauen, daß sein Entwicklungsgang eine nützliche Lehre für Andere bilden müsse. Sagt er doch selbst auf der ersten Seite seines Buches: »Es scheint geeignet, der folgenden biographischen Skizze einige Andeutungen über die Gründe vorauf zu schicken, welche es mir wünschenswerth erscheinen ließen, eine solche Denkschrift über ein so wenig ereignißvolles Leben, wie das meinige, zu hinterlassen. Ich bilde mir durchaus nicht ein, daß irgend ein Theil von dem, was ich zu berichten habe, dem Publicum als eine Erzählung, oder als in Verbindung mit mir selbst, von Interesse sein kann. Doch ich dachte, daß in einem Zeitalter, in welchem Erziehung und ihre Vervollkommung die Gegenstände eines häufigeren, wenn nicht tieferen Studiums sind, als in irgend einer früheren Periode der englischen Geschichte, es nützlich sein würde, wenn man einen Bericht hätte über eine Erziehung, welche ungewöhnlich und bemerkenswerth war, und welche, was sie immer auch sonst noch gethan haben mag, bewiesen hat, wie viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, gelehrt und gut gelehrt werden kann in jenen

Kinderjahren, welche bei den gewöhnlichen sogenannten Unterrichtsmethoden wenig besser als vergeudet werden. Gleichfalls schien es mir, daß es in einem Zeitalter der Umkehr der Ansichten sowohl von einigem Interesse wie von Nutzen sein würde, die successiven Phasen eines Geistes aufzuzeichnen, der alle Zeit vorwärts drang, und der stets bereit war, aus eigenem Geiste oder aus dem Anderer zu lernen und zu verlernen. Doch ein Motiv, das mehr als alle diese bei mir ins Gewicht fällt, ist der Wunsch, die Schuld anzuerkennen, welche meine geistige und moralische Entwickelung anderen Personen schuldet, Einige unter ihnen von anerkannter Größe, Andere weniger bekannt, als sie es verdienten, und Einer, dem das Meiste von Allem zu danken ist, und den die Welt kennen zu lernen keine Gelegenheit hatte.«

Mill hat Recht, wenn er von seiner Erziehung sagt, daß sie eine ungewöhnliche und bemerkenswerthe gewesen sei. Von seiner Geburt an, wurde er dazu ausersehen und mit großem Fleiße darauf vorbereitet, ein Protest zu sein gegen das gesammte System der Welt, und der Urheber eines neuen zu werden. Den menschlichen Gedanken sollte er reinigen und erneuern und ihn zum universellen Alleinherscher in der Welt machen. Ohne Zögern darf man behaupten, seine Erziehung war dieser fast unbegränzten Aufgabe mehr als gewachsen. Sie war ein riesiges Experiment in der Formung des Geistes, und zum Glück für die Förderung der psychologischen Wissenschaft haben wir in der Mill'schen Autobiographie einen sorgsamen und peinlich genauen Bericht über dieselbe. Daß ein Mann, nein ein Knabe, der Menschheit Jahre vorauf sein, und ein halbes Menschenleben die gewöhnlichen Studenten in seinem Lande hinter sich lassen sollte, und dies noch dazu unbewußt, das mußte erklärt werden, und es ist in zufriedenstellender Weise erklärt worden. Doch was der Knabe Mill selbst nicht sah, das sahen Andere, nämlich ein Kind, das wie ein Mann zu sprechen verstand. Und in der That, er war ein Wunder im frühsten Jünglingsalter. Sagt er doch selber, ohne die geringste Affectation, daß seine Jugend nichts als Arbeit, und er selbst nichts weniger denn ein Genie gewesen sei. Gleich den schimmernden Treibhauspflanzen war er künstlich zur Frühreife getrieben worden. Als er noch ein Knabe war, hieß es von ihm, er sei ein »gemachter«, ein »fabricirter« Mensch, der wohl Bewunderung erregen könne, dem aber alle wärmeren Gefühle abgingen. Kurz und gut, Kind zu sein war ihm niemals vergönnt: doch, die diesem Stadium eigenthümlichen Elemente sind unbesieglich, und im Laufe der Zeit, durch's ganze Leben, zeigt er, daß sie alle in ihm lagen, wenngleich in unregelmäßiger Entwickelung.

Mag Mill nun noch so groß als Gelehrter und Denker gewesen sein, das Eine kann man nicht verneinen, daß alle die von den Aeltern und Lehrern ausgegangene Geistescultur doch nicht den Mangel eines frühen Umganges mit seines Gleichen ersetzen konnte. Die republicanische Atmosphäre der Kinderwelt ist fleißigen und nachdenkenden Köpfen unumgänglich nothwendig. Wenn Mill frühzeitig auf den Spielplatz gesandt worden wäre, anstatt Aufgaben für seinen Vater zu lösen und mit Bentham zu correspondiren, so würde er ganz unbewußt jene Art von Wissen erlangt haben, die er später weder aus Büchern, noch aus einsamem Nachdenken lernte. Ganz richtig und treffend äußerte sich vor etwa vier Jahren der anonyme Autor einer interessanten kleinen Brochüre, betitelt »Gneist und Stuart Mill«, daß Letzterer wohl niemals anders als im Studirzimmer gewirkt habe; eine Sinecure im indischen Amte sei nicht der Erwähnung werth: auch scheine er durch seine Natur durchaus zum privatisirenden Gentleman berufen zu sein.

Mill's Vater huldigte hinsichtlich der Weisheit der Jugend gar wundersamen An-

sichten: er meinte, man müsse Männer unter vierzig Jahren, gleich den Frauen, von dem Wahlrechte ausschließen, und zwar aus dem Grunde, weil Beide genügend von den Männern mit vierzig Jahren und darüber vertreten seien. Diese mit dem Schwabenalter kommende Weisheit versuchte er seinem Sohne mit einem Schlage einzufiltriren, ohne sich bei den Zwischenstufen aufzuhalten. Er glaubte, und mit ihm später auch sein großer Sohn, der menschliche Charakter werde durch die Umstände gebildet, die Verschiedenheiten desselben seien nicht angeboren, und die Verschiedenheiten zwischen den Individuen seien größtentheils solche, wie sie ganz natürlich durch ihre verschiedenen Lebensweisen hervorgebracht würden. Dieser Theorie gemäß handelte Mill, der Vater; doch ungeachtet aller Mühe und Beharrlichkeit war sein Unternehmen kein ausschließlich erfolgreiches. Von frühester Jugend bis zum Jünglingsalter befand sich Stuart Mill ganz und gar unter dem Einflusse von Gedankenformen und in einem geringeren, doch nicht weniger wichtigen Grade unter dem von Meinungen, in denen er mit Rigorosität geschult worden war. Doch nachdem er sein 25stes oder 30stes Jahr zurückgelegt hatte, kamen andere Einflüsse ins Spiel, und nun trat seine eigene, wahre, so lange in die Fesseln seiner Jugenderziehung geschlagene Natur zum Vorschein, in einer Weise, die seinem Vater, wäre er noch am Leben gewesen, von Herzen zuwider gewesen sein würde. Wenn man die Autorität und das Gewicht der Meinungen Mill's richtig schätzen will, so ist es unumgänglich nothwendig, den Charakter und die Umstände seiner Erziehung genau zu untersuchen. Seine Autobiographie ladet uns dazu ein, nein sie zwingt uns sogar dazu. In Mill sollte die Welt zur Vernunft und Tugend erzogen und durch die Macht der Erziehung dahin gebracht werden, die alten Gewänder abzuwerfen und neue anzuziehen. Er sollte der Menschheit eine neue, seinem Gehirn entsprungene Form geben, und welcher Gestalt diese Form war, das lehrt uns sein nachgelassenes Buch.

Der Vater Mill's, der in der Autobiographie fast als die verkörperte, wenn auch nicht immer graciöse Gottheit figurirt, war der Autor einer in England sehr geschätzten Geschichte von britisch Indien, ein Mann von großen Gaben und strengen Principien. Durch die Güte einer Dame und aus den Mitteln einer öffentlichen Stiftung wurde er für die schottische Kirche erzogen und zum Prediger ordinirt. Jedoch scheint er niemals die ernste Absicht gehabt zu haben, seinem Berufe zu folgen. Sein Sohn führt dies eingehend aus und kommt, so oft er seine eigenen religiösen Anschauungen berührt, darauf zurück. Der Vater begnügte sich mit der logischen Cohaerenz des schottischen Rituales, mit der Bibel und dem Glauben an eine Gottheit. Er hatte die Werke des berühmten Theologen und Bischofes Butler mit Sorgfalt studirt und stimmte mit demselben darin überein, daß, wenn es einen Schöpfer und eine Vorsehung in dem gewöhnlichen Sinne der Welt gebe, daraus alles Uebrige folge — selbst die schottische Annahme und Schlußfolgerung, daß der Allmächtige den größten Theil der Menschen nur darum geschaffen habe, um sie in alle Ewigkeit im höllischen Feuer zu quälen. Eine solche Schlußfolgerung wies er mit Abscheu zurück, doch da er annahm, daß mit ihr alles Andere in Verbindung stehe, und da er bei seiner ausgedehnten Lectüre ferner gefunden hatte, daß alle einander ablösenden Begriffe von einer Gottheit von Anbeginn der Welt an, mehr oder weniger schlecht und grausam gewesen, so schwor er seinen ganzen Glauben ab und stigmatisirte alle Theisten als nur halbvernünftige oder unlogische Menschen.

In solchen Ansichten erzog er seinen Sohn, den er von frühster Jugend an zum Erben seiner Principien und zum Ebenbilde seines moralischen Ichs bestimmte. Das Resultat war, daß Stuart Mill niemals einen Glauben hatte und sich nie der Zeit

erinnern konnte, da er das Christenthum nicht als einen Nachfolger des Heidenthums ansah. Mit ängstlicher Sorgfalt hielt der Vater den Sohn von allem Glauben fern und schloß ihn von aller Gesellschaft aus, welche nicht so dachte wie er. Dem Menschen- und Kinderfreunde muß das Herz bluten, wenn er bedenkt, daß der später so große Denker sich nicht ein einziges Mal seiner Mutter erinnert, nicht ein Wort für die hat, welche ihm das Leben gab und mit zärtlicher Sorgfalt über ihn wachte, ehe er noch lallen konnte, und ehe ihm sein Vater, nur den Eingebungen seiner ehrgeizigen Absichten folgend, die Jugend raubte. Die schönen, rührenden Worte eines Göthe: »Vom Mütterchen hab' ich die Frohnatur« entsprechen keinem Gefühl, das jemals in dem jugendlichen Herzen eines Mill hätte aufkommen können. Ueberall der kaltblütige, herzlose, nur von seinen eigenen Ideen eingenommene Vater, nirgends die sanften, lieben Worte der Mutter: ein arktisches Eisgefilde, in welchem nur die kalte Verstandessonne eines, wenn auch gelehrten, doch beschränkten Menschen glänzte. Nur lernen, lernen, lernen, aber nicht schöpfen aus dem Urquell alles Wissens, aus der göttlichen Offenbarung, die uns auf jedem Schritte unseres Erdenwallens in der Natur, in der Gesellschaft, im eigenen Herzen entgegentritt. Des Vaters Bestreben, dem Sohne schon in frühester Jugend die abstrusesten Wissenschaften beizubringen, würde bei einem weniger geistig starken Kinde in Idiotismus geendet haben. Zum Glück für die Welt aber war der Sohn nicht weniger zum Lernen befähigt, als der Vater zum Lehren entschlossen war, und indem Stuart Mill auf seine Erziehung zurückblickt, zögert er nicht, sich darüber auszusprechen, ob der Vater »nicht mehr ein Verlierer, als ein Gewinner war bei seiner Härte«. »Die jüngeren Kinder waren meinem Vater in Liebe zugethan, und wenn ich von mir selbst auch nicht dasselbe sagen kann, so war ich ihm doch mit Loyalität ergeben.«

Kaum drei Jahre alt fing Stuart Mill an, Griechisch zu lernen, von dem er jedoch zweifelhaft ist, ob er sich später die grammatische Kenntniß eines Gelehrten aneignete. Um dieselbe Zeit wurde ihm auch das Rechnen beigebracht, und vom vierten bis zum achten Jahre las er den Herodot, sowie Xenophon's Cyropädie, Memoiren über Sokrates, Stücke aus Diogenes Laertius, Lucian und Isokrates. Ja früher schon hatte er die ersten sechs Dialoge des Plato gelesen, wobei er jedoch selbst meint, daß der Theätet etwas über seine Jahre hinaus gewesen sei. In jenen Tagen, so sagt Stuart Mill (wenn auch irrthümlich), gab es noch kein griechisch-englisches Lexikon, und der junge Mill, der vorsichtig vom Lateinischen entfernt gehalten worden war, damit ihn Ovid, Horaz und Virgil nicht mit ihren Poesien ansteckten, war genöthigt, von seinem Vater, der neben ihm am Tische saß und seine Geschichte Indiens schrieb, das englische Aequivalent des Wortes zu erfragen, das er in seinem griechisch-lateinischen Lexikon fand.

Doch alles dies war nur ein Theil des von ihm bis zu seinem achten Jahre vollbrachten Werkes. Neben dem Rechnen, einer Wissenschaft, welche ihm gar nicht zusagte, um so mehr, da sie Feierabendarbeit war, mußte er auch Geschichte treiben. Das Studium begann er mit Langhorn's »Plutarch«, Barnell's »Geschichte seiner Zeit«, und dem historischen Theile des trockenen Annual Registers bis 1788, wo die von Bentham erborgten Bände aufhörten. Dann folgten die Historiker Robertson, Hume, Gibbon, Watson, Hooke und eine Uebersetzung von Rollin's Geschichte des Alterthums. Nicht lange nachher las er auch Verschiedenes über die ersten Anfänge der französischen Revolution, und als er zum americanischen Kriege kam, hielt er es kindlich, wie er sagt, mit seinem Vaterlande, bis ihn sein väterlicher Mentor eines Besseren belehrte und den Keim eines falschen Patriotismus erstickte. Ferner hatte er bis zu seinem achten Jahre Millar's »Geschicht-

lichen Ueberblick über die englische Regierung«, Mosheim's »Kirchengeschichte«, M'Crie's »Leben des John Knox«, ja auch zwei Historiker der Quäker durchlesen müssen.

Bei allen diesen für einen Knaben kaum faßlichen Studien muß man sich aber durchaus nicht einbilden, daß sie plan- und regellos betrieben wurden. Durchaus nicht. Der Sohn mußte dem Vater an jedem Tage einen vollen Bericht über alles Gelesene abstatten, namentlich wenn Letzterer argwöhnte, daß der junge Schüler die Studien mehr als eine Pflicht, denn als ein Vergnügen ansah. Doch damit ja keine Zeit beim kindlichen Spiele versäumt würde, wurden auch die Erholungszeiten zu Stunden des Unterrichtes verwandt.

Auf den täglichen, stets gemeinsam unternommenen Spaziergängen, gab der Vater seinem Kinde Auseinandersetzungen und Ideen über Civilisation, Regierung, Moral und Geistescultur, und diese mußte der Sohn später aus dem Gedächtnisse und so, wie er sie aufgefaßt hatte, wiederholen. Wenngleich der Vater des Sohnes patriotischen Ansichten über den americanischen Krieg ein schnelles Ende gemacht hatte, so erhielt er es doch für angezeigt, seine natürliche Neigung zur aggressiven und kritischen Seite mit Schriften zu unterstützen, welche Männer im Kampfe mit Schwierigkeiten darstellten. Von leichterer Unterhaltungslectüre wurden ihm, neben einigen Reisebeschreibungen, nur Robinson Crusoe und nach langem Zögern die »Arabischen Nächte« und der »Don Quixote« erlaubt.

Nachdem er sich auf diese Weise beträchtliche Zweige der englischen Literatur zu Eigen gemacht hatte, kam auch die lateinische Sprache an die Reihe. Von dieser bemerkenswerthen Inversion haben wir weiter oben schon die Gründe angedeutet. »In demselben Jahre, in welchem ich Latein begann,« so sagt unser Autor, »machte ich auch meine erste Bekanntschaft mit den griechischen Dichtern, und zwar zuerst mit der Iliade.« Sobald seine Fortschritte im Verständnisse des Homer genügend waren, gab ihm der Vater Pope's Uebersetzung in die Hände. Dies waren die ersten englischen Verse, welche er las, und, so fügt er hinzu, »mein stets wiederkehrendes Vergnügen war so groß, daß ich sie mindestens zwanzig- bis dreißigmal gelesen habe«. Nun folgte Unterricht in der Mathematik, dann nach und nach in der Algebra, so wie alle lateinischen und griechischen Dichter, Historiker, Philosophen und Redner.

Dabei wurde des Knaben Feder in steter Bewegung gehalten bei Exercitien, Analysen, Argumenten, geschichtlichen Darstellungen, kurz auf allen Wegen, wo er sich im schlagfertigen Gebrauche derselben üben und eine vollkommene Beherschung jenes reichen Materiales erlangen konnte. Und als ob alles dies noch nicht genug gewesen wäre, er mußte auch eine jüngere Schwester in der lateinischen Grammatik unterrichten und mit ihr den größten Theil von Cornelius Nepos und Cäsar's Commentaren durchnehmen. Mill jedoch ist vernünftig genug, die Praxis zu verurtheilen, welche ein Kind zum Lehrer des anderen macht.

So erstaunenerregend auch die Erzählung bis zum achten Lebensjahre Mill's sein mag, so ist sie doch noch drückender und schmerzlicher in den vier folgenden. Sie ist schmerzlicher, weil der Geist mehr als zuvor der Schwierigkeiten bei den Studien, der auf dem Gedächtnisse ruhenden Last, der Beschwerden des Lebens und der die Menschheit in feindliche Lager theilenden Streitfragen inne wird. Was den Vater anbetrifft, so scheint er in seiner alten Weise, eine Schwierigkeit auf die andere zu häufen, fortgefahren zu sein, wahrscheinlich, um dadurch heraus zu finden, was sein Sohn zu vollbringen nicht im Stande war. Er erklärte Schriftsteller mit Schriftsteller und vervielfältigte

seine erläuternden Beispiele in solchem Maße, daß ein minder starker Geist davon erdrückt worden wäre. Die Nothwendigkeit von Vorkenntnissen bei Lösung von Problemen scheint er systematisch unbeachtet gelassen zu haben, gerade als ob ein einziger intuitiver Wahrheitsbegriff besser sei, als aller Verstand. Doch daß sein Sohn nicht auf Irrwege geriethe, darüber wachte er mit Argusaugen. »Mitford's Geschichte Griechenlands« so sagt Mill, »wurde von mir wiederholt gelesen; mein Vater aber warnte mich vor den toryistischen Vorurtheilen dieses Schriftstellers und seinen Verdrehungen der Thatsachen zum Weißwaschen von Despoten und zur Verunglimpfung populärer Institutionen. Ueber diese Punkte unterhielt er sich mit mir und erläuterte sie mit solchem Effecte durch Stellen aus griechischen Rednern und Historikern, daß meine Sympathie bei der Lectüre Mitford's beständig auf der vom Autor entgegengesetzten Seite war, und bis zu einem gewissen Grade hätte ich ihn in diesem Punkte widerlegen können: doch dies verringerte das stets wiederkehrende Vergnügen nicht, mit welchem ich sein Buch las.« Weiter finden wir, daß sich Stuart Mill in seinem elften und zwölften Jahre, neben Hooke's römischer Geschichte, auch mit der Geschichte des Mittelalters beschäftigte, namentlich mit dem Abfalle der Niederlande. Das, was er erlernt hatte, suchte er alsbald aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben, auf welche Weise er nach einander eine aus Hooke ausgezogene römische Geschichte, einen Abriß der Weltgeschichte des Alterthums, eine Geschichte Holland's und endlich, was er für ernsthafter hielt, eine aus Hooke, Livius und Dionysius zusammengestellte Geschichte der römischen Regierung zu Stande brachte. Die letztere Arbeit, die einen Octavband gefüllt haben würde, umfaßte die Geschichte der römischen Regierung bis zur Epoche der Licinischen Gesetze, 376 v. Chr.: »Es war in der That,« so sagt Mill darüber, »ein Bericht über die Kämpfe zwischen den Patriciern und Plebejern, welche jetzt all das Interesse in meinem Geiste in Anspruch nahmen, das ich früher für reine Kriege und Eroberungen der Römer gehegt hatte. Ich dissertirte alle constitutionellen Punkte, welche mir vorkamen: obgleich ich ganz und gar mit Niebuhr's Forschungen unbekannt war, so rechtfertigte ich doch vermittels der mir von meinem Vater gegebenen Aufklärungen und auf das Zeugniß von Livius hin die Agrargesetze und hielt nach besten Kräften die Sache der demokratischen Partei aufrecht. In meiner Mißachtung für meine jugendlichen Arbeiten zerstörte ich einige Jahre später alle diese Papiere, da ich damals noch nicht voraussah, daß ich jemals eine Neugierde nach meinem ersten Schreib- und Denkversuche fühlen würde. Mein Vater munterte mich zu dieser nützlichen Unterhaltung auf, obgleich er niemals, und wie ich denke vernünftigerweise, das zu sehen verlangte, was ich niedergeschrieben hatte, wodurch mir das unangenehme Gefühl erspart wurde, Jemandem in meinen Schriften Rechenschaft abzulegen, und das noch unangenehmere, mich unter kritischen Augen zu befinden.«

Bei dem großen, mit dem menschlichen Geiste unternommenen Experimente hatte der Vater Mill's mit einer großen, schwer zu bewältigenden Schwierigkeit zu kämpfen, nämlich mit der unglücklichen und von ihm bald entdeckten Thatsache, daß der Sohn poetische Anlagen und Neigungen hatte. Auf einen Poeten konnte man bei einem Experimente wie dem begonnenen nicht rechnen. Mußte man nicht fürchten, daß er eines Tages im Sattel des Pegasus alle Barrièren überspringen, alle Ketten zersprengen werde, welche man bedachtsam seinem Geiste mit Hülfe der Logik und Philosophie angelegt hatte? Solch' einer Katastrophe mußte unter allen Umständen vorgebeugt werden. Zu diesem Behufe wurde dem Sohne, ehe er sich an das Studium des Homer machte, der Herodot zu lesen gegeben, nicht bloß weil Letzterer in allen Dingen ein Skeptiker und Ersterer ein

Gläubiger an alle nur möglichen Vorkommnisse war, sondern weil Herodot in Prosa und Homer in Versen schrieb. Es mußte der Sohn lehrreiche Fabeln, Geschichten, politische Reden, philosophische Abhandlungen und Pasquille auf die alten Religionen schreiben, ehe es ihm gestattet wurde, neue Lebenskraft an den Brüsten der Poesie zu saugen. Das warme, jugendliche Herz mußte gegen alle poetischen Regungen mit einem eisernen Panzer umgeben werden.

Wenn man sich so recht in die Erziehung Mill's hineindenkt, so recht das Thun und Treiben des Vaters, mit Bezug auf ihn, betrachtet, dann kommt einem dasselbe wie die Handlung eines von einer Manie Besessenen vor. Jede Bewegung des Kindes, jeder Schritt wurde mit einer raffinirten Aufmerksamkeit überwacht, wie man sie eben nicht selten bei Wahnsinnigen antrifft. Jedes zarte, jugendliche Gefühl wurde schnell unterdrückt und als Todsünde bezeichnet und als die Mutter aller Irrthümer und Verbrechen hingestellt. Gefühle waren in den Augen des Vaters die schlimmsten Verbrechen. Wie wir gesehen haben, war Stuart Mill schon weit im Griechischen vorgerückt, ehe er in das Lateinische eingeführt wurde. Die Folge davon war, daß ihm Ovid, Virgil, Horaz, diese auf ein Jugendgemüth so mächtig wirkenden Dichter, vorerst unbekannt blieben. Und wenn dennoch zuweilen in der Brust des armen geistig überladenen Knaben der Wunsch nach frischer, freier Luft aufstieg, wenn er sich hinaussehnte in Feld und Wald, wenn ihn der Gesang der Vögel und der Duft der Blumen anlockte, dann wurde er von seinem Vater und Kerkermeister an die Hand genommen und einem Gefangenen gleich spazieren geführt. Auch auf diesen für die Gesundheit nothwendigen Promenaden wurde jegliche zarte, poetische Regung, jegliche Freude an den Schönheiten der Natur im Keime erstickt durch hochweise, discursirende, die ganze Aufmerksamkeit des Knaben fesselnde Gespräche.

Doch wie groß und beharrlich auch des Vaters mephistophelische Macht war, ganz vermochte sie des Sohnes Neigung zur Poesie nicht auszurotten. Ein heimliches Gefühl der Rebellion stahl sich in das Herz des Knaben gegen des Vaters Mißachtung aller Dichtungen; diese hehre Kunst allein bildete, so zu sagen, den einzigen Abstoßungspunkt zwischen beiden. Und wie war dies auch anders möglich. Der Knabe und Jüngling schaute auf die Poesie wie auf eine herrliche, duftende Blume; der Vater betrachtete sie bald als eine nützliche Pflanze, bald als ein Gift. Stuart Mill fühlte dies nur zu deutlich, und in seiner Autobiographie sagt er darüber: »Als ich Pope's Homer zum ersten Male las, versuchte ich ehrgeizig etwas Aehnliches zu componiren, und ich brachte so viel wie ein Buch einer Fortsetzung der Iliade zu Stande. Hiermit würden wahrscheinlich die willkürlichen Eingebungen meines Ehrgeizes ein Ende genommen haben; doch diese aus freier Wahl begonnene Uebung wurde auf Befehl weiter fortgesetzt. Gemäß der gewöhnlichen Praxis meines Vaters, mir soweit wie möglich die Gründe für das anzugeben, was er mich thun zu sehen wünschte, gab mir hierfür zwei ihn recht charakterisirende Gründe an: Der eine war, daß man gewisse Dinge besser in Versen als in Prosa ausdrücken könne. Dies sei, so sagte er, ein reeller Vortheil. Der andere war, daß man Versen gewöhnlich mehr Werth beilege, als sie verdienten, und die Fähigkeit, sie zu schreiben, sei aus diesem Grunde werth, sie sich anzueignen.«

Die Poesie war, wie ersichtlich, in den Augen des älteren Mill nur dazu da, gleich einem Lastthiere nützliches Werk zu vollbringen, und was im Großen und Ganzen seine Meinung über die gesammte englische Dichtung war, das lernen wir aus folgender Stelle der Autobiographie: »Von Shakespeare war mein Vater nie ein großer Bewunderer, und die diesem in England gezollte Vergötterung griff er mit einer gewissen Härte an. Im

Ganzen fragte er nach englischer Dichtung wenig, ausgenommen Milton (für den er die größte Bewunderung fühlte), Goldsmith, Burns und Gray's Bard, den er dessen Elegie vorzog; vielleicht kann ich auch noch Cowper und Beattie hinzufügen. Er hatte eine gewisse Achtung vor Spenser, und ich erinnere mich, daß er mir (seiner gewöhnlichen Praxis entgegen, mich ihm vorlesen zu lassen,) das erste Buch der Fairy Queen vorlas; doch ich hatte wenig Gefallen an derselben. In den Dichtungen des jetzigen Jahrhunderts sah er kaum irgend welches Verdienst, und ich wurde mit denselben kaum eher bekannt, als bis ich das Mannesalter erreicht hatte, ausgenommen die metrischen Romanzen Walter Scott's, welche ich auf seine Empfehlung hin mit großem Vergnügen las, so wie es mir alle Zeit mit lebhaften Erzählungen ging. Dryden's Gedichte befanden sich unter den Büchern meines Vaters, und er ließ mich manche von denselben lesen, doch ich fragte wenig nach ihnen, ausgenommen »Alexander's Gastmahl«, das ich, gleich manchen der Gesänge Walter Scott's, innerlich nach eigener Melodie zu singen pflegte: ja ich ging so weit, zu einigen der letzteren Melodien zu componiren, welche ich noch im Gedächtniß habe. Cowper's kurze Gedichte las ich mit einigem Vergnügen, doch in den längeren kam ich nicht recht vorwärts, und nichts interessirte mich in den beiden Bänden so sehr, wie die Prosaerzählung seiner drei Hasen. In meinem dreizehnten Jahre kamen mir Campbell's Gedichte in die Hände, unter denen Lochiel, Hohenlinden, The Exile of Erin und einige andere mich mit Gefühlen erfüllten, welche die Poesie niemals zuvor in mir rege gemacht hatte.«

In seinem dreizehnten Jahre, so erzählt uns Mill weiter, fing er auch das Studium der praktischen Wissenschaften an. Er verschlang Handbücher über Chemie, namentlich das von Dr. Thomson, dem Jugendfreunde seines Vaters, ohne jemals einer Vorlesung beizuwohnen, noch ein Experiment zu sehen. Nichts zog ihn mehr an als Joyce's »Wissenschaftliche Gespräche«, deren sechs Bände zum Unterricht und zur Unterhaltung für erwachsene Kinder geschrieben waren. Und wenn auch sein Vater die unrichtigen Folgerungen des Autors mit Rücksicht auf die Fundamentalprincipien der Physik, welche in den ersten Theilen des Werkes sehr häufig sind, scharf kritisirte, so kehrte sich der Knabe doch diesmal wenig an die Ansichten seines unerbittlichen Mentors. Nach der Physik kam auch die Logik an die Reihe, und beim Studium derselben bildete das Organon des Aristoteles Mill's erstes Unterrichtsbuch. Nachdem dies mit emsigem Bemühen durchstudirt war, wurden lateinische Abhandlungen über scholastische Logik und Hobbe's Computatio sive Logica vorgenommen, und diesen folgte der ganze Katalog philosophischer Schriften, deren einfache Aufzählung hier von geringem Nutzen und manchem Leser auch ganz unverständlich und unglaublich sein würde. Wir sagen unglaublich; denn die Art und Weise, die Schnelligkeit und Sicherheit, mit der Stuart Mill von einer Wissenschaft zur anderen überging und sie verdaute, gränzt geradezu an das Ungeheuerliche, Uebernatürliche. Noch ehe er sein zwölftes Jahr erreichte, hatte er so zu sagen Alles studirt und Alles gelesen. Neben den vielen schon aufgenannten Werken las er noch den Demosthenes, den ganzen Tacitus, Juvenal, Quinctilian und die bedeutendsten Schriften Plato's.

Einen recht werthvollen Einblick, in die von seinem Vater zu seiner Geistesdrillung angewandten Mittel giebt uns Mill in folgender Passage seines Buches: »In meiner Erziehung kenne ich nichts, dem ich mehr für das von mir errungene Denkvermögen zu danken hätte, als die scholastische Logik. Die erste Geistesübung, in der ich es zu einer Fertigkeit brachte, war die Section eines schlechten Argumentes und das Auffinden, in

welchem Theile der Trugschluß lag. Und alle solche mir angeeignete Fähigkeit war eine Folge des Umstandes, daß es eine geistige Uebung war, in welcher mich mein Vater mit großer Ausdauer gedrillt hatte. Doch ist es gleichfalls wahr, daß die Schullogik und die beim Studium derselben erworbenen geistigen Gewohnheiten zu den hauptsächlichsten Instrumenten dieser Geistesdrilling gehörten. Ich bin überzeugt, daß richtig angewandt nichts im modernen Unterrichte so sehr wie dies beiträgt zur Bildung von exacten Denkern, welche eine präcise Meinung an Worte und Propositionen knüpfen, und die sich nicht durch vage, unzusammenhängende oder zweideutige Phrasen beirren lassen. Der berühmte Einfluß mathematischer Studien ist nichts im Vergleiche damit, denn in dem mathematischen Processe kommt keine der Schwierigkeiten des correcten Vernunftschlusses vor.«

Doch mit dem Lernen, Denken und schriftlichen Exerciren war es noch nicht genug. Stuart Mill mußte seinem Vater auch noch bei der Ausführung seines großen historischen Werkes helfen. Mill giebt uns von dieser seiner Beschäftigung in der letzten Hälfte seines elften und im Anfange seines zwölften Jahres eine eingehende Beschreibung: — »Ein Buch, das bedeutend, im besten Sinne, zu meiner Erziehung beitrug, war meines Vaters Geschichte von Indien. Es wurde im Anfange von 1818 veröffentlicht. Im Jahre zuvor, während es sich im Drucke befand, mußte ich Correctur lesen, oder vielmehr ich las ihm (dem Vater) das Manuscript vor, und er corrigirte die Correcturbogen. Die Menge neuer Ideen, welche ich aus diesem bemerkenswerthen Buche empfing, der Impuls und der Sporn, so wie auch die Leitung meiner Gedanken, welche mir seine Kritiken und Erörterungen über Gesellschaft und Civilisation in dem Hindutheile und über Institutionen und Regierungsacte in dem englischen Theile gaben, machten meine frühe Familiarität mit demselben außerordentlich nützlich für meinen späteren Fortschritt. Und obgleich ich in demselben, mit Hinsicht auf Mustergültigkeit, jetzt Fehler wahrnehmen kann, so halte ich es doch, wenn auch nicht für die beste, so doch für eine der lehrreichsten Geschichten, welche jemals geschrieben wurden, und für eines der Bücher, aus denen ein Geist, der sich in der Bildungszeit seiner Meinungen befindet, den größten Vortheil schöpfen kann. Die Vorrede, eine der charakteristischesten Schriften meines Vaters und voll von reichem Gedankenmateriale, entwirft ein ganz zuverlässiges Bild der Gefühle und Erwartungen, mit denen er die Geschichte schrieb. Das Buch ist durchwoben mit den Meinungen und Auffassungsweisen eines demokratischen Radicalismus, der damals als extrem angesehen wurde, und beurtheilt mit einer damals ungewöhnlichen Schärfe die englische Verfassung, die englischen Gesetze, und alle Parteien und Klassen, welche einen bedeutenden Einfluß im Lande hatten.«

Die Folgen dieser Geschichte Indiens waren für die damalige Zeit überraschende und kaum zu erwartende. Anstatt die am Ruder befindlichen Staatsmänner durch ihre scharfen, aber nur zu gerechten Kritiken zu erzürnen, rief sie bei ihnen eine hohe Meinung über des Autors Fähigkeiten hervor. Die Ueberzeugung, daß derselbe vom indischen Volke und seinen Institutionen mehr verstehe als sie Alle vermochte sie dazu, ihm eine nicht unbedeutende Stellung im indischen Amte zu geben. Der alte Mill stieg, wie es kaum anders zu erwarten stand, bald von einer Stufe zur anderen und bahnte seinem Sohne den Weg zu einer späteren Anstellung in demselben Verwaltungszweige. Vater und Sohn hatten nun, da sie ins praktische Leben übergetreten waren, reichliche Gelegenheit, sich nach dieser Seite hin auszubilden und ihre in der Schreibstube gebildeten Theorien in Anwendung zu bringen. Die dem Vater durch seine amtliche Stelle auferlegten Ar-

beiten verhinderten ihn nicht, auch ferner mit gleicher Beharrlichkeit wie früher über die Erziehung und Ausbildung seines Sohnes zu wachen. Im Jahre 1819, also in seinem dreizehnten Jahre, ließ er ihn einen vollständigen Cursus in der Volkswirthschaft durchmachen. Ricardo's Pamphlete über die Bullion-Controverse wurden beim Unterricht über die schwere Lehre vom Gelde benutzt, und der Schüler wurde angehalten, »die oberflächlichen Ansichten Adam Smith's mit Hülfe der größeren Kenntnisse Ricardo's zu verbessern«. Und hiermit endete, wenn man sich so ausdrücken darf, der Schulunterricht des jungen Mill.

Der Autobiograph schließt dies erste Capitel seines Buches mit einer Art von Summarium und mit allgemeinen Betrachtungen über die bei ihm angewandte Erziehungsmethode. Es ist unmöglich dieselben hier alle anzuführen; doch wir können es nicht unterlassen, wenigstens den ersten Theil derselben, der höchst charakteristisch ist, hier mitzutheilen: — »Der hervorstechendste Punkt in dem von mir theilweise geschilderten Erziehungsgange ist die gewaltige Anstrengung, welche gemacht wurde, um mir während der Kinderjahre in den sogenannten hohen Zweigen der Erziehung beträchtliche Kenntnisse beizubringen, welche selten, wenn überhaupt, vor dem Mannesalter erworben werden. Das Resultat des Experimentes zeigt die Leichtigkeit, mit welcher dies ausgeführt werden kann, und stellt die üble Vergeudung so mancher werthvollen Jahre in ein klares Licht, welche damit hingebracht werden, sich das gewöhnlich den Schülern beigebrachte Modicum von Latein und Griechisch anzueignen; eine Zeitverschwendung, welche so manche Reformatoren des Unterrichtes dahin gebracht hat, den unbedachten Vorschlag zu machen, diese Sprachen ganz und gar aus der allgemeinen Erziehung zu streichen. Wenn ich von Natur mit außerordentlich schneller Auffassungsgabe versehen gewesen wäre und ein genaues und gutes Gedächtniß gehabt hätte oder auffallend thätigen und energischen Charakters gewesen wäre, so würde der Versuch kein entscheidender gewesen sei. Doch in allen diesen natülichen Gaben stand ich mehr unter als über Pari. Was ich thun konnte, vermochte sicherlich auch jeder Knabe, jedes Mädchen von gewöhnlicher Fähigkeit und gesunder physischer Constitution zu thun. Und wenn ich irgend etwas vollbracht habe, so schulde ich dies, unter anderen glücklichen Umständen, der Thatsache, daß ich, wie ich ohne Rückhalt sagen darf, meine Laufbahn, durch die frühzeitige mir vom Vater gegebene Erziehung, mit dem Vorsprunge eines Vierteljahrhunderts über meine Altersgenossen begann.« —

Hier müssen wir einen Augenblick anhalten und die Frage aufwerfen, bis zu welchem Grade wir die uns über die ersten Unterrichtsjahre erzählte Geschichte glauben können. Wir wollen mit einer solchen Frage durchaus keinen Schatten des Zweifels auf die Glaubwürdigkeit des Autobiographen werfen, doch wir glauben, rund herausgesagt, daß seine Phantasie bei dem Berichte über die mit ihm vorgenommene Procedur im Spiele war, gerade so, wie bei seinen Angaben über die außerordentlichen Fähigkeiten seiner Gattin, auf die wir später noch kommen werden. Wir können nicht glauben, daß er alle die von ihm aufgezählten Werke im wahren Sinne des Wortes »las«. Um nur eins herauszugreifen, Mosheim's »Kirchengeschichte«. Kann Jemand, der dies Werk mit seinen sechs dicken Bänden kennt, glauben, daß ein Kind von acht Jahren sich beim Lesen desselben eine Idee von den darin behandelten Personen und Gegenständen machen konnte? Uns ist dies unmöglich. Was Mill in seiner Autobiographie »Lesen« nennt, wird wahrscheinlich in einem flüchtigen Durchfliegen des Inhaltes bestanden haben, von dem gewisse Passagen vage Ideen in seinem frühreifen Geiste zurückließen. Und es ist

nur zu wohl bekannt, daß der Geisteszustand Mill's, von seinem ersten Erscheinen in der Gesellschaft bis zu seinem letzten Augenblicke, ein Beweis davon war, daß er, soweit Realitäten in Anbetracht kommen, herzlich wenig aus den unzähligen griechischen, lateinischen und englischen Büchern gelernt hatte, deren Seiten er in seiner Kindheit mit den Augen durchlaufen hatte. Nirgends vermögen wir zu finden, daß er das menschliche Leben in seiner Wirklichkeit auffaßte, noch auch den Lauf der menschlichen Dinge von Anbeginn bis auf unsere Tage. Männer und Frauen waren ihm mehr oder weniger Abstractionen. Aus der ungeheuren Masse seiner Bücher eignete er sich eine wunderbare Kraft der Analyse an, zu der er von Natur außerordentlich befähigt war. Doch seine Erziehung war gerade da eine beschränkte, wo es seinem Geiste ursprünglich mangelte. Er wurde nur durch Bücher erzogen, denn, wie wir gesehen, war weder sein Vater ein Gesellschafter für ihn, noch hatte er jemals Spielcameraden, noch wird von der Mutter in der ganzen Autobiographie ein Wort gesprochen.

Mill sagt in seinem Summarium und allgemeinen Betrachtungen über seine ersten Unterrichtsjahre weiter: »In dieser Erziehung gab es einen Cardinalpunkt, der mehr als alles Andere die Ursache von all dem Guten war, das sie hervorbrachte. Die geistigen Fähigkeiten der meisten Knaben und Jünglinge, denen eine Masse von Kenntnissen eingepfropft wird, werden nicht gekräftigt, sondern überbürdet. Sie sind mit bloßen Thatsachen und mit den Meinungen und Phrasen Anderer vollgestopft, und dies wird als ein Ersatz für die Kraft eigener Gedankenbildung angesehen. In Folge dessen werden gar häufig Söhne hervorragender Väter, bei deren Erziehung keine Mühe gespart wurde, zu bloßen Papageien dessen, was sie erlernt haben, und sind unfähig, ihre Verstandeskräfte zu gebrauchen, ausgenommen in den ihnen vorgezeichneten Geleisen. Meine Erziehung jedoch war keine Ueberbürdung. Niemals erlaubte mein Vater, daß das von mir Erlernte in bloße Geistesübung ausartete. Er bemühte sich, mein Verständniß nicht bloß gleichen Schritt mit dem Unterrichte halten, nein es wo möglich demselben voraufeilen zu lassen.«

Recht interessant würde es sein, zu erfahren, ob Stuart Mill, nachdem er aufgewachsen war, jemals Bekanntschaft mit Kindern machte. Ein Knabe von gewöhnlichen Fähigkeiten würde, wie wir schon angedeutet haben, bei einem solchen Experimente zum Idioten gemacht worden sein, und keine vernünftige Mutter wird es jemals zulassen, ihre Tochter einer ähnlichen Geistestortur zu unterwerfen. Stuart Mill mag seinen Lebenslauf, wie er sagt, mit einem Vorsprunge von einem Vierteljahrhundert über seine Altersgenossen begonnen haben; doch es ist unmöglich, das Unglück wieder gut zu machen, niemals ein Knabe gewesen zu sein. Ja es darf mit Recht bezweifelt werden, ob es in der That ein Vortheil für einen jungen Mann ist, seinen Altersgenossen zu weit vorauf zu sein. —

Nachdem das erste Stadium seiner Erziehung, in der von ihm geschilderten Weise, sein Ende erreicht hatte, ward Mill das gute, man möchte sagen, unermeßliche Glück zu Theil, die ihn fesselnden Unterrichtsketten auf einige Zeit abzustreifen und seinen Geist zu baden in freier, frischer Atmosphäre. Durch die Güte des Generales Bentham, des Bruders des bekannten Rechtsgelehrten, ward es ihm ermöglicht, ein Jahr lang im Süden Frankreichs zu leben und einen Ausflug in die Pyrenäen zu machen. »Die erste Einführung in die höchste Ordnung der Gebirgsscenerie machte den tiefsten Eindruck auf mich und gab meinem Geschmacke Farbe für's ganze Leben,« so spricht sich Mill über diese Epoche seines Lebens aus, und wir glauben ihm hier auf's Wort. Doch das

Resultat seines Aufenthaltes in Frankreich bestand nicht bloß in einem freien Aufschwunge seines Geistes und einer Verfeinerung seines Geschmackes, nein, er studirte auch die französische Sprache, und besuchte Vorlesungen über Chemie, Zoologie, Logik und höhere Mathematik. Sein Gastgeber selbst sowie dessen Frau, die Tochter eines bedeutenden Chemikers, und auch der Sohn, ein berühmter Botaniker, hatten durch ihre gesellschaftliche wie geistige Bildung einen großen Einfluß auf ihren jugendlichen Gast, namentlich der Erstere, der mit seinen mannichfachen Kenntnissen eine große Geschicklichkeit in der Mechanik verband. Während seines Aufenthaltes in Paris machte der junge Mill die Bekanntschaft des Nationalökonomen Jean Baptiste Say, in dessen Hause er verschiedene bemerkenswerthe Personen traf, unter Anderen Saint-Simon, »zu jener Zeit bloß ein kluges Original«. »Die Hauptfrucht, welche ich aus der Gesellschaft, die ich sah, mit hinwegnahm, war ein starkes und lastendes Interesse am continentalen Liberalismus über den ich mich später, ebenso wie über englische Politik, auf dem Laufenden hielt, was in jenen Tagen bei Engländern durchaus nicht gewöhnlich war. Dies hatte einen sehr heilsamen Einfluß auf meine Entwickelung, da es mich von dem beständig in England vorherschenden Irrthum frei hielt, einem Irrthum, der auch meinem Vater mit all seiner Erhabenheit anklebte, nämlich universelle Fragen mit englischem Maße zu messen.« So urtheilt Mill über die Resultate seines Aufenthaltes in Frankreich, wobei er seinen Landsleuten einen wichtigen Fingerzeig über ihr Verhalten den Bestrebungen anderer Völker gegenüber giebt.

Aus dem bisher gesagten ist leicht ersichtlich, daß die Erziehung Mill's, trotz aller der vielen in seinem Kopfe aufgehäuften Kenntnisse, in gewisser Hinsicht dennoch eine beschränkte war: nennt er sie doch selbst »einen durch eine Reise nach Frankreich gemilderten Cursus im Benthamismus«. Und in der That war Mill's Vater recht einseitig verfahren. Erst ein oder zwei Jahre nach seiner Rückkehr von Frankreich las Stuart Mill die Geschichte der französischen Revolution, denn nur bis zu deren Anfängen hatten seine historischen Studien gereicht. »Und nun nahm ich mit Erstaunen wahr, daß die damals in einer so nichtssagenden und hoffnungslosen Minorität allüberall in Europa sich befindenden Principien der Demokratie dreißig Jahre zuvor in Frankreich Alles vor sich niedergeworfen hatten und der Glaube der Nation gewesen waren. Wie man hieraus ersehen kann, hatte ich vorher eine nur sehr vage Idee von der großen Umwälzung.«

Und Stuart Mill hat Recht in dieser seiner Bemerkung. Während er in allen philosophischen Systemen Bescheid wußte und über Staatsökonomie debattiren und schreiben konnte, fehlten ihm selbst die allerelementarsten Kenntnisse von den hervorragendsten Ereignissen des modernen Zeitalters. Was jedes Kind wußte, das mangelte ihm. Sagt er doch selbst: »Mir war es unbekannt, daß die Franzosen die absolute Monarchie Louis XIV. und Louis XV. abgeschüttelt, den König und die Königin getödtet und manche Personen, unter ihnen Lavoisier guillotinirt hatten und endlich unter den Despotismus von Bonaparte gerathen waren.«

Wie es kaum anders zu erwarten stand, bemächtigte sich diese große Epoche ganz und gar der Gefühle des Jünglinges und verband sich mit seinen jugendlichen Aspirationen auf den Charakter eines demokratischen Kämpen. Er träumte, daß das, was schon einmal geschehen war, noch einmal wieder geschehen könne, und daß es ihm dann vielleicht vergönnt sein würde, in einem englischen Convente, erfolgreich oder nicht, als Girondist zu figuriren. Es dürfte Wunder nehmen, daß ein jugendliches Gemüth wie das Mill's, dem es keineswegs an zarten Gefühlen fehlte, nicht vor einem Reiche des

Schreckens und des Blutes zurückbebte. Doch dem gegenüber muß man bedenken, daß sich die ganze Geschichte gleich einer Vision vor ihm entfaltete, und zwar in dem vergleichsweise reifen Alter von 15 Jahren, da seine Verstandeskräfte bereits einen hohen Grad von Stärke erlangt hatten, sein Ehrgeiz sich aber noch, ohne irgend eine Ernüchterung, im Stadium der Phantasie befand. Kurz Mill wurde und blieb nach der Lectüre der Geschichte der französischen Revolution sein Leben lang ein Demokrat, und als ein solcher machte er sich im Winter von 1821—22 unter Leitung des bedeutenden Rechtsgelehrten und Schülers von Bentham, Austin, an ein Studium der Rechtswissenschaften, und zwar als eine Vorbereitung für seinen Eintritt in den Advocatenstand und als einen wichtigen Theil der allgemeinen Bildung. Zu gleicher Zeit studirte er auch die Bentham'schen Werke und zwar mit Hülfe von Dumont's Traité de Legislation, in welcher die verworrenen Ideen Bentham's gesichtet und der Welt in faßlicher Form dargelegt sind.

Es kann gar nicht überraschen, daß Stuart Mill, nachdem er Bentham's Streben, welches ja die Reform, die radicale Reform war, zwar nicht mit Barricaden, aber mit der Macht des Wortes, mit der Schärfe der Logik, der juristischen und philosophischen, durch Dumont's Commentare kennen gelernt, sich die Principien des Reformers zur Richtschnur und zur Basis seines ganzen Lebens machte. »Als ich den letzten Band des Traité aus der Hand gelegt hatte, war ich ein anderer Mensch geworden. Das »Nützlichkeitsprincip«, wie es Bentham auffaßte, und wie es in diesen drei Bänden angewandt wird, fiel genau in seinen Platz als der Schlußstein, welcher die abgesonderten und fragmentarischen Bestandtheile meines Wissens und Glaubens zusammenhielt. Es gab meiner Auffassung der Dinge Einheit. Jetzt besaß ich Meinungen, einen Glauben, eine Doctrin, im besten Sinne des Worts eine Religion, deren Ausbreitung und Einpflanzung zum hauptsächlichen äußeren Lebenszwecke gemacht werden konnte. Und ich hatte vor mir eine große Conception der durch diese Doctrin in der Lage der Menschheit zu bewirkenden Aenderungen.«

Mill sagt, daß Bentham's Principien ihn erst zu einem rechten Manne, zu einem Menschen gemacht hätten. Wir meinen, daß er sich hier über sich selber täuscht. Alles, was Bentham gelehrt hatte, lag schon von frühester Jugend auf in seiner Brust, und es bedurfte nur des Anstoßes, des »Schlußsteines«, um seiner Gedankenstructur eine Abrundung und Festigkeit zu verleihen. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, mit seinem 16. Jahre ward Mill ein Utilitarier, und zu dieser Doctrin wollte er alle Nationen und gesetzgebenden Gewalten des Weltalls bekehren. Seiner Ansicht nach war der Utilitarismus das Licht der Welt. Nicht bloß alle Dogmen und Meinungen verschwanden in seinem Glanze, nein, die ältesten und feierlichsten Institutionen wurden von dieser Mittagssonne überstrahlt.

Ueber die Entstehung des Wortes »Utilitarismus«, das, wie der schon erwähnte anonyme Verfasser der Broschüre über Gneist und Mill sagt, im Grunde für die deutsche Philosophie und für die praktische Weltanschauung der Deutschen ein ebenso barbarisches Ding geblieben ist, wie für das Ohr eines Deutschen, berichtet uns Mill Folgendes: »Im Winter von 1822—23 faßte ich den Plan einer kleinen Gesellschaft, die aus Männern bestehen sollte, welche über Fundamentalprincipien einig waren und »Nützlichkeit« und eine gewisse Anzahl von hauptsächlichen aus ihr für die von mir angenommene Philosophie gezogenen Lehrsätzen als ihre Norm in der Ethik und Politik anerkannten. Diese Gesellschaft sollte sich alle vierzehn Tage versammeln, um auf Grund der vereinbarten Voraussetzungen Essais vorzulesen und Fragen zu discutiren. Dieses Fac-

tum würde kaum des Erwähnens werth sein, wenn nicht um des Umstandes willen, daß der Name der von mir geplanten Gesellschaft »Utilitaristische Gesellschaft« war. Dies war das erste Mal, daß Jemand den Titel »Utilitarier« angenommen hatte, und von dieser bescheidenen Quelle machte der Ausdruck seinen Weg in die Sprache. Ich jedoch erfand das Wort nicht, sondern traf es in einer der Galt'schen Novellen, betitelt Annals of the Parish, in welcher der schottische Geistliche, von dem es die Autobiographie sein soll, dargestellt wird, wie er seine Pfarrkinder warnt, das Evangelium nicht zu verlassen und »Utilitarier« zu werden.«

Voll von der Doctrin des Utilitarismus machte sich Mill an die Lectüre und das Studium von Locke, Helvetius, Hartley, und zuweilen auch an Berkeley, Hume, Reid, Dugald Steward und Brown. Um diese Zeit, in seinem 16. Jahre, las er auch zur besseren Befriedigung seines Geistes über einen Gegenstand von angeblicher Bedeutung ein auf Bentham's Handschriften gegründetes anonymes Werk unter dem Titel: „Analysis of the Influence of Natural Religion on the Temporal Happiness of Mankind“. Dieses Werk befaßte sich nicht so sehr mit der Wahrheit wie mit der Nützlichkeit religiösen Glaubens im allgemeinsten Sinne und abgesondert von den Eigenthümlichkeiten einer speciellen Offenbarung. Mill's Bemerkungen über dieses Buch drehen sich hauptsächlich um die Behauptung, daß bei allen Religionen der Glaube schwach und precär, dagegen aber die Ansicht über ihre Nothwendigkeit für moralische und sociale Zwecke fast allgemein sei. Alle Welt sage, es müsse eine Religion geben, man müsse eine Religion haben, doch man finde es durchaus nicht nothwendig, selbst religiös zu sein, oder man handele wenigstens nicht so, als ob man es wäre. »Der Theismus,« so schließt er, »ist absurd und demoralisirt das Christenthum in allen seinen Formen.« Hiermit gab sich Mill zufrieden. Er hatte alle Religionen an seinem Geiste vorüberziehen lassen, nicht etwa in ihrer Essenz, sondern in ihren äußeren Manifestationen, ihren falschen Auslegungen, ihren schlechten Anwendungen von Seiten der gedankenlosen Menge und in ihren oft nach rein weltlicher Macht ringenden Dienern. Sie hatten vor seiner Forschung und seinem Glauben nicht bestehen können, deshalb warf er sie sämmtlich über Bord und machte sich zum Apostel des »Utilitarismus«. Das oben erwähnte Werk erschien Mill als das beste jemals über die religiöse Frage geschriebene, und deshalb schloß er auch mit ihm seine Buchstudien. Ueber diesen Abschluß sagt er uns: — »Ich habe nun, glaube ich, alle die Bücher aufgenannt, welche irgend einen beträchtlichen Einfluß auf meine frühe Geistesbildung hatten. Von diesem Augenblick an betrieb ich meine Geistescultur mehr durch schriftliche Arbeiten als durch Lesen.« —

Im Sommer 1822, also nach eben zurückgelegtem 16. Lebensjahre, schrieb er seinen ersten »argumentativen Essai«. Dieser Essai war, soweit sich Mill erinnern kann, ein Angriff auf das aristokratische Vorurtheil, daß die Reichen den Armen an moralischen Eigenschaften überlegen seien. Dieses schon oft in allen nur erdenklichen declamatorischen Tonarten abgehandelte Thema, wurde also von Mill in seiner Erstlingsarbeit durch »trockene Argumente« beleuchtet, und diese trockenen Argumente wurden von ihm als das beste Mittel angesehen, um seine Laufgräben für seinen großen Angriff auf die Aristokratie zu eröffnen.

Ganz bedeutend wurde Mill's fernere Ausbildung durch den Umgang mit verschiedenen höchst bedeutenden Männern, die in seines Vaters Hause verkehrten und meistens auch dessen Ansichten theilten, gefördert. Unter ihnen befanden sich die Brüder Austin, Grote der Historiker, der jetzige Lord Romilly und Lord Belper. Der von solchen Män-

nern geistig angeregte und geförderte Jüngling und eifrige Anhänger Bentham's schrieb mit 16 Jahren Leitartikel für den »Morning Chronicle« und den »Traveller« und wurde in seinem 17. Jahre regelmäßiger Mitarbeiter der »Westminster Review«. Die Reife seines Urtheiles in diesem frühen Alter zeigte sich deutlich an seiner Unzufriedenheit mit der von Bentham durchgesetzten Anstellung des poetischen, vielwissenden, aber flachen Bowring als Redacteur der Westminster Review. — Mit 18 Jahren gab Mill Bentham's »Beweisrecht« heraus.

Ungeachtet der von seinem Vater bewerkstelligten Cultivirung und Abhärtung seiner außerordentlichen Geisteskräfte war Mill tiefer, phantastischer, selbst krankhafter Gefühle fähig. In dem kritischen Alter von zwanzig Jahren fiel er in eine Art tiefer Schwermuth. Diese ganz natürliche Reaction, welche er später niemals verstanden zu haben scheint, überwand er durch das Studium des Dichters Wordsworth. Den Bericht, welchen er uns über seine in dieser Periode gemachte Entdeckung giebt, daß nämlich die Gewohnheit der Analyse die Gefühle abnutze und das Vergnügen untergrabe, und ferner von der Methode, mit der er durch die Cultivirung von Poesie und Musik sich von der auf ihm lastenden Schwermuth befreite, ist einer der schönsten Abschnitte in der Autobiographie. In den Anfangsstadien dieser Melancholie wurde er »ernstlich von dem Gedanken einer Erschöpfung der musikalischen Combinationen geplagt«, und er tröstete sich über die Sonderbarkeit seiner Unruhe mit der Bemerkung, daß seine Schwermuth eine nicht bloß egoistische sei, da ja die Erschöpfung der musikalischen Combinationen die Glückseligkeit der Menschheit geschädigt haben würde. Auf den Dichter Wordsworth wurde er zuerst durch sein Interesse für Naturschönheiten aufmerksam. »Doch was Wordsworth's Gedichte zu einer Medicin für meinen Geisteszustand machte, war, daß sie nicht bloß äußerliche Schönheiten zum Ausdrucke brachten, sondern unter dem Reize der Schönheit gefärbte Gefühls- und Gedankenzustände.«

Wie ernst und schwer jener Zustand der Schwermuth war, in den sich Mill ganz einfach durch Geistesüberanstrengung hineingearbeitet hatte, und zu dem der Vater und die Freunde nach Kräften beigetragen hatten, das geht aus der Autobiographie klar und deutlich hervor. Was diesen traurigen Seelenzustand noch verschlimmerte, war Mill's Bewußtsein, daß er bei den ihm Nahestehenden, und am meisten bei seinem Vater, keine Hülfe und keinen Rath finden konnte: — »Rath würde, wenn ich gewußt hätte, wo ihn finden, höchst werthvoll gewesen sein. Die Worte Macbeth's zu seinem Arzte kamen mir häufig in den Sinn. Doch es gab Niemanden, auf den ich auch nur die geringste Hoffnung betreffs einer solchen Hülfe setzen konnte: Mein Vater, an den ich mich naturgemäß in irgend einer praktischen Schwierigkeit hätte wenden müssen, war die letzte Person, bei der ich in einem solchen Falle auf Hülfe rechnete. Alles überzeugte mich, daß er kein Verständniß für einen solchen Seelenzustand hatte, wie denjenigen, unter dem ich litt, und daß selbst, wenn man ihm denselben hätte verständlich machen können, er nicht der Arzt für dessen Heilung gewesen wäre.« Und verlassen und allein, ohne Aussicht auf eine helfende, rettende Hand, stellte sich Mill gar häufig die Frage, ob er, wenn er so weiter leben müsse, dies wohl noch lange ertragen würde. »Gewöhnlich antwortete ich mir, daß ich es nicht über ein Jahr würde ertragen können. Doch als etwa die Hälfte dieser Zeit vorübergegangen war, brach ein schwacher Hoffnungsschimmer durch meine Nacht. Durch einen Zufall war ich an Marmontel's Memoiren gerathen und hatte die auf den Tod seines Vaters bezügliche Stelle gelesen, welche von der unglücklichen Lage der Familie und der plötzlichen Inspiration berichtet, welche er,

noch ein Knabe, fühlte, und welche ihm den Gedanken eingab, ihr Alles sein zu wollen, — den Platz auszufüllen für Alles, was sie verloren hatte. Mich überkam eine lebhafte Vorstellung von dieser Scene, und ich ward zu Thränen gerührt. Von diesem Augenblicke an wurde meine Last leichter. Der Druck des Gedankens, alles Gefühl in mir sei erstorben, war verschwunden. Nicht länger mehr war ich hoffnungslos: ich war kein Holzblock, kein Stein mehr. Noch hatte ich, so schien es mir, etwas von dem Material in mir, aus dem zum Glück aller Charakterwerth und alle Fähigkeiten gemacht werden . . . . . . Auf diese Weise verzog sich nach und nach die Wolke, und ich freute mich wieder des Lebens. Und wenn ich auch noch verschiedene Rückfälle hatte, von denen einige Monate dauerten, so war ich doch niemals wieder so elend, wie zuvor.«

Nachdem seine Besserung auf diese Weise vor sich gegangen war, dachte Mill über die Natur des Heilmittels nach und rieth es auch seinen Freunden, sicherlich ohne recht zu überlegen, worin deren Leiden bestand. Seinem Freunde Roebuck drang er demzufolge Wordsworth's Gedichte auf, welche dieser auch freundlich hinnahm; doch als Mill in einer der Zusammenkünfte der »Utilitaristischen Gesellschaft« es versuchte, Wordsworth über Byron zu stellen, da fing Roebuck Feuer und vertheidigte den herabgesetzten Dichter. Nun entspann sich zwischen den beiden Benthamiten ein heftiger Wortkampf über den Werth von Wordsworth und Byron, der damit endete, daß die Freundschaft Beider für immer einen ernsten Stoß erhielt; auch brachte die erwähnte Debatte eine tiefe Meinungsverschiedenheit zwischen Beiden ans Licht. —

Daß wir uns bis jetzt auf eine so eingehende und weitläuftige Weise mit dem hier endenden ersten Theile der Erzählung beschäftigt haben, hat seinen guten Grund darin, daß in ihm der ganze geistige Entwicklungsproceß Mill's enthalten ist. Er giebt uns ein genaues, detaillirtes Bild von der Erziehung des großen Erziehers, von der Bildung des Mannes, der von Kindheit auf dazu bestimmt worden war, die Welt zu reformiren. Die Capitel, welche das Buch ferner noch enthält, drehen sich um Stuart Mill's öffentliches, wenig ereignißvolles Leben. Sie sind, da sie nur von uninteressanten Thaten und den schriftlichen Arbeiten des Mannes sprechen, wenig anziehend, und das um so mehr, als sie in einem außerordentlich nüchternen Stile geschrieben sind. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß sie nicht einzelne funkensprühende interessante Stellen enthalten. Dies gilt namentlich von der Stelle (S. 259), wo er von dem jetzigen Zeitalter spricht, als »einer Zeit lärmender Streitigkeiten und schwacher Ueberzeugungen«. Auch seine Bemerkungen über Staatsmänner sind bemerkenswerth: — »Ich kann verstehen, daß sonst ganz intelligente Personen aus Mangel genügender Untersuchung durch Hare's Plan (zur Wahl von Abgeordneten) in Folge der vermeintlichen complexen Natur seiner Maschinerie abgestoßen werden. Doch derjenige, welcher den Mangel, den dieses System ersetzen soll, nicht fühlt, derjenige, welcher es als eine bloße theoretische Finesse oder als eine Grille ansieht, der Aufmerksamkeit praktischer Männer nicht werth, der muß als ein incompetenter, der Zukunft nicht gewachsener Staatsmann angesehen werden. Ich meine dies, wofern er nicht ein Minister ist, oder ein solcher zu werden gedenkt, denn wir sind an einen Minister gewöhnt, der unaufhörlich eine unqualificirte Feindseligkeit gegen alle Verbesserungen bis zu dem Augenblick an den Tag legt, da sein Gewissen oder sein Interesse es ihm rathsam erscheinen läßt, sie als eine öffentliche Maßnahme in die Hand zu nehmen und durchzuführen.«

Noch auf einen Punkt in Mill's Charakter müssen wir zurückkommen, und zwar auf seine Weichherzigkeit und die damit in Verbindung stehende Neigung zur Phantasie.

Wir haben wahrgenommen, daß er bei Marmontel's Worten über den Tod seines Vaters und das Elend seiner Familie in Thränen ausbrach, und daß die Gedichte Wordsworth's das einzige Heilmittel für seine lange Zeit unbesiegbare Schwermuth waren. Ein noch deutlicherer und außerordentlicherer Beweis für seine Neigung zur Emotion, war seine gänzliche Hingebung an die Frau, welche später seine Gattin wurde. Mehr als zwanzig Jahre lang waren, so überredete er sich, alle seine Werke gemeinschaftliche Producte, und alle jene Gedanken, welche zum Ruf und zum Erfolge seiner Schriften am meisten beigetragen haben, waren seiner Ueberzeugung nach der Ausfluß ihres Genius. Eines der außerordentlichsten Beispiele seines Glaubens an ihre großen Fähigkeiten finden wir in seinem Bericht über seine Schätzung Carlyle's: — »Ich wußte, daß ich niemals um ihn herumsehen konnte, und ich konnte niemals sicher sein, über ihn hinauszusehen; auch maßte ich mir niemals an, ihn mit irgend einer Bestimmtheit zu beurtheilen, bis er mir erklärt wurde durch eine uns Beiden bedeutend überlegene Person, — die mehr Dichter als er, und mehr Denker, als ich war — deren Geist und Natur die seine und noch unendlich mehr einschloß.«

Zwar kann kein Lebender mit Gewißheit sagen, ob Mill's Schätzung des Charakters und der Fähigkeiten seiner Gattin übertrieben war, doch kann man dieselbe anzweifeln, wenn man in Erwägung zieht, daß die von ihm so hoch geschätzte eine Frau war, die niemals etwas schrieb, noch jemals etwas des Aufbewahrens Werthes sprach, und deren sogenannte große Fähigkeiten nur allein dem von Liebe geblendeten Ehemanne bekannt waren. Was wir gern glauben wollen, ist, daß sie ihn durch ihren feinfühlenden, praktischen Sinn von einer weiteren Neigung zu, wenn nicht Verirrung in rein socialistischen Theorien abhielt. In anderer Hinsicht jedoch war der vermeintliche Antheil der Gattin an dem Schaffen des Mannes wahrscheinlich nur ein Resultat seiner Wünsche und seiner Phantasie. Die von Mill hervorgehobene zwischen ihm und seiner Gattin waltende gänzliche Uebereinstimmung in Gedanken und Meinungen beweist nur, daß sie ihm niemals widersprach noch ihm opponirte, und daß sie die Kunst besaß, alle seine geistige Thätigkeit mit Hinneigung und Sympathie zu färben.

Von Jugend auf war er der Ansicht gewesen, daß die Frauen zu einem gleichen Antheil an den politischen Rechten befähigt seien, doch wahrscheinlich erst in Folge seines Umganges mit einer Frau, die er zu einer Dichterin und Philosophin erhob, gerieth er auf den Glauben einer absoluten Gleichheit der Geschlechter. Für manche Männer würde ein solches Mißverstehen der Naturgesetze ein schwerer Schlag für ihre Romantik gewesen sein und mit leidenschaftsloser Erfahrung und Beobachtung in Feindschaft gestanden haben; doch für Stuart Mill's Glückseligkeit war es wesentlich, daß er die von ihm geliebte Frau für einen Logiker und Volkswirthschafter hielt, ihm selber, dem großen prädestinirten Reformer der Welt ebenbürtig; und der Schluß dünkte ihm nicht zu kühn, diese eingebildete Beobachtung zu dem Satze zu verallgemeinen, daß die Frau überhaupt dem Manne ganz unbedingt gleich stehe. —

Wenn wir nun, von der Autobiographie Mill's Abschied nehmend, noch einen flüchtigen Blick auf seine öffentliche Thätigkeit in den letzten Jahren werfen, so können wir nicht umhin, hervorzuheben, daß sein größter praktischer Fehler in seiner Verbindung mit Gewalten bestand, die er zu überwachen unfähig gewesen wäre. Noch kurze Zeit vor seinem Tode hielt er in einer Versammlung eine längere Rede, in welcher er die Theorie von der Annexion des unerworbenen Ertrages vom Lande durch den Staat aufstellte, obgleich er wohl wußte, daß die meisten seiner Zuhörer, Socialisten reinsten Wassers, unter der vorgeschlagenen Annexion einfach Confiscation verstanden.

Mill's Autobiographie wird im Ganzen genommen außerordentlich lehrreich für jene sein, welche nicht in einem unqualificirten Sinne seine Schüler sind. Doch nebenbei zeigt sie uns noch, daß Mill in seinem fünfzigsten Jahre ganz so war, wie in seinem zehnten, und in seinem zehnten, wie ihn sein Vater wundersam gebildet hatte.*)

Militärische Revue.

Rückblicke auf die Wiener Weltausstellung.

Von

Albert Schmidt.

In einer Zeit wie die unsere, in der fast das ganze Europa einem Feldlager gleicht, in der die Mittel der Nationen in gegenseitiger Rivalität bis auf das äußerste Maß angespannt werden, überall die Wehrkraft zu erhöhen, in der fast jedes Jahr neue Vervollkommnungen der Mordwaffen und der Heereseinrichtungen mit sich bringt, hat, glauben wir, auch der militärische Theil einer internationalen Ausstellung mehr als einen ephemeren oder bloß fachmännischen Werth und verdient daher wohl eine retrospective Betrachtung. Denn jener militärische Theil der Weltausstellung repräsentirt, wenn auch mehr oder minder unvollständig, doch den dermaligen Standpunkt der Bewaffnung und Ausrüstung der Heere sowie, in beschränkterem Maße freilich, auch ihrer wissenschaftlichen Ausbildung. Zwischen der letzten Pariser Ausstellung und der Wiener liegt ein Zeitraum von nur 6 Jahren; jener ersteren war unmittelbar ein radicaler Umschwung, die Einführung der gezogenen Geschütze und der Hinterlader-Handfeuerwaffen vorangegangen; und doch, welche Veränderungen wies die Weltausstellung von 1873 gegen 67 auf. Von den vor sechs Jahren als das Neueste und Vorzüglichste gezeigten Gegenständen ist heute das Meiste schon außer Gebrauch oder doch, wie der einst vielgenannte Krupp'sche Tausendpfünder, der jetzt in der Kieler Bucht einsiedelt, vergessen und längst von vollendeteren Constructionen überholt. Wien hat somit — auch dem Nicht-Berufsmilitär — des Neuen und Interessanten reichlich geboten; ob es aber nicht bei vielen Besuchern einen seltsamen Eindruck gemacht hat, diese Unzahl von Anerkennungsdiplomen, Fortschritts- und Verdienstmedaillen zu finden, mit welchen die »Internationale Jury« jene Ausstellungsgegenstände behängt hatte. Internationale Prämien für Werkzeuge der Vernichtung und Zerstörung, wie sie der einzelne Staat sich construirt hat, um sie zu geeigneter Zeit gegen die übrigen in Anwendung zu bringen!

Die Schwierigkeiten, welche schon 1868 in Paris durch die Verzettelung der militärischen Objecte über den ganzen Raum für ein vergleichendes Studium derselben mit sich brachte, treten auf dem sechsfach größeren Flächeninhalte des Wiener Ausstellungsplatzes noch in weit erhöhtem Maße hervor. Gerade jene militärischen Gegenstände waren in Wien am verstecktesten und meist ohne jeden Zusammenhang auch mit den sonstigen Ausstel-

*) Mill's Autobiographie ist inzwischen deutsch, übersetzt von Dr. Karl Kolb, im Verlage von Meyer & Zeller in Stuttgart erschienen, worauf wir hiermit hinweisen wollen. Red.

lungsgegenständen untergebracht. Es trat deutlich zu Tage, daß der größte Theil erst sehr spät eingetroffen war, und die Aussteller sich darum mit den Plätzen begnügen mußten, wie sie eben noch vacant waren.

Von den größeren Staaten, welche 1867 sich officiell an der Ausstellung betheiligt hatten, — Frankreich, Oesterreich, England — war diesesmal direct so gut wie nichts geschehen. Oesterreich, von dem man hier gerade am meisten erwarten konnte, soll Anfangs auch eine umfassende Ausstellung bezweckt haben; doch sollen spätere Erwägungen dahin geführt haben, von jenem Projecte Abstand zu nehmen, weil gerade die österreichische Artillerie seit 1867 ihre Bewaffnung bis jetzt in nichts geändert hatte, also hier nur eine Wiederholung des damals Gebotenen, längst Veralteten möglich war. So hatte man sich diesmal nur im Sanitätspavillon betheiligt, und außerdem hatte das militärgeographische Institut eine ebenso belehrende wie für jenes selbst ehrenvolle Ausstellung veranstaltet. Italien, Spanien, Schweiz und Griechenland hatten zwar mehr vorgeführt, eine eigentlich vollständige und umfassende Ausstellung hatten aber nur zwei Staaten, Rußland und Schweden, geboten. Von den deutschen Staaten waren Preußen und Württemberg nur im Sanitätspavillon, Baiern außerdem durch sein topographisches Bureau und seine Gewehrfabrik Amberg vertreten.

Die Privatindustrie, welche gerade in den letzten zwanzig Jahren auf militärischem Gebiete mehr und mehr die Staatsindustrie verdrängt hat, vertrat in den meisten Staaten die fehlende Ausstellung. Hier sind vor Allen Deutschland und England zu nennen, welche eigene Pavillons (Krupp und Armstrong) aufweisen, ferner Oesterreich, Belgien, die Schweiz; Frankreich war auch hier nur schwach vertreten.

Die Ausstellungsgegenstände waren, wie schon erwähnt, über den großen Industriepalast — hier vielfach versteckt in den inneren Höfen —, die Maschinenhalle und eine Menge Separatbauten vertheilt, so daß es selbst an der Hand des im September erschienenen dickleibigen Ausstellungskataloges seine großen Schwierigkeiten hatte, alles dort unter Abtheilung XVI. und XVII. Verzeichnete zu ermitteln. Eigene Kataloge, um dies hier noch zu erwähnen, hatten außer dem nur Unbedeutendes Bietenden des Franzosen Laveissière lediglich die Schwedische Regierung und Krupp, bei den übrigen beschränkte sich die gebotene Belehrung auf einige Tafeln an den Geschützen 2c. mit dürftigen Notizen und auf mündliche Auskunft Seitens der anwesenden Vertreter der Aussteller.

Beginnen wir jetzt unsere Wanderung mit dem Pavillon Krupp, als dem unläugbar hervorragendsten Repräsentanten der Geschütztechnik. Von einer erhabenen Gallerie, in die man eintrat, umgeben, standen im Halbkreise gruppirt außer anderen Gegenständen, wie Eisenbahnaxen, Schienen, Ringen u. s. w., und einem riesigen Hebezeuge dreizehn Geschütze, größtentheils solche, welche seit 1871 von der Artillerie-Prüfungs-Commission in Berlin geprüft und zum Theil — die schwereren Caliber nämlich — adoptirt sind. Den ersten Rang nimmt eine $30^1/_2$ Centimetres-Ringkanone (Gußstahlrohr, umgeben von schmiedeeisernen Ringen) in Rahmenlafette ein, das gegenwärtig schwerste Geschütz der deutschen Seeartillerie und vorerst zum Küstenschutze, eventuell aber auch zur Armirung der bei Samuda in London im Bau begriffenen beiden Panzerfregatten »Kaiser« und »Deutschland« bestimmt. Das Rohr hat 72 Züge, ist 6,7 Meter lang und wiegt mit Verschluß die Kleinigkeit von 36,600 Kilo. Die Granate wiegt 257 Kilo, in Gußstahl 296 Kilo, die Ladung, aus prismatischem Pulver bestehend, 50 und 60 Kilo. Die Lafette 5650 Kilo, mit Rahmen 21,000 Kilo. Die Feuerhöhe

beträgt 2,38 M. Die Geschosse werden, wie auch bei den übrigen schweren Geschützen, durch einen an der rechten Seite befindlichen kleinen Flaschenzug vor den Ladungsraum gebracht. Eine äußerst sinnreiche Einrichtung ermöglicht das Nehmen der feinen Seitenrichtung, die Höhenrichtung wird, um das Richten durch enge Scharten in schräger Richtung zu erleichtern, durch zwei Richtmaschinen, an jeder Lafettenwand eine, gezahnte Bögen, deren Kopf am Rohre verschraubt ist, bewirkt. Das hier ausgestellte Rohr hatte bereits ohne irgend welchen Schaden 230 Schuß im Februar 1873 vor einer Commission preußischer und österreichischer Officiere ausgehalten. Wie der Katalog mittheilt, beabsichtigt Herr Krupp nach Vollendung seines eigenen neuen Schießplatzes dort mit dem Geschütze die Versuche fortzusetzen, zu welchen sämmtliche Artillerieschießplätze des deutschen Reiches*) nicht ausreichenden Raum bieten. Der neue Krupp'sche Schießplatz, bei Dülmen in Westphalen gelegen, läßt eine Schußweite von 7000 M. zu. Der eigene Artillerie-Schießplatz eines Privatindustriellen! Welcher deutsche Artillerist hätte vor 25 Jahren, dem Zeitpunkte, an welchem Herr Alfred Krupp seine Fabrik auf eigene Rechnung zu betreiben begann, eine solche Anlage für möglich gehalten?

Als nächst schweres Geschütz der Krupp'schen Ausstellung folgt eine 28 Centm. Haubitze in Küstenlafette. Beiläufig bemerkt, ist die Bezeichnung »Haubitze« für kürzere gezogene Geschütze erst nach 1871 von der preußischen Artillerie-Prüfungscommission beliebt worden und findet kaum in alter artilleristischer Tradition eine Berechtigung. Denn diese Haubitze hat eine Seelenlänge von 2,52 M. oder 9 Calibern und entspricht daher in dieser Proportion eher den früheren Bombenkanonen, während dagegen die ca. 6 Caliber langen gezogenen Mörser richtiger die Bezeichnung Haubitzen verdienen dürften. Vor Allem aber verlangt der hergebrachte Begriff der Haubitze die vorwiegende Anwendung des hohen Bogenschusses, welcher thatsächlich für gezogene Geschütze und Langgeschosse ein Unding ist und bei diesem Geschütze schwerlich eine vorwiegende Verwendung finden dürfte. Von dem hohen Bogenschusse jener gezogenen Mörser, die trotz ihrer gerühmten gewaltigen Wirkung sowohl vor Straßburg entschiedenes Fiasco gemacht, wie auch jüngst bei Graudenz sich nur wenig bewährt haben, dürfte man wohl bald genug ganz zurückkommen. Die Haubitze wiegt übrigens 10,000 Kilo, ihre Granate 199 und die Ladung 20 Kilo.

Mit den weiteren Zahlenangaben aus dem Krupp'schen Kataloge wollen wir den Leser lieber nicht behelligen. Es folgen eine kurze 26 Ctm.-Kanone und dann eine lange 24 Ctm.-Kanone, beide in Schiffslafetten; die letztere, 15,500 Kilo wiegend, ist gegenwärtig das schwerste von deutschen Schiffen (Kaiser Wilhelm) getragene Geschütz; zwei 21 Ctm.-Kanonen, die eine Marine-, die andere Küstengeschütz, und eine 17 Ctm.-Kanone in Decklafette. Diese drei Geschütze bieten ebenso wie die 15 Ctm.- und 12 Ctm.-Marinegeschütze nichts wesentlich Neues; sie sind mit geringen Aenderungen schon 1870 für die deutsche Seeartillerie eingeführt worden. Interessant ist dagegen die neue, erst in diesem Jahre in den Belagerungspark aufgenommene 15 Ctm.-Belagerungskanone, welche einen erheblichen Fortschritt gegen die im jüngsten Kriege angewendeten Geschütze gleichen Calibers repräsentirt. Während das Gewicht des Rohres 3000 Kilo gegen ca. 2200 des alten Geschützes beträgt, das Geschoß, die alte Langgranate, vorerst geblieben ist, beträgt die Pulverladung 6 Kilo gegen 4,5 und ausnahmsweise 6 Pfd., die Schußweite dem entsprechend 7500 bis 8000 Meter. Wäre dies Geschütz schon 1870 vorhanden gewesen, so würden sich unzweifelhaft manche Phasen des Krieges anders gestaltet haben. Man

*) Ausschließlich des noch im Entstehen begriffenen bei Zossen. D. Verf.

wäre beispielsweise im Stande gewesen, Metz sowie das gesammte Innere von Paris über den Fortgürtel hinweg wirksam zu beschießen, während dieser Versuch bekanntlich vor Metz gar nicht stattfand, vor Paris dagegen die beabsichtigte Wirkung verfehlte und nur die Geschütze selbst ruinirte. Die ausgestellten Feldgeschütze — 8 und 9 Ctm. — sind die alten, nur mit einfachem Rundkeil und in Lafette von Eisenblech, wie sie beide die sächsische Artillerie schon 1868 führte. Eine sehr niedliche 6 Ctm.-Gebirgskanone mit sinniger Hemmvorrichtung zwischen Nabe und Mittelachse war für die spanische Artillerie bestimmt und gewiß für die Gebirgskämpfe des Carlistenkrieges wohl geeignet. Die neuen Feldgeschütze der deutschen Artillerie, bekanntlich damals bereits in einzelnen Versuchsexemplaren im Krupp'schen Etablissement angefertigt, waren in der Ausstellung — jedenfalls wohl auf Verbot der preußischen Regierung — noch nicht vertreten.

Neben allen Geschützen war das zugehörige Ladezeug und die Munition — das prismatische Pulver in Holz imitirt — niedergelegt, und das Ganze erhielt dadurch den Eindruck eines großen Exercirschuppens, denn die nicht militärischen Ausstellungsgegenstände verschwinden meist unter der Menge von Kanonen, die den ganzen inneren Raum füllen. Eine Ausnahme macht hier nur der große 52,500 Kilo schwere Gußstahlblock, ursprünglich aus 1800 einzelnen Tiegeln zusammengegossen und später unter dem gewaltigen Dampfhammer achteckig geschmiedet. In heißem Zustande in den Block gemachte, später abgebrochene Einschnitte zeigen die tadellose Körnung des Metalles. Der Block ist zur Anfertigung einer 37 Ctm.-Kanone bestimmt. 1851 stellte das Haus Krupp in London einen Block von 2250, 1855 in Paris von 10,000, 1862 in London von 20,000 und 1867 in Paris von 40,000 Kilo aus, Zahlen, welche geeignet sind, den riesigen Fortschritt dieser Industrie zu illustriren.*)

In unmittelbarer Nähe des Krupp'schen Arsenales hatte der neue Concurrent dieses Hauses, »der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahl-Fabrication« seine militärischen Erzeugnisse untergebracht. Es sind ein 21 Ctm.-Marine-Ringrohr, welches von der preußischen Artillerie-Prüfungscommission mit 500 Schuß zum Dauerversuche beschossen ist, fast ohne die geringste Spur dieser Probe zu hinterlassen, und ein gleiches 15 Ctm.-Geschütz, deren beide Lafetten das bekannte Haus Grüson in Buckau bei Magdeburg gefertigt hat. Ferner zwei verbesserte Feldgeschütze, ein leichtes und ein schweres, beide sehr elegant (polirtes Eichenholz), doch recht schwer, nach Angaben der Artillerie-Prüfungscommission gearbeitet. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser letzteren Kanonen ist ihre Hemmvorrichtung: den Stoß der Nabe der Lafettenräder umgiebt ein gezahnter Bronzering und eine in denselben eingreifende Sperrklinke bewirkt die Hemmung. Offenbar ein Fortschritt, verglichen mit dem beschwerlich anzulegenden und ebenso zu entfernenden Hemmschuhe. Ob ein genügender, bleibe dahingestellt. Gute Hemmvorrichtungen sind heute für die Artillerie mehr denn je Bedürfniß geworden, denn die jetzt angewendeten, gegen früher erheblich erhöhten Pulverladungen haben naturgemäß den Rücklauf bedeutend (bis 18') vergrößert. Es tritt hierdurch an die Feldgeschütze

*) Den Zeitungen zufolge hat Herr Krupp im Oktober 1873 der preußischen Artillerie außer dem aus jenem Blocke zu drehenden Geschütze noch eine 46 Ctm.-Kanone, welche 2600 Ctr. wiegend mit 5 Ctr. Pulver ein über 20 Ctr. schweres Projectil fortzuschleudern bestimmt ist, geliefert. Die Durchschlagskraft jenes ebensoviel wie ein 12 Ctm.-Geschütz wiegenden Geschosses berechnet Herr Krupp dahin, daß dasselbe noch auf 3000 Meter einen 20 Zoll starken Schiffspanzer zu durchschlagen vermag. D. Verf.

die Anforderung einer Bremse, welche die Umdrehung der Räder zwar erschwert, aber doch zur nöthigen Conservirung der Lafette nicht völlig verbietet.

Von der eleganten Ausstattung seiner Geschütze, in welcher der Bochumer Verein Krupp übertrifft, abgesehen — sie sind mehr für das Auge des Beschauers, als auf den praktischen Nutzen berechnet — lassen sowohl das äußere Ansehen der Bochumer Geschützrohre wie namentlich die über sie von Berlin verlautbarten Nachrichten sie als völlig ebenbürtig vor ihrem größeren Rivalen erscheinen, und immerhin würde es im allgemeinen Interesse als eine erfreuliche Thatsache zu bezeichnen sein, daß das Monopol, welches das Haus Krupp bis vor wenig Jahren thatsächlich inne hatte, nunmehr einer reellen Concurrenz Platz machte.

Wir wenden uns hier zu der zum ersten Male auf einer Ausstellung vertretenen Dreyse'schen Gewehrfabrik zu Sömmerda, welche bekanntlich in neuester Zeit ihr lange bewährtes und gewiß verdientes Monopol eingebüßt hat. Neben einem neuen Zündnadelgewehre von kleinem Caliber und starkem Ladungsverhältnisse, Revolver und Pistole und einer Auswahl von Luxuswaffen verdient hier namentlich das schon von Nicolaus Dreyse angestrebte, von Herren von Dreyse jun. in eine lebensfähige Form gebrachte Hennetgewehr erwähnt zu werden. Diese Handfeuerwaffe, welche trotz des starken Calibers das gewöhnliche Zündnadelgewehr an Gewicht nur wenig übertraf, unterschied sich von dem Letzteren außer durch das eiserne Hohlgeschoß mit Percussionszünder durch den Schaft, der in einem gepolsterten Eisenbügel bestand, und durch einen eigenthümlichen massiven Schraubenverschluß. Die bekannte Petersburger internationale Convention, welche Sprenggeschosse unter 250 Gr. unter civilisirten Staaten ausschließt, hat der möglicherweise im Festungskriege und gegen Cavalerie recht vortheilhaften Waffe den Lebensfaden abgeschnitten. — Die Wittener Waffenfabrik (vorm. Berger und Sohn) hatte Gewehrläufe und 8 Ctm.-Geschütze mit Centralzündung geliefert. Ebenso hatte eine Karlsruher Maschinenfabrik zwei kleine Stahlgeschützrohre geliefert sowie Granaten mit Kupferringen zur Führung an Stelle des Bleimantels. Besonders interessant, wenn auch nicht als eigentliche Kriegswaffen, waren die kleinen Harpunir- und Rettungsgeschütze eines Bremerhavener Büchsenmachers, welche ein an Kette und Leine befestigtes Vollgeschoß führten und wenigstens zu ersterem Zwecke von den Wallfischfahrern erfolgreich verwendet werden. — Die königl. bayrische Gewehrfabrik zu Amberg hatte verschiedene Modelle des Werdergewehres und blanke Waffen ausgestellt. In Letzteren hatten auch verschiedene Solinger Industrielle eine reiche Auswahl geliefert. Die übrigen deutschen Waffenfabriken übergehen wir, weil bei ihnen der Schwerpunkt in der Erzeugung von Luxuswaffen liegt, ebenso verschiedene Berliner Militäreffecten-Handlungen mit Uniformen und Equipirungsstücken der verschiedenen Waffengattungen.

Die russische Ausstellung, zu der wir uns jetzt wenden, ist entschieden als ein Pendant und gewissermaßen zugleich als Rival der Krupp'schen anzusehen, schon der Gleichheit des beiderseitigen Geschützsystemes wegen. In einem Punkte übertraf die Erstere diese jedenfalls unmeßbar weit: in dem geschmackvollen Arrangement der Ausstellungsgegenstände, worin, wie bekannt, das deutsche Reich überall in Wien nur wenig brillirte. Aber noch in anderer Hinsicht schien das Czarenreich den Vergleich nicht scheuen zu wollen.

Geradezu überraschend und vielleicht den leitenden Behörden der übrigen Staaten bis vor Kurzem noch unbekannt ist der colossale Aufschwung, den die Geschützfabrication in Rußland genommen hat. Bis vor Kurzem noch galt Krupp hier für den alleinigen Lieferanten wenigstens schwererer Geschütze; jetzt hat sich das russische Reich völlig von

ihm emancipirt. Die heimische — nominell Privat-, thatsächlich aber Staatsindustrie liefert in zwei großen Gießereien bei St. Petersburg und in Perm an der Wolga ausreichend den Geschützbedarf für Heer und Flotte.

Die englische Zeitschrift »Engineering« Nr. 389, die wir hier citiren, äußerte über die russischen Geschütze auf der Weltausstellung: »Die russische Regierung bezog bisher ihre Geschütze von Krupp. Da sich jedoch ergab, daß dieselben sehr unzuverlässig waren, indem sie oft sprangen und dadurch Mißtrauen und Demoralisation unter den Artilleristen hervorriefen, ermunterte sie die eigene Privatindustrie zur Errichtung von Gußstahl-Geschützfabriken.

»Die Oboukoff'sche Fabrik bei St. Petersburg hat sich mit solchem Erfolge der Gußstahl-Geschützfabrication hingegeben, daß sie jetzt sämmtliche Geschütze der russischen Land- und Seeartillerie liefert.

»Schon nach dem Springen dreier 11"gen Krupp'schen Geschütze beim Schießen mit der Gebrauchsladung sind sämmtliche Geschütze dieses Calibers verworfen und so schnell wie angängig durch dergleichen aus der Oboukoff'schen Fabrik bezogene ersetzt. Krupp, über das Springen seiner Geschütze zu einer Aeußerung aufgefordert, entgegnete: »Die Russen verständen mit seinen Geschützen nicht zu schießen.« Nichtsdestoweniger erhielten diese bei Anwendung desselben Ladungs- und Abfeuerungsmodus mit den eigenen Geschützen sehr gute Resultate in Betreff der Dauerhaftigkeit. Ein in der Oboukoff'schen Fabrik gefertigtes 8"ges Marinegeschütz hat schon 3200 Schuß gethan und ist noch gebrauchsfähig. Das in Wien ausgestellte 8"ge Geschütz hat 1243 Schuß ausgehalten und ist fast noch wie neu. Diese Ergebnisse sind noch höher anzuschlagen, wenn man erwägt, daß die Russen bis jetzt jedes Geschütz ohne Berücksichtigung seiner event. ferneren Gebrauchsfähigkeit ausrangirten, nachdem es 999 Schuß ausgehalten hatte.«

Um einer einseitigen Beurtheilung der Krupp'schen Producte vorzubeugen, muß indeß nicht übersehen werden, daß die auf die Vorzüglichkeit der eigenen Industrie sehr eifersüchtigen Engländer gegenwärtig, nachdem sie das Hinterladesystem verworfen, besonders ungünstig auf die betreffenden Leistungen der auswärtigen Industrie zu sprechen sind und darum Herrn Krupp nachtheilige Urtheile gewiß mit Vorliebe colportiren.

Der auf der Ausstellung befindliche Zwölfzöller, von dem 4 Exemplare zur Armirung des neuen russischen colossalen Panzerschiffes »Peter der Große« bestimmt sind, und dessen Anfertigung die Summe von 88,500 R. gekostet hat, ist gegenwärtig das schwerste aller auf Schiffen geführten Geschütze. Es kommt in seinen Dimensionen nahezu dem Krupp'schen 30½ Ctm.-Geschütze gleich. Sein Gewicht ist erheblich größer, 40 Tons gegen 36 Tons, die Ladung dagegen geringer, 56 Kilo gegen 60. Man sieht, daß die Russen durch ihren Unglücksfall — (bei dem einen in der Presse seiner Zeit viel erörterten Falle am Bord der Fregatte »Alexander Newsky« sollen durch Springen eines Krupp'schen 9"gen Geschützes allein 12 Mann getödtet, 30 verwundet sein) — gewitzigt und vorsichtig geworden sind. Es steht zu hoffen, daß der deutschen Seeartillerie gleiche Erfahrungen erspart bleiben.

Eine 9"ge (22½ Ctm.) Gußstahlkanone in Rahmenlafette, eine 8"ge Kanone, ein gezogener Mörser gleichen Calibers und ein Gußstahl-Vierpfünder vervollständigten die Oboukoff'sche Collection. Das letztere Geschütz verdient besonderer Erwähnung; es ist gewissermaßen das Prototyp unserer neuen, eben jetzt in der Einführung begriffenen Feldgeschütze. Es ist 360 Kilo schwer, hat 614,2 Gr. Ladung bei 5,514 Kilo Gewicht der Granate.

Neben diesen Gußstahlgeschützen der Firma Oboukoff hatte die russische Staatsgießerei zu Perm an der Wolga noch außer einem schweren gußeisernen Geschütze im Maschinenraume hier mehrere Bronzegeschütze ausgestellt, darunter einen 4=Pfünder, welcher dem preußischen fast vollständig gleicht, und einen 6"igen gezogenen Mörser in hoher Räderlafette — unseres Erachtens ein artilleristisches Unding. Sehr hübsch präsentirt sich ein Gebirgsdreipfünder, der mit sämmtlichem Zubehör auf vier Pferden ruhend vorgeführt wird. Eine Sammlung russischer Kleingewehre — Hinterladersysteme Knenka und Berdan — ist am Eingange aufgestellt, alle höchst sauber, ja elegant gearbeitet. Die Manipulation des letzteren Systemes ist eben so einfach wie die des deutschen Mausergewehres, drei Griffe, das Ladungsverhältniß ein ähnliches. Ungemein leicht erscheint die Dragoner=Bajonnetteflinte, sie sieht aus wie ein Cadettengewehr. Ein recht praktischer, noch vom russischen Generalstabsarzte Pirogoff angegebener Krankenwagen, 4 Tragbahren, die auf Rollen eingeschoben werden, enthaltend, ist noch zu erwähnen.

Die russische Ausstellung giebt mancherlei zu denken. Sie ist auf Anordnung, ja direct Seitens des russischen Gouvernements erfolgt; man hat also mit vollem Bewußtsein die kriegerische Machtentfaltung des Reiches dem Westen zeigen wollen, welcher bisher gewohnt war, Rußland noch auf lange Jahre in seiner socialen Umgestaltung, in seiner culturfördernden Mission vollauf beschäftigt zu wähnen. Lebten wir zur Zeit des Kaisers Nicolaus, so dürfte man befugt sein, die ganze Ausstellung für eitel Schwindel zu halten, und voraus zu setzen, daß hinter diesen prächtigen Paradestücken die russische Armee selbst mit glatten Kanonen und verrosteten Steinschloßgewehren sich behülfe. Aber heute ist das anders. Die hier ausgestellten Waffen werden thatsächlich von der Armee und Marine geführt, Beide sind bereits nahezu vollständig mit den neuen Waffen ausgerüstet, und außerdem die Zeughäuser damit angefüllt. Das neue russische Wehrgesetz bringt die Zahl der Streiter in wenig Jahren auf eine Ziffer, welche die der größten europäischen Mächte um das doppelte übersteigt. Der Zweck dieser Waffenausstellung hier kann in nationaler Eitelkeit nicht gesucht werden. Solcher Annahme widerspricht die übrige russische Ausstellung, welche relativ eine ziemlich ärmliche ist, und für welche der Staat anscheinend recht wenig gethan hat. Jener Zweck dünkt uns vielmehr der zu sein, die Welt vor der Macht des heiligen Rußland wieder in den früheren, seit dem Krimkriege geschwundenen Respect zu setzen, ihr zu Gemüthe zu führen, daß Rußland in künftigen europäischen Fragen ein gewichtiges Wort mitzureden berechtigt und entschlossen ist. Die russische Militärausstellung gilt vorwiegend den Cabinetten; sie wird bei manchen derselben auch ihren Eindruck nicht verfehlen! —

Die militärische Ausstellung des britischen Reiches war im Centralgebäude, in der Maschinenhalle und in einem besondern Pavillon verstreut. Der Letztere, der britische Artillerie= und Panzer=Pavillon gehört in Bezug auf Geschütze ausschließlich der Firma: »Sir W. Armstrong & Co. in Newcastle on Tyne. Elswick ordnance works« an. Bekanntlich ist England im Jahre 1869, nachdem sich die Ungeeignetheit des eigentlichen Armstrongverschlusses herausgestellt, zu dem französischen Vorderladersysteme umgekehrt. Man hält auch jetzt noch eigensinnig an demselben fest, obgleich der Krieg von 1870/71 in eclatantester Weise die Ueberlegenheit der Hinterladergeschütze bewiesen, und Frankreich selbst längst jenes alte System verworfen hat. Da Sir J. Armstrong aber nicht bloß die heimische Bewaffnung repräsentiren, sondern vielmehr an das Ausland verkaufen will, so sind von ihm neben den für die britische Artillerie gefertigten Geschützrohren auch Hinterlader verschiedenen Systemes ausgestellt. Die Arm-

strong'sche Fabricationsmethode, wenigstens der schwereren Geschütze, besteht bekanntlich im Zusammenschweißen schmiedeeiserner Stäbe und Ringe in verschiedenen Lagen und Schichten über eine dünne Gußstahlröhre. Interessant ist die vom Major Palliser ausgegangene Anwendung dieses Systemes auf alte Gußeisenkanonen, wie sie uns gleich eine der beiden am Eingange des Pavillons hinter dem Panzerschilde aufgestellten Kanonen zeigt. Die Seele dieses alten glatten 68=Pfünders ist etwas ausgebohrt und dann ein neuer engerer Lauf im Kaliber von 6,3" durch im Inneren an die Seelenwand gewundene schmiedeeiserne Stäbe hergestellt worden. Das so entstandene neue Geschütz empfiehlt sich, wenn auch zur Aufnahme stärkster Pulverladungen ungeeignet, doch jedenfalls durch seine Billigkeit. Durch die andere Scharte des Panzers blickte ein 16,274 Pfund schwerer 7"ger Hinterlader mit Broadwellverschluß und den sieben breiten sich an der Mündung erweiternden Zügen, wie sie auch die neueren englischen Vorderlader führen. Diese selbst war repräsentirt durch ein 18=Tons= (16,782 Kilo) oder nach dem Caliber 10"ges Geschütz auf schmiedeeiserner Rahmenlafette, zur Regelung des Rücklaufes mit hydraulischer Compression versehen und für Kasematten bestimmt. Die volle Ladung beträgt 70 Pfund Pebble-Pulver; die mit 16 Messingwarzen versehene Granate wiegt 400 Pfund. Man unterscheidet übrigens Palliser shots — Vollgeschosse aus Stahl (Airth steel), common shots — gußeiserne Vollgeschosse, und shells (Granaten). Angehängte Berichte bekunden die große Dauerhaftigkeit, welche ein analoges Geschütz gegenüber im Jahre 1873 mit ihm angestellten Gewaltproben bethätigt hat. Das letzte der vier schweren Geschütze war völlig preußischen Systemes. Ein nach dem Gewichte der Granate benannter 300=Pfünder mit einfachem Keilverschlusse, den Armstrong im Jahre 1870 für die k. k. österreichische Regierung geliefert, und der von dieser sammt der schmiedeeisernen Lafette dem Fabricanten für die Ausstellung geliehen war. An Feldgeschützen sind zwei vom britischen Kriegsdepartement jetzt verworfene, also muthmaßlich billig zu verkaufende Hinterlader mit Armstrongverschluß ausgestellt, beides 12=Pfünder. Unmittelbar daneben stehen zwei moderne britische Feldgeschütze, ein 16=Pfünder und ein 9=Pfünder, Letzterer das Geschütz der reitenden Artillerie. Das erstere Rohr wiegt nicht weniger wie 1353 Pfund, ist also, da nur mit 6 Pferden bespannt, jedenfalls ein recht unbehülfliches Manövergeschütz. Der 9=Pfünder wiegt 977 Pfund. Die Granaten wiegen der Bezeichnung gemäß 16, resp. 9 Pfund, die Ladung 3 und 1¼ Pfund, beide haben 3 Züge, die Lafettirung ist hübsch und solide, sehr sinnreich die Richtmaschine, welche in gezahnter Stange besteht, die durch eine seitliche Kurbel gehoben und gesenkt wird. Die Visireinrichtung — Diopter und Millimeterschraube — muß für einen Vorderlader übertrieben minutiös erscheinen. Schließlich sind noch zwei Armstrong=Gatling=Mitrailleurs zu verzeichnen von 0,45" und 0,65" (11,4 und 15,5 mm.) Durchmesser der 10 Läufe. Beide sind für das englische Kriegsdepartement geliefert mit selbstthätiger veränderlicher horizontaler Streubewegung und Vorrichtung zu leichter Wechselung der Schlösser. Das größere Caliber dieser beiden Kugelspritzen scheint ungemein schwer und unhandlich und kann unseres Erachtens nur als Flankengeschütz in Befestigungen, nie aber als Feldgeschütz praktisch zu verwenden sein. Ueberhaupt ist der Nutzen zwei verschiedener Mitrailleurs im selben Heere noch schwerer abzusehen als die absolute Zweckmäßigkeit derselben überhaupt.

Wenn die englischen Geschützconstructionen auch aufgehört haben, dem Auslande als Vorbild zu dienen, nehmen seine Fabricanten in der Anfertigung von Schiffspanzern doch auch noch heute den ersten Rang ein: sie sind hierin thatsächlich die Lieferanten fast sämmtlicher europäischen Staaten. Das Bug=Panzerschild (Roiled armour plate) der

deutschen Fregatte »Preußen«, welches die Firma Charles Cammel in Sheffield ausgestellt hatte, dürfte schwerlich gegenwärtig eine deutsche Fabrik in gleicher Qualität zu liefern im Stande sein. Dasselbe ist 10 Zoll dick, 7' hoch, in gerader Richtung 20' lang und als Bogen von etwa 30° nach vorn gewölbt. Durch die beiden oval geschnittenen Scharten blickten die beiden oben erwähnten Geschütze Armstrongs. Vor dem Hause stand angelehnt ein Stück des 12zölligen Panzers des bekannten englischen Schiffes »Devastation«, gegen welchen auf einen Raum von ca. 1½ im Geviert vier 7zöllige Granaten aus nächster Nähe verschossen sind. Dieselben haben wohl 5 bis 6 Zoll tiefe Löcher hervorzubringen vermocht, aber nirgends ist das Metall zersplittert. Als Gegenstück hing allerdings an einer Wand im Inneren die Photographie eines 10zölligen Panzers, der durch 700pfündige Palliser-Granaten radical zertrümmert war. Brown und Comp., ebenfalls aus Sheffield, zeigten Schiffspanzer von anscheinend gleicher Vorzüglichkeit.

Der Concurrent Armstrongs, Jos. Whitworth, hatte sich darauf beschränkt, im Maschinensaale neben Gußstahlproben die Photographie seiner Kanonen auszuhängen; ein anderer Concurrent, Vavasseur, zeigt dagegen in der englischen Ausstellung ein höchst eigenthümliches, schon 1868 construirtes Geschütz, einen 7zölligen Gußstahlvorderlader von Reifen aus selbem Metall umspannt und mit Leistenführung (à côtes saillantes) d. h. mit drei sehr breiten Zügen, zwischen denen die Felder nur eine Breite von einem Centimeter behalten haben und so gewissermaßen Leisten oder Ritzen in der glatten Geschützseele bilden. Das (106 Pfund schwere) Geschoß hat drei entsprechende Nuthen, mittelst deren es auf jene Leisten geschoben wird. Trotz der scheinbar geringen Haltbarkeit jener dünnen Leisten gegenüber dem Drehungsmomente der rotirenden Granate soll das Geschütz doch sowohl in Portsmouth 1869 wie in Toulon 1872 hinlängliche Proben seiner Dauerhaftigkeit abgegeben haben.

Während das Haus Krupp in den letzten 15 Jahren dem Gußstahle die Welt erobert hat, während dieser in den meisten europäischen Ländern die Bronze großentheils und das frühere alleinige Metall für schwere Geschütze, das Gußeisen, gänzlich verdrängt hat, ist das Letztere in Schweden nach wie vor das ausschließliche Geschützmaterial geblieben, und man hat sich dort in höchst anerkennenswerther Weise bestrebt, seine Qualität mehr und mehr zu verbessern. Die in dem Pavillon mit der Ueberschrift Finspong, dem Namen der schwedischen Geschützgießerei, ausgestellten, zum Theil sehr schweren Geschütze bekunden den Erfolg jener Bestrebungen. — Das schwedische Gußeisen nimmt seit langer Zeit den ersten Rang ein. Seine Bereitungsmethode ist eine höchst sorgfältige, minutiös gleichmäßige. Drei Sorten Magneteisenstein (Fe_3O_4), Förola 80 %, Nartorp und Stanebro je 10%, werden nur bei kalter Luft geschmolzen, und der Guß dann einer sehr genauen Probe unterworfen. Speciell wird von jedem für ein schweres Marinegeschütz bestimmten Gusse zugleich ein leichtes Geschützrohr angefertigt, und dieses dann einer hohen Gewaltprobe unterworfen. Das Geschützeisen hat eine Dichte von 7,22 bis 7,30, die Dichte des für Geschosse angewendeten Schalengusses steigt bis 7,65. Finspong liefert das Geschützmaterial außer für die schwedische auch für die dänische und niederländische Artillerie, seltsamer Weise aber nicht für Norwegen, welches sich zum Gußstahle bekennt. Der Katalog rühmt besonders die Billigkeit der Finsponggeschütze; eine solche Kanone kostet nur den fünften Theil des entsprechenden Krupp'schen Geschützes, wiegt allerdings auch die Hälfte mehr. Es wäre, beiläufig bemerkt, interessant zu wissen, was nach dem Schlusse der Ausstellung aus jenen gußeisernen Geschützen geworden ist. Die deutsche Artillerie hat bekanntlich beim Abzuge von Paris ihre sämmtlichen dort-

hin noch mitgeführten gußeisernen Belagerungsgeschütze mittelst Dynamit gesprengt, weil die Rückführung die Kosten des Transportes nicht lohnte. — Die Finsponggeschütze sind theils Vorder-, theils Hinterlader, die Letzteren mit französischem Marine-, sogenanntem Schraubenverschlusse; das schwerste ist ein 24 Ctm.-Marinehinterlader, 34,800 Pfund schwer in sehr schwerer gußeiserner (!) Rahmenlafette. Auffallender Weise nicht hier, sondern in der Rotunde befanden sich ca. 5zöllige Panzerplatten, welche dieses Geschütz durchschlagen hatte, und daneben die dazu verwendeten Hartgußgranaten, welche nur sehr unbedeutende Deformationen zeigten. Die schwedischen Feldgeschütze waren sämmtlich Vorderlader, 4-, 6- und 12-Pfünder, die Letzteren von dem für Feldartillerie unzweifelhaft zu schweren Gewichte von 1491 Pfund; sie haben alle drei 6 Züge, von denen 3 tiefe und 3 flache, sogenannte Gegenzüge sind. Eine besonders eigenthümliche Waffe ist die von König Karl XV. selbst erfundene Mitrailleuse, 10 horizontal neben einander liegende Läufe mit ca. 2′ hohem verticalem Canale zum Einschieben der Patronen. Das ganze angeblich der Infanterie beizugebende Schießgerüste ist jedenfalls sehr leicht, von einem Pferde oder 2—3 Mann zu regieren; an der praktischen Brauchbarkeit der königlichen Erfindung vermögen wir indessen einige Zweifel nicht zu unterdrücken. Hübsche schwedische Handfeuerwaffen hatten die Staatsfabrik Eskilstuna und die Actiengesellschaft Husquarna ausgestellt; A. Spane ein Infanteriegewehr mit Dolchbajonnette, nicht größer als ein mäßiger Bleistift, welche sinnreiche Erfindung ihm das Anerkennungsdiplom (!) verschafft hat; alle anderen Objecte der schwedischen Ausstellung führten die Verdienstmedaille. Die ausgestellten Uniformen der schwedischen Armee sind sehr solide gearbeitet und kleidsam, blau mit gelb, das Gepäck ein ungebührlich schweres, der Tornister mindestens von dreifachem Inhalte wie der preußische und außer Drillichzeug noch einen completen zweiten Tuchanzug enthaltend. Auf dem Tornister wird das französische Zelt, tente d'abris, mitgeführt und hinten baumelt eine große kürbisförmige kupferne Feldflasche. Alles recht hübsch, aber nicht für den Krieg. Interessant sind die schwedischen Pontons, eine eigenthümliche Variation des Bisayr'schen Systemes. Die Wagen sind nach dem Protzsysteme construirt, auf dem Hinterwagen liegt ein größeres, vorn ein ganz kurzes Pontonstück, beide aus cannelirtem Eisenblech und zum Zusammensetzen eingerichtet. Jedenfalls besitzen diese Fahrzeuge eine große Lenkbarkeit, und die Bedienung des Pontons muß bei dem relativ geringen Gewichte der Stücke eine sehr leichte sein. Die schwedische Ausstellung, in ihrer Art vielleicht die vollständigste von allen, bekundet deutlich, daß dieser Staat, abweichend von anderen Mittel- und selbst größeren Staaten durchaus seine eigenen Wege in der Heeresausrüstung, und wie wir in einem früheren Artikel gezeigt, auch der Heeresorganisation geht und jede Anlehnung an die Systeme anderer Länder verschmäht. Auch diese Ausstellung bezeugt es, daß Schweden noch an der militärischen Erinnerung seiner Großmachtsepoche von Gustav Adolph bis Karl XII. zehrt, daß in Volk wie Regierung der Wunsch und die Hoffnung lebt, zu geeigneter Zeit wiederum eine selbständige militärisch aggressive Politik zu treiben.

Die militärischen Ausstellungen der übrigen Staaten lassen sich in kürzeren Worten besprechen. In Frankreich hatte die Regierung sich jede Ausstellung ihrer militärischen Lieferanten verbeten. Herr Schneider in Creuzot, der Krupp Frankreichs, der nach der Zeitung jetzt jede Woche hundert Gußstahlrohre*) fertig stellt, zeigt in seiner großen

---

*) Richtiger wohl dünne Röhren zum Einschrauben in die alten Broncegeschütze, um wenigstens die Seelenwände aus Gußstahl herzustellen. D. Verf.

Ausstellung außer Maschinen, Locomotiven ꝛc. nur kleine Proben seines Gußstahles, der anscheinend von guter und gleichmäßiger Qualität ist. Der Bruch ist grobkörniger als beim Bochumer und Essener Stahl. — Die Firma J. J. Laveissière hatte bronzene Feldgeschütze ausgestellt, nach einem patentirten Systeme gegossen und angeblich von großer Härte und Dauerhaftigkeit. Das Geschütz war ein Reffye-Hinterlader, bekannt im letzten Kriege unter dem Namen Canon Trochu nach seinem Hauptgönner und officiell canon de 7 (d. h. von 7 Kilogr. Granatgewicht) benannt. Dies Geschützsystem ist bekanntlich im letzten Sommer, nachdem es durch den General Trébault wesentliche Verbesserungen erfahren, definitiv, doch mit kleinerem Caliber (de 5) adoptirt worden. Die sehr elegante und praktische Lafette mit geschweiften Wänden aus Eisenblech hatte ein Herr Durenne in Courbevoie geliefert: sie war der künftigen Lafettirung der preußischen Feldgeschütze sehr ähnlich. — Ein canon de sept ganz derselben Art aus Gußstahl zeigte die Societé anonyme de Firminy — Loire — und daneben schwere Gußstahlgeschosse. Von französischen Waffenfabricanten nennen wir Lefaucheux, Roblin, Gastinne und Galand, Alle aus Paris. Der Letztere hatte Armeerevolver ausgestellt von ähnlichem Systeme wie Lefaucheux, die von einer Commission zu Versailles bereits gut geheißen sind und gegenwärtig vom Armeecorps des General Douay bereits probeweis geführt werden. Fällt auch dieser Versuch günstig aus, so soll, wie die Affiche besagte, die gesammte französische Cavalerie diese Waffe erhalten. Ein Oberst Le Mat hatte einen Revolver ausgestellt, welchen angeblich die conföderirte Cavalerie im americanischen Bürgerkriege geführt hat. Die Axe, um welche sich die Trommel mit den Schüssen dreht, ist hohl und bildet einen zehnten Lauf von sehr starkem Kaliber, aus dem ein Hagelschuß gefeuert werden soll. Herr Le Mat nennt daher seine recht schwere und uns wenig praktisch dünkende Waffe Mitraille-Revolver.

Das Land der Waffenindustrie par excellence Belgien bietet eine große Sammlung prächtiger Lütticher Jagdgewehre, Revolver und Pistolen. Christophe und Montigny, die Erfinder der französischen Mitrailleuse, führten zwei verbesserte Exemplare 37- und 7läufig vor. Die mangelhafte Streuung, welche man den Mitrailleusen 1870/71 vorwarf, — bekanntlich erhielten einzelne deutsche Soldaten gleichzeitig 10 ja 15 Kugeln, während der Nebenmann unverletzt blieb — wollen die Fabricanten in doppelter Richtung vermeiden: einmal vertical durch verschiedene Pulverladung der Patronen, die von 5 bis 12 Gramm variirt, und horizontal vermittels eines umgebogenen Hebels und einer Triebstange. Die seitliche Streuung soll durch letztere Vorrichtung auf fast $^1/_{10}$ der Schußweite gebracht werden — 100 Meter auf 1200 Meter. Die 37läufige Kugelspritze giebt angeblich 481 Schuß in der Minute ab. Die 7läufige hat ein sehr großes Caliber — bis 38 Millim. — und ist bestimmt, bis auf die größte Entfernung — 4500 Mtr. — 1000 Gr. schwere Sprenggeschosse zu verfeuern. Wir vermögen an die Zukunft dieser letzteren Schußwaffe noch weit weniger zu glauben, als an die der ersteren, welche wenigstens im Festungskriege immer nutzreich verwendet werden kann. — Die berühmte Firma Johann Cockerill in Seraing zeigte im Maschinensaale ein glattes Gußstahlrohr (12-Pfünder), welches ohne Verletzung den größten Gewaltproben widerstanden hatte. Von für Antwerpen gefertigten Panzerplatten (coupoles cuirassées) und Thürmen waren nur die Photographien geboten. — Die Erfinder der Phosphorbronze, die im vorigen Jahre viel von sich reden machte, die Herren Montefiore-Lévy und Dr. Küntzel, hatten ein ganzes Sortiment Militärgewehre — Chassepots, Remington, Snider, Werndl, Comblain ꝛc. — ausgestellt, von denen theils der Ladungsraum und Mechanismus, theils der

ganze Lauf aus Bronze gefertigt ist. In der Mitte der geschmackvoll arrangirten Gruppe stand, mit dem Placate »Verdienstmedaille« geschmückt, ein Geschütz des gleichen Metalles, welches im vorigen Jahre von der preußischen Artillerie-Prüfungscommission erprobt und recht abfällig beurtheilt ist. Worauf die Wiener Jury ihr anerkennendes Urtheil basirte, vermögen wir nicht anzugeben. — Große Anerkennung verdienen topographische Karten, welche der belgische Generalstab ausstellte, in Steindruck, Photozinkographie und Photolithographie, Arbeiten, welche an Sauberkeit und Deutlichkeit der Zeichnung schwerlich übertroffen sind.

In der österreichischen Ausstellung hob sich besonders die Waffenfabrikgesellschaft zu Steyer hervor, welche ursprünglich Eigenthum des Hrn. Werndl, des Erfinders des österreichischen Infanteriegewehres, jetzt, wie überall, in eine Actiengesellschaft unter Direction des früheren Besitzers umgewandelt ist. Die Fabrik beschäftigt allein in Steyer 2400 Arbeiter und ist mit ihrer Filiale in Pest im Stande, wöchentlich 5000 Gewehre herzustellen. Neuerdings hat die Gesellschaft die Lieferung von 250,000 Mausergewehren für das preußische Kriegsministerium übernommen. — Das einzige Geschütz, welches die österreichisch-ungarische Monarchie und zwar in den gesonderten Ausstellungen beider Reichshälften aufwies, waren ausschließlich von C. Sigl in Wien gefertigte Mitrailleusen des Systemes Montigny und wenig von ihrem Vorbilde unterschieden. Der Ursprung dieser Waffe ist ein eigenthümlicher. Die österreichische Artillerie führt sie weder, noch beabsichtigt sie überhaupt deren Einführung. Als indeß bei der Aufstellung ihrer Honvedarmee die heißblütigen magyarischen Patrioten auch Artillerie verlangten, wollte das Reichskriegsministerium ihnen vorsorglich keine Geschütze in die Hände geben, sondern wählte für die nationale Spielerei die ungefährlichere Kugelspritze, modificirt durch hohe regalartige Lafettenkasten, die an ihrer Brustseite eine 4 Millim. starke Panzerung erhalten haben. Die ungarische Eitelkeit hatte sich darin gefallen, neben der Ausstellung des Fabricanten dieselbe Waffe noch in drei Exemplaren zu zeigen, davon das eine in einer sehr hübsch arrangirten Honvedgruppe*), in welcher alle verschiedenen Uniformen, Husaren, Uhlanen, Pionniere 2c., vertreten waren. Dieselbe unterscheidet sich, beiläufig bemerkt, von der österreichischen Linienarmee nur in der Hose, die roth statt blau, und der Verschnürung, welche ebenfalls roth statt schwarz-gelb ist. Diese Farbenzusammenstellung, verbunden mit dem saloppen Schnitt der österreichischen Monturen, beweist, daß sie noch weit pandurenhafter aussieht als diese.

Mit Gewehren und anderen Handwaffen war Oesterreich reichlich vertreten; wir nennen außer Sigl in Wien noch Peterlongo in Innsbruck und die Ferlacher Genossenschaft in Kärnten, Letztere vor allen durch die Billigkeit ihrer Producte sich hervorthuend. (Eine Lefaucheux-Doppelflinte aus Hufnagel- und Banddamast kostet nur 36 und 38 fl.) Endlich verdient noch der kürzlich in der österreichischen Armee in zwei Modellen für Officiere und Mannschaften eingeführte Revolver des Wiener Fabricanten Gasser Erwähnung. — Analog der Gewehrerzeugung ist auch die Lieferung der Heeresausrüstung einer Privatgesellschaft, dem Consortium Skene übertragen. Die Firma hat sich contractlich ver-

*) Hübsch arrangirt, das ist wahr; aber eigentlich wirkten doch diese lebensgroßen Puppen sehr komisch. Für die allgemeine Werthschätzung von Abbild und Urbild bezeichnend war folgendes Gespräch zweier Cisleithanier, das in Wien zur Zeit der Ausstellung colportirt wurde: A. Sie, haben Sie schon je was Dummeres gesehen als die ausgestopften Honveds? — B. O ja! — A. Na was denn? — B. Die lebendigen! Red.

pflichtet im Frieden für 250,000 Mann und 30,000 Pferde, im Kriege für 780,000 Mann und 50,000 Pferde die Ausrüstung zu liefern. Die Anstalten sind derart, daß u. A. 750,000 Paar Schuhe binnen Jahresfrist erzeugt werden können. Ausgestellt waren die verschiedenen Rohstoffe sowie fertige Fabricate, Uniformstücke, Stiefel, Riemzeug, Kochgeschirre, Pferdebekleidung 2c. — Unter Oesterreich muß auch der bekannte Dynamitfabricant Herr Alfred Nobel in Hamburg erwähnt werden, dessen Präparate hier von einer Wiener Firma Mahler und Eschenbacher debitirt wurden. Es waren Apparate zur Erzeugung der Bohrlöcher, bei welchen als Triebkraft comprimirte atmosphärische Luft benutzt wird. Dann imitirter Dynamit in Fässern, Kisten, Paqueten und Patronen und die Rohstoffe zur Erzeugung desselben, comprimirte Schießwolle 2c., sodann Zündvorrichtungen und Rettungsapparate für Bergwerksanlagen ausgestellt. Wandtafeln, Berechnungstabellen und eine käuflich zu erlangende Brochüre erleichterten das Studium. Eine interessante Probe der modernen Sprengtechnik befand sich an anderer Stelle in zwei kleinen Bronzegeschützen, welche vor dem Thore des Pavillons der österreichischen Handelsmarine ausgestellt waren, von denen das eine von innen, das andere von außen durch Lithofracteur von D. C. Kling und G. Krebs in Cöln a/Rh. und Tulle bei Wien gesprengt war. Das letztere Fabricat gilt übrigens für weit gefahrloser als der Nobel'sche Dynamit und ist daher vom preußischen wie vom österreichischen Ingenieurcomité adoptirt worden.

Das italiänische Kriegsmaterial war in der Nähe des Montcenis=Tunnels theils im Freien, theils im Hauptgebäude untergebracht. Die italiänische Artillerie ist bekanntlich im Uebergange zum Hinterladesysteme begriffen, und darauf hin deuteten schon die ausgestellten Geschütze preußischer Construction. Eine 25 Ctm.=Vorderlade=Kanone war, was vielleicht von den Wenigsten bemerkt ist, in Holz imitirt ausgestellt, ferner die von Oberst Mattei und Major Bossi vorgeschlagene $6\frac{1}{2}$ Ctm.=Feldkanone, welche (nur zweispännig) der Feldartillerie eine besondere Beweglichkeit verleihen soll; ein übrigens längst verworfenes und wenig praktisches Geschütz. Das neu angenommene Vetterlygewehr fehlte nicht. Die Marine hatte einige Modelle von Schiffen und Hafenanlagen ausgestellt. Im Ganzen machte die italiänische militärische Ausstellung einen besonders dürftigen Eindruck. Weit reichhaltiger war die spanische, die theils im Hauptgebäude, theils in einem Anbau stand. An Gewehren stellte die Fabrik La Escalduna verschiedene Modelle, Chassepot, Remington, Berdan aus. Wirklich angenommen ist übrigens in Spanien das Remingtongewehr, doch führt, ebenso wie in Italien, der größte Theil der Armee noch aptirte Vorderlader sehr großen Calibers, dort nach dem Systeme Carcano, hier nach Berdan. An Geschützen sah man den neu eingeführten 8 Ctm.=Hinterlader von Bronze mit Krupp'schem Rundkeilverschlusse. Auch das Genie=Museum hatte eine Ausstellung veranstaltet, und die dem Staate angehörenden Waffenfabriken von Toledo und Oviedo vertraten würdig den alten Ruf der spanischen Klingen.

Das Militärdepartement der Schweiz hatte 8,4 Ctm.=Feldgeschütze ausgestellt, bronzene Hinterlader mit Keilverschluß in Lafetten von Eisenblech, dazu Munition, Beschirrung und Munitionswagen. Außerdem waren die Handfeuerwaffen repräsentirt, Infanterieflinten des neu eingeführten Systemes Amsler, dann Martiny=Hinterlader, deren Verschluß zum Selbstspannen eingerichtet ist, Revolver und Repetirgewehre und Repetir=Carabiner des Systemes Vetterly. Die Repetirwaffen fertigt die Industriegesellschaft in Neuhausen, welche daneben noch eine eigene Ausstellung ihrer Fabricate veranstaltet hatte.

Norwegen stellte drei Vorderlader=Feldgeschützrohre (9,6, 7,6 und 5 Ctm.) des=

selben Systemes wie die schwedischen aus, aber aus Gußstahl, in der Fabrik von Aal und Söhne in Christiania gegossen. Ein zweites 5 Ctm.-Berggeschütz lag in einer zierlichen eisernen Lafette.

Griechenland hatte geglaubt, noch heute gewöhnliche Feldgeschütze des alten französischen Systemes La Hitte mit einer sehr schwerfälligen Bespannung zeigen zu müssen, Rumänien zeigte, wie Ungarn, eine Ausstellung lebensgroßer Modelle seiner verschiedenen Truppengattungen, bei denen uns besonders die weißen Tuchhosen der Cavalerie und das ungebührlich schwere Gepäck der Infanterie, welche u. A. mit einer Menge großer hölzerner Zeltpflöcke belastet ist, auffielen.

Den Vereinigten Staaten Americas konnte bei der räumlichen Entfernung eine Geschützausstellung nicht wohl zugemuthet werden. Dagegen boten sie eine ziemlich reichhaltige Auswahl von Handfeuerwaffen verschiedener Systeme. Die nennenswerthesten Ausstellungen waren die von Peabody, Sharp, Remington und Shuyler, Hartley und Gresham. Colt (Harfort, Conn.) bot ausschließlich Revolver des eigenen und fremden Systemes, zum Theil äußerst prächtig ausgestattet. Die Gatling-Mitrailleuse (battery gun) war nur in Photographie vertreten. Interessant, weil wesentlich von den in Europa üblichen Modellen verschieden, war die ebenfalls gezeigte Ausrüstung der americanischen Cavaleriepferde. Der Sattel, ein Mittelding zwischen Bock und Pritsche, die Steigbügel aus Holz gebogen und vorn mit einem Schirm von Sohlleder geschützt. — Schließlich sei von außereuropäischen Staaten noch Brasilien genannt, welches seine Hinterladegewehre eigenen, dem Remington ähnlichen Systemes und interessante, weil nationale Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der Armee zeigte. —

Nach so vielen Werkzeugen der Zerstörung schließlich noch einen Blick auf die Mittel zur Heilung der Wunden, welche jene geschlagen. Der Specialkatalog der Ausstellung giebt eine Idee von der Ausdehnung und Reichhaltigkeit, welche man dieser Section anfangs zu geben beabsichtigt hatte, und beklagt die geringe Beachtung, welche hernach bei der Ausführung derselben geschenkt wurde. Immerhin bleibt das Gebotene noch beachtenswerth genug. Das Hauptverdienst um das Arrangement dieser Ausstellung wie auch an der Ermöglichung der Vorführung eines großen Theiles der Objecte gebührt übrigens dem auch auf dem Felde der Kriegsheilkunde rühmlichst bekannten k. k. Oberstabsarzt Dr. B. Mundy.

Wir nennen hier zunächst fünf Eisenbahn-Lazarethzüge, von denen der französische (train construit par la Cie. française, Dir. Mr. Bonneford, d'après les données scientifiques de la societé anglaise) jedenfalls der opulenteste und eleganteste war. Speise- und Schlafwaggons waren getrennt, für die Aerzte allein waren zwei ganze Waggons — einer zum Wohnen, der andere, für jeden eine eigene Schlafkammer, die Bibliothek, Vorrathmagazine :c. enthaltend — reservirt. Die Bettstellen waren theils feste, hölzerne, theils hingen die Kranken in Bahren 3 untereinander (im Ganzen 12 im Waggon), nach unserer Ansicht eine höchst unpraktische Einrichtung. Schwerlich wird dieser Train im Großen Nachahmung finden. Der Hamburger Lazarethzug bot wenig Bemerkenswerthes, auch hier hingen die Bahren, allerdings nur in zwei Etagen über einander. Der Train des bayrischen Generalstabes und Landeshilfsvereines kam in Fürsorge für das ärztliche Personal dem französischen fast gleich, doch war hier auch für die Kranken opulent gesorgt. Wohn- und Schlafraum im selben Waggon und nur 5 ziemlich schwerfällige hölzerne Bettstellen in demselben; bei den heutigen Massenkämpfen dürfte eine so geringe Benutzung des Transportmateriales schwerlich gestattet sein. Die meiste Anerkennung fand

und verdiente jedenfalls der Train der Waggonfabrik J. Oberhof in Ludwigshafen, der in äußerst sinnreicher und einfacher Weise einfach aus Personenwagen vierter Classe zusammengesetzt war. Die Bahren hingen, leicht ein- und auszutragen je 8 im Waggon für sich an den Wänden, an der einen Seite durch Leisten, an der andern durch schräg gespannte Gurte gehalten. Ebenso sinnreich war Küche, Vorrathsraum u. s. w. in einem gewöhnlichen Waggon etablirt, und der Wohnraum der Aerzte beschränkte sich bescheiden auf einen einzigen, übrigens ganz behaglich eingerichteten Wagen. Die Waggons der österreichischen Deutschritter boten wenig Bemerkenswerthes. Die festen hölzernen Betten standen in drei Etagen ausschließlich an einer Seite, so daß an der anderen Raum für behandelnde Aerzte &c. war. Das deutsche Reich hatte das Modell eines 1870 verwendeten Lazarethzuges sowie eines Barrackenlazarethes vorgeführt.

Ein sehr sinnreiches Lazarethzelt (etwa 40 Fuß tief, 20 Fuß breit), dessen eisernes Gerippe mittelst Charnieren zum Zusammenklappen eingerichtet war, und so in wenig Minuten auf- und abgebaut werden konnte, zeigte A. Coulette in St. Ouen, Eure. Außerdem hatte E. Bodewig in Mülheim a. Rh. ein praktisches Lazarethzelt geliefert. Von den Ausstellern der übrigen Gegenstände — Tragbahren, Räderbahren, Rollstühle, Transportwagen für Verwundete und Kranke, Küchen- und Sanitätswagen, Tornister und Feldflaschen für den Verbandplatz, Betten, Verbandmaterial, chirurgische Instrumente, künstliche Gliedmaßen, Bücher, Abbildungen, Photographien — erwähnen wir noch Alessandro Legati in Turin, der nach dem Systeme Mundy Fourgons und Transportwagen für Ambulanzen zeigt, dann die sehr sinnreich erdachten zweiräderigen Karren des Großh. hessischen Oberstabsarztes Dr. M. Mayd mit nach oben gewölbter Mittelaxe, an der die auf Bahren auf dem Boden liegenden Verwundeten hochgewunden werden, und somit vor schmerzhafter Berührung bewahrt bleiben können, endlich die vielseitige Ausstellung von G. Lipowski in Heidelberg. Die von demselben erfundene, einfach und schnell zu construirende s. g. Heidelberger Bahre war von dem rumänischen Oberstabsarzte Dr. Davils für seine Regierung angekauft worden.

Wir schließen damit diese Rückblicke. Bei dem schnellen Fortschritte der Gegenwart ist es freilich zu erwarten, daß eine nächste Weltausstellung, mag sie auch schon in drei oder vier Jahren eintreten, wiederum ein wesentlich verändertes Aussehen — und in der militärischen Abtheilung muthmaßlich mehr als in den meisten anderen — darbieten wird. Dennoch bleibt die Erinnerung an dieselbe auch für die Zukunft dauernd werthvoll als ein Denkmal der Culturgeschichte einer Zeit, welche in mancher Beziehung eine so vorwiegend militärische Signatur trägt wie keine zuvor.

Die Ministerien der europäischen Staaten im Jahre 1873.

Von

Dr. Karl Schmeidler.

IV. Italien.

Wenn es nach den Wünschen Garibaldi's ginge, so würde auch Italien das zweifelhafte Glück der romanischen Schwesterländer, Republik zu sein, besitzen. Aber der König

Victor Emanuel und seine Minister wußten das Land bisher vor diesem Durcheinander glücklich zu bewahren, und es ist dem Volke zu wünschen, daß es nicht einmal auf den Ruf überspannter Köpfe, wie man Garibaldi unbeschadet seiner Verdienste jetzt wohl nennen kann, hören und in's Verderben rennen möge. Es ginge ihm um kein Haar anders, als dem spanischen; denn ob es sich klüger benähme als jenes, ist doch zweifelhaft. Darum hielt man viele Schritte für höchst bedenklich, welche das Ministerium Lanza that, denn es entfremdete sich so Manche, welche der Dynastie ergeben waren, hauptsächlich durch das gegen Ende des Jahres 1872 durchgebrachte Garantiegesetz, durch welches der ultramontane Zwang, der geistliche Druck nur verlängert wurde. Die Unabhängigkeit des Papstes sollte in jeder Weise sicher gestellt werden, um Einsprachen und Interventionen katholischer Staaten vorzubeugen; das war die Absicht des Ministeriums. Dasselbe versäumte aber, zu gleicher Zeit mit anderen Maßregeln vorzugehen, wie mit der Säcularisation der römischen Klöster und der Beseitigung der Generalatshäuser, und zog sich nun die heftigsten Angriffe seitens der liberalen Seite des Parlamentes zu, welche jede Gelegenheit benutzte, um den Ministern Niederlagen zu bereiten. Man hatte ihnen nicht die Neigung vergessen, im Jahre 1870 nach Frankreich Truppen zu senden, wovon sie nur durch die Demonstrationen und die Aufregung abgehalten wurden, welche eine Bewegung im Inneren befürchten ließen. Man wußte sehr wohl, daß im Ministerium und unter dessen Anhängern wenig Freunde Deutschlands waren; dies reichte schon hin, um sie unpopulär zu machen.

Im Laufe der letzten Jahre hatten sich die Beschwerden vermehrt, namentlich am Anfange des Jahres 1873 kamen sie von allen Seiten. Dem Finanzminister warf der Handelsstand Genuas und Mailands vor, aus der Nationalbank ohne vorherige längere Aufkündigung 40 Millionen Lire entnommen und dadurch den Handel geschädigt zu haben. Vor dem Unterrichtsministerium fand eine Demonstration der Studenten statt, welche sich beschwerten, in ihren Studien gestört zu sein, sie zum Theil gar nicht fortsetzen zu können, weil 19 Lehrstühle an der Hochschule zu Rom, und zwar 3 in der juristischen, 7 in der medicinischen und 9 in anderen Facultäten unbesetzt waren. Der Minister Scialoja erklärte den Studenten, er müsse erst tüchtige Professoren aussuchen. Die Hauptsache war die, daß die tüchtigen Männer fast alle liberal gesinnt sind und darum nicht von diesem Ministerium angestellt wurden. Mehrere Professoren waren abgesetzt worden, weil sie der Regierung den Eid der Treue verweigert hatten. Wie gering die Fürsorge für den öffentlichen Unterricht ist, geht aus den Tabellen über die Schulbildung der italiänischen Militärpflichtigen hervor. Von der Klasse 1851 konnten lesen und schreiben $38,^{8}$ pCt., nur lesen $4,^{7}$ pCt., ohne jede Schulbildung waren $56,^{5}$ pCt. Dem Ministerpräsidenten Lanza, welcher früher dem linken Centrum angehörte, warf man vor, er habe sich, obwohl er seine Berufung der Linken und Ratazzi verdankte, kaum ans Ruder gelangt der Rechten genähert; auch Sella, der Finanzminister, befände sich in ähnlicher Lage. Der Justizminister de Falco wurde beschuldigt, die Gerichtspflege im Lande nicht eifrig genug gefördert zu haben; daß ein einfacher Proceß 4 Jahre lang hingezogen werde, sei gar keine Seltenheit. Den Bautenminister klagte man von mehreren Seiten der Vernachlässigung der öffentlichen Bauten an; die Unsolidität und Kostspieligkeit derselben und die Unthätigkeit des Ministers wurden getadelt, und es war nachgewiesen, daß man den Durchbruch der Dämme des Po, welcher ganze Provinzen ruinirt hatte, der geringen Vorsicht zu verdanken habe. Eisenbahnunfälle, Einsturz eines Eisenbahn-Tunnels seien ebenfalls Beweise dafür. Selbst im Senate, einer überaus conser-

vativen Körperschaft, wurde das Ministerium von mehreren Mitgliedern angegriffen. Die liberalen Blätter nannten den König von Italien in Rom den »Vicar des Papstes«; sie waren aufgebracht über den § 2 eines Klostergesetzentwurfes, in welchem die Minister die General-Ordenshäuser conserviren wollten. Die Gebäude der Mönche und Nonnen sollten nach anderen Paragraphen verkauft und in Renten verwandelt werden, aus denen den Priestern und Chorfrauen 600 Lire und den Laien und Laienschwestern 400 Lire jährliche Pension zuzuwenden wären.

Nur ungern und allein aus dem Grunde, damit nicht an ihre Stelle ein liberales Cabinet treten möge, gaben die Minister in mehreren Fällen dem Andringen der Deputirten nach, in Modificationen ihrer Gesetzentwürfe einzuwilligen. Sella gab der Forderung nach, ein besonderes Gesetz über das Papiergeld vorzulegen, nachdem die Kammer erklärt hatte, daß die gesetzlichen Bestimmungen über den Zwangscours von Papiergeld ungenügend seien. Die Finanzcalamitäten wuchsen ihm über den Kopf, und das Deficit stieg fortwährend; dabei aber warf die Kammer für die Umgestaltung der Armee das Geld mit vollen Händen aus. Ein solcher Fall führte zu einer ernsten Krisis. Nachdem die Minister den Vorwurf der demokratischen Blätter, sie gäben an 50 Deputirte, deren Namen genannt wurden, gegen die Verpflichtung, sie bei den Abstimmungen zu unterstützen, besondere Beneficien, über sich hatten ergehen lassen, wurden sie mit eclatanter Majorität bei den Debatten über das Marine-Arsenal von Tarent überstimmt. Die Regierung schlug vor, darauf $6^1/_2$ Millionen Lire zu verwenden, wogegen der Antrag der Commission, dazu 23 Millionen zu genehmigen, ungeachtet des lebhaftesten Widerspruches der Minister von der Kammer angenommen wurde. Obwohl der Finanzminister darlegte, daß die Finanzen eine solche Mehrausgabe nicht gestatteten, daß die Steuerkraft der Italiäner nicht noch mehr in Anspruch genommen werden könnte, so stimmten für ihn doch nur die verpflichteten Jasager und die intimen Freunde. Lanza gab nun seine Dimission (1. Mai) und kündigte der Kammer an, daß das Cabinet dem Könige seinen Rücktritt erklärt habe.

Nach allen Mittheilungen über diese Krisis war derselbe in Verlegenheit, was er thun solle, ob das Cabinet beibehalten, ob ein Ministerium der Linken wählen, ob die Kammer auflösen und Neuwahlen anordnen; er conferirte darüber mehrere Tage mit den verschiedensten Rathgebern, wie Ricasoli, Peruzzi, Minghetti, auch das Gutachten des kranken Ratazzi (der vier Wochen nachher starb) holte er ein. Da sich Niemand fand, der die Erbschaft des Finanzministers übernehmen wollte, ließen sich die Minister bereit finden, ihre Portefeuilles zu behalten und den Gesetzentwurf über das Arsenal zurückzuziehen. Für diesmal wurde also die Differenz wieder beigelegt und am 6. Mai die Berathung über das Klostergesetz aufgenommen, welche, wie Lanza erklärte, die Minister veranlaßt habe, noch im Amte zu bleiben, da sie keine Vertagung vertrage. Die Sitzung ging aber nicht vorüber, ohne daß von der Opposition, besonders von Mancini, die heftigsten Anklagen gegen Sella unter dem Beifalle fast sämmtlicher Deputirten, ja selbst der Tribünen geschleudert wurden. Auf eine heftige Erwiderung Sella's äußerte Mancini, daß durch eine ganze Reihe der unnützesten Ausgaben, wie beim Hafenbau von La Spezzia, die Staatsgelder verschleudert worden seien. Die weiteren Debatten waren zwar sehr lebhaft und wurden auch von der Presse in leidenschaftlicher Weise unterstützt, aber auf die Vorstellungen Visconti Venosta's, des Ministers für das Auswärtige, daß die Regierung in Rücksicht auf ihre internationalen Beziehungen, und um der klerikalen Partei jeden Vorwand zu benehmen, im Namen der verletzten religiösen Interessen zu sprechen,

die Annahme des § 2 beanspruche, wurde auch dieser in der von der Commission amendirten Form von der Kammer angenommen. Gegen Ende Mai fand die Schlußdebatte über das Gesetz (über die religiösen Körperschaften) statt, bei welcher 196 gegen 46 Stimmen sich für das Gesetz erklärten. Man war im Vaticane darüber in außergewöhnlicher Aufregung, der Papst meinte: »Der liebe Gott kann die Welt nur noch durch ein Wunder vom Untergange retten!« Einen Trost gewährte ihm die in diesen Tagen eingetroffene Nachricht von der Wahl Mac Mahons zum Präsidenten der Republik.

Nachdem das Klostergesetz auch im Senate angenommen war, begannen in der Deputirtenkammer die Verhandlungen über Vorlagen des Finanzministers, aber schon bei der Frage über die Discussion erhoben sich die Abgeordneten der Linken mit Angriffen wegen der verschwenderischen Ausgabe von Papiergeld und der ganzen Finanzverwaltung und beantragten, in die Debatte gar nicht erst einzutreten. Sella vertheidigte sich möglichst, aber Minucci erklärte: »Der Finanzminister sage kategorisch: Entweder Sie bewilligen mir, was ich verlange, oder ich trete ab; er entgegne ihm im Namen seiner Freunde: Gehen Sie!« Der größte Theil der Versammlung lachte dazu. Ein einziges Mitglied der Rechten hob die Verdienste jedes einzelnen Ministers hervor und endete mit einer Lobrede, so daß die ganze Versammlung jetzt in lautes anhaltendes Gelächter ausbrach. Als es zur Abstimmung kam, wurde die von der äußersten Rechten proponirte Tagesordnung, welche Sella für die einzig annehmbare erklärte, und nach der die Kammer zur Discussion der Vorlagen übergehen sollte, mit 157 gegen 86 Stimmen abgelehnt (25. Juni). In Folge dessen kündigte der Ministerpräsident den Rücktritt des Ministeriums an. Auch das war wieder ein Trost für den Vatican, daß das Ministerium der Besitzergreifung Roms und des Klostergesetzes so bald zu Falle gekommen war. Von der übrigen Welt wurden ihm diese Thaten als Verdienst angerechnet, und man kann hinzufügen, daß auch in der Finanzverwaltung in den $3^1/_2$ Jahren seiner Wirksamkeit (seit December 1869) viel Lobenswerthes geschehen ist, namentlich daß es Ordnung in dieselbe brachte, soweit dies überhaupt bei der zerrütteten Lage der Finanzen und unter der Einwirkung der furchtbaren Ueberschwemmungen und der hinzugetretenen Mißernte möglich war.

Victor Emanuel berief den Grafen Minghetti nach Florenz, wo der König sich aufhielt, um, wie man glaubte, nicht einer eventuellen Excommunication in Rom wegen des Klostergesetzes ausgesetzt zu werden, und berieth mit ihm die Neubildung des Cabinetes. Die Versuche, ein solches aus einer Verbindung aller Fractionen der Kammer zu bilden, mißglückten; viele Männer, denen ein Portefeuille angeboten wurde, ließen sich nicht bereit finden, es anzunehmen. Endlich (am 12. Juli) theilte Minghetti dem Senate und der Deputirtenkammer die Neubildung des Cabinetes mit, verlas aber zugleich auch ein Decret des Königes, durch welches das Parlament bis zum November vertagt wurde. Aus dem abgetretenen Ministerium waren Visconti Venosta, Scialoja und Ricotti, der Kriegsminister, wieder aufgenommen, Graf Minghetti übernahm außer dem Präsidium das Portefeuille der Finanzen (im Jahre 1872 war er Berichterstatter für die Sella'schen Finanzprojecte); Contre-Admiral Saint-Bon wurde Marineminister, Spaventa, zur Zeit des früheren Ministeriums Minghetti Generalsecretär im Ministerium des Inneren, Minister der öffentlichen Arbeiten, Graf Cantelli Minister des Inneren, Figuerola des Handels und Vigliani Justizminister, sämmtlich aus der Rechten der Kammer, also aus den Anhängern des Ministeriums Lanza-Sella. Von den Blättern der Linken wurde natürlich diesem neuen Cabinete keine lange Lebensdauer prophezeit, denn das

Deficit werde sich vermehren, und die öffentliche Schuld wachsen. Innerhalb 13 Jahren war dieses das 14. Ministerium!

Minghetti entwickelte aber bald eine außerordentliche Thätigkeit sowohl in Ausführung des Klostergesetzes, indem er den Gerüchten entgegen sich zu keinerlei Zugeständnissen an die Curie und an die renitenten Geistlichen verleiten ließ, sondern zur Aufhebung der Klöster mit aller Energie schritt, die dann glatt vorwärts ging, — wie in der Vorbereitung von Finanzplänen und Gesetzentwürfen zur Regelung der Beziehungen der Kirche zum Staate. Man gewärtigte eine allgemeine Steuerreform, namentlich in Bezug auf die Einkommensteuer von beweglichem Vermögen, der Zölle und der Consumsteuer wie der Stempel- und Einschreibegebühren, eine neue Steuer auf Börsenoperationen, auf Wechsel und Miethscontracte. Eine That aber des bis dahin als franzosenfreundlich bekannten Minghetti und seines Collegen Visconti Venosta fand im italiänischen Volke allgemeinen Beifall, der Besuch des Königes in Wien und am Hofe des deutschen Kaisers in ihrer Begleitung. Man erwartete demnach, daß das Ministerium in dem am 15. November wieder eröffneten Parlamente eine gute Stellung haben werde. Obwohl nun auch die Thronrede mit großem Beifall im Parlamente wie im Lande aufgenommen wurde, durfte man doch nicht vergessen, daß der Exminister Sella, welcher nach dem Präsidium strebte, genug Leute auf seiner Seite fand, welche die fetten Tage unter seinem Regime nicht vergessen hatten und nun alle Mittel versuchten, um Sella an's Ruder zu bringen. Sie verbreiteten alle möglichen nachtheiligen Nachrichten, um zu zeigen, auf wie schwachen Füßen das Ministerium stände, und um seinen Ruf zu untergraben. Als gelegene Handhabe benutzten sie dazu den Entschluß Minghetti's, die frühere unrechtmäßige Bevorzugung der nichtstaatlichen Nationalbank zu beseitigen und sie den übrigen privilegirten fünf Instituten gleich zu stellen und zu beschränken. Außerdem war die Theilnahme der Deputirten an den Sitzungen des Parlamentes eine so lässige, daß die Kammer öfters beschlußunfähig wurde, und doch gab es sehr viel zu thun, da in Folge der Mißernten dem Lande außer den Finanzverlegenheiten auch noch ein großer Nothstand drohte, und die Unsicherheit in mehreren Provinzen wieder zunahm. So stellten sich gegen Ende des Jahres die Aussichten für ein wirkliches Gedeihen der Regierungsthätigkeit noch sehr zweifelhaft.

Ueber die Minister Sr. Heiligkeit Exmajestät, welche immer noch als europäischer Staat (in partibus infidelium) auftreten möchte, verlieren wir erst kein Wort; sie wurden genügend charakterisirt durch die Bemerkung ihres Organes, des »Osservatore«, daß die letzte preußische Thronrede die »widerlichste Unverschämtheit und sectirerisches Raffinement« zeige.

Wir gehen lieber zur Betrachtung eines Landes über, das in einer gewissen Verwandtschaft mit Italien steht, insofern beide, abgesehen von gewissen financiellen Verlegenheiten, wenigstens in Bezug auf Ungarn, sich bisher, wenigstens an den Spitzen, nicht von dem Einflusse des priesterlichen Elementes gänzlich loszumachen vermochten. Die Aussicht darauf war aber durch ein bedeutsames Ereigniß erheblich gestiegen.

V. Oesterreich-Ungarn.

Die beiden durch langjährige Zwistigkeiten und namentlich durch die Expropriation der mittelitaliänischen verwandten Fürsten getrennten Nachbarn, Italien und Oesterreich, wurden durch den Besuch Victor Emanuels am Wiener Hofe zum Aerger Frankreichs und noch mehr der Ultramontanen ausgesöhnt. Die Letzteren mußten sich sagen, daß

darin die Anerkennung aller Territorialveränderungen, die auf der apenninischen Halbinsel vor sich gegangen, einschließlich der Besetzung Roms und der Annexion des Kirchenstaates seitens des kaiserlichen Hofes liege. Daher hatte sich eine unbeschreibliche Wuth der Klerikalen bemächtigt, aber alle ihre Versuche, den Empfang des Königes als einen kalten oder schlechten erscheinen zu lassen, mißglückten; höchstens gelang es ihnen, ein paar Feudale vom Hofe fern zu halten, was aber kein Mensch bemerkenswerth fand. Der Haß, den sie längst gegen Andrassy hegten, steigerte sich dadurch noch; doch die ultramontan-feudale Clique, welcher es noch vor wenigen Jahren möglich gewesen war, einen Hohenwart an's Ruder zu bringen und bei seinem Falle auch den Kanzler Grafen Beust zu stürzen, konnte gegen Andrassy im Kaiser-Cabinete nichts mehr ausrichten; im Gegentheil, Graf Andrassy stand so fest in der Gunst des Kaisers wie nur jemals.

Weniger befriedigt von seiner Thätigkeit waren die Delegationen, welchen eine Art Controlle über die auswärtige Politik zusteht, in Betreff seiner diplomatischen Action. Er sprach darüber allerdings zu ihnen, aber in so allgemeiner Art, daß man äußerte, er setze sie auf »Hungerration«. Was konnte er auch Besonderes darüber sagen, daß die Proteste gegen die vertragswidrige Steuer des »droit de statistique« fruchtlos waren, und daß es ihm nicht gelungen, die verkürzten Interessen der Industriellen der französischen Handelspolitik gegenüber zu schützen. Auch in der Laurionfrage hatte die Diplomatie gerade keine Lorbeeren erworben. Die Delegationen selbst verloren immer mehr an Interesse, und ihre Uneinigkeit am Schlusse der Sitzungen war nicht geeignet, dasselbe für sie zu erhöhen. Die österreichischen z. B. stimmten für die Mehrbewilligung von 25,000 Werndlgewehren und gegen die Indemnitätserklärung für Ueberschreitungen der Ausgaben bei der Militärgränze; die ungarischen Delegationen stimmten für diese und gegen jene. Der Kriegsminister hatte schon im vergangenen Jahre gegen sie einen harten Stand, denn die Ungarn wollten womöglich alle Ausgaben für das Heer den Oesterreichern aufbürden, und man warf ihnen schon damals vor, sie vernachlässigten die gemeinsamen Interessen auf schmähliche Weise. Unter den Deutschen verlor die Institution immer mehr an Anhang; sie nannten sie bereits eine Mißgeburt, welcher die Personalunion fast vorzuziehen sei.

Das cisleithanische Ministerium hatte in den ersten Monaten des Jahres einen glücklichen Erfolg zu registriren in der Berathung des Wahlreformgesetzes für den Reichsrath. Obwohl die Polen und Czechen gegen die Reform alle ihre Kräfte anstrengten und selbst die Umwege durch die kaiserliche Kanzlei nicht unversucht ließen, so betheiligten sich genug Deputirte aus anderen Provinzen, auf deren Fernbleiben jene gehofft hatten, wie die Slovenen und die Dalmatiner; diese freilich nur aus materiellen Gründen, weil sie auf den Bau von Eisenbahnen und die Regulirung von Flüssen ihre Ansprüche erhoben hatten und diese nicht aufgeben wollten. Mit zwei Stimmen über die Zweidrittelmajorität des ganzen Abgeordnetenhauses wurde die Wahlreform angenommen. Die Paragraphen 6, 7 und 18 des Grundgesetzes über die Reichsvertretung vom 21. December 1867 wurden dahin abgeändert, daß die Gesammtzahl der Abgeordneten nun 351 beträgt, welche sich folgendermaßen auf die einzelnen Königreiche und Länder vertheilen: Böhmen 91, Dalmatien 9, Galizien 63, Niederösterreich 36, Oberösterreich 17, Salzburg 5, Steiermark 23, Kärnthen 9, Krain 10, Bukowina 9, Mähren 36, österr. Schlesien 10, Tirol 18, Vorarlberg 3, Istrien 4, Görz 4, Triest 4. Die bisherigen 4 Wählerklassen bleiben bestehen. Die Wahl der Abgeordneten erfolgt in den Landgemeinden durch Wahlmänner, in den übrigen Wählerklassen unmittelbar seitens der

Wahlberechtigten. Die Abstimmung ist in der Regel eine schriftliche und geheime, ausnahmsweise ist in den Landgemeinden auch mündliche zulässig. Wahlberechtigt ist jeder 24jährige selbständige österreichische Staatsbürger, welcher den sonstigen durch die Reichsraths-Wahlordnung festgestellten Erfordernissen entspricht. Wählbar sind in jedem Lande die männlichen Staatsbürger, welche das österreichische Staatsbürgerrecht mindestens ein Jahr besitzen, 30 Jahre alt und in einem der obigen Länder wahlberechtigt oder in den Landtag wählbar sind. Die Dauer des Mandates ist sechsjährig; die auf jedes Land entfallende Zahl von Abgeordneten für die Reichstagsdelegation wird durch die aus dem betreffenden Lande unmittelbar entsendeten Reichsrathsabgeordneten gewählt. — Das Gesetz hatte nur den Uebelstand, daß es wie alle österreichischen übertrieben lang war. Auch nach der Annahme desselben durch den Reichsrath wurde von den widerstrebenden Parteien bei Hofe keine Mühe gespart, um die Sanctionirung zu hintertreiben; sie erfolgte aber dennoch schon am 3. April; der Kaiser hatte sie sogar persönlich couvertirt und eigenhändig an den Minister des Inneren adressirt.

Die Weltausstellung war eröffnet worden und beschäftigte aller Augen und Federn, um zu sehen und zu schildern, was man nur aus eigener Anschauung vollständig in sich aufnehmen und bewundern konnte. Es mag über das Arrangement gestritten werden, dieses hatte seine Vertheidiger und Gegner; wer aber die Ausstellung gesehen, war, sobald er die mancherlei Anstrengungen überwunden, die das Anschauen veranlaßte, zu der Ueberzeugung gekommen, daß er etwas Großartiges zu bewundern hatte. Und doch war sie kaum eine Woche eröffnet, da brach jene fürchterliche Katastrophe herein, welche die Börsenwelt zwar längst befürchtete, aber deren Umfang sie nicht geahnt hatte. Man will an tausend Banquerotte gezählt haben, kaum ließen sich die Selbstmorde und anderen Unglücksfälle zählen. Die Ausstellung trat fast ganz in den Hintergrund, war doch auch ihr das Glück nicht so hold, wie man erwartet hatte. Aber selbst hierin mußte man der überspannten Speculation theilweise die Schuld beimessen, Hotels und Wohnungen standen der übermäßigen Forderungen wegen leer.

Das Ministerium wurde der Mitschuld an allen diesen Ereignissen angeklagt und nicht ganz mit Unrecht. War dasselbe nicht mit Gewährung von Concessionen für Actiengesellschaften und Garantien für Eisenbahnbauten verschwenderisch umgegangen? Konnte es nicht irgendwie dem Treiben der Gründer und des Actienschwindels zu rechter Zeit entgegentreten? Als es zu spät war, ging der Handelsminister Dr. Banhans gegen die Mißwirthschaft der Verwaltungen vom Staate garantirter Eisenbahnen vor. Aber bei der Lemberg-Czernowitzer Bahn, die bereits unter Sequestration gestellt war, hatten sich im letzten Augenblicke die Verwaltungsräthe zurückgezogen, nachdem sie für sich gesorgt, die Actionäre waren die Geprellten; bei manchen anderen Gesellschaften war es ebenso. Die Ueberwachung der Creditinstitute und der Nationalbank geschah durch ungeeignete Commissäre, welchen die sich seit Wochen vorbereitende Deroute, wie es schien, überraschend kam. Nun sollte die Regierung plötzlich helfen, und sie war der Lawine gegenüber doch machtlos, so sehr es in ihrem Interesse lag, die Ordnung bald wieder herzustellen, damit einer Handelskrisis vorgebeugt werde, und der Credit Oesterreichs nicht Schaden leide. Um wenigstens zu halten, was feste Wurzeln hatte, wurde die Suspension der Bankacte verfügt, und dadurch einige Beruhigung herbeigeführt. Zum Glück war der politische Horizont ungetrübt, und die Lage nicht durch dem Staate drohende Gefahren verschlimmert.

Die Feudalklerikalen nahmen die gute Gelegenheit wahr, wieder gegen das constitu-

tionelle Ministerium zu agitiren, ja sie verbreiteten sogar Gerüchte von einer Cabinetskrisis, an die nicht zu denken war, und benutzten dazu die Unzufriedenheit über den Finanzminister von Pretis in gewissen Finanzkreisen und über den Unterrichtsminister Stremayr wegen seiner Erlasse; die Verstimmung im Gemeinderathe cumulirte sich bis zu einem offenbaren Mißtrauensvotum gegen ihn. Im Ministerium selbst dachte man aber gar nicht an eine Krisis. Der Präsident Fürst Auersperg, als einer der ersten Cavaliere des Reiches, repräsentirte den verfassungstreuen Adel Oesterreichs und verlieh dem Cabinete das Ansehen, dessen es nach außen bedurfte. Den meisten Einfluß übte der eigentliche Arbeiter desselben, der Minister des Inneren Freiherr von Lasser, das Justizdepartement war in den Händen eines tüchtigen Fachmannes, Dr. Glaser, und selbst die übrigen Minister, Ritter von Chlumecky (Ackerbau), Horst (Landesvertheidigung) und Unger (ohne Portefeuille) hatten oder gaben keine Veranlassung, eine Niederlegung ihres Portefeuilles zu beantragen. Was die Neigung der Herren Unger und Glaser betraf, zu den Erlassen Stremayrs in Opposition zu treten, wie man aus ihrer politischen Vergangenheit voraussetzte, so wurde von den über die Vorgänge wohl Unterrichteten in Erwägung gegeben, daß das Ministerium in Bezug auf die Sanction der Wahlreform namentlich in den confessionellen Fragen der Krone gegenüber gewisse Verpflichtungen habe, denen es nun nachzukommen bestrebt sein müsse. Auf diese Rechnung wurden — ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich jetzt noch nicht bestimmen — die Maßregelungen liberaler Schulinspectoren, die Auflösung von Lehrervereinen, die Entscheidung bezüglich der Betheiligung der Jesuiten an der Rectorwahl in Innsbruck und der religiösen Uebungen an Volksschulen gebracht. Etwas Gutes hatten diese Maßregeln, die übrigens von den ultramontanen Blättern möglichst übertrieben wurden, zur Folge: sie führten eine größere Einigung in der Verfassungspartei herbei, deren Zersplitterung in »Alte« und »Junge« eine Gefahr für den Sieg bei den im Herbste bevorstehenden Wahlen befürchten ließ: die »Jungen« waren eher geneigt, obwohl sie aus der Partei der »Alten« hervorgegangen waren, da sie den Liberalismus mehr betonten, sich mit der demokratischen Partei zu den Wahlen zu verbinden. In Galizien lagen sich Ruthenen und Polen in den Haaren, in Böhmen und Mähren traten die Deutschen den Czechen entschieden entgegen, im steyerischen Lager bekämpften sich Alt- und Jungslovenen, in Dalmatien Italiäner und Slaven, welche Letztere auch wieder in zwei Parteien zerfielen.

Alle diese verschiedenen Elemente zu einigen, war das Ministerium nicht im Stande; ja es konnte die ihm nothwendige verfassungstreue Partei nur mit Mühe an sich fesseln, die ihm vorwarf, von dem Wege abgewichen zu sein, den es eine Zeit lang zum Heile des Reiches gewandelt sei. Sie forderte, es solle einlenken, man werde ihm den Rückzug möglichst erleichtern; nach den unleugbar reactionären Zielen, denen die Minister gegenwärtig nachstrebten, werde sie ihnen nicht folgen, da sie nicht Gefahr laufen wolle, die bürgerliche Gewissensfreiheit und die freie Schule opfern zu müssen. Dem Ministerium konnte unter solchen Verhältnissen nichts erwünschter kommen als ein Angriff in dem officiösen Organe der klerikalen Partei, welches drohte, die weiteren Emanationen der »im Zauberschmucke des Liberalismus prangenden« Regierung würden dem Klerus das Schwert der Abwehr in die Hand drücken. Dazu kam die Veröffentlichung des kaiserlichen Patentes vom 7. September, welches die letzten Hoffnungen auch der reactionären Partei zerstörte, indem durch den 1. Artikel des Patentes das Haus der Abgeordneten des Reichsrathes aufgelöst, durch Art. 2 die allgemeinen Neuwahlen nach dem Gesetze vom 2. April 1873 angeordnet, und im Art. 3 der neue Reichsrath auf den 1. November des Jahres nach

Wien einberufen wurde. Die Verfassungspartei begrüßte das Patent, den Schlußstein des verdienstlichen Werkes Lassers und Ungers, mit lebhafter Genugthuung; nun rüstete Alles zum energischen Kampfe, und man sah mit Spannung dem Resultate der ersten directen Wahlen entgegen. (Von den vier Gruppen wurden sie an verschiedenen Tagen vollzogen und ebenso in den verschiedenen Ländern nicht an demselben Tage.)

Das Ministerium war anfänglich verstimmt über den Ausfall der Wahlen; es meinte, die Opposition könne durch den Eintritt von wenigstens 60 bis 70 »Jungen« zu stark werden. Dieselben waren aber, wenn sie auch in ihren Forderungen weiter gingen, als die »Alten«, doch nur dem linken Flügel unserer nationalliberalen Partei, deren rechten diese bildeten, zu vergleichen, während von den weiter vorgeschrittenen »Demokraten« (also etwa rechter Flügel der Fortschrittspartei), höchstens 6 — 8 Mitglieder vertreten waren. Im Ganzen bestand demnach die Verfassungspartei aus etwa 222 Abgeordneten, denen gegenüber die klerikal-föderalistische Partei bei Anwesenheit aller Mitglieder 129 zählte, von denen sich jedoch die Czechen aus Mähren und Böhmen, einige 30 Deputirte, einzutreten weigerten. Mit dieser Opposition würden sich, das konnte die Regierung erwarten, die »Jungen« nicht verbinden. Im Gegentheil zeigte sich bald, daß sie, so heftig bei den Wahlen der Kampf gewesen war, doch zu den »Alten« hinneigten. Den Provinzen nach gerechnet, hatten Niederösterreich, Schlesien und Kärnten für den Klerikalismus und Föderalismus den geringsten Boden gezeigt.

Nach den Mittheilungen der Thronrede hatte das Ministerium Auersperg ein reiches und inhaltschweres Programm für die Thätigkeit des neuen Reichsrathes aufgestellt: es stellte Vorlagen in Aussicht über die Reform der directen und indirecten Besteuerung, über die Regelung der Stellung der Nationalbank, Gesetzentwürfe über Reformen der Actien- und Börsengesetzgebung, Regelung des Gewerbe- und Eisenbahnwesens, über Ausfüllung der Lücken, die durch Lösung der Convention mit dem hl. Stuhle über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat entstanden, über Reformen des Strafrechtes wie des civilgerichtlichen Verfahrens, Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes, über Invalidenversorgung, Militärbequartierung u. s. w. Der erste Gesetzentwurf, welchen der Finanzminister einbrachte, betraf eine Silberanleihe von 80 Millionen Gulden und die Einrichtung von Vorschußkassen, um einer drohenden Handelskrisis vorzubeugen und den Creditbedürfnissen des Handels und Gewerbebetriebes abzuhelfen. Die Rede des Ministers von Pretis (Depretis), welcher die Vorlage erläuterte, fand nicht den Beifall des Reichsrathes. Man fragte sich, wie der Contrast zu erklären sei, der zwischen der Forderung der Staatshülfe und andererseits der Versicherung bestände, daß man mit keinen oder nur geringen Steuerausfällen für die nächste Zukunft zu rechnen habe. Diese rosige Anschauung widersprach direct den Thatsachen, dem Darniederliegen der Industrie, der Erschlaffung der Consumtionsfähigkeit, der Stockung der Bauthätigkeit, den wiederholten Anzeigen neuer Fallissements. Die Rede machte daher den ungünstigsten Eindruck und gab den Vorwürfen, daß Herr von Pretis Nichts oder nur Ungenügendes gethan, um die Krisis zu beschränken, neue Nahrung. War doch bereits im September eine weitere Entwerthung der Börsenpapiere eingetreten, und zwar diesmal derjenigen, welche nicht mehr Spielpapiere, sondern Effecten waren, die wirklich zur Capitalsanlage dienten. Man sprach daher Mitte November stark von einem Rücktritte des Finanzministers; daß dieser noch nicht erfolgte, lag lediglich darin, daß nicht so leicht ein Nachfolger zu finden war, welcher diese Erbschaft hätte übernehmen mögen. Die Sache fand indeß auch Aufschub durch die Vorlage des Budgets, welches trotz der Berechnung einer Steuer-Minder-

einnahme von 3 Millionen dennoch einen Ueberschuß von $2^1/_2$ Millionen Gulden aufwies und einen günstigen Eindruck machte. Unter diesem wurde denn auch das Hülfsanleihegesetz vom Abgeordnetenhause in dritter Lesung am 24. November angenommen.

Alles übrige Interesse nahmen in dieser Zeit die Dinge in **Ungarn** in Anspruch, wo die financielle Lage des Staates von Jahr zu Jahr sich verschlimmerte. Seit dem Bestehen der ungarischen Selbständigkeit, also in etwa sechs Jahren, war einschließlich der im Anfange des Jahres 1873 contrahirten 54-Millionenanleihe die Schuld Ungarns um 223 Millionen Gulden gestiegen, das Deficit im Staatshaushalte war constant geworden, so daß in dem Budget für 1874 bei einer Ausgabe von circa 190 Millionen ein Deficit von 31 Millionen in Aussicht gestellt wurde. Mochte dagegen immerhin der bedeutende Grundbesitz des Staates hervorgehoben werden (der zwölfte Theil der Area im Gebiete der Stephanskrone) an Domainen, Staatseisenbahnen, Bergwerken, so viel stand fest, daß an Productionsfähigkeit das Land kaum zugenommen hatte. Manche Gegenden waren von der Regierung vernachlässigt, Straßen wurden wenig gebaut, Flüsse nicht regulirt, wo es Lebensfrage für sonst blühende Gegenden war. Es ist Thatsache, daß gegenwärtig die früher in großem Umfange erfolgenden Getreideexporte fast ganz aufgehört haben; ja man behauptete sogar, das Land könne nicht einmal den eigenen Bedarf decken.

Schon im Mai richteten sich gegen den Finanzminister Kerkapolyi heftige Angriffe, welche dann auch der allgemeinen Politik der Regierung sich zuwendeten; überall, hieß es, vermisse man die Anzeichen einer kraftvollen, zielbewußten Initiative, überall trete die alte Schwäche, Planlosigkeit, das alte Chaos hervor. So ging im Juli das erste Jahr des gegenwärtigen Parlamentes dahin, und weder die Justiz noch die Administration war besser geworden, die Finanzlage hatte sich verschlimmert. Der neue Handelsminister, Graf Zichy, war im Februar, als sein Vorgänger Slavy Ministerpräsident wurde, mit einem sehr schönen Programme vor den Reichstag getreten, aber es blieb im besten Falle beim guten Willen. Auch als kurz nachher an W. von Toths Stelle der altconservative Graf Szapary das Ministerium des Inneren übernahm, hatte die Regierung keinen Gewinn; es hat sich einmal fast überall herausgestellt, daß streng conservative Ministerien dem Staate mehr schaden, als sie ihm Nutzen schaffen können. Mit großem Mißtrauen wurde deshalb sowohl im Lande wie im Abgeordnetenhause zu Pest die Möglichkeit eines Ministeriums Szapary betrachtet, als im November Slavy seinen Rücktritt zu nehmen beabsichtigte. Der Finanzminister hatte schon wieder einen Anleihegesetzentwurf vorgelegt, und zwar diesmal im Betrage von 153 Millionen Gulden, zur Ausführung von bereits genehmigten Eisenbahn-, Canal- und Hafenbauten sowie zur Herstellung des Gleichgewichtes im Budget, und zwar zum Course von $85^1/_2$, resp. $86^1/_2$ mit einem Provisionsabzuge von noch 2 Procent. Ungeachtet der Opposition der liberalen Partei, welche jedoch in der Minderheit war (denn sie hatte sich in der früheren Sitzungsperiode durch die skandalösen Auftritte um viele Stimmen selbst gebracht), wurde das Anleihegesetz angenommen. Doch war die Majorität keineswegs etwa mit dem Ministerium zufrieden, und soweit die ultramontane Partei hier und in Wien hetzen konnte, that sie es, um die Uneinigkeit zu steigern. Sie speculirte darauf, daß Andrassy wieder das Präsidium in Pest übernähme, dann würde sie in Wien eher reussiren. So geeignet Andrassy einst an der Spitze des ungarischen Ministeriums war und jetzt erscheinen mußte, glaubte man doch allgemein, einen solchen Tausch nicht befürchten zu dürfen.

Die beiden Minister der Finanzen und für Communicationen sahen sich zunächst veranlaßt, ihre Dimission zu nehmen, da gegen sie die heftigsten und nicht ungerechtfertigte Angriffe gemacht wurden. Daß die Communicationen sehr viel zu wünschen übrig ließen, war allerwärts anerkannt, und daß im Finanzwesen viele Ersparnisse möglich wären, wenn man eben energisch vorgehen wollte, ließ sich auch nicht läugnen. Es giebt in Ungarn noch eine Menge reich dotirter Posten, die absolut keinen anderen Zweck haben, als Sinecuren für zu Grunde gegangene Cavaliere zu schaffen. Da sind z. B. die kostspieligen Aemter der Staatsgüterdirectoren, die städtischen Obergespane, die Comitatsobergespane, einige Schulinspectoren u. a. m., die dem Lande ungeheure Summen kosten. Da es dem Präsidenten des Ministeriums nicht gelingen wollte, Nachfolger für die beiden Mitglieder zu finden, so gab er nun selbst seine Dimission; dieselbe wurde aber vom Kaiser nicht angenommen, eine parlamentarische Niederlage war ja auch nicht erfolgt. Am 15. December beantwortete daher Slavy die Interpellation im Abgeordnetenhause betreffs der Cabinetskrisis dahin, daß der König die Dimission nur der beiden Minister angenommen, jedoch gewünscht habe, dieselben sollten bis zur Ernennung ihrer Nachfolger im Amte bleiben. Es war demnach zu erwarten, daß die endgültige Entscheidung erst im neuen Jahre erfolgen, und dann vielleicht der Fall eintreten werde, daß die Deakpartei, aus der das Ministerium hervorgegangen war, einen Theil ihres Einflusses an das durch Coloman Ghiczy gebildete Centrum abtreten müsse.

Montaigne und die Pädagogik.

Von

Dr. Alb. Wittstock.

Schon seit geraumer Zeit ist die pädagogische Frage eine allgemeine, das Interesse für die große Sache der Erziehung und des Unterrichtes hat seinen Ausdruck in den ernstesten legislatorischen Arbeiten gefunden, und die in neuerer Zeit erschienenen Schulgesetze sind von dem Geiste dictirt, die Schule ihrer Vollendung näher zu bringen. Es werden aber die pädagogischen Zeit- und Streitfragen fortdauern und zu ihrer endgültigen Lösung wird erst dann ein sicherer Schritt gethan sein, wenn dieselben auf die höheren leitenden Principien der Wissenschaft zurückgeführt und namentlich im Lichte historischer Erkenntniß betrachtet werden. Denn die Gegenwart ist etwas aus der Vergangenheit Gewordenes, Beide sind nicht getrennt, vielmehr reicht die Vergangenheit in die Gegenwart hinein, und die Erscheinungen der Letzteren werden durch jene erklärt. Der geschichtliche Einblick führt gleichzeitig zu objectiver Betrachtung frei von der einseitigen Auffassung des Tages. Bestimmte Ansichten, Urtheile, ja oft ein gewichtiges Wort beherschen viele Zeitgenossen, ohne daß man nach dem Ursprunge fragt; oft wird ein berühmter Name genannt, ohne die richtige Vorstellung damit zu verknüpfen, aber auch oft ist, was in alten Zeiten neu war, in neuer Zeit noch keineswegs alt geworden. Hierbei kann allerdings nicht verhehlt werden, daß diejenigen, welche aus den Quellen schöpfen wollen, diese Quellen selbst erst mühsam suchen und sammeln müssen; die geschichts-pädagogischen Begriffe bedürfen noch vielfach der Klärung; die pädagogische

Geschichtschreibung, welche erst zwei wissenschaftliche Vertreter: von Raumer und Karl Schmidt, aufzuweisen hat, befindet sich noch im Anfangsstadium; Raumer und Schmidt haben selbst erst Bahn gebrochen für vollkommenere Werke. Die Materialien zu einer wirklichen, umfassenden Geschichte der Pädagogik, welche in wissenschaftlicher, philosophischer Auffassung lückenlos nachweist, wie die Geistesströme sich fortgepflanzt haben, sind zwar in letzterer Zeit durch einige verdienstliche Einzelarbeiten vermehrt worden. Soll aber die Lösung der Aufgabe vollständig gelingen, so müssen die Lücken, welche in der Geschichte der Pädagogik noch vorhanden, immer klarer hervortreten, und um die gerade in unserer Zeit besonders nothwendige Erkenntniß pädagogischer Wahrheiten fördern zu helfen, ist es Pflicht, so viel Licht wie irgend möglich über die dunkelen Gebiete, welche noch zu durchforschen sind, zu verbreiten.

Eine besonders zu betrachtende und noch sehr zu berichtigende Stelle in der Pädagogik nimmt **Montaigne** (Michel de Montagne oder Montaigne) ein, der, geboren in Perigord 1533, gestorben in Bordeaux 1592, dem Erziehungsgeschäfte selbst gänzlich fern stand. Mit glücklichen Anlagen von der Natur begabt, bildete er sich unter geschickten Lehrern aus, durchreiste dann Italien, Deutschland und die Schweiz, würde zweimal zum Maire der Stadt Bordeaux gewählt und lebte zuletzt ruhig auf seinem Erbschlosse Montaigne. In dem berühmten Werke seines Lebens, den aus 107 Abhandlungen bestehenden „Essais" (les essais de messire Michel, seigneur de M.. 2 Bde. Bord. 1580, das dritte Buch Par. 1588) spricht er von den verschiedensten Dingen, vom Gewissen, vom Tode, vom Gebete, von der Einsamkeit, von der Feigheit, von Cicero, von Cato, von Virgil, von der Größe Roms, von der Art, sich zu kleiden, von den Kannibalen und von den Frauen; in wenigen Capiteln (I. Buch, Cap. 24: du Pédantisme. Cap. 25: de l'Institution des Enfans. und II. Buch, Cap. 17*)) handelt er auch von der Erziehung. Aber obgleich namentlich das 25ste Capitel für die Pädagogik von dem größten Interesse ist, läßt sich doch nicht nachweisen, daß die Ideen Montaigne's von unmittelbarer Wirkung auf die Erziehungsweise der Zeit gewesen sind. Dennoch finden wir in den historisch-pädagogischen Schriften seinen Namen obenan: Karl Schmidt stellt Montaigne an die Spitze der realistischen und philosophischen Opposition gegen die Orthodoxie und den Scholasticismus, und Raumer widmet ihm ein eingehendes Capitel in seiner vorzugsweise aus Charakteristiken bedeutender Pädagogen bestehenden »Geschichte der Pädagogik«, trotzdem daß Raumer in Montaigne »den leichten, ja frivolen Charakter eines Franzosen« findet und in ihm einen »Epikuräer, der keine Hoffnung hat,« sieht. Er erinnert daran, wie streng z. B. Pascal über Montaigne urtheilte, während Pascal's Freund Nicole meinte: Pred. Salom. 2, 22 flgg. charakterisire das Buch Montaigne's. Dabei erkennt Raumer in ihm einen »höchst originellen, gescheuten, ironischen Mann, der bei gesundem Mutterwitz weit klarer sah, als die in todter classischer Manier befangenen Gelehrten. Keck und treffend sprach er ungenirt seine Gedanken aus, ohne darnach zu fragen, was Pedanten davon urtheilen möchten.«

Wenn man erwägt, welch' große Anziehungskraft Montaigne's Schriften bis auf die Gegenwart ausgeübt haben, so ist jedenfalls klar, daß ihnen ein unerschöpflicher Gedankenreichthum zu Grunde liegen muß. Außer durch den originellen Geist zeichnen sie sich durch den Stil auf gleiche Weise aus, auch in der Form erhob sich Montaigne über sein Jahrhundert, indem er nicht lateinisch schrieb, wie zu seiner Zeit noch Jeder,

*) Der Gegenstand seines Studiums, wie er in den Essais II., 17 sagt, ist der Mensch.

der ein Gelehrter oder ein Philosoph sein wollte, zu thun pflegte. Durch scharfen Verstand, frei von Allem, was ihn beschränken kann, eine kühne, fruchtbare Phantasie, eine naive, oft kraftvolle Sprache, große Gelehrsamkeit, namentlich genaue Kenntniß der alten Classiker, wie eine Menge Citate in seinen Schriften bezeugen: durch diese Eigenschaften erklärt es sich, daß seine Essais bei allen Veränderungen des Geschmackes durch drei Jahrhunderte immer Leser gefunden haben. Zahllose Ausgaben (gegen achtzig; eine deutsche Uebersetzung erschien 1793 von Bode: »M.'s Gedanken und Meinungen«) sind von den Essais bis auf die neueste Zeit erschienen, und dieser Umstand ist bei der Beurtheilung des Einflusses Montaigne's nicht zu unterschätzen. Wenn aber auch die Gedanken über Erziehung und Unterricht, welche in den Essais enthalten sind, keinen unmittelbaren Einfluß auf die Zeitgenossen gehabt haben, so kann doch bestimmt nachgewiesen werden, daß diese Ideen auf zwei Männer höchst anregend wirkten, welche vom größten pädagogischen Einflusse waren, auf Locke und vornehmlich auf Rousseau.

Doch ehe wir von der Bedeutung sprechen, welche Montaigne für die folgenden Jahrhunderte hatte, müssen wir ihn in seinem Verhältnisse zur Vergangenheit kennen lernen, um auf seine richtige Stellung in der Geschichte der Pädagogik hingeführt zu werden.

Ein halbes Jahrhundert früher als die Essais war ein nicht minder berühmtes Werk erschienen, das außerordentliches Aufsehen erregte und erbitterte Widersacher an den Altgelehrten und Strenggläubigen fand. Dieses Buch wurde bald auch in Deutschland bekannt, indem Rabelais' Geistesverwandter Joh. Fischart den »Gargantua und Pantagruel« frei bearbeitete. Es ist auffallend, daß, obgleich Rabelais ebenso wenig in Vergessenheit gerieth wie Montaigne, Ersterer von deutschen Autoren doch nie vom pädagogischen Standpunkte aus gewürdigt wurde, während die französischen Literar-Historiker diese Seite gern hervorkehren. So sagt Girardin im Tableau de la littérature française au 16ème siècle über den Werth und Charakter Rabelais': Education, politique, morale, législation, Rabelais traite de tout dans son livre, et partout ses idées devancent les opinions de son siècle. Ponocrates dans l'éducation de Gargantua prend le contrepied de l'éducation des écoles; il laisse la raison se développer peu-à-peu; point de contrainte ni d'autorité magistrale; il enseigne à réfléchir, voilà le but de ses soins. Faisant déjà ce que nous essayons encore de faire, il mêle dans l'éducation de son fils à l'étude des lettres l'étude des sciences naturelles. La „science numérale", ce sont nos mathématiques et notre géometrie; la lutte, le saut, la nage, le cri pour fortifier les poumons, c'est notre gymnastique; ses promenades dans les ateliers des artisans et des fondeurs, ce sont nos cours de mécanique et de chimie appliquées aux arts; enfin Gargantua va ouïr les leçons publiques. Que pourrait-il faire de mieux aujourd'hui? Certes, c'était là un plan d'études nouveau et téméraire . . .

Ebenso ist in den Schriften der Franzosen Montaigne häufig mit Rabelais zusammengestellt, resp. auf denselben zurückgeführt, und gleichzeitig darauf hingewiesen worden, daß sich Montaigne auch in stilistischer Beziehung an Rabelais anschloß. Dies mag insofern richtig sein, als Montaigne keine Muster des Stiles weiter hatte, nach welchen er sich bilden konnte, wiewohl er selbst der Sprache Amyots in dessen Plutarch-Uebersetzung die Palme zuerkannte, worüber er im 12. Buche seiner Essais ausführlich handelt. Daß aber Montaigne die didaktische Prosa, die vor ihm noch

wenig angebaut war, auf eine bedeutende Höhe gebracht hat, war sein selbsterworbenes Verdienst. Eine neue Ausgabe von Montaigne, mit Anmerkungen von Victor Leclerc ankündigend, sagte das Journal des Debats vom 11. Mai 1829: A présent Montaigne est compté comme grand écrivain et admiré. Son style, par un heureux privilége, est assez loin de nous pour avoir cette couleur de chronique qui nous plaît tant, et assez proche pour être entendu de tous, lecture courante. Descendez plus bas de quelques années, vous rencontrez la figure grotesque et spirituelle de Rabelais et cette langue singulière qu'il créa, sans données, avec des mots de halle et des expressions de génie et ce monstrueux ouvrage, où il suffit de voir clair à-demi et de comprendre quelques lambeaux pour y sentir une haute et virile pensée .... In Bezug auf Montaigne's Darstellungen bemerkte Chasles: Hardi, libre, passionné, vigoureux, mais souvent confus, le style à la fin du 16ème siècle se ressentait à la fois de l'imitation de l'antiquité et de la liberté des guerres civiles. Plus tard, lorsque la société française changea de forme et devint une monarchie absolument tempérée par la grâce des moeurs, l'empire de l'honneur et celui des femmes, le langage et la littérature reçurent une empreinte nouvelle; tout se soumit dans l'art d'écrire et dans la vie civile à la convenance et au bon goût. Zu diesem Urtheile ist jedoch zu bemerken, daß der entschiedene Einfluß der Convenienz auf die Literatur in Absicht auf Kraft und Originalität nicht ohne nachtheilige Folgen für dieselbe war. Wie ganz anders hätte sich die französische Sprache entwickeln können, wenn die Nachfolger Rabelais' und Montaigne's auf dem Felde dieser beiden Heroen der französischen Prosa des 16. Jahrhunderts fortgebaut hätten!

Die Citate aus französischen Autoren, welche Rabelais und Montaigne zusammenstellen, lassen sich bis in eine ziemlich frühe Zeit verfolgen. Für den geschichts-pädagogischen Standpunkt ist es wichtig, zu wissen, ob Montaigne's Gedanken über Erziehung und Unterricht mit denjenigen Rabelais' verwandt sind, und diese Verwandtschaft läßt sich in der That nachweisen. Dennoch ist Rabelais weder bei Raumer noch bei Schmidt behandelt.

Daß Montaigne Rabelais' Werk kannte, erwähnt er selbst in seinen „Essais"; man muß aber annehmen, daß er sich sogar sehr eingehend mit der Lectüre des Gargantua beschäftigt hat, denn eine genaue Vergleichung ergiebt nicht nur Aehnlichkeit, sondern auch stellenweise Uebereinstimmung einzelner Gedanken. Außer Cap. 23 und 24 des I. Buches, welche den Traité d'éducation enthalten, nach welchem Rabelais den Gargantua durch Ponokrates erziehen und unterrichten läßt, sind noch viele andere Stellen von großer pädagogischer Wichtigkeit, und namentlich Cap. 11, 14, 15 und 16 des I. Buches, wo die fehlerhafte Erziehung und der verkehrte Unterricht jener Zeit geschildert wird, bieten reiche Ausbeute für die Geschichte der Pädagogik. Auch Montaigne hatte den schlechten Zustand des damaligen Jugendunterrichtes in Frankreich lebhaft erkannt. Wer sich das Unterrichtswesen jener Zeit vergegenwärtigt, wer an die absurden Lehrbücher, die pedantischen Lehrer, die Lückenhaftigkeit ihres Wissens, an die Kleinigkeitskrämerei und die unzähligen Geschmacklosigkeiten denkt, der kann sich leicht vorstellen, welch großes Feld ein Satiriker wie Rabelais vor sich hatte. Es war die Periode der Scholastik, die ihren nachtheiligen Einfluß auch in Deutschland gezeigt und noch Luther zu derben Worten herausgefordert hatte. Die tollen Mönchsbücher, sagt er, seien vom Teufel eingeführt, durch die unwissenden Lehrer seien die Leute schier zu

lauter Bestien geworden u. s. w. Es dauerte geraume Zeit, bis die Anhänger der Scholastik ganz verdrängt wurden; auch nach der Reformation behielt der Jugendunterricht noch einen gewissen scholastischen Einfluß durch Unklarheit und Unverständlichkeit und Mangel realen und historischen Wissens, während die Methode handwerksmäßig und abstumpfend, im Dictiren, Vor- und Nachsagen und im gedächtnißmäßigen Lernen, ohne auf das Verständniß zu achten, bestand; das Princip der Selbstthätigkeit des Schülers durch Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren und der Anschaulichkeit des Unterrichtes wurde zwar in seiner Richtigkeit mit dem Ende des Mittelalters fast allgemein erkannt, aber noch lange nicht in Wirklichkeit durchgeführt. Für Frankreich stand es in dieser Hinsicht um so schwieriger, als die dem Schulwesen zu Hülfe kommende Reformation dort keine Fortschritte machte. Montaigne, obwohl ihn der Protestantismus nicht zu seinen Freunden zählen konnte, wirkte wenigstens insofern reformatorisch, als er seine Stimme zur Verbesserung der Erziehung und des Unterrichtes erhob. Seine Forderung, daß die Kinder mehr durch Liebe und sanftere Mittel als durch Schläge und Zwang geleitet und erzogen werden sollen, richtet sich direct gegen die oft rauhe und harte Zucht der Orthodoxie und wenn er verlangt, daß beim Unterrichte vorzüglich auf Verstandescultur und auf Erlernung nützlicher Dinge gesehen werden müssen, wobei der Schüler gesprächsweise zu unterrichten, und seine Beurtheilungskraft anzuregen sei, so zeigt er, wie sehr ihm die Silbenstecherei und Inhaltslosigkeit, die Spitzfindigkeiten und Aeußerlichkeiten des damaligen Schulunterrichtes zuwider waren. Ein ebensolcher, nur noch älterer Verfechter vernünftiger pädagogischer Grundsätze war Rabelais, und wenn man seine Forderungen mit denen der späteren Pädagogen, die eine neue Erziehung verlangten, vergleicht, so muß man gestehen, daß nichts Besseres gesagt worden ist, und anerkennen, daß Rabelais nicht nur der Zeit, sondern auch der Bedeutung nach die erste Stelle unter den pädagogischen Reformatoren einnimmt. Ein so gesunder Sinn, wie er in dem Briefe Gargantua's an seinen Sohn Pantagruel (II., 8) sich zeigt, ist zu allen Zeiten wünschenswerth, und es würde wohl der Mühe verlohnen, eingehend zu prüfen, ob wir nach drei Jahrhunderten so weit gekommen sind, daß jener Brief nicht mehr aus Utopien datirt zu werden braucht. Man lese, was Rabelais über echte, wahre Religiosität sagt, wie schön und liebevoll das Verhältniß zwischen Vater und Sohn ist, wie Ersterer besorgt ist, seinem Sohne eine seiner Menschenwürde entsprechende Bildung zu verschaffen und ihm Begeisterung für die Wissenschaft, für Weisheit und Tugend einzuflößen, welch hoher und ewiger Lohn für die Aeltern aus der sorgfältigen Erziehung ihrer Kinder hervorgeht, und man wird finden, daß diese Gedanken noch heute vollster Beherzigung werth sind. Und wenn man weiter Anordnungen trifft, daß die Erziehungsmittel: Unterricht, Beispiel und Erfahrung, die Unterrichtsgegenstände: Religion, Sprachen und Realien, sein sollen, so glaubt man bereits den ersten systematischen Anfängen eines pädagogisch-didaktischen Lehrbuches der Jetztzeit auf der Spur zu sein. In Rabelais' Unterrichtsplane sind Gegenstände mit aufgeführt, die erst in neuerer Zeit als öffentliche Unterrichtsgegenstände in den Lehrplan aufgenommen wurden. Neben der Geistesbildung verlangt er Körperbildung, und ist also der Erste, der für die gesunde und harmonische Erziehung der Jugend Leibesübungen verlangte. Nachdem die Erziehung des Zöglinges in der vom Vater gewünschten Weise beendigt ist, schildert uns Rabelais den nun in's Leben Hinaustretenden: als immer gut und verständig, immer bestrebt, seine Kenntnisse zu erweitern und seine Tugenden zu bewahren, überall bemüht, die Wahrheit zu suchen, alle Meinungen zu

prüfen und zu ertragen, ohne seine Grundsätze erschüttern zu lassen, endlich immer würdig, einfach und fest in der Mitte der schlechten Sitten, der unschicklichen Roheiten und der zügellosen Immoralität derjenigen, welche ihn umgeben.

Rabelais sowohl wie Montaigne (sowie später Locke und Rousseau*)) sind für die Einzel-Erziehung gegenüber der Massen-Erziehung. Es war natürlich, daß in jener Zeit, als die öffentlichen Schulen noch selten und dabei äußerst unvollkommen waren, die Familien-Erziehung unter Beihilfe eines Privat- und Hauslehrers im Vordergrunde stand. Montaigne, welcher in seinem 10. Jahre in eine öffentliche Schule (Collége zu Bordeaux) kam, rechtfertigt die Einzel-Erziehung sogar; er sagt, er sähe keinen Vortheil darin, »wenn man eine ganze Herde Kinder von so verschiedenen Geistesfähigkeiten und Gemüthsarten in ein und dieselbe Lection nimmt und nach einem Plane unterrichtet«. Eine solche Einzel-Erziehung konnte natürlich nur bei den Wohlhabenden stattfinden; von der Erziehung des Volkes ist noch keine Rede. Der Gedanke des allgemeinen Volksunterrichtes ohne Standesunterschied war übrigens schon kurz vor Rabelais von Thomas More**) ausgesprochen worden, welcher mit dem Satze: Alle sollen Unterricht genießen — Unterrichtszwang verlangte. Bei dieser Gelegenheit sei die Bemerkung eingeschaltet, daß Morus insofern mit Rabelais und Montaigne — und später mit Locke und Rousseau — übereinstimmte, als er auf den naturwissenschaftlichen Unterricht einen großen Werth legte.

Die Anklänge und Uebereinstimmungen bei Rabelais und Montaigne treten gerade in den wesentlichsten pädagogischen Grundsätzen am deutlichsten hervor. Rabelais will, daß neben der wissenschaftlichen die Charakterbildung berücksichtigt werde, wissenschaftliche und Charakterbildung sollen Hand in Hand gehen. Montaigne stellt dies ganz besonders in den Vordergrund und tadelt es, wenn bloß der Kopf mit Wissenschaften angefüllt wird. »Das Herz zu bilden, sagt er, daran denkt man nicht. Wir erkundigen uns gewöhnlich: versteht er das Griechische oder das Latein? Ob er aber besser und besonnener geworden ist, das ist Nebensache. Es ist merkwürdig, daß in der vortrefflichen Gesetzgebung des Lykurg so wenig Rücksicht auf Wissenschaften genommen ist; gleichsam als ob man dieser hochherzigen Jugend, die kein anderes Joch dulden wollte

---

*) Zu Rousseau's Zeit war die Hofmeister-Erziehung vielfach durch Lockerheit der Familienbande geboten.

**) Thomas Morus, De optimo rei publicae statu deque nova insula Utopia. Ueber die Erziehung in Utopien heißt es: Vom fünften Jahre ab wird das Kind unterrichtet. Alle sollen Unterricht genießen, wie alle Bürger Ackerbau treiben sollen, woneben sie stets eine reichliche Zeit der Muße den Wissenschaften, besonders den Naturwissenschaften, die uns zur Bewunderung des göttlichen Werkmeisters der Natur anleiten, widmen müssen. Doch sollen nicht Alle Gelehrte werden, weil sie nicht dazu passen, auch die Beschäftigung mit den gewöhnlichen Arbeiten den Wissenschaftsmännern zu viel Zeit rauben würde. Deswegen müssen die Vorsteher der Gemeinden durch geheime Abstimmungen die Fähigsten aus der Jugend auswählen, daß sie ihnen Muße gewähren und sie zu den Wissenschaften erziehen lassen. Diese Wahl ist jedoch nicht untrüglich, und bei welchen die Erziehung zu den Wissenschaften mißglückt, die werden alsdann wieder zu den Handarbeitern herabgesetzt. Nicht selten aber geschieht es auch, daß ein Handarbeiter durch ungewöhnlichen Fleiß in seinen Mußestunden zum Stande der Gelehrten sich aufschwingt. Aus dem Stande der Gelehrten werden die Obrigkeiten, die Priester und der König gewählt. Den Gelehrten kommt es zu, die Ordnung im Staate zu bewahren und das Beste des Gemeindewesens auch nach außen zu vertreten. Für den wahren Zweck des Lebens halten sie die Glückseligkeit, die auf der ehrbaren und guten Lust beruht.

als die Herschaft der Tugend, anstatt unserer heutigen Lehrer in den Wissenschaften nur Lehrer der Tapferkeit, der Klugheit und Gerechtigkeit zu geben für nöthig gehalten habe; ein Beispiel, dem Plato in seiner Gesetzgebung gefolgt ist.*) Der Lacedämonier Verfahren beim Unterrichte der Jünglinge bestand darin, daß sie ihnen Fragen über Beurtheilung der Menschen und ihrer Handlungen vorlegten, und wenn sie eine Person oder eine That verdammten oder lobten, mußten sie Gründe für ihr Urtheil beibringen; auf diese Weise schärften sie ihren Verstand und lernten zugleich das Recht . . . Zu Athen lernte man schön sprechen, zu Lacedämon schön handeln. . . . Es ist nicht zu verwundern, wenn sie, als Antipater von ihnen 50 Kinder als Geiseln forderte, ganz das Gegentheil von dem thaten, was wir gethan haben würden, und zur Antwort gaben, sie wollten ihm lieber zweimal so viel erwachsene Männer geben. So hoch schätzten sie den Verlust der Erziehung ihres Landes.« . . .

Rabelais läßt den Pantagruel, nachdem seine Erziehung beendet, zu weiterer praktischer Ausbildung reisen. Ebenso empfiehlt Montaigne das Reisen als Erziehungsmittel. »Das Reisen bringt viel Nutzen, . . . ich kenne keine bessere Schule des Lebens. . . . Der Umgang mit Menschen und der Besuch fremder Länder sind außerordentlich geeignet, das Urtheil anzuregen und die Sprachkenntnisse zu fördern.« . . . Was den Unterricht betrifft, so könnte man in Bezug hierauf Rabelais den ersten Didaktiker nennen. Er will Anschaulichkeit des Unterrichtes und giebt eine detaillirte Anweisung dazu. Diese Forderung führt Montaigne noch weiter aus: Der Schüler soll Alles, was in seiner Nähe bemerkenswerth ist, sehen, ein Gebäude, einen Brunnen, einen Menschen, den Ort einer Schlacht rc. »Möge der Lehrer dem Schüler das, was er ihm beibringen will, unter hundert Gesichtspunkten zeigen und den verschiedenen Gegenständen anpassen, um zu sehen, ob er es wohl aufgenommen und zu dem Seinigen gemacht hat.« Rabelais tritt ferner gegen das mechanische Auswendiglernen, gegen den todten Gedächtnißkram auf und verlangt, daß der Schüler zur Selbständigkeit im Denken geführt werde. Auch Montaigne kann die bisherige Lehrweise, nach welcher das Kind ohne Verständniß lernte, nicht genug verdammen; man solle nicht das Gedächtniß anfüllen und Verstand und Herz leer lassen, das führe zur Verdummung. Außerdem verlangt Rabelais eine bessere Methode, die das Lernen erleichtert und den Schülern Lust und Eifer zum Lernen beibringt, und Montaigne, zu dessen Zeit es in Methode und Schulzucht noch eben so traurig aussah, stimmt hiermit vollständig überein. »Bei unserer Erziehungs- und Unterrichtsmethode muß man mit ernster Milde verfahren. Anstatt den Kindern Lust zum Lernen einzuflößen, macht man ihnen davor nur Furcht und Grauen. Weg mit Zwang und Gewalt! Nichts erniedrigt und verdummt nach meiner Meinung so arg eine sonst gut geartete Natur. . . . Die Hauptsache bleibt, daß Liebe zum Studium und eine Begierde danach erregt werden.« — Rabelais legt einen großen Werth auf die Ausbildung zur praktischen Tüchtigkeit und zur Brauchbarkeit für das Leben. Ebenso stellt Montaigne einen thatkräftigen Mann höher als einen Gelehrten. »Der Zweck des Lernens besteht darin, den Zögling zu einem geschickten, nicht zu einem gelehrten Manne heranzubilden. . . . Bei einer Unterredung fragte man den Agesilaos, was man nach seiner Meinung die Kinder lehren müsse: Das, was sie zu

*) Plato erzählt von der Erziehung des persischen Thronfolgers, der bis zum 14. Jahre in körperlichen Uebungen, von da an durch die Lehren von vier Männern, des Weisesten, des Gerechtesten, des Mäßigsten und des Tapfersten der Nation, unterrichtet worden sei.

thun haben, wenn sie Männer geworden sind, antwortete er.« . . . Ganz ausführlich handelt Rabelais noch von der physischen Erziehung, er legt der Gymnastik eine sehr große Bedeutung bei und giebt ausführliche Vorschläge für die körperlichen Uebungen. Nach seinem Beispiele lehrt Montaigne, daß nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnen könne, und verlangt vom Erzieher, dafür zu sorgen, daß der Zögling Anstand, Geschick, Kräftigung und freie Beherschung des Körpers erlange. »Laufen, Ringen, Tanzen, Reiten, Fechten und die Jagd werden einen guten Theil unseres Studiums ausmachen. Ich will, daß ein äußerer Anstand und ein gefälliges Wesen zugleich mit der Seele sich bilden. Es ist nicht eine Seele, nicht ein Körper, den man erzieht, es ist ein Mensch; aus dem dürfen wir nicht zwei machen.«

Als die von Montaigne verkündeten pädagogischen Wahrheiten sich im Laufe der Zeit mehr und mehr ausbreiteten und durch Locke's und Rousseau's Vermittelung endlich, wenn auch erst spät, in das Leben eingeführt waren, ging die pädagogische Geschichtschreibung wohl bis auf Montaigne als die Quelle der neuen Geistesströmung zurück, vergaß aber ganz, daß schon früher ein Mann, der seinem Zeitalter vorauseilte, in einem finsteren Jahrhundert helle Gedanken leuchten ließ und, wie alle Reformatoren, über eine vernünftige Jugend-Erziehung nachdachte, indem er erkannte, daß für neue Zustände neue Menschen erzogen werden mußten. Am richtigsten findet sich die Auffassung über Rabelais bei Villemain (Tableau de la littérature française): Des esprits libres et hardis commencèrent à ébranler l'ancien système d'éducation cléricale. Le premier réformateur fut Rabelais, réformateur profond et judicieux sous ses bouffonnes fantaisies. L'éducation de Gargantua est une utopie, comme celle d'Émile, et celle offre un plan d'exercices et d'études admirablement ménagés, pour fortifier le corps, mûrir le jugement et étendre les connaissances. Es ist nicht übertrieben, Rabelais einen Reformator zu nennen, und es wäre namentlich den Franzosen, bei denen die Methode noch sehr an alten Ueberlieferungen krankt, zu rathen, nicht bloß theoretischen, sondern auch praktischen Nutzen aus ihrem großen Landsmanne zu ziehen. An Hinweisen und verständigen Urtheilen fehlt es nicht. Guizot hat in seinen „Annales d'éducation" ganz speciell den Pädagogen behandelt, und bei den Literaturhistorikern findet sich manch treffendes Wort über diese Seite. So sagt Geruzez (Histoire de la littérature française): Toute la pédagogie est mise en pratique par Ponocratès au profit de son élève. Gargantua est un chef-d'oeuvre de méthode; elle cultive l'esprit par la mémoire, par le raisonnement, par l'expérience, selon les objets et dans une proportion convenable; elle fait la part du corps, qui a bien aussi ses droits, et elle donne une large place à la gymnastique, elle met en jeu toutes les facultés de l'intelligence, toutes les forces du corps, sans négligence et sans surcharge; enfin elle tend à former l'homme complet, capable de comprendre et propre à l'action. Sur ce point, après trois siècles écoulés, le précepteur de Gargantua est encore bon à consulter.

Das alte Verfahren deutscherseits, daß Rabelais keinen Platz in der Geschichte der Pädagogik gefunden hat, ist übrigens längst erkannt, und wiederholt ist in Fachzeitschriften auf jene französische Pädagogik aus dem 16. Jahrhundert hingewiesen worden. (Vgl. Brandenburger Schulblatt, Jhrg. 1852, und Schulblatt der schlesischen Seminare, 1864.) Eine ausführliche Arbeit haben wir in dem Buche von Arnstädt: François Rabelais und sein Traité d'éducation (Leipzig 1872), so daß der künftige pädagogische Geschicht-

schreiber das Material vollständig zur Verfügung hat. Soviel ist festgestellt, daß Montaigne die Ideen Rabelais' gekannt hat, sowie daß seine und Locke's und Rousseau's reformatorisch-pädagogischen Ideen mit denjenigen Rabelais' verwandt sind, und es wird demnach künftig in den Geschichtswerken der Pädagogik Rabelais als Vorläufer der neuen, durch Montaigne, Locke und noch mehr durch Rousseau charakterisirten Weise der Erziehung seinen Platz haben müssen.

Zur Richtigstellung Montaigne's in der Geschichte der Pädagogik ist ferner nöthig, ihn im Vergleiche mit seinem Zeitgenossen Baco von Verulam zu betrachten und zu sehen, in wieweit Letzterer dasselbe bei den Engländern, was Montaigne bei den Franzosen war, sowie in wiefern es richtig ist, wenn man den Realismus in der Pädagogik seit Baco datirt. Baco gehört in noch höherem Grade als Rabelais und Montaigne zu denjenigen Philosophen, welche weniger direct als indirect für die Pädagogik gewirkt haben, er ist ein gegen die Pedanterie und den Scholasticismus seiner Zeit ebenso keck ankämpfender Denker, und Montaigne trifft in manchen Bestimmungen über den Unterricht mit dem Realismus Baco's zusammen, welch letzterer um einige Jahrzehnte später geboren wurde und starb als Montaigne. Baco erkannte den Geist seines Zeitalters, und diesem wollte er dienen; die Wissenschaft soll von den Fesseln der Autorität befreit und dem Leben dienstbar gemacht werden. »Es wäre eine Schande für die Menschheit, wenn, während die Gebiete der materiellen Welt, der Länder, Meere und Gestirne, in unserer Zeit unermeßlich erweitert worden sind, die Gränzen der intellectuellen Welt dagegen in die Enge des Alterthums festgebannt blieben.« Dadurch, daß die Schranken, welche die bisherige Denkweise dem Geiste setzte, gebrochen werden sollen, daß dem Geiste die Aufgabe gestellt wird, zu erfinden und zu entdecken, wird eine neue Methode geschaffen, und da die philosophischen Errungenschaften und die Fortschritte der Wissenschaft nach und nach auch dem Jugendunterrichte zu Gute kommen, so läßt es sich hierdurch erklären, daß Baco in der Geschichte der Pädagogik als Anfänger der modernen Schule und Förderer einer besseren Unterrichtsweise seinen Platz gefunden hat, obwohl sich bei ihm nur gelegentliche Aeußerungen über die Pädagogik (als Anhang der Psychologie) und ihre Aufgaben finden. Von großer Wichtigkeit für die Folge war es, daß Baco auf die wahre Induction hinwies. Die genetische Methode ist die fruchtbarste, die Lehren werden in die Seelen der Schüler so verpflanzt, daß sie in diesen an- und fortwachsen, es wird allmählich und lückenlos von einem Punkte zum anderen fortgeschritten, die Individualität ist zu berücksichtigen, auch soll die Methode dem Lehrobjecte gemäß sein, da sich nicht Alles über denselben Leisten schlagen läßt. Baco empfiehlt auch, die jungen Leute mit dem öffentlichen Auftreten vertraut zu machen, und stimmt hierin mit Rabelais überein.

Will man daran festhalten, Baco den englischen Montaigne zu nennen, so mag mit einem solchen allgemeinen Urtheile wohl eine ungefähre philosophische Richtung oder Wirksamkeit charakterisirt sein; aber eine genaue Parallele zu ziehen, wird schwer sein, auch vom pädagogischen Standpunkte. Baco ist blos Didaktiker, er gehört der Unterrichtslehre an, Rabelais und Montaigne sind Lehrer und Erzieher zugleich. Es ist wahr: die Richtung ist in beiden Lagern dieselbe, hier wie da der Realismus in der Pädagogik. Hat Baco, der ebenfalls Essais geschrieben, die 17 Jahre später erschienen, als diejenigen Montaigne's, von Letzterem irgend welche Anregungen erhalten? Manchmal könnte man dieses vermuthen. Das Gleichniß von den Bienen bei Montaigne: »Die Bienen sammeln hier und da von Blumen, aber sie machen daraus Honig, der ihnen

ganz eigen gehört, es ist weder Thymian mehr noch Majoran. Ebenso wird der Zögling das, was er von Anderen borgt, verändern und verwandeln, um ein ihm ganz eigenes Werk daraus zu bilden« — dasselbe Gleichniß findet sich auch bei Baco, freilich auch schon bei Erasmus. Im Ganzen aber verhält sich Baco eher polemisirend gegen Montaigne, was man aus denjenigen — allerdings wenigen — Capiteln deutlich wahrnehmen kann, wo Beide dieselben Themata mehr oder weniger ausführlich besprechen. Was die Form betrifft, so sind Baco's pädagogische Gedanken nicht in den eigentlichen Essais enthalten. Montaigne aber wählte diese Form; er gab nichts Systematisches, sondern Aphoristisches, es sind Einfälle, wie sie dem geistreichen Manne im Lesen und Leben kamen. Der »Moralphilosoph« Bacon flößt uns wenig Achtung ein, wenn wir uns sein beflecktes Leben und seinen schimpflichen Charakter vergegenwärtigen. Wie ganz anders steht dagegen Montaigne als Mensch da! Derselbe scharfe Gegensatz, der sich im Charakter Beider zeigt, hat sich auch in ihren Schriften ausgeprägt; die Wirkung des Gefühls- und Gemüthsmenschen zeigt sich auch in Montaigne's Stile; Bacon dagegen ist Verstandesmensch, er wirkt nur auf den Kopf. Montaigne ist subjectiv, er giebt Selbsterlebtes und Selbstempfundenes, Bacon dagegen ist rein objectiv und geschäftsmäßig; seine schönen Lehren stehen in einem schlimmen Contraste mit seinen Handlungen. Auch in ihrer Stellung zum Christenthum und zu den philosophischen Problemen, sowie in ihrer Auffassung des klassischen Alterthums waren Beide gänzlich verschieden. Wie kommt es aber, daß zwei Männer, die in Wesen, Gesinnung und Wirksamkeit so außerordentlich von einander abwichen, denselben pädagogischen Standpunkt vertraten? Das erklärt uns die Zeit, in welcher sie lebten. Es war das Zeitalter der Reformation, in welchem alle Denker, ohne Unterschied der Nationalität und der Confession, sich in demselben Streben, ja in denselben Gedanken begegneten. Mochte Bacon Montaigne's Schriften gekannt haben oder nicht: der Zeitgeist mußte ihn nothwendig auf dasselbe Resultat führen. Der Bruch mit der Vergangenheit war vollzogen, der neue Geist war da, und seinem Einflusse konnte sich Niemand entziehen. Die Autorität ist erschüttert, der menschliche Geist wirft die Fesseln ab, und wo die kirchliche Reformation nicht durchdringt, wie in Frankreich, da lehnt man sich wenigstens gegen die kirchliche Wissenschaft, die Scholastik, auf. An dem Kampfe gegen das Veraltete mußte auch die Schule Theil nehmen, der Fortschritt verlangte lebendige Beziehung der Schule zum Leben. Die Buchdruckerkunst war erfunden, America entdeckt, durch Copernicus und Galilei hatte die Naturwissenschaft eine neue Welt erobert, wie hätte die Bildung sich dagegen verschließen können? Montaigne und Baco wurden die Dolmetscher der neuen pädagogischen Forderungen, sie verlangten Sachkenntniß und hoben die Realstudien hervor. Die Reformation zeigt sich auf allen Gebieten: im staatlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Leben brechen sich neue Theorien Bahn, das Alte ist vergangen, es ist Alles neu geworden. Woher aber sollen wir den Geist der Neugestaltung auf dem pädagogischen Gebiete datiren? Von Rabelais und Montaigne oder von Bacon und Locke? Da es in letzter Instanz nicht auf das Wort ankommt, sondern auf die That, da wir nicht demjenigen, welcher zuerst das Princip der freien, eigenen Forschung aufstellte, sondern demjenigen, welcher es praktisch durchführte, die geistige Befreiung verdanken, so bleibt die Reformation, auch die pädagogische, germanisches Verdienst.

Was nun noch das Verhältniß Rabelais' und Montaigne's zu Locke und Rousseau betrifft, so ist es eine nicht ganz exacte Auffassung, zu der sich auch Macaulay (critical and historical essays, vol. II. p. 184, Tauchnitz edition) hinzuneigen scheint,

wenn man Locke's some thoughts concerning education als die directe Quelle von Rousseau's Emile betrachtet. Vielmehr ist Montaigne der Vorläufer Locke's und Rousseau's, und man kann Rousseau's pädagogische Schriften gewissermaßen die Ausführung der von Montaigne gelieferten Texte nennen. Directen Einfluß auf die Erziehungsweise seiner Zeit übte auch Locke, der zwar selbst Hauslehrer war, nicht aus, ebenso wenig wie Montaigne. Locke's Hauptsatz mens sana in corpore sano (Juvenal. Sat. 10), welchen er als höchsten Zweck der Erziehung hervorhebt, war nichts Neues, schon Rabelais und Montaigne hatten körperliche Uebungen verlangt. Ein Vergleich Locke's und Rousseau's aber zeigt, ganz abgesehen von der Charakterverschiedenheit in manchen nicht unwesentlichen Punkten, gar keine Uebereinstimmung. Viel größer sind die Berührungen zwischen Locke und Montaigne, dessen Essais von Ersterem stellenweise wörtlich benutzt sind. Außer in der physischen Erziehung treffen Beide auch in der sittlichen und intellectuellen zusammen. Die Charakterbildung steht über der wissenschaftlichen, das Lernen ist bei Beiden nur Nebenzweck der Erziehung. Montaigne: »Nachdem man einen jungen Mann dasjenige gelehrt hat, was ihn weiser zu machen und zu bessern geschickt ist, kann man ihn auch unterrichten, was die Vernunftlehre, die Naturlehre, die Meßkunst und die Redekunst sind, und weil sein Verstand schon geschärft ist, so wird er mit der Wissenschaft, die er sich wählt, gar bald zu Stande kommen.« Ebenso ist bei Locke das eigentliche Lernen das letzte Stück bei der Erziehung. Dagegen scheint Locke die ästhetische Erziehung gar nicht zu kennen, welcher Montaigne sehr das Wort redet. In der Didaktik und Methodik ist das Utilitätsprincip der einzige Leitstern. Das Leben, sagt Locke, ist zu kurz; man kann darum nicht nach Allem streben. Zeit und Mühe müssen daher auf wirklich nützliche Dinge, die den praktischen Verstand bilden, verwandt werden.

Es ist eine bekannte und herkömmliche Vergleichung, Rousseau's Gedanken über Erziehung auf Locke's Thoughts concerning education zurückzuführen. Rousseau sagt selbst, daß er sich viel mit Locke beschäftigt habe, aber auch Montaigne hat er fleißig gelesen und benützt, wie aus seinem Emile hervorgeht, ja es läßt sich annehmen, daß Rousseau auch Rabelais' Werk gekannt und einige Anregung von ihm empfangen hat. In der Polemik gegen Vernachlässigung des Ethischen und Ueberschätzen des Intellectuellen ist Montaigne das treue Vorbild Rousseau's. Ebenso sprechen sich Beide auf das Entschiedenste gegen die Hintansetzung des Nützlichen und gegen das todte Wissen, ohne Kraft und Geschick zum Handeln, aus, ganz nach dem Ausspruche Seneca's: non scholae, sed vitae discimus. Rousseau schätzt nur das, was durchaus dem Menschen zu seiner Subsistenz nöthig ist, er ist gegen jedes unnütze Wissen; Montaigne hat bereits mit seiner Lehre: sich selbst zu erkennen, gut zu leben und gut zu sterben, sich offen dem Eudämonismus in die Arme geworfen. (»Es ist das glückliche Leben und nicht, wie Antisthenes sagte, das glückliche Sterben, was die menschliche Glückseligkeit ausmacht.« Ess. III., 2. »Der höchste Wunsch meines Lebens besteht darin, es gemächlich hinzubringen.« Ess. III., 9.) Nach Rousseau soll der Verstand des Schülers auf das Praktische, Nützliche und für das Leben Nothwendige gerichtet werden, und als Mittel dazu verlangt er, wie Montaigne, Klarheit und Anschauung. Montaigne und Rousseau stimmen auch darin überein, daß sie wissenschaftliche Bildung mit praktischer Tüchtigkeit sehr wohl vereinbar halten. Aeußerst langsam war in manchen Punkten der pädagogische Fortschritt: Montaigne (schon Rabelais) war gegen das althergebrachte, ganz unselbständige Auswendiglernen zu Felde gezogen, und nach zwei

Jahrhunderten eifert noch Rousseau gegen die bloße Gedächtnißübung. Den stärksten Einfluß auf Rousseau hat der Satz Montaigne's gehabt, daß der Zögling jede Meinung prüfen solle. »Der Hofmeister lasse den Zögling jede Meinung prüfen und setze ihm nichts in den Kopf, was bloß auf Autoritätsglauben fußet. Er muß ihn ebenso wenig auf ein Princip des Aristoteles wie auf ein Princip Epikurs oder der Stoiker schwören lassen. Er lege ihm die Verschiedenheit der Meinungen vor; kann er darunter wählen, um so besser, wo nicht, so mag er zweifeln.« (Che non men che saper dubbitar m'aggrada. Dante Inf. C. 11.) Der Zögling soll zur Selbständigkeit im Denken gelangen, aber auch dahin gebracht werden, daß er sich vor der Wahrheit entschlossen demüthige und jeder zänkischen Rechthaberei entsage. Montaigne's Anregung hinsichtlich der Sanitäts-Pädagogik hat auch bei Rousseau ihre Spuren hinterlassen; bei diesem bedingen Leibesbildung und Abhärtung ebenfalls das Gedeihen der geistigen Entwickelung. Noch mag erwähnt werden, daß sich Montaigne's Vorliebe für Plutarch auch bei Rousseau wiederfindet. — Es ist demnach eine einseitige Auffassung, wenn man nur zwischen Rousseau und Locke eine geistige Verwandtschaft entdecken will, ohne die von Montaigne und Rabelais gegebenen Anregungen in Betracht zu ziehen.

Wenn wir nun zum Schlusse noch fragen, ob Montaigne's Ansichten über Erziehung und Unterricht Gemeingut der modernen Pädagogik geworden sind, so hängt die Antwort davon ab, ob wir uns auf den Standpunkt der theoretischen oder der praktischen Pädagogik stellen.

Montaigne bestimmt als Ziel der Erziehung, den Verstand und das Herz zu bilden, den Zögling besser und verständiger zu machen. (Essais. I. Buch, Cap. 24: du Pédantisme; Cap. 25: de l'Institution des Enfans enthält die Gedanken über die Methode der Erziehung.) Er verlangt Erziehung zur Selbständigkeit: Auswendigwissen ist kein Wissen. Er warnt vor Verweichlichung, denn die Seele muß gestützt werden durch einen festen Körper. Nicht durch unmäßiges Bücherstudium werde die Bildung erworben, sondern auch durch den Umgang mit Menschen, durch Anschauung des Lebens; jeder Ort und jede Zeit soll zum Studium taugen, die Welt sei das Buch des Schülers. Die Erziehung soll mit strenger Sanftmuth, nicht mit Zwang und Gewalt verfahren. Liebe zum Studium und eine Begierde darnach anzuregen, bleibt die Hauptsache. — Was Montaigne in den Grundzügen vorgezeichnet, ist für das Schulwesen einer späteren Zeit von segensreichem Einflusse geworden, und der Fortschritt kam vollends zum Durchbruche, als Rousseau mit der Sprache der Begeisterung im Emile die neue Erziehung genau vorzeichnete. Pestalozzi hat selbst aus Rousseau geschöpft, in manchen Stellen finden sich auch Anklänge an Comenius, und zuletzt führt der Weg wieder auf Locke und Montaigne zurück. Was Comenius über Mutterpflichten sagt, trifft mit Rousseau zusammen, und daß die Mutter die rechte Erzieherin sein müsse, darin ist Rousseau der Vorgänger Pestalozzi's. Comenius wollte schon, wie später Pestalozzi, den geographischen Unterricht mit den nächsten Umgebungen beginnen, und Rousseau sagt: »Der geographische Unterricht gehe vom Wohnhause und Wohnorte aus. Der Zögling entwerfe Karten von der Umgebung, um zu lernen, wie Karten entstehen und was sie vorstellen. — Der Zögling lerne die Wissenschaft nicht, er erfinde sie.« — Rousseau ist aber gegen das unnütze Lehren dessen, was das Kind von selbst lernt. Noch nicht überall, namentlich in den Elementarschulen, ist dieser Satz nach seiner Bedeutung in Anwendung gebracht. — Ganz im Sinne der modernen, d. h. nicht humanistischen Schule ist der Vorschlag Montaigne's, vor Allem die Muttersprache und

die Sprachen benachbarter Völker zu kennen; doch leidet der Sprachunterricht häufig daran, daß er bloß ein brauchbarer und kein bildender ist. Montaigne's eigene Erziehung war merkwürdig gewesen, namentlich lernte er auch die Sprachen auf eigenthümliche Weise: sein Hofmeister durfte mit ihm nur lateinisch (damals Weltsprache) sprechen; als später das Französische an Stelle des Latein trat, wurde es bis in die neueste Zeit gebräuchlich, die Kinder schon seit frühester Jugend an die fremde Sprache zu gewöhnen: und soviel man auch gegen das französische Gouvernanten-Wesen vorgebracht haben mag, der eigentliche Zweck, nämlich französisch zu lernen, wurde so am besten erreicht. Wenn Montaigne die öffentliche Erziehung herabsetzt und der häuslichen den Vorzug giebt, so würde man ihm unbedingt beistimmen müssen, wenn die Privat-Erziehung ganz ohne Mängel wäre. Jedenfalls muß an das öffentliche Schulwesen heute ein ganz anderer Maßstab der Beurtheilung gelegt werden. Was Montaigne und seine Geistesverwandten über Charakterbildung, über Anschaulichkeit des Unterrichtes, über Gewöhnung zur Selbständigkeit im Denken und über bessere Methoden gesagt haben, ist heute allgemein anerkannt; nicht nur die Pädagogen, sondern auch die Aeltern wissen es, daß bei der Erziehung die Selbstthätigkeit, die Selbständigkeit, die Selbstbestimmung des Individuums zu begünstigen ist, daß die Erziehung evolutionsmäßig erfolgen soll, daß die Charakterbildung als Hauptsache gilt, daß die Erziehung in Zucht und Strenge in Anstrengung, Fleiß und Gehorsam zu geschehen hat, und daß die Jugend namentlich auch zur Pietät erzogen werden soll: denn wenn den Kindern keine Autorität mehr heilig ist, dann schwindet auch die Liebe und Ehrfurcht gegen die Aeltern und Lehrer. Aber ein Anderes ist es, richtige Grundsätze zu erkennen, und ein Anderes, sie praktisch auszuführen; und wenn wir uns nach diesem Letzteren umsehen, so kann nicht verhehlt werden, daß Manches, was schon Rabelais, Montaigne und Rousseau empfohlen haben, noch frommer Wunsch ist, daß noch unendlich viel gegen die heiligsten Pflichten gesündigt wird, theils aus Lässigkeit, theils auch aus Vorurtheil oder Unverstand, daß sowohl die häusliche wie die öffentliche Erziehung stellenweise noch äußerst mangelhaft ist, daß die Methode noch nicht überall Klarheit des Verständnisses und Sicherheit des Besitzes erzielt, daß überhaupt das deutsche Schulwesen noch viele kranke Stellen aufzuweisen hat, und daß, um zu einer annähernden Vollkommenheit zu gelangen, fortdauernde ernste, unermüdliche Arbeit nöthig ist. Mit der Lösung der materiellen Seite der Schulfrage ist bereits ein glücklicher Anfang gemacht worden, und manche Fortschritte stehen ohne Zweifel noch bevor. Aber neben der Sorge für das äußere Wohl der Lehrer und der Schule, deren Wichtigkeit kein Kundiger verkennen wird, darf die innere und geistige Thätigkeit der Schule nicht außer Acht gelassen werden; auch der Unterricht — in Auswahl, Ausdehnung und Form — bedarf der Weiterentwickelung und Weiterbildung, und diese Vervollkommnung der Schulthätigkeit selbst ist nicht von Gesetzesparagraphen zu erwarten. — Das aber ist der große Nutzen, den das Studium der Geschichte der Pädagogik gewährt, daß man dabei die Gegenwart wie in einem Spiegel vor sich sieht und das erreicht, was zu erreichen innere Freudigkeit verschafft und zu einem klaren Urtheile führt: Lebendige Wiedererkenntniß des bereits Erkannten.

Kleine Umschau.

Der Besuch eines deutschen Bischofes. Wer in paritätischer Stadt oder Gegend lebt, kann im Laufe von 50 Jahren Vieles mit angesehen und vernommen haben, nicht allein die mancherlei Wandelungen von Toleranz und Intoleranz, die Jesuitenmissionen mit ihren Wirkungen, die gedrückte Stimmung in Folge des neuen Dogma's u. dgl., sondern selbst im Traume mag ihm je und je Etwas begegnen, was weiter mitgetheilt zu werden verdient. Von einem solchen Traume soll hier in Kürze berichtet werden.

Ein jetziger deutscher Bischof war ein Studiengenosse von mir, mit dem sich gute Cameradschaft halten ließ; denn er war ein lebendiger, frischer Junge, und — es war dazumal die schöne Zeit, da die Repetenten des katholischen Convictes in Tübingen auf der Amtsstube ihrer Collegen im evangelischen Stif e die Säcularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession gemeinschaftlich begingen, da zwei Professoren der Theologie, der Eine Protestant, der Andere Katholik, Dr. Baur und Dr. Möhler, den Göttinger Planck zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum je mit einer Denkschrift begrüßten, die Zeit, da man sich erzählte, zwei katholische Repetenten haben ein oder zwei Jahre zuvor bei dem württembergischen Consistorium ihren Wunsch nach einem Uebertritte zu der evangelischen Kirche zu erkennen gegeben, von den zwei zu diesem Behufe abverlangten Glaubensbekenntnissen sei aber nur das des Einen genügend, das des Anderen wegen seiner pantheistischen Färbung zu leicht befunden worden; der Erstere habe Maurer, der Andere — Möhler geheißen.

Nun, der besagte, mittlerweile Bischof gewordene Altersgenosse hatte in meiner jetzigen Heimat die Firmung vorzunehmen. Da derselbe seiner Zeit bei dem vaticanischen Concile eine bedeutende Rolle gespielt, auch damals eine mit seiner jetzigen Haltung schwer vereinbare Schrift geschrieben hatte, war ich begierig, ihn gerade jetzt wieder zu sehen. Möglicher Weise stand selbst sein Privatbesuch bei mir in Aussicht, da er voraussichtlich in meine nächste Nähe zu wohnen kam und sich des früheren Studiencameraden wohl noch erinnerte. In den Tagen vor seiner Ankunft hatte ich mich in Gedanken viel mit dem, was auf dem Concile vorgegangen und darauf gefolgt war, beschäftigt, hatte hin und her erwogen, welche Gründe wohl diesen und jenen deutschen Bischof bestimmt haben könnten, die bekannte Schwenkung zu machen, wie insbesondere der Unserige sein früheres und späteres Auftreten zu erklären und zu rechtfertigen versuchen würde.

Ueber die Natur und Bedeutung der Träume steht wohl zweierlei fest: daß sie die Bestimmung haben, in der Menschenwelt das Reich der Wirklichkeit mit dem des Möglichen oder auch Unmöglichen zu bereichern, sowie, daß sie mitunter bedeutsame Winke geben, vornehmlich wenn Sachen oder Personen nicht bloß unser Denken, sondern auch unser Gefühlsleben in Anspruch nehmen. Und allerdings waren meine bedenklichen Gedanken über den alten Studiengenossen eben dazumal, in Folge näherer Kunde von den Vorgängen in den entscheidenden Tagen des Conciles, von einem Gefühle des Mitleides mit seiner peinlichen Gemüthslage begleitet. Auch Protestanten sprachen von ihm mit Theilnahme als einem neuen Schlachtopfer der Politik.

So erklärt es sich denn genügend, daß in der Nacht vor dem Tage der Firmung in unserem katholischen Dome in der That ein äußerst lebhafter Traum mir die Möglichkeit des bischöflichen Besuches zur Wirklichkeit machte und auch ein zusammenhängendes, nach dem Erwachen leicht zu ergänzendes Zwiegespräch in's Dasein zauberte.

Der Hochwürdigste erscheint in traulicher Abendstunde in meinem Arbeitszimmer. Nach freundlicher gegenseitiger Begrüßung und einigen, über das befriedigende Zusammenleben der paritätischen Bevölkerung unseres Wohnortes gewechselten Reden tritt ein beengendes Stillschweigen ein. Er blickt mich, wohl ahnend, daß noch andere Gedanken mir durch die Seele gehen, mit seinem durchdringenden Auge ernsthaft an.

Da breche ich das Schweigen und sage in theilnehmendem Tone: „Sie haben in letzter Zeit viel erlebt und — erlitten."

„„Sie sprechen wahr; es hat an ernsten Kämpfen von außen und innen nicht gefehlt; jetzt aber ist es in mir zu voller Ruhe und zum Frieden gekommen, und ich fühle mich von Tag zu Tag mehr in dieser Stimmung befestigt, seitdem ich durch mein Amt wieder in unmittelbaren Verkehr trete mit meinen andächtig besonders zur heiligen Firmung zuströmenden Kirchengenossen.““

„Wie war es aber Ihnen gerade möglich, diesen inneren Frieden zu gewinnen?“

„„Sie meinen, weil ich früher und auf dem Concile mich in anderem Sinne hatte vernehmen lassen.““

„Ja,' weil Sie durch Ihre seitherigen Studien und Kundgebungen, vor Allem durch Ihre Flugschrift während des Conciles — ich muß von meinem Standpunkte aus reden — bessere Hoffnungen erweckt hatten.“

„„Auf theoretischem Boden war der Streit überhaupt, war auch der Kampf in mir nicht zu schlichten.““

„Also der Furcht, es könnte die Einheit, der Bestand der seitherigen Kirche durch ein Schisma gefährdet werden, brachten Sie die bessere Ueberzeugung zum Opfer?“

„„Wenn Sie wollen; ja. Als Katholik mußte ich dadurch aber selbst die Existenz der christlichen Religion in Frage gestellt sehen.““

„Wenn Christus seiner Zeit so gedacht und gehandelt hätte, wäre es zu keinem Christenthum gekommen.“

„„Ich bin kein Christus.““

„Aber ein zweiter Luther hätten Sie werden können.“

„„Höchstens ein Schleppträger Döllingers.““

„Nun auch keine unwürdige Rolle; Luther hat ja gleichfalls einen Melanchton gerne zu seiner Seite gesehen. Ich meine indeß überhaupt nur, die Richtung eines Döllinger, Friedrich, Reinkens konnten Sie einschlagen.“

„„Nimmermehr, das sind halbe Maßregeln, mit denen nichts geholfen ist, nichts erreicht wird.““

„Doch ein modus vivendi gegenüber dem Staate und gegenüber anderen Confessionen. Zudem muß eben eine Reformation, die keine Revolution sein will, der Vergangenheit Concessionen machen, um eine noch bessere Zukunft vorzubereiten, muß, um Grundwahrheiten zu retten und der schwachen Gewissen wegen, Manches in Brauch und Lehre fortbestehen lassen, bis es, wie dürres Laub, von gesunderen Trieben abgestoßen wird.“

„„Das heiße ich vielmehr der Wahrheit dienen durch Unwahrheit; dasselbe thun auch Ihre protestantischen Kirchenhäupter, wenn sie sich und Anderen einreden wollen, Ihre Kirche stehe noch auf dem Boden der Glaubensbekenntnisse. Das ist in Betreff der alten wie der neuen Symbole einfach — unwahr. Aber diese Selbsttäuschung erlaubt man sich, weil man auch nicht anders die Wahrheit, die Einheit der Kirche retten zu können glaubt.““

„So hart die Rede klingt, ich muß sie zugeben, wenn anders Sie einräumen, daß schließlich auch Ihr Standpunkt auf dasselbe hinausläuft.“

„„Nun also?““

„Sie werden sagen: also lieber festgehalten an der gefesteten und thatsächlich vorhandenen, imponirenden Kirche der Vergangenheit, als an diesen Nebelgestalten der Gegenwart oder auch an Ihrer protestantischen Kirche mit ihrem halben unwahren Wesen. Ich aber sage: also aufgegeben alles Halbe, alles Unwahre, das ist das Wesen der Kirche der Zukunft.“

„„Wie meinen Sie das?““

„Die Kirche der Zukunft, heiße sie protestantisch oder katholisch, sie geht zurück, muß zurück gehen hinter die alten wie hinter die neuen Symbole, ja, bei aller Verehrung der Apostel, hinter die Lehre über Christus, über sein Werk und seine Person zur Lehre Christi selbst und zu seiner Wirksamkeit und Persönlichkeit einzig und allein. Anders ist Ihnen und uns nicht zu helfen.“

„„Träumer! Wer so Etwas von dieser Menschheit erwarten wird? Auf keinen Fall könnten wir das erleben.““

„Aber dafür leben und wirken, es vorbereiten, das können wir.“ —

Ich erwachte und sah, daß der Bischof mich nur im Traume besucht hatte.*)

Ein evangelischer Bischof
in partibus infidelium.

*) Würde dem Bischofe selber wohl auch im Traume nicht eingefallen sein. Red.

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen

von

H. B.

(Fortsetzung.)

Life, Legend and Canonization of St. John Nepomucen, Patron Saint and Protector of the Order of the Jesuits. By A. H. Wratislaw, M. A. London: Bell and Daldy.

Die Zeichen mehren sich, daß auch in England der Kampf gegen die Jesuiten mehr as je zuvor auf dem Felde des Geistes sich entsponnen hat. Das vorliegende gerade nicht graciös und anziehend geschriebene Buch bemüht sich, in England den Betrug in weiteren Kreisen bekannt zu machen, den die Jesuiten mit der Heiligsprechung Johanns von Nepomuk ausführten. Des Autors Hauptverdienst liegt darin, mit vielem Fleiß und außerordentlicher Sorgsamkeit alle Beweise für den von den Jesuiten ausgeübten Betrug gesammelt und in einer übersichtlichen Form dargelegt zu haben wobei er den Ursprung der Nepomukmythe bis in seine ersten Anfänge verfolgt. Da die Geschichte des Nepomuk in Deutschland hinlänglich bekannt ist, und der Autor sich in Benutzung aller nur möglichen Quellen kein Versäumniß hat zu Schulden kommen lassen, so wollen wir nur zur Empfehlung des Werkes hinzufügen, daß es in jeder Hinsicht ein würdiger Nachfolger der Arbeiten von Otto Abel und Professor Raimann ist.

The Life and Letters of St. Francis Xavier. By H. J. Coleridge, S. J. London: Burms and Oates.

Dies ist das Werk eines englischen Jesuiten — und welch ein Werk! Obgleich wir zu den allerentschiedensten Widersachern dieses Ordens gehören, so haben wir doch alle Zeit einen gewissen Respect vor der Gelehrsamkeit und der Klugheit gefühlt, welche unter den frommen Vätern herscht. Aber daß ein solches Buch, wie das vorliegende, aus jesuitischen Kreisen hervorgehen könnte, das haben wir nicht für möglich gehalten: es ist, kurz heraus gesagt, als ein literarisches Erzeugniß nicht das Papier werth, auf dem es gedruckt worden ist. Die 124 in demselben mitgetheilten Briefe des Heiligen aus Indien, China, Malacca und Japan, voll von Belehrung und gesundem, echt christlichem Sinne, lassen die ganze Armseligkeit des Paters Coleridge als Schriftsteller nur in ein noch deutlicheres Licht treten. Er weiß von dem unstreitig bedeutenden Manne, der im fernen Osten sein Leben als Missionär und Pionnier der westlichen Civilisation endete, nichts weiter zu sagen, als daß er eine Menge angeblicher Wunder verübt habe, wovon doch in seinen Briefen nicht ein sterbend Wörtlein steht. Doch was Allem die Krone aufsetzt, das sind die widerwärtigen, geradezu scheußlichen Erzählungen über die Krankenpflege Xaver's in dem Hospitale der Incurablen in Venedig. Um zu zeigen, daß wir mit unserer Ansicht hinsichtlich dieses Buches eines Jesuiten nicht allein stehen, führen wir hier eine Bemerkung an, welche das Londoner Athenäum bezüglich desselben machte: — „Die Gesellschaft Jesu ist in ihren englischen Mitgliedern unglücklich gewesen. Wohl ist unter ihnen viel Eifer gewesen, aber Literatur nicht. Ueberall anderswo gelehrt, sind die Jesuiten in England obscur gewesen, herabsinkend zu schweigsamen Asketen oder bescheidenen Schulmeistern, mit starkem Glauben an das zukünftige Geschick des Ordens und einem gewissen Enthusiasmus für seine Erfolge in der Vergangenheit; doch zu sehr außer Harmonie mit den Gewohnheiten und dem Gefühlstone der jetzigen Zeit, um großen Werth auf literarischen Ruhm zu legen. Im 16. Jahrhundert war es so und ist beständig so gewesen. Daher kommt es denn auch, daß, während Spanien und Italien, Frankreich und Deutschland und selbst Schweden und Polen sich be-

rühmter, in jedem Zweige der Literatur ausgezeichneter Jesuiten rühmen können, die englischen Väter durch keine größeren Namen als Parsons oder Campian repräsentirt werden; in der That kleine Männer, verglichen mit den Riesen des Ordens, Laynez und Bellarmine, Richer und Maximilian Hell, Eckel und Lanzi."

Personal Recollections, from early Life to old Age of Mary Sommerville, with Selections from her Correspondence. By her Daughter, Martha Sommerville. London: John Murray.

Unter den bemerkenswerthen Biographien des verflossenen Jahres nimmt dies autobiographische Memoire Mary Sommerville's, deren Nekrolog die Deutsche Warte im 11. Hefte des IV. Bandes brachte, nicht den letzten Platz ein. Es ist ein reizendes Buch: die Lebensgeschichte eines bemerkenswerthen und schönen Charakters. Der wissenschaftliche Intellect der Verstorbenen war wahrscheinlich größer, als der irgend einer ihres Geschlechtes; und es ist interessant und befriedigend, aus dem Memoire zu ersehen, daß ihre weibliche Liebenswürdigkeit und Delicatesse nicht geringer waren. Aus jedem Blatte des Buches tritt uns der Zauber wahrer Weiblichkeit entgegen. Von seltener und delicater Schönheit, war Mary Sommerville in ihren gesellschaftlichen Gewohnheiten mißtrauisch und zurückgezogen, „erschrocken beim Tone ihrer eigenen Stimme in der Unterhaltung"; sie war liebenswürdig und liebreich in ihrem Gefühle und cultivirte weibliche Grazie eben so sehr wie männliche Studien. Sie war eine tüchtige Malerin, eine gute Musikerin und hatte eine große Vorliebe für dramatische Vorstellungen; außerdem aber wußte sie natürliche Schönheit hoch zu schätzen, war eine liebende Gattin und Mutter, und eine Frau von tiefer und unaffectirter Frömmigkeit. Es kam ihr nie in den Sinn, wissentlich und mit Vorbedacht in Wetteifer und Mitbewerberschaft mit Männer auf einem Felde geistiger Arbeit zu treten, das für gewöhnlich ihrem Geschlechte nicht offen steht, oder sich einer Bedeutung zu rühmen, welche keine andere Frau der Neuzeit erreicht hat, sondern sie war zufrieden, ruhig und ohne viel Aufhebens ihren Neigungen und ihrem Geschmacke zu folgen, welche sie zum Studium der Wissenschaften führten. Die letzte Person, in sich den Genius zu sehen, der dazu berufen wäre, die entweihten Rechte der Frauen zu behaupten und von den Männern ihre usurpirte Herrschaft im Reiche des Wissens zurückzuerobern, lieh sie keiner ihrer Schwestern, die sich gegen die conventionellen Verhältnisse, welche sie bedrücken sollen, aufbäumen, und die in den intellectuellen Kampf nicht den zehnten Theil ihrer geistigen Kräfte mitbringen, auch nicht die geringste Unterstützung. Es war nicht etwa Furchtsamkeit in der Disposition, sondern instinctive Delicatesse der Seele, welche sie fühlen ließ, daß die Natur eine Gränze gezogen hat zwischen den Sphären der Nützlichkeit oder Pflicht der Frauen und der Männer. Das hauptsächliche Anrecht der bedeutenden Frau, die sich uns in ihren Lebenserinnerungen in all ihrer weiblichen Zartheit und Liebenswürdigkeit offenbart, auf öffentliche Achtung waren ihre großen Gaben für die exacten Wissenschaften. Das vorliegende Buch enthält durchaus nichts Wissenschaftliches, sondern erzählt mit wahrhaft liebenswürdiger Naivität das Leben, welches in seinen großen Umrissen schon in ihrem Nekrologe angedeutet wurde.

Holland House. By Princess Marie Lichtenstein, with numerous Illustrations. 2 Vols. London: Macmillan and Co.

Die junge Fürstin von Lichtenstein, die mysteriöse Adoptivtochter Lord Holland's und seit etwa einem Jahre mit einem österreichischen Sproß aus dem Hause derer von Lichtenstein verheiratet, hat gemeint, es anderen fürstlichen Personen nachthun zu sollen und ein Buch zu schreiben. Es kündigt sich denn auch gleich in einem Aeußeren auf recht aristokratische Weise an: in blau, schwarz und gold schillert der Einband; Druck und Papier sind elegant und fein, und die zahlreichen Holzschnitte sicherlich mit vielen Kosten ausgeführt worden. Was den Inhalt anbetrifft, so ist derselbe, so weit er von der jugendlichen fürstlichen Schriftstellerin herrührt, recht jugendlich und doch wieder in seinem moralisirenden, vielfach auf La Rochefoucauld zurückführenden Bemerkungen recht großmütterlich. Doch trotz alledem hat das Buch für den Culturhistoriker Werth, da es ihm von dem berühmten, nein dem berühmtesten Salon Londons und den Personen, die während zweier Jahrhunderte dort verkehrten, auf Grund aller

vorhandenen Quellen, theils gedruckten, theils handschriftlichen, einen recht interessanten Bericht giebt. Unter den Personen, denen wir in »Holland House« oder vielmehr in seinem berühmten Salon, den »Gilt-room«, begegnen, finden wir Männer wie Wilkie und Mackintosh, Talleyrand und Sidney Smith, Charles James Fox, Sheridan, Sir Philip Francis, Romilly, Windham, Horner, Grenville, Curran, Grattan, Monk, Levis, Jérôme Bonaparte, Tierney, Dr. Parr, Blanco White, Sir Humphrey Davy, Jeffrey, Byron, Moore, Rogers, Macaulay, Eldon, Lyndhurst, Melbourne, Brougham, Washington Irving, die beiden Humboldts, Hookham Frere, Canova, Chantrey, Molé, Guizot, Palmerston, Landsdowne, Jeremy Bentham, Dumont, Frau von Staël, Fürstin Lieven, Metternich, Louis Napoleon und Kemble. Diese Namen zeigen, welch historischen und culturhistorischen Werth das Buch besitzt.

My Diary during the Last Great War. By W. H. Russel, Author of the „British Expedition to the Crimea", ect. London and New York: Routledge and Sons.

Ueber dieses Buch ist wenig zu sagen, da es sich seines Inhaltes wegen einer Kritik entzieht. Es enthält die persönlichen Erlebnisse, klein und groß, welche der Times-Correspondent, Dr. Russel, während des großen Krieges von 1870 durchmachte; sowie ferner „eine Condensirung des Stoffes, welcher in den Spalten der »Army and Navy Gazette« während der letzten zwei Jahre erschien," nebst einer Wiedergabe der Kriegsberichte an die Times. Daß Dr. Russel recht artig zu erzählen weiß, und daß er, der große Timescorrespondent, mit allen diplomatischen und militärischen deutschen Größen auf dem vertrautesten Fuße steht, weiß Jedermann, und macht daher alle weiteren Bemerkungen unsererseits überflüssig. Doch einem Gefühle, das uns beim Lesen dieses Buches überkommen, können wir nicht unterlassen, hier Ausdruck zu geben; und das ist ein Gefühl der Scham als Deutscher. Das ganze Buch zeigt auf jeder Seite, mit welcher ausnehmenden Zuvorkommenheit und Rücksicht dieser Correspondent einer fremden Zeitung von den höchsten und allerhöchsten Persönlichkeiten im Hauptqartiere behandelt wurde, wie ihm zuerst und vor allen Anderen die wichtigsten Mittheilungen gemacht wurden, während die eigenen Landsleute über die Schulter angesehen und gar häufig mit sehr wenig Courtoisie behandelt wurden. Wir würden die Behandlung, die den meisten der englischen Zeitungscorrespondenten während des Krieges von den deutschen Behörden zu Theil wurde, ganz und gar gerechtfertigt finden, wenn sich die Engländer eines gleicher Betragens gegen deutsche Correspondenten in ihrem Lande befleißigten; doch dem ist nicht so. Und man kann ihnen das auch gar nicht übelnehmen, Angesichts der Behandlung, die solchen Männern im eigenen Vaterlande wird. — —

Der Vollständigkeit und Ordnung wegen geben wir hier die Titel zweier wichtigen Bücher an, welche von der Deutschen Warte bereits an einer anderen Stelle eingehend behandelt worden sind, nämlich:

1. Erasmus; his Life and Character as shown in his Correspondence and Works. By Robert Blackley Drummond, B. A. 2 Vols. London: Smith, Elder and Co.

2. Autobiography. By John Stuart Mill. London: Longmans, Green and Co.

II. Anzeigen.

Gefangene Frauen. Alte Bilder in neuen Rahmen von George Hesekiel. Mit Portrait der „Markgräfin Leopoldine", gest. von A. Neumann. Leipzig, Verlag von E. G. Theile. 1874.

Wohl das letzte unsterbliche Werk des jüngstverstorbenen fruchtbaren Heroldes der neupreußischen Loyalität. Es sind zehn zum Theil wohl nichts weniger als unbekannte Geschichten, unter denen diejenige der „Sieben Wilhelminen", der Opfer des französischen Terrorismus zur Verschleierung der Versäumnisse und Vergehungen bei der Vertheidigung und Uebergabe von Verdun am 1. September 1792, vielleicht die charakteristischeste ist. Die Darstellung hat den bekannten behäbig breiten

und nicht übereilten Fluß, der an dem Verf. bekannt ist, und auch die pathetischen Lichter auf seiner Rede fehlen nicht. Bezeichnend für den politischen Standpunkt des Verf. ist die begeisterte Verherrlichung der Herzogin von Berry. In dem ihrer Schilderhebung in der Vendée gewidmeten Aufsatze heißt Louis Philippe „dieser Elendeste aller Menschen, welcher (sic!) jemals auf einem Throne gesessen," — gewiß eine kräftige Hyperbel. Bemerkenswerth wegen der Anschauungsweise des Verf., die von Freigeisterei in allen Beziehungen sehr weit entfernt war, ist ist die Aeußerung über den Eid: „Was aber sind Eide? Bei der Ehrenhaftigkeit bedarf es keines Eides, die Niedertracht bricht sie." Und mit solchen Faxen hält man sich noch weiter auf? Warum nicht fort mit ihnen? Es wäre wohl an der Zeit. — Die Ausstattung des Bändchens ist elegant.

Geschichte des Preußischen Volksschulwesens. Von Fr. Ed. Keller. Berlin. Verlag von Robert Oppenheim. 1873.

Der Herausgeber der „Deutschen Schulzeitung" darf zu dem Plane und der Ausführung dieses Buches beglückwünscht werden. Es enthält eine ganz objective, an allen entscheidenden und wichtigen Stellen mit den Urkunden redende Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des preußischen Schulwesens bis zur Aufhebung des Erkenntnisses gegen Dr. Sydow (25. Juni 1873) herab und setzt so Jeden in den Stand, sich mit der nöthigen historischen Orientirung gegenüber den tiefeingreifenden Bewegungen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes in unserer Zeit zu versehen; und wer, der den gebildeten Ständen angehört, und dem das Wohl des Staates und der eigenen wie der kommenden Generation am Herzen liegt, möchte allen diesen Bestrebungen nicht mit verständnißvoller Theilnahme folgen können? Wir wüßten dem Nicht-Pädagogen kein besseres Handbuch zu empfehlen.

Der Preußische Staat. Ein Handbuch der Vaterlandskunde von Fr. Eduard Keller. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von J. Guttentag (D. Collin.) 1873.

Das gründlich und umfassend bearbeitete Werk nennt sich mit Recht ein Handbuch, denn es ist durch lichtvolle Gruppirung und sachlich knappe Darstellung des Stoffes trefflich dazu geeignet, auf jede die preußische Vaterlandskunde betreffende Frage augenblicklich die zuverlässige Antwort zu geben. Wir wollen zur Einführung dieser neuen Auflage nur erwähnen, daß es (gleich dem vorstehend erwähnten Buche desselben Verfassers) durch mehrere genaue und reichhaltige Register ausgezeichnet ist, ein Umstand, der leider bei deutschen Büchern noch immer einer ganz besonderen Erwähnung bedarf.

Geschichte des Trierischen Landes und Volkes. In sieben Büchern nach den besten Quellen bearbeitet und bis in die neueste Zeit fortgeführt von Johann Leonardy. Trier, 1870. Druck und Verlag von A. Sonnenburg. Saarlouis, 1870. Kommissions-Verlag von M. Hausen.

Diese Geschichte des Trierischen Landes und Volkes ist erschienen zur Feier des tausendjährigen Jubiläums der Vereinigung des Gebietes links vom Rhein mit Deutschland im Jahre 1870, mitten unter den Stürmen des deutsch-französischen Krieges, der manche Bande wiedergeknüpft hat, die mit Trier zusammenhingen, und welche die für Deutschland traurige Geschichte der letzten Jahrhunderte zerrissen hatte. Das Werk zerfällt in 7 Bücher, von denen das erste das Land der Trevirer als Freistaat und römische Provinz bis 284 n. Chr. behandelt; das zweite die Herrschaft des Christenthums bis zum Untergange des weströmischen Reiches; das dritte die Zeit der Frankenherrschaft; das vierte die deutsche Kaiserzeit bis zur Reformation; das fünfte die religiös-politischen Kämpfe; das sechste die Zeit des französischen Uebergewichtes, und das siebente das Trierische Land unter den Hohenzollern. Das Ganze schließt mit einer Schilderung der Unruhen im Jahre 1848. Das durchweg aus urkundlichen Quellen und mit den besten literarischen Hilfsmitteln gearbeitete Werk zieht nicht nur die äußere Geschichte, sondern auch das Culturgeschichtliche in seinen Bereich und giebt uns auch über die Kunstwerke der Stadt, über die Rechtspflege (namentlich über die Hexenprozesse und Aehnliches) Auskunft.

III. Besprechungen.

Die Goldenen Worte der Bibel. Ein Lebensbuch für Jedermann. Zum ersten Male systematisch geordnet. Von Adolph Kohut. Leipzig. A. Herrmann's Verlag. 1873.

Die Idee, „Goldene Worte" aus der Bibel zu ziehen, ist zunächst so gescheidt und so abgeschmackt, wie die aller anderen ähnlichen Extracte, die als „Lichtstrahlen" u. s. w. in der Bücherwelt umgehen. Uns hat es immer geschienen, daß Platen recht hat, wenn er sagt: „Man liebt ein Gedicht, wie den Freund man liebt, ihn selbst mit allen Gebrechen"; und dasselbe gilt ja wohl auch von Büchern, mögen sie auch selbst so vielartigen Inhalt haben, wie die Bibel. Bloß die Weisheit und die Schönheit, das wird bald langweilig. Toujours perdrix – fi! Und es giebt Weisheiten und Schönheiten, die sich gar nicht excerpiren lassen, weil sie complicirter Natur sind, im Plane, im Charakter, in der Stimmung liegen. Und dies sind die edelsten und schönsten Weisheiten und Schönheiten. Wer möchte sie missen, und wer erkennt in dem Auszuge das liebgewonnene Ganze wieder?

Es kommt noch zweierlei hinzu: Berge sind großartig, nicht aber die Hochebene; sie ist so flach und eintönig wie die Tiefebene. Das einzelne treffende und packende Wort hebt sich wirksam aus der schlichteren Umgebung heraus; viele derartige aneinandergereiht schlagen sich gegenseitig todt. Für wirklich schöne Perlen ist die Perlenschnur keine übermäßig glückliche Anwendung.

Sodann zerstört die Anordnung immer die Wirkung „goldener" Worte. Sollen sie aneinandergereiht werden, wie sie gefunden sind? Labyrinthischer Wirrwarr! Soll man die sinnverwandten sammeln? Gemeinplätzige Wiederholung bis zum Ueberdruß!

Für die Bibel kommen nun noch besondere Bedenken hinzu. Dieselbe ist entweder göttliche Offenbarung zur Seligkeit; dann sind das Wichtigste und Wesentlichste an ihr durchaus nicht die „goldenen Worte". Oder sie ist ein hervorragendes Culturzeugniß aus alter Zeit; dann sind um keinen Preis ihre geschichtlichen, schildernden und erzählenden Partien zu entbehren. Selbst wenn man sie als die früheste Urkunde für die Auffindung und Feststellung unwandelbarer ethischer Grundprincipien betrachtet (eine jedenfalls sehr einseitige Auffassung), geht der beste Eindruck verloren, wenn man ihr ethisches System, die in sich zusammenhängende Gesammtheit ihrer Moralgrundsätze, innerhalb deren auch manches Unreife, Verkehrte und Veraltete seinen subjectiv (für Zeit und Volk) berechtigten Platz hat, in einzelne „goldene Worte" auflöst. —

Auf den Plan einer solchen Bearbeitung ist der Verf. auf leicht erklärliche Weise gekommen. Die Vergötzung der Bibel hat sie den überwiegend ungläubig gewordenen Gebildeten unsympathisch gemacht, und ihre zahlreichen überaus abgeschmackten und überaus anstößigen Theile müssen als Begründung für eine abwehrende, selbst feindselige Haltung herhalten. Der allerdings unverantwortliche Unfug, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt noch immer als Schulbuch in einem Umfange wie kein anderes zu benützen, giebt dieser Polemik die Weihe einer vortrefflichen und hohen Absicht. Diejenigen nun aber, welche so frei geworden sind, daß sie ihrer Fesseln nicht mehr zu spotten brauchen, erkennen gerne das Herrliche und Gute in diesem Buche an und möchten es aus der Verdammniß des Ganzen retten. Was liegt da näher, als der Versuch, die Spreu von dem Waizen zu sondern. Aber zu dem Unveräußerlichen in und an der Bibel gehört auch ihr Gesammtbau, dem man die Arbeit von Jahrhunderten ansieht. Deshalb ist das Mittel zur zeitgemäßen Einrichtung der Bibel eine vorsichtige Ausscheidung, nicht eine blüthenlesende Auswahl.

All' dies bezieht sich übrigens nur auf das alte Testament, mit dem sich auch der vorliegende Band ausschließlich beschäftigt. Wir gestehen, keine rechte Vorstellung davon zu haben, wie, zu welchem Zwecke und mit welchem Erfolge das neue einer gleichen Behandlung unterworfen werden sollte. Da scheint

die „Protestantenbibel" (s. D. W. IV, S. 31 fgg. und V, S. 567) das einzig Richtige und vollständig Ausreichende für das moderne Bedürfniß gethan zu haben.

Diese hätte auch in einem Punkte für Kohut vorbildlich sein sollen, dessen abweichende Behandlung bei ihm uns peinlich aufgefallen ist: in der Sprache. Luther's Bibelübersetzung ist — zumal im alten Testamente — freilich vielfach falsch oder unverständlich. Im Ganzen aber ist sie eine classische Schöpfung, der nichts überlegen ist, und für uns Deutsche ist der Begriff „Bibel" von dem Begriffe „Lutherisches Bibeldeutsch" absolut untrennbar. Man mag mit großer Schonung und nicht ohne feines Gefühl für die ästhetische Seite des Sprachausdruckes in Luther's Uebersetzung ändern, wo es nöthig ist; aber so weit wie irgend möglich halte man sich treu an seine große und unübertreffliche Vorarbeit. Wer denkt auch nur von ferne an die Bibel, wenn er bei Kohut z. B. liest: „Wenn ein Mensch, der sich mit Mühsal, Klugheit und Geschicklichkeit ein Vermögen erarbeitet und dies einem Anderen überlassen muß, der sich darum nicht gequält hat, so ist das eben ein Jammer und ein großes Uebel" (Pred. Sal. 2, 21); oder: „O, über die Frauen, die da hochmüthig einherstolziren, mit gestrecktem Halse einhergehen, mit verführerischen Lippen coquettirend auftreten" (Jes. 3, 16); oder: „Vergeude deine Kräfte nicht bei sittenlosen Weibern, verschleudere deine Sittlichkeit nicht an denen (!), die selbst Könige zu ruiniren pflegen" (Spr. Sal. 31,3); oder man vergleiche mit der erhabenen Schönheit und Einfachheit der Luther'schen Worte, die auf aller Lippen sind, diese ungelenke Fassung: „Ehe die Berge erschaffen, die Erde und Welt gegründet worden, von Ewigkeit zu Ewigkeit bist du Gott" (Ps. 90, 2).

Todtenschau.

Streiter, Dr. Joseph, der wackere Bahnbrecher des Liberalismus in Tyrol, ehedem Bürgermeister und Abgeordneter seiner Vaterstadt Bozen zum Landtage, † am 17. Juli 1873 auf seinem Familiensitze Payersberg bei Bozen. Er war am 8. Juli 1804 in Bozen als Sohn eines Handelsherren geboren, dessen Aeltern aus dem Dorfe Peles im nahen Sarnthale stammten. In Folge des frühen Verlustes seines Vaters und der ängstlichen Frömmigkeit seiner Mutter gerieth der Knabe ganz in die Hände ihres Beichtvaters, eines fanatischen Franciscaner-Mönches, und ihres Vetters Baron Joseph Giovanelli, des Vaters des Baron Ignaz von Giovanelli, der die protestantischen Zillerthaler aus dem Lande trieb und die Jesuiten daselbst einführte. Weil er gegen das Verbot Schiller und Goethe las, schickte man den gefährlichen Jungen nach Meran zu den strengen Benedictinern und dann in den Ferien zur weiteren Geistesknechtung ins Kloster Marienberg. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien ward er zu einem Professor der Theologie nach Trient gebracht, um dort die beiden philosophischen Curse durchzumachen.

Der Professor nahm ihm zum Empfang alle Bücher bis auf die Nachfolge Christi von Thomas von Kempen ab und mißhandelte ihn bald danach körperlich schwer, weil er Alfieri's „Philipp II." hatte sehen wollen. Endlich durfte er nach Innsbruck wandern, um dort Rechtswissenschaft zu studiren, nebenbei aber insgeheim sich in der neuen Literatur umzusehen. Erst mit 21 Jahren der Zuchtruthe eines Cistercienser-Mönches entwachsen, gründete er mit anderen Studenten 1825 einen Tyroler Almanach, die „Alpenblumen", der drei Jahrgänge erlebte. In Innsbruck lernte er auch seine nachmalige Frau kennen und lieben, ein Mädchen schön, anmuthig, empfänglich für alles Geistige, klar und klug im Urtheil. Er heiratete sie 1827 nach vollendeten Studien und ging mit ihr nach Padua, wo er den Doctorgrad nahm, lebte dann eine Zeit in Venedig und ward zehn Jahre später nicht ohne Schwierigkeit Rechtsanwalt in Cavalese, weil er als Gegner der Jesuiten und unruhiger Kopf galt. Kurz darauf verlor er seine geliebte Frau, die ihm sechs Kinder geboren. Noch im selben Jahre nach Bozen versetzt, prakticirte er dort bis 1861.

Hier lenkte sich seine Aufmerksamkeit auf das politische Treiben und forderte dieses bald seine scharfe Kritik heraus, die man um so mehr fürch-

tete, als sie einen starken Beigeschmack von Sarkasmus hatte. Hatte er früher Gedichte geschrieben, die unter dem Pseudonym Berengarius Ivo erschienen, dann ein dramatisches Märchen, die „Lebensquelle" und schließlich ein Drama „Heinrich IV. und Gregor" begonnen, aber unvollendet gelassen, so schrieb er nun die „Jesuiten in Tyrol", die sein Freund Ludwig Steub über die Gränze schmuggelte und Fried. Neumann 1845 bei Hofmeister in Heidelberg in Druck gab. Zur selben Zeit ward er Mitarbeiter der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der „Gränzboten" und der „Deutschen Zeitung", in welcher seine Sensation machenden „Tirolischen Zustände" erschienen.

Das Jahr 1848 brachte Streitern harte Kämpfe. Als er sich weigerte, eine ultramontane Adresse zu unterzeichnen, ward er im eigenen Hause von acht handfesten Bauern und einem Metzgerhunde vier Stunden lang lebensgefährlich, aber fruchtlos bedroht. Als er seinem früheren Freunde Dr. Schuler wegen seines Ueberganges ins klerikale Lager bei den Frankfurter Parlamentswahlen Vorwürfe machte, forderte dieser ihn zum Zweikampfe, — blieb aber aus. Sein Freimuth kannte keine Sorge, er sang Trutzlieder und Tractätchen gegen die Jesuiten im langen Rocke, als alle politischen Aemter mit Jesuiten im Fracke besetzt waren. Als 1849 die Reaction über Tyrol hereinbrach, schrieb er die „Revolution in Tyrol", vollendete sie aber in jenen Tagen nur zur Hälfte und dichtete ein politisches Lustspiel „Der Assessor" mit leicht kenntlichen lebenden Bildern aus dem klerikalen Lager. Späterer Zeit gehören seine Singspiele „Rudolph und Margarethe" und „Jägertreue" an.

Im Jahre 1861 unterlag Streiter als liberaler Landtagscandidat für Bozen der nur um wenige Stimmen stärkeren klerikalen und bureaukratischen Opposition, wurde aber dafür am 13. April desselben Jahres mit überwiegender Mehrheit zum Bürgermeister von Bozen gewählt, welches Amt er in Folge zweimaliger Wiederwahl bis 20. Februar 1871 versah. Er führte sein Regiment mit rücksichtsloser Energie, bisweilen aber ohne die nöthige Vorsicht. So, als ein Capuciner von der Kanzel gegen das Protestantengesetz und die neue Verfassung allsonntäglich grobe Schmähungen schleuderte, und der Propst der wiederholten Einladung zum Bürgermeister nicht Folge leistete. Da ließ Streiter den Propst durch den Corporal der Polizeiwache vorführen, und — der Probst unterzeichnete den von ihm verlangten Revers, der dem Schimpfen ein Ende machte. Streiter aber erhielt eine ernste Rüge.

Trotz vieler Amtsgeschäfte vollendete Streiter seine „Revolution von 1848" und gab 1862 die „Neuen Entwickelungen von 1859—1861" unter dem Titel „Studien eines Tyrolers" heraus. Als ihn 1866 die Bozener Handelskammer in den Landtag wählte, opponirte er gegen eine von Giovanelli und seinem Anhange beantragte Adresse um Reform der tyrolischen Verfassung auf Grund der alten ständischen Gliederung und machte durch sein und seiner 17 Freunde Weggehen den Landtag beschlußunfähig. Im nächsten Jahre wählte ihn die Stadt Bozen wiederum als Deputirten der Handelskammer, und seine von tiefen historischen Studien zeugenden Reden machten jeden seiner Gegner verstummen.

Um diese Zeit studirte er im Landesarchive zu Innsbruck die Acten des Bauernkrieges von 1525 und der Befreiungskämpfe von 1809 bis 1813, und ließ seine Ergebnisse 1868 als „Blätter aus Tyrol" erscheinen. Darin zeichnete er nach Urkunden Andreas Hofer als willenlos gefügiges Werkzeug des Tyroler Clerus! Das war freilich eine schlimme Ueberraschung.

Im October 1870 verzichtete er auf seine Wiederwahl zur Handelskammer, blieb aber im Landtage.

Sein Kampf gegen die Dunkelmänner kam auch der Fortschrittspartei zu Gute, die ihm in ihrem Organe einen ehrenden Nachruf widmete. Streiter war ein Mann von unerschütterlicher Consequenz, ein lauterer Liberaler in Mund und Herz, dem jede Halbheit tief in die Seele hinein verhaßt war, und ein unerbittlicher Wächter der deutschen Marksteine gegenüber dem ultramontanen Wälschthum, und er bedauerte schmerzlich, daß die österreichische Regierung seit Jahrzehnten den Italiänisirungsbestrebungen offenen und geschlossenen Auges allen Vorschub leistete.

Deutsche Ansiedelungen in Wälschtirol.

Von

G. Dahlke.

In erfreulicher Uebereinstimmung mit den Anschauungen des deutschen Volkes, das unter allen Wandelungen der Politik die innere und äußere Gestaltung der österreichischen Monarchie mit Theilnahme verfolgt, ist der deutsche Gedanke, unbeirrt durch die Sonderung staatlicher Interessen, auch in dem Bewußtsein tirolischer Stammgenossen lebendig geblieben. Wie viele Keime des Deutschthums unter den Gegenstrebungen der conservativen Partei und in den Wirren zwischen Staat und Kirche hier verkümmerten: noch zählt das Alpenland zahlreiche Kämpen für Geistesfreiheit und Culturentwickelung, die durch Kundgebung ihrer Gesinnungen den geistigen Zusammenhang mit den Bewohnern des deutschen Reiches bethätigen. Daß neben Beamten, Gelehrten und unabhängigen Bürgern hier und da ein Bäuerlein an dem Siegesjubel der nordischen Brüder sich erfreute, und ein schlichter Wirth auf dem eppaner Mittelgebirge die Helden von 1870 durch das Bildniß des Kaisers Wilhelm, des Kronprinzen und der hervorragendsten deutschen Heerführer öffentlich zu ehren wagte: diese Zeichen freier Zustimmung lassen die Verbindung der germanischen Pflanzstätte am Ufer der Etsch mit dem Mutterlande nicht verkennen. Allerdings ist das nur eine Minderheit der Bevölkerung, welche die Anerkennung deutscher Macht und Größe nicht als Verrath an dem österreichischen Staatsgedanken erachtet, die mit unwandelbarer Treue am eigenen Reiche und mit inniger Vaterlandsliebe den Glauben an die Gemeinsamkeit jener Ideale vereinbar hält, die sich in Kunst und Wissenschaft, im Staats- und Völkerleben hüben und drüben gleichmäßig entfalten; allein in dem Lande der Glaubenseinheit, wo eine mächtige Priesterschaft den Sinn der Bevölkerung der römischen Hierarchie dienstbar zu machen wußte, wurde ja die Pflege germanischer Cultur vielfach in Bann und Acht erklärt, und die Ueberzeugungstreue wackerer Männer nur zu oft mit der Märtyrerkrone belohnt. Während so die Kirche freisinnige Regungen des Weltlebens in Schranken hielt, hatten sich romanische Elemente von Süden her weiter und weiter in die Alpenthäler vorgedrängt, und wie in Italien die Vorposten germanischer Stämme durch die Gleichgiltigkeit der österreichischen Regierung verloren gegangen waren, so drohte auch den deutschen Ansiedelungen in Wälschtirol ruhmloser Untergang.

Ohne auf die Ursachen einzugehen, welche in dem Wettstreite friedlicher Entwickelung den Sieg der Romanen begünstigten, darf doch der Mangel nationalen Selbstgefühles bei

den Deutschtirolern hervorgehoben werden, die sich bald hier, bald dort von ihren Nebenbuhlern überflügeln, den Gedanken an die Aufrichtung des Trentino »bis zum Brenner« immer größere Aussicht auf Verwirklichung gewinnen ließen. Zwar haben Wälsche seit alter Zeit in Fleims und Fassa, Gröden, Enneberg, Livinallongo und Ampezzo festen Fuß gefaßt, aber erst in den letzten Jahrzehnten haben sie Ansprüche auf das ganze Gebiet von Südtirol erhoben, als ihnen die Nachgiebigkeit der Regierung Anlaß zu kühnerem Vorgehen gab. Was als letztes Ziel dieses Nationalitätencultus nur zu deutlich sichtbar blieb — die Vergrößerung Italiens durch die südliche Hälfte der Alpenfeste —, das ward für Kurzsichtige unter der Forderung selbständiger Verwaltung durch einheitliche Organe verdeckt. Man klagte über Vergewaltigung durch den tiroler Landtag, über ungleiches Ausmaß von Entschädigungen oder Beiträgen für gemeinnützige Zwecke, über parteiische Vertheilung der Steuerlast und über Germanisirung der wälschtirolischen Bevölkerung, ließ Jahr für Jahr durch Landtagsabgeordnete gegen den Zusammenhang mit Nordtirol protestiren und betrachtete die Einsetzung einer Statthaltereiabtheilung in Trient als bloßen Vorläufer der erstrebten Unabhängigkeit. Mit welchen Mitteln die kleine, aber einflußreiche Nationalpartei die öffentliche Meinung in Wälschtirol zu verwirren, ihre Sonderinteressen als das allgemeine Verlangen des Volkes hinzustellen weiß, das ist jedem unbefangenen Leser ihres Organes »Il Trentino« bekannt: obwohl der wälschtirolische Bauer unter dem Drucke der Nobili seine gegentheilige Ueberzeugung nicht verleugnet, weil er von der dauernden Verbindung mit Oesterreich die Aufrechthaltung seiner Freiheiten hofft, und obwohl die Auswanderer vom Ufer des Avisio wie von dem Nonsberge schon seit Jahren nur im Norden Beschäftigung suchen, malt jenes Blatt die Traumgebilde der Signori von der Befreiung des Landes und dessen künftiger Größe auf dem verhüllten Hintergrunde des einigen Italiens in schimmernden Farben aus.

Unter diesen Umständen haben die deutschen Sprachinseln in Südtirol ein allgemeineres Interesse geweckt. Der Ausdauer, mit welcher wenige Gemeinden Jahrhunderte lang der Strömung des wälschen Elementes widerstanden, um fort und fort am häuslichen Herde die Sprache und Sitte ihrer Ahnen in Ehren zu halten, ist in der elften Stunde durch ermuthigenden Zuspruch und werkthätige Hilfe von nah und fern neue Spannkraft verliehen, dem letzten Reste altgermanischen Völkerstammes die geistige Verbindung mit der deutschen Nation wieder erschlossen worden. Freilich sind nur kleine Bruchstücke von der großen Niederlassung gerettet, die einst die Mark Verona (»Bern«!) und die vicentinische Ebene mit dem Gebirge zwischen Gardasee und Brenta umfaßte; allein die Triebkraft halbverkümmerter Keime auf tirolischem Felsenboden bietet für den Verlust oberitalischer Breiten doch einen schätzbaren Ersatz. In der Mitte jenes Bogens, der von den »dreizehn« veronesischen Gemeinden über die deutschen Ansiedelungen in Südtirol nach den »sette comuni« leitet, erreicht man die Einzelhöfe eines ausgedehnten Dorfes, dessen Bewohner durch das Gemisch deutscher Worte mit wälschen Sprachformen germanischen Ursprung offenbaren. Hatte auch Friedrich von Attlmayr 1862 nur noch mit einer alten Frau aus Serrada in deutscher Mundart sich verständigen können, und in dem Hauptorte Villa di Folgaria kein deutsches Wort mehr gehört, so vermochte er doch in San Sebastiano aus den Gesprächen der Kirchengäste und dem Geplauder eines Hirtenmädchens zahlreiche Worte zu unterscheiden, deren Aussprache und Bildungsformen an die Mundart der Pusterthaler und der Passeirer erinnerte; und während ihm noch in abgelegenen Höfen von Terragnuolo ein wenig abweichender Dialekt entgegen klang, fand er nur in Valarsa auch die letzten Spuren deutscher Redeweise durch die italiänische

Sprache verwischt.*) Ueberschreitet man südlich von-ung von dem Zusammenhange der
gelangt man in das baumlose Thal des Progno mit den -neueren Nachforschungen bestätigen
indeß östlich von Folgaria die Pfarrgemeinde Lavarone und Bassano von Berg zu Berg,
orte Luserna, Pedemonte und Casotta, in denen hier und da einer lebendigen Kette mit
des deutschen Wörterschatzes gefunden werden, durch ein rauhes-sen des Deutschthums auf
den italiänischen „sette comuni“ geschieden sind, deren Bevölker-ei die wälsche Sprache
kommen der Cimbern hält. -ückt und habe so die

Als Schmeller vor vierzig Jahren diese Spuren deutschen Volk-ng ihres Idiomes verfolgte, ward er in dem ersten Pfarrdorfe durch die Klage eines Mä- verstorbenen Bruder an den Trauerbrauch der alten Germanen gemahnt -unden, mündkunden, Schulbücher und den Klang der lebendigen Rede von dem deutschen Umfang der »cimbrischen« Sprache überzeugt, die weder in der Wortbildung noch in d-Pineitergefüge Bestandtheile aus cimbrischen, gothischen, friesischen oder anderen niederde-scripte Dialekten erkennen ließ. Wie sehr ihm die Mischung mit romanischen Formen und -och-schnelle Fluß mündlicher Unterhaltung die Verständigung mit den Bauern erschwerte, der feine Sinn des Gelehrten wußte bald die ursprünglichen Elemente einer Mundart zu erfassen, deren Verwandtschaft mit deutschtirolischer Redeweise schon ein Artikel des »Sammler« von 1807 hervorgehoben hatte, — und in der Klage der trauernden Maid von Rotzo: »O Muater! bittan horrender stunt ist diser — o maine liibe prüdere, alle peede«, wie in den Sätzen des Katechismus: »Baz ist an Cristan?« — Ar ist, dear da ist gatoset, un clobet, un professart, baz da hatüz galiarnet Jesu Cristo. — »Bear ist Gott dar Herre?« — Ear sit, dear da hat gaschaft de belt, un ist dar earste Herre von alleme. — »Gott dar Herre hatar korp?« — Ear hat net koan korp, ear ist an püardar spirito, ba biar möghen net seghen, net aan rüarn —, in Einzelworten, z. B. Oastern, Stoan, Toat, proat, Goas (Gais), Sea, Snea, hoatar (heiter), groaz, hoaz, plabe (blau), lab (lau), kloan, roat, gut, vil, oans, zboa, drai, viar, fünve, vuzk (fünfzig), schaughen, seghen, prinnan (brennen), gheben, ghean, prechten (sprechen) —, wie in eigenthümlichen Redewendungen Anklänge an die Volkssprache im Etsch- und Pusterthal herauszufinden. Konnte der Forscher in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes weder die Eigenheiten des unfruchtbaren, schon zur Römerzeit bewohnten Berglandes, noch die Sitten und Gebräuche der Bewohner beachten, so waren ihm doch ihre Todtenmahle und Hochzeitzüge, ihre Arbeitskleider und Festgewänder aus eigener Anschauung bekannt geworden. Und während er auf dem Wege über Schio und Recoaro inmitten der italiänischen Bevölkerung bald hier, bald dort deutsche Orts- und Bergnamen als Zeugnisse für die frühere Ausdehnung germanischer Ansiedelungen sammelte, überraschte ihn in den obersten Dörfern des Prognothales, in Campofontana und Ghiazza oder Gliezen wieder ein rein deutscher, mit der Mundart der sieben Gemeinden nahezu übereinstimmender Dialekt, der jedoch in den übrigen Ortschaften der tredeci comuni bereits verklungen war. Mit den Versen:

„Kraut, Gras, Rübe, dez ist mai leban,
Milach, boaze, proat, dez ist mai toat“ —

wußten die Hochländer ihre Armut und ihren deutschen Stamm sinnig zu charakterisiren.

Zwar hatte schon früher hier und da ein Reisender die Meinung von dem deutschen

---

*) Die deutschen Colonien im Gebirge zwischen Trient, Bassano und Verona. Zeitschrift des Ferdinandeums, 12. und 13. Heft.

Ursprunge der veronesischen Cimbern aufgestellt, die sich mit den »Leuten von den sieben pergen« ohne Schwierigkeiten verständigen konnten, und Gaetano Macca aus Pfarrarchiven (1816) Belege für die gleiche Ansicht hervorgesucht; allein erst durch die Ermittelungen des baierischen Sprachgelehrten erhielten jene Vermuthungen Bestätigung, und Schmellers Ausspruch: daß die Rede der vicentinischen und veronesischen Cimbern ein treues Spiegelbild der mittelhochdeutschen Sprache aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert darstelle, und die Colonisten bis dahin in unmittelbarem Verkehre mit dem Mutterlande geblieben sein müssen, — gab allen nachfolgenden Untersuchungen Richtung und Ziel. Weder versprengte Cimbern noch vertriebene Gothen, wie die Einen, weder Hunnen noch Dänen, wie die Anderen behauptet hatten, auch nicht deutsche Bergknappen, wie Staffler angenommen, konnten fortan als Urahnen jener Ansiedler gelten, die in den sieben Gemeinden auf einem Flächenraume von 15 Geviertmeilen noch gegenwärtig 36,000 Seelen zählen; wohl aber dürfte die Begründung dieser ausgedehnten Niederlassung auf die Herrschaft der Bajuvarenherzöge über die Gaugrafschaft Bozen und auf die Eroberungszüge der Franken nach Italien zurückzuführen sein.

Allerdings waren im dreizehnten Jahrhundert Knappen aus Kuttenberg nach Pergine verschrieben worden, und mit Zustimmung des Bischofes Friedrich von Wanga zwanzig deutsche Familien 1216 nach Folgaria übersiedelt; allein während die Nachkommen jener böhmischen Bergleute wohl in den Mocheni des Canezzathales zu suchen sind, war dieser Trupp nicht zur Gründung von Folgaria, dessen Bestand in frühere Zeiten reicht, sondern zur Cultur des öden Bergrevieres von Costa Cortura zwischen dem Astico- und Centathale verwendet worden. Gegen die Ansicht des Grafen Benedetto Giovanelli, der die Abstammung der Cimbern von Alemannen verfocht, denen Theoderich d. Gr. nach der Niederlage bei Zülpich eine Freistatt vor der Wuth des Frankenköniges Chlodwig in seinem Reiche verlieh, scheinen die Sprachurkunden Widerspruch zu erheben, und manche Anzeichen auf Vorarlberg mit den angränzenden Gebieten von Tirol und Schwaben als die neue Heimat jener Flüchtlinge hinzuweisen.

Dagegen ist es keine Mähr, daß ehemals zwischen den sogenannten Cimbern in Italien und den deutschen Vertheidigern der Alpenfeste eine offene Verbindung bestand, daß deutsches Wort und deutsche Rede an den Ufern der Etsch, in Valsugana, Valarsa wie auf den Höhen im Süden und Osten von Trient erklang, und man von Roveredo — das Göthe in seiner Italiänischen Reise als ersten völlig wälschen Ort bezeichnete — über Schio und Malo bis Vicenza mitten durch deutsche Ansiedelungen wandern konnte, ob nun Bajuvaren in die Gebreiten der vicentinischen Ebene niedergestiegen, ob flüchtige Alemannen in die Mark Verona vorgedrungen waren. Hätte auch der Wortlaut einer — verloren gegangenen — Urkunde vom achten Jahrhundert das Dasein der Theodisci in den veroneser Bergen nicht verbürgt, und Bettinelli's Ansicht, daß ihre Einwanderung vor dem zehnten Jahrhundert erfolgt sein müsse, keine Berechtigung, so bieten doch weder schriftliche noch mündliche Ueberlieferungen für die Annahme einer späteren Verschiebung deutscher Völkerelemente nach Süden zweifellose Gewähr; wohl aber haben nach dem Berichte des Chronisten Battista Pagliarino — † 1472 — schon die Dichter des zwölften Jahrhunderts das stolze Vicenza, in dessen Umgebungen blondlockige, blauäugige Kinder und straffe, stramme Gestalten eigenberechtigter Bauern noch heute germanischen Typus tragen, als »Cymbria« besungen. Wenn der gelehrte Priester von Pergine, Don Francesco Tecini, noch 1821 außer achtzehn Ortschaften der „sette“ und „tredeci comuni“ einundzwanzig Dörfer in den Kreisen Roveredo und Trient als Wohnsitze deutscher Be-

völkerung verzeichnen konnte, so gewinnt die Voraussetzung von dem Zusammenhange der cimbrischen Colonien erhöhtes Interesse. Denn alle neueren Nachforschungen bestätigen seine Angabe, daß diese Ansiedelungen zwischen Verona und Bassano von Berg zu Berg, von Thal zu Thal sich aneinander reihten und als Glieder einer lebendigen Kette mit deutschtirolischen Ortschaften zusammenschlossen, nicht bloße Oasen des Deutschthums auf romanischem Boden waren: erst im Laufe von Jahrhunderten sei die wälsche Sprache in den Thälern bald rascher, bald langsamer gegen Norden vorgerückt und habe so die Verbindung der Germanen mit Deutschtirol und die Fortentwickelung ihres Idiomes gehemmt.

Es blieb dem Postdirector Widter von Vicenza vorbehalten, aus Urkunden, mündlichen Ueberlieferungen, Orts-, Flur-, Berg- und Familiennamen den vollen Umfang dieses Sprachgebietes zu erweisen, das von dem oberen Valsugana und dem Pineitergelände im Norden bis tief in die vicentinische Ebene reichte. Nach dem Manuscripte eines Berichtes, den Conte Caldogno 1598 an die Republik Venedig erstattete, vermochten sich damals die Bewohner der „sette comuni" mit ihren Nachbarn in deutscher Mundart zu verständigen, und die Redeweise der Einen, die sich als Nachkommen der Cimbern betrachteten, wie der Anderen, die für Sprößlinge der Gothen gehalten wurden, zeigte keinen bemerkenswerthen Unterschied. Die Glaubwürdigkeit seiner „Relazione sulle Alpi vicentine" ist durch die Thatsache verbürgt, daß der Doge Grimani ein Gutachten über die Vertheidigung der nördlichen Gränze durch die Bildung einer deutschen Miliz gefordert hatte. So war der Graf genöthigt, den Spuren des Deutschthums, das erst wenige Jahrzehnte früher in der Nähe von Vicenza erloschen war, über Höhen und Tiefen, von Ort zu Ort nachzugehen und nicht bloß die Zahl der waffenfähigen Männer deutscher Zunge, sondern auch ihre Charaktereigenschaften zu erforschen. Wenn Caldogno in dem fruchtbaren Thale des Chiampo an der Gränze der tredeci comuni, in Arzignano, Chiampo, S. Pietro Altissimo, Crespadoro und Durlo 2500, in Recoara 800 Hüter der Alpenpässe fand und die streitbaren Bauern von Valle dei Signori, Torrebelvicino und Enna oberhalb Schio auf 1000 Köpfe schätzte, so konnte er von den Deutschen der sette comuni — die in Sprache und Sitte den tirolischen Gränzbewohnern von Lavarone und Brancafora (Pedemonte) glichen — allein 5000 Krieger zum Schutze der Landesgränze verzeichnen. Die günstigen Schilderungen des Grafen über die Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit dieser Germanen gaben der Republik willkommenen Anlaß, aus den wohlgestalteten, kräftigen Mannen eine Miliz zu bilden und die ebenso treuen wie tapferen Wächter des Gränzgebirges durch mannichfache Vorrechte zu belohnen. So durften die vicentinischen Cimbern in voller Wehr zur Arbeit ziehen, so trugen sie an Sonn- und Feiertagen ihren Waffenschmuck und lehnten die Hellebarden oder Schwerter an die Mauer des Gotteshauses, bevor sie die Schwelle des Heiligthums überschritten; wenn jedoch ein Schriftsteller noch vor siebzig Jahren die Rüstung der Kirchengänger als Augenzeuge beschrieb, so wissen selbst die ältesten Leute nur von Hörensagen zu erzählen, wie stolz die Bursche in der Scharlachjacke, kurzer Lederhose und niedrigem, breitrandigem Filzhut auf dem blonden Ringelhaare, mit Dolch und Pistole im gestickten Gürtel einhergegangen, wie reizend sie den Frauen in dem weißen Stehkragen und der Busenkrause erschienen waren.

Ein Blick auf Widters ausführliches, den bischöflichen Archiven von Padua und Vicenza entnommenes Verzeichniß deutscher Priester, die vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation zur Seelsorge nach cimbrischen Gemeinden berufen wurden,

muß jeden Zweifel an dem Bestande des Deutschthums in den vicentinischen Gebirgen beseitigen, während sich in der Ebene die deutsche Sprache schon vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts verloren haben mag: sind doch unter achtunddreißig Bischöfen von Padua aus dem Zeitraum von 647 bis 1123 zweiundzwanzig »Franchi« oder »Ultramontani« aus nördlichen Ländern angeführt. Geistliche aus Alemannien, Böhmen, Nordtirol und Oesterreich, aus Preußen, Flandern, Posen, Polen und dem Baierlande, von Köln und Mainz, von Krakau, Innsbruck, Rosenheim und Regensburg folgten dem Rufe nach Italien, um ihren Sprachgenossen im Thale des Chiampo und am Ufer des Astico, auf den Hügelgeländen von Malo wie in den sieben Gemeinden und deren Nachbarorten das Evangelium zu verkündigen. Dem Einwande, daß die sette comuni von Anbeginne nur der Wohnsitz einer versprengten Horde oder eingewanderten Knappschaft gewesen sei, deren Sprachinsel ringsum von den Fluten des Romanismus umschlossen blieb, begegnet der gelehrte Abate Modesto Bonato durch Hinweis auf den merkwürdigen Umstand, daß nach den Acten des bischöflichen Ordinariates von Padua alle Kirchen und Capellen der sette comuni bloße Filialen der Mutterkirchen zu Caltrano, Breganze, Marostico, Campese und Arsio bildeten, von denen sie als Zeichen ihrer Abhängigkeit das heilige Oel beziehen mußten. Wären die Einwanderer oder Flüchtlinge in sprachlicher Beziehung von den Eingesessenen unterschieden, so würden sie für die Gründung selbständiger Gotteshäuser Sorge getragen haben: ihre untergeordnete Beziehung zu den fernen Mutterkirchen setze die friedliche Ausscheidung der deutschen Gemeindeglieder aus gleichartigen Instituten mit Nothwendigkeit voraus, wie dies auch von anderen Orten des vicentiner Bisthumes nachzuweisen sei. So in Malo — an der Straße von Roveredo nach Vicenza —, dessen Bewohner 1388 mit den deutschen Ansiedlern des höher belegenen Monte di Malo wegen Abtrennung der Kirche in Streit geriethen und durch eine päpstliche Bulle von 1407 dahin beschieden wurden, daß jenen Bergbewohnern, »welche schon von Alters her der wälschen Sprache nicht mächtig gewesen«, die Einsetzung eines deutschen Priesters und die Vereinigung mit den Dörfern Campopiana, Brianbona, Faedo und Leguzano zu verstatten sei; so in Tresche-Conca, das erst in neuerer Zeit durch Ansiedler von Cogolo bevölkert, 1790 als eigene Gemeinde anerkannt und 1810 mit den sette comuni verbunden wurde. Wie die Scheidung von der Mutterkirche den Zwiespalt der Sprache zwischen Berg- und Thalbewohnern bezeuge, so lasse der Zusammenhang der kirchlichen Gemeinde in früherer Zeit die Einheit der deutschen Mundart erkennen. Vier oder fünf Jahrhunderte nach Verwälschung der Ebene seien hier noch deutsche Benennungen von Fluren, Feldern, Wäldern und Bergen, deutsche Namen zerstreut belegener Weiler in Gebrauch. Dadurch, daß die italiänische Sprache vor einem halben Jahrtausend als Ausdruck eines kräftigeren Volkslebens mit wachsender Elasticität nach Norden drang, durch Val Lagarina, Valarsa und Valsugana den Einzug in die Alpen und die Verbindung mit den romanischen Elementen von Fleims und Fassa auf der linken, vom Nonsberg auf der rechten Seite der Etsch vollzog: durch diesen seither stetig fortgesetzten Romanisirungsproceß wurden die »Cimbern« und die südtirolischen Deutschen in dem unmittelbaren Wechselverkehre mit ihren nördlicheren Stammgenossen und in der gleichmäßigen Weiterbildung ihrer Muttersprache gestört. Indeß vermochte die Unterbrechung ihres inneren Zusammenhanges so wenig die Einheit ihrer Mundart zu verwischen, daß Marco Pezzo noch vor neunzig Jahren aus dem übereinstimmenden Dialekte der italiänischen Cimbern und wälschtirolischen Germanen den gemeinsamen Ursprung ihrer Ansiedelungen begründen, und Pietro Bartolamei zu Pergine in einem ungedruckt

gebliebenen Wörterbuche von 1760 die gleichartigen Formen deutscher Sprache aus verschiedenen Gebieten der cimbrischen Sprachinseln sammeln konnte; daß Georg Widter, aus der Vergleichung des Wörterverzeichnisses von Dalpozzo mit Marco Pezzo's Sammlung und des tirolischen Idioticons von Schöpf mit Schmeller's cimbrischem Wörterbuche und den selbstgesammelten Wortformen die Ueberzeugung von der nahen Verwandtschaft der deutsch- und wälschtirolischen oder cimbrischen Dialekte gewann.

Es dürfte überflüssig erscheinen, neben den Sprachdenkmalen auch die Sitten und Gebräuche der Cimbern als Beweise für den Ursprung ihres halbverschollenen Stammes anzuführen; allein was Don Agostino Dalpozzi über die Rechnungsweise seiner Landsleute in den sette comuni erwähnt, die sich der abgekürzten Figuren —, X, Λ, O zur Bezeichnung von 1/2, 10, 50, 100 Gulden bedienten, wie dies hier und da auch in Tirol geschehe, und was er von ihren Hochzeitaufzügen, ihren Tauf- und Todtenmahlen, Maibäumen und Johannisfeuern erzählt, das deutet nicht minder als die Sitte, am Straßenrande Gedenktafeln aus Holz oder Stein, sogenannte »Marterlen«, zur Erinnerung an Unglücksfälle zu errichten, auf nordtirolischen Brauch. So scheinen denn die Nebelbilder der Sage zu zerrinnen, und die Schatten cimbrischer Krieger und gothischer Flüchtlinge vor den Gestalten bajuvarischer und fränkischer Einwanderer zu verblassen, die in der Mark Verona und dem vicentinischen Gau, unter dem milderen Himmel des Südens, ein Heim germanischer Cultur begründet hatten, um dann, von dem Verkehre mit der germanischen Völkerfamilie abgeschnitten, zum Theil auf die Höhen des Gebirges zurückgedrängt, in den sette und tredeci comuni mit altgermanischer Beharrlichkeit noch Jahrhunderte lang deutsches Wort und deutsche Sitte zu pflegen, bis sie, vergessen und verlassen, dem ungünstigen Geschick erlagen, bis hier wie dort die letzten Töne deutscher Zunge verklangen.

Indeß ist gegen diese Anschauung über die Herkunft der angeblichen Cimbern von einem Manne Einspruch erhoben worden, dessen Name mit dem Schicksale der deutschen Ansiedler in den südtiroler Alpen innig verbunden erscheint. Von der lebhaften Theilnahme, welche Ludwig Steub für die Erhaltung des Deutschthums in Wälschland und in Südtirol bethätigt, geben seine Abhandlungen in den »Herbsttagen« und dem Reisewerke über Tirol, zahlreiche Berichte der Augsburger Allgemeinen und ein Artikel der Deutschen Zeitung rühmliche Kunde; seiner Beisteuer zu den Liebesgaben für die Begründung und Unterhaltung deutscher Schulen in Wälschtirol ist in den Berichten des Innsbrucker Vereines in anerkennender Weise gedacht. Hand in Hand mit den Untersuchungen über die Nationalität der rhätischen Urbewohner waren seine Forschungen auf den Stammbaum der blauäugigen, blondhaarigen Germanen gerichtet, aus denen der Bajuvare gern als Bollwerk gegen wälsche Eroberungsgelüste ein Herzogthum Cymbrien aufgerichtet hätte, das die Südgehänge der tridentinischen und cadorischen Alpen mit der Ostmark Dietrichs von Bern und dem vicentinischen Gau zu einem festgegliederten Ganzen zusammenschlösse.

Bekanntlich zertrümmerte Theoderich d. Gr. 489 das Weltreich Odoakers, und das sagenreiche »Bern« ward der Mittelpunkt einer neuen Cultur, deren Blüthe in den Stürmen zwanzigjähriger Kriege mit den byzantinischen Heerführern Belisar und Narses 554 zerstob, nachdem schon neunzehn Jahre früher der Frankenkönig Theodebert die Herrschaft der Ostgothen in den südlichen Alpen und dem oberitalischen Flachlande stark erschüttert hatte. Auf jenen fruchtbaren Gefilden, wo Theoderich's Gothen zuerst die Wacht gegen Byzantiner und Franken bezogen, um nach dem Tode ihres letzten Königes

Tejas als Flüchtlinge von dem Schauplatze siegreicher Heldenthaten zu verschwinden, wo später die Longobarden unter Alboin 569 das Regiment der Byzantiner beseitigten, um nach blutiger Fehde mit den Franken 575—590 und friedlicher Verbindung mit den Bajuvaren, nach inneren Wirren und Zwistigkeiten mit rebellischen Herzogen in dem verhängnißvollen Kampfe mit Karl d. Gr. 774 gleichem Schicksale zu erliegen, — auf diesem alten Sitze germanischer Völkerschaften seien nun — nach Steub — die Reste der besiegten Longobarden mit versprengten Gothen Hüter des ererbten Sprachschatzes geblieben, wie dies die Verbreitung deutscher Orts- und Familiennamen über das vicentinische Tiefland bis zu den Monti Berici und den euganeischen Hügeln erkennen lasse, während von den Cimbern nach der Niederlage auf den raudischen Gefilden gegen Marius jede Spur verloren ging.

Bei dem Mangel an sicheren Nachrichten über den Verbleib der Gothen und Longobarden am östlichen Ufer des Gardasees, von denen jene nach alter Ueberlieferung mit den verbündeten Franken in die tridentinischen Gebirge und die rhätischen Alpen flüchteten, diese unter fränkischer Herrschaft ihre Unabhängigkeit verloren, nachdem sie bereits mit der Sitte und Religion auch die Sprache der Romanen angenommen hatten, wird die Wissenschaft zu entscheiden haben, ob sich die Mundart des longobardischen Stammes, von der wenig mehr als vereinzelte Worte und Namen aus Gesetzen, Urkunden und Chroniken erhalten ist — zu der Uebereinstimmung mit bajuvarischen Wort- und Redeformen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts herausbilden konnte, wie sie dem feinen Ohre Schmellers in den sette und tredeci comuni anheimelnd entgegenklang.

Wenn der gründliche Kenner südtirolischer Verhältnisse indeß den Einfluß bajuvarischer Elemente für ausgeschlossen eradtet, weil der bajuvarische Stamm niemals auch nur bis Trient gereicht habe, so möchte doch vielleicht die Frage gestattet sein, ob nicht Bajuvaren als Vasallen der Karolinger mit den fränkischen Heeren vielfach nach Italien gezogen waren, ob nicht Herzog Arnulf mit bajuvarischen Kriegern 934/35 auf eigene Hand der Stadt Verona gegen Hugo von Burgund Beistand geleistet und nach erlittener Niederlage neue Verstärkungen an der tridentiner Gränze zusammengezogen hatte? Fiel nicht die Mark Verona mit Südtirol 952 durch Vereinigung mit Kärnten an Herzog Heinrich von Baiern, der nun alle Alpenpässe nach Italien beherschte? und durchzog nicht an der Spitze baierischer Krieger Heinrich II. nach Otto's III. Tode siegreich die vicentinische und veronesische Ebene, um in der alten Hauptstadt des Longobardenreiches, 1004, auch die italiänische Königskrone auf sein Haupt zu setzen?

Wie dem auch sei: betrübender als diese Ungewißheit über die Ableitung altgermanischer Elemente ist die Nachwirkung der Reformation, welche die Berufung von deutschen Geistlichen aus Furcht vor der Einführung ketzerischer Gesinnungen hinderte, und die Gleichgiltigkeit der österreichischen Regierung gegen den Untergang des Deutschthums in den italiänischen Gauen gewesen. Ob hier und da noch Cimbern von Campofontana und Ghiazza oder Leute von den sieben pergen ihres Ursprunges eingedenk blieben: an die Erhaltung dieser spärlichen Reste ist nur noch ein historisches Interesse, keine Hoffnung auf Wiederbelebung des germanischen Geistes geknüpft.

Anders in Südtirol, wo die Nachkommen altgermanischen Stammes mit dem kostbaren Erbe ihrer Nationalität manche Eigenthümlichkeit vergangener Zeiten zu erhalten gewußt haben. Zwar ist in dem malerischen Valsugana und auf den Höhen von Folgaria, in Valarsa und Terragnuolo, auf den Halden von Piné und dem Hochlande von Lavarone schon im Beginne dieses Jahrhunderts die romanische Sprache in Haus und Kirche ein-

gezogen, aber hier und dort haben treue Pfleger angestammter Eigenart in halbverborgenen Heimstätten endlicher Befreiung von wälschem Drucke geharrt, bis ihnen deutsche Männer aus dem Norden die Bruderhand reichten, und zuletzt die Landesregierung, von der Macht der öffentlichen Meinung getragen, Schutz und Schirm durch Stiftung deutscher Schulen angedeihen ließ. So sind die vier Gemeinden auf dem Nonsberg treue Hüterinnen deutscher Weise geblieben, und die Bewohner von Truden und Altrei auf dem linken Ufer der Etsch haben mit den armen Mocheni und den Hochlandssöhnen von Luserna in dem Verkehre mit wälschen Nachbarn und Behörden ihre Muttersprache fort und fort in Ehren gehalten und im Stillen auf die Hilfe der »großen, gerechten tuitschen Nation« gehofft; so ist in San Sebastiano, an dessen Osthang die Fluten des Astico Venetien von den tiroler Alpen scheiden, das deutsche Bewußtsein der Bevölkerung aus langem Schlummer zu kräftiger Regung erwacht.

Wer dieser inneren Gestaltung des Volkslebens und den äußeren Erscheinungen der Alpenwelt Empfänglichkeit entgegen bringt, der wird von einer Wanderung durch die zerstreuten Ansiedelungen im Trentino eine Fülle erfrischender Anregungen erfahren, an den waldgekrönten Bergen des Val di Non wie an den Matten des Canezzathales die feinen Unterschiede der Alpenbilder erfassen. Wenn man von Trient, dessen Bürgerschaft im Mittelalter an der Aufführung deutscher Bauernspiele sich ergötzte und noch zur Zeit des Conciles theilweise der deutschen Zunge angehörte, den Lauf der Fersina aufwärts verfolgt, so erreicht man binnen wenigen Stunden eine fruchtbare, von malerischen Bergen umschlossene Ebene, an deren Saum das freundliche Dorf Pergine durch seinen milden Winterhimmel und die Ueppigkeit der Pflanzenwelt an die landschaftlichen Reize der Passerstadt mahnt. Von diesem günstig belegenen Standorte kann man die Heerstraße längs dem Gestade des Sees von Caldonazzo und dem Ufer der Brenta durch das Valsugana verfolgen oder auf steilerem Pfade neben der wilden Fersina zu den verschütteten Erzgruben von Palu hinanklimmen, in deren Nähe die Nachkommen deutscher Bergknappen auf armseligen Einödhöfen in Körperbildung und Charakterzügen, in Sprache und Sitte das Gepräge ihres Ursprunges bewahren; kann nördlich von dem aussichtsreichen Seregnano durch den Thalriß der Silla in das Pineitergelände dringen, um dort die Romanisirung der germanischen Bevölkerung zu beklagen, oder südlich auf die Höhen von Folgaria und auf den Steilhang des Val di Retorte steigen, wo hier und da in San Sebastiano und Lavarone die Mütter noch mit deutschem Wiegenliede ihre Kleinen zur Ruhe betten, während in Luserna deutscher Sang und deutsche Rede wieder in volleren Tönen aus jeder Hütte erklingt. Auf dem nahen Mittelgebirge südöstlich von Persen — wie die Mocheni den Hauptort vor der Mündung ihres Thales nennen — lockt die Ortschaft Vignola zu einem Spaziergange nach diesem wiedergewonnenen Posten der Cultur, indeß zu Roveda — Aichleit —, das auf klippenreicher Halde die ernsten Züge einer Alpenlandschaft trägt, schon seit Jahren thatkräftige Männer in Kirche und Schule die letzten Knospen nationaler Gesinnung durch den Zauber des deutschen Wortes wieder zur Entfaltung brachten; und thalauf, doch näher am linken Ufer der Fersina, blinken durch das Gezweige fruchttragender Bäume die Häuser und Häuschen von Frassilongo oder Gareit, in dessen bescheidenem Widum neben dem wettergebräunten Kirchlein der Curat Tomaseth noch in später Abendstunde die Männer des Dorfes in deutscher Schrift und Rede übt. Nachdem hier in Jahrhunderte langer Vereinsamung der erstarrende Fluß ihrer Rede manche Mischformen aufgenommen hatte, sprudelt der Quell germanischer Redeweise wieder in ursprünglicher Klarheit und Fülle hervor, in

der Aussprache und dem Wörterschatze manche Abweichungen von dem luserischen Dialekte offenbarend, doch in wesentlichen Zügen mit der nordtirolischen Mundart verwandt.

Wer wollte bestreiten, daß die Charaktertugenden der Alpenbewohner mit dem kernigen Gefüge ihrer Ausdrucksweise innig verwachsen sind, daß die Redlichkeit, die Gewissenhaftigkeit und der friedliche Sinn wie das offenherzige, vertrauensvolle Gemüth der Mocheni dem Grunde altgermanischer Sprache und Sitte entsprießen, ob nun der fränkisch-bajuvarische, ob der longobardische Stamm hier seine Zweige trieb; und wer möchte zweifeln, daß auch der Sagenschatz des armen Volkes seine Verbindung mit der germanischen Nation bezeugt? Geht nicht die Mähr von den Saliger Fräulein der nordtirolischen Berge auch im Canezzathale von Mund zu Mund, sieht man nicht in der Nacht der Sommersonnenwende verborgene Silbererze im Gebirge glühen, fleißige Knappen in Höhlen hämmern und schmelzen, Geister in der Gestalt von Thieren das kostbare Metall bewachen; braust nicht das Heer der wilden Jagd in dunklen Winternächten durch die Luft, indeß die Wetterhexen an schwülen Sommertagen auf Haselnußstecken sich zu den Bächen niedersenken und über die Fluren erheben, dort Wasser schlagend, hier Hagel auf die Saaten streuend, um dann auf ihrem Zauberherde am Fuße der Mittagsspitze heilkräftigen Alpenbalsam zu bereiten? Erklingt nicht aus der Geistermesse, zu der die Todten in der Christnacht sich versammeln, der Wiederhall germanischer Ueberlieferung?

In günstigerer Lage befinden sich die deutschen Gemeinden auf dem Nonsberge, deren Bewohner zwar dem wälschtirolischen Bezirke Cles angehören, jedoch in stetem Verkehre mit ihren Stammgenossen geblieben sind. Die Abgeschlossenheit des Riesenbollwerkes, das von Norden her nur auf Saumpfaden über den Gampen und das ultner Randgebirge zugängig ist, hält viele Pilger von dem Besuche einer Landschaft zurück, die nicht bloß durch den Reiz wechselvoller Naturansichten, sondern auch durch die Erscheinungen eigenartiger Culturverhältnisse das Auge des Touristen bestrickt. Wohl ist gegenwärtig das romanische Element über die Höhen des Val di Non ausgebreitet, wo einst die Heeresmacht der Rhätier und der Römer, der Longobarden, Franken und Bajuvaren mit einander stritt; aber hart an der Gränze deutschtirolischer Gauen bergen die Einsiedlerhöfe von Frauenwald und St. Felix, von Proveis und Laurein noch Sprossen germanischer Art, während inmitten der Wälschen die Bauern von Ruffré einen halbverlorenen Posten des Deutschthums wieder zu erringen streben.

Schon auf dem Wege von Meran über Lana und das Hügelland von Tisens bieten Burgen und Ruinen, Castanienhaine, Nadelwälder, sanft gerundete Hügel und hochaufstrebende Berge eine Mannichfaltigkeit von Bildern, deren Formenreichthum die Hand des Malers vergebens zu erschöpfen sucht, und auf dem Saumpfade, der von »Tisana« durch dunklen Wald zum Gampen leitet, fesseln bald duftige Alpenpflanzen zwischen knorrigen Buchenstämmen, bald wälsche Maulthiertreiber und deutsche Kreuzfahrer den Blick. Doch erst auf der Höhe des Passes gewinnt man einen deutlicheren Ueberblick der ernsten Hochgebirgsnatur, indem zur Rechten die Laugenspitz, als Schlußstein des Nonsberges und des Ultenthales, ihren Scheitel in den Aether streckt, zur Linken die waldige Halde des Gampen das Sehfeld begränzt und geradeaus, zwischen langgestreckten Bergrücken, ein welliges Wiesenthal zu dem Wallfahrtsorte »Unsere liebe Frau im Walde« niederstreicht.

Wie den Germanen die Tiefen dämmeriger Haine als würdige Stätten der Gottesverehrung heilig waren, so ist ihren Nachkommen als köstliches Erbgut die Liebe zum Walde geblieben, dessen Säulenhallen die dichterische Phantasie so gern mit den Gestalten

des Schönen belebt. Wenn in der Ebene dem Fortschritte wirthschaftlicher Cultur ein Stück des Forstes nach dem anderen zum Opfer fällt, so schirmen im Gebirge noch hochwipfelige Nadelhölzer und zwerghafte Legföhren die Hütte und Matte des Alpenbewohners vor Lawinen und dem Gerölle zerbröckelnden Gesteines. So in Senale, das durch den Zauber der Sage und den Duft des dunkelschattigen Tanns, durch den Schmuck der gothischen Wallfahrtskirche und das wunderthätige Madonnenbild Sinn und Seele berauscht, so in St. Felix, das sich thalab am Ufer der Novella zwischen bewaldeten Hügeln verbirgt, beide Orte von Deutschen bewohnt, die im Hause und im Gedankenaustausche mit den Wallfahrern deutscher Zunge ihrer Muttersprache urkräftige Formen bewahren.

Auf steilerem, hier und da kaum erkennbarem Pfade steigt man über das Mittelgebirge bald durch hochstämmige Lärchen und Fichten, bald über Wiesengrund zum Joche und niederwärts zur Alpe von Proveis, auf deren wellenförmigen Gehängen hart an dem Fuße der Ilmerspitz — vielleicht in gleicher Höhe mit Senale — sich zwanzig Bauernhöfe in weiten Zwischenräumen um die neue Kirche reihen, durch deren Prachtbau sich die arme Gemeinde ein Denkmal frommen Sinnes gesetzt. Von hier erreicht man binnen wenigen Stunden Laurein, in dessen waldumrauschten Einzelhöfen der Bauern kräftige Gestalten an die Recken der Heldensage mahnen, während Alpenrosenbüsche unter den Riesen des Hochwaldes den Widum säumen. In allen vier Gemeinden wirken thatkräftige Priester unterstützt von strebenden Lehrern für die Befestigung germanischen Selbstgefühles, für Wahrung deutscher Sprache und Läuterung des Charakters von wälscher List und Sinnesart. Sehr schön hat Ignaz Zingerle das scheue Wesen der Zwerge, wie es die Sage uns spiegelt, mit dem Gemüthe dieser einsamen Nonsberger verglichen, die seit Jahrhunderten, von dem Wälschthum bedrängt, in der Wildniß des Hochgebirges eine Freistatt für ihre germanische Denk- und Sinnesweise gefunden haben. Woher diese Einsiedler stammen, ob sie von Ulten, aus Passeir oder aus deutschen Landen gekommen, ob sie den Franken, die 590 erobernd über den Gampen zogen, ob sie den Longobarden angehören und mit den Cimbern von Verona und Vicenza gleiche Ahnen haben, diese Fragen harren noch der Lösung. Inzwischen haben wackere Männer in Nord und Süd sich der versprengten Reste des vergessenen Bruderstammes angenommen, durch Geldbeiträge und Bücherspenden den deutschen Schulen an der Sprachengränze willkommene Unterstützung gewährt, um, unbeirrt durch die Untersuchung über den Stammbaum der Cimbern, nicht bloß der Weiterströmung wälscher Elemente in dem Etschgau einen Damm entgegen zu stellen, sondern auch den Ansiedlern in den tridentiner Alpen die Mittel zur Kräftigung des germanischen Geisteslebens zu schaffen und so eine schirmende Vorhut der Nation zu begründen, die mit dem Ruf: »Hie wälsch, hie deutsch!« auch die schwankenden Bewohner des Gränzgebietes zu festerem Zusammenschluß und beharrlicherem Widerstande gegen feindselige Bestrebungen des Romanismus lockte.

Aus dem inneren Leben der Armee.

Vierundzwanzig Stunden im Felde.

Eine Studie

von

Ludwig Capitano.

Drittes Capitel.

Am Feinde und im Feinde.

Die Brigade Eisenhart war, wie bekannt, vor einigen Tagen über das Gebirge vorgeschoben worden. Eigentlicher Widerstand wurde derselben nirgends geleistet. Straßen und Wege aber waren abgegraben, Verhaue der Wälder in großem Maßstabe angelegt. Der Verfasser erinnert sich eines solchen in den Vogesen, der über tausend Schritt tief dadurch hergestellt war, daß die rechts und links der Straße stehenden 70—100 Fuß hohen Tannen einfach unten abgesägt und über die Straße fallen gelassen wurden. Vertheidigt wurde dieser auf der betreffenden Strecke einzig benutzbare Paß nicht.

Was hat dieser kostspielige todte Apparat ohne das active Leben für einen Effect auf die Kriegszwecke gemacht? Die Hälfte einer Brigade hatte zunächst die Straße zu benutzen. Als der Führer des Detachements von den vor Tagesanbruch abgeschickten Dragonerpatrouillen vom Vorhandensein unbesetzter Verhaue Meldung erhalten, ließ er eiligst durch Mannschaften auf Wagen aus sämmtlichen umliegenden Ortschaften alles Material an Aexten, Beilen, großen und kleinen Sägen nebst allen arbeitsfähigen Einwohnern zusammentreiben. Ebenso nahm er unterwegs mit, was sich an Mannsarmen und Geschirr vorfand. Am Verhau angekommen, begann das Avantgarde-Bataillon, ein tausend Paar gesunde Arme, unter gleichzeitiger Anstellung der Bauern die Arbeit. Alle übrigen Theile des Detachements kochten inzwischen an der Straße rückwärts ihr Mittagbrod und aßen. Nach vierstündiger Arbeit war die Straße so weit geöffnet, daß Alles passiren konnte. Das Arbeiterbataillon erhielt in der Zwischenzeit von den Anderen requirirtes Brod und Wein und übernahm die Arrièregarde; den Maires der nächsten Gebirgsdörfer war aber unter Androhung der schwersten Repressalien gegen Empfangsbescheinigung die Auflage gemacht worden, bis zum nächsten Tage die Straße gänzlich aufzuräumen. Viele der Bauern nebst Behörden waren zwei Tage vorher mit schlagenden Tambours, fliegenden Tricoloren, dem Singen der Marseillaise und unter vielem Gerede ausgezogen. Vor diesen Wällen mußten die Prussiens von den Kugeln des heldenmüthigsten der Völker alle das Grab finden: kein Absatz und kein Hufeisen kam über den gähnenden Schlund des Gebirges. Und nach zwei Tagen zog nach vierstündiger Arbeit die Avantgarde singend über den Berg; im Schweiße seines Angesichtes schaufelte der Franzose den Weg zurecht. Es folgte die Brigade, es folgte das Corps. Nicht ein Jota an den Operationen war verändert worden, nicht Ein Leben hatte die ganze Scenerie gekostet. Die nicht nach einem einheitlichen Gedanken richtig angestellte Kraft zersplittert, die schlecht gestellte Maschine zerstört sich selbst.

Den ersten Widerstand hatte General Eisenhart erst am Nachmittage des gestrigen

Tages gefunden beim Eintritt in das M.-Thal. Die an der Lisière des Städtchens R. angelegten Vertheidigungseinrichtungen, Verbarricadirungen und Schützengräben waren besetzt durch die auf das Sturmläuten von Dorf zu Dorf zusammengelaufenen Mobilgarden und Bürger. Jeder schwur, wenigstens ein bis fünf Prussiens niederzuschießen. Dazu braucht man keinen Muth, man läßt sie soweit herangehen, bis der Schuß sicher ist. — Jetzt kommen drei Dragoner auf der Straße vorsichtig vorgeritten. Die gehen sicher in das Netz. Aber der glühende Eifer oder die Angst läßt sich nicht zügeln, todt müssen sie sein, und auf unglaubliche Entfernung schießt eine zahlreiche Gesellschaft los. Die Dragoner stutzen, reiten in großen Bögen auf derselben Stelle umher und schauen recht scharf hinüber trotz des fortgesetzten Schießens; dann auf einmal kehren sie um und verschwinden im schärfsten Tempo. — Triumph! Sieg! In fünf Minuten sind die drei Dragoner auf hundert angewachsen, eine Menge von ihnen wälzt sich in der französischen Phantasie zerschossen am Boden. Muthige Frauen, unter ihnen die des Maire, haben sie deutlich fallen sehen.

Aber — da kommen die Dragoner wieder; jetzt sind es mehr. Sie reiten abseits der Straße und verschwinden hinter einer kleinen Bodenerhebung. Jetzt kommt Infanterie; fünf Mann einzeln gehend, dann ein größerer Trupp, dann ein langer Haufen, dann eine ganze Schlange, soweit man die Straße sehen kann. Es waren zwei Bataillone. An dem Punkte, wo die Dragoner verschwunden, marschiren sie rechts und links in die Felder hinein, theilen sich in kleine Haufen und plötzlich steht eine lange, aber unterbrochene Linie da, ganz deutlich vier Haufen vorn, vier Haufen weiter zurück. Rechts der Straße hat man einige Augenblicke auch Fuhrwerke gesehen.

Die französische Phantasie begreift es nicht; die machen ja gar nichts. Acht Haufen, das sind wenigstens acht Regimenter, sind wenigstens 20,000 Mann; aber die haben Furcht. Bürger, schießt sie zum Empfange nieder. Der Alb ist gelöst. Allgemeines, fast unschädliches Feuer.

Aber was ist das? Da, wo die Dragoner vorhin verschwunden waren, blitzt eine weiße Wolke auf; ein eigenthümlich knarrender Ton kommt durch die Luft heran, und bis der Schall den ersten Knall herangetragen, fährt's zischend aus der Luft hernieder kurz vor dem Erdaufwurf und zerspringt. Erde fliegt auf, Steine springen umher, Eisenstücke hüpfen sausend durch die Luft, aber Alles geht über die Köpfe hinweg, Niemand ist getroffen. Allgemeines Freudengebrüll, allgemeines Feuer. — Zu frühe gejubelt; das war »die Distance abgeschossen«, jetzt weiß der Artillerist drüben die Entfernung auf den Schritt; die Aufsätze sind regulirt und mit fast mathematischer Sicherheit werden die Granaten herüber kommen. — Sie kommen. Jetzt schlägt es durch den sicher geglaubten Erdwall, reißt Häuserecken ab, die hüpfenden Eisenstücke schlagen da einem die Schulter nebst dem Arme weg, schneiden dort einem den Leib auf. Alles wirft sich nieder, um rasch wieder aufzuspringen und davonzurennen: Sauf qui peut, nannte es der deutsche Soldatenwitz. — Der nicht durch die Disciplin gehaltene Streiter ist verloren, sobald die sicher geglaubte Deckung illusorisch wird.

Aber dort, weiter links, schießt die Artillerie nicht; pflichtschuldig drängen sich eine Menge Tapferer zusammen. Es sind dies Tapfere. Doch da kommt schon Infanterie heran, dünn zerstreut, dahinter — vielfach gedeckt durch kleine Terrainerhebungen — einige dickere Häuflein. Bis diese Infanterie an uns heran ist, lebt keiner mehr davon. Aber trotz allem Schießen kommen die blauen Kittel langsam näher; manchmal legen sie sich wie todt platt auf den Boden, nur einer oder der andere, der nicht schießt, bleibt stehen;

auf einmal springen sie wieder auf und stürzen unter furchtbarem Geschrei vorwärts. Immer heftiger schießen die Franzosen. Der Muth ist vergangen. Jetzt sind die blauen Kittel da; allgemeines Ausreißen; aber die Sache ist viel schlimmer. Wo die Franzosen gelegen, liegen jetzt die Deutschen, und ein böser Hagel Geschosse fährt in die Haufen der fliehenden Franzosen.

Dies sind die verlustreichsten Augenblicke. Einige Tapfere — alte Soldaten — sind kämpfend stehen geblieben, sie werden erschlagen. Alles Andere steckt in den Häusern; Viele sind im raschen Ablegen der unbequemen militärischen Embleme und im Anlegen der friedlichsten Bluse begriffen, Mancher sucht nebst der Nachtmütze selbst das Krankenbett auf. Viele der Unglücklichen aber hat die Furcht zu weiterer Flucht getrieben, doppelt Unglückliche. Sie fliehen zum Orte hinaus, die Kugeln schlagen nicht mehr bis daher. Sie wollen Athem schöpfen. Da klappert es heran, saust es über sie her; wohin sie sich wenden, sitzt ihnen der flinke Cavalerist auf dem Nacken. Und der Tod durch Pferdehufe oder der durch Säbelhiebe ist langsam und sehr schmerzvoll. Leider fliehen bei solchen Tagen auch Leute, die nicht gekämpft haben, die vielleicht unterwegs, auf dem Felde waren. Sie werden erreicht, sie rufen kniend: Pardon! Wer kann ihnen ansehen, daß sie unschuldig sind? Auch sie fallen. Der sich gefangen gebende Soldat wird geschont; der Bauer, der mit dem Gewehr einen Dragoner herabschießt und, wenn der Feind herankommt, die bereit liegende Hacke zur Hand nimmt und dann als friedlicher Bürger Schonung verlangt, ist der sofortigen Execution verfallen. —

Nach diesem Gefechte hatte sich die Brigade Eisenhart um N. concentrirt. Bestimmte Nachrichten der Einwohner ließen auf starke Ansammlungen des Feindes vor der Front schließen. Abends traf die Mittheilung vom Generalcommando ein, daß das Corps im Nachrücken begriffen sei. General Eisenhart solle am folgenden Tage, am 6., zur Sicherung des Debouchirens aus den Gebirgsthälern St. Urnon besetzen und an den drei Hauptorten des Thales Magazine für das Corps anlegen. Die Befehle wurden darnach ertheilt, und die Meldung über die morgigen Absichten wie auch über die ganze Situation der Brigade dem Relais übergeben. Um Mitternacht aber kam ein schwer verwundeter Dragoner geritten, der — im Städtchen vom Pferde gesunken —, ehe er starb, noch mittheilen konnte, daß das nächste im Gebirge gelegene Relais überfallen, die Mannschaften wohl alle niedergemacht seien. Die zu befördernde Meldung hatte der Wackere wieder zurückgebracht.

Während dem General hierüber Meldung erstattet wurde, traf eine Ordonnanz vom nächsten Bataillon ein, daß eine Compagnie zur Züchtigung des betreffenden Dorfes abmarschire.

Das Sengen und Brennen ist kein Geschäft für einen Gentleman, hat neulich der Major Ehrenschild gesagt. Er dauert mich, daß es ihn heute trifft. Es giebt leider kein anderes Mittel, die Insurrection zu bändigen.

Zur Ruhe kam bei dem Brigadestabe heute Nacht Niemand. Von allen Vorpostenabtheilungen kamen Meldungen ein über Bewegungen feindlicher Truppen vor der Front. Die Einwohner sagten mit offener Freude die Ankunft eines großen französischen Corps aus.

Die Truppen im Stabsquartiere schliefen. Wer irgend kann, schläft in jeder Situation. Um die Ereignisse des kommenden Tages kümmert sich die Truppe nichts. Nur die leitenden Organe sind jedes nach dem Umfange seiner Stellung dazu genöthigt, mehr oder minder voraus zu denken. So auf dem Marsche, so in der Ruhe, so im Gefechte. Der Lieutenant, der mit seinem Zuge im Gefecht in einer Position feuert,

muß denken, wo lege ich am besten die Leute hin, wenn der Hauptmann wieder fünfzig Schritte vorgehen läßt. Er denkt fünf Minuten voraus. Während dessen hat der Hauptmann das vorliegende Wäldchen und das Gehöft rechts drüben im Auge. Wenn jetzt der Feind, der sich dahin wendet, aus dem Walde vorbricht, soll er dann rasch den Hof nehmen, sich mit Allem rechts schieben? Wie steht es dann mit der Compagnie links neben ihm? Er denkt auf Viertel-, auf halbe Stunden voraus.

Ein Regimentscommandeur hat viele Stunden in Gedanken vor sich. Verpflegung, Patronen, hier Ueberflügelung, dort Unterstützung. Wenn ich eines der Bataillone auf jenes Dorf dirigire, es ist stark eine halbe Stunde dahin, es wird Stunden lang zu ringen haben. Und der Brigadecommandeur in dem hier gewählten Beispiele? Hier handelt es sich, während er activ als Leitender in ein wogendes Gefecht einzugreifen hat, um die Bestimmung: Was geschieht heute Abend nach siegreichem Gefechte? Wie beute ich die Vortheile aus? Was werde ich hinter dem geschlagenen Feinde finden? Der rechte Flügel kann noch eine Stunde halten, Unterstützung habe ich nicht. Wann muß ich dann mit dem linken Flügel abmarschiren, um nicht von meiner Straße abgedrängt zu werden? Wo kann ich mich, wenn das Gefecht rückwärts geht, für die Nacht aufstellen? Die Truppen haben den ganzen Tag nichts gegessen. Wo müssen die Trains angeführt werden? Wo kann ich, wenn der Feind nachdrängt, morgen am besten schlagen? u. dgl. Er denkt auf Tage voraus, während er gleichzeitig von der Schwierigkeit des Augenblickes völlig absorbirt zu sein scheint. Wehe dem Führer, der diese schwere Kunst nicht versteht, den Ereignissen im Geiste stets vorausgeeilt zu sein! Nur so kann überall rechtzeitig eingegriffen, nur so können die oft sehr unerwartet eintretenden Zwischenfälle rasch benutzt, oder deren schlimme Wirkung möglichst paralysirt, nur so können die vielen Fehler annähernd gut gemacht, nur so die hinter dem erwarteten Resultate weit zurückbleibenden Leistungen der einzelnen untergebenen Heereskörper annähernd ausgeglichen werden. Diese schwere Kunst in geradezu genialer Weise zu üben verstanden zu haben, ist ein schönes Stück in der Ruhmestafel des großen Moltke. —

Wie gesagt, die Truppen im Stabsquartiere schliefen. Auf der Hauptstraße dem Feinde zu ist ein Bataillon vorgeschoben, es steht mit zwei Compagnien in dem Dorfe Estipal. Die Leute ruhen, aber völlig angekleidet, halbzugsweise in einzelnen Häusern untergebracht. Die zwei anderen Compagnien stehen weiter vorn, die eine auf dem rechten, die andere auf dem linken Thalrande auf Vorposten. Besuchen wir die eine von ihnen.

Zunächst dem Feinde, abseits der Wege, liegen einzelne Horchpatrouillen im Felde, je zwei Mann, die möglichst geräuschlos schleichen, sich niederlegen und horchen. Sie lassen Feinde an sich vorüber, sie fechten nie, sie horchen und schleichen dann, wenn sie etwas Wichtiges entdeckt haben, sachte, sachte zurück zur Meldung. Auf der Straße selbst, viel weiter rückwärts, steht der erste Doppelposten, dahinter, in einem kleinen Häuschen, ein Unterstützungstrupp. Etwas weiter zurück die eigentliche Feldwache in der großen Stube eines Gehöftes; hier commandirt ein Lieutenant. Die Leute sitzen auf Stroh am Boden, die auf dem Rücken hängenden Tornister als Wandpolster beim Anlehnen benutzend. In der großen Scheuer sind einige Dragoner placirt, die Pferde gesattelt; die Männer liegen, die Zügel in der Hand, am Boden vor den Pferden.

Im Dörfchen, einige hundert Schritte weiter zurück, war der eigentliche Stütz- und Vertheidigungspunkt der Vorposten. Hier commandirte der Compagniechef mit den zwei anderen Dritteln der Compagnie und einem Viertel der Escadron. Die Leute saßen, Gewehr zwischen den Beinen, in großen Häusern beisammen, die Tornister hinter oder neben sich,

Helme abgenommen, die Pferde gesattelt. Das Hauptquartier war in der einzigen elenden Auberge. Ein Strohsack neben dem Ofen war das Lager des wachenden Hauptmannes. Er hatte den Kopf auf den Ellbogen gestützt und studirte auf einer stark abgegriffenen topographischen Karte, der man den wochenlangen Aufenthalt in der Satteltasche deutlich ansah. Auf dem Billard — es ist Krieg — hatte sich sein Freund, der Premier-Lieutenant, jetzt Chef der Dragoner-Escadron, lang ausgestreckt. Er wollte rasch zur Hand sein bei Bedarf.

Es tippte leise am Fenster. Der Hauptmann erhob sich, stülpte den Helm auf und trat geräuschlos zur Thüre hinaus. Bei der Schildwache vor der Thüre, die wieder gleichmäßig auf und ab ging, nach außen horchend, stand eine Patrouille. Der Gefreite meldete mit angefaßtem Gewehr, daß man gegen den Feind zu, in der Richtung auf la Bourgonce, Fuhrwerk fahren höre. In den vorliegenden Dörfern bellten die Hunde.

Melden Sie dem Herren Lieutenant, ich werde gleich selbst hinauskommen.

Der Hauptmann trat zurück. Er weckte den schnarchenden Lieutenant nicht; er weckte auch den anderen nicht, der dort in der Stubenecke, das große Haupt auf dem Tische liegend, tief schlief, den alten Feldwebel. Der war da, um die einlaufenden Meldungen, Patrouillen 2c., den ganzen Geschäftsgang der Nacht zu notiren. Genau aufgeschriebene Zeiten sind äußerst wichtig. Dem Feldwebel hatte der Hauptmann ein Glas Grog gemischt; er war bald mit dem grimmigsten Gesichte und der friedlichsten Seele sanft entschlummert. Der Hauptmann sah wieder aufmerksam in die Karte: «Fahren bei la Bourgonce, Hundegebell in den Dörfern.» Dann schritt er hinaus. Halt, wer da? — Compagniechef.

Guten Morgen, Herr Lieutenant.

Und nun wird besprochen, mit der Karte berathen, durch den ausgemachten Pfiff von jeder Horchpatrouille ein Mann herbei gerufen. Dann wird auf einem alten Stücke Briefpapier mit Bleistift die wichtige Meldung aufgesetzt: »Von der rechten Flanke her marschiren feindliche Truppen auf la Bourgonce. Es ist schweres Fuhrwerk dabei.« Solche Papierfetzen sind oft die bestimmenden Elemente für ganze Tage; ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit influirt auf die weittragendsten Entschließungen. In dem gegebenen Falle veranlaßte sie den General Eisenhart, die Verpflegungsvorbereitungen für morgen, außer in R., ganz fallen zu lassen und mit beinahe sämmtlichen Truppen gegen St. Urnon abzumarschiren. Dieser Entschluß hat ihn am nächsten Tag vor der drohenden Niederlage behütet und hat ihm einen glänzenden, in seinen Folgen höchst bedeutungsvollen Sieg gebracht, dessen Wirkung einer ganzen Reihe von Operationen mächtigen Vorschub leistete.

Mit der zurückkehrenden Dragonerordonnanz trafen bei der Vorpostencompagnie die Befehle für morgen früh ein. Der Abmarsch der Brigade war auf 7 Uhr festgesetzt. Die Compagnie sollte bis zum Eintreffen der Avantgarde, etwa 9 Uhr, stehen bleiben. Aber der Hauptmann traute der Sache nicht. Er gab Befehl, schon um 6 Uhr Café kochen zu lassen; er überschlug mit dem aufgeweckten Feldwebel die Vorräthe für morgen. Wein war da, ebenso das Tages zuvor geschlachtete Fleisch, etwas ersparter Reis und Gerste, auch Salz. Das Brod wurde gegen Morgen $^1/_4$ Laib per Mann fertig. Der Hauptmann hatte beim Einmarsche gestern Abend gleich das Bäckerhaus besetzen, den Bäcker und dessen Gehilfen, Frau und Kinder, quasi festnehmen lassen, zwei Müller aus der Compagnie — Bäcker besaß sie nicht — wurden dazu gestellt, und mit allem aufzutreibenden Mehle sofort das Backen begonnen. Die Compagnie war für den ganzen Tag geborgen.

Zur Ruhe kam der Compagniechef nicht mehr. In den Morgenstunden, wo die

Soldaten am müdesten sind, muß der Vorgesetzte doppelt auf dem Posten sein. Er ging wieder zu dem Lieutenant hinaus.

Um halb 9 Uhr rückte die Avantgarde der Brigade an. Guten Morgen, Grenadiere! — Guten Morgen, Herr General! — Dicker Nebel lag im Thale. Auf allen Wegen erhielten die vorgehenden Dragonerpatrouillen Feuer. Befehl: Alles soll stehen bleiben, bis der Nebel verzogen ist. Die Vorpostencompagnien rücken ein. Das Bataillon erhält Befehl, zunächst hier in Estipal bis auf weiteren Befehl zu halten. Die Leute wurden zur Ruhe in die Häuser vertheilt. — Wir wollen gleich anfangen zu kochen, befahl der Major.

Von der Brigade des Generales Eisenhart standen hier bereit 5 Bataillone, $1^1/_2$ Escadrons und 2 Batterien. Das letzte Bataillon mit einigen Pferden blieb in R. Es hatte Befehl, die Magazine zu füllen, sobald bis 10 Uhr nicht anderer Befehl eintreffen sollte. Der Commandeur des einen Regimentes Infanterie, Oberst Hermar, commandirte. Die Officiere hatten einen Ruhetag vor sich und saßen meist in ihren Stuben, ruhten oder schrieben Briefe, Vorrathsbriefe. Das Bataillon hatte die Nacht vorher Vorposten gegen Norden und Westen gehabt, auch, wie erwähnt, ein Dorf bestraft.

Besuchen wir kurz ein Quartier. Im Staatszimmer liegt auf dem Bette der Lieutenant, eine Liebescigarre rauchend und eine acht Tage alte Zeitung lesend. In dem Raume daneben, Küche, Wohn- und Schlafzimmer, Vorrathsraum — Alles zugleich — sitzen 10 bis 12 Grenadiere umher, sie putzen die Gewehre innen und außen, flicken das Hosenfutter, einer nestelt mit einer Schnur den auseinandergegangenen Tornister zusammen, zwei stehen bei dem an der Kette hängenden Kochkessel und kochen; der Eine ist offenbar nur Gehilfe, der Andere macht den Chef. Der Chef hätte schon lange gerne Zwiebeln gehabt und hatte versucht, auf alle mögliche Weise der Hausfrau sich begreiflich zu machen. Sie brachte Alles herbei, nur nicht Zwiebeln, weil sie keine hatte. »Herrgott, jetzt weiß die dumme Person nit emol, was Zwiwwel sinn.« Dies hört der Lieutenant und ruft vom Bette heraus: des oignons. Glücklich eilt die Französin zur Nachbarin und bringt ein halbes Dutzend Zwiebeln. Ja, siehst du, alter Drache, das hättest du doch gleich merken können, daß ich Zwiwwel will. Eh mon dieu, je n'avais pas compris. — Ja was, nix Pris. Also jetzt weißt du's, das heißt Zwiwwel. Lächelnd über solche Laute versucht die Französin nachzusprechen: Swieb, en français des oignons. So, so, und wie heißt mer denn des? — C'est le pot. — Aha, pot, bei uns heißt's Kessel. Unn des do, des isch an Kochlöffel. — Ah, Ogglöff. Cuiller à pot. — Rappo. Unn deß heißt Gawwel. — La fourchette. — Furschette, 's isch doch e dumme Sprach, des Französch. Wie heißt des dort, der Tisch? C'est la table. Et voilà, fährt die Französin fort, c'est la commode. — Ja, Kummod, 's Dunderwetter, woher weiß jetzt die, daß des uf deutsch Kummod heißt?!

Vor dem hellen Gelächter, in das der Lieutenant nebenan ausbricht, verstummt das Sprachstudium des Grenadiers Rotheisen.

Der Corporalschaftsführer tritt ein und spricht in einem merkwürdig reinen Deutsch: Der Herr Hauptmann hat nochmals besonders befohlen, daß die Gewehre recht rein sein sollen. Ich werde in einer halben Stunde alle durchsehen. — Dann setzt er sich an den wackeligen Tisch, holt einen Sack unter dem Tisch hervor und zählt Patronenpäckchen heraus.

Der Corporalschaftsführer paßt nicht recht daher. Er trägt zwar den Gefreitenrock, Hosen wie die anderen, und zeichnet sich auf den ersten Blick nur durch das eiserne Kreuz im zweiten Knopfloche von oben aus. Doch, wie er die Dienstmütze abnimmt, bekommt

der von großem schwarzem Vollbart umrahmte Kopf einen ganz anderen Ausdruck. Der Mann ist nicht mehr jung; durch die Haare leuchtet es wie Mondschein: Der Kopf ist ihm zwischen den Haaren durchgewachsen, sagen die Grenadiere. Dieser Mann ist in seinem Civilverhältnisse Dr. juris utriusque und war im Begriffe, Privatdozent an der Universität L. zu werden, als der Krieg ausbrach. Die Begeisterung steckte ihn mächtig an. Nach einem kurzen Cursus bei einem Ersatzbataillone seiner Heimat wurde er dem vor der Festung X. stehenden Regimente zugewiesen. Mit hoch gesteigerter Begeisterung fuhr er an der rauchenden Festung vorüber nach dem Cantonnement des Regimentes. »Hoffentlich giebt es heute Abend einen Ausfall, daß ich mich gleich auszeichnen kann.«

Das Melden auf den Bureaux dauerte stundenlang. Seiner Ungeduld und seinem Thatendrange viel zu langsam konnte er endlich der ihm bestimmten Compagnie zueilen. Diese stand gerade angetreten mit Gewehr und Tasche in Mützen. »Kriegsfreiwilliger Hormann und Schwarz melden sich gehorsamst der 9. Compagnie zugetheilt.«

»Ihr Herren,« sagte der Hauptmann, indem er Beide scharf fixirte, »freut mich, aber — der Soldatenberuf ist ein sehr ernster und verlangt viel Entsagung, viel Selbstverläugnung. Wenn's weiter nichts wäre, als im Gefechte nach einem guten Mittagessen nicht gerade ungebührlich arg Angst haben, so gäbe es bedeutend mehr Helden. Die Haupttapferkeit besteht im tagelangen Tornistertragen auf staubigen und schmutzigen Straßen, dann todtmüde mit hungerndem Magen auf einem gefährlichen Posten Schildwach stehen und frieren, daß das Mark in den Knochen zittert, und so, von Niemandem gesehen, bis zum Aeußersten seine Pflicht thun. Gefechte sind Seltenheiten, und selbst da wird nicht jede Tapferkeit gesehen oder gar belohnt, gutes Bewußtsein ist oft der ganze Dank. Also, werfen Sie jetzt alle Ihre bisherigen Ansichten von Heldenmuth &c. bei Seite oder gehen Sie wieder nach Hause. Jetzt stellen Sie sich dort unten am linken Flügel ein. Feldwebel, der Freiwillige mit dem Bart wird der 12., der kleine der 3. Corporalschaft zugetheilt. Damit ich's nicht vergesse, ihr Herren, in meiner Compagnie ist es verboten, »Feldpostbriefe durch freundliche Gefälligkeit der oder der Zeitung überlassen« ohne meine ausdrückliche Erlaubniß abzusenden.«

Sodann hielt der Mann eine kurze Erklärung an die Compagnie, was Trancheen oder Laufgräben sind, warum man's Nachts macht, und daß der Soldat eigentlich dabei nichts zu thun hat, als hinzustehen, wo er hingestellt wird. Auf's erste leise Zeichen legt er sodann das Gewehr vier Schritt hinter sich, und es wird wieder vier Schritt vor auf den alten Platz getreten. Auf das nächste leise Zeichen gräbt Jeder mit der Schaufel oder der Picke, die neben ihm liegt, so rasch er kann, und wirft die Erde vor sich gegen die Festung. Wenn einer schreit, der geschossen ist, thut's nichts, die zwei Nebenleute graben dann rechts und links ein etwas größeres Stück. Je schneller einer gräbt, desto schneller ist er vor den feindlichen Geschossen sicher. — Das Alles war dem Dr. juris klar und plausibel; daß er aber jetzt 5 bis 15 mal Schaufel aufnehmen, Schaufel ablegen, 4 Schritt vor, 4 Schritt zurück treten, ja, daß er die Schaufel wie zum Graben und zum Erde vorwärts werfen lange Zeit bewegen mußte, das erschien ihm fast unwürdig.

»Stillgestanden. Jetzt wird in die Quartiere gegangen und geschlafen; wer's nicht kann, thut wenigstens so. Auch die zwei Freiwilligen, sobald der Feldwebel die Nationales aufgeschrieben hat. Wenn ein visitirender Officier einen Mann vom Lager weg findet, giebt's Arrest. Weggetreten!«

Um acht Uhr Abends hob sich wieder des Doctors Herz. Auf der linken Schulter das Gewehr, im rechten Arm eine Schaufel, marschirte er der Festung zu. Er schaufelte,

daß die Hände schwielig waren, aber schön war's, wie die Granaten hinüber und herüber sausten. Todmüde kam er um halb 4 Uhr in's Quartier. Morgens erschien sein Unterofficier und lehrte ihm die Namen der Vorgesetzten nebst deren Titeln bis zum Commandeur des Belagerungs=Corps hinauf. Es war entsetzlich. Dann wurde eine Stunde Gewehr auf und Gewehr ab eingeübt und der Parademarsch. Dann war Stiefelappell, d. h. eine Stunde hielt er sein Paar Stiefel in der Hand und zeigte sie einmal von allen Seiten dem Hauptmann, dann mußte er einen Fuß um den anderen aufheben; der Hauptmann besah die Stiefel, die er am Leibe hatte. »Da müssen Nägel drauf.« — »»Ich kann nicht drin marschiren.«« — »Und ich kann keinen Extra=Schuster für Sie mitnehmen. Werden's lernen.«

Das Alles war zum Davonlaufen. Er wäre auch gelaufen, wenn die Schande nicht gewesen wäre. Aber einen Brief schrieb er an einen Collegen, der dem Hauptmanne später wunderlich munden sollte. Haarklein wurde Alles berichtet. Bei der ersten Gelegenheit wollte er auch suchen, versetzt zu werden. Bei diesem beschränkten, engherzigen Menschen konnte er unmöglich bleiben.

Aber es dauerte nicht vier Wochen, und jeden schimpfenden Gedanken bat er innerlich ab, wenn er den Hauptmann sah. Mit Ernst betrieb dieser seinen schweren Beruf, den er gründlich verstand. Im Feuer der erste, in das Quartier der letzte, dessen Sorge immer wach war. Alles drehte sich für die 250 Mann um diesen einzigen. Eine neue Welt war ihm, dem gelehrten Manne, aus den abgebrochenen Redensarten und Winken dieses Mannes aufgegangen. Und wie poetisch er sein konnte!

Den Einmarsch in die eroberte Festung machte zufällig die Compagnie allein, eine Stunde, nachdem die übrigen Abtheilungen des Regimentes eingerückt waren. Hundert Schritt von dem Thor:. »Halt! Gewehr ab! Rührt euch! — Herr Lieutenant, wie viel Uhr? — 3/41 Uhr. — Stillgestanden! — Grenadiere! Heute vor fast 200 Jahren wurde diese schöne große Stadt durch Verrath dem deutschen Reiche entrissen. Wir haben sie wieder genommen. Am 28. September 1870, Mittags um 3/41 Uhr, marschirt ihr als Sieger ein. Denkt daran, so lange ihr lebt. Dort drüben, wo ihr die blauen Berge seht, ist unsere Heimat. Der Feind im Lande und Krieg ist ein furchtbares Uebel. So lange wir gesunde Glieder haben, wollen wir unsere Heimat vor den Schrecken des Krieges bewahren. Kein Feind soll unserer Aeltern und unserer Lieben Herd berühren. Ein dreimaliges Hurrah unserem deutschen Vaterlande!« — Und Hurrah! Hurrah! Hurrah! erscholl es aus den Reihen. — Gewehr auf! — Achtung! präsentirt das Gewehr! — Und das Pferd gegen die Heimat gewendet, senkte der Hauptmann den Säbel. Stumm standen die Grenadiere, in manchem Auge der braven Männer blitzten Thränen; dem Doctor lief es kalt den Rücken hinauf. — »Achtung! Gewehr auf Schulter! Das Gewehr über! Bataillon marsch! — Und mit klingendem Spiele, zwei Tambours und zwei Pfeifer, und mit stolz erhobenem Haupte marschirten die schönen Männer in die alte Reichsstadt ein. Jeder glaubte sie persönlich erobert zu haben.

Am Nachmittage war der Doctor mit den Compagnie=Officieren bei dem Hauptmanne zu Tisch gebeten. Bei der Cigarre wurde geplaudert. »Sie werden froh sein, daß wir aus den Tranchéen heraus kommen. Haben Sie jetzt Ihre Ansichten purificirt? Sie machten die ersten Tage Ihrer Heldenlaufbahn ein verteufelt böses Gesicht. Und wie Sie in der ersten Nacht schaufelten! Ich habe Sie wohl im Auge gehabt, lieber Doctor. Ein Glück, daß Ihre damaligen innerlichen Wünsche für Ihren Hauptmann nicht in Erfüllung gegangen sind.«

Das Gespräch wurde recht munter: der Hauptmann, der vor 15 Jahren auch Student gewesen war, konnte sogar sehr lustig sein. Der älteste Lieutenant war ein gewandter Musicus; die zwei jungen Secondelieutenants, wohl erzogen, aus sehr guten Familien; einer war Page beim Hofe in Berlin gewesen. Wie flog die Zeit weg in dieser von unserem Doctor einst belächelten Officiergesellschaft! Welche Ansichten hatte er früher von diesen Männern gehabt! — Es ist hier hervorzuheben, daß der Doctor aus einem Lande stammte, wo die allgemeine Wehrpflicht erst in der Einführung begriffen war, und wo nur diejenigen Familien in den wenigen Garnisonstädten etwas vom Officier wußten, welche theure Söhne in dieser Stellung besaßen oder über nicht billigere Schwiegersöhne seufzten.

Schon am nächsten Morgen begann der Abmarsch gegen die Gebirge, Frankreich zu. »Grenadiere! Ein viel schönerer Krieg beginnt jetzt, in frischer Luft. Was Ernstes die Disciplin im Felde ist, habt ihr bis jetzt schon gemerkt. Heute kommt ein neues Stück dazu. Aufgepaßt! Wenn wir die Haut eines Franzosen vom warmen Leibe weg zu irgend etwas brauchen, so lasse ich sie ihm abziehen. Traut ihr mir das zu?«

Allgemeines: Ja wohl, Herr Hauptmann.

»Wenn aber einer von euch einem Franzosen einen Strohhalm unnöthig verdirbt oder eine Kartoffel mehr nimmt als er braucht, so beschimpft ihr eure Ehre als Soldat, und ich werde euer strenger Richter sein. Verstanden?«

Ja wohl, Herr Hauptmann.

»Noch ein Wort über euer Betragen im Quartier. So oft ihr, einer oder zwanzig, dreißig, ein Haus zu betreten habt, denkt stets: wie wäre es meinen Aeltern zu Hause, wenn zwanzig, dreißig Kerls plötzlich über ihr stilles Häuschen hereinfallen würden. — Noch ein Wort über eure Gesundheit. Wir werden in Gegenden kommen, wo ein Wein wächst, daß man gar nicht mehr fort möchte, und in Gegenden, wo viel solcher Wein wächst. Ihr wißt, wie ich jetzt schon Einen ansehe, der sich übernimmt. Bei einer Hochzeit oder bei der Metzelsuppe ein Spitzer in Ehren — wer kann's verwehren? Da draußen im Kriege ist es anders. Der Trinker schwächt seine Gesundheit, er ist sofort eine unnütze Last, er hindert die Anderen, er ist den schwersten Strafen verfallen. Die wilden Thiere sperrt man in Käfige, die Hunde legt man an Ketten. Säufer und Lüderjane müssen mit Stricken gebunden werden. In meiner Compagnie darf dieses Schauspiel keinem Franzosen gegeben werden.«

Es begannen weite Märsche. »Freiwilliger Hormann, legen Sie heute Ihren Tornister auf den Wagen, und reguliren Sie mit der Secundenuhr von Zeit zu Zeit den Marsch.«

Ich trage ganz leicht, Herr Hauptmann.

»Ich sage nichts zweimal. Haben Sie verstanden?«

Er hatte die beständige Sorgfalt wohl verstanden. Er hatte gesehen, welche tägliche, stündliche, ununterbrochene Aufmerksamkeit aller leitenden Organe dazu gehört, um die durch tausend kleine und große Dinge, Unterkunft, Nahrung, Patronen, Gewehre, Wagen, Pferde, Geschirre, Hufnägel rc. höchst complicirte Maschine gebrauchsfähig an jeden Platz zu bringen, Berg auf und ab, über Fluß und Thal. Er begriff nun das ihm Anfangs dunkle Wort: ja, es wäre leicht, wenn es nichts wäre, als nach gutem Diner in's Gefecht zu gehen.

Es kam das erste große und schwere Gefecht. Die Compagnie hatte einen hervorragenden Antheil genommen, allerdings mit 20 % Verlust. Die Compagnie erhielt

öffentliche Belobung, der Hauptmann den höchsten Orden des Landes. Er dankte der Compagnie. »Ihr seht, es ist gut, wenn ihr schön folgt.«

Es kam ein schweres Nachtgefecht in einem Dorfe. Zwischen den Franzosen inne steckte die Compagnie. Um eine Straßenecke herum stand sich Franzose und Deutscher gegenüber; man konnte sich mit den Händen fassen. Es wollte nicht vorwärts gehen. »Die Herren Officiere, Unterofficier Perz, Freiwilliger Hormann,« rief die laute Stimme des Hauptmanns, »wir müssen durch; uns nach!« Und Hurrah! hinein ging's mitten in die Franzosen. Die ganze Compagnie folgte, der Feind wurde völlig zersprengt. Allgemeine Anerkennung aller Vorgesetzten. Der Hauptmann aber hatte anderen Tages eine Strafrede gehalten und geschlossen: »Es ist gut gegangen, ich sage weiter nichts. Sechs brave Männer hat die Compagnie zu beklagen. Loben kann ich eigentlich nur zwei Mann, von denen liegt aber schon einer tief unter der Erde. Der eine war der Unterofficier Perz, der andere ist der Freiwillige Hormann.«

Einen Monat später auf Vorposten in der Côte d'Or war Nachts der Hauptmann erschienen und hatte dem Freiwilligen leise zugeflüstert: »Freuen Sie Sich auf morgen früh.« Der konnte sich nicht erklären, was es bedeute. Bei Tagesanbruch wurde befohlen: »Um sieben Uhr möglichst sauber Alles antreten.« Da kam der Hauptmann angeritten, in seinem Knopfloche baumelte das eiserne Kreuz. »Stillgestanden! Auf Befehl Sr. Maj. des Königs von Preußen, unseres Oberfeldherren, ist mir das eiserne Kreuz verliehen worden. Es ist für das Nachtgefecht vor vier Wochen. Ich trage es für euch Alle, die ihr es mit habt verdienen helfen. Eine weitere hoch zu schätzende Anerkennung hat die Compagnie aber dadurch erhalten, daß dieselbe höchste Auszeichnung auch einem Grenadiere verliehen wurde. Freiwilliger Dr. Hormann treten Sie vor!« — Und der Hauptmann heftete dem Doctor das Kreuz an. Die Compagnie präsentirte, ein Hurrah dem König erfolgte. Hormann stand wie im Traume. Erst als der Hauptmann ihm zurief: »Wollen Sie nicht heute mein Gast sein?« erwachte er.

»Feldwebel! Der Maire hat uns aus Freuden über dies Ereigniß zwei große Schweine geschenkt; wie viele Metzger haben wir?« — Fünf. — »Die werden sofort Alle angestellt. Grenadiere, heute giebt's Metzelsuppe!«

Bald darauf wurde der Freiwillige Gefreiter. Jetzt commandirte er eine Corporalschaft; ursprünglich waren's 20 Mann gewesen, jetzt sind's noch 14. Der dort kocht, ist zu Hause Droschkenkutscher; er hatte eine Droschke und zwei Pferde nebst der dazu gehörigen Wittwe mit zwei Kindern geheiratet. Jetzt braucht er, wenn er wieder nach Hause kommt, keine Angst zu haben, wenn sie ihm im Gift ihres Herzens nichts zu essen giebt, er kann jetzt selbst kochen.

Da trat der Feldwebel herein. »Gefreiter Hormann, schicken Sie zu den Corporalschaftsführern. Und dem Herren Hauptmann können Sie gratuliren, er hat einen kleinen Buben bekommen.« Die Gefälligkeit des Divisions-Adjutanten hatte mit dem gestrigen Befehle ein kleines Päckchen Briefe überbringen lassen. —

Wenn's nur heute nichts mehr gibt, fuhr der Feldwebel fort. Wir wollen heute Abend ein Ständchen mit Fackelzug bringen; der Herr Lieutenant Fichs hat die Sache in die Hand genommen, der Herr Major wissen auch schon davon. Aber ich traue nicht; der Herr Hauptmann haben befohlen, daß sogleich gegessen wird. Es ist auch eine schweißbedeckte Ordonnanz vorhin beim Herren Obersten angeritten.

Die Corporalschaftsführer erscheinen. Briefe werden ausgetheilt, jedem für seine

Leute. Grenadier Hüther. — Hier! — Ein Päckchen, da ist Tabak darin. Er bekommt solchen mit jeder Post. — Grenadier N. — Hier! — Da stinkt etwas, wie ein alter Fisch. — Grenadier L. — Hier! — Da bekommt einer wieder Geld, das ist auch nur zum Verlieren. Auf dem Marsche giebt's nichts zu kaufen, und kommt man einmal in eine große Stadt, was soll er denn kaufen? Zu tragen hat er am Tornister genug, zu essen bekommt er, was er braucht. So, und jetzt fort und gegessen.

Außen vor dem Hause begegnet eben der Hauptmann dem Obersten und dem Major. Wir gratuliren zum Buben; schon wieder? Wie viele haben Sie denn jetzt? — Erst vier.

Meine Herren, meinte der Oberst, wir wollen essen; ich fürchte, der General läßt uns noch holen. Er steht, wie mir vorhin durch eine Ordonnanz mitgetheilt wurde, zwei Stunden von hier im Gefechte.

Es wird nicht so gefährlich sein, erwiederte der Major. Es giebt Leute, die sehen am hellen lichten Tage bekanntlich Gespenster. Zudem können wir heute nicht fort, wir müssen eine große Wette vertrinken. Der Hauptmann hat neulich mit mir gewettet, er bringe, ohne daß bei ihm ein Schuß falle, im dicksten Feuer seine Tirailleurs auf 280 Schritt an den Feind. Und er hat sie schön gewonnen, der erste Schuß ist erst auf 250 Schritt gefallen.

Kinder, unterbrach der Oberst, ich weiß nicht, aber ich meine immer, ich höre ganz dumpf Geschützfeuer. Wie weit seid ihr mit den Mannschaften? — Alles abgegessen, Herr Oberst. — Gut, legen auch wir den Tröster in den Magen, das beste Mittel gegen kaltes Eisen-, Pulver- und Bleifieber.

Im nahen Gasthofe warteten schon die übrigen Officiere; die Lieutenantsbande trieb sich vor Hunger am Billard herum. Die Etiquette und Form, die zum Warten zwang, hat auch hier ihre gute Berechtigung. Man nährt sich auch besser, wenn in Gesellschaft gespeist wird; die älteren Herren finden im Felde an dem um sie versammelten Kreise die mangelnde Häuslichkeit ersetzt, während die Jugend leichter in den nöthigen Mäßigkeitsschranken bleibt. Und steif ist die Sache gar nicht. So ein alter Oberst geht dem derbsten Witze nicht aus dem Wege, und was das Trinken betrifft, sind solch weingrüne Mägen auch nicht gering zu achten. Man hat darum noch nie erfahren, daß Lieutenants aus Mangel an Getränk beim gemeinsamen Mahle der Officiere zu Schaden gekommen. — Man begann sich zu setzen.

In diesem Augenblicke hört man ein Pferd herangaloppiren; der Regimentsadjutant tritt heraus und bringt rasch ein Schreiben zurück. Auf dem Couvert steht: Schärfste Gangart. Der Oberst las einen kleinen Fetzen Papier. »Herr Adjutant, ich muß den Dragoner sprechen. Meine Herren, alarmiren Sie sofort Ihre Abtheilungen. Die zweite Compagnie bleibt zurück. Was zur Stelle ist von Leuten, muß mit abmarschiren. Auf Wiedersehen.« —

Machen wir einen kurzen Sprung vorwärts zu General Eisenhart. Unser Bericht hatte ihn verlassen, als er des starken Nebels und der unaufzuklärenden Situation wegen bei Estipal hatte stehen bleiben müssen. Als gegen 9 Uhr sich der Nebel etwas verzogen, wurde in zwei Colonnen thalaufwärts weiter marschirt. Bei der linken Hauptcolonne befand sich der General selbst, die rechte sollte cotoyirend den Weg über Fentelize zur Deckung gegen die Straßen von Westen her einschlagen. Das seit dem Morgen sicher in Aussicht stehende Gefecht konnte indeß nur von St. Urnon her bei la Chaivre, also der linken Colonne gegenüber erwartet werden. Damit stimmten alle Nachrichten, die zu erlangen gewesen waren; die entgegenstehenden Vorpostenmeldungen konnten durch Täuschung

durch den Schall in diesen vielgewundenen Thälern und Seitenthälern entstanden sein. Die rechte Colonne, 2 Bataillone, 50 Dragoner und 2 Geschütze, geführt von Major Raufer, marschirte in der gewöhnlichen Marschordnung. (Marschordnung ist die Fertigstellung der ganzen Kraft zum möglichst raschen, möglichst ausgiebigen Gebrauch entsprechend der jedesmaligen Situation, Stärke, Terrainformation.) Hier kam zuvörderst die Dragonerspitze, 2, 3, 4 Mann der besten Pferde, die Augen und Fühler, die vermöge der Schnelligkeit der Bewegung nach allen Seiten weit ausholen und das Gesehene rasch mittheilen können. Dahinter ein stärkerer Trupp Cavalerie; diese bereitet alle abführenden Wege, klärt seitwärts der Marschlinie liegende Dörfer auf ꝛc. Folgt ein kleiner Trupp Infanterie; diese giebt der Cavalerie nöthigenfalls Aufnahme und Nachdruck, und klärt Dinge auf, wo die Cavalerie nicht reiten kann, sumpfige, buschige Wiesen, dicke Wälder ꝛc. Folgt eine stärkere Abtheilung Infanterie, die den ersten feindlichen Widerstand vor den Hauptlinien bricht. Bei dieser marschirt meist der erste Führer. Folgt das Gros der Avantgarde, eine Compagnie Infanterie, direct dahinter die zugetheilte Artillerie. Man kann sie nie früh genug haben, wenn Noth an den Mann geht. Dann folgen nach einem größeren Abstande die übrigen Truppen.

Die Spitze des Major Raufer ritt über den Bergrücken weg, und erhielt heftiges Feuer von den vor Fentelize gelegenen Höhen. Zwei Mann waren schwer verwundet. Alles blieb im Marsche. Der Dragonertrupp theilte sich und umtrabte in weitem Bogen die Höhe; bald kam Meldung: die Höhen sind von wenigen Eclaireurs, das Dorf Fentelize ist stark besetzt.

Auf Befehl entwickelt sich auf die Avantgarde-Compagnie das vorderste Bataillon, rechts und links der Straße je 1/3 der Compagnie als Schützen auseinander gezogen, fünfzig Schritt dahinter auf jeder Seite der Straße geschlossen die Hälfte des letzten Drittels. Weiter zurück rechts und links je eine Compagnie; weiter zurück als rechtes Echelon in Reserve die letzte Compagnie. Wie auf dem Exercierplatze wurde gegen das Dorf herangerückt. Es ist dies kein leerer Klang. Die starr und sicher eingelebte, für die ersten Augenblicke immer und überall richtige Form hilft über die ersten Schwierigkeiten hinweg; der Zwang und die Sicherheit der Form hat Manchem, der sonst keinen Ausweg gefunden hätte, die im ersten Momente wankende Tapferkeit bewahrt.

Heftiges Infanteriefeuer aus der ganzen Dorflisière. Die Geschosse gehen fast alle zu hoch. Halt nieder! Alles liegt platt am Boden. Auf! Fünfzig Schritt Marsch Marsch! Halt nieder! Einzeln feuern! tönt das Commando des vordersten Hauptmannes, tönt es nach bei den drei zugführenden Lieutenants, bei den neun gruppenführenden Unterofficieren.

Warum kommt die Artillerie nicht? Es ist bereits über sie disponirt. Aber im aufgeweichten Ackerfelde, wo die Räder bis an die Naben im Boden gehen, da saust es sich schlecht. Die sämmtliche Bedienungsmannschaft schiebt und zieht mit die Höhe hinauf. Jetzt ist abgeprotzt; die erste Granate fährt in das Dorf hinein und zerplatzt an hartem Mauerwerk. Ein eigenthümlicher Ton! Allgemeine Herzerleichterung bei der Infanterie. Zwar antwortet sofort feindliche Artillerie. Eine Granate geht über die Reservecompagnie weg. Einige Häupter neigen sich; die Mehrzahl macht sich nicht viel daraus. Dem Artilleriefeuer kann man ausweichen. Das Infanteriefeuer ist viel schlimmer, es bestreicht rechts und links viel mehr Raum. Das Artilleriefeuer nimmt seine Opfer in der Truppe massiger, viel mehr auf Einen Schlag; seine Wirkung wird aber nur an dem betreffenden Platze klar. Das Infanteriefeuer nimmt sie auf der ganzen Linie bei Schützen wie bei der Reserve; seine Wirkung wird Jedem deutlich.

Major Raufer, auf der Höhe bei der Artillerie haltend, hat das andere seiner Bataillone, Major Hauprecht, um das Dorf von links zu umfassen, in dieser Richtung vorgehen lassen. Jetzt wird es sichtbar, wie es gegen das Dorf einschwenkt. — Jetzt kann angegriffen werden. Schnellfeuer! commandiren die Officiere. Die Lisière wird mit einem Hagel von Geschossen überschüttet. Und jetzt vorwärts! rufen die Hauptleute, Lieutenants, Unterofficiere. Alles springt auf. Hurrah! Hurrah! stürzt die Linie vorwärts. Die Tapferen mit offenen Augen, eine Menge Braver auch mit geschlossenen; Hurrah! brüllt Mancher aus Verzweiflung und springt vorwärts. Wer springt, sieht keinen fallen.

Es giebt auch Elende, die zur rechten Zeit und merkwürdigerweise meist in tiefen Gräben oder hinter starken Erdaufwürfen, Furchen u. dgl. niederfallen und das Bewußtsein und die Erkenntniß der Lage erst wieder finden, wenn es nicht mehr schießt. Sind sie entdeckt worden, so hatte die Athemlosigkeit sie ohnmächtig niedergeworfen; sind sie unbemerkt geblieben, so renommiren sie, namentlich in Briefen an die Heimat, am stärksten.

Die Dorflisière ist erreicht. In den Gräben, an und in den ersten Häusern, an den Gartenhagen kniet und liegt es herum, und athmet aus. Einzelne Schüsse fallen in der Straße. Der Feind ist momentan verschwunden. Eben trifft eine der in Reserve gehaltenen Compagnien ein und rückt in der Dorfgasse vor; die zerstreuten Schützen rechts und links folgen von Haus zu Haus. Auf dem freien Platze aber vor der Kirche beginnt plötzlich ein furchtbares Schießen von allen Seiten, hauptsächlich aus der Kirchhofsmauer; aus der Nebengasse rechts dringt eine feindliche Colonne zum Gegenangriffe vor. — En avant! en avant! — Schnellfeuer! Der Feind ist zu stark; die Unsrigen schieben sich in der Gasse zurück. Einzelne Häuser werden besetzt, und unter dem vernichtenden Feuer aus den Fenstern bricht sich der französische Anlauf. Ein hinten gesammelter frischer Zug trifft ein; vorwärts! Hurrah! Der Platz wird erreicht, sogar in den Kirchhof eingedrungen. Hinüber schießt's, herüber. Weiter kann nicht vorgegangen werden. Die andere Hälfte des Dorfes bleibt in französischer Hand. Die Compagnien ordnen sich wieder, soweit es bei dem fortgehenden Feuergefechte möglich ist.

Außen vor dem Dorfe hält der Major. Er muß warten, wie sich der Kampf im Inneren gestalten wird. Zu seiner Verfügung ist noch eine Compagnie; die zwei Geschütze stehen im ungleichsten Kampfe gegen acht bis zehn feindliche. Da, wo das Bataillon Hauprecht herausbrechen sollte, ist heftiges Feuergefecht begonnen. Eben reitet der Adjutant her und meldet: Wir wurden in der linken Flanke von les Coins her angegriffen. Der Feind, lauter Linie, ist in der Vorwärtsbewegung geblieben. Das Bataillon hält sich nur mit Mühe.

Dem General Eisenhart ist von der sich steigernden Heftigkeit des Gefechtes und der Situation Meldung erstattet worden; man muß auch drüben über dem Thale das Gefecht hören. — Da erscheint der Ersehnte auf dampfendem Rosse. Er kommt vom Bataillon Hauprecht. »Herr Major Raufer, brav gemacht. Können Sie Sich noch zehn Minuten halten? Eben watet ein Halbbataillon des dritten Regimentes durch den Fluß. Die schwere Batterie kann auch bald eintreffen; sie trabt über Estipal herauf. Wir haben bei la Chaivre vorerst nur schwachen Feind vor uns.«

Der Major sprengt in's brennende Dorf hinein. »Kinder, die Dreier kommen.« Nach rechts hin sagt's der Adjutant: Die Dreier kommen! Links beim Bataillon Hauprecht ertönt Hurrah! sie haben die anrückende Verstärkung gesehen.

Eben galoppirt der Chef der schweren Batterie mit Trompeter den Berg herauf.

Er sucht den besten Platz für die noch weit zurück vom Lieutenant geführte Batterie. Herr General, die Batterie ist in zehn Minuten zur Stelle.

Die Situation, Herr Hauptmann, erwiedert der General, ist folgende: direct vor uns von la Bourgonce her ist ein starker feindlicher Angriff im Gange. Es gilt vor Allem hier Fentelize festzuhalten. Alles Andere ist für jetzt Nebensache, bis die Lage drüben auf der anderen Seite des Thales mehr geklärt ist.

Der Artilleriehauptmann ritt an die rasch gefundene beste Stelle, der Trompeter ritt nach der Batterie zurück, sie soll auf den Hauptmann zufahren: Galopp! Eben kommen dicke Haufen Infanterie aus la Bourgonce heraus. Im Avanciren protzt ab! Erster und zweiter Zug 2000 Schritt Infanterie-Colonnen, dritter Zug feindliche Artillerie 3000 Schritt.

Aha, gut, erstes Geschütz. Mitten hinein. Was die Kerls laufen! So, immer mitten hinein. Plautz! fährt eine feindliche Granate in die Bespannung des vierten Geschützes und schlägt drei Pferde und die zwei Fahrer zu Boden. Die Verwundeten werden weggetragen. Immer in die feindliche Infanterie! — Diese bleibt aber im Avanciren.

Seitwärts links der Batterie hält hoch zu Rosse General Eisenhart. Neben ihm der Adjutant, dahinter einige Ordonnanzen. Der Generalstabsofficier, Hauptmann Rathgut, kommt vom Thale herüber an und meldet, daß das auf la Chaivre vorgegangene Detachement mit schwächeren feindlichen Detachements zusammengestoßen, die aber lediglich demonstrirend aufträten.

Die Situation des Generales war gut. Drüben auf der anderen Thalseite genügten einige Compagnieen und vier Geschütze vollständig. Mit dem ganzen übrigen Reste, drei Bataillonen und sechs Geschützen, konnte er sich nicht nur halten, sondern, wenn das französische Feuer etwas ausgebrannt war, sogar Vortheile erringen.

Ein Dragonerlieutenant kommt von rechts herangesprengt. Meldung von der auf der Straße nach Westen gegen O. vorgegangenen Escadron: Starke feindliche Colonnen, Linientruppen, rücken auf der Straße von O. auf la Malle und St. Pemy vor. Es können drei bis vier Bataillone sein.

Wie weit von la Malle habt Ihr sie beobachtet?

Als ich abritt, vor einer Viertelstunde, waren sie ungefähr eine halbe Stunde entfernt, erwiederte der Lieutenant.

Ich danke, Herr Lieutenant; reiten Sie zurück; die Escadron soll weiter beobachten, vor dem Angriffe des Feindes aber langsam hierher zurückreiten und hier die Geschützbedeckung übernehmen.

»Rathgut, das Bataillon in Estipal ist auf St. Pemy zu dirigiren, das Dorf muß unter allen Umständen festgehalten werden.«

Die Situation war viel ernster geworden. — Der Generalstabshauptmann steigt ab und schreibt auf dem Sattel des von einer Ordonnanz gehaltenen Pferdes den Befehl mit Bleistift. Eine Ordonnanz reitet nach Estipal ab.

Der Generalstabsofficier schreibt weiter. Er schreibt an einer Meldung an das Generalcommando: Um halb 10 Uhr südlich Estipal mit französischer Linie in's Gefecht getreten, mindestens 10,000 Mann stark. Feindliche Artillerie zur Stelle. Gefangene nennen ein Corps Dambriel. Die Lage vorerst noch gut. Für morgen sagen Gefangene ankommende Verstärkungen aus. Ich beabsichtige in diesem Falle, mich bei R. zu halten. Verstärkung wäre dringend erwünscht.

Der General unterschreibt; zwei Dragonerofficiere werden der gestörten Verbindung wegen auf verschiedenen Straßen mit der Meldung abgeschickt.

Kommt Meldung von dem Bataillon aus Estipal: »Major Fesch ist auf St. Pemy abmarschirt. Als ich abritt, war er noch etwa tausend Schritt von dem Dorfe.«

Zurückreiten; wenn die Ordonnanz mit dem schriftlichen Befehle noch nicht bei dem Herren Major sein sollte, das Dorf-St. Pemy müsse um jeden Preis gehalten werden.

Herr Adjutant, notiren Sie Major Fesch. Ich werde ihm diesen prächtigen selbständigen Entschluß nicht vergessen.

Eben ertönt bei der Batterie das Commando: Zwei Geschütze vom rechten Flügel rechts schwenken; Waldausgang über dem Dorfe rechts. Auf die Infanterie-Colonne. 3000 Schritt.

Herr Adjutant, wie viel Uhr ist es? — Halb 12 Uhr. — Noch verdammt viel Tag vor uns.

Herr General! Meldung vom dritten Infanterie-Regimente. Das Regiment hat einen Angriff auf les Coins versucht, wurde aber abgewiesen. Oberst Schneider ist zum Tode getroffen, der Commandeur des ersten Bataillons, zwei Hauptleute und mehrere Officiere außer Gefecht. Major Hauprecht hat das Commando übernommen. Das Regiment kann vorerst nicht mehr vorgehen.

Melden Sie dem Major Hauprecht, er muß zunächst sich halten. Es sind Unterstützungen im Anzuge.

Herr Adjutant! Die Batterie soll die Höhe bei les Coins einige Zeit unter Feuer nehmen, sonst ersticken die Dreier.

Hauptmann Rathgut! Der Oberst Hermar aus R. muß heran. Vorerst können wir noch die ganze Linie halten. Wenn aber am rechten Flügel der Feind stärker drückt, dann müssen wir zurück. Ich weiche aber diesem Gesindel nicht, der Hermar muß rasch heran; der letzte Mann muß eingesetzt werden. Was ist hier noch in Reserve?

Noch zwei Compagnieen, die den ersten Angriff auf Fentelize gemacht.

Hinein mit der einen in dies Dorf, mit der anderen zum dritten Regimente, das frischt auf. —

Herr General, ich melde, daß die feindlichen Geschütze das Gefecht eben aufgegeben haben. Sie haben zwei, drei Mal sehr geschickt die Position gewechselt, sind aber jetzt abgefahren.

Gut, Herr Hauptmann, jetzt machen Sie einmal hier im Centrum und am linken Flügel der Infanterie etwas Luft.

Hauptmann Rathgut! Wie weit ist es nach R.? — Ueber zwei Stunden. — Kann in einer halben geritten werden. Ordonnanz, reiten Sie dahinten zur Escadron. Der Herr Rittmeister soll die bestberittene Ordonnanz herschicken.

Blaß, schmächtig, galoppirt ein blutjunges Bürschlein heran, parirt das Pferd: »Freiwilliger Kingloe, zur Ordonnanz befehligt.«

Freiwilliger, Sie müssen in einer halben Stunde bei Oberst Hermar in R. sein. Schonen Sie Ihr Pferd nicht, es hängt viel an Ihrem Ritt.

Zu befehlen, Herr General! — In seinen Augen leuchtet es auf, das blasse Gesicht belebt sich; er wendet das Pferd, reitet vorschriftsmäßig drei Pferdelängen im Schritte weg und saust dann in langem Galopp die Höhe hinunter. Die moralische Kraft des gebildeten, mit vollem Verständniß arbeitenden Mannes von Erziehung, Familie und Blut steigert die Körperkräfte momentan auf das Wunderbarste. In fünfundzwanzig

Minuten ist R. erreicht. Der Adjutant tritt dem Freiwilligen entgegen vor die Thüre. Dieser muß seine Meldung zu Fuß überreichen. Er steigt ab. — »Kommen Sie herein zum Herren Oberst.« Ein Grenadier hält seine Fuchsstute. — Durch ein Glas Wein gestärkt, giebt er die nöthige mündliche Aufklärung über den Stand des Gefechtes. Die Fuchsstute vor der Thüre ist umgesunken und rasch verendet. —

Schnell sind die Compagnieen alarmirt; die abgegangenen Requisitionsdetachements können freilich nicht mitgenommen werden; eine Compagnie muß zu deren Aufnahme zurückbleiben. Alles in Allem, was aus den drei Compagnieen zusammengetrieben werden kann, sind schwach 400 Mann; dazu kommen noch 43 Dragoner. Punkt 12 Uhr marschiren sie thalaufwärts ab.

Der Oberst reitet mit den Adjutanten voraus; der kleine Kingloe ist von den Dragonern beritten gemacht worden. —

Auch auf dem Marsche in's Gefecht sprechen die deutschen Truppen im Allgemeinen äußerst wenig. Ist's Sicherheit und Zuversicht, Selbstbewußtsein und Muth? Oder ist's träge Indolenz oder eine glückliche Mischung von Beiden? Auszunehmen von dieser Regel allerdings sind die Berliner Regimenter, ein oder das andere Regiment vom Rhein und die Pfälzer Regimenter. Artillerie und Cavalerie kommen hierbei weniger in Betracht; die räumliche Trennung der Einzelnen und der Lärm verbietet von selbst größere Unterhaltungen.

Jetzt fliegt ein Wort von Mund zu Munde durch alle drei Compagnien. Allgemeine Heiterkeit. Der Major hat etwas zu dem großen Feldwebel bei der ersten Compagnie gesagt. Was hat er gesagt? Wenn das erste Bataillon nicht dabei ist, hat er gesagt, da hat die ganze Brigade Angst. Ueberall Bekräftigung: da müssen wir einmal wieder hineinpfeffern.

Jetzt stimmt Einer die Wacht am Rhein an. Fast Alle singen mit. Für ein süddeutsches Soldatenlied hat es nur Einen Fehler: es hat zu wenig Verse. Die meisten Soldaten lieben Lieder, die gar nicht ausgehen; wo Einer ohne Worte Rudirulala vorsingt, und Alle im Refrain mitsingen, ohne Gedanken, bis der Athem ausgeht, das sind die beliebtesten Lieder.

Wie ist die Wacht am Rhein unter die Soldaten gekommen? Wo kommen solche allgemein gesungenen Lieder plötzlich her? Nachdem anno 66 der Feldzug etwa drei Wochen gedauert, fingen plötzlich die Soldaten der Bundesarmee ein Lied zu singen an, das bisher nicht bekannt gewesen war: »Und es ist ja so schwer von der Heimat zu geh'n, Wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wiederseh'n &c.« Dieses Lied war damals das beliebteste Marschlied der preußischen Armee. Rhythmus, innerer Zug der Unlust am Kriege, Alles paßte. Wie es herüber kam? Es ist von Vorposten zu Vorposten geflogen; es war da und wurde in kurzer Zeit bei allen Abtheilungen gesungen. —

Munter geht es vorwärts. Von Zeit zu Zeit bleibt einer der Compagniechefs am Wege halten, um Füße und Gesichter prüfend vorüber passiren zu lassen. Wie geht's, Hügle? — Gut, Herr Hauptmann. — Wollen wir heute, wenn's da vorne dazu kommt, wieder hinein fahren wie bei Dijon? — Was meinen Sie, Martori? denkt Ihnen der große Aegypter noch im Schlapphut? — Und Sie, Christian Lenz, ich bin begierig, ob Sie heute Ihre Ehre retten. Wenn Sie mit derselben Schneid heute in die Franzosen fahren, wie Sie neulich ein Lüderjan gewesen sind, soll unsere Rechnung ausgeglichen sein. Daß mir die Patronen auch überall ordentlich geklopft sind. Unterofficier Goth, wo fehlt's? Sie machen ja ein Gesicht, wie Ihr gestriger Quartierherr, der Pfarrer. Kopf in die Höhe. Schwermuth zieht die Kugeln an, heißt's Sprüchwort.

Man kommt dem Geschützfeuer nach und nach näher. Ist Jemand besonders ernst? O nein, es ist derselbe Marsch, wie er im tiefsten Frieden auf der Straße um die Garnison herum ausgeführt wird. Man denkt nicht zu viel voraus in der Truppe. Der Augenblick nimmt jeden in Anspruch. Die gewisse Ordnung ist einzuhalten, die Pfeifen werden aus dem rechten in den linken Mundwinkel geschoben; der Teufel soll den Affen holen, wünscht der, den der Tornister drückt. Neues kann da vorne nicht kommen. Wenn todt geschossen sein muß, da sind noch viele in der Compagnie, mich braucht's gerade nicht treffen.

So geht's frisch weiter. Auf schaumbedecktem Rosse sprengt ein Mann heran, der sonst friedlichere Geschäfte besorgt: der Auditeur als Ordonnanzofficier überbringt den Befehl zur möglichsten Beschleunigung des Marsches. Er war mit seinem Freunde, dem Schlachtenmaler, hinausgeritten im Stabe des Generales. Die Situation war um 1 Uhr sehr ernst geworden. In Fentelize und les Coins, also Centrum und linker Flügel, stand das Gefecht, d. h. es ging nicht vorwärts, aber auch nicht zurück; die Artillerie hielt der wiedererschienenen feindlichen die Schale, aber die Munition fing an, auf die Neige gehen zu wollen. Am rechten Flügel hatte Major Fesch St. Pemy den Franzosen schon durch Sturm abnehmen müssen. Immer stärkere feindliche Massen marschirten an, eine große feindliche Ueberflügelung begann; länger als bis gegen zwei Uhr konnte er sich nicht mehr halten. Da, nach 1 Uhr, begann auch im Centrum und bei les Coins der Feind wieder aggressiv zu werden; dicke Angriffscolonnen bewegten sich gegen Fentelize heran.

Rathgut, ist kein Ordonnanzofficier mehr da, der Hermar muß den Marsch um jeden Preis forciren.

Da meldete sich der Auditeur und erhielt seinen Auftrag. Er vollzog ihn pünktlich. Eben trifft Oberst Hermar bei General Eisenhart ein. Herr General, zur Stelle das Bataillon und 43 Dragoner folgen mir unmittelbar.

Herr Oberst, hier im Centrum und am linken Flügel kann ich noch halten, drüben in St. Pemy ringt Ihr Füsilierbataillon in schwerem Kampf. Ich übergebe Ihnen das Commando hier am rechten Flügel.

Der Oberst orientirte sich rasch. Hilfe an einem der bedrohten Punkte bringen, das konnte die Vertheidigung dort kräftiger machen, aber Erfolg schwerlich herbeiführen. Wenn er sich zwischen die zwei französischen Flügel warf! — Aber der arme rechte Flügel braucht Hülfe. — Da hält ja Reiterei. Kinder, was treibt ihr eigentlich hier? wandte er sich zu dem Oberstlieutenant der Dragoner. — Zur Geschützbedeckung. — Wird überflüssig. Schicken Sie die Escadron auf St. Pemy dem Major Fesch zur Hilfe.

Man lache nicht. Reiterei zur Hilfe einem im Dorfgefechte und in Wäldern ringenden Infanteriebataillon. Der Rittmeister begriff sein Loos; er trabte um St. Pemy herum, und stellte sich in weiter Linie rechts des Dorfes auf. Cavalerie ist da! riefen die Füsiliere; neues Leben kam in die Abtheilungen. La Cavalerie! la Cavalerie! schrien die Franzosen. Ihr Angriff stockte momentan. Der Geniestreich kostete zwei Dutzend Dragoner und über dreißig Pferde, aber die verhängnißvollste halbe Stunde hielt er vor.

Jetzt rief aber auch ein Füsilier: Links da drüben, Herr Hauptmann, kommt unser erstes Bataillon, ich kenne den Schimmel. Das ist der Hauptmann von der ersten Compagnie. Hurrah, Füsiliere, das erste Bataillon ist da! jetzt vorwärts. Und wieder ging's vorwärts, fast keine Patrone war mehr vorhanden.

Oberst Hermar hatte das erste Bataillon direct auf die Verbindung zwischen den zwei französischen Flügeln, auf das Dorf la Malle dirigirt. Sie hatten sich entwickelt, frisch angesetzt, und Zug auf Zug ging's vorwärts. Marsch! marsch! Hurrah! die Höhe hinauf. Zum Gegenangriff dringen die Franzosen über den Hügel vor. — Alles liegen bleiben, bis der Hauptmann das Zeichen giebt, lief der Befehl durch die Linie. — Kommst du mit, wenn ich nachher attaquire? ruft der Hauptmann seinem Freunde, dem links neben ihm avancirenden, zu. — En avant! en avant! — Auf 200 Schritte sind sie da. — Schnellfeuer! — Aber sie kommen näher. — Jetzt Christian Lenz, können Sie zeigen, ob Sie ein Kerl sind! Attaque!

Die Tambours schlagen mit Einem Schlägel den einförmigen und so wirksamen tam, tam! tam, tam! Die Hornisten blasen zur Attaque. Die ganze Linie ist aufgesprungen und stürzt vorwärts; Allen voraus, das Gewehr hoch über dem Kopfe schwingend, Christian Lenz. Wie er, einen Schritt vor einem Franzosen, zum Schlage ausholen will, stürzt er, durch die Stirne geschossen, der ganzen Länge nach auf das Gesicht neben den Franzosen nieder. Einige Franzosen stehen noch. Sie werden erschlagen. Die große Menge flieht. Halt! Nieder! Schnellfeuer! immer in den dicksten Haufen halten! tönen die Commando's. — Die Höhe ist genommen, das französische Centrum ist durchbrochen.

Aber auch nach rechts und links hat das Avanciren der Grenadiere elektrische Wirkung gemacht. Der General hat sich persönlich dem dritten Regimente angeschlossen — eigentlich ein Fehler, der oft gemacht und, wenn er nicht zum höchsten Schaden ausgefallen, durch Bild und Schrift glanzvoll verherrlicht wird. Les Coins und die Höhen dahinter wurden genommen, das brennende Fentelize, jetzt nach 7 Stunden, ganz erobert. Ebenso sind die Füsiliere prachtvoll zu St. Remy heraus avancirt. Es giebt keine Uebermacht mehr; die französische Ueberflügelung kehrt um, die deutsche Artillerie macht reiche Ernte unter den Weichenden.

Hin und her wogt noch das Gefecht, so entschieden es im Großen ist. Auf der Höhe von la Malle haben die Grenadiere das reine Scheibenschießen gehalten. Eben kommt noch ein französischer Gegenstoß vom Dorfe her, durch dichtes Feuer begleitet. Herr Hauptmann, ist es gestattet auszutreten, meldet der Freiwillige Dr. Hormann, ich habe einen Schuß im linken Arme. »Legen Sie sich gleich hier nieder«. In diesem Augenblick schlug ihm ein Geschoß durch das Bein und warf ihn zu Boden. Die Schüsse, welche die Knochen treffen, verursachen eine momentane Erschütterung durch den ganzen Körper, die die meisten Menschen niederwirft.

Auf die eisernen Kreuze haben sie's heute gepackt, meinte der Hauptmann. Aufgepaßt am rechten Flügel; nicht zu früh feuern, laßt sie erst recht heraus.

Hurrah! Hurrah! ich höre am linken Flügel avanciren blasen; vorwärts, auf sie hinein! Und vorwärts geht's. Ein Schuß streckt den Hauptmann zu Boden. Liegen lassen! hinein! Da in der rechten Rocktasche sind die Listen. Der Herr Lieutenant Fichs soll suchen, den Kirchhof rasch zu besetzen.

Und die Franzosen fliehen definitiv; ihre Unterstützungstrupps im Dorfe geben sich gefangen. Einzelnes Schießen geht weiter; die größeren französischen Abtheilungen verschwinden in den Wäldern. —

Bei den Truppen Eisenhart's giebt es einen allgemeinen Halt. Er gebot sich von selbst. Es war halb 4 Uhr. Fast alle Truppen seit früh Morgens auf dem Marsche, seit sieben Stunden im Gefechte; die frischen Grenadiere hatten schwer gelitten, die drei

schwachen Compagnien 120 Mann, über 20 % verloren. Die dem Feinde in die Wälder folgenden Dragonerpatrouillen stießen überall auf erheblichen Widerstand. Nach Aussage der vom Auditeur verhörten Gefangenen war das gegenüberstehende Corps 14- bis 16000 Mann stark, so daß diese Uebermacht schon ein directes weiteres Folgen verboten hätte. Zudem aber brach bald die Dunkelheit herein: die Franzosen sollten noch weitere Verstärkungen abwarten. General Eisenhart mußte stehen bleiben.

Die Bivouacs wurden bestimmt, Vorpostenstellung angeordnet, Berichte entworfen. Die Truppen, die nicht auf Vorposten, marschirten in die bezeichneten, theilweise brennenden Dörfer, und richteten sich sofort wieder ein, als wäre Manöver und weiter gar nichts passirt. Vollste Thätigkeit herschte nur bei den Aerzten und bei den Verpflegungsorganen. Sie waren zwar alle auch unterwegs, auch völlig in Anspruch genommen gewesen. Ruhe giebt es aber für sie heute nicht. —

Die von uns seither begleitete Compagnie lag jenseits la Malle an der Straße nach Westen und patrouillirte in den Wald. — »Ja, wo kommen denn Sie her, Schlachtenmaler?« tönte die lustige Stimme des Lieutenants. »Haben Sie nichts zu trinken? Die Franzosen haben mir mitten durch die Feldflasche geschossen.«

Prachtvolle Skizzen, lieber Fichs. Der Angriff auf les Coins, der alte Eisenhart mitten im Bataillon Hauprecht. Das wird Effect machen.

Alles nichts; hier hätten Sie sein sollen bei la Malle. Angriff, Gegenangriff der Franzosen, Bajonnetattaque des Hauptmannes Pudel.

Ach Gott, der arme Hauptmann, ich habe ihn eben hinein tragen sehen nach Fenelize; es ist noch ein Haus dort, das nicht brennt. Der tanzt auch nicht mehr.

Was ist das für eine Compagnie? tönte eine Frage.

Die Erste. Ach, Sie, Adjutant. Kommt Ihr angeritten, uns kriegerische Weinfässer anzuweisen, oder wären wieder die Häupter oben in Ordnung und das lebendige Dienstroster träte auf, uns etwa Befehle, Verhaltungsmaßregeln 2c. — dann bitte, lassen's stecken! —

Richtig, lieber Fichs, Ihr kommt auf Vorposten. Der Major brummt zwar schändlich, aber es ist nichts zu machen. Es ist Alles Halali! Die Compagnie soll die Straße nach Westen besetzen, aber aus dem Schusse vom Walde zurückgezogen. Rechts schließen Füsiliere an, links die dritte Compagnie. Der Bataillons- und Regimentsstab liegen direct hinter dem Dorfe. Guten Abend!

Und der Lieutenant führte die Compagnie in den Kirchhof zurück, den besten Vertheidigungspunkt. Auf Vorposten kommt der Schützenzug, der sich bei der Attaque so schön gehalten. Er ist jetzt commandirt von einem Vicefeldwebel.

Die Güte der gegenwärtigen Organisation tritt nirgends schlagender hervor, als in der Sorgfalt für den Nachschub der Führer. Das hier erwähnte Regiment verlor in einem anderen Gefechte 24 Officiere von 60, darunter 6 Compagniechefs von 12. Nicht eine Minute stockte das Geschäft; junge Reserveofficiere führten Compagnien, Vicefeldwebel und Unterofficiere führten die Züge; Leute, die den Militärberuf nicht als solchen erwählt, sind so ausgebildet und in Menge so ausgebildet vorhanden, daß sie überall für die nächste Noth richtig in die Lücken zu treten vermögen. —

Die Patrouillen sind bezeichnet, der regelmäßige Gang derselben bestimmt. Man kann sich den inneren Bedürfnissen zuwenden. Sergeant Zimmermann, machen Sie einmal einen Versuch, ob in dem Neste noch irgendwo etwas zu requiriren sein wird, oder ob Sie den Zahlmeister nicht irgendwo entdecken können.

Zahlmeister? Hier bin ich. Es giebt zwar nicht viel, aber etwas Brod und Wein haben wir zusammengebracht. Die frechen Bauern hätten uns, so lange das Gefecht ging, fast todt geschlagen. Erst als sie die Gefangenen ankommen sahen, wurden sie zahmer. Uebrigens müssen wir zufrieden sein. Die Wagen dürfen nicht herangezogen werden, es wird auch morgen noch knapp hergehen. Da ist auch eine Flasche Extrawein, die der Herr Major als Dank der ersten Compagnie schickt.

Der arme Hauptmann hätte ihn besser verdient. Guten Abend, Zahlmeister; denkt an die Vorposten, wenn noch etwas besonderes Euch aufstößt. Selbst Lapin wird heute nicht verachtet.

Wie viel Laib Brod, Sergeant? — Fünfzig, Herr Lieutenant. — Geben Sie einen Laib auf sechs Mann, das andere wird für morgen aufgehoben. Vom Weine füllen Sie jede Flasche, den Rest lassen Sie trinken. Dann Feldwebel, macht einmal den Kirchhof von den Todten rein. Man meint, die Kirchhöfe ziehen an, da wird immer am bissigsten gerauft.

Und jetzt, lieber Schlachtenmaler, bleiben Sie bei mir; zwischen den zwei großen Grabsteinen machen wir's uns zurecht. Hier vorne ist Wahrheit, hinten wird jetzt schon an Berichten zusammengedacht, daß es eine Freude ist. Wissen Sie, wie neulich ein Franzose zu mir gesagt hat: J'ai vu des actions si simples devenir héroiques: ich habe sehr einfache Thaten heroische werden sehen . . en y aidant un peu: durch ein bischen Nachhilfe. Diese Momente herschen jetzt in gewissen Regionen hinter uns; also dageblieben. Das hier ist auch ein Bild: Die Männer auf den Grabsteinen und in der Kirche, ganz hübscher Hintergrund der Hochaltar mit dem ewigen Lichte; Alles im Reflex des brennenden Dorfes. Die schönste Staffage bin aber offenbar ich selbst mit dieser Flasche vorzüglichen Weines. Skizziren Sie, ich trinke.

Die Mannschaften richteten sich zum Bivouac ein; allerdings sehr einfach. Die Hälfte legte sich in die Kirche, die andere Hälfte lag in der bestimmten Ordnung hinter den Gewehrpyramiden auf und zwischen den Gräbern, fest in die Mäntel gewickelt. Es war kalt, Feuer durfte da vorne nicht angebrannt werden. Aber heute liegen sie doch wärmer als sonst. Sie wickeln sich noch in prachtvolle, nagelneue Wolldecken. Zu Hunderten hatten die Franzosen sie weggeworfen.

Die heutigen Franzosen an sich sind, wie die anderen umliegenden Völker, höchst unkriegerisch gesinnt. Sie sind außerdem nicht, wie einige andere, durch den heilsamen Zwang der staatlichen Macht gebunden, sämmtlich die gesunde Last der ausgeprägten militärischen Vorbildung zu ertragen, und stopften nun den neu organisirten Soldaten mit einer Menge von Material, Zelten, Teppichen, großen Blechschüsseln ꝛc. um und um. Je mehr Einer hat, desto mehr kann er wegwerfen. Wer aber etwas Anderes wegwirft, als eine unbrauchbare Patrone, der wirft bald seinen Muth und seine Ehrenhaftigkeit ab und wird über Nacht feige.

Die Teppiche thaten den Germanen sehr wohl. Noch etwas Weggeworfenes that wohl. Ein Prakticus, der auf einem französischen Tornister saß, durchsuchte denselben zur Unterhaltung, zuerst das Kochgeschirr. Ein großes Stück des prachtvollsten du lard war darin. Der Lieutenant ließ sofort überall suchen. Die viele Pfund Speck ergebende Tornisterrecognoscirung fand allseitiges Liebäugeln. »Das verfluchte Schweinerne ist in dem Frankreich gar zu gut,« meinte der Grenadier.

In der Kirche ist Licht gemacht worden. Lichtstumpen sind auf Befehl des Hauptmanns stets vorhanden bei jeder Corporalschaft. Da schreiben einzelne Grenadiere Cor-

respondenzkarten. Wenn es auch mehrere Tage dauern wird, bis wieder Post abgeht, die angstvolle Mutter zu Hause ist sicher beruhigter, wenn der Sohn die Nachricht auf der Brust trägt, daß es ihm heute nichts gethan hat. Der Sohn hat jedenfalls, so weit er konnte, seine Pflicht erfüllt.

Im Beichtstuhle hat sich's der Schlachtenmaler zurecht gemacht, dem es draußen auf den Gräbern zu kalt geworden. Auch war es ihm schwer um das Herz. Das erste Gefecht im freien Felde hatte ihn gewaltig erschüttert. Aber er fühlte auch, daß er oft so unmittelbar hinein müsse, um Nutzbares zu leisten. Nur wo die eigene Anschauung die ganze Summe der sich treibenden Bilder zum geistigen Eigenthum gemacht hat, kann aus dem Werke der gestaltenden Hand das werden, was die Aufgabe dieses Berufes schwer und erhaben macht: ein Bild, in dessen kleinem Rahmen die Mit- und Nachwelt dankbare Erbauung schöpft an der Größe der geschehenen Thaten und hinreißende Begeisterung, nachzumachen oder noch besser zu machen.

Halt, wer da? — Grenadier Baro, Patrouille. — Was Neues?

Auf Vorposten nichts Neues. Der Feind ist auf der großen Straße nicht mehr zu spüren.

Wie steht es innen im Walde?

Da raschelt's und stöhnt es noch, es sind noch viele Verwundete darin.

Die werden bald stille Männer sein. 's ist gut, Baro. Halt! nehmen Sie da die Flasche mit. Ich lasse dem Herren Vicefeldwebel guten Appetit wünschen.

Und jetzt ist es Zeit, noch ein trauriges Geschäft zu besorgen. Die Verlustliste wird aufgestellt. Es ist dies auch meist der Augenblick, wo die Compagnie- &c. Chefs sich in Betrachtungen verlieren. Sind sie doch mit der einzelnen Persönlichkeit durch oft langjähriges Dienstverhältniß, durch Zuneigung und Abneigung verbunden; kennen sie doch die Familienverhältnisse genau; wissen sie doch allein, welche Lücke oft der unerbittliche Tod mit einem hier geführten Schlage gleichzeitig in der fernen Heimat vernichtend gerissen hat. Alle anderen Dienststellen haben nur die Zahlen vor sich.

Der große Feldwebel mit der rothen Riesenbrieftasche sitzt unten am Altare, der Lieutenant hockt auf der Stufe vor dem Taufstein; das Blendlaternchen vermehrt die Lichtquellen. In den Kirchstühlen schnarchen die Grenadiere. »Sieben Todte auf dem Platze geblieben. Der Christian Lenz war doch ein Staatskerl; der Unterofficier Goth ist sicher auch schon todt, er war in den Unterleib geschossen. Was wird die arme Mutter weinen! Sie war so besorgt um ihn und so ehrgeizig zugleich: »Er muß Officier werden.« Und sein armer braver Vater! — Der Becherer, Herr Lieutenant, ist auch todt, der Leib war ihm von einem Granatstück aufgerissen. Auch der Tambour Sieb soll todt sein.«

Wenn wir nur die Trommel wieder bekommen. Schicken Sie morgen, ehe der Tag graut, zurück; sie muß liegen, wo wir die Höhe hinauf attaquirt haben, eine halbe Stunde von da. Wer kann von den Reservespielleuten am Besten trommeln? — Der Riegel. — Morgen Compagniebefehl: Grenadier Riegel zum Tambour bestimmt; Gewehr und Patronen auf den Wagen.

Macht 10 Todte und 23 Verwundete von 170. Ist mir fast zu viel. Und bei der 3. Compagnie wird's noch schlimmer sein.

Sobald es Tag ist, Feldwebel, gehen Sie mit Bedeckung hinüber in das Dorf, das dort brennt, und besuchen den Herren Hauptmann. Er hat vielleicht noch einige Wünsche über den Gefechtsbericht. Was wird man denn mit seinen Effecten machen? Am besten bleibt Alles auf dem Wagen.

Machen Sie jetzt die Liste fertig. Ich muß ein wenig ruhen. Sergeant Keckfuß, wecken Sie dort den Herrn Lieutenant von Stilling, der mich ablöst.

Er rüttelt, er schüttelt, das junge Blut ist fast nicht wach zu bekommen. — Stilling, ich ruhe ein halb Stündchen, übernehmen Sie so lange das Commando. Sie setzen sich aber am besten hinaus in die Luft, Sie bleiben eher wach. Um 12 Uhr nehmen wir den Zug von draußen herein, der Zug hier wacht dann bis zum Tage. Sie lassen mich zur Ablösung wecken.« — —

Und immer tiefer senkt die Nacht sich herab über die blutige Stätte; das einzige Licht sind die brennenden Dörfer; das wilde Leben, das vorher, mit den heftigsten Leidenschaften durchjetzt, in der höchsten Intensivität pulsirte, ist zurückgesunken auf den Gang und Ritt einzelner Patrouillen und einzelner weniger Posten. Nur Hundegebell unterbricht die große Stille.

Und doch wachen noch so Viele.. — Was sind das für Irrlichter, die hin und her streichen durch die Felder? — Ja, Irrlichter! Sie leuchten manchem erquickend, erlösend. Es sind die Laternchen auf der Brust der Männer, deren Beruf es ist, die noch außen liegenden Verwundeten zu suchen. Sie horchen in der Nacht umher. Dort stöhnt es. Ein schwer getroffener Franzose ringt zwischen Leben und Tod. Er erschrickt, als er die Deutschen sieht. Die ihm gereichte Labeflasche belehrt ihn des Richtigen. Sie lüften ihm die Cravatte, sie legen ihn, so bequem es geht. Es geht nicht mehr lange mit ihm, nur die fürchterliche Angst hat ihn aufrecht erhalten. Es sind Menschen um ihn, die sich seiner liebevoll annehmen. Die Spannung weicht, er sinkt zurück und ist verschieden.

Kühn war er vorgegangen gegen den Feind, ein Geschoß streckte ihn nieder. Hört jetzt die Tapferkeit auf? Sie beginnt oft erst für den Hilflosen. Rechts und links schlagen die Geschosse ein, er muß liegen bleiben. Er hält mit den Händen die blutende Wunde zu. Das Gefecht entfernt sich. Gottlob! Das Gefecht geht zurück, kommt wieder näher. Die Seinigen weichen. Der Feind schreitet über ihn hinweg. Was wird sein Schicksal sein? Er hat so viel von der Barbarei des Feindes gehört, er hat schon so viel Barbarisches gesehen. Ihm schwindelt. Als er erwacht, ist es tief dunkel. Wo ist er? Er ruft. Alles ist still. Die Wunde blutet nicht mehr, aber sie brennt, ihm ist elend. Er fängt an zu kriechen. Wohin? Das weiß er nicht. Wieder bleibt er liegen. Er hört sprechen. Wer kommt? Es sind die Männer, die ihn laben. — Er stirbt.

Die Männer gehen weiter. Sie finden einen Cameraden, sie laben und verbinden ihn; sie legen ihn auf die Bahre und tragen ihn zurück. Es schmerzte das Tragen; es schmerzte namentlich das Herunternehmen, als sie ihn zu vielen Anderen in die Scheuer auf Stroh legten. Und doch machten sie es sanft, ganz sanft. Er wird von einem Arzte untersucht. »Herr Doctor,« hat einmal bei diesem Momente ein Hauptmann zu einem Arzte gesagt, »es fehlt etwas an der Ausbildung der Aerzte.« — »Was denn?« schaute der verwundert auf. »Nach dem Staatsexamen sollte jeder auf einen Knochen geschossen und dann nur fünf bis zehn Mal im Laufe der nächsten Tage mit der Sonde untersucht werden.«

Neben der Scheuer wird amputirt; die armen Männer schreien. Kommt es auch an mich? Es kommt nicht. Aber noch hört die Tapferkeit nicht auf. Er wird früh Morgens zu Anderen auf einen zweiräderigen Landkarren in etwas Stroh gelegt. Es ist schrecklich kalt. Das abgezapfte Blut wärmt nicht mehr. Die Glieder steifen sich.

Langsam, langsam geht der traurige Zug. Es wird Mittag, wird Abend, wird Nacht. Er seufzt nicht, er schreit nicht. Die Einzigen, die Wünsche haben, die klagen und weinen, sind Franzosen. Endlich nach langen 12 Stunden ist er am Lazareth. Zum Leben, zum Tode oder zu langem Siechthum?

Zunächst ist er geborgen. Ruhe, gutes Lager, gute Pflege und kräftiger, erhebender Zuspruch. Wie wohl ist ihm, wenn der wackere Geistliche sich zu ihm setzt, ihm von der Heimat, von der Welt außen erzählt, ihm seine Briefchen schreibt und vorliest. Im Lazareth auf fremder Erde hat der Geistliche einen schönen Beruf, einen schweren. Stets das Rechte zu treffen, mit dem Grenadiere aus der Bibel lesen, mit dem Officiere politisiren, mit dem Turco durch Zeichen reden, — für Jeden giebt es einen erhebenden Anknüpfungspunkt; — wer ihn zu finden Geschick und Eifer hat. — —

Und wieder ist es Mitternacht. Zurücklaufen müssen die Fäden dahin, von wo sie gesponnen. Bei den Truppen schläft, wer kann. Der Feind ist still. Lang hingestreckt am Feuer hinter dem Wäldchen liegt der Major. Er hat den Gefechtsbericht skizzirt. Der Adjutant daneben macht noch Notizen auf dem Knie. An der anderen Seite des Feuers hockt der Regimentscommandeur mit seinem Adjutanten. Der Oberst sieht in die Karte auf seinen Knien und flüstert zu dem Adjutanten, der in's Notizbuch schreibt. Schneeflocken fallen auf die Karte, er wischt sie weg. Es ist Befehl eingetroffen, daß morgen concentrirt stehen geblieben wird, das Regiment soll das Schlachtfeld aufräumen und suchen, Fühlung mit dem Feinde zu nehmen. Die Detailbefehle an die Bataillone werden erlassen.

Der Diener bringt ein Stück Speck. Der Oberst hat einen Magen, der jetzt Speck erlaubt und eiskalten Rothwein.

Bei dem Brigadecommando schläft Niemand. Die ersten Berichte sind gemacht, die Gefangenen verhört. Der Feind erwartet große Verstärkungen. Die Artilleriemunition ist gewaltig reducirt. Wenn der Feind nochmals morgen angriffe, wie heute?! Der General sitzt mit seinem Generalstabsofficier und Adjutanten in dem Staatszimmer auf dem Landsitze des Mr. de Rozières; Château-Schloß nennt der Soldat diese Häuser. Es kann morgen schwere Stunden geben, aber die Division und das Corps kennen jetzt die Situation; mit einiger Anstrengung kann bis morgen Abend Unterstützung da sein. Die hohe Kritik wird uns tadeln, weil wir den Vortheil nicht ausbeuten. Aber wir wären vernichtet, wenn —.

Tritt eine Ordonnanz ein. Lieutenant von Hayling vom nten Dragonerregimente.

Herein. Wie steht's? Haben Sie die Division getroffen?

Herr General, ich bringe die Depesche wieder zurück. Auf dem Kamme des Gebirges oberhalb Champagney wurde ich das erste Mal angeschossen, ich verlor zwei Mann, an einer Barricade weiter unten wieder zwei Mann; ich ritt zurück und nahm Nebenwege; überall verlegt; es wurde glatt, mehrere Pferde stürzten; ich bin mit Verlust von der Hälfte Mannschaften und Pferde zurückgeritten.

Ich danke Ihnen, Sie haben Ihre Sache brav gemacht.

Er war kaum abgegangen, meldete sich der auf anderer Straße über das Gebirge entsendete Dragonerofficier. Ueberall verlegt. Auch er brachte die Meldung zurück.

Die Situation war kritisch geworden. Die Verbindung nach rückwärts war abgeschnitten. Die nächsten Truppen des Corps standen jetzt noch über dem Gebirge, drei Märsche entfernt. Es wurde überlegt, auf welche Weise das Corps benachrichtigt werden könnte. Es giebt noch ein Mittel, allerdings ein zweifelhaftes. Bei einer der Füsilier-

compagnien des Grenadierregimentes ist ein Füsilier, den sein Hauptmann schon vor einigen Tagen im Gespräche mit dem Generalstabsofficiere für das Geschäft eines Spiones namhaft gemacht hatte; bei der Compagnie und dem Bataillon besorgte er die gefährlichen Patrouillen. Er hatte als Metzgerbursche in diesen Departements jahrelang gelebt und war des Patois, das hier gesprochen wird, vollständig kundig.

Der Füsilier wird beigeholt, die Compagnie ist im Begriffe, mit den 600 Gefangenen auf R. abzumarschiren. »Getrauen Sie sich, eine Depesche über das Gebirge in die Gegend von Schutzeck an das Generalcommando zu bringen, wo morgen die nächsten Truppen des Corps stehen werden? denselben Weg, den Sie hermarschirt sind?« — Zu Befehl, Herr General.

Der General reichte ihm die Hand. Ich danke Ihnen zum voraus, Fusilier Kühn!

Nach empfangener weiterer Instruction marschirt Kühn mit der Compagnie nach R. ab. Unterwegs sucht er sich mit Erlaubniß seines Hauptmannes einen passenden Anzug unter den Gefangenen aus, und um 4 Uhr früh marschirt er als Franctireur, die Depesche in den Mützenboden eingenäht, aus R. ab. Nach Schutzeck ist es neun Stunden, zu übersteigen ist der Paß des hohen Dinon, 3109′ über Meer. Der Mann hatte die vergangene Nacht auf Vorposten gestanden und war den Tag über im Gefechte gewesen. Der sorgsame Hauptmann hatte ihm übrigens in R. eine große französische Feldflasche umgehängt und ihm noch vor dem Abmarsch ein kaltes Huhn in die Tasche geschoben, auch zur Vorsicht die Ordonnanzunterhosen ausgezogen.*)

Es war diesen Morgen noch sehr dunkel, der Weg aber nicht zu fehlen: Chaussee dem Flußlauf entgegen. Wo der Berg dicht an den Fluß heran tritt, und der Weg in den Wald einbog, stieß er auf eine große Barricade, die die Straße völlig absperrte. Hier war am Abende vorher der eine Dragonerlieutenant abgewiesen worden. Er hustete, er rief vorsichtig: Pays, pays! (Landsmann!) Nirgends ein Laut. Endlich trat er sachte seitwärts hin und fing an, überzuklettern. Völlig unbesetzt. Weiter ging's durch den tieffinsteren Wald; am Ausgange wieder versperrt. Er untersucht die Barricade vorsichtig; auch sie ist jetzt unbesetzt. Gestern Abend war hier eine von Schutzeck kommende Patrouille blutig zurückgetrieben worden. Der Tag begann sehr grau zu grauen. Er passirte ein kleines Dorf. Völlig wie ausgestorben. Er klopfte an einigen Häusern. Alle sind leer. Die Einwohner waren in die Wälder geflohen, weil in ihrer Nähe bei der Barricade ein Dragoner getödtet worden war. Sie selbst hatten es zwar nicht gethan, aber sie fürchteten als nächstes Dorf die Repressalien.

Bis Kühn das folgende größere Dorf Belles erreichte, wurde es völlig Tag. Er trat in die Auberge. Fast erschrocken kamen die Leute, die von dem Gefechte Tages zuvor gehört hatten. Er erzählte, wie prachtvoll sie sich geschlagen, jetzt gehe er, da er versprengt sei, über das Gebirge nach Hause, er sei Elsässer. Heute aber werden die Ihrigen wieder vorrücken. Lebendig komme kein Prussien über das Gebirge zurück. Soit, soit, soit, tönte es im Chore. Wäre das Gefecht für General Eisenhart gestern schlecht gegangen, sie alle ständen heute bewaffnet in seinem Rücken.

*) Für diejenigen, die dieser Mann interessirt, kann erwähnt werden, daß derselbe bei einer späteren Expedition, wo er aus Leichtsinn die Ordonnanzstiefel an den Füßen behielt, von Franctireurscameraden arretirt, vor einem französischen Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, weil seine Angaben zu sicher waren, nicht erschossen, dafür aber in das nächste Gefecht mitgenommen, dort von deutschem Geschosse getroffen wurde und schwer verwundet als Gefangener wieder in die Hände seines Regimentes kam

Nach einer Tasse warmen café au lait und dem unvermeidlichen Gläschen (la goutte) eilte Kühn weiter, wohl verwarnt, den herumstreifenden Ulanen nicht in die Hände zu fallen. Bah! ich kenne alle Seitenpfade. Man war überdies im Dorfe froh, den unheimlichen Gast wieder los zu sein. Er passirte die noch rauchende Thalmühle. Vor drei Tagen hatte er hier gefochten, anzünden und Bauern erschießen helfen. Dort lag noch der zum warnenden Exempel liegen gelassene Todte. Es wurde ihm fast unheimlich, er ging einige Zeit rascher. Er erreichte das letzte Dorf diesseits des Passes. Stolz ging er hinein. Das war dumm, zu spät sah er's ein. Vor der Thüre seines vorvorgestrigen Quartieres stand sein damaliger Hausherr; starr streckte sich das Pfeifchen vor der Nase, einen Franctireur zu sehen.. Bon jour, Pays! — Bon jour, Pays! Aus den Zähnen fällt das Pfeifchen: Comment, c'est vous. Die Frau streckt den Kopf beinahe durch die Fensterscheibe; man läuft zusammen. Er aber erzählt, wie er, ein ächter Elsässer, als Spion bis jetzt den Deutschen Dienste geleistet, wie er im gestrigen Gefechte übergelaufen, und wie ihn jetzt der General Dupré zur Auskundschaftung hinüber schicke. Noch vier seiner Cameraden aus Weiler seien bei deutschen Regimentern. Wenn die Prussiens im M.-Thale heute keine Unterstützung bekommen, sind sie verloren. Deshalb muß ich über den Dinon zum Grafen Lastèse.*)

Die Sache war klar; jeder Verdacht fiel. Der Pseudo-Franctireur zog weiter. Für das Geschäft als Spion hatte er gelernt: gehe als Franctireur um ein Dorf herum, wo du als Prussien Quartier gehabt.

Jetzt konnte er frei ausschreiten. Auf der Paßhöhe begegnete ihm zuerst ein Knabe und bald darauf ein Gardeforestier, französischer Doppelposten auf dem Dinon. Der Gardeforestier theilte mit, daß in Schutzeck heute viele Prussiens eintreffen würden. Die Waldhüter waren die besten Nachrichtenvermittler der Franzosen auch in den besetzten Gebieten. General W. hat seiner Zeit in einem der östlichen Departements alle einfangen lassen. Diese Art Betheiligung des Volkes am Kriege durch ein vorzüglich betriebenes Nachrichtenwesen ringsum und zwischen einer feindlichen Armee ist die wirksamste; und hierbei können namentlich auch Frauen und Knaben gute Hilfe leisten.

Es ist Mittag; jetzt geht's wieder bergab. Hurrah! dort unten, weit unten in einer Biegung des Weges fahren Pickelhauben heran. Kühn wird sie ansprechen. Es geht nicht. Selbst wenn sie ihm glauben, können sie von ihrer Patrouille nicht abweichen; sie müßten ihn mitnehmen. Die Depesche konnte gestohlen sein. Er drückt sich seitwärts in einen Busch und läßt sie vorüber marschiren. — Ein komisches Ding, eine solche Wagenpatrouille. Auf dem französischen Schnappkarren ein Dutzend Soldaten, davor zwei, drei, auch vier der kräftigen französischen Landpferde, einzeln vor einander gespannt; nebenher marschiren, wenn's im Schritt geht, ebensoviel Blaublusen, im Trabe sitzen sie auf. So wird weit durch's Land gefahren, abgesessen und gefochten, aufgesprungen und ausgerissen je nach Bedarf. Geschwindigkeit des Reiters, vereinigt mit der Gefechtsfertigkeit des Fußgängers.

Weiter marschirt Kühn thalabwärts. Dort steht endlich das Ersehnte, ein Infanteriedoppelposten. Er tritt frisch darauf los, zieht die Mütze und winkt. Es war zu frühe, die Posten konnten nicht sehen, was die Bewegungen bedeuteten. Er konnte anderen Franctireurs in den Bergen Zeichen gemacht haben. Ein Schuß fuhr herauf,

---

*) Ein bekannter Agitator für den Volkskrieg im Gebirge.

weit an ihm vorüber. Er blieb stehen. Der Lieutenant mit dem Binocle sah, daß er ohne Waffen. Mit größter Vorsicht von einer Patrouille in Empfang genommen, wurde er unter Bedeckung in das Hauptquartier abgeführt. Der Generalstabschef empfängt ihn, der commandirende General sagt ihm: ich bin zufrieden mit Ihnen. —

Und die Officiere und Ordonnanzen reiten.

Und wieder um 12 Uhr Nachts trifft ein Bataillon und eine Escadron bei General Eisenhart ein. Die Franzosen hatten ihn nicht angegriffen. — — —

Eine große Maschine mit selbstthätigen Factoren hat der Feldherr zur Hand. Zufall, Glück, Geschick, höchste ideale Tugend, niedrigste gemeine Erbärmlichkeit — alle spielen bei der Arbeit mit. Es ist ein schwerer Beruf, Führer, es ist ein schwerer Beruf, ein Theil dieser Maschine zu sein. Es ist ein schöner Beruf, wer ihn ganz erfaßt! Es ist der schönste Beruf, werth aller Opfer, Sorgen, Mühen, wenn die Heimkehr gewesen wie 1871: mit Gottes Beistand durch die Tüchtigkeit der Armee Sieg und Frieden!

Die Ministerien der europäischen Staaten im Jahre 1873.

Von

Dr. Karl Schmeidler.

VI. Die kleineren Staaten. Die Türkei. Rußland.

Es bleiben jetzt noch die kleineren Staaten und die beiden Autokratien Europas übrig. Was kann man von Portugal Anderes sagen, als daß seine Minister wie seit Jahren auch jetzt darauf ausgehen, einander abzulösen, nachdem sie sich vergeblich bemüht, die Finanzen in Ordnung zu bringen? Was von Belgien, der Domäne und dem Zufluchtsorte der Jesuiten, deren altbekanntes Treiben dort in der Blüthe steht und selbst nicht Betrug und Erbschleicherei scheut, um ihre Zwecke zu erreichen? Was von Holland, wo ein Ministerium, nachdem es nicht vermocht hatte, mit der Landesvertretung übereinzukommen, und angegriffen wegen seiner bedenklichen Kriegführung und Verluste auf Sumatra gegen die Atchinesen und wegen des Stillstandes jeglicher Gesetzgebung, Monate lang auf dem Dimissionspunkte steht, endlich wieder im Amte bleibt, obwohl die liberale Partei ihre Unfähigkeit zum Regieren eingesehen hat, während die conservative ihre Zeit dazu noch nicht gekommen sieht? Was endlich von Dänemark, wo die Minister, sobald die Sitzungen der Landesvertretung stürmisch wurden und sie sich nicht mehr mit den »Thingen« verständigen konnten, sich mit dem Vertrauen des Königes begnügten und das Volksthing immer wieder auflösten? Das dänische Volk ist jedoch wohlhabend, und solche politische Zerwürfnisse haben nicht den Einfluß, wie in manchen anderen Ländern. Der Reichthum ist aber Veranlassung zu einem Mißtrauen gegen die beabsichtigte skandinavische Union wie gegen einen Münzvertrag mit Schweden, das eben so sehr von Norwegen getheilt wird. In Schweden scheint unter der Regierung Oskars das Ministerium in ein besseres Verhältniß zur Volksvertretung gelangt zu sein, wenigstens wurde das lange streitige Kriegsbudget bewilligt, und selbst in der Grundsteuerfrage sah man der Erledigung entgegen.

In der Schweiz sind die Minister nur die ausführenden Fachorgane des Präsidenten, und obwohl namentlich auf dem religiös-politischen Felde die rührigste und entschiedenste Thätigkeit von allen europäischen Staaten in freisinniger Richtung hier zu rühmen ist, so treten die einzelnen Minister selbst viel weniger in den Vordergrund als in jenen; hier führt der Bundespräsident und der unter ihm stehende Bundesrath in seiner Gesammtheit die Regierung, in allem ihrem Thun abhängig von der Bundesversammlung: dem Ständerathe und dem Nationalrathe. — Die ministeriellen Zustände Griechenlands sind genügend dadurch charakterisirt, daß während der Regierung Georgs etwa 24 mal die Cabinette gewechselt haben.

Ueber die Zustände in der Türkei, diesem Conglomerate von Nationen, Religionen und Confessionen, von abhängigen und unabhängigen Landestheilen, haben wir zu der Schilderung, die wir bereits früher*) gegeben, nur wenig noch hinzuzufügen. Die Ministerwechsel waren dort unaufhörlich; ein Großvezier vermochte sich desto besser zu halten, je mehr er dem Harem ergeben war, und ein Finanzminister war nur so lange in seinem Amte sicher, wie er den Hofetat des Sultanes befriedigen und zu den Bauten von prachtvollen Schlössern und zu seinen übrigen Einfällen stets Mittel liefern konnte. Dies führte einmal so weit, daß die Beamten des Harems autorisirt waren, die Staatsgelder, welche aus den Provinzen eingingen, in den Schiffen zu übernehmen und sogleich, ohne sie zur Staatskasse abzuführen, nach dem Harem zu bringen. Man hat berechnet, daß, wenn so fortgewirthschaftet wird, in fünf Jahren die gesammten Staatseinkünfte nur noch ausreichen, um die Zinsen der Schulden zu bezahlen. Borgen will schon jetzt Niemand mehr, und an den letzten Anleihen betheiligte sich im Lande selbst keiner der Unterthanen. Man hat versucht, die Bergwerke in Bosnien durch Ausländer abbauen zu lassen, und stellte günstige Bedingungen; aber die Rechtsverhältnisse ließen zu viel befürchten, als daß sich Jemand gefunden hätte. Dann sollten die Vakufgüter in Bosnien vom Staate eingezogen werden, aber die hochgestellten Mohamedaner widersetzten sich der Absicht. Nun endlich will die Pforte die Moscheengüter in den übrigen Provinzen säcularisiren, was freilich die einzige Rettung in ihren Finanzverlegenheiten wäre. Diese Absicht hat aber eine Aufregung unter den Ulemas erregt, vor der die türkische Regierung eine heillose Angst zu haben scheint, so daß sie sich schleunigst zur Beruhigung zu erklären veranlaßt sah, es handele sich nur um eine Reform der Bodengesetzgebung, um eine Besteuerung jener Güter.

Auch der Minister des Aeußeren, Raschid Pascha, hatte weder das Geschick Fuad Paschas noch die Klugheit Aalis, seiner berühmten Vorgänger; überall drohten ihm Conflicte, die zwar beigelegt wurden, aber fast immer mit einer Niederlage der Pforte endeten. In der Angelegenheit der bosnischen Christen mußte diese gegen Oesterreich wenigstens scheinbar klein beigeben, wird jedoch, da sie nicht die versprochenen Maßregeln ergriffen hat, einem weiteren Conflicte entgegensehen müssen. Gegen England hat die türkische Regierung ebenfalls wegen ihres Vorgehens gegen die im südlichen Arabien (Aden) unter englischem Schutze stehenden arabischen Völkerschaften den Rückzug angetreten. Die Fürsten von Serbien, Rumänien und Montenegro nahmen keinen Anstand, in Wien als regierende Fürsten aufzutreten und wurden dort auch freundlichst aufgenommen. Die Gereiztheit

---

*) Deutsche Warte, 1873, Bd. IV., Heft 8, Seite 489 fgg.

der Pforte gegen Rumänien kennzeichnete sich in den letzten Monaten durch eine diplomatische Note an ihre Vertreter im Auslande, welche Raschid Pascha aufforderte, bei den Mächten gegen Verträge Rumäniens zu protestiren, zu denen es nicht berechtigt sei. Die Note blieb auch nicht ohne Antwort der rumänischen Regierung, welche sich bei den Mächten über die Ueberschreitung der Befugnisse seitens der Pforte beschwerte und dadurch leicht einen Conflict hervorrufen könnte, der um so mehr bedenkliche Folgen haben würde, als einerseits Oesterreich dabei auf Seite Rumäniens betheiligt wäre, andererseits Serbien ebenfalls den Augenblick herbei sehnt, in dem es sich ganz selbständig machen könnte.

Für die Leitung der Geschicke des Landes sind in Rußland ganz andere Einrichtungen getroffen, als in den übrigen Ländern; aber so viel Körperschaften hier auch theils neben einander, theils untergeordnet bestehen, die Thätigkeit derselben tritt viel weniger in den Vordergrund, als die der Ministerien in den constitutionellen Staaten. Wir sehen dort die Geheime Kanzlei des Kaisers in vier Abtheilungen (Allgemeines, Redaction der Gesetze, hohe Polizei, Wohlthätigkeitsanstalten), zu denen noch die Bittschriften-Commission tritt; ferner den Reichsrath, außer dessen Plenum, welches Großfürsten, Minister und gegen 40 hohe Generale und Staatsbeamte umfaßt, es noch Mitglieder der Departements giebt. Nun folgt eine Körperschaft unter dem Namen »Senat« für die Veröffentlichung und Registrirung der Gesetze, Ukase u. s. w., die Verleihung von Adelstiteln, letzte Instanz bei Staatsverbrechen, Civil- und Criminalsachen, in einem Plenum und sieben Departements, außerdem ein neu errichtetes Cassationsdepartement; ferner die 1721 errichtete heilige Synode mit ihren Abtheilungen, und jetzt erst kommen die Ministerien, bestehend aus einem Ministercomité und den einzelnen Ministern des kaiserl. Hauses, des Aeußeren, des Krieges, der Marine, des Inneren, des öffentlichen Unterrichtes, der Finanzen, der Justiz, der Domainen, der Wege und Verkehrsanstalten. Da es hier weder Ministerkrisen noch Kammerverhandlungen, weder Majoritäten noch Minoritätsvota giebt, so müssen wir uns darauf beschränken, zum Schlusse einiges Charakteristische aus dem Wirkungskreise mehrerer Ministerien zu besprechen.

Die Lage der Finanzen eines Landes hängt von der Individualität des Finanzministers ab; so möchte man, nach dem Beispiele Preußens, wo von der Heydt einst das Deficit einführen wollte, und sein Nachfolger Camphausen ein gewaltiges Plus daraus machte, zu behaupten leicht versucht werden. In Rußland berühren sich die Gegensätze hierin viel näher; die Finanzlage wird günstiger, die Ein- und Ausfuhr haben zugenommen, die Vermehrung der Einnahmen in den letzten fünf Jahren ist auf 24 Procent gestiegen, denen eine Vermehrung der Ausgaben von nur 18 Procent gegenübersteht, die Finanzverwaltung hat also in den letzten zwei Jahren Ueberschüsse erzielt; und doch fällt dabei das russische Geld im Course immer mehr, die Eisenbahnen bringen wenig ein, Hunger und Elend ist an manchen Stellen stetig, die Grundsteuererträge sind in Abnahme begriffen. Man glaubt, die Schuld liege darin, daß wegen der Unsicherheit der Rechtsverhältnisse zu wenig fremdes Capital, aber auch wenig inländisches zur Verwendung komme, und klagt, daß die Richter sich Uebergriffe erlauben und nicht immer den geraden Weg gehen. Wir müssen freilich hinzufügen, daß diese Klagen aus polnischen Nachrichten hervorgingen, die nicht immer frei sind von Parteilichkeit. Dieselben behaupteten auch, das Gleichgewicht im Budget sei nur ein scheinbares, denn die außerordentlichen Ausgaben, welche sich auf Millionen beliefen, kämen gar nicht in's Budget! Der dritte Theil der Mehreinnahmen wird zu den Ausgaben für das Militär ver-

wendet. Zu diesem Zwecke müssen freilich alle Länder mit den Einnahmen gehörig herhalten. Rußlands Gebiet ist aber noch dazu so ausgedehnt, und ein Theil seiner Armee in kriegerischer Action oder auf der Wacht an den Gränzen des Reiches, die Einrichtungen im Schwarzen Meere, die Verbesserungen der Schießwaffen so kostspielig, daß man sich über die entsprechenden Ausgaben nach den Vorgängen in den übrigen Theilen des Continentes durchaus nicht wundern kann. Man zieht dort z. B. in einem Jahre über 124,000 Recruten (ausschließlich der in Polen ausgehobenen über 17,000) ein von 275,000, die sich gestellt hatten. Die Aushebung war eine stärkere geworden, weil man mit dem Inkrafttreten der neuen Heeresorganisation die Präsenzzeit abzukürzen beabsichtigt. Von den Eingezogenen waren 90 % Bauern, die Zahl der Lesens und Schreibens Kundigen betrug im Ganzen $11_{,39}$ pCt., ein etwas günstigerer Satz als früher.

Diese Bemerkung führt uns in das Gebiet des Ministers der Volksaufklärung, Grafen Tolstoy, der sich zweierlei zur Aufgabe gemacht hat, die Ausbreitung der russischen Sprache und der »rechtgläubigen« griechischen Kirche als Schirm und Losung russischer Nationalität, daneben aber die Verbesserung und Erweiterung des Schul- und namentlich des Volksschulwesens. Das Haupthinderniß der Förderung des letzteren Zweckes ist der Mangel an Lehrern: nicht nur an den Universitäten fehlt es an Professoren und an den Gymnasien an Lehrern, sondern namentlich an den Volksschulen kann der Bedarf an Lehrern bei Weitem nicht gedeckt werden. Eine kürzlich in Petersburg erschienene pädagogische Schrift machte folgende Zusammenstellung und Vergleichung. Für höhere Bildung bestanden in

	Rußland 1872	Preußen 1868	
klassische Gymnasien	114	202	
Real-Gymnasien	12	69	
klassische Progymnasien	31	36	
Real-Progymnasien	1	15	zusammen 158 gegen 322.

Wenn man hierbei bedenkt, daß in Preußen gerade in den letzten fünf Jahren eine große Zahl von neuen höheren Schulanstalten entstanden ist, so wird man erkennen, daß bei Zusammenstellung aus gleichen Jahren das Verhältniß sich noch mehr zu Ungunsten Rußlands gestalten würde. Die Schülerzahl stellte sich in den klassischen Instituten auf 39560 zu 51796, in den Realschulen auf 3231 zu 17685. Die Schülerzahl in den Volksschulen war nach jenen Angaben erst bis zum 1. Januar 1871 zusammengestellt; in dem Jahre 1872 waren 17 Seminare entstanden, so daß jetzt etwa 30 existiren. Außerdem aber wird seit einigen Jahren bei allen Truppentheilen an sämmtliche Leute Unterricht ertheilt. Wir behalten uns vor, später vielleicht einmal bei Gelegenheit einer Schilderung russischer Zustände einiges Genauere auch über diesen Gegenstand mitzutheilen.

Ein schwacher Punkt bei der Auswahl der Lehrkräfte ist die besondere Berücksichtigung der russischen Sprache, wobei mitunter die größere Befähigung unberücksichtigt bleibt, wie es namentlich in den Gouvernements des Weichsellandes geschehen ist. Es richtet sich diese Manie der Einführung der russischen Sprache nicht etwa bloß gegen das Polnische (und das Lateinische beim Gottesdienste), sondern seit einiger Zeit kommt auch die Reihe an das Deutsche in Schulen, an welchen bisher deutsch vorgetragen wurde, und zwar schon in Petersburg selbst wie in den Ostseeprovinzen. Dort ist bereits an mehreren Stellen angeordnet, daß in den oberen Klassen das Russische Lehrsprache werden soll, während in den unteren für die ländliche Bevölkerung das Lettische gestattet wird.

Die Thätigkeit des Ministeriums des Inneren scheint noch am wenigsten von den Fortschritten der Cultur hören zu lassen, ja man behauptete nach dem Streite zwischen

dem Gouverneur und dem Bürgermeister von Moskau nicht ganz mit Unrecht im Publicum, daß man es mit der Brutalität eines Militärs gegenüber Civilbeamten zu thun hatte, wie sie zu Zeiten des Kaisers Nikolaus zu den Alltäglichkeiten gehörten. Einen eigenthümlichen Eindruck machte ein in Folge dessen ergangenes Circular des Ministers des Inneren an die Provincialgouverneure, in dem von der »schuldigen Achtung« die Rede war, welche »die Stadthäupter dem Gouverneur, als dem Repräsentanten der höheren Regierungsgewalt bezeigen« sollten. Weiterhin wird von der »nach Allerhöchst genehmigtem Muster zu tragenden Uniform der Stadthäupter« gesprochen, »wie sie für die dem Minister des Inneren unterstellten Beamten angeordnet ist«. —

Was sind gegenüber diesen eben betrachteten Regierungszuständen der verschiedenen Länder Europas die noch etwa zu machenden Ausstellungen an der Lage Preußens und des Deutschen Reiches? Das Deutsche Reich hat weder ein Irland mit seinen Fenierunruhen noch ein Indien mit seiner Hungersnoth und seinen Aufständen, noch auch einen fast aussichtslosen*) Krieg in Africa, wie das vielgepriesene England, — es hat keine Commune, keine Republik à la Gambetta und keinen Bürgerkrieg zu befürchten, wie die Schwesterrepubliken, — das Deutsche Reich kämpft nicht mit bitterer Finanznoth, wie die südlichen Halbinseln, und mit dem Zwiespalte der Nationen, wie das Nachbarkaiserreich. Sein einziger Kampf, gegen den Uebermuth der Unfehlbarkeitsarmee**), wird das Reich nur in seinen Institutionen noch mehr stärken und Elemente noch näher verbinden, welche der Krieg zusammenführte. Wir dürfen bei diesem Vergleiche nur die Frage stellen: »Möchten wir auch nur mit einem einzigen dieser Staaten tauschen?« Wahrscheinlich wird die große Majorität der Antworten sein: Nimmermehr! Wir wollen unser Deutsches Reich wahren und jeden Feind desselben im Inneren wie von Außen mit Gut und Blut bekämpfen.

Das Nickel.

Von

Dr. Otto Dammer.

Das neue Münzgesetz bringt uns außer Gold-, Silber- und Kupfermünzen Zehn- und Fünfpfennigstücke aus einer Nickellegirung, und seitdem dies bekannt geworden, ist viel vom Nickel die Rede gewesen, während bisher außer Chemikern und Technikern nur Wenige von der Existenz des Nickelmetalles gewußt, und noch Wenigere dasselbe je gesehen haben. Nickel ist freilich auch ganz und gar ein Kind der Neuzeit, es ist noch nicht sehr lange bekannt und hat erst seit etwa 50 Jahren in einer freilich sehr verbreiteten Legirung, dem Neusilber, Verwendung gefunden. Früher galt es für nutzlos und darauf deutet schon sein Name hin, der von seinem verbreitetesten Erz auf das Metall übertragen

*) Durch die Ereignisse überholt! Red.

**) Dieser Feind ist allen gemeinsam, und denjenigen Staaten am gefährlichsten, wo die Schlange, am Busen genährt, vom Lebensmarke der Nationen zehrt und deren allenfalls noch gesunde Säfte vollends vergiftet. Auch da sind wir — von der rücksichtsloseren Schweiz abgesehen, — unter allen in der weitaus günstigsten Lage. Red.

worden ist. Im praktischen Leben kennt und verwendet man nur wenige Metalle, die Chemie hat aber eine bedeutend größere Anzahl unterschieden und zugleich gezeigt, daß sich dieselben nach ihrem Verhalten in mehrere natürliche Gruppen zusammenstellen lassen. Eine solche Gruppe bilden die vier Metalle Eisen, Mangan, Kobalt und Nickel, und von diesen stehen sich wieder die beiden Letzteren ganz besonders nahe. So wie Eisenerze sehr selten ganz frei von Mangan sind, so hat auch die Natur das Kobalt mit dem Nickel vergesellschaftet, und in den oft sehr schönen Erzen findet sich neben dem einen, welches vorwaltet, stets auch das zweite und gar nicht selten noch die beiden anderen Verwandten, Eisen und Mangan. Die ansehnlichen Kobalterze mußten schon den alten Bergleuten sehr vielverheißend erscheinen, aber bald genug sah man sich getäuscht und wußte mit ihnen nichts anzufangen. Ein Kobold hatte den Bergmann geneckt, und so nannte man das Erz Kobold oder Kobalt. Dieser Name findet sich bereits gegen das Ende des 15. Jahrhunderts; im 16. entdeckte man die Verwendbarkeit der geschmähten Erze zum Blaufärben des Glases, und seitdem hat ihre Benutzung zur Darstellung von Smalte und mannichfachen Porcellanfarben ihren Werth hoch gehalten, da sie ziemlich selten und nicht in reichlicher Menge vorkommen. Das Kobaltmetall, welches zuerst von Brandt 1733 dargestellt wurde, hat keine Verwendung gefunden. — Aehnlich ist die Geschichte der Nickelerze, von denen der schöne rothe Kupfernickel das wichtigste ist. Er findet sich auf Gängen in Sachsen, Böhmen und Hessen und verleitete die sächsischen Bergleute durch sein Aeußeres zu dem Versuche, Kupfer daraus abzuscheiden. Die Bemühungen mußten wohl vergeblich sein, denn das Erz besteht aus etwa 44 Proc. Nickel und 56 Proc. Arsen und die erzürnten Bergleute gaben ihm nun den Schimpfnamen Kupfernickel. Cronstedt wies dann 1751 nach, daß der Kupfernickel ein eigenthümliches Metall enthalte, und nannte es Nickel.

Die wichtigsten Nickelerze sind außer dem schon genannten Kupfernickel der Antimonnickel, eine Verbindung von Antimon mit 31 Proc. Nickel, der Weißnickelkies, eine Verbindung von Arsen mit 28 Proc. Nickel, der Nickelantimonglanz, welcher aus Schwefelnickel, mit Arsen- und Antimonnickel besteht und 27 Proc. Nickel enthält, der Nickelglanz, Schwefelnickel mit Arsennickel, 35 Proc. Nickel enthaltend, und der Nickel- oder Haarkies, Schwefelnickel mit fast 65 Proc. Nickel. Dieses Schwefelnickel findet sich bei Klefva in Smaland in einem mächtigen Lager von Magnetkies in solcher Menge, daß der Nickelgehalt des Erzes etwa 3 Proc. beträgt. Alle unsere europäischen Vorkommen werden aber übertroffen von einer ungeheueren Ablagerung von Schwefelnickel, welche man vor etwa 20 Jahren in der Grafschaft Lancaster in Pennsylvanien, etwa 3 Meilen südlich von der Gapstation an der Pennsylvanien-Eisenbahn entdeckt hat. Diese Gegend ist reich an Mineralien, und außer Kupfer, welches mit dem Nickel in Verbindung vorkommt, finden sich auch bedeutende Eisen- und Kalksteinlager. Schon vor 70 Jahren gewann man hier etwas Kupfer, aber erst 1856 wurde der Nickelgehalt des Erzes nachgewiesen, und jetzt weiß man, daß das Nickel bis zu der Tiefe, welche die Grube bisher erreicht hat, vorwaltet. Diese Tiefe beträgt 240 Fuß und die Erstreckung mehrere hundert Fuß. Man gewinnt monatlich 400 bis 500 Tons des sehr harten und schweren eisengrauen Erzes und bereitet daraus an Ort und Stelle einen nickelhaltigen Kupferstein, den man zu weiterer Verarbeitung nach Camden N. J. versendet. In den Jahren 1850—1855 war auch noch eine Grube, Mine la Motte, in Missouri im Betriebe, deren Erz ein Blei und Kupfer führendes Schwefelmetall gewesen; auch sind Nickelspuren zu Madison in Missouri gefunden. — Außer den

eigentlichen Nickelerzen, zu welchen noch der Rewdanskit zu rechnen ist, kieselsaures Nickeloxydulhydrat, welches zu Rewdansk am Ural verarbeitet wird, sind auch mit Nickelerzen imprägnirter Magnet-, Schwefel- und Kupferkies, die Kobaltspeise der Blaufarbenwerke und gewisse, bei manchen Kupferhüttenprocessen erzeugte Producte, z. B. der Nickelvitriol, der bei der Verhüttung des Kupferschiefers in Mannsfeld als Nebenproduct auftritt, Gegenstand der Nickelgewinnung. Manche Braunsteinsorten sind so reich an Nickel, daß man es aus den Rückständen von der Bereitung des Chlores (aus Braunstein und Salzsäure) abscheiden kann; es findet sich auch in Eisenerzen, und sorgfältige Analysen haben ergeben, daß Kobalt und Nickel in sehr vielen Eisensorten des Handels vorkommen; man kann annehmen, daß 1 Centner Eisen durchschnittlich 7 Gramm der beiden Metalle enthält Das Meteoreisen besteht zum großen Theil aus einer Legirung von Eisen und Nickel.

Die Darstellung des Nickels gehört zu den schwierigeren Hüttenprocessen. Die Nickelerze kommen in den meisten Fällen mit anderen Erzen oder erdigen Substanzen gemengt vor, und der eigentlichen Nickeldarstellung geht daher — ähnlich wie bei der Kupfergewinnung — meist ein Concentrationsschmelzen voraus. Bei Erzen, welche das Nickel als Schwefelmetall enthalten, verwendet man als Concentrationsmittel Schwefeleisen und bei solchen, in denen sich das Nickel neben Arsen findet, Arsen. So erhält man die Steine und Speisen, aus denen dann, wie auch zuweilen aus Schwarzkupfer (Nickelsauer), auf trockenem oder nassem Wege das Nickel oder eine Legirung desselben mit Kupfer dargestellt wird. Die letzte Operation bei der Nickelgewinnung auf nassem Wege besteht darin, daß ein aus der Lösung gefälltes Oxyd getrocknet, mit consistenzgebenden Mitteln wie Roggenmehl oder dergl. gemengt, mit Wasser zu einem zähen Teige angeknetet und dann zu kleinen Würfeln geformt wird. Diese werden schnell getrocknet und mit Kohlenpulver in Tiegeln oder Cylindern erhitzt. Dabei wird das Nickeloxyd zu Nickel reducirt und zwar, wenn es Kupfer enthält, ziemlich leicht und schnell, wenn es aber rein ist, nur durch anhaltende Weißgluth. Die Kupferlegirung tritt auch in wirkliche Schmelzung, das reine Nickel aber sintert nur stark zusammen und bildet äußerlich compact erscheinende Würfel von etwa 1 Ctm. Seitenlänge, die als Würfelnickel in den Handel kommen und 94 bis 99 Proc. Nickel enthalten. Auf der Isabellenhütte bei Dillenburg wird nach Art des Rosettenkupfers ein Rosettennickel hergestellt, welches aus 66,67 Proc. Kupfer und 33,33 Proc. Nickel besteht. Für gewisse Zwecke sind Nickelplatten erforderlich, aber die große Strengflüssigkeit des Metalles machte deren Darstellung sehr schwierig und erst in der neuesten Zeit ist es Borchert in Berlin und dem sächsischen Blaufarbenwerksconsortium in Oberschlema gelungen, den Guß des Nickels zu bewerkstelligen. Würfelnickel schmilzt nach sechsstündigem Feuern im Gelbgießerofen bei Coakesfeuer und muß dann sofort ausgegossen werden, denn wenn das Metall beim Kleinwerden des Feuers im Tiegel erstarrt, so gelingt es nicht, die compacte Masse in einem gewöhnlichen Schmelzofen abermals in Fluß zu bringen. Eine große, aus Nickel gegossene Platte von Oberschlema befand sich auf der Wiener Ausstellung.

In Deutschland finden sich nickelhaltige Kobalterze besonders im Erzgebirge, vor Allem ist der Theil des Glimmerschiefer- und Phyllitgebietes, welcher sich nordöstlich der Granitpartie von Eibenstock und der Umgegend von Schneeberg, Lindenau, Zschorlau und Neustädtel verbreitet, reich an Gängen dieser Art. Die Production in Sachsen betrug 1870 1343 Ctr. Nickel (Rohnickel?) im Werthe von 128,236 Thlr. In Baden bei Horbach und Urberg im Amte St. Blasien führen Lager von Dioritschiefer im Gneise

Magnetkies, Eisenkies und Kupferkies mit einem Gehalte von 2,5 bis 12 Proc. Nickel; man producirte 1870 376 Ctr. im Werthe von 18,800 Thlr. Im Riesengebirge finden sich Kobalt- und Nickelerze in einem quarzigen Lager im Phyllit bei Nieder-Rengersdorf am Nordabfalle des Königshayner Gebirges im Kreise Rothenburg. Westphalen hat Nickelerze im Unterdevon in den Kreisen Altenkirchen, Siegen, Olpe. Auf der linken Rheinseite ist nur ein untergeordnetes Vorkommen von Nickelerzen auf den Bleierzgängen bei Berncastel bekannt. Im Mitteldevon treten vereinzelt einige Gänge mit Nickelerzen in Verbindung mit Kobalt-, Blei-, Wismuth- und Kupfererzen bei Altenroth im Siegkreise auf. Im Amte Dillenburg enthält ein mit Diabas verbundener Serpentin eingesprengten nickelhaltigen Eisenkies mit Kupferkies, und in Kulm im Kreise Biedenkopf kommt Haarkies, Eisenkies und Kupferkies in einer felsitischen Gebirgsart eingesprengt vor. Bei Dudweiler im Kreise Saarbrücken findet sich Haarkies auch im productiven Steinkohlengebirge. Am Spessart kommen in der Nähe von Bieber Kobalt-, Nickel- und Wismutherze auf Gängen im Zechsteine vor; ähnlich treten sie bei Kahl und Huckelheim im Regbzk. Unterfranken und mit Kobalt- und Nickelerzen zu Richelsdorf im Kreise Rotenburg auf. Auch im Thüringer Walde finden sich solche Gänge zu Ilmenau, bei Kamsdorf, Kaulsdorf, Goßwitz u. s. w. Am Ostrande des Harzes im Mansfeldischen kommen auf ähnlichen Gängen Nickelerze bei Sangerhausen, Gerbstädt und Hettstädt vor, welche zufällig bei dem Abbau des Kupferschieferflötzes mitgenommen werden (v. Dechen). Gewonnen wird Nickel auch beim Verschmelzen von Rammelsberger und Freiberger Blei- und Kupfererzen. Die Production betrug 1870 im Königreiche Preußen auf 8 Werken 9274 Ctr. Nickel und Nickelfabricate im Werthe von 548,064 Thaler. Die Gesammtproduction Preußens an Nickelerzen dagegen wird für 1870 nur auf 62 Ctr. im Werthe von 489 Thlr. angegeben. Oesterreich hat Nickelerze bei Schladming in Steyermark, Nöckelberg im Salzburgischen, in Tyrol und in Böhmen; die Production von Nickel-, Kobalt- und Antimonerzen betrug aber 1870 nur 2236 Ctr. im Werthe von 4386 Thlr. Dagegen lieferte Ungarn im Jahre 1869 1336 Ctr. Nickel. Belgien soll 1870 2,5 Tonnen Nickelerze im Werthe von 8667 Thlr. gewonnen haben; man verarbeitet dort auch nickelhaltigen Magnetkies von Varallo in Oberitalien. Die Production Frankreichs wird auf 400 Ctr. angegeben, aber Großbritannien lieferte 1870 nur 10 Ctr. Dagegen wurde 1869 in Norwegen 1200 Ctr. Nickelstein mit 600 Ctr. Nickel und 1868 in Schweden 2400 Ctr. Nickelstein mit 1200 Ctr. Nickel gewonnen. Die Gesammtproduction Europas mag sich auf 12—13000 Ctr. belaufen, und in den Vereinigten Staaten liefert die Gap-Mine 1800—2000 Ctr.

Das reine Nickel ist ein sehr schönes Metall; es ist fast silberweiß mit einem geringen Stich in's Gelbliche, nimmt gute Politur an und besitzt einen bedeutenden Glanz, es läßt sich zu dünnem Blech auswalzen und zu dem feinsten Draht ausziehen, dessen Festigkeit die des Eisendrahtes übertrifft. Es ist ziemlich hart, strengflüssig, hat ein specifisches Gewicht von 8,97 bis 9,26, wird von Magnet fast ebenso stark angezogen wie Eisen und wird selbst magnetisch, so daß Magnete daraus dargestellt werden können. Es bietet mancherlei Analogien mit dem Eisen dar, aber es ist viel widerstandsfähiger, läßt sich ohne erhebliche Oxydation glühend schmieden, verändert sich unter dem Einflusse der Luft und des Wassers sehr wenig und wird von Salzsäure und Schwefelsäure nur sehr langsam gelöst. Ein Metall mit solchen Eigenschaften würde in der Technik unbedingt eine sehr vielseitige Verwendung finden, wenn es in großen Mengen leicht und billig dargestellt werden könnte; bis in die neueste Zeit ist aber reines Nickel

kaum jemals benutzt worden, und von seinen Verbindungen sind nur wenige in der Porcellanmalerei und Glasfärberei zur Darstellung grüner und gelber Nuancen angewandt worden. Der schöne schlesische Chrysopras, mit welchem Friedrich der Große sein Sanssoucis schmückte, ist ein durch Nickel apfelgrün gefärbtes Kieselmineral. Erst seit kurzer Zeit hat man angefangen, die Widerstandsfähigkeit des Nickels gegen Luft und Wasser und seine Härte auszunutzen, und zwar meist in der Weise, daß man Gegenstände aus anderem Metall auf galvanischem Wege mit Nickel überzog. Zu chirurgischen Instrumenten, in der Uhrenfabrication, besonders aber zu Axen und anderen Maschinentheilen benutzt man gegenwärtig Nickel mit großem Vortheil; sehr viel bedeutender aber ist seine Verwendung im legirten Zustande.

Vor etwa 150 Jahren kam zuerst eine schöne weiße Legirung unter dem Namen Packfong oder Packtong, unserem heutigen Neusilber entsprechend, aus China nach Europa und wurde zu hohen Preisen gekauft. Engström untersuchte dieses Metall 1776 und fand darin Kupfer, Nickel, Zink und wenig Eisen. Sehr wahrscheinlich bereiten es die Chinesen durch Zusammenschmelzen von Nickelerzen mit Kupfer und Zink, aber ihre Zusammensetzung ist sehr schwankend, und man findet 26 bis 46 Proc. Kupfer, 25 bis 41 Proc. Zink und 15 bis 37 Proc. Nickel. In Europa stellte man die erste neusilberartige Legirung um 1770 in Suhl dar und benutzte dazu die weißen Metallkörner, welche sich dort in alten Schlackenhalden von eingegangenen Bergwerken finden. Diese Metallkörner, als Suhler Weißkupfer im Handel bekannt, enthalten 88 Kupfer, 8,75 Nickel und 1,75 Eisen ꝛc. und geben mit Zink und Zinn eine weiße Legirung, welche zu Gewehrgarnituren und Sporen benutzt wurde, ohne indeß sonderlichen Anklang zu finden. Die Begründung unserer heutigen Neusilberindustrie verdankt man der Initiative des »Vereines zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen«, welcher 1823 einen Preis aussetzte für die Erfindung einer dem zwölflöthigen Silber an Farbe gleichkommenden und höchstens ein Sechstel desselben kostenden Metallmischung. Hierdurch veranlaßt beschäftigten sich einerseits die Gebrüder Henniger in Berlin, andererseits Geitner zu Schneeberg in Sachsen mit dem Gegenstande, und Beide begannen 1824 die Fabrication des Neusilbers oder Argentans, worin ihnen zunächst Gersdorff in Wien, welcher 1825 die erste europäische Nickelfabrik zu Reichenau am Schneeberge in Unterösterreich errichtet hatte, folgte. Heute hat die Neusilberindustrie eine sehr bedeutende Ausdehnung erreicht und blüht in Deutschland besonders in Berlin, im Kreise Altena, Iserlohn und Hannover. Das Neusilber besteht zwar stets aus Kupfer, Zink und Nickel (kann also als ein nickelhaltiges Messing betrachtet werden), aber die Verhältnisse der Legirung schwanken ungemein, das Kupfer beträgt 50—66, das Zink 19 bis 31, das Nickel 13 bis 18,5 Proc. Die Speculation hat nicht unterlassen, die Waaren unter verschiedenen Namen in den Handel zu bringen, das versilberte Neusilber heißt in Berlin Alfénide, das Wiener Fabricat wurde Packfong und später Alpaka, versilbert Chinasilber genannt. In Frankreich sollte der Name Neusilber vermieden werden, und die Legirung wurde als Cuivre Blanc oder Maillechort, nach den Lyoner Industriellen Maillet und Chorier, die 1827 ein auf ihre Herstellung bezügliches Patent nahmen, bezeichnet. Perusilber, Christophlemetall sind ganz ähnliche Legirungen. In England blüht die Industrie namentlich in Birmingham, und das Neusilber ist dort unter dem Namen German-silver bekannt. Eine Legirung, von welcher in der letzten Zeit viel die Rede gewesen, ist das Tiers-argent, bestehend aus 27,5 Silber und 72,5 Kupfer, Zink und Nickel.

Diese Legirung, welche nach competentem Urtheile weite Verbreitung finden dürfte,

leitet zur Benutzung des Nickels als Münzmetall über. In der Schweiz hat man seit 1850 das Silber für Scheidemünze anstatt mit Kupfer mit Neusilber legirt. Es sollen in 100 Theilen enthalten:

Die Stücke von	Silber	Kupfer	Zink	Nickel
20 Rappen	150	500	250	100
10 Rappen	100	550	250	100
5 Rappen	50	600	250	100

Diese Scheidemünze wird in der That nicht so roth wie die mit Kupfer legirte, wohl aber nimmt sie eine schmutzig gelbe Farbe an, die gerade auch nicht angenehm ist. Belgien prägte 5-, 10- und 20-Centimesstücke aus einer Legirung, welche 25 Nickel und 75 Kupfer enthält und härter und weniger abnutzbar ist als Neusilber. Die Vereinigten Staaten haben Centstücke aus einer Kupferlegirung mit 12 Proc. Nickel. Nach dem deutschen Münzgesetze vom 9. Juli 1873 erhalten wir nun auch Nickelmünzen. Die Gründe, weßhalb man als Münzmaterial für die 10- und 5-Pfennigstücke an die Stelle des geringhaltigen Silbers eine Nickellegirung hat treten lassen, fassen die Motive zu dem Entwurfe des Münzgesetzes im Wesentlichen dahin zusammen: Bei Münzen, wie die oben genannten, ist die Wahl des Münzmetalles ohne Rücksicht auf den Werth lediglich nach Gesichtspunkten der äußeren Zweckmäßigkeit zu treffen. Die bisherigen geringhaltigen Silberscheidemünzen lassen, wenn sie einige Zeit im Gebrauche gewesen sind, von ihrem Silbergehalte nur noch eine schwache Spur erscheinen, so daß die Benutzung des Silbers, welches schwer wieder auszuscheiden ist, ihren Zweck verfehlt und daher als Verschwendung erscheint. Die Münzen aus silberfreier Kupferlegirung können etwas schwerer ausgeprägt werden, als die kleinen Silberscheidemünzen, denn ihre Farbe unterscheidet sich nachhaltig sowohl vom Kupfer wie vom Silber, auch nehmen sie weniger Schmutz an, als geringhaltiges Silber, und widerstehen der Abnutzung und Oxydation anscheinend besser als das Metall unserer Groschenstücke. Endlich führt die Wahl dieses Münzmetalles auch eine nicht unwesentliche Kostenersparniß herbei. Der Bundesrath hat nun festgesetzt, daß unsere deutschen Nickelmünzen wie die belgischen aus 75 Kupfer und 25 Nickel bestehen sollen.

Bei der geringen Production von Nickel mußte der durch das Münzgesetz plötzlich herbeigeführte starke Consum erheblich auf die Preise wirken, und in der That wurde das Pfund, welches vor Kurzem noch für etwa 1 Thlr. 10 Sgr. zu haben war, mit 3, selbst 5 Thlr. und mehr bezahlt. Daß davon die Neusilberwaaren-Industrie empfindlich betroffen werden mußte, liegt auf der Hand, und die Jahresberichte der Altonaer und Iserlohner Handelskammern sprechen sich auch sehr unzufrieden über das Münzgesetz aus. »Ein Verzicht auf die Nickelmünzen würde für die ganze Industrie von Neusilberwaaren außerordentlich wünschenswerth gewesen sein.« Wir wollen das gern glauben, es finden sich wohl stets bei der Einführung neuer Gesetze, auch wenn ihre Vortheile für die Nation ganz unbestreitbar sind, einzelne Personen, deren Privatinteressen der bisherige Zustand besser entsprach; wir würden aber zu ewigem Stillstande verurtheilt sein, wenn solche Klagen Berücksichtigung finden sollten. Und nun vollends der Industrie steht es nicht an, über Fortschritte zu murren, denn sie selbst ist die Trägerin des unablässigen, unaufhaltsamen Fortschrittes und sie wächst und gewinnt an Kraft, indem sie Hindernisse überwindet. Sie besitzt auch Intelligenz genug, um allen Schwierigkeiten muthig entgegentreten zu können, und der vorliegende Fall zeigt einmal wieder recht deutlich, wie unendlich viel Arbeiten, Untersuchungen und Experimente bereits ausgeführt sind,

welche nur noch der Einführung in die Praxis harren, um vielleicht nach mannichfacher Ausbildung große Vortheile zu gewähren. Schon seit 25 Jahren hat man sich bemüht, das kostbare Nickel für die Neusilberfabrication durch Mangan zu ersetzen; Percy erzählte 1873 in der Times, daß er sich vor vielen Jahren erfolgreich mit dieser Aufgabe beschäftigt und sehr befriedigende Resultate erhalten habe, deren Verwerthung damals aber von den Neusilberfabricanten aus commerciellen Gründen nicht beliebt worden sei. Bald nach der Veröffentlichung von Percys Briefe erschien eine Abhandlung von Dr. v. Schrötter, in welcher mitgetheilt wurde, daß v. Gersdorff schon vor 1848 Manganlegirungen dargestellt habe, welche wohl geeignet sein könnten, das Nickel im Neusilber ganz oder theilweise zu ersetzen, und um so mehr Beachtung verdienen, als zu ihrer Bereitung gar nicht einmal metallisches Mangan, sondern nur ein Manganerz erforderlich ist, welches mit Kupferoxyd und Kohle erhitzt und dabei reducirt wird. Schrötter, welcher sich gleichfalls mit dieser Legirung beschäftigte, bestätigt ihre Verwendbarkeit an Stelle des Neusilbers, und so dürfte es wohl, wenn das Münzgesetz wirklich die Neusilberwaaren-Industrie nachhaltig stört, ohne große Schwierigkeit gelingen, den Schaden auszugleichen, und leicht könnte aus solcher Umgestaltung der Fabrication ein neuer, glänzender Aufschwung für dieselbe erwachsen.

Ein verschollener deutscher Dichter.

Von

Heinrich Leo Weber.

> „Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
> Auf Welle Welle fort,
> Das Meer der Allvergessenheit
> Ist unser letzter Ort."
>
> Herder.

Diese Worte des verewigten Herder kommen mir recht lebhaft in Erinnerung, wenn ich eines Mannes gedenke, dem aus dem bittersten Kelche der Leiden der süße Born der Poesie sprang, eines Talentes, das seine Tage verkannt und unbekannt hinwelkte. Es ist dies ein deutscher Dichter, ein österreichischer Krieger: Joseph Emanuel Hilscher, dem ich hier einige Worte widmen will.

Wer kennt nicht Leitmeritz, die alte Bischofsstadt an der Elbe? Wem ist die Brücke unbekannt, die über den breiten Strom in die Stadt führt? So Mancher ist schon über diese Brücke die steinernen Stufen hinauf in die Stadt geschritten. Aber Wenige haben eine unscheinbare Büste aus Kanonenmetall beachtet, die auf granitenem Sockel ruht. Das ist das bescheidene Denkmal, das die Leitmeritzer ihrem Landsmanne Hilscher gesetzt haben, wiewohl ein solcher Mann des Denkmales eigentlich nicht bedarf, da er sich längst ein schöneres, unvergängliches Denkmal im Herzen der Nachwelt gesetzt hat.

Joseph Johann Baptist Hilscher, von seinen Aeltern später aus unbekanntem Grunde Emanuel genannt, ward am 22. Jänner 1806 geboren. Sein Vater hieß Gottlob Sigmund und diente bei dem Regimente Nr. 17: Prinz Reuß-Plauen. Die Mutter hieß Maria Theresia Hartmann, eine Steinmetzentochter aus Worms. Der kleine Hilscher zog bald durch seine Anlagen und trefflichen Eigenschaften die Aufmerksamkeit der ganzen Kreisstadt auf sich und erwarb sich dadurch die Unterstützung eines Kauf-

mannes, dessen Name für uns verloren ging. Hilscher kam ins Erziehungshaus. Bereits hier regte sich seine Wißbegierde gewaltig und erwachte die Vorliebe zur Poesie. Hilscher gründete einen Klub unter mehreren Collegen, in welchem Ritterabenteuer und Gespenstergeschichten erzählt werden mußten. Der Hang zum Abenteuerlichen wurde auch dadurch genährt, daß Hilscher meist allein in der Gegend umherzuschlendern pflegte.

Im Jahre 1818 kam der junge Hilscher nach Laibach, und dort wuchs der Hang zur Poesie vollends zur Leidenschaft. Um jene Zeit kam ein gewisser Dahl zum Regimente. Er war zu Fuße nach Laibach gekommen, ohne daß man erfuhr, woher, befand sich in äußerst schlechten Finanzverhältnissen, gab an, ein Handlungsdiener zu sein, und ward gegen ein Handgeld von zehn Gulden auf sechs Jahre assentirt. Dieser Mensch hatte vieler Herren Länder gesehen und sollte für die geistige Fortbildung Hilschers von entschiedenem Einflusse werden. Dahl avancirte am 11. Februar 1828 zum Feldwebel und später zum Lehrer. In dieser Eigenschaft ertheilte er dem Dichter Unterricht in der Prosodie. Sie lasen miteinander Schiller und Klopstock, wiewohl Letzterer mit seinem Schwulst dem Hilscher weniger zusagte.

Hilscher war bereits im Jahre 1823 ausgemustert worden. Nun ließ er seinem Sarkasmus alle Zügel schießen und machte sich dadurch viele Feinde. Mit Vorliebe studirte er jetzt Göthe, Shakespeare, Ariost. Beim Wachestehen in der Nacht pflegte er laut zu declamiren, häufig zum Spotte seiner Cameraden. Das drückte den Geist des Dichters, daß seine Umgebung so kalt und todt war, so ohne alles Verständniß für einen Genius von hoher, herrlicher Begabung, daß Niemand erkannte, wie unter dem Czako ein gedankenschweres Haupt sich barg, und unter dem Soldatenrocke ein edles Herz schlug, voll heiligen Feuers für Volk und Vaterland.

Hilscher schildert diese seine Mißstimmung selbst in folgenden Worten, die er an seine Cameraden richtet:

„Ihr nennt mich kalt. Ich bin es, ja, und kalt
Wie Gletschereis, an dem umsonst der Strahl
Der Sonne übt die schmelzende Gewalt,
Die Laub und Blüthen sich erschafft im Thal.
Ihr habt die Blüthen meiner Brust zerstört
Und Dornen mir in's öde Herz gesät,
Zu arger Wallung mir das Blut empört
Und Wolken mir in's Angesicht geweht.
Drum laßt mich kalt und ungesellig sein!
Was frommt's, mit Euch zu leben im Verkehr?
Ich habe nichts mit Eurer Art gemein,
Ich bin für Euch, Ihr seid für mich zu leer!"

Man las die Zeilen — und lachte. »Ein Corporal wird doch kein Dichter sein wollen?« — Hilscher betheiligte sich an den theatralischen Vorstellungen, die damals in der Caserne gegeben wurden. Er und seine Schwester Elise übernahmen die Liebhaberrollen. Für diese seltsame Bühne soll Hilscher auch ein einactiges Stück »Kaiser Albrechts Hund« geschrieben, und selbst den Albrecht dargestellt haben.

Hilscher kam bald zum Bewußtsein seines Talentes, mithin auch seiner Hoffnungen. Aus der Trockenheit und prosaischen Leere seiner Umgebung flüchtete er zu den Herrlichkeiten einer idealen Welt. Er fühlte, wie einer seiner späteren Kritiker treffend sagt, Flügel an den Schultern, aber auch das Bleigewicht an den Füßen; er fühlte den Gott im Busen, aber auch die Montur am Leibe; Apollos süßes Saitenspiel wurde vom Schlage der Trommel übertäubt. Die Poesie allein tröstete ihn andererseits wieder in-

mitten dieser Mißverhältnisse. Sie schuf ihm Oasen im Wüstensande des Alltagslebens. Unser Dichter schien dazu ausersehen, die Wahrheit der Worte:

„Dichter sein heißt ewig kämpfen
Ohne Ruh' zumal
Für das Gute, für das Hohe,
Für das Ideal" —

so recht an seinem eigenen Schicksale einsehen zu lernen. Bittere Ironie floß in immer reichen Strömen aus dem Munde des Dichters: man nannte ihn einfach einen Narren und mied ihn.

Er warf sich auf das Studium Byrons. Sein Freund und Lehrer Dahl unterrichtete ihn im Englischen, so daß er bald den Originaltext lesen konte. Dadurch gerieth sein Genius in helle Flammen.

Der Oberst des Regimentes, Johann von Karges, hatte ein provisorisches Theater errichten lassen, wo sich die guten Laibacher gegen einen Groschen Entré sattsam amüsiren konnten. An diesem Theater wirkte Hilscher fleißig mit. Der Oberst aber war wohl ein Freund des Theaters, keineswegs jedoch der Muse. Als Hilschers Freund, der Lieutenant Victor Käser, ein Gedicht auf die Ankunft des Kaisers Franz in der Laibacher Zeitung veröffentlichte, wollte er ihn mit Degradirung und vierzig Stockstreichen strafen.

Hilscher verfaßte um jene Zeit ein Drama: »Friedrich der Schöne, oder deutsche Treue« in vier Acten, denen ein Vorspiel: »Die Schlacht bei Mühldorf« voranging. Dieses ward am 12. März 1828 mit großem Beifalle aufgeführt, bei einem Ertrage von 223 fl. 13 kr. Conv.-Münze, der den Armen gewidmet wurde. Hilscher schenkte das Manuscript der k. bayerischen Hofschauspielerin Fräulein Marie Denker für ihre treffliche Leistung, resp. er überließ es ihrem Pflegevater Hahn, in der Hoffnung, daß es durch sie auf andere Bühnen gelangen werde. Fräulein Denker erinnerte sich oft mit Entzücken daran und beklagt, daß es mit dem Tode ihres Pflegevaters in Verlust gerieth. Dieses Schriftstück hätte für uns ein um so größeres Interesse, als sich Hilscher in Friedrich selbst gezeichnet haben soll.

In diese Zeit fällt auch des Dichters erste Liebe. »Auch der Verworfenste«, pflegte Hilscher zu sagen, »trägt ein Stück Himmel in seiner Brust.« Er verliebte sich in die Tochter eines Kaufmannes C., ohne je mit dem Gegenstande seiner Sehnsucht zu sprechen. Erst nach längerer Zeit vertraute er sich seinem intimsten Freunde an, ohne daß das Mädchen etwas davon erfuhr. Mancher wird über diese sonderbare Liebe lachen; aber so manche harte Zurücksetzung hatte den Dichter sein Gefühl verschließen gelehrt. Dazu gesellte sich noch der Mangel an Hoffnung, je als Militär heiraten zu können. Nur seine Muse sprach; namentlich, wenn die Nacht mit ihrem Zauberdunkel kam, wenn des Himmels Sternenaugen durch die Fenster der Caserne glänzten, dann zog sie den Dichter aus dieser Welt von Enttäuschung und trug ihn nach einer Ferne voller Räthsel. Es entstanden eine Menge Gedichte und ein romantisches Epos, der bezauberten Rose ähnlich, in Stanzen. Später vertilgte Hilscher Alles.

Sein Vater war schon früher gestorben und ward in Jungbunzlau begraben; in Laibach starb seine Mutter, sein jüngerer Bruder Benjamin und seine beiden Schwestern, Elise, mit dem Feldwebel Greis vermählt, und Anna. Hilscher wurde immer ironischer, immer satirischer. Er richtete seine Pfeile gegen die Fehler der Umgebung und machte sich dadurch viele Feinde. Da traf ihn noch der herbste Schmerz, seine heilige Liebe zurückgestoßen zu sehen. Alle seine Nerven klangen in Hohn und Spott zusammen. In dieser Stimmung lernte er Heinrich Heine's Lieder kennen, auch Byron ergriff er

neuerdings und schrieb auch selbst mehrere deutsche Bearbeitungen. Der bald darauf erfolgte Tod Dahls machte ihm Laibach vollends zu einem offenen Grabe. Dahl, sein Lehrer, Freund und Führer, erschoß sich, weil er wegen eines Vergehens gegen die Subordination zum Gemeinen degradirt werden sollte. Nach Verkündigung des Urtheiles, am 10. November 1832, begab er sich ins Arrest zum Profoßen zurück und machte durch einen Pistolenschuß mit Wasser seinem Leben ein Ende.

Um diese Zeit ließ Bocher, der kunstliebende Chef des Regimentes, unseren Hilscher holen und fragte ihn, ob er nach Italien gehen wolle. »Ganz wie Sie befehlen,« war des Dichters wiederholte Antwort, wodurch er die Gunst seines Chefs verlor.

Am 1. October 1827 war Hilscher Corporal, am 1. Juli 1831 Feldwebel geworden. Die guten, alten Zeiten! — Er erholte sich erst einigermaßen, als sein Regiment nach der Lombardei marschirte. Der Gedanke an baldige Beförderung hatte ihm neue Hoffnung gegeben. Aber auch Bologna ward ihm bald einförmig. Das ersehen wir aus dem Gedichte »Sternlose Nacht«, in dem es heißt:

„Kein Trost, kein Hoffen! Nachtigallen singen,
Wie Jubel mag's in frohe Herzen dringen,
Mir aber soll es nur wie Jammer klingen.
Und lockt mich auch ein schmeichelndes Gekose:
Die Dornen nur ergreif' ich statt der Rose,
Denn meine Nacht ist eine sternenlose!" —

Durch Verwendung des nachmaligen Feldmarschall-Lieutenantes, damals Hauptmannes von Marsano wurde Hilscher als Fourrier zum Generalquartiermeisterstabe nach Mailand versetzt. Hier suchte ihn Frankl auf, und das war ein Glück für uns Alle, sonst wäre der Leitmeritzer Dichter für immer der Vergessenheit anheimgefallen. Frankl schreibt von ihm: »Nicht das Exerciren, nicht das Flintenputzen, nicht das Commißbrot war seinem Aufstreben hinderlich; der Verrath von Freunden; eine Täuschung des Herzens lähmte ihn nur auf kurze Zeit: aber die zwiespältige Stellung zu seiner Umgebung entnervte ihm Kopf und Herz, machte seine Phantasie und sein Gefühl erbleichen.« Am bittersten empfand er den Mangel an Verbindung mit der Oeffentlichkeit. In dieser Beziehung bot ihm Frankl seine Vermittelung an und veranlaßte den Abdruck seiner Uebersetzung der »Gräber von Ugo Foscolo« in der »Rivista Viennese« 1838. Leider kam, um des Dichters Schicksal ganz zu erfüllen, auch dieser Trost zu spät.

Von Mailand aus schrieb Hilscher an seinen Freund Käfer: »Weißt Du, was ein Stabsfourrier ist? — Ein Federvieh, welches dem Staate monatlich 30 fl. kostet.« Und an einer anderen Stelle: »Meine Arbeiten tragen die Farbe des Mismuthes und darum arbeite ich wenig. Es ist vielleicht doch Schade, daß ich als Mensch ein Griesgram und als Sänger ein Rabe geworden bin, wie mich Oberndorf treffend benamste, und übel ist's, wenn meine Worte wahr bleiben sollten:

„Der Wohllaut ist für immer mir entflohn,
Der Misklang bleibt in den verstimmten Saiten." —

Als Repräsentant seiner letzten Arbeiten stellt er selbst folgendes Ghasel hin:

„Kein Arzt ist für den Schmerz, der zu verschweigen ist,
Doch Rath ist für die Wunde, die zu zeigen ist;
Ich aber ziehe rathlos durch die Wüste hin,
Wo ohne Klang und Spur der Horen Reigen ist.
Der Stab ist morsch, die Sohlen glüh'n, der Gaumen lechzt;
Wie gut, daß meine Sonne schon im Neigen ist!

O hätt' ich nur zuvor die lichte Höh' erreicht,
Die für den Müden nicht mehr zu ersteigen ist,
Für Schweiß, der Segen wurde, dort den Lohn erlangt,
Der nur ein armer Kranz von grünen Zweigen ist,
Und durch Entbehrung mir den frommen Stolz erkauft,
Wie er dem edlen Baum des Südens eigen ist,
Dem nie der Lenz den heitern Schmuck der Blüten bringt
Und der doch immer schwer von süßen Feigen ist."

Wie unglücklich sich der Dichter auch in Mailand fühlte, erhellt aus folgenden Worten in einem seiner Briefe vom 2. Februar 1837: »Ich sehne mich aus diesem schönen Lande hinaus in unsere Berge und zu Menschen, die deutsch reden.« Am 22. desselben Monats schrieb er: »Soldat mag ich keine Minute länger bleiben, als ich muß.«

Hilscher sollte von all' diesen Leiden bald für immer erlöst werden. Die Skrophelkrankheit, seiner Familie eigen, gestaltete sich bei ihm zur Lungenschwindsucht. Es war am 14. November 1837, als man ihn hinaustrug, den so bescheidenen und doch so großen Dichter, in seine letzte, stillste Caserne, und den einfachen Sarg in die kalte, winterliche Erde des Friedhofes San Giovannino vor der Porta Vercellina versenkte. Sein letztes Studium war die spanische Sprache.

Im Jahre 1840 gab Frankl den Nachlaß Hilschers heraus, der mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen wurde. Einige wenige Gedichte und Uebersetzungen waren in den Jahrgängen 1829 bis 1832 des in Laibach herausgegebenen »Illyrischen Blattes«, 1833 die »hebräischen Melodien« veröffentlicht worden. Die zweite Auflage derselben ermöglichte die Errichtung jenes Denkmales in Leitmeritz, das am 29. Juni 1863 enthüllt wurde. Leider mußte erst eine czechische Ovation für Karl Hynek Mácha den guten Leitmeritzern in Erinnerung bringen, daß auch ihr Hilscher ein Dichter gewesen sei, dem Apollo den immergrünen Kranz auf's Haupt gedrückt.

Marsano schreibt von ihm: »Deutschland weiß es nicht, welchen Verlust es in diesem großen Talente erlitten.« Hilscher war von Person hoch und schlank, glänzend schwarz sein Haar, leicht seine Haltung; sein Mund zuckte meist in bitterer Ironie. Hilscher war ein Dichter, der den Rhythmus zu handhaben wußte, der die Natur zu beschreiben und das Herz zu malen verstand. Große Sorgfalt verwendete er auf die äußere Form; er sorgte für die Toilette seines Gedankens. Bei aller Abgeschiedenheit war er ein eminenter Geist, wie es überhaupt ein alter Erfahrungssatz ist, daß gerade aus den gedrücktesten Existenzen die schönsten Talente, die hervorragendsten Genien hervorgehen. Hilschers Poesie ist tief ergreifend, seine Worte und Phrasen sinnvoll. Seine Gedichte, erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben, erscheinen uns wie ein Cypressenzweig aus dem Grabe des edlen Mannes, dessen ganzes Leben ein schwer verkanntes war. Ein tiefer, melancholischer Geist zieht durch alle seine Lieder und erinnert an vielen Stellen an den ebenso unglücklichen Nicolaus Lenau. Sein Schmerz ist keine trübe Schwärmerei; es ist ein ernster und heiliger Schmerz, geschrieben mit dem Herzblute des Dichters. Soviel, nach spärlichen Quellen, von dem Leben meines Landsmannes, dem Brunold in seiner Novelle »Gestorben und vergessen« (Leitmeritzer Wochenblatt 1862 Nr. 45—47) ein herrliches Denkmal gesetzt hat. Von ihm gelten in ihrer schönsten Bedeutung die Worte Schillers:

„Aus der Zeitflut weggerissen, schwebet
Er gerettet auf des Pindus Höhn:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn."

Kleine Umschau.

Mimickry. Schmetterlingssammler wissen, wie schwer manche Nachtfalter, die am Tage an Baumstämmen, unter Brücken, an Zäunen 2c. mit flach aufliegenden Flügeln ruhen, zu entdecken sind. Ihre Oberflügel gleichen täuschend der Rinde, den Flechten, welche auf Letzterer wuchern, oder altem, vermorschtem Holze, und so entgehen sie sicher den Nachstellungen der Feinde. Schon den älteren Beobachtern ist es nicht entgangen, daß die verschiedenartigsten Thiere vielfach solche Localitäten und Naturkörper zu ihrem Aufenthalte wählten, welche ihnen selbst theils in der Färbung, theils in der Form glichen und ihnen dadurch Schutz oder ein Mittel, um desto sicherer ihre Beute zu beschleichen, darboten. Die Aehnlichkeit des Thieres mit seinem Aufenthaltsorte gewährt ihm also in mehr als einer Hinsicht Vortheile für den „Kampf um's Dasein", und es ist deshalb nicht auffallend, wenn die Natur zahlreiche Beispiele solcher Nachahmung darbietet. Wallace hat von einer Heuschrecke erzählt, welche er anfangs für einen dürren, moosbewachsenen Stengel hielt, von einem Schmetterlinge, der an einer Pflanze sitzend, täuschend einem trockenen Blatte glich, und von einem Prachtkäfer, der kaum von dem saftgrünen Moose zu unterscheiden war, auf welchem er lebte. Auch unsere heimische Natur bietet mehrere Fälle, zu denen ganz besonders auch die im Winter schneeähnlich weiß werdenden Säugethiere und Vögel gehören. Den Letzteren entsprechen die Wüstenbewohner, welche das Colorit des Bodens angenommen haben und sich dadurch oft auffallend genug von ihren nächsten Verwandten unterscheiden. Die merkwürdigen Mantiden (Fangheuschrecken), zu welchen die wunderlich geformte „Gottesanbeterin" gehört, sind ganz allgemein lebhaft grün gefärbt, nur einige Arten, welche auf dem Wüstensande Nordafrica's und Arabiens leben, zeigen ein mattes fahles Graugelb, welches sie vor Nachstellungen sicher verbirgt und ihnen gestattet, ihre Beute zu beschleichen. Ziemlich allgemein bekannt ist die auf der Insel Capri umgefärbte Eidechse, und so ließen sich noch mehrere Beispiele anführen, welche eine gewissermaßen intendirte Nachahmung (Mimickry) kaum verkennen lassen. Diese tritt aber noch deutlicher hervor, wo wir ein Thier Form und Farbe eines anderen, ihm durchaus nicht nahe verwandten getreu copiren sehen. Man hat dergleichen Vorkommnisse, die gar nicht vereinzelt dastehen, wohl als „Naturspiele" abgefertigt, ohne damit an Einsicht irgendwie gewonnen zu haben. Andere, überwältigt von dem Reichthum der Formen, welche die Natur darbietet, haben an eine Erschöpfung des Bildungstriebes gedacht und finden es nicht auffallend, daß die Natur sich auch einmal wiederholt. Aber auch solche geniale Erklärungsweise fördert uns nicht, während wir sicher auf Erweiterung unserer Erkenntniß hoffen dürfen, wenn wir die Lebensverhältnisse dieser ähnlichen Thiere erforschen. Und da finden wir denn, daß solche Mimickry sich besonders in drei Fällen zeigt. Schutzlose Thiere nehmen die Maske eines von Natur durch Stachel, Gift oder Stinkdrüsen oder durch andere ähnliche Mittel geschützten Geschöpfes an, sie erborgen das Ansehen desjenigen Thieres, welches seine (die gewöhnliche Tracht bewahrenden) nächsten Verwandten eifrig und constant verfolgt, oder auch umgekehrt eines solchen Thieres, welches von den Feinden ihrer nächsten Verwandten verschmäht wird, und in beiden Fällen entgehen sie der Nachstellung. Endlich spielt Mimickry im Parasitismus eine große Rolle. Gleicht der Parasit dem Wirthsthiere, so kann er sich demselben viel leichter unbemerkt nähern und seinen Zweck sicherer erreichen. Hierüber hat kürzlich Gerstäcker überraschende Aufschlüsse gegeben. Die zu den Schlupfwespen gehörenden Ichneumoniden, welche bekanntlich ihre Eier in die Haut der Larven anderer Insecten legen, sind vorherschend schwarz, schwarz und roth oder roth gefärbt. Ein Mitglied dieser Familie, der Crypturus argiolus, zeigt aber an Kopf, Rumpf und Hinterleib gelbe Flecken und Bindenzeichnungen und gleicht auch in anderen Verhältnissen so sehr der einheimischen Wespe, Polistes gallica, daß man ein fliegendes Crypturusweibchen von einem kleineren Arbeiterexemplare der Polistes nicht unterscheiden kann.

Nun ist der Crypturus der Parasit der Wespe; aber während ein gewöhnlicher Ichneumon eine wehrlose Schmetterlings- oder Blattwespenlarve nach kurzem Kampfe überwältigt und dann ungestört seine Eier in dieselbe ablagert, hat es der Crypturus mit einem sehr wachsamen, an Kraft weit überlegenen Gegner zu thun. Das hüllenlose einwabige Nest der Wespe mit seinen in den horizontal laufenden Zellen frei liegenden Larven läßt ihn zwar den Gegenstand seiner Wünsche leicht und selbst auf weitere Entfernungen hin erkennen, die Oberfläche desselben ist aber stets von Arbeiterwespen besetzt, von denen Einige ab und zu fliegen, um die Brut mit Nahrung zu versehen, Andere aber eigens und unablässig als Wachen ausgestellt erscheinen, um jeden unberechtigten Eindringling sofort mit Bissen und Stichen abzuwehren. Gelingt es dem Weibchen von Crypturus trotzdem, sich zwischen den wachehaltenden Wespen hindurch in die Larvenzelle einzuschmuggeln, aus welcher sich später seine Nachkommenschaft entwickelt, so bleibt wohl nur anzunehmen, daß durch seine ihnen nachgeahmte Tracht auch die Wespen getäuscht wurden. — Bei alledem möchte dem Parasiten seine Maske wenig nutzen, da die Wespe in den verschiedenen Localitäten ihres Vorkommens stark variirt. In Nord-Europa und den deutschen Gebirgen ist das Thier vorherrschend schwarz und bleichgelb gezeichnet, in den ebenen Gegenden Mitteleuropa's nimmt aber die gelbe Zeichnung an Ausdehnung und Intensität zu, und in Südeuropa drängt sie das Schwarz ganz und gar zurück. Dadurch würde also ein nordischer Crypturus einem südlichen Polistes sehr unähnlich werden, wenn er nicht selbst die gleichen Wandelungen erlitte. Und in der That ist der Crypturus in Südtirol umfangreich goldgelb, in Oberbayern weißlich gelb in viel geringerer Ausdehnung gefärbt! Man wird in diesem Falle vielleicht annehmen dürfen, daß dieselben klimatischen Verhältnisse bei beiden Thieren in gleicher Weise die Färbung modificiren, aber sicher hat auch hier eine Auswahl stattgefunden, denn offenbar wird immer jener Crypturus am leichtesten zur Fortpflanzung, zur Erhaltung seiner individuellen Eigenthümlichkeit gelangen, welcher der Wespe am ähnlichsten ist, und wenn sich solche Auswahl durch viele Generationen hindurch wiederholt, so muß wohl endlich der Parasit auch der Localvarietät seines Wirthes täuschend ähnlich werden.

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen

von

H. B.

(Fortsetzung.)

Reisen und Länderbeschreibungen.

The Treshold of the Unknown Region. By Clements R. Markham, C. B. London: Sampson Low and Co.

Dies überaus werthvolle Buch eines bedeutenden Geographen und Seemannes muß als ein Manifest der Wissenschaft gegen die winselnde Sentimentalität angesehen werden, welche die arktischen Forschungsreisen wegen ihrer Gefahren anklagt, sowie auch gegen den Geiz, welchen die Gladstone'sche Regierung gegenüber solchen Unternehmungen zeigte. „Die nördliche Polarregion, jener ungeheure, bis jetzt noch unerforschte Land- und Seestrich, welcher das eine Ende der Erdaxe umgiebt, ist das größte und wichtigste Entdeckungsfeld, das der gegenwärtigen Generation zur Bearbeitung offen bleibt. Für das Volk dieses Landes sollte es einen besonderen Reiz besitzen; denn maritime, besonders arktische Unternehmungen ziehen sich wie ein glänzender silberner Faden durch die Geschichte der englischen

Nation, seine dunkelsten und schimpflichsten Perioden erleuchtend, und in Zeiten, wo alle anderen Ereignisse nur Quellen der Scham und des Bedauerns waren, Grund zu gerechtem Stolze gebend. Und in der That, glorreich ist diese Geschichte unserer nördlichen Reisen, welche die Namen so mancher Seefahrer vergangener Tage berühmt machte; und jeder wahre Engländer sollte ernstlich wünschen, daß die lange Liste nicht endgültig geschlossen werde, und daß der Pfad zu Ehre und Auszeichnung unserer Flotte wieder geöffnet werde." Mit diesen Worten beginnt der Autor sein hoch interessantes Buch, dessen Gegenstand es ist: — „dem Publicum eine genaue Kenntniß der ganzen Gränzlinie zu geben, welche die bekannte von der unbekannten Region um den Nordpol trennt; die Geschichte früherer Reisen in's Gedächtniß zurückzurufen, die jüngsten Anstrengungen tapferer Abenteurer verschiedener Nationen, die Schwelle zu überschreiten, zu erzählen, Argumente zur Erneuerung einer Nordpolfahrt Seitens Englands vorzubringen und die werthvollen und wichtigen aus einer Entdeckung des Nordpoles, fließenden Resultate einzeln aufzuzählen." Diese vorgesetzte Aufgabe hat Markham glänzend gelöst. Er durchwandert die Gränze des unbekannten um den Nordpol liegenden Kreises und erzählt die Geschichte der Entdeckung eines jeden Punktes, so eine kurz gefaßte, klare und vollständige Uebersicht der Nordpolfahrten und ihrer Resultate gebend bis auf die Reise der Polaris. Markham weicht in seinen Ansichten von einer anderen Autorität betreffs der Nordpolfahrten, Capitain Wells, ab und meint: „die Idee, das Polarbassin bestehe aus einer offenen, nur hier und da mit Treibeis bedeckten See, sei in sich selbst so aller Erfahrung entgegen, daß sie kaum eine Widerlegung verdiene." Er behauptet gleicherweise, daß die Davis' Enge der leichteste und lohnendste Weg sei, und daß man Schlitten gebrauchen solle, da bei einer Küsten- oder Landreise viel größere wissenschaftliche Resultate erzielt werden könnten, als bei einer Seefahrt. Hinsichtlich der Ausführung der Expeditionen räth er an, den Weg über Spitzbergen privaten Unternehmungen zu überlassen, während die andere Route durch die Regierung mit all den neuesten Dampfmaschinen und Instrumenten versucht werden sollte, und daß mit unseren jetzigen Kenntnissen in Nordpolfahrten fast sicher auf einen Erfolg zu rechnen sei.

Life, Wanderings and Labours in Eastern Africa. By Charles New. With Maps and Illustrations. London: Hodder and Stoughton.

Mr. New ist seit elf Jahren ein Missionär der „United Methodist Free Churches" und hat als solcher in dem Theile der Ostküste Africa's gewirkt, welcher ein oder zwei Grade nördlich von Zanzibar, nahe bei Mombasa liegt. Der Pionnier für Beides, für Missionen und für moderne Reisen in Ostafrica, war Dr. Krapf, der lange Jahre in enger Verbindung mit der „Church Missionary Society" stand. Er gründete die Mombas-Mission nach den Wanikas und that unendlich viel für spätere civilisatorische Unternehmungen. Ihm folgte als Freiwilliger der Autor des vorliegenden Buches, der seine Station zu Ribe errichtete, wenige Meilen von der Küste und etwas nördlich von Mombasa. Er blieb in Ostafrica bis Anfangs 1872 und wurde um diese Zeit auf seinem Heimwege zu Zanzibar von der zur Auffindung und Unterstützung Livingstone's von der englischen geographischen Gesellschaft ausgesandten Expedition aufgehalten und eingeladen, sich derselben anzuschließen. Man weiß, wie diese Expedition, unter der Führung des Lieutenants zur See Dawson, elendiglich fehlschlug, und wie dessen Aufgabe von dem Americaner Stanley glänzend gelöst wurde. — Was nun New's Buch anbetrifft, so enthält dasselbe größtentheils die gewöhnlichen Ereignisse im Leben eines Missionärs, und im Großen und Ganzen scheint er dieselben Gegenden durchreist zu haben, welche vor ihm die Missionäre Krapf, Rebmann und Erhardt besuchten. Seine beiden Hauptreisen waren: zuerst ein Ausflug in das Land der Gallas, im Norden, in der Nähe der Bai von Formosa, und dann nach Osten, zu dem berühmten 20,000 Fuß hohen Schneeberge Kilima Njaro, den er nach einem ersten vergeblichen Versuche bis zur Schneelinie bestieg, also höher als Herr von der Decken im Jahre 1862. Mr. New giebt uns neben seinen Reiseberichten eine Beschreibung der Bewohner der von ihm besuchten Gegenden, sowie einen Bericht über deren Sprachen, über die Flora, Geographie, Ethnologie, Temperatur u. s. w. dieses Theiles von Africa.

Persia during the Famine. By W. Brittlebanck. London: Pickering.

Welch einen traurigen Contrast bilden die in diesem Buche geschilderten Hauptscenen mit dem diamantenbeladenen Schah! Die überaus dünne Bevölkerung Persiens ist eines der Wunder des Orientes. Daß ein Land, zweimal so groß wie Frankreich, mit einer stabilen Regierung, einem schönen Klima und seit einem Jahrhundert fast frei von Krieg, nicht viel mehr Einwohner haben sollte als London, ist in der That merkwürdig. Doch Persien leidet unter einem gänzlichen Mangel an Sanitätsgesetzen und wird von Zeit zu Zeit von furchtbaren Epidemien heimgesucht, die einen hohen Procentsatz seiner Bevölkerung dahinraffen. So z. B. starben vor etwa dreißig Jahren Tausende in den reichen Provinzen Gilan und Mizandaran. Die blühende Stadt Bescht verlor fast alle ihre Einwohner, und bis auf den heutigen Tag zeugen ungeheure, über die Gestorbenen aufgeschüttete Erdhügel von der Zahl der Opfer. Und dann wieder sind während der letzten drei Jahre die beiden Würgengel Cholera und Hungersnoth durchs Land geschritten. Nach den Aussagen der Begleiter des Schahs auf seiner europäischen Reise sollen nicht weniger als zwei Millionen Menschen von diesen beiden Plagen dahingerafft worden sein. — Das vorliegende Buch, das ungekünstelte Werk eines zu seinem Vergnügen Reisenden bestätigt die gedachten Angaben über die Gewaltigkeit der Calamität. Es steht zu wünschen, daß uns eine geschicktere und geübtere Feder genaue Nachrichten über die weit verbreitete Plage giebt, welche Brittlebank nur oberflächlich berührt. Derselbe schiffte sich am 4. Januar 1872 in Southampton nach Indien ein, und nachdem er in Ceylon gelandet war, ging er über Colombo, Candy, Madras, Bombay und Carachi nach Buschahr. Von dieser Stadt reiste er von Ende März während des ganzen April nach Euzeli am Caspischen See. Das Hauptinteresse seiner Reise concentrirte sich auf diesen Theil seiner Expedition, und auf seinem Wege von Buschahr nach Ispahan begegnete er sicherlich keiner geringen Gefahr durch Marodeure, die, weit mehr von Hunger als von Plünderungssucht getrieben, einen jeden ausplünderten, an den sie nur Hand legen konnten. Auf dem ganzen Wege hatte unser Reisender der schrecklichen Anblick nackter, zuweilen halbverzehrter Leichen. Halbverhungerte Jammergestalten wachten mit den Augen eines Raubthieres über den Todeskampf derer, die bereits am Sterben waren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Cannibalismus in seiner allerscheußlichsten Form etwas Gewöhnliches war. Unser Reisender hatte keine Gelegenheit zu erfahren, welche Hülfe der Schah seinen sterbenden Unterthanen werden ließ, doch sprechen andere Quellen dafür, daß, soweit seine Mittel und seine Kraft reichten, er sein Bestes that.

The Pilgrimage of the Tiber. By William Davies. London: Sampson Low and Co.

Der Tiber ist das Muster eines Flusses für Flußwanderer. Sein Lauf ist lang genug, um genügende Abwechselung mit Bezug auf Scenerie und allgemeines Interesse darzubieten, ohne in den entgegengesetzten Fehler zu fallen, zu lang für eine Ferien- oder Erholungsreise zu sein. Ein oder zwei Wochen bringen einen thätigen Reisenden von Ostia bis zu der kleinen Quelle des Tiber in den Apenninen. Doch zwischen dieser kleinen Quelle und Rom liegt ein Land des Romanes. Die Apenninen mit ihren wilden Buchen- und Castanienwäldern, weit über die umbrische Ebene mit Perugia und Assi, mit ihren grünen Wiesen und kleinen Strömen dahinschauend; die durch den nun tiefer werdenden Fluß gespaltenen Waldungen von Todi und die Maisfelder von Orte; die meilenweit, als der Mittelpunkt der Landschaft, sichtbare gabelförmige Spitze von Soracte; verwitterte Thürme auf jedem Hügel; mittelalterliche Festungen, römische Wasserleitungen; etruskische Mauerwerke, nach und nach seltener werdend, bis sie der Einsamkeit der Campagna Platz machen; die Vision Roms, und dann wieder Einöde, bis der Tiber jenseits fiebergeplagter Städte und verödeter Flußkrümmungen in die sonnige See sich ergießt — dies Alles sind Gemälde, welche ein Künstler aufzufassen nicht fehlen konnte, und der Autor hat dies gethan. Er hat ein reizendes Buch geschrieben von Anfang bis zu Ende. Zuweilen fesselt eine Erzählung aus alten Zeiten des Lesers Aufmerksamkeit, zuweilen eine herrliche Beschreibung einer Flußscenerie, ein ander Mal die Geschichte irgend einer edlen That oder ein kleines Reiseabenteuer; dann wieder eine hochpoetiche Wiedergabe irgend eines alten Gebrauches, oder eine packende Repräsentation eines berühmten Gemäldes. Der Plan des Werkes ist einfach und mit Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Mit den Gefühlen eines

Pilgrimes wandert der Verfasser von der Mündung des Tiber bis zu seiner Quelle, und an jedem Platze, an dem er verweilt, hält er, als ob es ein heiliger Ort wäre. Er malt und beschreibt uns Alles mit der Kraft und der Geschicklichkeit eines Künstlers.

Illustrations of China and its People. A Series of Two Hundred Photographs, with Letter press descriptive of the Places and People represented. By J. Thomson, F. R. G. S. 4 Vols. Vol. I. London: Sampson Low and Co.

Dies verspricht ein herrliches, ganz einziges Werk zu werden. Der erste, soeben erschienene Band enthält Photographien von Menschen und Dingen, aufgenommen in der Region von Hongkong, Canton, Macao und Formosa. Die ausgewählten Gegenstände sind gerade die, welche ein Reisender, der China besucht hat, sich als Andenken aufbewahren würde, während sie zu gleicher Zeit ganz dazu angethan sind, dem Nicht-Reisenden eine vollständige und lebhafte Idee von der Erscheinung und den Gebräuchen der Chinesen und von den Scenen, die sie in ihrem Lande umgeben, einzuflößen. Thomson sagt in seiner Vorrede, daß er uns in den noch folgenden Bänden nach Ningpo und dem Schneethale, dem beliebten Frühlingsaufenthalte der Bewohner Schanghai's führen will, einem Orte, der weit berühmt ist wegen der Schönheit seiner Azaleen, seiner Gebirgssceneriееn und seiner Wasserfälle; von da nach Yang-tsze-Kiang und der alten Hauptstadt Nankin, dabei die wilde Scenerie der Schluchten des oberen Yang-tsze passirend und bis Kwei-tschoo-Fu vordringend. Die letzte Reise wird Tschefu, den Peiho, Tientsin und Pekin umfassen. Die merkwürdigen Alterthümer, der Palast, der Tempel und das Observatorium, die verschiedenen Racen in der großen Metropole, die Ruinen des Sommerpalastes, die Gräber der Mingdynastie sollen dem Leser vorgeführt werden; darauf verspricht er uns durch den Nankaupaß zu führen und Abschied von uns zu nehmen an der großen Mauer. — Wir werden, wenn dies interessante und lehrreiche Werk vollendet ist, nicht unterlassen, eingehend darauf zurückzukommen.

The Coal Regions of America; their Topography, Geology and Development. With a Coloured Geological Map of Pennsilvania, a Railroad of Map all the Coal Regions and numerous other Maps and Illustrations. By James Macfarlane, A. M. New-York und London: Trübner and Co.

Macfarlane's Buch „Die Kohlenregionen America's" ist ein voller, genauer und erschöpfender Bericht über die verschiedenen Kohlenformationen der Vereinigten Staaten und Canadas, soweit sie bis jetzt bekannt sind. Er beschreibt hauptsächlich die kohlenhaltigen Districte der Staaten; den, der sich von Pennsilvanien durch die Mittel- und Südstaaten bis nach Alabama erstreckt; den von Michigan; den von Illinois, Indiana und Kentucky; den von Iowa, Missouri und Kansas, und einen fünften, nur wenig ausgebeuteten, in Texas. Er zeigt im Detail die Lage und Ausdehnung der verschiedenen Betten in jeder Formation, soweit wie bekannt, und die Weise, in der ihre Richtung und Neigung durch spätere geologische Bewegungen verändert und gestört wurde, so wie er außerdem genaue Darstellungen der Geologie eines jeden Feldes und Beckens giebt. Ferner zählt er die in jedem Districte angebauten Gruben auf, beschreibt ihren Charakter, die Menge des Productes, die Methode der Förderung, kurz erzählt Alles, was in Verbindung mit ihrer Operation von Interesse ist.

Lahore to Yarkand. By G. Henderson, M. D., and Allan O. Hume, Esq., C. B. London: Reeve and Co.

Dies Werk berichtet von den Abenteuern dreier unternehmenden Engländer auf einer 1870 unternommenen Reise von Lahore nach Yarkand, der Hauptstadt von dem Atalik Ghazi, Yacub Kusch Begi. Der Leiter der Expedition war ein Herr Shau, der bereits die öffentliche Aufmerksamkeit durch seinen Bericht über seinen Besuch Yarkand's und Kaschgar's 1868 auf sich gezogen hatte. Die indische Regierung war durch Herren Forsyth, einen wohlbekannten Beamten, repräsentirt. Beobachtungen in Menge wurden angestellt, Specimina gesammelt, und der Reisebericht von Dr. Henderson abgefaßt, der die Deputation als Arzt begleitete. Diesem stand später bei seiner literarischen Arbeit der Secretär im indischen Amte, Herr Allan Hume, zur Seite. Der Plan des Werkes scheint folgender gewesen zu

sein: Dr. Henderson machte sich mit allen möglichen Apparaten und Instrumenten und mit Pulver und Blei auf die Reise. Nach seiner Rückkehr dehnte er seine Reisenotizen zu einem kleinen Buche aus. Die Specimina von Vögeln und Pflanzen und die wissenschaftlichen und anderen Beobachtungen wurden von Hume so geordnet, um einen Anhang zur Erzählung zu bilden. Die Vögel wurden nach den in Dr. Jerdon's Werk gegebenen bestimmt, und verschiedene andere Männer der Wissenschaft verglichen die Zeichnungen der Pflanzen mit den im botanischen Garten zu Kew sich befindenden, arbeiteten die mit dem Barometer gemachten Beobachtungen aus, oder überwachten im Allgemeinen die technische Ausführung des Werkes. Das Resultat aller dieser gemeinschaftlichen Bemühungen ist ein werthvoller Beitrag zu unserer unvollkommenen Kenntniß der Himalayapässe mit ihren schwierigen Transitverhältnissen, des Zustandes in Ost-Turkestan und der Gebräuche und Sitten der Yarkandesen.

II. Anzeigen.

Die Trachten der Völker in Bild und Schnitt. Eine historische und technische Darstellung der menschlichen Bekleidungsweise von den ältesten Zeiten bis in's neunzehnte Jahrhundert und zugleich ein Supplement zu allen vorhandenen Kostümwerken für darstellende Künstler, Maler, Costümiers und Forscher auf dem Gebiete der Trachtenkunde von Karl Köhler. Mit zahlreichen planotypisch ausgeführten Illustrationen nach Originalzeichnungen des Verfassers. Dresden 1871. Verlag von Müller, Klemm & Schmidt. (Exped. der Europ. Modenzeitung.) — Bis jetzt sind 10 Hefte erschienen.

Dieses dem Geschichtschreiber der „Deutschen Trachten und Modenwelt" Jacob Falke in Wien gewidmete Werk füllt eine wirklich fühlbare Lücke in der costümgeschichtlichen Literatur aus, indem es zum ersten Male nicht die Ansichten der fertigen getragenen Costüme mittheilt und analysirt, sondern durch vollständige Schnittmuster nach dem Metermaße, die in verjüngtem Maßstabe (meist $^1/_{20}$) und mit eingeschriebenen Längen der Hauptdimensionen in Centimetern gegeben werden, zeigt, wie dieselben gemacht waren. Es leuchtet ein, daß oft (zumal in denjenigen Zeiten, deren Abbildungen nur einen bescheidenen Grad von realistischer Genauigkeit haben), der Schnitt nicht leicht zu finden, und ohne ihn ein Verständniß der fertigen Kleiderformen beinahe unmöglich ist. Die planotypischen Abbildungen (nach einem Verfahren des einen Verlegers, Klemm, dargestellt) würden für feinere künstlerische Darstellungen nicht genügen, hier aber, bei einfachen linearen Zeichnungen, reichen sie vollständig aus und haben den großen Vorzug, für das Werk einen relativ sehr mäßigen Preis zu ermöglichen, der bei gleich reicher Illustrirung mit Holzschnitten nicht gestellt werden könnte. — Das Erschienene reicht bis in das XVI. Jahrhundert hinein. Sobald das Werk vollständig ist, werden wir von demselben noch einmal Bericht geben.

Passional Christi und Antichristi. Von Dr. Martin Luther. Mit Bildern von Lucas Cranach dem Aelteren. Auf's Neue aufgelegt mit dem Briefe des Papstes Pius IX. und der Antwort Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm vermehrt. Leipzig. Robert Hoffmann.

Eine gute Idee, dem classischen und denkwürdigen Briefwechsel zwischen Pio nono und dem deutschen Kaiser die kühne und drastische Streitschrift Luthers vom Jahre 1521 gegenüberzustellen, in der der Papst als Antichrist mit dem Heilande confrontirt wird, und die in ihrer kräftigen und bündigen Bildersprache mit den kurzen Unterschriften so recht im Charakter des deutschen Renaissance- und Reformations-Zeitalters ist. Die Ausstattung ist entsprechend.

Das Leben des Weibes. Diätetische Briefe von Dr. Adolph Baginsky. Berlin 1874. Denicke's Verlag, Link & Reinke.

Schon vor einiger Zeit haben wir des Verfassers in gleichem Verlage erschienenes „Medicinisches Hausbuch" über das Scharlachfieber seiner klaren, sicheren und eleganten Form wegen rühmen können. Das vorliegende Werkchen ver-

dient diese Anerkennung noch in höherem Maße. Indem es das geschlechtliche Leben des Weibes als Norm für die vernünftige (körperliche) Erziehung der Mädchen und die naturgemäße Lebensweise der Erwachsenen schildert, entspricht es ohne Phrase einem „tiefgefühlten Bedürfnisse". Denn unglaublich ist der Grad von Unkunde über das eigene leibliche Leben und dessen Bedingungen bei unserem weiblichen Geschlechte, und kaum zu hoch anzuschlagen die Gefahr, welche der Gesundheit der Individuen und der kommenden Generationen aus Sorglosigkeit und Unverstand erwächst. Freilich war es äußerst schwierig, den rechten Ton zu treffen, der wirkliche Belehrung, also eine dreiste Behandlung des delicaten Gegenstandes, mit einer anziehenden und das empfindlichste weibliche Zartgefühl nicht verletzenden Darstellungsweise verbindet. Aber gerade in diesem Punkte ist der Verf. außerordentlich glücklich gewesen; auch hat er die unzweifelhaft passendste Einkleidung gefunden: das Büchlein ist in Briefen an eine Frau geschrieben, und diese Form hat nicht nur dem Verf. selber das Gefühl für das Tactvolle geschärft und stets lebendig gehalten, auch die Leserin wird sich durch dieselbe angezogen und gewissermaßen von dem Tone der vertraulichen Mittheilung seitens einer vertrauenswürdigen Persönlichkeit angemuthet fühlen. Wir können das Buch jungen Frauen und Müttern nur auf das dringendste anempfehlen und würden gar kein Bedenken haben, es auch in die Hand reisender Mädchen zu legen, denen sicher der schlechteste Dienst dadurch geleistet wird, wenn man sie ganz ahnungs- und einsichtslos den physischen und psychischen Erscheinungen des entwickelten Geschlechtslebens entgegengehen läßt.

III. Besprechungen.

Julius Richter's Ultramontanocommunisten. Aus dem Griechischen verdeutscht und von einem Vorreiter eingeführt. Berlin, Fr. Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung 1873.

Die dramatische Anlage dieser nach Art des Aristophanes gedichteten Komödie ist einfach die: daß ein ehrsamer Bürgermann, Namens Pausias, „redselig wie ein plautinischer Prolog", zwei seiner Söhne einem in der Wolle gefärbten Ultramontanen und dito Communisten in die Lehre giebt, damit sie eben dort mit ihrem besseren Verstande Pfaffenthum und „communistische Weltbürgerei" in ihrem reinsten Wesen erkennen und hassen lernen. Und richtig, der wackere Alte hat die Freude, die beiden Lehrlinge, die mit ihrem guten Mutterwitze bald den ekelen Schwindel durchschauten, gründlich curirt heimkehren zu sehen, seinem Grundsatze beistimmend: „Thue, was du sollst, und glaube, was du willst, o Mensch."

Als Motiv seiner Arbeit bekennt der Verfasser seinen glühenden Haß gegen die im Titel bezeichneten geschworenen und, bis es zum Theilen geht, verschworenen Feinde des modernen Staates, also das Juvenalische: „Facit indignatio versum."

Wenn wir nun auch von den Versen sagen müssen, daß sie weder die heitere Anmuth noch die derbe Kraft des alten Aristophanes oder auch nur seines geistreichen modernen Nachbildners Platen erreichen, daß insbesondere schon die zahlreichen Citate und Reminiscenzen die mangelnde Originalität der Diction erkennen lassen, so geben wir doch gerne zu, daß das Stück sonst wohl dazu angethan ist, eine müßige Stunde heiter auszufüllen.

Im Dialoge ist der Ton des fingirten griechischen Originales, wie etwa der „Wolken", wohl getroffen, während die gehobeneren lyrischen Partien, die Parabasen, doch zu zahm und prosaisch nüchtern erscheinen und entschieden einen leichteren Gang und kühneren Aufschwung verlangten. So fällt, zumal bei kürzeren Versmaßen, dies und das leicht in einen gewöhnlichen, fast bänkelsängerischen Ton, wie es z. B. das an die siegende Germania gerichtete „Rheinwachtliedchen" zeigt, dessen Refrain sonst unseren gegen das freche schwarze Gezücht noch immer zu gut- und langmüthigen Politikern zur Nachachtung bestens zu empfehlen wäre:

„Behalt das Schwert in deiner Hand,
Der Pfaffe kennt kein Vaterland."

Ja, kein Vaterland, als den „Himmel", den er uns für ergebene Devotion und gegen gute Provision zurecht macht, und in Rom, wo eben sein Himmel und sein Gott, mit reichlichen Peterspfennigen verassecurirt, thront.

Ueberhaupt fährt der Pfaff, als der schlimmere der beiden vaterlandslosen Gesellen, bei unserem Verfasser besonders schlecht, der dem energischen Hasse gegen die verkommene römische Wirthschaft überall den schärfsten Ausdruck leiht, wie er z. B. Roms heutige Kirche dem Babelthurme vergleicht, „aufgeführt aus Werkstücken, wie die Bulle Unam sanctam, der Syllabus, das Infallibilitäts-Dogma, und diese gekittet mit Mörtel aus Menschenblut und Asche der Autodafés". Aehnlichen Sinnes sind denn auch die grotesken Wortcompositionen nach Art des Aristophanes oder auch Fischart, z. B. Pseudobürgerbrut, Klemmpfaffkosmopolit, Pfaffen-Communisterei, Wälschpfaffenbürger u. s. w.

Mag nun auch, nach strengen kritischen Ansprüchen, der poetische Werth dieser Imitation der alten attischen Komödie nicht gar zu groß, wenigstens in merklichem Abstande von Platen erscheinen, so ist doch die Durchführung der Idee: gegen ein die Grundlagen unserer Cultur zersetzendes, schwarz und roth angestrichenes Weltbürgerthum die Pflicht des Staatsbürgers klar zu machen, wohl gelungen. Besonders aber ist darnach die Lehre zu beachten, daß es Noth thue, die Erziehung unserer Jugend gänzlich von dem giftigen Geiste Rom's zu emancipiren, gegen die verwirrenden Extreme der Neuzeit das ruhige Maß der Alten zum Bewußtsein zu bringen, ihr gesundes und kräftiges Staats- und Vaterlandsgefühl, unter fester Abwehr anderer Bestrebungen, in der deutschen Jugend wach und lebendig zu erhalten.

Mehr freilich als rein modern-realistische Leser werden Freunde und Kenner der Aristophanischen Muse dem Verfasser Beifall spenden und ihm Recht geben, wenn er im Vorworte sagt, daß „die heutigen Salonstücke wälschen Genre's sich zur Aristophanischen Komödie verhalten wie die Hüft-, Brust-, Steiß- und Kopfpolster der heutigen Damenwelt zu dem in das lächelnde Gewand der Schönheit gehüllten Bilde der mediceischen Venus". Und gewiß werden sie weiter es billigen, wenn er mit ernstem Nachdrucke — mögen auch gerade unsere romanistisch gebildeten Kritiker sich mit einem bequemen: Graeca non leguntur entschuldigen — auf den idealen Werth der Kenntniß des Griechenthums hinweist, als des Urquelles aller Humanität wie jeglicher Gedankenklarheit und Formenschönheit.

J. S.

Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen. Von Ferdinand Hiller, Köln, M. Du Mont-Schauberg, 1874. XII. und 196 S. gr. 8.

Dies Buch, liebenswürdig wie der Meister, dessen Andenken es geweiht ist, gehört zu denen, welche sich schon bei der ersten raschen Durchsicht von selbst empfehlen. Und so wollen wir denn für jetzt nur eben diesen Eindruck, mit dem es auf uns gewirkt, constatiren und der Freude über die gebotene köstliche Gabe Ausdruck geben, eine Gabe, die auf dem Geburtstagstische jedes musikfreundlichen Hauses dankbarster Aufnahme gewiß sein kann. Es ist ein wahres Lichtbild, das der geistreiche, vielerfahrene und bei bereits vorgeschrittenem Alter mit einer seltenen jugendlichen Frische der Empfindung beglückte rheinische Meister vor uns hinzaubert.

Daß er erst jetzt mit „diesen von dem Dahingeschiedenen so liebenswerthe Züge enthaltenden Blättern" hervorgetreten, erklärt oder entschuldigt Hiller damit, daß er allen Anschein einer Ostentation habe vermeiden wollen; jetzt aber, wo wieder — zumeist, meinen wir, durch die halbtollen Adepten des Wagner-Cultus — die Beurtheilung Mendelssohns von Neid und Unverstand getrübt werde, sei es ihm wohl an der Zeit erschienen.

Wir möchten den trefflichen Mann und Musiker wegen seiner übertriebenen Befolgung des Horazischen „nonum prematur in annum" fast ein wenig schelten; eine Eitelkeit, wie sie einst der curiose Schindler, auf seinen Pariser Visitenkarten als „ami de Beethoven" betitelt, zur Schau trug, würde ihm doch im Ernste schwerlich Jemand zuschreiben. Und eben diese musikalisch wie persönlich hochinteressanten Briefe bezeugen ein so herzliches und inniges, auf das brüderliche „Du" und den Gebrauch des Vornamens gestelltes Freundschaftsverhältniß, daß Hiller sich mit vollem Rechte in dem seine Beziehung zu Mendelssohn besprechenden Vorworte als dessen „treugesinnten künstlerischen Cameraden" bezeichnen konnte. Ja, als „treue Cameraden" erscheinen

uns jetzt diese Felix und Ferdinand, die kunstbegeisterten, jugendlich strebenden Genossen.

Indem wir uns der nunmehr erfolgten Publication der lieben „Briefe und Erinnerungen" herzlichst freuen, stellen wir jene bescheidene Zurückhaltung um so höher, als so manche heutige Musikschriftsteller um die Wette eifern, ihre durchweg nur für den Modegebrauch fein appretirten Bücher und Büchlein an Mann und Weib zu bringen. Und ganz entgegen diesem epidemisch wuchernden, zumeist von und für Damen exercirten Dilettantismus, der uns nur mit Phrasen gefüllte blinkende Hüllen, nur leeres lappiges Grünkraut zu bieten hat, haben wir an dem reizenden, uns mit dem frischen Hauche des Lebens berührenden Buche Hiller's zugleich duftige Blüthe und süße Frucht.

Was Hiller zur Verbindung und Erläuterung der an ihn gerichteten Briefe von seinen „Erinnerungen" beifügt, ist erwärmt und durchglüht von jenem in treuer Freundschaft genährten echten idealen Sinne, der unserem Gründer-Zeitalter immer mehr zu entschwinden droht. Ja, sie scheint dahin, die Zeit jener idealen Dichter- und Künstler-Freundschaften, wie sie nochmals in diesen Aufzeichnungen Hiller's freundlich anmuthend sich abspiegelt. Und wohl mag uns da ein dem herrlichen Epiloge Göthe's zu Schillers Glocke verwandter Ton anklingen, wenn in dem elegisch gestimmten „Nachworte" der überlebende Freund von dem Dahingeschiedenen sagt: „Genialste Begabung vereinigte sich bei ihm mit sorgfältigster Ausbildung, Freundlichkeit des Herzens mit Schärfe des Verstandes, gesellige Liebenswürdigkeit mit einsiedlerischem Ernst, spielende Leichtigkeit bei Allem, was er anfaßte mit kräftigster Energie für jede höchste Aufgabe. Und ein edles Gefühl der Dankbarkeit durchdrang bei allem Guten, was ihm zu Theil wurde, seine lautere Seele. Diese im besten Sinne fromm zu nennende Gesinnung trug sicherlich viel zu seiner steten Bereitwilligkeit bei, Freude zu spenden und sich thätig theilnehmend zu erweisen. Auf ihn, wie auf Wenige paßte das Wort des Dichters:

„Wenn er der Glückliche ist, kannst du
der Selige sein." —

Gewiß wird eben diese schöne, wahrhaft herzerquickende Schrift Ferdinand Hiller's, des jovialen und dabei tief und rein fühlenden Maëstro, an ihrem Theile dazu beitragen, neben der überreich begabten künstlerischen Eigenthümlichkeit Mendelssohn's auch dessen edles und warmes Freundschaftsgefühl, seine neidlose Herzensgüte, kurz, seine ganze liebenswürdige Natur und Persönlichkeit in volles Licht zu setzen, uns den genialen feinsinnigen Meister auch menschlich näher zu bringen. Hier belauschen wir die Stimmungen seines Gemüthes, wie es sich in Ernst und Laune dem Freunde mittheilte; hier erkennen wir sein empfängliches, zartfühlendes Herz, wie der Tag oder die Stunde es emporhob oder niederdrückte, hier lernen wir den Menschen liebgewinnen, wie wir den Künstler verehren.

„Und so sei denn", schließen wir mit Hiller's Worten, „dieser einfache Blüthenkranz in treuer Erinnerung dem unverwelklichen Lorbeer beigesellt, der die lichte Stirn des jugendlichen Meisters schmückt und schmücken wird, so lange als Vernunft und Empfindung, Klarheit und Tiefe, Freiheit und Schönheit als Bedingungen höchster Kunstschöpfungen gelten werden."

J. S.

Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky von Goltitz, Fürstbischofs von Breslau. † 1871. Nach seinem Tode aus seinen Papieren herausgegeben. Mit Actenstücken. Berlin 1872. 260 Seiten.

Die Gemüther aller Preußen aufregend, ja Interesse verursachend weit über die Gauen des ganzen deutschen Landes ist der Kampf, der von den katholischen Bischöfen gegen den Staat aufgenommen ist und mit Staunen erregender Beharrlichkeit von einigen Kirchenfürsten geführt wird. In solchen Zeitläuften lohnt es sich denn auch besonders, einen Blick in die Vergangenheit zu thun und etwas Aehnliches aus früherer Zeit aufzusuchen.

Wer dächte da nicht gleich an den Streit zwischen dem Staate und der katholischen Kirche, der sich vor länger als dreißig Jahren in Betreff der gemischten Ehen entspann? Wer wüßte nicht, mit welchem Starrsinne sich einzelne preußische Bischöfe den Verordnungen des Staates widersetzten? Und wer möchte sich nicht, wenn ihm Gelegenheit geboten wird, jetzt sorgfältig unterrichten über die Wirren damaliger Zeit? — Sie wird ihm geboten in der Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky, des Fürstbischofes von Breslau, des ersten Bischofes, der seit der

großen Kirchenspaltung in Deutschland zur evangelischen Kirche übergetreten ist.

Schlicht und einfach erzählt uns der 1871 kurz nach dem Friedensschlusse verstorbene Herr aus dem Hause seiner Aeltern, die fromme Katholiken waren, von den ersten Jahren seiner Jugend und von seinen Erziehern, wie er vorgebildet wurde zur Universität, in Breslau studirte, wie er arbeitete als Domcapitular und als Mitglied der schlesischen Regierung. Leider wurde ihm schon seine damalige Stellung durch vielerlei Unannehmlichkeiten erschwert; er wünschte die Verbreitung der Bibel, besonders des neuen Testamentes, unter die Laien, man wollte seinem Wunsche nicht nachgeben; er sah ungern die Herstellung des Jesuitenordens und die Ausbreitung seiner Macht. Dennoch wurde er, ob er sich gleich sträubte, 1835 durch das Capitel einstimmig zum Fürstbischofe gewählt; er war der Curie und den Fanatikern zu frei gesinnt, Pamphlete erschienen gegen ihn, was er nur unternahm, wurde ihm mißdeutet; besonders wurde ihm sein Verhalten in Sachen der gemischten Ehen übel ausgelegt, obgleich er keine Neuerungen einführte, nur bei der seit mehr als 100 Jahren beobachteten Praxis stehen blieb, einer Praxis, welche auch die römische Curie gut geheißen hatte; aber nun verlangte der Papst gegen die preußischen Gesetze, es sollten keine gemischten Ehen von katholischen Geistlichen eingesegnet werden, wenn nicht vorher der evangelische Theil das Versprechen gegeben hätte, daß sämmtliche Kinder katholisch erzogen werden sollten, und der katholische, daß er stets bemüht sein wolle, die evangelische Ehehälfte von der Häresie zu befreien. Sedlnitzky sah ein, daß diese Einrichtung Unfrieden, Zwist und Erbitterung erzeugen mußte, wie der katholischen Kirche durch dieselbe kein Dienst erwiesen wurde. Er stellte der Curie seine Ansichten vor, vertheidigte sich vorzüglich gegen die ihm gemachten Beschuldigungen; aber man glaubte in Rom einer schändlichen Denunciation mehr als dem Bekenntnisse eines Bischofes und rieth ihm zur Abdankung. Der Fürstbischof sah voraus, daß man ihm zur Resignation rathen würde, und hatte dieselbe schon in seinem Schreiben an den Papst ausgesprochen, den darauf bezüglichen Passus aber auf ausdrücklichen Wunsch des Königes weggelassen. So lagen die Sachen, als Friedrich Wilhelm III. starb. Sobald wie thunlich trug Sedlnitzky seine Angelegenheit Friedrich Wilhelm IV. vor, und dieser genehmigte die Resignation des Fürstbischofes. Sedlnitzky wurde nun zum Wirklichen Geheimen Rathe ernannt und arbeitete im Staatsrathe. In Berlin fand er in der evangelischen Kirche, was er in der römischen vergeblich gesucht hatte. Er lebte einfach und verwandte einen großen Theil seiner Einkünfte und seines Vermögens zu guten Zwecken, besonders für arme Gymnasiasten und evangelische Theologie studirende Jünglinge; das Johanneum in Berlin ist seine Stiftung.

Besondere Erwähnung verdient ein Brief des jetzigen Fürstbischofes von Breslau, in welchem er seinen Amtsvorgänger „mit tief bewegtem, trauerndem Herzen" fragt, ob es wahr sei, „daß Hochdieselben nur noch protestantischen Gottesdienst besuchen, daß Ew. Excellenz der Gemeinschaft der Mährischen Brüdergemeinde beigetreten sei". Sedlnitzky verfehlt nicht, darauf zu erwiedern: „daß ich nach einer langen reiflichen Prüfung mich von dem hohen Werthe des evangelischen Glaubens überzeugt hatte, und diesem gemäß mich in meinem Gewissen gedrungen fühlte, denselben zu bekennen, und mich der Gemeinschaft der evangelischen Kirche anzuschließen".

Interessant sind mehrere Anlagen, unter denen vor allen Dingen zu erwähnen ist die Correspondenz des Fürstbischofes mit Rom, die wir in der lateinischen Original-Abfassung und der deutschen Uebersetzung mit Anmerkungen vorfinden, und der Briefwechsel zwischen Sedlnitzky und dem Bisthums-Verweser von Wessenberg, der auch in Rom angeschwärzt war.

So entrollt sich vor unseren Augen ein höchst interessantes Lebensbild eines Mannes, der von Fanatikern angefeindet und tief gekränkt, von Protestanten und vielen edeldenkenden Katholiken stets verehrt, unbeirrt seinen Weg ging und schließlich anders, als er es sich in seiner Jugend gedacht hatte, Ruhe und Frieden fand.

Dr. Burmann.

Todtenschau.

Lebrun, Pierre Antoine, namhafter französischer Dichter, † am 27. Mai v. J. zu Paris in dem hohen Alter von 87 Jahren. Der Verblichene war daselbst im November 1785 geboren. Wenige Tage nach seiner Geburt, am 29. November zogen die Aeltern mit dem Knäblein nach Provins im Departement Seine-et-Marne, und dort genoß Pierre den ersten Schulunterricht. Schon in der Brust des Knaben regte sich der Dichterdrang. Kaum zwölf Jahre alt, errang sich Lebrun mit seinen Erstlingsversuchen die Gönnerschaft des Directoriumsministers und Poeten François de Neufchâteau. Die unmittelbare Folge davon war seine Aufnahme als Schüler in das Prytaneum von Saint-Cyr. Dieser erste Erfolg bildete für ihn einen mächtigen Sporn zu neuem, besserem dichterischem Schaffen. Bei verschiedenen Gelegenheiten, so z. B. anläßlich einer am 28. Thermidor des Jahres 10 vom Citoyen Röderer vorgenommenen Preisvertheilung, anläßlich der Einsetzung eines Freiheitsbaumes am 16. Ventôse des Jahres 12, feierte der junge Poet beglückende Triumphe. Bald berückte ihn der Ruhmesnimbus des corsischen Usurpators. Und als im December 1805 im Collége die Siegesbülletins von Austerlitz eintrafen, dichtete Lebrun seine „Ode an die große Armee", d. i. einen Lobgesang, in dem Napoleon „den unerschrockenen Hannibal, den bescheidenen Scipio, den glücklichen Cäsar, sowie die Halbgötter von der Seine, Condé Villars, Turenne" glorreich verdunkelt. Napoleon hatte mit dem Fürsten von Talleyrand und etlichen anderen hochstehenden Persönlichkeiten auf dem Schlosse Schönbrunn eben gespeist, als der Graf Daru im Moniteur die Ode bemerkte und auf den Wunsch des Kaisers den gereimten überschwänglichen Lobeserguß den Versammelten vorlas. Natürlich zollte man dem Dichter laut seine hohe Anerkennung. Weihrauchtrunken decretirte Napoleon, in der Meinung, der Verfasser des Gedichtes sei Lebrun-Ecouchard, der „französische Pindar", wie man den alten Lyriker nannte, diesem eine Pension von 6000 Francs. Und des Irrthums inne werdend, beließ er nicht nur Lebrun-Pindare die Pension, sondern setzte dazu dem Prytaneumsschüler Pierre Lebrun ein Jahresgehalt, wenn auch nur im Betrage von 1200 Francs, aus. Diese Auszeichnung verfehlte nicht, den jungen Dichter vollends für die napoleonische Feldherren-Gloire zu begeistern. Zwei Jahre darauf schrieb er seine „Ode über den Feldzug von 1807", und das ward ihm mit der Verleihung einer Obersteuereinnehmerstelle vergolten. Hernach scheint er im Besingen seines Wohlthäters etwas lässig geworden zu sein. Wenigstens äußerte Napoleon eines Tages, als der Hof zu Fontainebleau sich aufhielt, zu einer Hofdame: „Was macht Herr Lebrun? Ich habe, als sie erschienen, seine Ode gelesen. Der junge Mann hat Feuer. Allein man behauptet, er schlafe ein." Wie dem nun auch gewesen sein möge, zur Zeit der Restauration war Pierre Lebrun wieder der alte imperialistische Gloiresänger. Auf Grund seiner in jenem Zeitraume entstandenen napoleonischen Gedichte („Super flumina", „Jeanne d'Arc", „Auf den Tod des Kaisers" u. s. w.) nahm ihm mit seiner Pension und seinem Amte die Restauration, was die Erkenntlichkeit Napoleons ihm bescheert hatte. Nachdem 1814 ohne besonderen Erfolg seine Tragödie „Ulysses" in Scene gegangen war, bewarb er sich 1817 mit einem Gedichte über das „Glück im Studium" um einen von der Akademie ausgeschriebenen Preis und trug in dem Dichter-Wettkampfe nebst Saintine über Victor Hugo und Casimir Delavigne den Sieg davon. Drei Jahre nachher (1820) trat er unter der Fahne Victor Hugo's und gleichsam an der Hand Schiller's mit dem dessen gleichnamigem Stücke theils in Nachbildung, theils in Uebertragung entnommenen Bühnenwerke „Maria Stuart" als Verfechter des Romanticismus wider den Classicismus auf. 1822 erschien aus seiner Feder „Pallas, Sohn des Evander", 1822 „Der Cid von Andalusien", zwei Tragödien, die über das Niveau der Mittelmäßigkeit sich nicht erheben. Nach einer Bereisung Italiens und Griechenlands gab Lebrun 1828 sein Buch „Voyage en Grèce" heraus, bezüglich dessen Adolphe Thiers als Bücherrecensent des „Constitutionel" meinte, es sei eine „composition pleine de charmes". Am 22. Februar desselben Jahres erfolgte seine Aufnahme in die Körperschaft der Académie française. Von der

Popularität des Mannes zu jener Zeit mag die Thatsache einen Begriff geben, daß am Abende des Tages eine Schauspielerin im Théâtre français auf den Brettern stürmischen Beifall mit den an einen Schriftsteller gerichteten Worten einerntete: „Das muß ich sagen, Euere Akademie hat das Mal eine gute Wahl getroffen; das Publicum hat mitgestimmt". Besonders verdient hat Lebrun sich um die englische Literatur gemacht, indem er in dem von ihm im Vereine mit Benjamin Constant und Anderen begründeten Blatte „La Renommée" als Kritiker Byron in dessen Dichterbedeutung dem gebildeten Frankreich vermittelte. Lebrun war der erste Franzose, der die große Dichterpersönlichkeit kritisch beleuchtete. Seltsamer Weise kam mit seiner Akademikerwürde Lebrun's dichterisches Schaffen glatt zum Abschlusse. Seit 1829 war der Dichter Lebrun so zu sagen verschollen. Nur noch der Kammerredner und der Akademiker tauchte von Zeit zu Zeit aus dem Lebensdunkel auf. Die Julirevolution hatte für ihn seine Ernennung zum Director der königlichen Druckerei und zum Pair von Frankreich zur Folge. Als Vorsteher der Staatsdruckerei erwarb er sich durch seine umsichtsvolle Verwaltung in so hohem Grade die Achtung und Zuneigung seiner Untergebenen, daß diese, als er 1848 seines Amtes entsetzt werden sollte, einstimmig um seine Belassung auf dem Posten einkamen und damit auch durchdrangen. In der Pairskammer, wo er zu den Conservativ-Liberalen zählte, kämpfte Lebrun mit Wärme wider die Verwendung von Kindern zur Fabrikarbeit sowie gegen das willkürliche Verfahren der Theatercensur an. Als Senator — Napoleon III. ernannte ihn 1855 zum Senator — stritt er wieder für das Petitionsrecht. Der Sturz seines Freundes Thiers, den er als Präsidenten der Republik aufrichtig bewunderte, ging ihm sehr nahe. Drei Tage nach dem verhängnißvollen Momente war er eine Leiche. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben brüsk ein Ende gemacht. Der Verstorbene zählte viele Freunde. Allgemein wird seine Herzensgüte, seine Zuvorkommenheit, seine Unermüdlichkeit im Wohlthun, sein freundliches, gewinnendes Wesen gerühmt. Jungen strebsamen Talenten stand er gern mit Rath und That zur Seite. Auch um den Lyriker Hégésippe Moreau sowie den Liederdichter Pierre Dupont (s. den diesen betreffenden Aufsatz im Bande II der „Warte"!) hatte er sich verdient gemacht. Das Zeug zu einem Chansonnier hatte auch Pierre Lebrun, er hat es mehrfach belegt. Zu seinen besten Freunden zählte Béranger, für den er förmlich schwärmte. Als nach dem Tode des berühmten Volksliederdichters Lebrun im großen Institutssaale als Aufnehmer Emile Augier's seine Erwiederungsrede hielt, gedachte er in warmen Worten des gefeierten todten Sängers nicht anders, als sei auch Béranger ein Mitglied der hohen Körperschaft gewesen. Lebrun bewahrte bis an sein Ende einen ungetrübten Frohsinn. Die Jahre hatten der Plasticität seines Geistes, der Treue seines Gedächtnisses, der Schärfe seines Auges Nichts anzuhaben vermocht. Ein großer Kinderfreund, liebte er auch in hohem Grade die Natur, diese Trösterin par excellence. Sein geliebtes Provins besuchte er jeden Sommer. Jetzt vermodern dort seine verweslichen Reste.

Barrot, Camille Hyacinthe Odilon, ein in früheren Jahren viel genannter Staatsmann, † am 7. August 1873 in Bougival. Zu Villefort im Departement Lozère am 19. Juli 1791 geboren, war er der Sohn J. A. Barrot's, der als Deputirter gegen die Hinrichtung Ludwigs XVI. gestimmt hatte. Noch nicht zwanzig Jahre alt ward er zum Rechtsanwalte am königl. Cassationshofe ernannt und zählte zu den eifrigsten Anhängern Ludwig XVIII., dem er es besonders hoch anrechnete, daß er die Charte gegeben und das Repräsentativ-System eingeführt hatte. Schon sein Vater hatte gegen das Kaiserreich gestimmt, das Bonaparte 1804 errichtete, und der Sohn protestirte gegen die hunderttägige Herrschaft des von Elba zurückgekehrten Napoleon. Aber die Ausschreitungen der Emigranten und der chambre introuvable drängten Odilon Barrot bald in die Reihen der Gegner der Regierung hinüber. Seine glückliche Vertheidigung mehrerer politisch Angeklagten machte ihn rasch populär, desto verhaßter aber in Regierungs- und Hofkreisen, welche letztere namentlich ihm seine religiösen Anschauungen nicht verzeihen konnten. Er wagte es, als Advokat das Wort auszusprechen, das Gesetz müsse atheistisch sein. Anlaß dazu gab ein Proceß gegen Protestanten im Süden Frankreichs, welche ihre Fenster nicht decorirt hatten, als eine Procession vorüberzog. Im Jahre 1827 trat er in die Volksgesellschaft Aide-toi und ward drei Jahre später deren Vorsitzender. Nachdem er die Juli-Revolution mit vorbereitet, während

derselben Secretär der Municipalcommission von Paris gewesen und gegen jeden Pact mit Karl X. opponirt hatte, begründete er mit Béranger, Lafitte und Benjamin Constant die constitutionelle Juli-Monarchie Louis Philippe's und begleitete im Auftrage derselben den gestürzten Karl nach Cherbourg, um dann die Seine-Präfectur zu übernehmen. Ein entschiedener Gegner der Doctrinärs und des Ministeriums Guizot, verlor er sein Amt, wurde dagegen im Alter von 40 Jahren in die Kammer gewählt. Nun trat Barrot an die Spitze der Opposition und ward durch seinen Bericht über die Beschwerden derselben zur mittelbaren Ursache der Juni-Revolte des Jahres 1832. Von der republicanischen Linken hielt er sich strenge fern und kämpfte einerseits für die Aufrechterhaltung der Dynastie, verlangte aber andererseits vollständigste Durchführung aller Consequenzen der Juli-Revolution. Sieben volle Jahre dauerte sein Kampf gegen Guizot, und er erwarb sich so die Sympathien der Liberalen nicht bloß, sondern auch der Republicaner. Aber die Doctrinäre behielten eben so lange durch ihre Ueberzahl die Oberhand.

Als durch die letzten Wahlen 1847 nicht weniger als 200 Beamte in die Kammer gelangten, stützten sich die parlamentarischen Agitatoren, Thiers, Rémusat u. A., auf Odilon Barrot, das Haupt der Linken, und er organisirte die Reformbanquettte, um eine Abänderung des Wahlgesetzes durchzusetzen. Aber der Stein ließ sich, einmal ins Rollen gekommen, nicht mehr aufhalten und begrub in seinem Sturze nicht bloß die Wahlordnung, sondern auch die Juli-Monarchie. In der letzten Stunde zum Präsidenten des Ministerrathes ernannt, glaubte er der Revolution durch seine Popularität noch Meister werden zu können, aber vergebens: Morgens proclamirte er die Abdankung Louis Philippe's und die Regentschaft der Herzogin von Orleans, am selben Abende rief die demokratische Partei die Republik aus.

Nach der Wahl vom 16. December 1848 übernahm Odilon Barrot das Portefeuille der Justiz und den Vorsitz im ersten Ministerium Louis Napoleons. Er sprach sich im Jahre 1849 für die französische Expedition nach Rom aus und erklärte in der denkwürdigen Sitzung vom 16. April, die ganze Verantwortlichkeit für dieselbe auf sich zu nehmen. So weit war in wenigen Monaten der Mann gekommen, der nach dem Sturze der Juli-Monarchie kein Bedenken getragen hatte, sich den Republicanen anzuschließen, aber freilich in der Constituante eine nur sehr untergeordnete Rolle gespielt hatte. Seine Thätigkeit im Ministerium dauerte nicht lange, aber doch lange genug, um Odilon Barrot um den letzten Rest seiner Popularität zu bringen: benutzte er diese Frist doch nur dazu, eine Reihe rückschrittlicher Maßregeln durchzuführen. Schon im März 1850 warf ihn Louis Napoleon bei Seite und lohnte ihn so schlecht für die freilich fruchtlose Mühe, die er sich im October 1849 noch gegeben, einen Ausgleich zwischen dem Elysée und dem gesetzgebenden Körper herbeizuführen.

Nun stimmte er im Juni 1850 gegen die Dotation des Präsidenten und ward im folgenden Monat in den Fünfundzwanziger-Ausschuß und am 6. Juni 1851 in die Prüfungscommission für die Revisionsanträge gewählt, nachdem er im März desselben Jahres den Antrag Louis Napoleons, ein Ministerium zu bilden, abgelehnt hatte. Der 2. Dezember kam Barrot nicht minder unerwartet als der 24. Februar. Fünfzig in seinem Hause versammelte Deputirte wurden verhaftet, er mit ihnen; doch erlangte er bald seine Freiheit wieder. Bei Beginn des Jahres 1852 trat er in den Familienrath der Orléans und zählte im Mai desselben zu denen, welche sich weigerten, den Eid auf die Verfassung zu leisten, und zog sich ganz ins Privatleben zurück. Thiers hatte ihn der Politik wieder gewinnen wollen, aus Dankbarkeit für die Unterstützung, die er ihm in manchem Kampfe hatte zu Theil werden lassen; aber so viel Wandelungen Odilon Barrot auch durchgemacht, mit der neuen Ordnung der Dinge konnte er sich nicht mehr befreunden.

Was Odilon Barrot eigentlich zu einem berühmten Manne machte, war seine parlamentarische Beredtsamkeit, die in der That bewundernswerth war, und sein über allen Zweifel erhabener Muth. Er war einer der letzten Männer der energischen Generation von 1830, die immer seltener werden, um Verehrern des Allerheiligsten Herzens Jesu und Theilnehmern an frommen Wahlfahrten Platz zu machen.

Grillparzers „Traum ein Leben“.

Vorschläge zur Darstellung.

Von

Hans von Wolzogen.

Hunderte poetischer Eintagsfliegen flattern über unsere Bühnen, verbrennen sich an den Lampen und sind dahin für immer. Aber sie flatterten doch darüberhin, sie erblickten doch einmal das Licht, sie erlebten ihr Glück. Was wahrhaft Großes — und nicht nur für das Bühnenleben — unter uns ersteht, sparen wir wohl gern unserer allgemein und unumwunden anerkennenden Bewunderung auf, bis wir es auf's Paradebett legen können: wir lieben die nationalen Todtenfeiern. Darüber ist so viel geklagt und gespottet worden, daß es uns endlich tröstlicherweise als übertrieben erscheinen durfte. Leider hat ein besonders auffälliges Beispiel aus letzter Zeit uns darüber belehren können, daß doch einige traurige Wahrheit in jener sprüchwörtlich gewordenen Uebertreibung liegen mußte. Das Glück eines großen Todten meldete diesmal sich auch gar zu glänzend! Der Wechsel über dem Grabe war gar zu groß! —

So lange der alte Herr, der einmal vor etlichen 50 Jahren ein Trauerspiel in Trochäen, genannt »die Ahnfrau«, geschrieben hatte und dafür von den Literarhistorikern als »Schicksalsdichter« ein für alle Mal zur Vermeidung von Weiterungen registrirt worden war, noch im lustigen Wien sein stilles Leben fast unbemerkt weiter lebte, verrieth auch der deutschen Reichshauptstadt keine ihrer immer zahlreicher werdenden Bühnen, daß selbiger alte Herr, als er noch jünger war, auch noch einige andere höchst respectable dramatische Dichtungen geschaffen habe, als z. B. eine Sappho, eine Medea, eine Hero, einen »Traum ein Leben« und dergleichen.

Vor einiger Zeit haben sie den alten Dichter in Wien sehr feierlich begraben. Seitdem sind seine bisher in einigen schauderhaften, von Druckfehlern wimmelnden, schwer zu erlangenden Exemplaren vor langen Jahren gedruckten Werke bereits in zweiter Auflage höchst säuberlich bei Cotta erschienen, und — die Theaterzettel an den Berliner Straßenecken verkünden an einem Tage: »Sappho« im Stadt-Theater, »Medea« im National-Theater, »Hero« im Königlichen Schauspielhause! Ja, es ist Gefahr, daß Franz Grillparzer, der »letzte Classiker«, Mode werde bei den reichshauptstädtischen Epigonen!

Nur der Vierte im Bunde fehlt noch, der sogenannte »österreichische Faust«, Rustan, mit seinem schwarzen Mephisto-Zanga, — das orientalisch-romantische, tiefsinnige und hoch-poetische, theatralisch höchst effectvolle Märchen: »Der Traum — ein Leben«. Sollte seine

Stunde nicht auch bald schlagen? Man sollte meinen, just hier sei des Zögerns der geringste Grund! Und nach der schön gelungenen Darstellung der »Hero« im Schauspielhause, die uns durch eine erfreulich sich bekundende Achtung vor des Dichters edlem Geiste, trotz einigen mangelhaften Einzelheiten, doch ganz in den holden Zauberkreis echter Poesie entrückend, zu bannen vermochte, sollte man hoffen, an derselben Stelle mit gleichem, wo nicht für die Allgemeinheit größerem Erfolge auch diesen Rustan seinen dramatischen Traum träumen sehen zu können. Eine solche angenehme Ueberraschung wie mit ihrer »Hero« würde uns freilich in diesem Falle Frl. Meyer etwa als Mirza nicht wohl bereiten. Sie pflegt sich nur dann über das Mittelmaß schauspielerischer Wohlanständigkeit zu erheben, wenn sie wirklich eine dramatische Aufgabe zu lösen hat, wenn also an die Künstlerin appellirt wird, wie mit der Hero, nicht nur an die fachgemäß ihre Komödie spielende Liebhaberin. Und so poetisch diese Gestalt der sinnigen Mirza auch uns anmuthet, sie bleibt doch eben nur die »Liebhaberin«.

Sollten wir aber nicht den geeignetesten Darsteller gerade für den Rustan in unserem trotz manchen ja leicht begreiflichen Fragezeichen der Kritik reich begabten und ernsthaft um seine Kunst bemühten Herren Maximilian Ludwig besitzen? Wie dieser mit feinem künstlerischen Tacte neben der poetisch begünstigteren, lebhaften Hero den still in Liebe erglühenden scheuen Knaben Leander vor aller banalen, lampenhaften »Liebhaberei« in jenen engen Gränzen des dichterischen Vorbildes, des von dem Poeten wörtlich vorgeschriebenen »unentwickelt schüchternen Charakters«, zu bewahren wußte, — eine Beschränkung, wie sie nur die Tugend des wahren Talents sein kann, — so würde es ihm sicher nicht minder gelingen, den leidenschaftlich thatenlustigen, und dabei in peinigende Reflexionen gezwungenen Rustan kraft der gar nicht genug zu lobenden einfachen Natürlichkeit und klaren Verständigkeit seines durch und durch gesunden und lebenswahren Spieles, unterstützt durch die prägnante Geistigkeit seiner Rede, auf das Beste zur Grillparzerisch reinen, edelen, echt menschlichen Darstellung zu bringen.

Und würde ihm nicht Richard Kahle als ein ganz ausgezeichneter Zanga, Künstler dem Künstler, prächtig zur Seite stehen? Das sollte schon eine Darstellung werden, Grillparzern und unserem Theater zu gleichem Ruhme wie unserem Publicum zum Genusse!

Aber freilich, so ganz leicht würde die Aufgabe doch nicht sein; es ist eben etwas Absonderliches mit diesem »Märchen«, das ein Traum, und diesem Traume, der ein Leben, und diesem Leben, das ein Drama ist.

Das Stück beginnt vor der einfachen Hütte des Bauern Massud. Mirza, seine Tochter, erwartet im Dämmer des Abendes den umherschweifenden Neffen des Massud, ihren geliebten Rustan, und wiederum, wie schon oft, vergebens. Ihm ward die Hütte zu enge; sein Ehrgeiz, seine Thatenlust treibt ihn hinaus, hinweg, wenn vorerst auch nur auf friedlichere Jagd. Doch Zanga, der gewitzigte Negersklave, weiß ihn zu reizen, daß er lebhaft auch schon nach höheren Zielen, nach Kriegesruhm und Weltenehre sich sehne.

Die Scene verwandelt sich, nachdem wir eine Probe dieser Einflüsterungen und Reizungen gesehen, in das Innere der Hütte mit dem Abendtische, an welchem es sich rasch entscheidet, daß Rustan nicht länger bei den Seinen weilen kann, daß sein feuriger Wunsch unaufhaltsam ihn in die Welt dahinreißt. Er soll am nächsten Morgen mit Zanga aufbrechen. Er legt sich nieder zum letzten Schlafe im heimatlichen Gemache. Er entschlummert unter den Tönen einer Harfe, welche draußen vorüberziehend ein weiser

Derwisch, unter beziehungsvoll ernst mahnendem Gesange spielt. Die allegorischen Gestalten des Wachens und Träumens steigen an seinem Lager auf; des Wachens Fackel erlischt, der Traum entzündet die Seine. Sie verschwinden.

Es erscheint die Gegend des zweiten Actes, ein Felsenthal, inmitten eine Palme, um die eine Schlange sich ringelt. Rustan macht im Schlaf eine heftige Bewegung; der Vorhang fällt.

Hier scheint nun erstens der Scenenwechsel in einem so kurzen Vorspiele zu dem eigentlichen Drama, dem Traume, vom Uebel. Er stört jedenfalls den harmonischen, idealen Eindruck, der dem Ganzen in seiner phantastischen Eigenart durchweg gewahrt bleiben soll. In einem Märchen kommt es ja auf stricte Wahrscheinlichkeit nicht an. Man lasse dies ganze Vorspiel etwa in einer Vorhalle der Hütte spielen, welche, weil nach hinten (ihrer Vorderseite) zu offen, die freie Gegend im abendlichen Dämmer zwischen einigen einfachen hölzernen, das Dach tragenden Säulen völlig zu überschauen verstattet. Dort blickt Mirza zu Anfang nach dem Geliebten aus. Von draußen kehrt er mit Zanga in die Halle heim. Kaum zwei oder drei Verse würden zu streichen oder leicht zu ändern sein, um den Uebergang in die zweite Scene zu bilden, wo dann am Tische in derselben Halle Massud, Mirza und Rustan zu dem entscheidenden Gespräche ihre Plätze nehmen. Der Tisch wird entfernt; Rustan, gleichsam halb schon sich nicht mehr zum Hause rechnend (wie dies auch an einer Stelle des Textes erwähnt wird), bereitet sein Lager in der Halle, deren vordere offene Seite, nach dem Hintergrunde der Bühne, vorher durch Vorhänge zwischen den Säulen geschlossen wird. Dieser ganze Raum, in dem das Vorspiel, d. h. der erste Act, spielt, würde überhaupt nicht über die zweite Coulisse in den Hintergrund der Scene hineinzureichen brauchen. Es wird nun total dunkel — und bleibt es durchweg, gleichsam ein nächtiger Rahmen der Wirklichkeit um das sich jetzt enthüllende lichte Bild des Traumes. Denn, wenn die beiden Knaben, die allegorischen Gestalten, an Rustans Lager versunken, ist auch die Säulenreihe des Hintergrundes mit den Vorhängen verschwunden; man erblickt, in der vollen Tiefe der Bühne, die bezeichnete Gegend des Traumes, noch hinter duftigen Schleiern und im Mondlichte. Jetzt versinkt auch Rustan auf seinem Lager. An seine Stelle tritt also das gesammte Bild und Drama seines Traumes. Nach und nach hebt sich ein Schleier nach dem anderen von der Gegend, das Mondlicht verblaßt, es wird langsam Tag. Hierzu führt etwa die Musik — die unentbehrlich dünkt — die Melodie des Derwischliedes in einem bezüglichen Satze durch, der in eine muntere Coda ausgeht, sobald es völlig Morgen geworden.

Dabei bleibt aber, wohlgemerkt, der Hallenraum vorn bis zur zweiten Coulisse dunkel wie zuvor, und auch im Zuschauerraume herscht das Dunkel der Nacht weiter. Nur erst von der zweiten Coulisse an, wo Rustans Lager an den Säulen sich befand, nach dem Hintergrunde zu spielt fürderhin der »Traum« in wunderbar exclusiver Beleuchtung als ein lebendes Bild sich ab. Die auftretenden Personen dürfen den Strich nicht nach vorn zu überschreiten, der Traum von Wirklichkeit, Licht von Nacht trennt, und der durch eine zweite nach vorn bedeckte Lampenreihe gebildet sein kann. Die Seitenwände der Halle — die erste Coulisse — mögen aber unverändert bleiben; zwischen ihnen durch erblickt man jenes zauberhaft erleuchtete Bild eines Dramas im Drama.

Der erste und zweite Act gehen dergestalt in einander über. Ja, der Vorhang, der nach dem zweiten (nunmehr ersten) und dritten fällt, darf nun nicht die ganze Bühne abschließen; denn nur dem »Traume« gilt der Abschluß. Er fällt als eine Art Schleier

an der zweiten Coulisse nieder. Der Vorderraum bleibt offen und dunkel wie durchweg. Die Musik verbindet die beiden Traum-Acte; Zwischenacte in Wirklichkeit giebt es also nicht. Die Wirklichkeit kennt nur Vorspiel, Zwischenspiel und Schluß oder Nachspiel.

Am merkwürdigsten ist das Zwischenspiel. Rustan, stets von Zanga im Traume als bösem Dämon geleitet, geräth durch die unrechtmäßig sich selber zugeschriebene Tödtung jener Schlange an den Hof des Königes von Samarkand. Schritt vor Schritt führt ihn sein Ehrgeiz und die eherne Nothwendigkeit der »Folgen« bis zum Königsmorde und in die rings ihn umdrohenden Gefahren der Verschwörung gegen den neuen Tyrannen. Mitten im ärgsten Nothstande seines Traumlebens — erscheint plötzlich wieder auf kurze Weile Massuds Hütte. Mirza verkündet den nahen Morgen; sie geht zu Massud hinein, mit ihm die Scheidestunde Rustans in frommer Sorge traurig zu erwarten. Nicht in der Halle, wo Rustans Lager, kann diese Scene spielen, sondern nebenan, zwischen ihr und Massuds Kammer. Eine rasch vor die Traumwelt fallende Wand, solches Gemach bezeichnend, begrenzt den engen Raum der Wirklichkeit, der aber noch immer finster bleibt, so daß diese kurze, hastige Flüsterscene Mirzas, welche wie eine Schattenmahnung an das baldige Ende des Traumdramas vorüberrauscht, wirklich in totaler Nacht, wie etwa die Scene der Vehmbegegnung im Götz von Berlichingen, vor sich geht.

Dann hebt sich die Wand noch einmal, um in schauerlicher Abendbeleuchtung die erste Traum-Gegend wiederum zu zeigen, wo des träumenden Rustan trauriges Menschengeschick sich vollzieht. Sein Ehrgeiz, sein thatenlustiger Auszug in's wilde Leben dort draußen, jenseits dem Frieden der heimischen Hütte, führt ihn nun zwischen den Verfolgern und dem hier ganz als höllischen Dämonen sich ihm enthüllenden schwarzen Begleiter im verzweifelten Wahnwitze dem Tode zu. Von der Brücke stürzt er sich in den Strom. Da bricht unter einem heftigen Schlage auch dichte Finsterniß über das eben noch von den Fackeln der Verfolger grellroth beleuchtete Traumland herein; Traum und Wirklichkeit verschwimmen in der Einen undurchdringlichen Nacht. Langsam wird es dann im Vordergrunde heller; man erblickt zum ersten Male wieder den Hallenraum in einigem dämmernden Lichte. Auch Rustan wird wieder auf seinem Lager gesehen; und das Licht geht von der eben entzündeten Fackel des Knaben aus, der das Wachen, den Tag bedeutet; der andere hat die Seine gelöscht.

Jetzt verschwindet auch dieser letzte Spuk. Das immer wachsende Licht strömt nun durch die Vorhänge, welche jetzt wieder mit ihren Säulen den Hintergrund begränzen. Es ist der Anbruch des Tages. Zanga tritt durch die Vorhänge von außen herein, Rustan zu wecken. Es ist Reisezeit. Man blickt ins Freie hinaus, da Zanga den Vorhang zwischen den mittleren Säulen offen läßt: schon röthet die nahende Sonne die Waldberge in der Ferne. Rustan meint noch zu träumen, vielmehr — zu leben und in diesem Leben, wie im Traume, todt zu sein. Er sieht in dem Schwarzen Zanga den teuflischen Dämon, der ihn verführt und getödtet, in den hinzukommenden Gestalten des Massud und der Mirza die Geister des Königes, den er gemordet, und Gülnarens, dessen Tochter, der stolzen Fürstin, die er gewinnen wollen, und die ihn besiegt hat. Da macht man es ihm, wie sich selber, klar: er habe nur geträumt; und nun bricht auch die volle junge Sonne mit ganzer Morgenpracht feurig von den Bergen her in die Scene, und jubelnd begrüßt der Erlöste, der Schuldlose, der alte und zugleich neugeborene Mensch Rustan ihr seliges Licht! Zanga erhält seine Freiheit; der letzte Schatten schwindet. Nur noch das Glück der Liebe hat das Werk des Traumes zu krönen, um Rustan das neue Leben voll genießen zu lassen. Aber Massud, der ihn am Abende vorher

noch so wenig seines Kindes werth befunden, zaudert auch nach der sichtlichen Wirkung des wundersamen Traumes noch ernstlich sorgend mit seinem Segen. Die Kinder bitten schmeichelnd und klagend zu seinen Füßen. Da ertönt Musik, Harfe und Flöte und Gesang dazu. Man sieht den Derwisch draußen an der Halle vorbeiziehen, in dem Rustan nun eine wichtigste Gestalt seines Traumes wiederzuerkennen meint, und Zanga begleitet ihn; ein Bild des völligen Friedens, edelster Versöhnung. Lauschend den verhallenden Klängen segnet mit leiser, bewegter Stimme der tief gerührte Massud seine Kinder: die still beglückte, sanfte Mirza und den mit stillem Glücke nun auch selig zufriedenen, einst so wilden Rustan. Das helle Licht des Tages, das diese Gruppe bestrahlt, erleuchtet nun beim Fallen des Vorhanges — dem einzigen wirklichen im Laufe des Abendes — zum ersten Male im letzten Momente Bühne und Zuschauerraum zugleich. Das im düsteren Dämmer mit Mirzas wehmuthsvoller Erwartung begonnene Stück hat durch den von tiefem Nachtdunkel umgebenen, lichten Zauberkreis des wild bewegten Traumdramas zu so versöhnendem, erhebendem und befreiendem Schlusse in vollem Lichte und reinem Glücke, aus Nacht zu Tag, geführt, — und wer wäre nicht tief ergriffen und höchlichst befriedigt zugleich, wenn er nach solcher Darstellung eines der poetischesten deutschen Schauspiele das Theater verließe? —

Man versuche es, mit solch einer ernstlichen, sorgsamen, dem eigenartigen Objecte entsprechenden scenischen Anordnung das Stück zu geben; man wird es sicher nicht zu bereuen brauchen, auf diese Weise das »Glück« des »todten Dichters«, das ich zu Anfang pries, vermehrt zu haben. Es ist ein Glück für alle Betheiligten, dieses seltsame ironische Geisterglück! Und in unserer Zeit des fast ausschließlichen Possenglückes kann Publicum und Theater recht wohl auch einmal ein höheres, idealeres gebrauchen! Zum mindesten hätte die ideale Erscheinung der »Hero« uns daran mahnen sollen. Was ihr ebenbürtig dünken darf, dessen sollte man nun auch gedenken.

Ich rede nicht den specifisch österreichischen Werken unseres Dichters, dem »Ottokar«, dem »Bruderzwist in Habsburg«, das Wort; ich zweifle an der Lebensfähigkeit der wunderlichen, wenngleich poetisch reichen Gestalten der »Libussa«, des seltsamen Lustspieles »Weh dem, der lügt!«; ich erwarte nichts Gutes von den abstoßenden Stoffen des »treuen Dieners«, der »Jüdin von Toledo«, oder gar der alten, verketzerten und doch genialen »Ahnfrau«; selbst »Medea« will mir ohne die dämonische Kunst einer Janauschek und ohne die nöthigen Vorstücke, »Gastfreund« und »Argonauten«, nicht behagen, welche gesammte Trilogie jedoch der monotonen Logik unserer Bühnengewohnheit leider allzusehr widerspricht, also etwa auf ein eigenes »Nationaltheater« — war um nicht dereinst das Bayreuther?*) — gehören würde. Aber — Sappho, Hero, Rustan und neben diesem herrlichen Dreigestirne das meisterhafte, durchaus nicht fragmentarische Fragment: Esther, diese Vier sind es wahrlich werth, Grillparzers Dichternamen auf unseren Bühnen zu vertreten und lebendig zu erhalten; und vor allen die königliche Bühne Berlins wäre berufen, diesem ihrem Werthe durch vorzügliche Darstellungen im Geiste jener »Hero«, als welcher beinahe Grillparzers Geist genannt werden durfte, zur allgemeinen Anerkennung zu verhelfen.

Nun habe auch ich »Reclame für Grillparzer« gemacht, und denke: man wird mir das nicht verübeln.

---

*) ? Red.

John Stuart Mill und seine Schriften.

Von

H. Bartling.

II.

Mill als Philosoph.

Nachdem wir im vorhergehenden Abschnitte die Geistesentwickelung John Stuart Mill's, an der Hand seiner Autobiographie, verfolgt und so das Wachsthum des Baumes und die dieses Wachsthum fördernden Kräfte kennen gelernt und gewürdigt haben, gelangen wir jetzt zu einer Betrachtung und Schätzung der Früchte, welche der wunderbar geformte, früh reife Geist Mill's zeitigte. Diese Geistesfrüchte zerfallen, wie wir schon im ersten Abschnitte andeuteten, in philosophische, volkswirthschaftliche und politische; mit ersteren wollen wir uns hier zunächst beschäftigen.

Unter den philosophischen Werken Mill's nehmen sein »System der Logik« und seine »Untersuchung der Hamilton'schen Philosophie« unstreitig den ersten Platz ein; auf diese beiden Schriften gründet sich vor allem Anderen sein Ruf als Philosoph. In Deutschland ist er als Verfasser der inductiven Logik namentlich den Naturforschern bekannt geworden, die seine belebende und die positiven Wissenschaften umfassende und durchdringende Philosophie mit Vorliebe den hohlen Phrasen und dem dürren Formelkram unserer deutschen Schulphilosophie entgegensetzen. Auf Mill's »System der Logik« und seine »Untersuchung der Hamilton'schen Philosophie« wollen wir deshalb auch vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit richten.

Die erste Auflage von dem »Systeme der Logik« erschien im Jahre 1843, und seitdem folgten acht weitere Auflagen. In seiner Vorrede zu dem Werke sagt er: Dieses Buch erhebt keinen Anspruch darauf, der Welt eine neue Theorie der geistigen Thätigkeit zu geben. Sein Anrecht auf Beachtung, wenn es ein solches überhaupt besitzt, gründet sich auf die Thatsache, daß es ein Versuch ist, die besten Ideen, welche theils von speculativen Schriftstellern über diesen Gegenstand aufgestellt oder von folgerichtigen Denkern in ihren wissenschaftlichen Forschungen bestätigt wurden, nicht etwa bei Seite zu setzen, sondern zusammen zu fassen und zu systematisiren.«

Was nun die 1855 erschienene »Untersuchung der Hamilton'schen Philosophie« betrifft, so muß sie in Gemeinschaft mit Mill's Logik betrachtet werden, da sie einfach eine Fortsetzung und Erweiterung derselben ist. Der Autor deutet dies selbst an, und zwar in seiner Vorrede zur sechsten Auflage des »Systemes der Logik«, wo er sagt, daß er mit seiner Untersuchung der Philosophie Sir William Hamilton's eine Fortsetzung und Vervollkommnung seines Systemes der Logik beabsichtige.

Um das Aufsehen, das Mill's und seines großen Gegners Hamilton's philosophische Schriften in England erregten, recht zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß England, einer der wahren Stammsitze der neueren Philosophie, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fast ganz und gar vom Schauplatze der metaphysischen Kämpfe zurückgetreten war, und daß zur Zeit, da Kant, Schelling und Hegel, diese Titanen im Reiche des Denkens, Deutschland an die Spitze der europäischen Philosophie gestellt

hatten, England bis zu den vierziger Jahren unseres Säculums ohne einen nennenswerthen Philosophen dastand. Und Mill hatte daher nur zu guten Grund, wenn er in seiner Kritik der Sedgwick'schen Vorlesungen über die Studien in Cambridge 1835 sagte: »England stand einst an der Spitze der europäischen Philosophie. Wo steht es jetzt?! Frage man nur die allgemeine Meinung Europa's. Englands Ruf beruht heutzutage auf seinen Docks, Canälen und Eisenbahnen. In geistiger Hinsicht zeichnet es sich nur durch einen gewissen nüchternen, guten, von Extravaganzen freien, aber auch erhabenen Strebens baaren Verstand aus. . . . Anstatt des Forschungseifers, anstatt der Begierde nach ausgedehnter und umfassender Untersuchung, welche den gebildeten Theil der französischen und der deutschen Jugend beleben, was finden wir? Jenseits der engen Gränzen mathematischer und physikalischer Wissenschaft auch nicht eine Spur eines mit der Erforschung der Wahrheit als Wahrheit in der Verfolgung des Gedankens um des Gedankens willen sich abgebenden, lesenden und denkenden Publicums. Giebt es, Wenige nur ausgenommen und Sectirer — und was diese sind, das wissen wir, — irgend ein Interesse für das große Problem der menschlichen Natur und des menschlichen Lebens? Ist nicht unter noch Wenigeren eine Wißbegierde vorhanden, bezüglich der Beschaffenheit und der Principien der menschlichen Gesellschaft, der Geschichte oder der Philosophie der Civilisation, oder irgend ein Glaube, daß aus solchen Nachforschungen ein einziges wichtiges, praktisches Resultat folgen könne?« In dieser packend beschriebenen Gedankenleere tauchten mit einem Male Hamilton's Lehren und Mill's Logik auf, denen die Schriften von Coleridge, Bentham, Mackintosh und James Mill als unmittelbare Vorläufer gedient und den Weg gebahnt hatten.

In England gab es und giebt es, ähnlich wie bei uns in Deutschland und wie in Frankreich, zwei große, sich feindlich gegenüberstehende philosophische Schulen, nämlich die sensationelle oder empirische — oder, wie Mill sie nennt, experimentelle — und die aprioristische oder rationelle Schule. Die erstgenannte wurde in England durch Hobbes gegründet und von Hume, Harsley und James Mill fortgepflanzt, bis sie endlich in John Stuart Mill ihren bedeutendsten Vertreter fand. Die andere Schule wurde von Männern wie Cudworth, Clarke, Coleridge, durch die schottischen Philosophen Reid, Stewart und endlich durch Sir Hamilton vertreten, von denen jedoch keiner, Coleridge vielleicht ausgenommen, sich auf einen so hohen apriorischen Standpunkt stellte wie Kant und Hegel bei uns und Descartes und Cousin in Frankreich. Die erstere Schule neigte sich dem Materialismus zu, während die andere sich, wie in Kant und Clarke, dem Rationalismus, oder wie in Spinoza und Hegel dem Pantheismus zuneigte.

Aus diesen kurzen Vorbemerkungen kann man leicht den Standpunkt erkennen, den John Stuart Mill in seinem Systeme der Logik und in seiner Untersuchung der Hamilton'schen Philosophie einnimmt. Bei der näheren Betrachtung seiner Schriften dürfen wir niemals aus dem Auge verlieren, daß sein philosophisches Denken hauptsächlich von seinem Vater geformt und geleitet wurde. Dieser, obgleich ein klarer und unabhängiger Kopf, war keineswegs ein viel umfassender und tiefer Denker. Der Titel seines philosophischen Werkes »die Phänomene des menschlichen Geistes« deutet dessen Charakter und Inhalt an: es ist eine Analyse der Thätigkeit des Geistes in so wenig Elemente wie möglich, eine Analyse, der eine keineswegs genaue Beobachtung der Natur und der Eigenthümlichkeiten der geistigen Phänomene, die es zu zersetzen sucht, zu Grunde liegt. Ein auf diese Weise gebildeter Kopf mußte nothwendiger Weise auf die Speculation

des Engländers Thomas Brown aufmerksam werden, der, vielfach der sensationellen Schule Frankreichs folgend, großen Scharfsinn an den Tag gelegt hatte, complexe Phänomene des Geistes aus wenigen Urgesetzen zu folgern. Mill liebte es, gleich seinem Vater, Ideen auf sinnliche Wahrnehmungen zurück zu führen; gleich Brown und seinem Vater hält er alle unsere geistigen Zustände für Gefühle, und gleich ihnen läßt er unsere Ideen vermittels Vermuthung oder Association entstehen. Die beiden eben Genannten waren unstreitig Mill's unmittelbare Vorgänger in der Psychologie.

Was die historische Speculation betrifft, so wurde er frühzeitig für die allgemeinen Principien der Comte'schen Philosophie eingenommen, welche zur Zeit, da Mill sich noch im Bildungsstadium befand, einem kleinen auserwählten Kreise in England bekannt wurde: Littré hält Mill für den Ersten, der sich offen dem Positivismus angeschlossen habe. Nicht etwa, daß er dem Gründer des Positivismus auf den Irrpfaden seines zu einer vollständigen neuen Religion ausgebildeten Systemes folgte; er war namentlich durch seinen Anschluß an die Metaphysik seines Vaters daran gehindert, Comte in seinen Denunciationen aller Versuche, den menschlichen Geist aus dem Bewußtsein zu erforschen, beizustimmen. Doch wurde er durch den Einfluß des Letzteren zu der Annahme gebracht, daß es dem Geiste unmöglich sei, sich zur Erkenntniß von Endursachen aufzuschwingen oder die Natur der Dinge zu erkennen; und ferner zur Aneignung seiner beliebten Verfahrungsmethode, welche in einer Deduction von einer Hypothese besteht, die ihm gemäß alle Phänomene erklärt.

Obgleich er, wie wir dies aus seiner Autobiographie ersehen, wohl in der Geschichte und der Philosophie bewandert war, so vermochten ihn die Lehren dieser Wissenschaften doch nicht von der Verbindung mit einer Schule von Denkern abzuhalten, welche vermeinte, alle Vergangenheit übertroffen zu haben; woher es denn auch kam, daß er nur wenig Sympathie und noch weniger Verständniß für die tiefen Gedanken der großen Männer vergangener Zeiten hatte. Diese gehören seiner Ansicht nach, den theologischen und metaphysischen Zeitaltern an, welche für immer abgethan sind und der jetzt aufdämmernden positiven Aera Platz gemacht haben. Da Mill auf diese Weise in einer Schule revolutionärer Meinungen auferzogen worden war, so hatte er eine große Vorliebe für alle einem Wechsel günstigen Dinge und einen Widerwillen gegen jene, die denken, daß es eine unwandelbare Wahrheit giebt, oder die meinen, eine solche entdeckt zu haben. Seine offenkundige Bewunderung Coleridge's dürfte dieser Angabe zu widersprechen scheinen, doch sie thut dies eben nur scheinbar, denn Mill nimmt niemals Partei für die Lieblingsprincipien des englischen Kämpen der transcendentalen Vernunft. Ganz klar ist es, daß er über die Speculationen desselben nur deshalb Freude empfand, weil sie gewaltig dazu beitrugen, die veralteten, krystallisirten philosophischen und theologischen Meinungen in England zu erschüttern. Bislang hatte die Comte'sche Schule noch keinen Analytiker des Geistes (ihr Gründer war nur ein Phrenologe, der den Geist vermittelst des Gehirnes studirte), und Mill muß bis heute als der anerkannte Metaphysiker derselben angesehen werden, wenn gleich ihm dieser Platz in gar kurzer Zeit durch Herbert Spencer, der ihn an speculativen Fähigkeiten bei weitem übertrifft, mit einem umfassenderen Systeme, dessen Ausbau seinem Ende naht, geraubt werden dürfte. —

Was nun speciell Mill's System der Logik anbetrifft, so hat er in demselben von Dr. Whewell die Classification, von Dr. Brown die hauptsächlichen Grundzüge, von dessen Theorie des Causalgesetzes und von John Herschel die Principien der inductiven

Methode erborgt. Daß er dies gethan, verringert den Werth seines bedeutenden Werkes in keiner Hinsicht, denn es ist trotzdem voll origineller Gedanken; seiner großen kritischen Begabung gar nicht zu gedenken, werthvolle Wahrheiten aus so manchen sich feindlich gegenüber stehenden Quellen zu schöpfen, und diese mit den seinigen in ein organisches Ganze zu verschmelzen.

Als Mill seine Arbeiten begann, herschte, allgemein genommen, nur eine Logik, nämlich die syllogistische. Schließen bestand, gemäß dieser herschenden Schule, einzig und allein in der Deduction weniger allgemeiner Wahrheiten aus allgemeinen Wahrheiten. Ja es wurde sogar behauptet, es sei nichts Anderes mehr zu erwarten, und eine inductive Logik unmöglich. Die Conception der logischen Wissenschaft hatte zu ihrem Ausgangspunkte gewisse allgemeine Urtheile nothwendig, und da diese allgemeinen Urtheile nicht ex hypothesi aus anderen Urtheilen bewiesen werden konnten, so folgt daraus, daß, wenn sie uns überhaupt bekannt, sie Urvorstellungen des Bewußtseins sein müssen. Da man in einem jeden Beweise einen obersten Satz (eine ultima praemissa major) annahm, so konnte man diesen ganz natürlicher Weise für die besondere Conclusion, die er beweisen sollte, zurechtmachen. Schopenhauer sagt bezüglich hierauf ganz treffend: »Die Wahrheit aller durch Schlüsse abgeleiteten Sätze ist immer nur bedingt und zuletzt abhängig von irgend einer, die nicht auf Schlüssen, sondern auf Anschauungen beruht. Läge diese letztere uns immer so nahe, wie die Ableitung durch einen Schluß, so wäre sie durchaus vorzuziehen. Schlüsse sind zwar der Form nach völlig gewiß, aber sie sind sehr unsicher durch ihre Materie, die Begriffe.« Durch die Syllogistik schuf man eine »künstliche Unwissenheit«, welche die Rechtfertigung von Vorurtheilen bei der Anerkennung von sogenannten nothwendigen Gedanken als die einzige Basis des Schlusses bewirkte. Vollkommen richtig ist es, daß außerhalb der Logik der Schulen große Fortschritte in den Regeln der wissenschaftlichen Forschung gemacht sind; diese Regeln jedoch waren nicht unvollständig in sich selbst, sondern ihre Verbindung mit dem Causalgesetze wurde nur unvollständig begriffen, und ihre wahre Beziehung zum Syllogismus kaum geahnt. Mill änderte dies, oder vielmehr suchte dies abzuändern. Mit einem Sprunge schwang er sich zu dem bedeutendsten Vertreter jener Philosophie auf, welche im Gegensatze zu Kant alle Wahrheiten lediglich aus der Erfahrung ableitet und daher consequenter Weise auch in den exactesten Wissenschaften nur eine relative Wahrheit annimmt. Selbst die Axiome der Mathematik faßt er, wie Hume, nur als Erfahrungssätze auf, über deren absolute Richtigkeit wir nichts wissen können, und die sich also streng genommen bei fortgesetzter Erfahrung auch niemals als falsch herausstellen können.

Vergegenwärtigen wir uns nun kurz Mill's Standpunkt gegenüber der Logik. Sein großer Gegner Hamilton, der, wie wir schon angedeutet, im großen Ganzen mit unseren deutschen Logikern übereinstimmte, definirte die Logik als die Wissenschaft, welche sich mit den Gesetzen des »Denkens als Denken« beschäftigt, wobei er unter »Denken als Denken« meint: das Denken in seinem wesentlichen Dienste — das Denken, nicht in seinen zufälligen Impulsen und Operationen, sondern in seinem Gange zum Erkennen. Mit anderen Worten, er beschreibt den Gegenstand der Logik als die Gesetze der Formen des Gedankens oder der formalen Gesetze des Denkens; hierin Kant folgend, der die Logik als eine »Wissenschaft von den bloßen Formen des Denkens überhaupt« und ferner »als eine Wissenschaft a priori von den nothwendigen Gesetzen des Denkens« definirt. Unter diesen nothwendigen Gesetzen des Denkens wurde von Hamilton und

den meisten der deutschen Logiker, jenen, die an der Aristotelischen Grundlehre von den Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse festhalten, natürlich die Logik verstanden.

Die Erklärung, welche uns Mill über die Logik giebt, ist weniger genau und bestimmt als die seiner Gegner, doch weitläufiger, erklärender, praktischer. Er beginnt, Whateley folgend, mit einer Unterscheidung zwischen Logik als Wissenschaft und Logik als Kunst. »Whateley«, so sagt er, »definirt die Logik ganz richtig als die Wissenschaft sowohl wie als die Kunst des Denkens; indem er mit dem ersten Ausdrucke die Analyse des geistigen Processes meint, der stattfindet, wenn wir denken; mit dem letzteren aber die auf diese Analyse gegründeten Regeln, gedachten Proceß correct durchzuführen.« . . . Denken, so fügt er als Erklärung hinzu, heißt eine Behauptung aus einer bereits anerkannten Behauptung folgern.

Der Unterschied zwischen der Logik als Wissenschaft und der Logik als Kunst ist hier viel zu breit angelegt. Nach Mill's Worten sollte man erwarten, daß seine Abhandlung aus zwei Theilen bestände; der erste aus einer Analyse, der zweite aus Regeln. Wir brauchen kaum zu sagen, daß eine solche Eintheilung nicht stattfindet. Und in der That, jedes universelle Princip des Denkens, welches die Analyse aufstellt, involvirt ein correspondirendes Gesetz, — nämlich das, jenes Princip nicht zu verletzen. Wie kann man eine Scheidung zwischen solch einem Princip und solch einem Gesetze bewerkstelligen? Doch keineswegs braucht verneint zu werden, daß die Logik in einem mehr theoretischen und in einem mehr praktischen Sinne aufgefaßt werden kann, und daß man sie in ersterem Falle eine Wissenschaft, im letzteren eine Kunst nennen darf. Wir sagen nicht ungenau, daß ein Mensch denken lernt, und etwas Erlerntes ist sicherlich eine Kunst. Doch Mill's Gegner, und unter ihnen namentlich Hamilton, haben Recht, wenn sie sagen, daß die Logik in ihrer Grundanschauung eine Wissenschaft ist; das Object des Logikers ist, zu erkennen und systematisch zu erkennen, nämlich die fundamentalen Principien zu erkennen, welche der Aneignung des Erkennens unterliegen.

Eine andere mit Vortheil in Mill's Definition des Denkens einzuführende Abänderung dürfte folgende sein: Denken heißt, eine Thatsache aus bereits anerkannten Thatsachen folgern; oder besser, Denken heißt, eine Wahrheit aus bereits anerkannten Wahrheiten folgern.

Was nun ferner das Gesetz des Schlusses anbetrifft, so suchte er nachzuweisen, daß die allgemeine Tendenz des Schlusses weder vom Allgemeinen zum Besonderen noch vom Besonderen zum Allgemeinen geht, sondern vom Besonderen zum Besonderen. Er erläutert dies durch folgendes Beispiel: »Wenn wir aus unserer Erfahrung über John, Thomas u. s. w., die einstmals lebten, jetzt aber todt sind, zu dem Schlusse Berechtigung haben, daß alle Menschen sterblich sind, so hätten wir auch ohne irgend eine logische Inconsequenz aus diesem Falle gleich schließen können, daß der Herzog von Wellington sterblich ist. Die Sterblichkeit von John, Thomas u. A. ist am letzten Ende der ganze Beweis, den wir für die Sterblichkeit des Herzoges von Wellington haben. Durch das Einschalten eines allgemeinen Urtheiles wird auch nicht ein Jota unserer Kenntniß hinzugefügt.« Nach Mill können wir nicht bloß von gewissen besonderen Fällen auf andere schließen, nein wir thun dies sehr häufig. Da nun die Fälle, welche genügend sind, einen neuen Fall zu beweisen, auch genügend sein müssen, ein allgemeines Urtheil zu beweisen, so ist es rathsam, sofort jenes allgemeine Urtheil zu folgern, welches alsdann eine Formel wird, der zufolge eine beliebige Anzahl besonderer Schlüsse gemacht werden kann. Das Werk der Deduction ist die Auslegung dieser Formel

und deshalb genau genommen durchaus nicht schlußartig. Der wahre Schluß war schon bewerkstelligt, da man zur Grundwahrheit gelangte. — Es ist leicht ersichtlich, daß diese Erklärung des deductiven Processes der transcendentalen Schule Gleiches mit Gleichem vergilt. Alles Denken, so wird nachgewiesen, ist im Grunde inductiv. Aus Inductionen und ihrer Auslegung besteht die ganze Logik, und auf die Induction verwendet Mill demgemäß seine größte Aufmerksamkeit. Von ihm wurde die Induction zum ersten Male als das opus magnum der Logik behandelt, und die Grundprincipien der Wissenschaften auf ihren inductiven Ursprung zurückgeführt. Dies, in Gemeinschaft mit seiner Theorie des Syllogismus bewerkstelligte den großen Umschwung. Sein System der Logik und seine Untersuchung der Hamilton'schen Philosophie sind größtentheils der Befestigung dieses Satzes und der Beseitigung von Annahmen gewidmet, welche nicht mit ihm übereinstimmen.

Ueber Mill's Auffassung der Grundlage aller Wissenschaft, des Causalgesetzes, das er im zweiten Bande seines »Systemes der Logik« mit großem Geschick abhandelt, vermögen wir keine bessere Analyse zu geben, als die, welche Lange in seinem vortrefflichen Buche über die Geschichte des Materialismus angestellt hat. Er sagt: »Mill hält den Glauben an das Causalgesetz für eine bloße Folge der unwillkürlichen Induction. Es folgt daraus nothwendig, daß auf unserer Erde eben so wohl wie in den fernsten Firmamenten etwas ohne Ursache sich ereignen könnte, und Epikur, der nur in jenem einzigen Falle dem Causalgesetze untreu wurde, könnte Mill mit vollem Rechte seine Lieblingsformel entgegen halten: »Dann könnte ja aus Allem Alles werden!« »Allerdings, Herr Epikur,« wird Mill lächelnd antworten, »nur ist es eben keineswegs wahrscheinlich: wir wollen uns wieder sprechen, so bald ein dahin gehörender Fall vorliegt.« Und wenn dann ein Fall vorkommt, der allen bisherigen Begriffen der Wissenschaft zu widerstreiten scheint, so wird Mill so gut wie wir, die wir den Causalbegriff für a priori gegeben halten, den Entscheid über diesen Fall suspendiren, bis die Wissenschaft ihn noch genauer betrachtet hat. Er wird immerhin behaupten können, die Induction gelte bei ihm so viel, daß er die Hoffnung auf eine Einreihung dieses Falles unter das allgemeine Causalgesetz noch nicht aufgeben könne. Der Beweis des Gegentheiles wird ein Proceß in infinitum sein; die Sache droht auf einen leeren Wortstreit hinauszulaufen, wenn man nicht zugeben will, daß die Anhänger der Apriorität des Causalgesetzes a priori und vor jeder Erfahrung Recht haben.

Mill würde vielleicht nicht so weit abgeirrt sein, wenn er zwischen dem Causalgesetz im Allgemeinen und in seiner heutigen naturwissenschaftlichen Auffassung unterschieden hätte. Die letztere, nach welcher alle Ursachen und Wirkungen im strengsten Zusammenhange der Naturgesetze stehen, und außerhalb dieser keinem Ding oder Begriffe ursächliche Bedeutung zugestanden wird — diese bestimmte wissenschaftliche Auffassung des Causalgesetzes ist allerdings neu und in historisch übersehbarer Zeit durch Induction gewonnen worden. Die unmittelbar aus der Natur des Menschen hervorgegangene Nöthigung, zu jedem Dinge eine Ursache anzunehmen, ist in der That oft sehr unwissenschaftlich. Es geschieht durch das Causalgesetz, daß der Affe — hierin, wie es scheint, menschlich organisirt — mit der Pfote hinter den Spiegel greift oder das neckische Geräth umdreht, um die Ursache der Erscheinung seines Doppelgängers zu suchen. Es geschieht durch den Causalbegriff, daß der Wilde den Donner dem Wagen eines Gottes zuschreibt oder bei der Sonnenfinsterniß sich einen Drachen einbildet, der den Spender des Lichtes verschlingen will.

Das Causalgesetz läßt den Säugling das hilfreiche Erscheinen der Mutter mit seinem Geschrei verbinden und erzeugt dadurch die Erfahrung. Der privilegirte Dummkopf aber, der Alles dem Zufalle zuschreibt, denkt sich, wenn er überhaupt denkt, den Zufall als ein dämonisches Wesen, dessen Tücke für all seine Mißgeschicke den genügenden Grund enthält.

Die Nothwendigkeit des Causalbegriffes liegt nicht darin, daß eine bestimmte Art von Ursachen den Erscheinungen unterlegt werden, sondern darin, daß überhaupt jede Erscheinung in irgend einem Zusammenhange von Ursachen und Wirkungen gedacht wird, die nähere Bestimmung derselben möge sein, welche sie wolle. Nun fragt sich aber, ob nicht dennoch auch der unbedingten Geltung der Naturgesetze für den ganzen Bereich unserer Erfahrung der Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuzuschreiben sei. Es kann auch eine mühsam und spät entdeckte Wahrheit den Charakter der Erkenntniß a priori haben, sobald sie von Jedem, der sie nur recht verstanden hat, beim ersten Versuche und ohne inductiven Proceß oder Beweis als nothwendig und allgemein gültig anerkannt werden muß. Es ist in diesem speciellen Falle auch möglich, daß der ursprünglich schon dem Causalgesetze in seiner rohesten Form eigenthümliche Zwang sich auf eine vollkommenere Ausbildung überträgt.«

Nicht minder klar und vortrefflich ist Lange's Auseinandersetzung über Mill's Ansichten von der apriorischen Natur der mathematischen Erkenntnisse. Er sagt: »Whewell, der Theoretiker und Geschichtschreiber der Induction, ist für die Apriorität. Mill dagegen greift in seiner inductiven Logik diese Lehre mit solcher Consequenz an, daß man nur einen einzigen Satz in seiner Argumentation schmerzlich vermißt. Man vermißt nämlich eine ganz unumwundene Erklärung darüber, ob Mill es für denkbar hält, daß wirklich einmal in der Natur eine Kreislinie vorkommen könnte, deren Verhältniß zum Durchmesser mehr von der Regel der Zahl π abweicht, als es durch die zufälligen Ungenauigkeiten in der Gestalt oder Lage des Kreises und des Halbmessers bedingt wird; mit einem Worte, daß die Abweichung von der mathematischen Regel nicht nur in denjenigen Theilen der natürlichen Linie ist, welche der Voraussetzung nicht entsprechen, sondern in denjenigen, welche so genau wir zu messen vermögen, die vorausgesetzte Kreislinie darstellen.

Indem Mill Whewell für den stärksten Gegner hielt, nach dem er sich umzusehen brauche, hat er sich leider der Möglichkeit beraubt, seinen vorzüglichen Scharfsinn gegen die eigentlichen Beweise für die Apriorität der mathematischen Erkenntnisse ausdehnen zu können. Er beschränkt seine Betrachtungen auf Definitionen und Axiome und übersah, trotz seines fleißigen Studiums der Geometrie, die große Masse der synthetischen Sätze, die sich bis in die höchsten Gebiete verlaufen, und die Alle ihre Beweiskraft unmittelbar aus der Anschauung schöpfen. Er verwechselte Anschauung und Erfahrung und übersah, daß die Erfahrung selbst von einem Schluß aus Erfahrung vollständig verschieden ist. Die Thatsache, daß wir überhaupt erfahren, ist doch jedenfalls durch die Organisation unseres Denkvermögens bedingt, und diese Organisation ist vor der Erfahrung vorhanden. Sie führt uns dazu, einzelne Merkmale an den Dingen zu unterscheiden und dasjenige, was in der Natur untrennbar verschmolzen und gleichzeitig ist, successive aufzufassen und diese Auffassung in Urtheilen mit Subject und Prädicat niederzulegen. Dies Alles ist nicht nur vor der Erfahrung, sondern es ist die Bedingung der Erfahrung. Nichts Anderes, als diese ersten Bedingungen aller Erfahrung im Denken und in der Sinnlichkeit aufzusuchen, ist der nächste Zweck der Kritik der reinen

Vernunft. Kant zeigte zuvörderst an dem Beispiele der Mathematik, daß unser Denken wirklich im Besitze gewisser Erkenntnisse a priori ist, und daß selbst der gemeine Verstand niemals ohne solche ist. In diesen Untersuchungen geht Kant ungleich tiefer als Mill.«

Und in der That, Mill war, wie wir dies aus seiner von uns im vorigen Aufsatze mitgetheilten Bemerkung über die Mathematik ersehen, wenig tief in seinen Ansichten über die Tragweite dieser Wissenschaft. Wir bezweifeln, daß er mit Leichtigkeit schwierige quadratische und cubische Gleichungen zu lösen vermochte. Bei seinem Studium des Differentialcalcüles war es ihm, wie er selbst erklärt, unmöglich, das Grundprincip desselben zu fassen. Und doch kann, ehe man sich nicht dieses Principes bemeistert hat, kein einziger Schritt zum Verständnisse der Mathematik als eine Schulung für Denkkraft und Schlußbildung gemacht werden. Von dem bemerkenswerthen Einflusse der höheren Mathematik zur Befähigung des Geistes, das, was der wahre Streitpunkt in einer complexen Frage ist, klar zu sehen, wußte Mill nichts. Und zum Theil aus gleichem Grunde ging Mill's und seines Vaters Annahme hervor, daß man durchaus nichts über den Ursprung des Universums wissen könne, und daß es keinen Gott gebe. Mill gab sich mit der Annahme zufrieden, theils in Folge seiner ihm vom Vater frühzeitig eingeflößten Ueberzeugungen, doch theils auch, weil er mit all seiner Kraft als analytischer Denker durchaus kein abstracter Denker war. Ganz scharf dachte er über Männer und Frauen und Politik im Abstracten, doch zu den tiefen Denkern über abstracte Wahrheiten zu gehören, darauf kann er — unserer Ansicht nach — keinen Anspruch erheben.

Der größte Gegner, der ihm in England bei der Vertheidigung seiner Methode in den Weg trat, war Hamilton mit seiner Doctrin der nothwendigen Wahrheiten. Diese Doctrin war ihm hauptsächlich deshalb zuwider, weil sie eine reine subjective Norm der Wahrheit aufstellt und eine Norm, die sich der psychologischen Geschichte des Individuums zu Folge ändert. In seiner Untersuchung der Hamilton'schen Philosophie bekämpft Mill diese Denkweise. Nachdem er in einem Eingangscapitel die verschiedenen über die Relativität der menschlichen Erkenntniß aufgestellten Meinungen hat Revue passiren lassen, und nachdem er seine eigenen Ansichten dargelegt hat, macht er sich mit der von ihm aufgestellten Norm an eine Kritik der Philosophie des Absoluten und Hamilton's Verbindung mit derselben. Das Argument dreht sich vornehmlich um die Frage, ob wir eine Intuition von Gott haben; obgleich Mill sagt, daß der Name Gott unter zwei ganz abstracten Phrasen verschleiert sei — nämlich unter dem Unendlichen und dem Absoluten. Wenn nun auch Mill seinen großen Gegner von seinem Standpunkte aus häufig schlagend widerlegt, so hat er doch andererseits in seiner Beweisführung deutlich bewiesen, daß ihm der Begriff des Absoluten gleichfalls nicht ganz klar ist, und daß er nicht begriffen hat, daß das Absolute nicht in imaginären Räumen zu suchen ist, sondern daß die Materie dem Absoluten entspricht, also vorhanden ist.

Wir gelangen nun, nachdem wir uns mit Mill's allgemeinen philosophischen Ansichten und seiner Art zu denken und zu folgern, bekannt gemacht haben, zu den Werken, in denen er versucht hat, ein eigenes philosophisches System aufzustellen: wir meinen seine Schrift über den »Utilitarismus« und sein Werk »Ueber Freiheit«.

Mit erstgenannter Schrift zu beginnen, so haben wir bereits aus Mill's Autobiographie ersehen, auf welche Weise das Wort entstand, das als der Titel eines neuen philosophischen Systemes die Runde durch die gebildete Welt machen sollte, bald heftig

angefeindet, bald als die Heillehre für alle menschlichen Uebel gepriesen. Was ist das Gesetz des Lebens? Was ist das Kriterion von Gut und Böse, von Recht und Unrecht? Welches ist das summum bonum — das höchste von der Humanität zu suchende Gut? Diese Fragen, welche das Fundament der Moral bilden, sind, wie Mill mit Recht sagt, von dem ersten Dämmern der Philosophie für das Hauptproblem im speculativen Denken gehalten worden. Mit diesen allgemeinen und erläuternden Bemerkungen eröffnet Mill seinen Essai über den Utilitarismus. Im zweiten Capitel desselben giebt er uns eine klare Definition, was der Ausdruck Utilitarismus meint. Dieses System verkündigt, daß Handlungen in dem Verhältnisse, in welchem sie zur Förderung des Glückes beitragen, recht sind, unrecht, indem sie zur Hervorbringung des Gegentheiles von Glück dienen. Vergnügen und Freisein von Schmerz sind die einzigen als Zwecke wünschenswerthen Dinge, und alle wünschenswerthen Dinge (im utilitarischen Systeme so zahlreich wie in jedem anderen) sind wünschenswerth wegen des ihnen inhärenten Vergnügens oder als Mittel zur Förderung des Vergnügens und zur Verhinderung des Schmerzes.

Eine von Mill angedeutete häufig vorkommende falsche Auffassung besteht darin, daß man den Menschen mit dem Thiere auf eine Stufe stellt, wenn man im Leben keinen höheren Zweck als das Vergnügen annimmt: Die Epikuräer wurden deshalb auch von ihren Gegnern den Schweinen verglichen. Sie antworteten, auf diese Weise angegriffen, daß nicht sie, sondern ihre Gegner die Natur in einem erniedrigenden Lichte darstellten, da die Anklage die Menschen keines anderen Vergnügens für fähig halte, als dessen, zu dem auch die Schweine fähig seien. Die Menschen besitzen höhere Fähigkeiten, als bloße thierische Begierden, und wenn sie sich derselben bewußt geworden sind, so sehen sie nichts als Glück an, was nicht deren Genuß und Erfüllung einschließt. Und es giebt keine epikuräische Theorie des Lebens, die nicht dem Vergnügen des Intellectes, den Gefühlen, den Einbildungen und den moralischen Empfindungen, einen höheren Werth als Vergnügen beimißt, als dem Vergnügen bloßer Sensationen.

Doch Mill geht weiter und sucht durch Gründe darzuthun, daß die utilitarische Norm nicht des Handelnden eigenes höchstes Glück ist, sondern die größte Summe des Glückes zusammengenommen. Die Norm der Moralität kann man erklären als »die Regeln und Vorschriften für das menschliche Handeln, durch deren Beobachtung der Menschheit und, soweit es die Natur der Dinge erlaubt, der gesammten fühlenden Welt eine Existenz gesichert werden kann, soweit wie möglich frei von Schmerz und so voll wie möglich von Vergnügen, sowohl quantitativ wie qualitativ«. Nun, dies ist eine ausgedehnte und umfassende, jedoch keine klare Erklärung. Mill fühlt die Schwierigkeit einer Definition des Glückes, und er versucht deshalb, die Schwierigkeit durch den Gebrauch von Negationen anstatt von Affirmationen zu umgehen; darthuend, was das Glück nicht ist, anstatt, was es ist, darthuend, daß es eine Existenz ist, so viel wie möglich frei von Schmerz und so reich wie möglich an Vergnügen, — doch ohne eine Angabe, was er unter Schmerz und Vergnügen versteht. Er hält Glück für ein Princip, obgleich er zugiebt, daß Glück der Zweck und das Object aller Principien sei.

Dies, als von einem Meister in der Logik ausgehend, verdient bemerkt zu werden. Unmöglich kann er annehmen, daß ein Princip und seine Consequenzen ein und dasselbe ist. Und doch ist dies gerade das, was er sagt. Jedenfalls meint er, daß Glück die Folge oder das Resultat des Principes ist. Doch — welches Principes? Des utilitarischen Principes? Zugegeben. Doch wir wollen sehen, ob dies richtig ist.

Er sagt mit Bezug auf seinen vorherigen Schluß: »Ich habe diesen Punkt betont als einen nothwendigen Theil einer vollkommen passenden Auffassung der Nützlichkeit oder des Glückes, betrachtet als das leitende Gesetz des menschlichen Handelns.« Hier macht Mill Nützlichkeit und Glück zu synonymen Ausdrücken. Doch kurz vorher macht er das Glück zum Princip und in derselben Zeit zur Consequenz oder zum Resultate! Angenommen nun, er wolle sagen, Nützlichkeit sei das Princip, und Glück die Consequenz oder das Resultat, wie ist es dann möglich, daß Nützlichkeit und Glück synonyme Ausdrücke sein können? Wenn dem so ist, dann sind Nützlichkeit und Glück convertible Ausdrücke und eine »vollkommen richtige Auffassung« des Einen ist ein lenkendes Gesetz des menschlichen Handelns für Beide; oder eine vollkommen richtige Auffassung der Nützlichkeit ist ein lenkendes Gesetz für die Handlungsweise zum Glücke, und eine vollkommen richtige Auffassung des Glückes ist ein lenkendes Gesetz für das Handeln für die Nützlichkeit; was fast darauf hinausläuft, daß eine vollkommen richtige Auffassung dessen, was Recht ist, ein lenkendes Gesetz bildet für das, was Recht ist: ein Satz, den nicht leicht irgend jemand bestreiten wird, obgleich die Schwierigkeit, jene vollkommen richtige Auffassung zu erlangen, genau da gelassen zu sein scheint, wo sie sich befand, ehe dieses neue »lenkende Gesetz des menschlichen Handelns« aufgestellt war.

Doch dieses neue »lenkende Gesetz« fördert vielleicht eine »genaue Auffassung« dessen, was Nützlichkeit ist, oder vielmehr dessen, was Mill darunter versteht. Die einzige von ihm gegebene Erklärung ist die, welche wir bereits oben angeführt haben. In derselben befindet sich aber nichts Neues, und Niemand hat sie je bestritten, und so ist auch die in ihr enthaltene Aufklärung eine sehr geringe. Es würde zweckdienlicher gewesen sein, wenn uns Mill mehr Licht darüber gegeben hätte, was er unter Nützlichkeit versteht.

Wenn er uns einige klare und endgültige Gesetze gegeben hätte, mit deren Hilfe es uns möglich gewesen wäre, diese Frage zu entscheiden, so würde das etwas Neues gewesen sein und hätte möglicher Weise seinem Argumente zu Gute kommen können. Doch das hat er nicht gethan, und er hat uns da gelassen, wo wir zuvor waren, nämlich — unserer eigenen Vernunft anheim gegeben.

Wir wollen einmal versuchen, die Antwort zu geben, so wie wir sie auffassen. Was ist Nützlichkeit? Jedes geschaffene Ding ist eine Nützlichkeit. Doch nichts ist von Nutzen, ehe es benutzt wird. Wie weit ein Ding nützlich ist, hängt von dem Gebrauche, von dessen Benutzung ab. Auf unpassende Weise benutzt ist es schädlich, und nützlich nur, wenn passend benutzt. Folglich entsteht das höchste Glück aus dem passenden Gebrauche aller Dinge. Dies ist, was Mill und die Utilitarier meinen, obgleich sie es nicht sagen; und ganz dasselbe meint, was sie auch dagegen einwenden mögen, jeder vernünftig denkende Mensch. Doch der ganze über die Nützlichkeit gemachte Wortschwall kann auf wenige Worte reducirt werden, deren Meinung einfach dahin geht: das, was Recht ist, ist das Beste! — Zu sagen, das höchste Glück sei Nützlichkeit, ist eine einfache Wortanhäufung, die man eben so gut von rückwärts wie von vorwärts lesen kann: Nützlichkeit ist das höchste Glück. Und das ist gerade das, was die Utilitarier sagen. Sie sagen es von rückwärts, und es ist von beiden Enden richtig.

Nachdem uns Mill seine Definition gegeben hat, fährt er fort: »Ich muß wiederholen — und dies haben die Gegner des Utilitarismus selten die Gerechtigkeit anzuerkennen —, daß das Glück, welches die utilitarische Norm von dem, was Recht im Handeln ist, bildet, nicht das Glück des Handelnden, sondern das aller Betreffenden ist. Zwischen seinem Glücke und dem Anderer muß er sich stets unparteiisch halten,

wie ein uninteressirter und wohlwollender Zuschauer. In der goldenen Regel Jesu von Nazareth finden wir den vollständigen Geist der Ethik der Nützlichkeit. Anderen zu thun das, was man will, das einem geschehe, und den Nächsten zu lieben, wie sich selbst, — das bildet die ideale Vollkommenheit der utilitarischen Moralität.«

Nun, hierzu müssen wir bemerken, daß dieser Ausspruch ganz entschieden über die von anderen berühmten utilitarischen Ethikern aufgestellte Doctrin hinausgeht und gänzlich von ihr abweicht. Zwar in der That, die Epikuräer behaupteten, daß kein Mensch glücklich leben könne, wenn er nicht ehrlich, gerecht und weise lebe. Tugend war das Hauptmittel zur Erreichung des Endzweckes: Vergnügen oder Glück. Jeder Mensch sollte tugendhaft sein und den anderen das Ihrige geben, um Ruhe des Körpers und des Geistes zu erlangen, welche nach Epikur die wünschenswertheste Art des Glücks war.

Welches war aber, zu den christlichen Schriftstellern auf utilitarischer Seite zu gelangen, die Doctrin von Hobbes? Die ethischen Lehren Hobbes', als die eines der hervorragendsten Denker unter den Utilitariern über diese Frage, verdienen eine genaue Aufmerksamkeit. Im ersten Theile seines »Leviathan« untersucht er, nachdem er zuvor behauptet hatte, daß sich die Menschen von Natur ursprünglich in einem Kriegszustande unter einander befanden, in welchem sich ein Jeder des Guten so viel wie ihm möglich anzueignen suchte, welches die Leidenschaften sind, die den Menschen dem Frieden geneigt machen? Seine Antwort darauf ist: Furcht vor dem Tode, Verlangen nach solchen Dingen, welche zu einem bequemen Leben nöthig sind, und eine Hoffnung sich dieselben durch Fleiß zu erringen. Doch es gehört dem Bereiche der Vernunft an, passende Friedensartikel vorzuschlagen, welche die Menschen zu einer Uebereinstimmung zu bringen vermögen. Diese Artikel werden Naturgesetze genannt. In Folge dessen definirt Hobbes ein Naturgesetz als eine Vorschrift der Vernunft, welche dem Menschen verbietet, irgend etwas zu thun, das auf die Zerstörung seines Lebens hinausläuft, und irgend etwas zu vergessen, womit er seiner Ansicht nach dasselbe am besten erhalten kann. »In einem Naturzustande«, so fährt er fort, »hat Jedermann ein Recht, jedes zu thun, selbst dem Leibe eines anderen Menschen. Aus diesem Grunde ist es ein Vernunftgesetz, daß Jedermann, soweit er vermag, den Frieden anstreben soll. Und hieraus wird ein zweites Gesetz abgeleitet, nämlich, daß ein Mensch willfährig sein soll, wenn es Andere auch sind, und daß er, soweit wie er eine Selbstvertheidigung nicht für nothwendig hält, sein Recht an alle Dinge niederlegen und sich mit so viel Freiheit gegen Andere zufrieden stellen soll, wie er Anderen gegen sich erlauben würde;« welches Gesetz nach Hobbes gleichbedeutend mit dem des Evangeliums ist: Was du willst, das dir die Anderen thun, das thue ihnen auch! Dies ist eine überraschende Auslegung der goldenen Vorschrift Christi und ist sicherlich arg verschieden von jener, welche uns Mill weiter oben als die wahre utilitaristische Auslegung gegeben hat.

Wir gelangen nun zu Mill's Behandlung der Frage, welches das Urgesetz des Nützlichkeitsprincipes sei. Es ist unnöthig, ihm durch alle Schlüsse in Bezug auf diesen Punkt zu folgen. Er sagt: »Das Nützlichkeitsprincip hat — oder es giebt wenigstens keinen Grund, warum es sie nicht haben sollte, — alle die Sanctionen, welche zu einem anderen ethischen Systeme gehören.« Ohne gerade die Existenz irgend eines Nützlichkeitsprincipes zuzugeben, kann doch kein Vorwand vorhanden sein, die Wahrheit dieses Satzes aus dem Grunde, um sie zu untersuchen, anzuerkennen. Wenn Alles, was nützlich ist, eine Gabe Gottes an den Menschen ist, so braucht man keinen Beweis, um darzuthun,

daß der Gebrauch dieser zum Gebrauche beabsichtigten Gabe durch die moralische Norm sanctionirt wird und zum Glücke führen muß.

Doch dies ist nicht das Argument der Utilitarier, noch ist dies ihre Meinung. Es ist einfach ein Argumentiren im Kreise, den Beweis zu versuchen, daß die Gaben Gottes dazu bestimmt waren, das Glück des Menschen zu fördern; doch es heißt die Worte verwechseln, und es streitet auch außerdem gegen die Thatsachen, zu sagen, daß die Gaben Gottes das Glück des Menschen ausmachen, oder selbst, daß sie nothwendig zum Glücke führen müssen. Niemals waren sie dazu bestimmt, das Glück auszumachen, sondern waren nur dazu bestimmt, das Glück zu fördern. Doch wir nehmen wahr, daß sie oft oder vielleicht eben so oft zum Unglücke führen, und daraus können wir folgern, daß sie nicht ihrer Bestimmung gemäß gebraucht wurden. Sie werden häufiger zur Annehmlichkeit, zum Vergnügen gebraucht, und sind Beiden förderlich; doch das ist nicht Glück, oder nothwendiger Weise zum Glücke führend und ist sehr häufig gerade das Gegentheil.

Ohne uns hier, wo der Raum ein beschränkter ist, auf eingehendere Erörterungen über das Urgesetz des Nützlichkeitsprincipes einzulassen, wollen wir nur noch kurz bemerken, daß es sehr leicht nachweisbar ist, daß die Utilitarier bei ihrem Principe des höchsten Glückes in den Irrthum verfallen, Glück mit Nützlichkeit oder das spirituelle mit dem materiellen zu verwechseln. Dies ist ein großer Irrthum, und zwar weil er die höhere Beschaffenheit des Menschen, das, was man Geist, Seele, Lebensprincip, Intellect und Wille nennt, und was von allen materiellen Objecten unabhängig ist, außer Acht läßt. Sicherlich verneint ein jeder utilitarische Philosoph eine solche Tendenz in seiner Doctrin oder seinen Argumenten, doch seine eigenen Worte widerlegen ihn und er sucht sich aus diesem Dilemma dadurch zu ziehen, daß er behauptet, man habe seine Worte mißverstanden.

Doch die utilitarische Doctrin gründet sich auf die Behauptung — eine ganz willkürlich angenommene Behauptung —, daß Nützlichkeit mit Glück in Verbindung stehe. Daß Nützlichkeit sehr viel mit Annehmlichkeit und Vergnügen zu thun hat, wird auch von den Gegnern der Nützlichkeitslehre zugegeben, und dies kann mit voller Sicherheit geschehen, da es keine der schweren Consequenzen des großen Irrthumes involvirt, menschliches Glück sei von rein materiellen Umständen, oder wie es die Schule nennt, von »Nützlichkeit« abhängig. Zu der Annahme gezwungen zu sein, daß in schönen Carossen höheres Glück liegt, als in einfachen Wagen, oder in all den Genüssen des Reichthums mehr als in den Entbehrungen der Armuth, ist eine traurige Schlußfolgerung, zu der wir getrieben werden, da wir doch wahrnehmen, daß seine Carossen nur auf vergleichsweise wenige beschränkt sind, und daß die große Masse der Menschen auf der ganzen Erde gegen die Uebel der Armuth kämpft. Wenn menschliches Glück von äußeren Umständen abhängig wäre, über welche die Menschen individuell keine Controlle haben, dann würde es außerordentlich schwer für uns sein, diese Anordnung der menschlichen Dinge mit unseren Ideen über die göttlichen Attribute der Gerechtigkeit und Gnade in Einklang zu bringen. Doch sobald wir menschliches Glück von allen äußeren Umständen trennen, dann entgehen wir dieser Schwierigkeit mit einem Male. Wenn wir glauben können, daß in einem gewöhnlichen Fuhrwerke eben so viel menschliches Glück gefunden werden kann wie in einer feinen Carosse, in der einfach zubereiteten Speise so viel wie in den feinsten Leckerbissen, dann vermögen wir diese göttlichen Attribute mit größerer Fassung zu betrachten, als durch das Medium der utilitarischen Doctrin.

Wenn diese Ansicht nun die richtige ist, was wird alsdann aus der utilitarischen Doctrin? Sie neutralisirt diese Doctrin, oder vielmehr, sie reducirt sie zu dem einfachen Truismus: — das Rechte ist das Beste! Sie läßt menschliches Glück unberührt von äußeren oder materiellen Umständen. Sie beweist, daß menschliches Glück verschieden ist von menschlichen Annehmlichkeiten und menschlichen Vergnügen. Sie macht alle Schlüsse der Utilitarier anwendbar auf Annehmlichkeiten und Vergnügen, doch unanwendbar auf menschliches Glück, und sie zeigt, daß Glück außerhalb der Sphäre des Schmerzes und des Vergnügens liegt.

Doch wir wollen hiermit die utilitarische Doctrin keineswegs verdammen. Als ein Führer für menschliche Handlungen, zu den Dingen dieser Welt ist sie vorzüglich, doch Glück, davon sind wir fest überzeugt, kann durch diese Philosophie nicht erreicht werden. Ein französischer Schriftsteller, wir wissen im Augenblicke nicht welcher, drückt, vielleicht ohne es zu wollen, die gleiche Idee in folgenden Worten aus: „Ce qui est moins que moi m'éteint, et m'assomme; ce qui est à côté de moi m'ennuie et me fatigue. Il n'y a que ce qui est au-dessus de moi, qui me soutienne et m'arrache à moi-même."

Wir haben nun noch ganz kurz Mill's Behandlung des Beweises des Nützlichkeitsprincipes und die Verbindung dieses Principes mit der Gerechtigkeit zu betrachten. Er sagt an einer Stelle: »Die utilitarische Doctrin besteht darin, daß Glück wünschenswerth ist, und das einzig als Zweck wünschenswerthe Ding, während alle anderen Dinge nur wünschenswerth sind als Mittel zu diesem Zwecke.« Hierauf geht er zu dem Beweise durch eine Reihe von Schlüssen über, die unanfechtbar ist, und gelangt zu der Folgerung, daß alle Dinge für die Menschen entweder nur in sofern gut sind, als sie angenehm in sich selbst sind, oder nur in sofern, sie als Mittel zur Erreichung von Vergnügen oder zur Fernhaltung von Schmerz dienen; und er fügt hinzu: »Wenn diese Doctrin die wahre ist, dann ist das Princip der Nützlichkeit bewiesen.«

Nun, die utilitarische Doctrin, wie sie hier aufgestellt ist, kann nicht widerlegt werden, da sie unwiderlegbar richtig ist. Doch die Folgerung hieraus, »daß das Nützlichkeitsprincip bewiesen sei«, ist nicht wahr. Was bewiesen wurde, ist einfach: alles Gute ist wünschenswerth, und Glück ist ein Gut. Glück ist der Urzweck. Dies wird durch allgemeine Zustimmung und nicht durch Schlüsse bewiesen. Mill sagt ganz richtig: »Fragen über Zwecke sind mit anderen Worten Fragen, welche Dinge wünschenswerth sind.« Und weiter sagt er: »Fragen über Urzwecke lassen in der gewöhnlichen Auffassung des Ausdruckes keinen Beweis zu; da sie das Subject eines direkten Appelles an die Fähigkeiten sind, welche über Thatsachen urtheilen, — nämlich unsere Sinne und unser inneres Bewußtsein.« Dies wird von ihm sehr gut durch folgenden Satz erläutert: »Der einzig mögliche Beweis, daß ein Gegenstand sichtbar ist, ist, daß man ihn wirklich sieht, der einzige Beweis, daß ein Ton hörbar ist, ist, daß man ihn hört: und so von den anderen Quellen unserer Erfahrung. In gleicher Weise nehme ich an, daß die einzig mögliche Evidenz, daß etwas wünschenswerth ist, ist, daß man es wirklich wünsche.« Ganz richtig. Glück ist ein Gut und ist ein Endzweck, der in der gewöhnlichen Auffassung des Ausdruckes keinen Beweis zuläßt. Doch dies beweist nichts für die utilitarische Doctrin, wenn dargethan ist, daß Glück durchaus nicht von Nützlichkeit abhängt und auch in keiner nothwendigen Beziehung zu derselben steht. Wie wir bereits gezeigt haben, kann Nützlichkeit nur zu geschaffenen Dingen in Beziehung stehen, und da der Mensch niemals etwas geschaffen hat, noch jemals etwas schaffen kann,

und sich der Nützlichkeiten der Natur nur durch eigene Anstrengungen oder durch die Anderer bedienen kann, so muß Glück etwas ganz von Nützlichkeit Unabhängiges sein, da sonst Nützlichkeit synonym mit Glück oder die Quelle des Glückes sein müßte, und dann, über je mehr Nützlichkeiten oder Dienste der Mensch verfügen kann, je größer sein Glück sein müßte. In diesem Falle sollte auch der größte Reichthum, der sich die meisten Dienste verschaffen kann, über das höchste Glück verfügen können. Dies ist, was die utilitarische Doctrin meint, wenn sie überhaupt etwas meint.

Es ist von höchster Wichtigkeit in diesem Leben zwischen materiellem und spirituellem Gute zu unterscheiden, und die utilitarische Doctrin verwechselt diese Unterscheidung nicht nur, nein, sie erklärt sogar, daß das Materielle zum Spirituellen wesentlich sei. Ohne Zögern darf man zugeben, daß das materielle dem spirituellen Gute förderlich sein kann, und auch dazu bestimmt ist, doch es ist von der höchsten Wichtigkeit, klar einzusehen, daß das materielle nicht nothwendig zum spirituellen Gute führt, und wir wissen es als ein Factum, daß oft das gerade Gegentheil davon stattfindet. Wenn dem nicht so wäre, sondern wenn das materielle für das spirituelle Gut nothwendig wäre, dann würde es, wie wir schon bemerkt haben, unmöglich für uns sein, jene Nützlichkeit mit unseren Auffassungen von den göttlichen Attributen der Gerechtigkeit und Gnade auf irgend welche faßbare Weise in Einklang zu bringen. Wir wissen, daß alle Vortheile der Natur, oder um uns des rechten utilitarischen Ausdruckes zu bedienen, alle Nützlichkeiten der Natur, allen Menschen gleichförmig umsonst gegeben werden, und wir wissen, daß dieselben zum menschlichen Dasein nothwendig sind; doch gleichfalls wissen wir, daß sie nicht allen Menschen auf gleiche Weise zugänglich sind; und in dem gegenwärtigen oder in irgend einem anderen denkbaren Zustande der menschlichen Gesellschaft niemals sein können. Wenn die größere Menge der dem Dienste eines Menschen zu Gebote stehenden Vortheile der Natur ihm eine größere Menge von Glück sichert, als dem, der diese Vortheile in geringerem Maße besitzt, dann sind diese Vortheile zum Glücke wesentlich, und je mehr man über die freiwilligen Dienste der Natur verfügen kann, je größer ist das Glück.

Doch dann sollte, um mit unseren Auffassungen von Gnade und Gerechtigkeit im Einklange zu bleiben, die Verfügbarkeit über diese Dienste allen in gleichem Maße zugetheilt sein, was, wie wir wohl wissen, in Folge der jetzigen Vertheilung der weltlichen Dinge und Geschäfte nicht möglich ist.

Es heißt also die göttlichen Attribute der Weisheit, Gerechtigkeit und Gnade anfechten, wenn man das menschliche Glück von diesen freiwilligen Diensten der Natur abhängig macht, die, obgleich allen gleichförmig verliehen, doch nicht allen gleichförmig zu Theil werden und Einigen mehr als Anderen zu Gebote stehen und zwar in viel größerer Menge den Wenigen als den Vielen. Daß dem wirklich so ist, wagt Niemand zu bestreiten, und daß das Mißverhältniß so groß ist, ist einer der schwersten Vorwürfe gegen die civilisirte Gesellschaft. Diesen Grund zum Vorwurfe hier abzuhandeln, würde eine Abschweifung von unserer Aufgabe sein. Unsere bisherige Untersuchung drehte sich einfach um den Beweis der utilitarischen Doctrin, und sie selbst hat uns bewiesen, daß sie unwahr ist, weil sie mit jedem Naturgesetze und mit den göttlichen Attributen im Widerspruche steht. —

Wir gehen nun zu einer Untersuchung von Mill's Tractat »über die Freiheit« über. Das Buch ist keine Erörterung über das Wesen der politischen Freiheit; vielmehr handelt es sich hier um die Freiheit der Individualität gegenüber der Gesellschaft

und Sitte; es behandelt also die Freiheit im socialen Sinne. Der Essai dreht sich hauptsächlich um die Discussion zweier höchst wichtiger Fragen, nämlich um die Freiheit, Meinungen auszudrücken, zu discutiren und zu veröffentlichen, und um die ethische und politische Meinung der menschlichen Handlungen. Jener Theil des Essais, welcher von dem Ausdrucke, der Discussion und der Veröffentlichung von Meinungen handelt, ist bewunderungswerth; doch mit dem Haupttheile, der sich mit den menschlichen Handlungen beschäftigt, können wir uns nicht einverstanden erklären.

Wenn man Mill's Büchelchen »über die Freiheit« achtsam durchliest, so drängt sich Einem die Ansicht auf, daß es zum Theil die sorgsam ausgearbeitete Rechtfertigung von unpopulären Meinungen und ein Protest gegen die Gesellschaft ist. Der Verfasser der Brochüre »Gneist und Stuart Mill« hat ganz Recht, wenn er sagt, daß die Freiheit der Individualität gegenüber der Gesellschaft und der Sitte ein Gegenstand von einschneidender Bedeutung in der englischen Gesellschaft und unter dem bleiernen Gewichte ihrer »Respectability« sei. Mill's beständiges Zurückkommen auf die Tyrannei der Gesellschaft bezüglich der Meinungen führt Einen unwillkürlich zu dem Schlusse, daß er gewaltig unter dem bleiernen Gewichte der englischen Respectabilität gelitten haben muß.

Was nun den Gegenstand seines Essais anbetrifft, so sagt er uns darüber: »Der »Gegenstand« dieses Essais ist die Aufstellung eines höchst einfachen Principes . . ., daß der einzige Zweck, um dessentwillen die Menschheit berechtigt ist, sich individuell oder collectiv in die Freiheit des Handelns eines ihrer Glieder zu mischen, der Selbstschutz ist. Der einzige Grund, um dessentwillen über irgend ein Mitglied der civilisirten Gemeinschaft gegen seinen Willen rechtmäßig Gewalt ausgeübt werden darf, ist der, wenn es Anderen Schaden thun will. Es kann nicht rechtlich gezwungen werden, so zu handeln oder so zu unterlassen, weil es besser für ihn wäre, weil es ihn glücklicher machen würde, so zu handeln, weil nach der Ansicht Anderer es weise, ja Recht sein würde, so zu handeln. Dies sind gute Gründe, um ihm Gegenvorstellungen zu machen, oder um ihn zu überzeugen, ihn zu bitten, doch nicht um ihn zu zwingen, oder ihn, im Falle er auf andere Weise handeln sollte, mit Uebeln heimzusuchen. Um dies zu rechtfertigen, muß die Handlungsweise, von der man ihn abzuschrecken wünscht, darnach angethan sein, einen Anderen zu schädigen. Der einzige Theil der Handlungsweise, für den Jemand der Gesellschaft verantwortlich ist, ist der, welcher Andere betrifft. In dem Theile, der ihn unmittelbar selbst betrifft, ist seine Unabhängigkeit von absoluter Berechtigung. Ueber sich selbst, über seinen eigenen Körper und Geist ist er individuell unumschränkter Gebieter.«

Dies ist der »Gegenstand« des Mill'schen Essais. In der nachfolgenden Ausführung zeigt er uns in kühnem Relief den Hauptgrund der Untersuchung, sowie er auch dessen hohe Wichtigkeit weitläuftig erörtert. Er sagt: »Für die Einmischung collectiver Meinung in die individuelle Unabhängigkeit giebt es eine Gränze; und diese Gränze zu finden und sie gegen Eingriffe zu sichern, ist für eine gute Beschaffenheit der menschlichen Verhältnisse ebenso nothwendig wie Schutz gegen politischen Despotismus. Obgleich dieser Satz in seinen allgemeinen Ausdrücken nicht leicht bestritten werden wird, so ist doch die praktische Frage, wo diese Gränze zu ziehen — auf welche Weise eine passende Anordnung zwischen individueller Unabhängigkeit und gesellschaftlicher Ueberwachung zu machen, ein Gegenstand, bei dem noch fast Alles zu thun übrig bleibt. Das, was Jemandem das Dasein werthvoll macht, hängt von der Durchführung der Beschränkungen Anderer ab. Es müssen deshalb an erster Stelle auf dem Gesetzeswege gewisse Führungsregeln auf-

erlegt werden, und auf dem Meinungswege auch manche Dinge, die keine passenden Gegenstände für die Operationen des Gesetzes sind. Worin diese Regeln bestehen müssen, ist die Hauptfrage in menschlichen Dingen. . . .«

In dieser Frage behauptet Mill ganz unzweideutig: 1. daß durch Gesetz und Meinung gewisse Führungsregeln auferlegt werden müssen; 2. daß das, worin diese Regeln bestehen sollten, die Hauptfrage in menschlichen Dingen ausmacht; 3. daß diese Regeln aufzufinden und ihre Gränzen gegen Eingriffe festzustellen für die gute Beschaffenheit der menschlichen Verhältnisse ebenso nothwendig ist, wie Schutz gegen Despotismus.

Die Wichtigkeit dieses Gegenstandes in eindringlicheren Worten darzustellen, ist kaum möglich. Mit Recht hätte man deshalb wohl erwarten dürfen, daß der Autor es seine erste Aufgabe hätte sein lassen, uns über diese hochwichtigen Fragen eine endgültige Antwort zu geben, uns jene Regeln und Gesetze der Führung mit klaren Worten zu erläutern und uns ihre Gränzen so genau wie möglich zu bestimmen. Doch zu unserem Bedauern finden wir, daß dem nicht so ist. Wie es uns scheinen will, hat Mill, anstatt Licht über die Gränzen der individuellen Freiheit zu verbreiten, dieselben eher noch verdunkelt. Anstatt klar jene Gränzen zu zeigen und zur Unterstützung des kurzsichtigen Forschers einen verständlicheren und bestimmteren Umriß zu zeichnen, ist das Resultat seiner Arbeit ohne Frage das gewesen, die wenigen zuvor bekannten, unvollkommenen Gränzen zu verwischen. Und in der That, er hat sich bemüht, jene Handlungen, welche sich auf die Erhaltung des eigenen Selbst beziehen, zu verdunkeln, zu verwechseln und mit jenen zu assimiliren, welche auf ernste Weise das Interesse und Wohlergehen Anderer schädigen.

Die für die menschliche Freiheit geeignete Region wird von Mill folgendermaßen beschrieben: »Sie umfaßt zuerst das innere Reich des Bewußtseins, Freiheit des Gewissens im ausgedehntesten Sinne fordernd, dann Freiheit der Gedanken und Empfindungen und absolute Freiheit der Meinung und des Gefühles über alle praktischen oder speculativen, wissenschaftlichen, moralischen und theologischen Dinge. Die Freiheit des Wortes und der Schrift scheint unter einen verschiedenen Gesichtspunkt zu fallen, da sie zu jenem Theile der Führung eines Individualismus gehört, welcher Andere betrifft; doch da sie von fast gleicher Wichtigkeit wie die Gedankenfreiheit ist und größtentheils auf denselben Gründen beruht, so ist sie unzertrennlich von derselben. Zweitens verlangt das Princip Freiheit der Neigung und des Berufes, Freiheit, den Plan unseres Lebens unserem Charakter angemessen zu entwerfen, und die Freiheit, zu handeln, wie wir wollen, solchen Folgen unterworfen, wie ohne Hindernisse von unseren Nebenmenschen ausgehen können, so lange wir ihnen keinen Schaden zufügen, selbst wenn sie unsere Aufführung für närrisch, schlecht und unrecht halten sollten. Aus dieser Freiheit eines jeden Individuums folgt in denselben Gränzen die Freiheit der Combination unter Individuen, Freiheit, sich zu einem Vorhaben zu verbinden, das keine Schädigung Anderer involvirt, und vorausgesetzt, daß die sich verbindenden Personen volljährig und nicht gezwungen oder getäuscht sind.«

So abgenutzt auch Manchem diese Doctrin erscheinen mag, so waltete doch bei Mill augenscheinlich die Furcht vor, daß sie keineswegs in der Praxis angenommen sei, und daß namentlich in England, ungeachtet der dort herschenden Freiheit, gar viele Ursachen wirksam seien, welche den Menschen einer tief greifenderen, unendlich mächtigeren und viel schwerer zu widerstehenden Tyrannei unterwerfen, als jener, die von rein materieller

Gewalt abhängig ist. Denn diese Tyrannei entwickelt sich aus der graduellen Zerstörung der Eigenthümlichkeiten der Individuen und der allgemeinen Annahme eines gemeinplätzigen Ideales des Charakters, dem sich anzupassen Jedermann durch eine Menge kleiner Strafgesetze gezwungen ist, welche sich mit unveränderlich bleierner Hartnäckigkeit auf die allergewöhnlichsten Handlungen unseres Lebens erstrecken.

Wie schnell und leicht Mill als speculativer Denker zu falschen Schlüssen gelangt, das zeigt er recht deutlich in seinen Aussprüchen über die Wirkungen der christlichen Lehren im zweiten Capitel seines Essais, das von der Freiheit der Gedanken und der Discussion handelt. »Alle Christen glauben, daß die Armen und Elenden, und die in der Welt schlimm fahren, gesegnet sind; daß ein Kamel eher durch ein Nadelöhr geht, als ein Reicher in's Himmelreich kommt; daß man nicht richten soll, um nicht wieder gerichtet zu werden; daß Schwören eine Sünde ist; daß man nicht für den morgenden Tag sorgen soll; daß man, um vollkommen zu werden, all seine Habe verkaufen und an die Armen geben soll. Es ist nicht aufrichtig gemeint, wenn sie sagen, daß sie an diese Dinge glauben. Sie glauben daran, wie man Alles glaubt, was stets gelobt und nie untersucht wird. Allein im Sinne jenes lebendigen Glaubens, der die Handlungsweise regelt, glauben sie an diese Lehren genau so weit, wie man darnach zu handeln pflegt. . . Die Masse der Gläubigen fühlt sich durch diese Lehren nicht gepackt, ihr Inneres ist ihrer Gewalt nicht unterthan. Man hat eine herkömmliche Achtung für ihren Klang, aber kein Gefühl, das von den Worten auf die bezeichneten Dinge übergeht und die Seele zwingt, diese in sich aufzunehmen und den Formeln anzupassen.«

Hierauf entgegnet ihm ein deutscher Denker treffend. Lange, in seiner Geschichte des Materialismus, weist, mit specieller Beziehung auf die soeben angeführte Stelle, darauf hin, »daß es an den Menschen nicht spurlos vorübergehen konnte, daß Jahrhunderte hindurch eben diese Formeln wiederholt, diese Worte anerkannt, diese Gedanken immer und immer wieder angeregt wurden«. »Zu allen Zeiten«, so heißt es weiter, »hat es doch manche empfänglichere Gemüther gegeben, und es ist schwerlich ein Zufall, daß es doch eben die christlichen Länder sind, in denen endlich, wenn auch erst nach anderthalb Jahrtausenden, wenn auch erst mit dem beginnenden Zerfall der kirchlichen Formen und Dogmen eine geordnete Armenpflege aufkam; und in denen sich weiterhin der Gedanke entwickelte, daß das Elend der Massen eine Schande der Menschheit ist, und daß Alles daran gesetzt werden muß, um es gründlich zu beseitigen. Man darf sich nicht irre dadurch machen lassen, daß in der Blüthezeit der äußeren Kirche die Armuth gleichsam künstlich gepflegt wurde, um der Ceremonie der Almosenspende zu genügen, daß die Völker unter keinem Joch so schwer geseufzt haben, als unter dem der Priester; man darf sich nicht durch die Bemerkung blenden lassen, daß die specifisch Frommen sich nur gar zu leicht mit der Moral abzufinden wissen, und daß es vielfach die Freidenker, ja die Feinde des bestehenden Kirchenthums sind, welche ihr ganzes Denken und Handeln der unterdrückten Menschheit gewidmet haben, während die Diener der Kirche an den Tafeln der Reichen sitzen und den Armen Unterwürfigkeit predigen. Setzt man voraus, daß die Moral des neuen Testaments auf die Völker der christlichen Welt eine tiefe Wirkung geübt habe, so ist deshalb durchaus nicht anzunehmen, daß diese Wirkung sich gerade bei Personen am meisten zeigen müsse, die sich in der Gegenwart am meisten mit dem Wortlaut der Lehre beschäftigen. Wir haben mit Mill gesehen, wie gering die unmittelbare Wirkung dieser Worte auf den Einzelnen zu sein pflegt; besonders gerade auf diejenigen, die sich mit diesen Klagen von Jugend auf vertraut gemacht und sich

gewöhnt haben, gewisse feierliche Gefühle mit ihnen zu verbinden, ohne jemals über ihren vollen Sinn nachzudenken oder einen Hauch der Gewalt zu spüren, die ihnen ursprünglich inne wohnte. Wir wollen hier keine psychologische Untersuchung darüber anstellen, ob es vielleicht gar wahrscheinlich ist, daß überlieferte Ideen gerade da wirksam hervortreten, wo ihre bloße Fortleitung durch Zweifel, durch theilweise Opposition, durch das Auftreten neuer und fremdartiger Gedankenreihen unterbrochen wird; nur das ist zu constatiren, daß, eben weil diese Worte in der christlichen Welt allenthalben erschallen und von Geschlecht zu Geschlecht fortgeleitet werden, ihr wirklicher Sinn und ihre zündende Kraft mindestens eben so gut Einen erfassen kann, der ihnen einen neuen Boden entgegenbringt, auf dem sie keimen können, als einen solchen, der ganz und gar in die alten Ideen-Associationen eingefahren ist. Im großen Ganzen betrachtet wird es daher sehr wahrscheinlich, daß die energischen, selbst revolutionären Bestrebungen unseres Jahrhunderts, die Formen der Gesellschaft zu Gunsten der zertretenen Massen umzugestalten, mit den Ideen des neuen Testaments zusammenhängen, obwohl die Träger jener Bestrebungen in anderen Beziehungen dem Wesen, das man heutzutage Christenthum zu nennen beliebt, glauben entgegentreten zu müssen.«

Von seinen Betrachtungen über die Freiheit des Gedankens und der Discussion geht Mill im dritten Capitel seines Essais zu einem Gegenstande über, dessen Wichtigkeit man namentlich in einer Zeit, wie der jetzigen, da er sehr häufig übersehen wird, nicht hoch genug schätzen kann. Es ist »die Individualität als eines der Elemente des Wohlergehens«. Mill giebt zu, daß es für alle dem Menschen theure Dinge unumgänglich nothwendig ist, den individuellen Neigungen Beschränkungen aufzuerlegen. In alten Zeiten, da sich die Menschheit noch in ihrer Kindheit befand, war das individuelle Element der Meister des legalen; doch dieser Zustand der Dinge ist lange vorüber. In unseren Tagen hat die Gesellschaft die Oberhand, und Glaubensbekenntnisse und Beschränkungen behaupten nach allen Richtungen hin eine tyrannische Superiorität über Wünsche und Regungen. Wir verlieren die große Maxime aus den Augen, daß in der That »nicht bloß das, was die Menschen thun, von hoher Wichtigkeit ist, sondern auch, von welcher Art die Menschen sind, die so handeln«, und große Massen des Volkes wachsen auf, heftiger Wünsche und angeborener Vergnügungen unfähig und ohne alle Meinungen und Gefühle«.

Es ist traurig, daß es ein genialer Mensch für nöthig halten sollte, uns auf dieses Mißgeschick aufmerksam zu machen; doch es ist kaum möglich, dieser Pflicht besser zu genügen als in den folgenden Worten: »Würde, wenn es nichts Neues mehr zu thun gäbe, der menschliche Intellect aufhören, nothwendig zu sein? Würde dies ein Grund sein, weshalb jene, welche die alten Dinge thun, vergessen sollten, warum sie gethan werden, und dieselben nicht wie Menschen, sondern wie Vieh zu thun? Es giebt eine leider nur allzu große Neigung, im besten Glauben und Handeln zum rein Mechanischen herabzusinken, und wofern es nicht eine Nachfolge von Personen giebt, deren stets wiederkehrende Originalität verhindert, daß die Gründe dieses Glaubens und Handelns traditionell werden, wird eine solche todte Materie nicht den geringsten Stoß einer wirklich lebenden aushalten, und kein Grund wäre vorhanden, warum die Civilisation nicht wie im byzantinischen Reiche aussterben sollte.«

Die Nothwendigkeit von originellen Köpfen war niemals größer als jetzt, wo die Massen, d. h. die »collective Mittelmäßigkeit«, die Welt regieren, denn die »Einführung aller weisen und edlen Dinge kommt und muß kommen von den Individuen, und dies-

sollte auch der Wunsch der dominirenden Masse sein, da es für sie keinen höheren Ruhm geben kann, als dieser Initiative mit Aufmerksamkeit zu folgen«. Mill vertheidigte keineswegs ein System der Heldenverehrung, in welchem der starke Mann die Welt zwingen soll, seine Ansichten anzunehmen. Solch ein Zustand der Dinge würde den Starken corrumpiren und das Wachsthum der Schwachen aufhalten. Alles, was er für geniale Menschen in Anspruch nimmt, ist die zur Behauptung ihrer Position nöthige Freiheit, und die besondere Pflicht, die er ihnen auferlegt, ist, daß sie ihre Stellung, zu der sie berechtigt sind, fordern, damit die Welt aus der selbstzufriedenen Mittelmäßigkeit, in die sie leicht verfällt, aufgerüttelt werde.

Von der Individualität geht Mill im nächsten vierten Capitel zu dem Versuche über, die Gränzen der Autorität, welche die Gesellschaft mit Recht über das Individuum ausüben dürfe, zu bestimmen. Er beginnt mit den folgenden zwei Paragraphen, von denen der erste aus drei wichtigen Fragen besteht, und auf welche der zweite eine erschöpfende und genügende Antwort geben soll.

Welches ist die rechtmäßige Gränze des Individuums über sich selbst? Wo beginnt die Autorität der Gesellschaft? Wie viel des menschlichen Lebens sollte der Individualität, wie viel der Gesellschaft zugemessen werden?

Mill's Antworten auf diese Fragen sind: — »Ein jedes wird seine rechte Sphäre erhalten, wenn ein jedes das hat, was es besonders angeht. Der Individualität sollte der Theil des Lebens gehören, an welchem vor Allem das Individuum interessirt ist; der Gesellschaft der Theil, welcher vor Allem die Gesellschaft interessirt.

Wenn nun auch diese Antwort auf den ersten Blick vielsagend und vollständig genügend erscheint, so will es uns doch bei näherer Betrachtung bedünken, daß sie mangelhaft ist. Die einzige Idee, welche uns aus ihr entgegen zu springen scheint, ist einfach die: »Der Individualität gehört der Theil des Lebens, welcher der Individualität gehört, und der Gesellschaft der, welcher der Gesellschaft gehört.« Dies trägt sicherlich auch nicht das Geringste zu unserer Aufklärung bei.

Unmittelbar hierauf läßt Mill einen anderen, wenn auch nicht in gleicher Weise vagen, so doch kaum minder meinungslosen Paragraphen folgen, der die Frage genau da läßt, wo sie vorher war. »Obgleich die Gesellschaft auf keinen Contract gegründet ist, und obgleich es auch nicht zweckdienlich ist, einen solchen zu erfinden, und von ihm sociale Verpflichtungen abzuleiten, so schuldet doch ein jeder, der von der Gesellschaft Schutz empfängt, derselben eine Rückgabe, einen Gegendienst für diese Wohlthat, und die Thatsache der Existenz in der Gesellschaft macht es unumgänglich nothwendig, daß ein Jeder gehalten sein sollte, eine gewisse Aufführungsweise den Uebrigen gegenüber zu beobachten. Diese Aufführung besteht erstens in der Nichtbeschädigung der Interessen Anderer, oder vielmehr gewisser Interessen, welche man entweder zufolge expresser gesetzlicher Vorschriften oder stillschweigender Uebereinkunft als Rechte betrachtet; und zweitens darin, daß eine jede Person ihren Antheil (welcher nach einem billigen und unparteiischen Principe zu bestimmen ist) an den zur Vertheidigung der Gesellschaft und ihrer Glieder gegen Schädigung und Belästigung nothwendig gewordenen Arbeiten und Opfern trägt. Die Gesellschaft ist berechtigt, diese Bedingungen um jeden Preis denen aufzuzwingen, welche sich der Vollziehung derselben zu entziehen versuchen sollten. Noch ist dies nicht Alles, was die Gesellschaft thun sollte. Die Handlungen eines Individuums können Anderen schädlich sein, oder schuldiger Rücksicht auf das Wohlergehen Anderer ermangeln, ohne gerade bis zur Vergewaltigung eines ihrer constituirten Rechte zu gehen. Der Uebel-

thäter darf als dann mit Recht durch die öffentliche Meinung gestraft werden, jedoch nicht durch das Gesetz.«

Alle in vorstehendem Auszuge zu findenden Angaben sind dem alltäglichsten Kopfe offenkundig, und keine derselben fügt auch nur das Geringste unseren gewöhnlichen Ideen hinzu. Ist es in einer philosophischen Abhandlung angebracht, den Leser zu benachrichtigen, daß er die Interessen Anderer nicht schädigen dürfe? oder daß wir gezwungen werden sollten, unsere Steuern und Abgaben zu bezahlen? oder unser Vaterland zu vertheidigen? oder daß Individuen, wenn sie Anderen schädliche Handlungen begehen, ernstlich entweder durch das Gesetz oder die öffentliche Meinung gestraft werden können? Diese elementaren Principien kann man mit Nutzen wohl Kindern vortragen, aber ob sie eines Philosophen zum Vortrage an seine Schüler würdig sind, das wollen wir dahin gesetzt sein lassen. Ferner aber, und das ist das schlimmste, tragen sie auch in nichts dazu bei, eine Gränze zwischen individueller Unabhängigkeit und socialer Einmischung aufzufinden.

Mill fährt alsdann fort: »Sobald irgend ein Theil der Handlungsweise einer Person die Interessen Anderer auf schädliche Weise afficirt, dann hat die Gesellschaft Jurisdiction über diesen Theil und die Frage, ob durch ein Einschreiten gegen denselben die allgemeine Wohlfahrt gefördert wird oder nicht, wird alsdann eine zur Discussion offene.«

Dies heißt doch sicherlich, daß Fälle vorkommen können, in denen (obgleich die Aufführung einer Person die Interessen Anderer nicht thatsächlich schädlich afficirt) es die Gesellschaft für angemessen hält, einzuschreiten. Dies widerspricht aber geradezu Mill's eigenen Principien, die er klar in dem von uns oben angeführten »Gegenstande seines Essais« aufgestellt hat, und ferner steht es auch in directem Widerspruche mit den gewöhnlichen Principien der Justiz. Wenn die Aufführung einer Person die Interessen Anderer auf schädliche Weise afficirt, dann ist es keineswegs eine der Erörterung offene Frage, »ob die allgemeine Wohlfahrt durch ein Einschreiten geschädigt wird oder nicht«. Solch' eine Aufführung sollte entschieden verurtheilt und durch Tadel oder gesetzliche Strafen heimgesucht werden, gemäß der Größe des verursachten Schadens. Nicht einschreiten, selbst in den mildesten Fällen, das hieße diejenigen, welche so handeln, daß sie die Interessen Anderer schädigen, denen gleich achten, welche die Interessen Anderer respectiren, und die sorgsam vermeiden, irgend etwas den Interessen Anderer schädliches zu thun.

Wie wir gesehen haben, gibt Mill zu, daß »ein jeder, der von der Gesellschaft Schutz empfängt, derselben für diese Wohlthat eine Gegenleistung schuldet, und er fügt hinzu, daß die Thatsache, in der Gesellschaft zu leben, es unumgänglich nothwendig macht, daß ein jeder gehalten sein sollte, eine gewisse Richtschnur der Aufführung den Anderen gegenüber zu beobachten. Stellen diese außerordentlich vagen Ausdrücke auf hinlängliche und genaue Weise die unzähligen Vortheile dar, welche die Gesellschaft dem Individuum darbietet? Oder sind sie irgendwie dazu angethan, das Individuum zur Ausübung jener Pflichten und Dienste anzutreiben, die es der Gesellschaft als Gegenleistung für jene Vortheile schuldet? »Es ist gehalten,« so sagt Mill, »eine gewisse Richtschnur der Aufführung den Uebrigen gegenüber zu beobachten.« — Weiter sagt er: »Ein jeder, der von der Gesellschaft Schutz empfängt, schuldet für diese Wohlthat eine Gegenleistung.« Er specificirt sogar die besondere Art der Dankbarkeit, welche das Individuum der Gesellschaft gegenüber für die empfangenen Wohlthaten zeigen soll. Zuerst muß es die Interessen Anderer nicht schädigen, und zweitens muß es seinen Antheil an

den für die Sicherheit der Gesellschaft nöthigen Arbeiten und Ausgaben tragen. Kein Verbrechen zu begehen, nicht zu defraudiren, sind, so meinen wir, etwas merkwürdige Methoden, seine Dankbarkeit zu bezeugen. Und wenn die Aufstellung und das Anempfehlen derselben die Summe des menschlichen Glückes nicht thatsächlich vermehrt, so haben sie wenigstens das Verdienst, zur Verlängerung der Liste menschlicher Tugenden beizutragen. Die Verantwortlichkeit und die Verpflichtungen der Individuen gegen die Gesellschaft sind unendlich viel größer, als Mill zuzugeben gewillt scheint. Denn ein jedes Individuum empfängt von der Gesellschaft nicht bloß Schutz (welches die einzige, Mill erwähnenswerthe, Wohlthat ist), sondern es ist der Gesellschaft thatsächlich für alle das Vergnügen, den Beistand, die Freude u. s. w. verpflichtet, welche das Glück des Lebens ausmachen. Nur allein durch die Mitwirkung der Gesellschaft ist es der Kunst, der Wissenschaft und der Literatur ermöglicht, sich zu vereinigen, um ihm das höchst mögliche Wohlergehen zu verschaffen. Selbst das Einkommen des Menschen und sein Eigenthum sind Wohlthaten, welche er durch die gegenseitigen Wirkungen des aggregaten Gemeinwesens empfängt. Deshalb ist es die gebieterische Pflicht eines jeden Individuums, die Gesellschaft nach besten Kräften für diese Vortheile positiv zu entschädigen.

Obgleich Mill die primäre Wichtigkeit von Pflicht und Recht anerkennt, so will es uns doch scheinen, als ob der vorherschende Ton in seinem Essai auf der Wichtigkeit der Behauptung von Rechten und auf einer nach unserem Gefallen geregelten Handlungsweise liege. Dieser Ton ist ein so vorherschender, daß man Gefahr läuft, die größere Vorzüglichkeit der Ausübung von Pflichten und der Regelung unserer Handlungsweise gemäß der Gesetze des Rechtes und der Billigkeit aus den Augen zu verlieren. Da wir Alles von der Gesellschaft empfangen, so meinen wir mit Mazzini, daß wir zuerst unsere Pflichten erforschen sollten, ehe wir unsere Rechte fordern. Wir haben kein Recht, unter irgend welchen Umständen in willkürlicher und launenhafter Weise zu handeln. Selbst was unseren Reichthum anbetrifft, so haben wir kein Recht, denselben in Lastern und Ausschweifungen zu vergeuden. Da wir ihn von der Gesellschaft empfangen haben (ihn aus einer anderen Quelle zu empfangen, ist nicht möglich), so fordert das Recht, und allgemeine Menschenliebe bestätigt diese Forderung, daß wir den Theil desselben, der unsere rationellen Bedürfnisse übersteigt, in solcher Weise verwenden, daß wir ihn den besten Interessen der Gesellschaft so förderlich wie möglich machen, — nämlich zur Vermehrung des Wissens und der Tugend.

Die große anregende Idee, welche jegliches Individuum in jedem Range der Gesellschaft mehr als irgend eine andere zu beleben scheint, ist die Aufstellung und Forderung von Rechten. Wir sehen sie mehr oder weniger in jeder Handlung des Lebens. Den Jüngsten ist sie eingeflößt, und selbst bei den Aeltesten dauert sie ununterbrochen. Sie ist der universelle Geist, welcher die Quelle jenes Antagonismus bildet, der sich deutlich in jedem Kampf und Streit zeigt, und dessen Resultat es ist, Freunde einander zu entfremden und die Feinde zu vermehren.

Die großen Lehrer der menschlichen Familie müssen andere Wege einschlagen, wenn sie das Wachsthum von Frieden und Wohlwollen zu sehen wünschen. Dieselben kräftigen Versuche, welche heutzutage ohne Unterlaß gemacht werden, um den Menschen zur Aufstellung und Forderung von Rechten anzustacheln, sollten gemacht werden, um ihn zu einem gebieterischen Pflichtgefühle aufzurütteln.

Der passive Widerstand gegen die Maigesetze.

Von

R. M.

»Zu den schwierigsten Fragen im Staatsrechte gehören ohne Zweifel diejenigen, welche sich auf den bloß verfassungsmäßigen Gehorsam beziehen. Leicht kommt hier die Logik zu Sätzen, welche praktisch sehr gefährlich erscheinen, und manchen umsichtigen Staatsmann will es bedünken, daß man im Eifer für äußersten Rechtsschutz die Ordnung, ja die Möglichkeit des Staates den subjectiven Ansichten und vielleicht bloßen Vorwänden der Einzelnen preisgebe. Es ist daher auch zu allen Zeiten darüber theoretischer Streit gewesen; und im praktischen Leben ist ohnedem die Behandlung und die Lösung der einschlägigen Fragen abweichend und unsicher.«

Mit diesen beherzigenswerthen Sätzen leitete Robert von Mohl zur Zeit der gegen constitutionelle Verfassungen erwachenden Reaction eine staatsrechtliche Monographie »über die rechtliche Bedeutung verfassungswidriger Gesetze« ein, in dem 14. Bande der Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes. Die Resultate seiner Untersuchung sind, wie immer, trefflich und juristisch wohl begründet, zum Theil auch heute noch von jedem Politiker zu unterschreiben, zum Theil aber erst verständlich und wahr im Zusammenhange mit der Zeit ihrer Entstehung. Er rechnet zu dieser Frage drei wesentlich verschiedene Fälle. Zunächst den eines mit einem (angeblich) göttlichen Gebote oder einer Forderung der absoluten Vernunft im Widerspruche stehenden verfassungsmäßigen Gesetzes. An zweiter Stelle den Widerspruch eines im Uebrigen formell tadellosen einfachen Gesetzes mit der positiven Verfassung eines Staates und endlich den einer gegen ein Gesetz verstoßenden Verordnung der Staatsgewalt.

In der weiteren Ausführung beschränkt er sich jedoch hauptsächlich auf die Untersuchung des zweiten und dritten Falles und begründet dabei eingehend in scharfsinnigster Weise gegen H. Bischof*) u. A. den wohl heute über alle Kritik so ziemlich erhabenen Satz, daß trotz des Widerspruches einzelner, beispielsweise der preußischen Verfassungsurkunde, dem Richter die Prüfung über die Rechtsgültigkeit gehörig verkündeter königlicher Verordnungen sowie über das verfassungsmäßige Zustandekommen promulgirter Gesetze zukomme. In der That wird heutzutage und bei dem jetzigen Stande der deutschen Jurisprudenz nicht leicht Einer mit wissenschaftlichen Gründen gegen die Richtigkeit der Thatsache angehen können, daß den Gerichten die Competenz zu einer Untersuchung des materiellen Inhaltes der Gesetze und der daraus hervorgehenden Verfassungsmäßigkeit oder Verfassungswidrigkeit derselben unbedingt zuzugestehen sei.

Die übrigen Resultate der Mohl'schen Monographie gehören, wie gesagt, zum Theil in die oben bezeichnete zweite Kategorie. Ueber die erste, in den jetzigen Zeitläuften unendlich praktisch gewordene Frage finden sich in diesem Aufsatze nur einzelne cur-

*) D. Viertelj.-Schr. H. III. S. 166 fgg.

sorische Notizen. Es mag darum wohl der Mühe verlohnen und von zeitgemäßem Interesse sein, über diesen Punkt einige Worte zu verlieren. Zunächst ist es jedenfalls klar, daß die positiven Gesetzgebungen der einzelnen Staaten keinerlei Bestimmungen enthalten können über die Frage, was Rechtens sei, wenn ein verfassungsmäßig zu Stande gekommenes Gesetz angeblich mit einem höheren, den Menschen unbedingt verpflichtenden Gebote in Widerstreit geräth, mag man das nun ein Naturgesetz oder Gottes Gebot nennen. Denn, wie Mohl richtig hervorhebt, können die Gesetzgebungen unmöglich von der Annahme ausgehen, daß sie unvereinbar seien mit einer höheren Welt- und Pflichtauffassung. Dies behaupten hieße von vornherein jedem legislatorischen Acte den Stempel der Vernunftwidrigkeit aufdrücken, jede Gesetzgebung illusorisch machen.

Die verfassungsmäßige Gesetzgebung jedes Staates muß ja selbstverständlich von der Ueberzeugung ausgehen, daß sie der wahre und einzig richtige Ausdruck der Rechts- und Lebensanschauung des speciellen Volkes sei, für das sie bestimmt ist. Dann aber ist, wie gesagt, ein Widerspuch der angegebenen Art geradezu ein Unding.

Nichtsdestoweniger sind die Fälle nicht selten, und gerade unsere Zeit weiß davon zu erzählen, daß gewisse Parteien im Staate, indem sie für sich, wie die dogmatische und moralische, so auch die legislatorische Unfehlbarkeit in Anspruch nehmen, einen solchen Widerspruch des positiven und verfassungsmäßig zu Stande gekommenen Gesetzes mit Vernunft, Naturrecht, Sittlichkeit, Religiösität, und was Alles sonst noch unter den weitschichtigen und schwer zu definirenden Begriff »Gottes Gebot« fallen mag, statuiren. Ihr Alpha und Omega bei diesem scheinbar äußerst vernünftigen, religiösen und sittlichen Beginnen ist der biblische Satz: »Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen«, ein Satz, der unstreitig in seiner ganzen Ausdehnung und jener extensiven Interpretation, welche derselbe bei diesen Parteien sich gefallen lassen muß, alle weltliche Gesetzgebung über den Haufen wirft, ja die Möglichkeit eines staatlichen Fortschrittes auf gesetzmäßiger Basis von vornherein problematisch macht.

Tritt man mit diesem gewaltigen Satze vor das Forum der öffentlichen Meinung, und weiß dann noch mit allerhand jesuitischen Kniffen und rhetorischen Phrasen die Gewissen des abhängigen und gedankenlosen Haufens zu bezaubern, dann ist es allerdings ein Leichtes, die Massen von der Unvernünftigkeit und Unsittlichkeit gewisser Gesetze, die nun einmal in das schroff abgeschlossene und jedem freisinnigen Fortschritte von vornherein abholde System jener Parteien nicht hineinpassen wollen, zu überzeugen. Ob ein solches Beginnen vor dem kritischen Richterstuhle der reinen Vernunft und sichtender Wissenschaftlichkeit bestehen könne, das ist freilich eine andere Frage.

Es ist nun zwar keineswegs unsere Absicht, eine unfehlbare und allgemein angenommene Lösung des oben näher qualificirten staatsrechtlichen Problemes geben zu wollen. Darauf ist ohnedem wohl schwerlich jemals zu rechnen. Denn wie schon Mohl bezeugt, wird es zu allen Zeiten selbst unter gewissenhaften und ruhig überlegenden Männern solche geben, die ihre nächste und erste Pflicht in der Erhaltung der staatlichen Ordnung als der Grundbedingung jeder menschlichen Entwickelung und alles zeitgemäßen Culturfortschrittes erblicken, und wieder Andere, die die Erfüllung der angeblich nur von ihnen klar erkannten sittlichen und göttlichen Gebote allen sonstigen Rücksichten vorsetzen zu müssen glauben.

So widersetzen sich einzelne kleine Secten dem Befassungsgebote allgemeiner Wehrpflicht, andere, mit theilweisem Erfolge, dem Gebote der obligatorischen Eidesleistung. So war es ferner in einzelnen deutschen Staaten vor einem Jahrzehnt und länger bei

manchen glaubenseifrigen Katholiken zur unumstößlichen Ueberzeugung geworden, daß die in den verfassungsgemäß erlassenen Staatsgrundgesetzen enthaltenen jura circa sacra der Krone gegen kirchliche und darum auch, wie der Trugschluß zu allen Zeiten gelautet hat, gegen göttliche Anordnung seien. Heutzutage liegt die Sache ähnlich.

Man wendet sich heute von gewisser Seite mit aller der Energie und sogar mit der Leidenschaft, deren ein in seinen religiösen Gefühlen verletztes Gemüth fähig ist, und die in dogmatisch-politischen Debatten leider die Regel zu sein pflegt, gegen die preußischen und deutschen Kirchengesetze. Man spricht von höheren, kirchlichen und sittlichen Geboten, die deren Anordnungen entgegenstehen, von Unterdrückung der Gewissensfreiheit, Knechtung der Religion, und führt als letztes Geschütz jenen leider Gottes durch allzuhäufige Anwendung nicht mehr ganz schußsicheren und zielgewissen Schriftsatz in die Schlachtreihe. Man fabelt von allerhand tragischen Zuständen, die augenblicklich innerhalb der katholischen Bevölkerung sich entwickeln sollen, und prophezeit noch weit tragischere; man tischt »Räubergeschichten« auf, die den nüchternen Verstand, statt ihn, wie man erwartet, in Angst und Entsetzen zu jagen, nur zu mitleidigem Lächeln zwingen. Und obendrein geschieht dies von einer Partei, die keineswegs zu der Kategorie jener ehrlichen und gewissenhaften Leute gehört, die allemal ihr sittliches Rechtsbewußtsein zu Rathe ziehen, und noch viel weniger zu denen, welchen der Staat möglicherweise über Alles geht, die vielmehr hinsichtlich seiner immer nur destructiven Tendenzen huldigen zu Gunsten einer kirchlichen Unversalherrschaft.

Ja, man geht noch weiter. Man begnügt sich nicht damit, die blos sitten- und vernunftwidrige Tendenz jener Gesetze zu behaupten, im Uebrigen aber deren verfassungsmäßige Entstehung einzuräumen. Eine der Hauptkoryphäen der preußischen Centrumspartei hat vor Kurzem in einer parlamentarischen Redeübung mit nackten, dürren Worten den unbewiesenen Satz aufgestellt — und die minder bedeutenden Epigonen jener Partei in und außerhalb der Kammer haben ihn natürlich ungeprüft in allen Variationen nachgeleiert: — »Die Kirchengesetze sind verfassungswidrig!« Wer eine solche kühne Behauptung aufstellt, sollte sich nicht scheuen, sie zu beweisen und ungenirt die Consequenzen zu ziehen. Diese Consequenzen sind aber nach unseren namhaftesten Staatsrechtslehrern folgende:

Für den Staatsbürger ist die Verfassung die oberste, allen anderen Befehlen und Anordnungen vorgehende Norm, welcher er unbedingten Gehorsam schuldig ist. Die Gesetze haben für ihn nur insofern Gültigkeit, wie sie mit dieser obersten Norm übereinstimmen, wie sie verfassungsgemäß sind. Die Zumuthung, einem verfassungswidrigen Gesetze zu gehorchen, ist für ihn eine absurde, ein Widerspruch in sich selbst. Da nun aber selbstredend keine einzige Verfassungsurkunde besteht, in welcher der Ständeversammlung das Recht einer Mitwirkung zu verfassungswidrigen Gesetzen eingeräumt ist, und da es ebenso unzweifelhaft nicht stillschweigend in dem Wesen eines constitutionellen, Staatsorganismus liegt, die Verfassung auf verfassungswidrigem Wege zu ändern, so kann auch von Ueberlassung einer solchen Befugniß durch das Volk an seine Deputirten und von einer Verpflichtung desselben, in solchen Fällen zu gehorchen, nimmer die Rede sein. Es steht also der einzelne Bürger im Falle eines verfassungswidrigen Gesetzes einfach einem Unrechte gegenüber. Da nun aber, nach Hegel, das Unrecht das in sich Nichtige ist, welches in allen Fällen dem Rechte weichen muß, da es ferner für den Staat wie für jedes einzelne Mitglied desselben nicht bloß ein Nothwehrrecht, sondern eine heilige Pflicht ist, das Unrecht mit allen Mitteln zu bekämpfen und zu stürzen

dem Rechte überall zum Siege zu verhelfen, so ist ein activer Widerstand — wir sagen dies mit Bedacht — gegen ein verfassungswidriges Gesetz — und ein solches sollen ja nach ihrer Voraussetzung und Behauptung die preußischen Maigesetze dieses und des vorigen Jahres sein — nicht bloß erlaubt, sondern sittlich und rechtlich geboten.

Die Logik ist doch evident, die Consequenz unvermeidlich. Da man aber offenbar nicht wagt, diese nothwendigen Consequenzen in dem vorliegenden Falle zu ziehen, sondern vielmehr umgekehrt alles active Angehen gegen die Maigesetze, jede thätliche Widersetzlichkeit gegen dieselben seitens der eigenen Partei, der wir doch gewiß in diesem Punkte keine politische Heuchelei imputiren dürfen, mit aller Energie zu bekämpfen und zu verpönen scheint, da man immer nur von einem passiven Widerstande, den wir uns sogleich etwas näher betrachten wollen, spricht und nur einen solchen seitens des Clerus und der Laien gegen dieselben angewendet wissen will, — so ist doch daraus ebenso leicht ersichtlich, wie sehr man sich scheut, an den Beweis kühn wie eine Brandfackel von der Rednerbühne in's Volk geschleuderter Sätze mit Ernst und Gewissenhaftigkeit heranzutreten.

Vorher möchten wir jedoch, um Mißverständnissen vorzubeugen, unsererseits einfach unsere Ansicht, obgleich dies sich ganz von selbst versteht, dahin aussprechen, daß die Maigesetze, wenn irgend welche anderen preußischen Gesetze durchaus auf verfassungsmäßigem Wege entstanden sind, von Verfassungswidrigkeit bei denselben demnach durchaus nicht die Rede sein kann. Für den Beweis dieser — Gott Lob! — von der dreifach überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes getheilten Ansicht brauchen wir bloß auf Artikel 107 der Verfassung hinzuweisen, sowie, da dessen Voraussetzungen und Vorschriften bei der Berathung der Maigesetze stricte befolgt worden sind, auf den »Einzigen Artikel« des Gesetzes vom 5. April 1873, betreffend die Abänderung der Art. 15 und 18 der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850.

Aehnlich wie mit jener Behauptung der Verfassungswidrigkeit der Maigesetze erging es uns mit dem in letzter Zeit mehr als gewöhnlich von jener Partei gebrauchten und jedenfalls von einem Theologen fabricirten Ausdrucke: »Passiver Widerstand«. Der Sinn dieses Ausdruckes, unseres Erachtens schon in seiner Zusammenfügung unglücklich erfunden — wir müssen's offen bekennen —, wollte uns armen, einfältigen, nur in den Lehrsälen profaner Logik und nicht in denen jesuitischer Casuistik und Wortklügelei geschulten Menschenkindern trotz allen Nachdenkens nicht einleuchten. Für uns gab es in der That nur zweierlei: entweder Gehorsam — oder Ungehorsam, Gehorsam und williges Befolgen der Staatsgesetze oder — Ungehorsam und offene Empörung gegen dieselben, tertium non datur. Ein Mittelding zwischen Beiden, nicht Mensch, nicht Fisch, ein buntscheckiges Chamäleon, das bald aussieht wie Gehorchen, und doch wieder nicht Gehorchen ist, existirt für uns im Grunde genommen nicht.

Um so mehr erfüllte es uns mit freudiger Ueberraschung, als uns in der seligen Weihnachtszeit des verflossenen Sturm- und Drangjahres in kirchenpolitischen Dingen ganz unerwartet ein Büchelchen vor die Augen kam, das unserem sinnenden Geiste zu Hülfe zu kommen und uns über jenes sonderbare theologische Zwitterding einige Aufklärung zu geben versprach, zumal da es, wie der bekannte ultramontane Verleger Franz Kirchheim in Mainz versicherte, aus der Feder eines der hervorragendsten Theologen unseres Vaterlandes geflossen sein soll. Der Verfasser selbst titulirt das Büchelchen: »Drei Gewissensfragen über die Maigesetze, beleuchtet von einem deutschen Theologen«, wobei wir bezüglich der gesperrt gedruckten Worte keineswegs an das bekannte „lucus a non lucendo“ erinnert wurden.

Leider erging es uns, wie dem Huhn in der Fabel: Wir gedachten Brosamen zu finden zur Stillung unseres wissenschaftlichen Hungers und entdeckten statt dessen einen wahren theologischen, aber steinharten Schatz von lauter abstruser Gelehrsamkeit, die, durch eine volksthümlich sein wollende Sprache breit getreten — usque ad taedium, eher für die Zähne eines Nußknackers bestimmt zu sein schien, als für das Hirn eines vernünftigen Menschen. Von Be- oder Erleuchtung verspürten wir nach der Lectüre nur wenig, noch weniger von dem prätendirten Deutschthum dieses Theologen; und was es mit dem Gewissen dieser Herren auf sich hat, über dessen Weite und unermeßliche Tiefe hat uns ja unser Falk in seiner neulichen unübertrefflichen Philippika gegen die renitenten Bischöfe hinlänglich aufgeklärt.

Aus der ganzen, über hundert Seiten langen und etwa einen halben Zoll dicken Broschüre konnte uns außer den drei einleitenden Fragen:

1. darf der Katholik diesen Gesetzen einen activen Widerstand entgegensetzen? — welche selbstverständlich verneint wird —
2. darf er activ zu ihrer Ausführung mitwirken? — welche gleichfalls verneint wird —
3. darf, oder soll er, wofern er in die entsprechende Lage kommt, dagegen passiven Widerstand leisten, und wie man sich dabei benimmt, —

nur der dritte und letzte Theil interessiren, der eigentlich die Hauptsache hätte enthalten müssen, aber leider arg über's Knie gebrochen war; denn dieser nimmt nur etwa zehn Seiten von dem ganzen Werke ein, während wir in den übrigen Abschnitten desselben über die Geduld und den Glaubensmuth der ersten Christen unterhalten werden, natürlich auch über diocletianische Christenverfolgungen, und was der Apostel Paulus dazu gesagt haben würde, und was der heilige Hilarius dazu frisch, fromm, fröhlich gesagt hat; ferner über die Standhaftigkeit der machabäischen Brüder und die Inspiration des Matathias, deren Beispiel noch neulich von einem linksrheinischen, selbstverständlich von einem Caplane redigirten Sonntagsblättchen unter dem Titel: »Gottes Urtheil über Reichsfeinde« den heutigen Gläubigen als hellleuchtendes Muster empfohlen wurde, was der Verfasser unserer Brochüre aber, als unter den Begriff des »activen Widerstandes« fallend, ferne von sich abweist.

Ferner erhalten wir, nach einer famosen Conclusion, deren Obersatz lautet: »Zu etwas Verkehrtem und Schlechtem darf ich nicht mitwirken«, der Untersatz wie bekannt: »Nun sind aber die Maigesetze verkehrt und schlecht; denn sie enthalten Eingriffe in die unveräußerlichen Rechte und Freiheiten der Kirche; sie haben als Folge die gänzliche Zerstörung der gottverordneten Verfassung der Kirche &c.«, und deren Schlußsatz der superkluge Verfasser jedem seiner christgläubigen Leser selber überläßt, — eine längere, ohne Zweifel aus irgend einem theologischen Compendium abgeschriebene Vorlesung über die von den älteren Moralisten gemachten Unterscheidungen der cooperatio oder Mitwirkung, in unmittelbare und mittelbare, nächste und entfernte, positive und negative, formelle und materielle Mitwirkung.

Alle diese Arten sind selbstverständlich dem christkatholischen Zuhörer rücksichtlich der Maigesetze unter einer Todsünde verboten. Zur Abwechselung folgt dann auch noch ein »flüchtiger Blick« in die Lehrbücher der jesuitischen Casuisten: Suarez, Basquez, Lacroix, Busenbaum, bis zu dem »in neuerer Zeit so entsetzlich angefochtenen und verleumdeten Gury« herab. Alles das ist zwar ganz unnöthig, aber interessant und preiswürdig für den christlichen Leser und verfolgt zugleich eine Politik, die ja auch schon durch die Führer

des Centrums ihre parlamentarische Weihe und Berechtigung erhalten hat. Wir erfahren ein Langes und Breites über die »Erlaubtheit der Tödtung eines tyrannischen Fürsten«, eine Frage, »welche die Unwissenheit (!) häufig erst in den Schulen der Jesuiten entstanden sein läßt, die aber in der Kirche schon lange vor dem heil. Thomas erörtert und von dem berühmten Johannes v. Salisbury († 1180) unter der Bedingung bejaht wurde, daß kein anderes Mittel zur Beseitigung des öffentlichen Tyrannen übrig sei«.

Zum Schlusse dieser Erörterung wird jedoch concedirt, daß die Lehre des Jesuiten Mariana in seiner Schrift „de lege et legis institutione" (lib. I. cap. 6. 7) noch einen bedeutenden Schritt über jene gangbare Ansicht der scholastischen Theologen hinausgeht: »Nach Mariana darf auch ein Privatmann einen Tyrannen, der die ihm rechtmäßig zustehende Gewalt unrechtmäßig, despotisch, zum Schaden des öffentlichen Wohles oder der Kirche mißbraucht, nicht allein dann tödten, wenn ein über dem Tyrannen stehender höherer Richter (etwa der Papst?) denselben verurtheilt und in die Acht (oder den Bann, s. Encyklica vom 21. Nov. 1873) erklärt hat, sondern in gewissen Fällen auch ohne eine solche vorausgegangene Achtserklärung, nämlich in den Fällen, wo einerseits die Stände des Staates, vorausgesetzt, daß diese überhaupt verfassungsmäßig zur Fällung einer solchen Sentenz berechtigt wären, an ihrer Zusammenkunft und der Fällung der Sentenz durch die Tyrannei des Fürsten gehindert sind, und wo andererseits die »Stimmen der öffentlichen Meinung« und die Autorität würdiger und gelehrter Männer (des Centrums?) sich für die Erlaubtheit ausspricht.« (l. c. p. 55. 58.)

Alles das gehört jedoch noch zum activen Widerstande gegen die Maigesetze, der einstweilen noch verpönt ist, bis es vielleicht einmal einem theologischen Schlaukopfe gelungen sein wird, mit jesuitischen Sophismen den oben geforderten Beweis von der Verfassungswidrigkeit derselben zu führen; und es ist immerhin gut, wenn schon vorher für solche Eventualitäten die Frage bis in's kleinste Detail für das »gläubige Volk« in populären Flugschriften erörtert worden ist.

Endlich, auf S. 95 kommen wir zu dem äußerst stiefmütterlich behandelten dritten Theile, zum »passiven Widerstande«, der selbstverständlich Clerikern wie Laien, Beamten wie Nichtbeamten zur absoluten und bindenden Gewissenspflicht gemacht wird. Zunächst wird der Begriff desselben dahin definirt, »daß man zur Ausführung von staatlichen Gesetzen und Verordnungen, die man (?) für ungerecht hält (!), nicht seine Hand bietet, m. a. W. in einem Nichtgehorchen«. Bis dahin ist es noch nichts Anderes, als der nackte, krasse Ungehorsam. Gleich dahinter kommt aber die Restriction, die das Ganze wieder in einem zweifelhaften clair-obscur schillern und das Nichtgehorchen doch eigentlich wieder ein Gehorchen sein läßt. Dieses Nichtgehorchen wird nämlich dahin näher erklärt, daß es nicht darin bestehe, daß man der öffentlichen Gewalt überhaupt den Gehorsam aufkündigt, sintemalen nichts gegen die bestehende Ordnung unternommen werden darf, was einer revolutionären Erhebung gleich oder verwandt wäre. Das eben liege in dem Begriffe des Adjectives »passiv«. Ja! worin besteht es denn nun eigentlich, was ist denn eigentlich dieses undefinirbare Etwas des »passiven Widerstandes«? — Lauter Widersprüche, und zwar, wie es uns dünken will, durchaus absichtliche, die ihre Wirkung in malam partem auf den Zuhörer- resp. Leserkreis, für den sie berechnet sind, keineswegs verfehlen werden. Für uns kann es hier auf ein Paar Widersprüche mehr oder weniger ad maiorem dei gloriam nicht ankommen, da wir wissen, daß wir es eben mit einem Theologen zu thun haben.

Rücksichtlich der Frage, ob ein solcher zweideutiger Widerstand gegen die Maigesetze sittlich erlaubt, resp. pflichtmäßig sei, drückt der Verfasser seine »theologische Ueberzeugung« in folgenden Sätzen aus:

Erster Satz: »Das Recht des passiven Widerstandes gegen ungerechte Verfügungen der öffentlichen Gewalt kann vom Standpunkte des Naturrechtes aus nicht bestritten werden. Denn nach der »gesunden Vernunft« entspricht die Pflicht zu gehorchen auf der einen Seite dem Rechte zu gebieten auf der anderen, und wo hier das Recht zu gebieten aufhört, hört auch dort die Pflicht zu gehorchen auf. Die staatliche Gesetzgebung oder Verwaltung hat aber nicht das Recht, ungerechte Gesetze oder Verordnungen zu erlassen: denn der Staat soll das Recht und die Gerechtigkeit schützen, aber nicht Recht und Gerechtigkeit verletzen.«

Er stützt sich bei diesen mit allerhand Sophismen untermischten, aber an sich richtigen naturrechtlichen Deductionen, die auch wir zum Theil mit gutem Fug unterschreiben würden, auf die Auctorität des »unfehlbaren« Walter (Naturr. p. 327) und der von demselben citirten älteren und neueren Staats- und Naturrechtslehrer, unter denen natürlich Stahl und Consorten die erste Stelle einnehmen.

Zweiter Satz: »Auch vom positiven christlichen Standpunkte aus ist das Recht des passiven Widerstandes gegen ungerechte Verfügungen der öffentlichen Gewalt unzweifelhaft.« Zur Begründung dieses Satzes rückt er natürlich unter Drommetenschall mit der oben citirten, vielfach gedeuteten Stelle aus der h. Schrift in's Feld, an dessen wahrem und von ihm dahin interpretirten Sinne, »daß man nie einem Menschen als solchem zu gehorchen brauche, sondern immer nur, in wiefern er Stellvertreter Gottes ist«, keine Deutelei und Verdrehungskunst etwas ändern könne.

Dem gegenüber könnten wir uns nun zwar mit Richter (Sangerhausen) auf den Brief des Apostels an die Römer und namentlich auf 13, 1. 5 berufen: »Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt — denn es ist eine Pflicht unterthan zu sein, nicht nur um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen«, eine Stelle, die auch dem »deutschen Theologen« nicht unbekannt ist, und die sogar sonderbarer Weise mehrmals in seinen »Gewissensfragen« von ihm citirt wird. Wir begnügen uns jedoch mit dem Hinweise auf jene herrliche parlamentarische Abfertigung der Römlinge in einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses, sowie auf eine prachtvolle, echt jesuitische Antithese unseres Anonymus am Schlusse des Abschnittes: »Gott will nicht, daß ich ihm, nämlich ihm in dem Machthaber, gehorchen soll gegen ihn, m. a. W., daß ich ihm zu gleicher Zeit gehorchen und nicht gehorchen soll, weil er sich selbst nicht widersprechen kann.« Also, was Gott nicht will, das willst du dem Staate mit deinem »passiven Widerstande« bieten, du überaus kluger Kretenser!

Im dritten Satze folgt die gewöhnliche und heute schon bis zur Uebersättigung auf parlamentarischen und anderen Rednerbühnen abgehetzte Tirade gegen die Unchristlichkeit der Maigesetze, die nicht nur mit jenem positiven Gebote der Kirche sowie mit der obersten Gesetzgebungs- und Disciplinar-Gewalt des Papstes im Widerstreit stehen, »welche sogar ein ausdrückliches Dogma ist«, sondern auch mit allen verbrieften und verbürgten Rechten und Previlegien derselben in Preußen, sowie mit ihrer »gottgeordneten Verfassung«. Ein Zweifel, meint der Verfasser, »daß die gesetzgebende staatliche Gewalt zu solchen Gesetzen, wodurch das göttliche Recht der Kirche schwer gekränkt wird, nicht befugt war, und daß diese mithin im Gewissen nicht verbindlich sind, könne nach seinen lichtvollen Auseinandersetzungen bei keinem Vernünftigen (?) mehr obwalten«. Er schließt

daher getrost, daß das Recht des passiven Widerstandes gegen die Maigesetze, von welchem wir noch immer nicht wissen, was das eigentlich sei, sowohl aus rationellen wie aus positiv-religiösen Gründen unbestreitbar sei, und daß es allen Katholiken ohne Ausnahme zustehe.

Es kommt jedoch noch eine vierte These, etwas Apartes für die Cleriker, die Amtsbrüder unseres Theologen, die selbstverständlich hier wie überall eine Sonderstellung haben müssen vor dem schwachen Unterthanenverstande der Laien. Für sie, »insbesondere für die in (päpstlichen) Eid genommenen Bischöfe und Priester, ist jener Widerstand nicht bloß ein Recht, sondern auch eine Pflicht, eine heilige Pflicht der Pietät, der Liebe und Gerechtigkeit gegen ihre heilige Mutter, die Kirche«. Und hier läßt der Verfasser so ziemlich durchschimmern, daß für diese ganz besonders begnadeten Menschenkinder und Märtyrer des Neuheidenthumes jener Widerstand auch bisweilen aus dem Passivum in das Activum übertreten und hier durch alle Zeiten und Formen abgeändert werden dürfe. Denn »diese sündigen nicht allein nicht, wenn sie zur Ausführung jener Gesetze nicht die Hand bieten, sondern sie würden sich schwer versündigen, wenn sie diesen Gesetzen überhaupt gehorchen und die Rechte und Freiheiten der Kirche, zu deren Wahrung sie gesetzt sind, aus falscher Nachgiebigkeit und feiger Menschenrücksicht preisgeben würden«.

Hören wir da nicht im Hintergrunde die Trompete des Aufruhres blasen, lesen wir da nicht zwischen den Zeilen die Aufforderung an die renitenten Bischöfe und Priester zur Beharrung bei ihrer Renitenz und zur Verschärfung der Conflicte, zum Kriege mit dem Staate bis auf's Messer?

Bezüglich der Frage, wie der passive Widerstand gegen die Maigesetze sich zu äußern habe, unterscheidet der Verfasser zwischen dem, was man nicht thun soll, und dem, was man thun soll. Da das Erstere besser ungesagt hätte bleiben können und nur hinzugefügt zu sein scheint, um die Verwirrung des gläubigen Lesers bis zum Schlusse zu erhalten und zu benutzen, so begnügen wir uns hier mit der »Antwort über das, was man thun soll«.

Die Mittel sind, wie der Verfasser sie angiebt, »in erster Reihe die, auf die uns unsere heilige Religion selbst hinweist«; nämlich zunächst sorgfältiges Bewahren der Einheit und des Bandes der Eintracht unter den Christgläubigen gemäß des Apostels*) Wort: «Seid einig, einig, einig!« Zweitens ein enges und treues Anschließen an unsere Oberhirten, die Bischöfe, selbstverständlich und ganz vorzüglich auch an diejenigen, die event. staatlich depossedirt werden, besonders aber an den obersten Hirten der Kirche und obersten Gesetzgeber des Staates, den römischen Papst. Dann »das muthige Bekenntniß des katholischen Glaubens und unserer katholischen Liebe durch Wort und That«, welche letztere sich jedenfalls nach des Verfassers geheimem Wunsche am liebevollsten und thätigsten in der klingenden Münze der »Peterspfennige« repräsentirt. Doch sind die bis dahin angegebenen Mittel, den passiven Widerstand in's Werk zu setzen, in der That nicht übel, zumal wenn der Verfasser zum Schlusse mit scheinheiliger Miene noch als »Hauptwaffe« »das Gebet« empfiehlt, mit dem man, wie er mit einem geistvollen alten christlichen Lehrer sagt, »Gott gleichsam selbst Gewalt anthun müsse, daß er zu den Gegnern sage: »Bis hieher und nicht weiter!«

Endlich, und das ist, menschlich betrachtet, doch immerhin für unsere glaubens-

---

*) ?! Wer ist der Apostel, Schiller oder Attinghausen? Sie sagen Beide: „An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an." Red.

armen und gebetsfaulen Zeiten das erfolgreichste Mittel, weßhalb der durchaus nicht unpraktische Theologe es auch wahrscheinlich, zum besseren Behalten und zur Nachachtung, auf die letzte Seite seiner Broschüre gesetzt hat, empfiehlt er als Mittel des passiven Widerstandes:

Die Unterstützung der katholischen (soll heißen: ultramontanen) Presse, den Gebrauch des Wahlrechtes — die Broschüre erschien kurz vor den letzten Reichstags-Wahlen —, endlich des Petitions- und des Versammlungsrechtes. So schließt die vielversprechende Broschüre mit einer leidigen Reclame für den »Mainzer Katholikenverein«, die »Germania«, das »Vaterland« und ähnliche Blätter desselben ultramontanen Gelichters sowie für clericale Reichstags-Wahlen.

Der Verfasser gesteht in der Einleitung naiv genug, er habe, nachdem er seine Brandschrift »mit Mühe und Schüchternheit angefangen, mehrmals die Feder wieder aus der Hand gelegt, durch sehr gewichtvolle Bedenken zurückgehalten«. Hätte er doch hintereinander die Feder ruhig im Schreibpulte liegen gelassen, hätten doch seine »gewichtvollen Bedenken« bei ihm überwogen und den Ausschlag gegeben! Er würde dann manchem naivgläubigen Gemüthe, das jetzt sein Machwerk durchblättert, die Seelenruhe, mancher Familie den Frieden gelassen, uns aber das geringe Verdienst einer wohlfeilen Kritik und sich selbst den Vorwurf eitler Wortklauberei vor den Augen der Wissenschaft und denkender Leute erspart haben. Da schreibt doch der streitbare Bischof und Polyhistor Ketteler von Mainz weit mehr mit Saft und Kraft, wenn er in seinem jüngsten Pamphlete gegen den Cultusminister Dr. Falk und dessen Kirchengesetze demselben direct den Vorwurf macht, er verstehe die Grundbegriffe des Katechismus nicht mehr, sei überhaupt kein Christ mehr, sondern ein Heide und ausgemachter Christusläugner. Der tapfere Held der Feder braucht also keineswegs zu befürchten, daß wir ihn für fähig halten, auch diese namenlose, wenngleich augenscheinlich unter seiner Aegide fabricirte Broschüre verbrochen zu haben.

„Die Wissenschaft der Zukunft".

Ein Nachtrag

von

Bruno Meyer.

In dem ersten meiner Aufsätze über neuere culturgeschichtliche Literatur (D. W., Bd. IV., S. 355 fgg.) habe ich von dem Systeme der Wissenschaft, welches mein sehr werthgeschätzter Herr Mitarbeiter, Professor Otto Henne-Am Rhyn, entworfen und gewürdigt hat, es in zwei seiner Werke (das zweite Mal mit einigen nicht unwesentlichen Aenderungen) aufzunehmen, an zwei Stellen nicht eben sehr beifällig und zustimmend geurtheilt. Es heißt daselbst (S. 359): »Auch er (Henne) selbst bewegt sich in solcher einseitigen Polemik (wie er sie anderen Culturgeschichtschreibern mit Recht und treffend zum Vorwurfe macht), die er unter einem Aufwande von Systematik zu verschleiern sucht, ohne daß das schwerfällige Mittel zu dem Erfolge in dem richtigen Verhältnisse stände. Er wendet nämlich ein ganzes »System der Wissenschaft« . . . . darauf, um nachzuweisen, daß die Metaphysik und die Theologie keine Wissenschaften sind und aus der Reihe der gleichberechtigten Erkenntnißgebiete gestrichen werden müssen; — und trotz des großen Aufwandes wird doch nicht bewiesen, was bewiesen

werden soll.« Und meiner ausführlichen Vertheidigung der Wissenschaftlichkeit der Metaphysik habe ich den Satz einfließen lassen (S. 362): »Henne hat, wohl ohne es zu merken und zu wollen, den stärksten Beleg und die unzweideutigste Anerkennung für die Beweiskraft der überschauenden Systematik (welche Letztere Aufgabe der metaphysischen Wissenschaft ist) gegeben, indem er kein besseres Mittel gefunden, die ihm widerwärtigen Wissenschaften (Theologie und Metaphysik) todt zu schlagen, als die Aufstellung eines Systemes der Wissenschaft, in welchem für jene Beiden kein Raum bleibt. Wäre nicht die Systematisirung handgreiflich willkürlich und gewaltsam, so wäre der Beweis allerdings bedeutend, und nur weil das System schwach ist, beweist es nichts.«

So mir nichts, dir nichts über die reiflich überlegte und wohl durchdachte Arbeit eines kenntnißreichen, sorgfältigen, urtheilsfähigen und gewissenhaften Forschers abzusprechen, ohne eine Begründung des Votums auch nur anzudeuten, ist in keinem Falle schön, und ich kann es in meinem Falle nur damit entschuldigen, daß mich eine nähere Begründung zu sehr aus meinem Wege abgelenkt haben würde, eine bloße Andeutung aber zu gar nichts nütze gewesen wäre. Ich hätte also nur die Sache mit Schweigen übergehen, mein Urtheil unterdrücken können. Aber auch das ging nicht an. Die Einseitigkeit der Henne'schen Ansicht von dem Wesen und der Aufgabe der Culturgeschichte nachzuweisen, das gehörte strengstens zu meiner Aufgabe. Ich konnte aber einen seiner Hauptgründe für seinen Standpunkt unmöglich ignoriren. Es war nun kürzer und ersprießlicher, den von Henne geläugneten wissenschaftlichen Charakter der Theologie und der Metaphysik direct nachzuweisen, als seinen Systembau zu untergraben und einzureißen, und wenn jener Nachweis gelang, folgte ja daraus mit zwingender Nothwendigkeit, daß das System fehlerhaft sein mußte.

Henne's System ist aber ganz für sich betrachtet eine so beachtenswerthe Erscheinung, daß es allein zum Gegenstande einer Besprechung taugt, und Professor Henne hat mir brieflich in so liebenswürdiger und eines wissenschaftlichen Mannes würdiger Weise sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ich die Ausführung meiner kurz hingeworfenen Ansicht schuldig geblieben, daß ich es nicht bloß für erlaubt, sondern für nothwendig halte, meinem Urtheile die Begründung ergänzend nachfolgen zu lassen, wobei ich mich aber möglichst der Kürze befleißigen will, obgleich es sich dabei nicht vermeiden läßt, daß Manches härter und herber klingt, als ich es einem Manne wie Henne gegenüber eigentlich möchte und dürfte klingen lassen. Ich bitte die Leser und Henne selber, von solchen Rauhigkeiten der Form ab- und nur auf die Sache, auf den Inhalt hinzusehen.

Für Jemanden, der ein so erklärter Feind der Metaphysik ist wie Henne, und der folgerichtig ihrer verdächtigsten und abstrusesten Form am meisten abgeneigt sein muß, ist es im höchsten Grade überraschend, ihn trotz einem Hegel nach dem Recepte „divide et impera" vorgehen zu sehen, wobei Gewaltsamkeiten, Schiefheiten und offenbare Unrichtigkeiten beinahe gar nicht ernstlich vermieden zu sein scheinen, und durch die unverhältnißmäßige und unergiebige Länge der Auseinandersetzung an denjenigen Stellen, welche die Tendenz des ganzen Aufwandes verwirklichen, d. h. die Ausschließung der Theologie und der Metaphysik aus dem Tempel der Wissenschaft begründen sollen, der Zweck oder vielmehr die Zwecklosigkeit des ganzen Systemes auffällig hervortritt.

Wenn man weiß, daß Henne eifriger als der beste Hegelianer, strenger als selbst Rosenkranz auf die Dreitheilung hält, so ist man im Vorhinein darauf gespannt, wie er aus der natürlichen Zweitheilung der bestehenden Welt in Natur und Geist eine Dreitheilung hervorzaubert. Er thut dies, indem er der Natur, dem Ursprünglichen,

die Cultur, das Gewordene, entgegensetzt, nun aber nicht eine Wissenschaft der Natur und eine Wissenschaft der Cultur statuirt, sondern innerhalb der Cultur erst eine Zweitheilung herbeiführt in eine nothwendige und eine freie Cultur. Jene soll zur Erreichung des dem Menschen vorschwebenden Zweckes nothwendig sein, also Mittel, die letztere dagegen der Zweck des Menschen selbst; und nun nennt er die nothwendige Cultur Erziehung, die freie Geist. — Wenn man diese Grundlagen seines Systemes analysiren will, so kann man leider nicht umhin, eine kleine Vorbemerkung über Terminologien überhaupt zu machen.

Daß der technische Terminus irgend einer Wissenschaft, also auch derjenige der Metaphysik und auch derjenige einer Orientirungswissenchaft, wie sie Henne hier construirt, nicht ganz genau, d. h. weder ausschließlich noch im vollen Umfange, die Bedeutung des Wortes im gewöhnlichen Leben hat und haben kann, versteht sich von selbst, denn die Vieldeutigkeit der Wörter in der gewöhnlichen Sprache ist der Schärfe des Begriffes bei einem Systembaue hinderlich, und für die Ausbildung neuer Begriffe und deren Fixirung durch den sprachlichen Ausdruck muß es erlaubt sein, bestehenden Wörtern aus irgend einem mehr oder minder plausiblen Grunde eine andere als die gewöhnliche Bestimmung, nämlich die, für den neuen Begriff einzutreten, zu geben. Es ist demzufolge nicht mehr und nicht minder thöricht, einen technischen Ausdruck vom Standpunkte des gewöhnlichen Sprachgebrauches aus ohne Weiteres anzugreifen, als es über die Begriffe abgeschmackt ist, zu glauben, daß man mit einem Terminus schon irgend etwas bewiesen und erreicht habe. Wie man z. B. in der Philosophie das Mädchen für Alles nennt, mit welchem man das Unerklärbare zu erklären vorgiebt, im Wesentlichen aber nur durch einen unverständlichen Ausdruck umschreibt, ob das »Ich« oder »absolute Idee« oder »Wille« oder »Unbewußtes« heißt, ist vollkommen gleichgültig, damit wird nichts erklärt und nichts bewiesen. Trotzdem giebt es eine gewisse Norm für die Ausbildung technischer Ausdrücke, welche nicht ihre Anwendung im Systeme, wohl aber ihre Auswahl zu kritisiren gestattet.

Ein technischer Ausdruck ist nämlich um so erlaubter und beifallswerther, je mehr wesentliche Merkmale seinem neuen Begriffe mit dem gewöhnlichen gemeinsam sind, und um so anfechtbarer, je weniger das der Fall ist. Also z. B. »Wille« ist deswegen ein ganz schlechter technischer Ausdruck, weil in der Anwendung, welche Schopenhauer demselben in seinem Systeme gegeben hat, der Schopenhauer'sche Wille nicht, wie es bei dem bisher einzig so genannten menschlichen oder thierischen Willen der Fall ist, zwischen dem Bewußtsein eines bewußten Wesens als seinem Ursprunge und dienstbereiten Kräften desselben als dem Mittel seiner Verwirklichung steht. Wenn man den Willen von diesen beiden Bestimmungen aber befreit, so ist etwas, was wie Wille aussieht, überall und nirgends aufzufinden, wo irgend ein Streben oder Trieb nach Veränderung des Zustandes oder der Lage sich zeigt. Dadurch aber, daß man alle diese Bestrebungen in einen Topf wirft, kommt man nicht zu neuen höheren Anschauungen, sondern zur Verwischung und Verwaschung der bereits festgestellten Distinctionen.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, werde ich über die Terminologie Henne's ohne Verclausulirung bei jedem einzelnen Worte urtheilen dürfen.

Der als ursprünglichster gesetzte Gegensatz von Natur und Cultur ist falsch, denn auch die Natur unterliegt der Cultur, nicht nur, wenn man die Darwin'sche Entwickelungstheorie für richtig annimmt, durch welche doch in das ganze Naturreich eine sehr kräftige Bewegung vom Ursprünglichen zum Gewordenen kommt, sondern auch im Sinne

Henne's, der ja vollkommen richtig als einen Theil der Naturwissenschaft die Thierzucht aufführt und nur durch ein Versehen die Pflanzencultur in der Landwirthschaft und im Gartenbau ebendaselbst ausgelassen hat; die Stelle für dieselbe ist in seinem Systeme eben so bereit wie die für die Thierzucht. Thier- und Pflanzenzucht dürfte er aber, wenn er seinen Definitionen treu bleiben wollte, gar nicht unter die Natur subsumiren, denn zu dieser gehört doch sicher nur, was ohne alles oder wenigstens ohne bewußtes Zuthun des Menschen entstanden ist. Die dort gewonnenen Formen aber sind »vom Menschen vollbracht«, fallen also unter die Cultur.

Ist nun schon der erste Gegensatz ein unklarer, unscharfer, nicht streng ausschließender, so ist die weitere Theilung innerhalb des Culturkreises vollends eine willkürliche und innerlich unbegründete. Natur und Geist sind strenge Gegensätze in ihrer Erscheinung, von ihrem Wesen natürlich abgesehen, von dem wir auf dem Standpunkte der modernen Naturwissenschaft Stehenden allerdings annehmen, daß der Geist so zu sagen eine Function des Körpers ist und somit in letzter Instanz eine Gleichheit auch zwischen Natur und Geist herauskommt. Einstweilen aber müssen wir uns bescheiden, diese Ableitung, die Darstellung dieser Einheit noch nicht leisten zu können und in der Erfahrung stets die Zweitheilung anzutreffen, ohne daß uns die Möglichkeit gegeben wäre, aus dem Dualismus, so peinlich er uns ist, herauszukommen. Haben wir den Geist als Gegenstand des einen Haupttheiles der Wissenschaft, dem die Naturwissenschaft als anderer Theil gegenüber steht, so können wir von den Zwecken, welche der Geist sich setzt, und von den Mitteln, sie zu erreichen, sprechen; — denn nur der Geist setzt sich Zwecke; wenn Henne den Menschen sich solche vorsetzen läßt, so ist das vom Standpunkte des Systematikers schon eine zu rügende Unklarheit.

Wie sehr aber auch der Geist sich seiner Zwecke und seiner Mittel bewußt sein mag, so kann man doch die Mittel und die Zwecke nicht systematisch scharf von einander sondern und zu zwei verschiedenen Klassen gestalten, am allerwenigsten aber diese beiden Unterabtheilungen des geistigen Bereiches dem natürlichen Bereiche als gleichberechtigte zur Seite stellen. Jeder Zweck, welchen der Geist sich setzt, ist ja nur ein vorläufiger, welcher sich, sobald er erreicht ist, selbst wieder in ein Mittel zu einem höheren und weiteren Zwecke verwandelt, welcher letztere möglicherweise schon vorher, bevor jener erreicht war, als Zielpunkt vorgeschwebt hat. Soll durch diese Umsetzung nicht jene Theilung eine absolut unmögliche werden, so müßte man als Zweck den höchsten und letzten der Menschheit setzen, der so unbedingt letzter und unübertrefflicher Zweck wäre, daß jenseits desselben von einem weiteren Zwecke und daher von seiner Umwandlung zu einem Mittel nicht mehr die Rede sein kann. Abgesehen aber von der Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, diesen letzten Zweck heute schon feststellen und mit Worten bezeichnen zu wollen, würde es sich fragen, ob es eine Wissenschaft dieses Zweckes überhaupt schon giebt, denn es würde sich zeigen, daß an der Verwirklichung desselben unendlich viel fehlt, und selbst seine volle Verwirklichung in späterer Zukunft angenommen, wird er ein so in sich einheitlich gerundeter, durchsichtiger, klarer, abgeschlossener sein, daß von einer Wissenschaft desselben keine Rede mehr ist. Jenes letzte Ziel kann eben nur erreicht werden, wenn alles Forschen zum Erkennen und alles Erkennen zu einem idealen Zustande der geistigen und materiellen Welt nach allen Richtungen hin geführt hat. Damit sich zu befassen, sind Utopien, und das kann Henne auch mit seiner Entgegensetzung von Mittel und Zweck nicht gewollt haben.

Um so unrichtiger aber ist der Gegensatz der gebrauchten Termini »nothwendig«

und »frei«. Die beiden Ausdrücke nothwendig und frei sind correlativ; wenn ihre Anwendung richtig sein soll, so darf nicht das eine Wort in einem anderen Sinne als dem correlativen zu demjenigen des anderen angewendet werden; dieser logische Fehler ist aber hier offenbar, wenn man mit den Worten überhaupt einen Sinn verbinden will, gemacht. Heißt nothwendig in dem Ausdrucke »nothwendige Cultur« so viel wie: unumgänglich zur Erreichung des Zweckes, so ist sein Gegensatz nicht eine freie Cultur, — das wäre eine beliebig zu wählende oder zu erlangende, die also auch ohne eine nothwendige Vorbereitung zu erreichen sein müßte, — sondern dann muß der Gegensatz in dem Hauptworte ausgedrückt werden; dann ginge der Cultur als dem Zwecke die Cultivirung (und zwar als nothwendige) wie das Mittel voran. Und dies scheint wohl der Sinn des Ausdruckes »nothwendige Cultur« zu sein. Denn sollte derselbe etwa bedeuten: die Cultur, welche sich anzueignen für den Einzelnen eine Nöthigung vorliegt, — was in das Henne'sche System nicht paßt, was nur dann sein könnte, wenn bei der nothwendigen Cultur an den Zwang der Pädagogik gedacht würde, — so würde eine freie Cultur nicht als der Zielpunkt und die Fortsetzung der nothwendigen zu denken sein, sondern als ein neben jener herlaufender, schließlich über jene hinausführender Weg zur Auswahl; und wo bliebe da die Nothwendigkeit jener? Diese sehr unwahrscheinliche Deutung des Ausdruckes nothwendig führt somit zu ganz falschen Vorstellungen. Jedenfalls ist der gegensätzliche Ausdruck »freie Cultur« schief.

Da jedoch anzunehmen ist, daß Henne nicht ganz ohne irgend einen bestimmten, wiewohl nicht klaren Gedanken zu der Bezeichnung »freie Cultur« gekommen ist, so bleibt nur übrig, auch für diesen Ausdruck — und zwar für sich allein, da er als Correlat keinen hat, — nach einem möglichen Sinne zu suchen, und Henne wird da den Ausdruck frei in dem Sinne von unbedingt und unbeschränkt genommen haben. Dann durfte er aber als Gegensatz nicht eine nothwendige Cultur aufstellen, sondern eine bedingte, beschränkte, partielle. Sobald er dieser Nothwendigkeit des Gedankenganges indessen nach rückwärts gefolgt wäre, würde er eingesehen haben — was das Richtige ist —, daß dies keine Gegensätze, sondern nur Stadien desselben Entwickelungsganges, also keine gleichwerthigen Haupttheile sind. — Kurz, schon bei der ursprünglichen Dreitheilung ist der Sache und dem Gedanken dem Systeme zu Liebe Gewalt angethan.

Nachdem ich der Aufweisung dieses Grundfehlers eine längere Erörterung gewidmet und damit die Grundpfeiler des Systemes nicht erst wankend gemacht, sondern als wankend nachgewiesen habe, will ich doch noch zur weiteren Begründung meines Urtheiles eine Anzahl von Einzelheiten aus dem Systeme selber hervorheben, ohne dabei jedoch alle möglichen und begründeten Einwendungen erschöpfen zu können.

So sagt Henne: von dem Thiere gibt die Zoologie Kunde, »die als integrirenden Bestandtheil auch die Anthropologie oder Lehre vom rein physischen, an die Natur gefesselten Menschen in sich schließt«. Das ist falsch. Die Zoologie schließt lediglich die Lehre von dem homo sapiens, der zoologischen Species, in sich, die Anthropologie aber ist eben die Lehre vom Menschen überhaupt, nicht bloß die vom rein physischen, an die Natur gefesselten Menschen. Die Anthropologie ist daher ein Kreis, welcher nur mit einem kleinen Theile seiner Fläche in den Kreis der Zoologie hineinfällt.

An dieser Stelle sind die Begriffe überhaupt nicht klar; die Zoologie soll »in ihren höheren wissenschaftlichen Zweigen, deren Hauptgegenstand dann der Mensch ist, alle drei Stufen der Organik, diejenige der Gestaltung in der Somatologie (auch Anatomie) oder Lehre vom Körper an sich, die des Wachsthums in der Biologie (auch Physiologie) oder

Lehre, vom lebenden Körper, und die der Bewegung in der Jatrik, Medicin oderr Heilkunde, der Lehre vom kranken und gesunden Körper,« wiederholen. Daß der Hauptgegenstan dieser Disciplinen der Mensch ist, das ist wissenschaftlich geredet nicht der Fall, sondern wenn die Wissenschaft nach allen diesen Richtungen sich hauptsächlich mit dem Menschen beschäftigt, so geschieht dies nur mit Rücksicht auf die praktische Anwendung der Resultate. Wissenschaftlich ist beispielsweise der Biologie jene unterste Zone von Regionen des Lebendigen, wo sie hoffen darf, der Entstehung des Lebens auf die Spur zu kommen, unendlich viel interessanter, als der ganze Mensch mit Haut und Haaren.

Auch die Gegenüberstellung: Körper an sich und lebender Körper, ist nicht richtig. Die Anatomie beschäftigt sich vielmehr mit der Lage und Gestalt der als besondere und abgeschlossene Organe sich darstellenden Theile des menschlichen Körpers, während die Physiologie sich mit der chemischen Zusammensetzung und dem feineren inneren Baue der von der Anatomie als einfach angenommenen Theile beschäftigt. So ist es also beispielsweise der Physiologie in der Regel ganz gleichgültig, wo im Körper ein gewisses Nervenstück, das sie untersucht, liegt oder gewachsen ist; sie grämt sich aber und ist untröstlich darüber, daß sie noch nicht hat nachweisen können, ob und wie sich Bewegungs- und Empfindungsnerven in ihrem inneren Bau von einander unterscheiden.

Wie die enge Systematik oft zur Unterordnung ganz ungleichartiger Dinge und innerhalb der Letzteren zu forcirten Theilungen treibt, das zeigt sich bei der Stellung, welche Henne der Chirurgie und der Geburtshülfe anweist; diese sind ihm »Nebenzweige» (Unterabtheilungen?) der Therapie, und zwar die Chirurgie als negative und die Geburtshülfe als positive Operationslehre. Soviel ich mich bemüht habe, hierin einen Sinn zu finden, ist es mir nicht gelungen, etwas Anderes zu verstehen als: die Chirurgie schneidet Glieder ab und die Geburtshülfe bringt neue Menschen an's Licht. Henne muß aber nicht bedacht haben, daß es auch eine plastische Chirurgie giebt, welche fehlende oder verfallene Körpertheile ersetzt, und daß auch die Geburtshülfe oft durch scharfe Eingriffe eben so negativ wird wie die übrige Chirurgie. Gerade durch die Ignorirung solcher für die Schematisirung unbequemen Einzelheiten und die souveräne Behandlung der Dinge a potiori parte hat Hegel sich und die Philosophie in Verruf gebracht.

Die nothwendige Cultur nennt Henne »Erziehung«, und er behauptet, daß dieselbe beginne, »sobald der Mensch sich von der übrigen Natur, deren Glied und Product er ist, zu unterscheiden fähig wird«. Hier rächt sich die Aufweitung des Begriffes »Erziehung« handgreiflich, indem der Verfasser den ganzen Umfang der dem Terminus gegebenen Bedeutung und auffälligerweise gerade den Theil, der seiner ursprünglichen Bedeutung entspricht, vergißt. Die Selbsterziehung des ganzen Menschengeschlechtes beginnt allerdings erst in dem Momente, wo dem Menschen der Begriff der Individuation oder des Ich's zum ersten Male klar geworden ist, und er sich der übrigen Schöpfung entgegenzusetzen im Stande war; d. h. also: die Erziehung des Menschengeschlechtes setzt das Selbstbewußtsein bereits voraus. Insofern als aber der zweite Haupttheil der Henne'schen Wissenschaft der Zukunft auch die Pädagogik, d. h. die Erziehung des Einzelnen, in sich begreift, ist die Angabe des Zeitpunktes, an welchem diese Thätigkeit beginnt, falsch, da die Erziehung des einzelnen Menschen, wiewohl leider meist unbewußt von Seiten der Aeltern oder sonstigen Pfleger und darum recht herzlich ungeschickt, unmittelbar nach der Geburt beginnt.

Die unglückliche Manie der Dreitheilung à tout prix hat dann Henne, statt Mensch und Menschheit, Individuum und Gesammtheit einander entgegenzusetzen, zu einer ähnlich willkürlichen und zufälligen Unterabtheilung des letzteren weiteren Begriffes ge-

führt, wie sie die Griechen (und andere Völker) in ihrer Sprache mit dem Begriffe der Mehrheit vorgenommen haben, indem er innerhalb der Gesammtheit die »Besonderheit« und die »Allgemeinheit« unterscheidet. Die Wissenschaft von der Erziehung der Besonderheit nennt Henne »Politik«, die von derjenigen der Allgemeinheit »Historik«, und die Erziehung der Besonderheit setzt sich ihm durch die drei Stufen des »Volkes«, des »Staates« und des »Rechtes« fort. Volk und Staat als zwei Stufen aufeinander folgen zu lassen, hat einen Sinn und folglich eine Berechtigung. Volk ist die Gesammtheit der Individuen innerhalb eines bestimmten Landesgebietes, Staat ist gewissermaßen ein abstractes Gesammtindividuum, welches Land und Volk mit Allem, was dazu gehört, in sich vereinigt und repräsentirt. Was aber will das Recht in dieser Reihe? Das erinnert auffallend stark an die Hegel'sche Eintheilungsmaschinerie: das Volk ist an sich, der Staat ist für sich, und das Recht ist dann an und für sich und schwebt über jenen beiden. Aber im Ernste solch Wolkenkukuksheim bauen zu wollen, hätte man einem Praktiker und Realisten, wie Henne es ist, kaum zutrauen sollen.

Daß hier u. A. die Kriegswissenschaft »als trauriges Mittel für den Nothfall der Landesvertheidigung« neben der Staatswissenschaft »einhergeht«, will ich nicht weiter betonen.

Seine Dreitheilung in Volk, Staat und Recht krönt Henne mit dem Satze: »Alle diese Momente gehören noch zur Erziehung, — darum hat die Politik noch keine Moral!« Ich habe sehr viel hin und her gesonnen, um in's Klare darüber zu kommen, ob das ernsthaft gesagt oder als strafende Ironie gefaßt sein soll. Das, was Henne »Politik« nennt, umfaßt die gesammte Rechtssphäre; wie kann er also sagen wollen, auch nur ironisch, daß in der Politik noch keine Moral sei? Und diejenige Politik, in welcher thatsächlich noch keine Moral ist, weil Moral im bürgerlichen und rechtlichen Sinne aus mehr als einem Grunde in ihr überhaupt nie sein kann, die Politik nämlich, als Inbegriff der Grundsätze und Ideen, nach welchen ein Staat, insbesondere in Bezug auf sein Verhalten zu anderen Staaten (denn Begriff und Ausdruck »innere Politik« sind künstlich und nicht ganz richtig), geleitet wird, geht Henne in diesem Theile seiner Wissenschaft, in welchem das einzelne Land die Gränzen seines Gesichtskreises bezeichnet, ganz und gar noch nichts an; diese gehört erst in die Erziehung der Allgemeinheit als ein Theil der Staatengeschichte, wo sie bei Henne vergessen ist.

Oder vielmehr, diese ganze Dreitheilung der Erziehung ist falsch, und Henne hat nur durch ein ansprechendes, aber trügerisches Bild die Zusammenreihung zu rechtfertigen versucht, indem er nämlich die Erziehung des Einzelnen der Jugend, die der Besonderheit dem Mannesalter und die der Allgemeinheit dem Greisenalter vergleicht, welches Letztere vorwiegend auf die Vergangenheit zurückzublicken und in ihr zu leben pflegt. Und so ist denn Alles, was auf die lebendige Entwickelung und auf die Gegenwart sich bezieht, und wodurch das Individuum sowohl wie das Volk zum Wirken an seiner Stelle vollauf befähigt wird, in den beiden ersten Arten von Erziehung vollends abgethan, und als die höhere Art von Erziehung wird die Aufspeicherung der Erfahrungen aus der Vergangenheit, welche durchaus nicht Erziehung sind und durchaus nicht direct mit der Absicht, für die Erziehung verwerthet zu werden, entstehen, deren Ergebnisse aber allerdings in der Erziehung Verwendung finden, jedoch schon in dem ersten Stadium, dem der Pädagogik, — diese wissenschaftliche Behandlung und Bearbeitung der Erfahrungen der Menschheit aus ihrer Vergangenheit wird von Henne zu Gunsten seiner Dreitheilung zu einer dritten und höchsten Stufe der Erziehung gestempelt und »Erziehung der Allgemeinheit« genannt. Es

ist eben nur die Geschichte der Erziehung — oder vielmehr der Selbsterziehung — und der Entwickelung der Allgemeinheit, und ob demgemäß die Geschichte nicht eine ganz andere Stellung in einem Systeme der Wissenschaft bekommen muß, als sie hier bekommen hat, wäre mit gutem Grunde zu fragen. —

Henne als Geschichtschreiber hat für die Geschichte und speciell für die von ihm mit großem Talente und Eifer betriebene Culturgeschichte eine ungeheuere Vorliebe, die ihn in seinem früheren »Abrisse der Culturgeschichte« dazu verleitete, seine Wissenschaft als den Gipfel der Wissenschaft überhaupt darzustellen; er ist hier schon wesentlich bescheidener geworden, indem er die Culturgeschichte als die höchste Form der Geschichtschreibung überhaupt zum Gipfel der menschlichen Erziehung macht. Man wird noch einen Schritt weiter gehen und die Geschichte mit sämmtlichen übrigen Wissenschaften zusammen zum vorbereitenden und Hilfsmaterial der Erziehung des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechtes machen müssen, und an dieser Stelle wird dann allerdings die Culturgeschichte, welche das Forschen und Ringen, den Erfolg und die Erkenntniß aus sämmtlichen übrigen Wissenschaften resumirt und zu einem Gesammtbilde vereinigt, den höchsten Rang einnehmen; insofern wird dann die frühere Definition derselben als Gipfel der Wissenschaft in einem gewissen Betracht besser und richtiger sein, als die gegenwärtige unter jedem beliebigen Gesichtspunkte ist. —

Es mögen auch noch ein paar Kleinigkeiten aus der Wissenschaft des Geistes hervorgehoben werden. Hier rächt sich die falsche, und zwar die zu enge Bedeutung, welche Henne dem Worte »Geist« in seinem Systeme gegeben hat, und man muß sich seine Auffassung sehr gegenwärtig halten, um einen Satz zu verstehen wie diesen: «Der Geist entstand nicht zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte, sondern er wurde zu unzähligen Malen in menschlichen Gehirnen durch Wahrnehmung und Beobachtung der Natur und der Menschenwelt geweckt.« Hier ist »Geist« als Product der Erziehung, als entwickelte menschliche Natur, als höchste Cultur aufgefaßt; unmittelbar darauf aber benutzt Henne die Gleichheit des Wortes, um durch Unterschiebung des gewöhnlichen Begriffes »Geist« im Gegensatze zur Natur oder zur Körperlichkeit für den Geist die Ewigkeit anzusprechen. Wäre ihm an dieser Stelle »Geist« wirklich die freie Cultur, die höchste Entwickelung des Menschen im Individuum und in der Art, so würde ihm nichts daran liegen, dafür die Ewigkeit zu beanspruchen, und er würde es auch gar nicht für richtig halten können; aber den menschlichen »Geist« möchte er gerne für ewig erklären, und das macht er, indem er ihn nach naturwissenschaftlichen Vorstellungen als an die Materie gebunden darstellt und so darauf kommt, daß er mit dieser Materie ewige Existenz hat. Nur läßt er hierbei wiederum zwei Distinctionen aus: erstlich hat also der Geist keine individuelle Ewigkeit, welche doch die einzige werthvolle wäre, und zweitens setzt er, unbewiesen und entgegen der Wahrscheinlichkeit, voraus, daß sich die materiellen Bedingungen von jeher und bis in Ewigkeit in der Weise gestalten werden, daß auf diesem materiellen Substrate sich menschliche geistige Thätigkeit auferbauen kann. So ist also dieser nebenbei eingeheimste Erfolg des Systematikers für sein System keine Empfehlung und an sich als positive Errungenschaft von höchst anfechtbarer Sicherheit.

Daß Henne von der Kunst nicht nur nach dem Maße seiner Empfindung, sondern auch einfach dem Wissen nach keine sehr sicheren Vorstellungen hat, geht aus seiner Culturgeschichte hinreichend deutlich hervor, und daraus macht er selber auch kein Hehl. So ist es eigentlich zu verwundern, daß ihm innerhalb seines Systemes die Stufe des »Schönen, dessen Wissenschaft »Aesthetik« heißt,« noch so gut gelungen ist, wie man das

anerkennen muß, und daß er sogar einen nicht uninteressanten Gesichtspunkt aufgestellt hat, der zwar auch nicht ganz richtig ist, indem er nämlich sagt: »Die Malerei nähert sich mehr der Natur in der Landschaft, der Erziehung in der Historie und dem Geiste im Genre.« Aber daneben begegnet doch sehr viel Schiefes. Schon wenn er sagt: »Die Architektur huldigt der Natur in der zu ihr gehörenden Gartenkunst, der Erziehung im Palaste, dem Geiste im Tempel«, — so ist das im Allgemeinen Spielerei, weil das Gebiet der Architektur hierdurch gar nicht erschöpft wird, namentlich aber die letztere Bestimmung für Henne schier unbegreiflich, der ja dasjenige, dem der Tempel zu dienen hat, mit Hilfe seines ganzen Systemes aus dem Tempel der modernen Wissenschaft und Lebensanschauung hinausgeworfen hat und daher doch unmöglich, wenn er irgend consequent sein will, zugeben darf, daß irgend eine berechtigte menschliche Thätigkeit, wie die Architektur unzweifelhaft doch auch nach seiner Darstellung ist, ihr Höchstes darin leistet, der excludirten Wissenschaft der Theologie und dem gleichfalls von ihm, als dem Guten, Wahren und Schönen etwa gleichstehend, excludirten Heiligen zu dienen.

Ganz unklar und verschwommen und zum größten Theile unrichtig ist Folgendes: »Um das Ideal des Schönen aufzufassen, bedarf es der Anlage; des Talentes bedarf es, um dem Schönen als Künstler Gestalt zu geben; aber nur das Genie schafft die wahre Kunst, die der Ewigkeit theilhaftig wird.« Ohne auf die ungenügende Unterscheidung und Charakteristik von Talent und Genie einzugehen, will ich nur bemerken, daß es keineswegs einer besonderen, sondern nur einer allgemeinen menschlichen Anlage bedarf, um das Ideal des Schönen aufzufassen, denn, wie Platen sagt:

„Zwar nicht Jeder vermag das Edele vorzuempfinden,
Aber ein Tropf, wer's nicht nachzuempfinden vermag.“

Die natürliche Anlage in dem wünschenswerthen Grade zu entwickeln, ist Aufgabe der Erziehung, und nur eine bestimmte Mangelhaftigkeit der körperlichen Organisation kann verhindern, daß die Erziehung bei dem Einzelnen das erwünschte Resultat erreicht; das gilt namentlich und, etwa abgesehen von dem Farbensinne, der oft durch Farbenblindheit lahm gelegt wird, fast ausschließlich von der Musik, für deren Klangverbindungen häufig die Ohren einzelner Individuen von einer solchen Gefühllosigkeit sind, daß sie die auffallendsten Dissonanzen und die auffallendsten Verschiedenheiten zwischen zulässigen Klangverbindungen, selbst aufmerksam gemacht, nicht zu bemerken vermögen.

Einen dreigetheilten Bau, um den Hegel, Rosenkranz und Vischer zusammengenommen Henne beneiden könnten, liefert er in dem Passus von der Poesie, welche »alle Künste in sich faßt: die bildende in der epischen, die Musik in der lyrischen und die Schauspielkunst, aber auch wieder alle übrigen zugleich in der dramatischen Dichtkunst...; denn die Epik verherrlicht das Gute, die Lyrik das Schöne, und die Dramatik stellt das Wahre dar, wie hinwieder im Gebiete der letztern die Tugend Zweck des Schauspiels, die Schönheit der Tragödie und die Wahrheit der Komödie ist«. Viel weiter kann man die Spielerei und die Confusion mit Hülfe der Begriffe des Guten, Wahren und Schönen unmöglich treiben, als es hier geschehen ist. Ob der Ausdruck »Zweck« streng zu nehmen, und also hier die alte abgelegte Verquickung des Aesthetischen mit dem Ethischen als beabsichtigt anzunehmen ist, oder ob »Zweck« nur Gegenstand der Darstellung, wesentliches Moment des Inhaltes bedeutet, kann bei der Verkehrtheit des Ganzen auf sich beruhen bleiben. Leider scheint das Erstere wohl angenommen werden zu müssen, denn am Schlusse verwischt Henne alle Gränzbestimmungen, indem er sagt: »Die Tugend muß nicht nur das Gute, sondern auch das Schöne und Wahre verwirklichen... Die Kunst muß nicht nur

das Schöne, sondern auch das Gute und Wahre verwirklichen . . . Die Wissenschaft endlich muß nicht nur das Wahre, sondern auch das Gute und Schöne verwirklichen.«

In allen diesen Sätzen ist zwar etwas und sogar nicht wenig Wahres, die Bedeutung aber, die ihnen Henne beilegt, und ganz besonders dem Satze von der Kunst, ist falsch, und er ist zu seiner Auffassung durch die Verwechselung der Begriffe »wahr« und »wirklich« gekommen. Er sagt ausdrücklich noch in einer Anmerkung: »Der Künstler darf nur zum Gegenstande seines Werkes wählen, was er selbst fühlt und glaubt . . . Das Volk durfte Märchen dichten, weil es an sie glaubte; Märchen eines gebildeten Dichters sind abgeschmackt, weil er nicht daran glaubt. Wer darstellt, was er nicht für wahr oder wenigstens für möglich hält, der lügt.« Wie einfach und wie schlagend ist die Begriffsverwirrung, die hier vorliegt, aufzuklären und zu beseitigen, wenn man sich des schon mehrfach von mir in ähnlichen Fällen angeführten Platen'schen Wortes erinnert:

„Schön ist die Fabel, die allein
Als Fabel gilt dem Sinn,
Doch wenn sie Wahrheit möchte sein,
So wird sie Mörderin."

Die Phantasie hat eben die Fähigkeit und die Berechtigung, sich eine Welt nach ihrem Gefallen aufzurichten und in derselben erscheinen und sich begeben zu lassen, was der Beschaffenheit dieser Welt gemäß ist; und wem es gefällt, sich aus der wirklichen in diese Welt der Phantasie für Augenblicke entrücken zu lassen, der möge es unbeschadet seiner Tugend und seiner Wissenschaft ruhig thun und möge dem Dichter danken, der ihm dazu verholfen.

„Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk!
Laß sie die Glückliche sein; du schaust sie, du bist der Beglückte!
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzückt sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige sein.
Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen.
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn." —
(Schiller, „das Glück".)

Auch über die Wissenschaft des Wahren, die »Logik« heißt, werden sehr regelmäßig dreigetheilte, aber nichts weniger als unanfechtbare Sätze mitgetheilt.

»Das Wahre erkennen wir, soweit wir es erkennen können, in Begriff, Urtheil und Schluß.« Das ist richtig.

»Der Begriff benennt die Dinge, das Urtheil sagt von ihnen aus, was wahr ist, der Schluß faßt sie in ein Ganzes zusammen.« Das ist falsch.

Der Begriff hat mit dem Benennen gar nichts zu thun, er ist keine Sprachoperation, sondern eine Denkoperation; der Begriff faßt die Vielheit beobachteter Merkmale, und zwar an Dingen nur insofern, als unter diesem Worte auch Thätigkeiten, nicht bloß Existenzen begriffen werden, zu einer Einheit zusammen, und daß der Begriff früher entsteht und vorhanden sein kann, als das ihn bezeichnende Wort, lehrt die Beobachtung des Kindes, welches noch nach dem sprachlosen Alter sehr oft für den wohlbekannten Begriff kein Wort hat oder in der Verlegenheit ein falsches greift.

Das Urtheil sagt ferner von den Dingen nicht bloß aus, was wahr ist, sondern eben so gut auch, was falsch ist. Urtheil im logischen Sinne ist weiter nichts, als die Verbindung mehrerer Begriffe von verschiedenen Dingen und Thätigkeiten zu einer Einheit, innerhalb welcher die zusammengefaßten Begriffe gegenseitige Beziehungen haben.

Der Schluß ferner hat mit den Dingen gar nichts, auch nicht einmal mit den Begriffen etwas zu thun, faßt weder die Einen noch die Anderen zusammen, auch keine Urtheile, sondern er bildet aus gegebenen Urtheilen neue; aus zwei Urtheilen wird durch den Schluß nach bestimmten Gesetzen ein drittes abgeleitet.

»Die Thätigkeit des Begriffes ist Sprechen, des Urtheils Denken, des Schlusses Ueberblicken.« Das ist grundfalsch, so falsch, daß die Unrichtigkeit des Einzelnen kaum nachgewiesen zu werden braucht. Es geht hierbei Denken und Sprechen, was nach dem Vorhergehenden zwei grundverschiedene Momente sind, so wirr wie möglich durcheinander. Weiteres ergiebt sich noch aus dem Folgenden.

»Alle sprechen, Wenige denken, die Wenigsten überblicken.« Das ist mit Ausnahme des ersten Satzes wiederum falsch.

Der Mensch spricht, weil er denkt, sagt Karl Ferdinand Becker, und weil jeder Mensch denkt, so sprechen eben Alle.

Daß Wenige denken, ist nur dann richtig, wenn man unter Denken mit Absicht, mit Einsicht und mit Erfolg Denken, d. h. Nachdenken versteht. Da der Ausdruck zwei Bedeutungen hat, so durfte nicht so unvorsichtig mit ihm gespielt werden.

Relativ richtig kann es genannt werden, wenn der Schluß mit dem Ueberblicken in Zusammenhang gebracht wird. Allerdings wird durch Schlußfolgerungen, welche die Masse der isolirt dastehenden Urtheile immer mehr verringern, ein Ueberblick über die Masse der in Urtheilen festgestellten Thatsachen gewonnen.

»In der Sprache liegt Princip, im Gedanken Methode, im Ueberblick System« — ist wiederum falsch.

Wenn das Princip schon in der Sprache läge, so könnte es nicht verschiedene Principien geben, und es würde nicht das Princip das letzte und wichtigste Kriterium für jedes System sein. In der Sprache liegt gar nichts als eine Anzahl von symbolischen Zeichen für Dinge und Thätigkeiten oder deren Verhältniß zu einander; mit diesen Zeichen kann man alles Beliebige machen, Dummes und Kluges.

Im Gedanken liegt ferner keine Methode, sondern das Denken im philosophischen Sinne, das Nachdenken soll Methode haben und ist um so besser, je mehr es gute Methode hat; — denn es giebt auch schlechte Methode.

Im Ueberblicke liegt ferner nicht System, sondern der Ueberblick führt zum Systeme, er ergiebt das System.

»Wissenschaft des Begriffs ist die Sprachwissenschaft oder Philologie, des Urtheils die Denklehre oder Dialektik, des Ueberblickens die Wahrheitslehre oder Encyklopädie das System der gesammten Wissenschaft.« Wiederum falsch.

Die Wissenschaft von Begriff, Urtheil und Schluß — nicht »Ueberblicken«! — zusammen ist die Logik. Die Sprachwissenschaft ist nicht die Wissenschaft des Begriffes sondern der Sprache und heißt mit einem fremden Ausdrucke bei Leibe nicht Philologie die von jeher, insbesondere aber seit August Böckh etwas ungleich Umfassenderes ist, sondern Grammatik, zu welcher natürlich auch die Lexikographie gehört.

Die Dialektik ist nicht Denklehre, wenn man darunter nur Lehre vom Urtheile versteht, sondern nur Denklehre, wenn man unter Denken, wie es richtig ist, die sämmt-

lichen Denkoperationen vom Begriffe bis zum Schlusse hinauf versteht; die Dialektik ist vollständig synonym mit der Logik.

Die Wissenschaft des Ueberblickens nun Wahrheitslehre zu nennen, ist sehr bedenklich, da jede einzelne Wissenschaft innerhalb ihres Bereiches eine Wahrheitslehre ist, und eine abstracte Wahrheit, abgesehen von der Darstellung richtiger Thatsachen und richtiger Urtheile, nicht existirt. — Die Gesammtheit der wissenschaftlichen Erkenntniß »Encyklopädie« zu nennen, mag angehen, nur fehlt in dem Ausdrucke der Begriff des Systematischen, welcher von der überblickenden Gesamtwissenschaft nicht getrennt werden kann. Encyklopädie ist, wenigstens in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes, auch bei der denkbar unsystematischesten Form, wie beispielsweise in der lexikographischen, möglich. Indessen scheint hier noch ein anderer Fehler latent zu sein, insofern als man Encyklopädie nicht bloß die zusammenfassende Wissenschaft, sondern den Inbegriff der wissenschaftlichen Thatsachen zu nennen pflegt. —

Wenn je von einem Systeme, es mag ein metaphysisches oder sonst eines sein, mit Recht gesagt werden kann, daß es unersprießlich und nicht — im strengsten Sinne des Wortes — wissenschaftlich ist, so gilt das von einem solchen, wie das vorliegende, bei welchem die zu rubricirenden Thatsachen gewaltsam über das Prokrustesbette eines nach vorher festgesetzten Meinungen und Zielen construirten Fachwerkes gespannt worden sind.

Dendrologie.

Von

Otto Dammer.

Die großartige Entwickelung der Naturwissenschaft, welche wir in unseren Tagen erleben, hat in vielen Disciplinen bereits eine Stufe erreicht, auf der es dem einzelnen Forscher nicht mehr möglich ist, das ganze Gebiet gleichmäßig zu cultiviren, allen Fortschritten, die jeder Tag in erheblicher Zahl dem schon vorhandenen Schatze neu hinzufügt, zu folgen und sie fruchtbar zu verwerthen. Eine immer weiter greifende Specialisirung ist die nothwendige Folge dieses glücklichen Anwachsens unserer Kenntnisse gewesen, und wenn es uns z. B. in der Chemie seit lange geläufig ist, daß einzelne Forscher mit Vorliebe die Analyse, andere die Mineralchemie und wieder andere die Chemie der Kohlenstoffverbindungen ausbeuten, so sehen wir nun auch bei den Physikern die Theilung der Arbeit in schneller Entwickelung. Hervorragende Forscher haben sich ausschließlich der Optik, andere der Elektricität, andere nur dem Galvanismus, der Reibungselektricität oder dem Elektromagnetismus gewidmet, und so allein wird es möglich, die Erscheinungen bis in alle Einzelheiten zu verfolgen und jenen Grad der Vertiefung zu erreichen, welcher heute für nöthig gehalten wird, um der höheren Aufgabe, die erkannten Thatsachen unter ein allgemeines Gesetz zu bringen, gerecht zu werden. In der Zoologie und der Botanik bestand seit langer Zeit ein ziemlich scharf ausgeprägter Gegensatz zwischen jenen Forschern, welche der Beschreibung und der systematischen Einordnung der Arten oblagen, und jenen, welche der physiologischen Richtung, die heute entschieden die Oberhand gewonnen hat, huldigten. Die Physiologen wollten wenig von den »Heumachern« wissen und

glaubten die fleißigsten Erforscher der Thierformen als „dry-skin-philosophers" kurz abfertigen zu dürfen. Andererseits zuckten die Systematiker wohl die Achsel über jene Biologen, welche das Gras auf der Wiese und die Käfer am Wege nicht zu unterscheiden wußten; aber beide Parteien mußten sich eingestehen, daß jener stattliche Bau, die heutige Zoologie und Botanik, das Werk der Einen so gut sei wie das der Anderen. In der neuesten Zeit ist nun durch den Darwinismus vielfach eine Vermittelung eingetreten; andererseits aber hat auch hier das sich anhäufende Material zu noch weiterer Specialisirung gezwungen, und einer der erst in diesen Tagen als selbständige Wissenschaft aufgetretenen Zweige der Botanik ist die Dendrologie, welche sich aber nicht, wie der Name zu sagen scheint, mit den Bäumen, bezw. Gehölzen überhaupt beschäftigt, sondern nur mit denjenigen, welche in einem bestimmten Lande im Freien wachsen und zu Anpflanzungen oder Verschönerungen benutzt werden. Eine Dendrologia Germanica ist also insofern von einer Dendrologia Italica verschieden, als in der letzteren wegen des milderen Klimas von Italien weit mehr Gehölze aufgeführt werden können als in der ersteren, während freilich einige andere, die so hohe Temperatur nicht ertragen, in dieser fehlen müssen.

Die Schönheit und Majestät der Bäume hat überall und zu allen Zeiten auf das Gemüth der Menschen mächtig eingewirkt, und man begegnet daher dem Baumcultus schon in den ersten Anfängen aller Cultur. Die indische Feige oder Banjane (Ficus indica) mit der flachen Laubkrone und den weitragenden Aesten, von welchen Luftwurzeln bis zur Erde herabwachsen, um in den Boden einzudringen und neue Stämme zu bilden, in sich selbst ein ganzer Wald, war früh der heilige Baum der Brahmanen, durch fromme Gebräuche vermählt mit der Avatha (Ficus religiosa), deren Riesenkrone mit schönen herzförmigen Blättern sich hoch über die vorige erhebt. Die Parkanlagen der persischen Könige waren mit Cypressen (Cupressus sempervirens) geschmückt, in deren schlanker, obeliskenartiger, zum Himmel aufstrebender Gestalt die Zendreligion das Bild der heiligen Feuerflamme schaute. Sie war nach der Mythe dem Paradiese entsprossen und prangte durch ganz Iran in alten ehrwürdigen Exemplaren vor den Feuertempeln und in den Höfen der Paläste. Mit der religiösen Bedeutung, dieselbe theils erhöhend, theils durchkreuzend, verschmolz eigenthümlich der durch das harte, duftende, dauerhafte Holz bedingte technische, praktische Werth, den die Cypresse bei den Phöniciern gewann und später durch das ganze griechische und römische Alterthum behielt. Zur Zeit des Augustus wurden Leichenaltar und Scheiterhaufen mit Cypressenzweigen besteckt, und im Oriente verbreiten noch heute »balsamisch duftende, ewig grüne unvergängliche Haine solcher Pyramidengestalten schimmernde lichte Dämmerung über die weißen Gräber der Gläubigen und erwecken im Angesicht des Todes das Gefühl des ewig sich erneuernden, emporstrebenden, unerschöpflichen Lebens«. Andere Nadelgehölze wie die hohe Cypresse (Cupressus torulosa), eine ähnliche Wachholderart (Juniperus religiosa) und die majestätische Dewadara (Cedrus Deodora), die nächste Verwandte der sagenumkränzten Libanonceder, gehören im Himalaya zu den heiligen Bäumen. Welche begeisterte Liebe die Alten der Platane widmeten, davon besitzen wir zahlreiche Zeugnisse, und wie einst die Agora von Athen durch Cimon mit diesen Bäumen bepflanzt wurde, so beschatten sie noch heute die Bazars oder Marktplätze der meisten griechischen Städte. Majestätische Platanen verknüpfte die Sage mit den Namen der Pelopiden, und Herodot berichtet von der Freude, welche Xerxes an der großen Platane in Lydien hatte, die er mit goldenem Schmucke beschenkte, und der er in der Person eines der »zehntausend Unsterblichen« einen eigenen Wächter gab. Aber auch bei den alten Germanen treffen wir einen ausgebil-

deten Baumcultus, und wir brauchen nur an die Eiche und Linde, die Bilder deutscher Kraft und Innigkeit, zu erinnern, um zu zeigen, wie die Macht der Schönheit auch unsere Vorfahren zu uneigennütziger Bewunderung herrlicher Naturgebilde zwang.

Tiefes Naturgefühl trieb früh die semitischen, indischen und iranischen Völker im mittleren und südlichen Asien zur Anlage parkartiger Gärten, und Diodor beschreibt als die ältesten derartigen Versuche die Gärten der Semiramis am Fuße des Berges Bagistanos, deren Ruf Alexander veranlaßte, auf seinem Zuge nach den nysäischen Pferdeweiden von dem geraden Wege sich zu entfernen. Und wo wir es nach der gewöhnlichen Annahme am wenigsten erwarten sollten, bei den Chinesen, scheint sich am frühesten jener Gartenstil ausgebildet zu haben, welchen wir jetzt als den vollkommensten schätzen. Die chinesischen Gärten, die unter der siegreichen Dynastie der Han durch ihre meilenweite Ausdehnung den Ackerbau gefährdeten, scheinen sich am meisten dem genähert zu haben, was wir jetzt englische Parks nennen. Humboldt citirt im »Kosmos« einen alten chinesischen Schriftsteller Lieu-tscheu, dessen Anschauungen wunderbar mit den heute, wenigstens in der germanischen Welt, allgemein gültigen harmoniren: »Was sucht man«, sagt er, »in der Freude an einem Lustgarten? In allen Jahrhunderten ist man darin übereingekommen, daß die Pflanzung den Menschen für alles Anmuthige entschädigen soll, was ihm die Entfernung von dem Leben in der freien Natur, seinem eigentlichen und liebsten Aufenthalte, entzieht. Die Kunst, den Garten anzulegen, besteht also in dem Bestreben, Heiterkeit (der Aussicht), Ueppigkeit des Wachsthums, Schatten, Einsamkeit und Ruhe so zu vereinigen, daß durch den ländlichen Anblick die Sinne getäuscht werden. Die Mannichfaltigkeit, welche der Hauptvorzug der freien Landschaft ist, muß also gesucht werden in der Auswahl des Bodens, in dem Wechsel von Hügelketten und Thalschluchten, von Bächen und Seen, die mit Wasserpflanzen bedeckt sind. Alle Symmetrie ist ermüdend; Ueberdruß und Langeweile werden in Gärten erzeugt, in welchen jede Anlage Zwang und Kunst verräth.« Diese vortrefflichen Ansichten sind auch in die Praxis eingedrungen, und ihnen entspricht z. B. der große kaiserliche Garten von Zhe-hol, nördlich von der chinesischen Mauer, dessen Beschreibung Staunton in dem „Account of the Embassy of the Earl of Macartney to China" gegeben hat. Für uns aber sind diese chinesischen Gärten von ganz besonderer Wichtigkeit, denn ihnen verdanken wir in erster Linie die Befreiung von romanischer Unnatur. Wie lebhaft contrastiren die römischen Gärten, über welche uns Plinius berichtet, mit den chinesischen! Mag man immerhin in einzelnen Fällen der Natur ihr Recht gelassen haben, und mögen Einsichtsvollere die höchste Vollendung ihrer Kunst nur im engen Anschluß an die Natur erstrebt haben, so blieb doch die Hauptaufgabe und das Wunder der römischen Gartenkunst ein geschmackloses Verschneiden von Bäumen und Sträuchern zu Namenszügen, Thiergestalten u. dergl. Buxbaum, Cypresse und Acanthus wurden namentlich in solcher Weise gemißbraucht, und eintönige, steife Alleen von Platanen, Lorbeeren und Cypressen durchzogen den Garten, für den die Einrichtung des Hauses Vorbild war. Die Gartenkunst blieb ganz und gar Dienerin der Architektonik, und hierin änderte sich auch nichts, als zur Zeit der Renaissance die Principes in übertriebener Nachahmung der Alten sich überboten. Immerhin blieb es den Franzosen vorbehalten, diese ganze Richtung durch Lenotre auf eine geistlose Spitze zu treiben. Erfunden haben sie jenen verrufenen Gartenstil nicht, aber sie verstanden es, die Natur völlig auszutreiben, und leider muß zugegeben werden, daß sie überall im Norden nur allzuwillige Nachahmer fanden. Noch heute liefern manche Anlagen Beweise genug von der traurigsten Geschmacklosigkeit, mit welcher

man das edelste Material verdarb. In Frankreich selbst hatte sich der Süden mit gutem Erfolge dem Einflusse Lenotres entzogen; in glücklicher Erkenntniß der eigenthümlichen Schönheit verschiedenartiger Gehölze, suchte man den Bestand durch Einführungen aus dem Süden und Osten Europas und besonders aus Nordamerica zu vergrößern, und so konnte Duhamel 1755 in seinem berühmten „Traité des arbres et arbustes“ bereits 250 Gehölze beschreiben und abbilden. In den Niederlanden gelangte gleichzeitig die Landschaftsgärtnerei zu bedeutender Entwickelung, und besonders das Thal der Vecht in der Provinz Geldern, wo sich die Besitzungen der reichen Bewohner des Landes aneinander reihten, war in einen einzigen großen Garten verwandelt. Ein Werk aus dem zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts: „La triomphante rivière de Vecht“ giebt hiervon genaue Kunde.

So gab es denn einige Gegenden, welche nicht der allgemeinen Geschmacksverderbniß verfallen waren, aber auch dort blieb die Gartenkunst wesentlich Dienerin der Architektonik, und aus diesem Verhältniß ist sie erst durch die chinesischen Gärten befreit worden, deren Kenntniß sich seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts in Europa verbreitete. Ihr Einfluß machte sich zunächst in Schottland geltend. Der Kanzler Francis Bacon bekämpfte in seinem »Novum Organon« und in seinen ethischen und politischen Abhandlungen die bis dahin auch in England herschende Geschmacklosigkeit, Addison und Pope setzten den Kampf fort und gaben in ihren eigenen Gärten schöne Vorbilder, worauf dann die Gärtner Bridgeman und Kent gleichfalls für die neuen Anschauungen eintraten. So entstand der englische Gartenstil, der namentlich auch in Deutschland willige Nachahmung fand. Eine große Reihe jetzt noch berühmter Gärten stammt aus jener Zeit und vor Allem sind die Anlagen in Harbke bei Helmstädt und Schloß Weißenstein (Wilhelmshöhe) bei Kassel erwähnenswerth, weil sie für die Dendrologie und die Erweiterung unserer Kenntnisse von den Gehölzen Epoche machend wurden. Der braunschweigische Arzt Duroi, welcher an der Anlage des Gartens in Harbke großen Antheil genommen hatte, gab 1771—1772 das erste classische Werk dieser Art: »Die Harbkesche wilde Baumzucht« heraus, und durch die Reise des Freiherren von Wangenheim (später Oberforstmeister in Gumbinnen), welcher als Hauptmann der hessischen Garde 1778 nach Nordamerica gegangen war, dort aber sich wenig mit dem Kriegshandwerk und viel mehr mit der Erforschung der Wälder und mit dem Sammeln von Gehölzsamen abgegeben zu haben scheint, kamen viele bisher in Deutschland nicht bekannte Gehölze, besonders mehrere Eichenarten nach Weißenstein. Man erzählt, daß der Landgraf Friedrich II. americanische Sämereien in Kästen zwischen den Fenstern seiner Wohnung gezogen und die akklimatisirten Sämlinge nach Weißenstein verpflanzt habe. Noch heute ist der Park von Wilhelmshöhe eine Perle moderner Gartenkunst, und Lenné hat die dortigen Baumgruppen wiederholt für die schönsten, die er kenne, erklärt. Ein Verzeichniß der dortigen Gehölze gab Mönch 1785 heraus. Es begann nun eine Epoche, in welcher sich die Dendrologie schnell und glücklich entwickelte. Kerner begann 1783 die inländischen, 1796 die ausländischen Gehölze zu beschreiben und abzubilden, Franz Schmidt gab 1792 die österreichische Baumzucht (mit Abbildungen) heraus und vier Jahre später erschien bahnbrechend in jeder Hinsicht Willdenows berühmte »Wilde Baumzucht«, die 1811 die zweite Auflage erlebte. Aber auch Duhamel's schon erwähntes Werk begann 1801 neu zu erscheinen (Nouveau Duhamel) und wurde erst 1819 mit dem 7. Bande vollendet, Durois »Wilde Baumzucht« wurde 1795 neu aufgelegt, und auch Hirschbergs »Theorie der Gartenkunst«, obwohl nicht speciell dendrologisch, sondern vorherschend die bildende Garten-

kunst oder Landschaftsgärtnerei behandelnd, muß hier genannt werden, weil sie immerhin die Kenntniß der Gehölze beförderte und vor Allem ungemeine Anregung gab. Aus der Zeit nach den Befreiungskriegen sind noch die Arbeiten von Hayne zu erwähnen, welcher in Gemeinschaft mit Guimpel und Willdenow 1815 die Abbildungen deutscher und 1819 die der fremden Holzarten begann und 1822 seine »Dendrologische Flora Berlins« herausgab. Damit schließt die dendrologische Literatur dieser Epoche und wenn wir noch Loudons großes, achtbändiges, reich illustrirtes „Arboretum et Fruticetum Britannicum" erwähnen, von welchem 1838 der erste Band erschien, so ist außer einigen Monographien von Nadelhölzern, Weiden ꝛc. wohl Alles aufgezählt, was der Gärtnerei und Baumzucht bis in die neuste Zeit als wissenschaftliches Material zur Verfügung stand.

In jener für die dendrologische Literatur so unfruchtbaren Zeit erhielt nun aber die Gartenkunst die glücklichste Fortbildung durch die genialen Arbeiten des Fürsten Pückler, welcher in Muskau und später in Branitz bei Kottbus seiner Idee, die Anlage mit der Natur selbst (d. h. mit der umgebenden Landschaft) in innigste Uebereinstimmung zu bringen, Gestaltung gab. Der Muskauer Park, welcher 1845 in andere Hände überging, unter der sorgsamen Leitung des Parkinspectors Petzold aber im Sinne des Begründers erhalten und weiter entwickelt worden ist, steht als das größte Werk der bildenden Gartenkunst da und hat vielfach fruchtbare Anregung gegeben. Eine solche Ausbildung in der Cultur der Gehölze und die Einführung ungemein zahlreicher Arten aus America, Nord- und Ostasien machte aber von Jahr zu Jahr mehr das Bedürfniß nach einer neuen wissenschaftlichen Dendrologie fühlbar. Die königliche Landesbaumschule in Alt-Geltow und Sanssouci suchte eine solche nebst einer Mustersammlung aller Gehölze, welche in Deutschland im Freien aushalten, zu schaffen und berief den durch seine Reisen im Orient bekannten Professor der Botanik Karl Koch von der Berliner Universität zur Lösung dieser Aufgabe. Im Jahre 1853 erschien das erste und bald darauf das zweite Heft von Kochs „Hortus dendrologicus", aber die Direction der Landesbaumschule gab leider sehr bald den vielversprechenden Plan wieder auf, und Koch sah sich nun auf seine eigene Kraft angewiesen. Trotzdem schuf er in einem Zeitraume von 15 Jahren seine jetzt vollendete Dendrologie, von der 1869 der erste Band erschien. Das Werk umfaßt nur zwei starke Bände, aber es bewältigt ein Material von seltener Fülle und überwindet die größten Schwierigkeiten mit einer nur durch unermüdliche Ausdauer erreichbaren Sicherheit. In der zweiten Auflage von Willdenows »Wilder Baumzucht« sind 770 Arten beschrieben, Koch zählt nicht weniger als 1400 auf. Aber damit ist keineswegs der Zuwachs seit der Willdenowschen Zeit gekennzeichnet. Damals legte man viel weniger Werth auf die Ab- und Spielarten und auf die Formen, welche heute in der Liebhaberei eine große Rolle spielen, die Zahl der Arten um weit mehr als das Doppelte, ja nahezu um das Dreifache übertreffen und dem Botaniker sehr viel größere Schwierigkeiten bereiten als jene. Es stehen, unbedingt viel zu niedrig gerechnet, den Anpflanzungen jetzt wenigstens 3000 verschiedene Gehölze zur Verfügung, und über diese hatte der Verfasser hinreichende Auskunft zu geben. Einige Zahlen zeigen am deutlichsten, in welcher Weise sich der dendrologische Schatz seit Willdenow vergrößert hat. Willdenow kannte 6 Tannen-, 10 Kiefern- und 5 Wachholderarten; Koch zählt 34 Tannen-, 32 Kiefern- und 25 Wachholderarten auf. Gegen 23 Eichen und 15 Ahorne im Jahre 1811 cultivirt man heute 39 von den Ersteren und 24 von den Letzteren. Die Zahl der Berberisarten ist von 3 auf 26 gestiegen; von der Stechpalme kannte man damals 4 Ab- und Spielarten, Koch zählt deren nicht weniger als 59 auf. Solchen

Reichthum verdanken wir großentheils neuen Einführungen, aber die Varietäten und Formen sind sehr oft das Product der längeren Cultur und durch natürliche Abänderung durch absichtliche oder zufällige Kreuzungen entstanden. Ihre Zahl vermehrt sich daher beständig, und es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Dendrologen, in der Nomenclatur, welche sich in einer geradezu heillosen Verwirrung befindet, Ordnung zu schaffen. Gehölze sind ohnehin wegen ihres späteren und selteneren Blühens weit schwieriger zu bestimmen als krautartige Gewächse, und die einmal aus dem geschlossenen Formenkreise herausgetretenen Pflanzen variiren oft in erstaunlicher Weise je nach den herschenden Culturverhältnissen. Leider wird die Arbeit bisweilen auch noch durch die Unredlichkeit der Verkäufer erschwert, welche eine zufällig entstandene Abweichung nach der Vermehrung besser zu verkaufen hoffen, wenn sie dieselbe als eine neue, direct aus fremden Landen eingeführte Art in den Handel bringen.

Man wird geneigt sein, die Dendrologie als wesentlich im Dienste der Gärtnerei stehend zu betrachten, und in der That hat sie dieselbe mächtig gefördert; aber ihre Bedeutung ist damit keineswegs erschöpft. Sie bietet nicht allein den Gärten und Parks, sondern in noch viel höherem Grade der Landesverschönerung das nöthige Material dar, und die Aufgabe dieser letzteren ist eine viel größere, als man gewöhnlich zugeben mag. Es klingt etwas nebelhaft und verschwommen, wenn begeisterte Freunde der Landesverschönerung mit beredten Worten von der Aufgabe sprechen, ganz Deutschland in einen einzigen, großen, zusammenhängenden Garten zu verwandeln, und doch muß man bei näherer Betrachtung die Durchführbarkeit solcher Ideen zugeben, natürlich unter Beschränkungen, welche Boden und Klima allen derartigen Bemühungen auferlegen. Man muß sich nur erinnern, mit welchem Glück Fürst Pückler das Princip verfolgte, alle Anlagen mit der nächsten Umgebung in Verbindung zu bringen. Er baute keinen abgeschlossenen Park in einer Wüste, sondern er zog die Natur des Landes, in welchem er seine großen Anlagen machte, mit in diese Letzteren hinein, und indem er nur ausführte, was er an anderen Orten in der Natur selbst gefunden, schneiden seine Anlagen auch nach außen hin keineswegs ab, sondern gehen unmittelbar in die Umgebung über. Würde man dies Princip festhalten, so würden die Anlagen der Grundbesitzer von Jahr zu Jahr sich nähern und schließlich so mit einander in Verbindung kommen, daß in der That unser Vaterland einem großen einheitlichen Garten gliche. Die Idee der Landesverschönerung ist keineswegs neu; schon Hirschfeld hat in seiner »Theorie der Gartenkunst« dargethan, auf welche Weise Landgüter und Landschaften verschönert werden können, und viele große Grundbesitzer haben, wenn auch weniger künstlerisch, Aehnliches angestrebt wie Fürst Pückler. Preußen verdankt den Hohenzollern unendlich viel in dieser Richtung, und Koch hat mit Nachdruck hervorgehoben, was speciell in der Mark Brandenburg durch Friedrich II. geschehen ist. Das glänzendste Beispiel bietet aber Potsdam, wo seit Friedrich Wilhelm III. unter der genialen Leitung Lenné's nach einheitlichem Plane gearbeitet wurde. Schöne Erfolge sind auch in Oberschlesien erzielt worden, und wer die dortigen Einöden noch vor 30 Jahren gesehen hat und heute sieht, was die Gartenkunst dort geleistet, wird die Möglichkeit einer allgemeinen Verschönerung Deutschlands zugeben müssen. Auch die Umgebungen von Weimar und Eisenach zeigen, wie viel selbst in einer schönen Natur noch gethan werden kann. Fürst Pückler hat am Weimarer Hof großen Einfluß ausgeübt und rühmt selbst, mit wie tiefem Verständnisse der Landschaftsgärtner H. Jäger der ihm speciell übertragenen Aufgabe gerecht wurde. Jäger hat seine Ansichten in einem Tendenzromane: »Reichenau oder die Landesverschönerung« (1851) veröffent-

licht und führt mit Geschick den Grundgedanken durch, daß eine **allgemeine** Verschönerung nur ausführbar sei, wenn sie zugleich nützlich wirke. Er will die Landesverschönerung verschmolzen wissen mit der Gartenkunst, Architektur, Land- und Forstwirthschaft und fordert, daß zu solchem Zwecke jede dieser Beherscherinnen des Culturbodens etwas an ihren eigenen Gesetzen nachlasse. Man sieht, daß große Kreise für die in Rede stehende Aufgabe zu interessiren sind, wenn etwas Nennenswerthes geleistet werden soll; in den Städten bestehen vielfach thätige Vereine, aber für das Land ist noch so gut wie Alles zu thun, und gerade hier wäre die größte Begeisterung für die Sache und unermüdliche Energie doppelt nöthig. Denn heute, wo der Bodenwerth enorm gestiegen ist, und wo der Landwirth mehr als je darauf sinnt, die höchsten Erträge zu erzielen, ist das Wirken für eine Sache, die keinen unmittelbaren, klingenden Gewinn verspricht, unendlich erschwert. Die Zusammenlegung der Grundstücke schafft große Ackerflächen, welche von geradlinigen Wegen durchschnitten werden, es verschwinden die letzten wilden Obstbäume und Dornhecken an den Feldrainen, Bäche und Flüsse werden regulirt und ziehen als Canäle durch das Land, wo sonst ein vielfach gewundener Wasserlauf das Thal schmückte und mit seinem beschattenden Erlengebüsche das lieblichste Bild bot. So ist die Landesentschönerung ungemein thätig, und sie erzielt sichere Erfolge, denn sie arbeitet für materiellen Gewinn. »Daß aber die Idealisten, daß Menschen, die noch Höheres kennen und schätzen, als Wohlleben und Erwerb, nicht aussterben, dafür sorgt glücklicherweise unser guter deutscher Genius.« Und die Wissenschaft kommt ihm zu Hülfe. Der beste Wille und die wärmste Begeisterung erlahmt wohl nicht selten an den Bodenschwierigkeiten und dem Mangel eines passenden Materiales. Hier kann also die Dendrologie wieder eintreten und diesmal in einer Weise, die auch den kältesten Berechner seines »Vortheiles« zufrieden stellen muß. Ein Beispiel wird dies beweisen. Auf Veranlassung Kochs verschaffte sich der Kaufmann Genz in Ruppin im Jahre 1853 für ca. 2000 Thlr. Sämereien der verschiedensten Gehölze hauptsächlich aus den Kaukasusländern, aus Sibirien und Nordamerica, in der Absicht, durch eigene Versuche die besten Gehölze zur Urbarmachung einer Sandwüste von 3600 Morgen zu ermitteln. Seitdem sind erst 21 Jahre verflossen, und Genz ist inzwischen gestorben; aber ein Drittel des angegebenen Terrains und zwar das schlechteste, ein Flugsandhügel, ist bereits bewaldet und bildet einen reiche Abwechselungen darbietenden Park, welcher der ganzen Umgegend zur Zierde gereicht. Man muß bedauern, daß über diese glänzenden Resultate noch keine detaillirten Berichte veröffentlicht worden sind, sie sollten vor Allem die Forstwirthschaft veranlassen, die Sache im Großen und systematisch in die Hand zu nehmen, um den Privaten kostspielige Versuche und entmuthigende Mißerfolge zu ersparen. In dieser Richtung ist leider noch sehr wenig geschehen, und man hält es z. B. noch immer für nothwendig, die seit langer Zeit schon bekannte Robinie für Sandboden zu empfehlen, wo sie in der That besser gedeiht als irgend eins unserer heimischen Gehölze.

Neben diesen praktischen hat die Dendrologie eminente wissenschaftliche Ziele zu verfolgen. Wir besitzen von unseren gewöhnlichsten Waldbäumen noch nicht eine einzige Monographie, welche den heutigen Ansprüchen der Wissenschaft nachkäme. Wohl haben einzelne Forscher rühmenswerthe Beiträge geliefert, aber sehr viel mehr ist noch zu thun, und zahlreiche Fragen harren der Erledigung. Ganz besonders ist auch die Dendrologie berufen, Aufklärungen über den Darwinismus zu geben, und was Koch in dieser Richtung andeutend ausgesprochen hat, erregt das höchste Interesse und läßt erkennen, was wir unter günstigen Verhältnissen von einem dendrologischen Institute erwarten dürfen. Klima-

tische und Bodenverhältnisse üben im Allgemeinen einen viel größeren Einfluß auf die Entwickelung und die Formenbildung der Gehölze aus, als man gewöhnlich annimmt; auch langjährige Cultur verändert die ursprüngliche Form oft in überraschender Weise. Direct aus dem Vaterlande eingeführte Pflanzen erhalten in der Aussaat oder überhaupt in der Vermehrung oft schon im Verlaufe von 2 oder 3 Jahrzehnten ein abweichendes Ansehen. Hat sich aber einmal eine solche Abweichung gebildet, ist der bis dahin scheinbar geschlossene Kreis der Formen einmal durchbrochen, so mehren sich auch, man möchte sagen von Jahr zu Jahr, die Varietäten; einzelne Gehölze bewahren freilich, und wenn sie noch so lange in Cultur gewesen sind, mit großer Zähigkeit ihre ursprüngliche Form und scheinen gar nicht aus dieser herauszugehen. Wo die Cultur aber einmal Varietäten geschaffen hat, da wirken auch wohl die neuen Formen geschlechtlich aufeinander, wodurch ihre Zahl noch vergrößert wird. Bei einigen Arten ist dieser Proceß schon so weit gediehen, daß es außerordentlich schwierig wird, eine durchgreifende Diagnose, welche für alle Formen paßt, aufzustellen. Selbst das bis dahin sicherste Merkmal kann verschwinden, und wie es oft genug geschehen ist, verführen diese Formen zur Aufstellung neuer Arten und Gattungen. So liegt der Unterschied zwischen Mespilus und Pirus einzig und allein in den Scheidewänden der Frucht; bei Mespilus haben wir 5 Steine, während bei Pirus die Fächer durch häutige oder pergamentartige Wände geschieden sind. Man cultivirt aber einen Mispelstrauch, bei welchem die Frucht keine Steine besitzt, so daß derselbe ohne nähere Kenntniß zur Gattung Pirus gestellt werden müßte. Es giebt ferner eine zwergartige Form von Taxodium mit anliegenden Blättern und unfruchtbaren Samen, die an den Seiten zu Flügeln auswachsen. Endlicher, welcher die Abstammung nicht kannte, stellte für diese Form die neue Gattung Glyptostrobus auf, die natürlich nicht mehr haltbar ist. Manche Pflanzen verlangen zur Feststellung ihrer specifischen Natur eine durch viele Jahre fortgesetzte Beobachtung, und wo durch Kreuzungen und Varietätenbildungen vollständige Uebergänge von einer Art zur anderen vorhanden sind, da wird man nur durch wiederholte Aussaaten die ursprünglichen Formen kennen lernen. Aus Versuchen mit der gewöhnlichen Gartenaster, die heute in den mannichfaltigsten Formen cultivirt wird, und mit der Sonnenblume zieht Koch den Schluß, daß alle Varietäten, wenn auch erst in der 6., 8. oder 10. Generation zu dem ursprünglichen Typus zurückgehen und in diesem dann mit einer gewissen Zähigkeit beharren. Die Gärtner suchen bei ihren Aussaaten diejenigen Formen festzuhalten, welche am meisten abweichen und bemühen sich, neue Farben und Zeichnungen, Umwandelung der Staubgefäße in Blumenblätter, neue Stellungen der Blüthen ꝛc. zu erzielen. Der Naturforscher muß bei seinen Aussaaten zu dem angegebenen Zwecke gerade umgekehrt verfahren und nur Samen von solchen Formen zur weiteren Aussaat wählen, welche am wenigsten abweichen, und von denen er glaubt, daß sie dem ursprünglichen Typus am nächsten stehen. Manche Varietäten werden durch geschickte Cultur sehr constant; während man noch vor 10 und 15 Jahren Blutbuche und Pyramideneiche nur auf ungeschlechtlichem Wege vermehrte, säet man jetzt den von ihnen erhaltenen Samen und gewinnt an einigen Orten, wo man nach einem bestimmten Principe verfährt, 40—80% gute Sämlinge, während die Hälfte oder nur 20% zurückschlagen und zur gewöhnlichen Buche oder Eiche werden. Setzt man solches Verfahren correct fort, so wird man sicher nach 40—50 Jahren beide Varietäten ganz constant erhalten, und der Botaniker, welcher ihre Geschichte nicht kennt, wird die Blutbuche wie die Pyramideneiche für gute Arten halten und als solche beschreiben. Aussaatversuche werden dann viele Generationen hindurch fortgesetzt werden müssen, bis man

endlich die Urform wieder erhält. Derartige Verhältnisse haben wir nun mehrfach an unseren Culturgehölzen und besonders bei den Obstarten. Wenn die Samen eines Apfels oder einer Birne in der Regel die verschiedensten Formen geben, so daß oft kaum zwei Exemplare der erhaltenen Sämlinge einander gleichen, so erklärt sich dies wohl aus dem Umstande, daß beide Obstarten seit Jahrtausenden in der Cultur sich befinden, und vielerlei Umstande dazu beitrugen, die Zahl der Formen zu vermehren. Auch liegen unseren Apfel- und Birngehölzen mehrere Arten zu Grunde, zwischen denen im Verlaufe der Zeit wohl mehrfach zufällige Kreuzungen vorkamen. Die so entstandenen Blendlinge gingen wieder Kreuzungen mit einander ein, und schließlich bildete sich ein Formenkreis, welcher jede Feststellung der ursprünglichen Arten unmöglich machte. Nach den Gesetzen des Rückschlages oder Atavismus können bei der Aussaat alle Formen auftreten, welche die Vorfahren des Baumes, von dem man die Samen genommen, einmal besessen hatten, und man sieht leicht ein, welcher Aufwand von Mühe und Zeit hier nöthig ist, um sichere Resultate zu gewinnen. Der einzelne Forscher wird mit Privatmitteln überhaupt wohl nicht zum Ziele gelangen, es ist vielmehr erforderlich, daß Institute gegründet werden, welche ausschließlich der Pflege der Dendrologie gewidmet sind. In Leipzig, wo der botanische Garten verlegt wird, ist daher auch auf die Gründung eines möglichst vollständigen Arboretums Rücksicht genommen, und in Berlin geht man damit um, ein ähnliches Institut in's Leben zu rufen. Gelingt es, die Schwierigkeiten zu überwinden, so würden unter der Leitung eines erfahrenen Dendrologen für Wissenschaft und Praxis sehr erhebliche Resultate gewonnen werden.

Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte in sechs Büchern von Berthold Auerbach.

Von

G. Hartung.

Die moderne schöne Literatur bietet sehr häufig Anlaß zur Discussion über die Berechtigung und Unantastbarkeit der bestehenden Kunstformen deshalb, weil sie sehr häufig einen Anlauf nimmt, dieselben zu durchbrechen. Sie liefert aber durch dieses Bestreben — unfreiwillig allerdings — zugleich den Beweis, wie wenig die geltenden Formen der Dichtkunst zufällige und äußerliche sind. Auf der anderen Seite freilich fordert ein solches Durchbrechen der Schranken mit Nothwendigkeit eine sichere Kraft, die sich bewußt ist, auch etwas Außergewöhnliches zu können, und es bietet vorzugsweise Gelegenheit, ein starkes organisatorisches Talent zu zeigen. Betrachten wir Auerbach's neuestes Werk von diesem Gesichtspunkte aus, so werden wir, glaub' ich, seine Vorzüge und Fehler am klarsten erkennen.

Es will, wie schon der Titel besagt, nicht eigentlich Roman sein. Auf dem Hintergrunde der politischen Ereignisse von 1866 und 1870 spielt sich die Geschichte einer süddeutschen Familie ab. In verschiedener Art und Weise werden die Glieder derselben zur Theilnahme an den großen Ereignissen geführt: der Vater als Mitglied des Landtages, später des deutschen Reichstages; Söhne, Schwiegersöhne und Enkel zum Theil als

Kämpfer in Reih' und Glied. Mehr als ein Opfer an Blut und Leben fordert das Vaterland auch aus diesem Kreise, und den Ueberlebenden thut es Noth, daß sie sich eng aneinander schließen, um gemeinschaftlich zu tragen und zu überwinden.

Die Form dieser Familiengeschichte ist die eines Tagebuches. Waldfried schreibt nieder, was an inneren und äußeren Erlebnissen den Kreis seiner Familie berührt; gelegentlich, wo es die Sache gebietet, knüpft er daran die Erzählung des Vergangenen, soweit es zum Verständnisse des Gegenwärtigen nothwendig ist: und aus diesen Aufzeichnungen besteht die Geschichte.

Solche Tagebuchform hat ihre großen Vortheile, aber eben so viele Bedenklichkeiten stehen ihnen zur Seite. Sie macht es dem Dichter leicht, neue Figuren einzuführen, sie gestattet ihm eine große Mannichfaltigkeit der Redeformen, sie versetzt den Leser gleich in die Seele des Helden hinein, und wo Empfindungen und Reflexionen breit und nachdrücklich ausgesprochen werden sollen, da kann es ohne unkünstlerisches, störendes Heraustreten aus dem epischen Rahmen geschehen. Dagegen liegt die Gefahr nahe, durch die weite und leichte Form verführt, bisweilen die wichtigste Regel der Kunst, das Streben nach poetischer Wirkung, zu vergessen, und es tritt ferner die Schwierigkeit ein, genügende Spannung in die Darstellung zu bringen. Denn die zusammenhaltende und ordnende Einheit, die der Dichter der Mannichfaltigkeit seines Stoffes gegenüber bildet, geht verloren, wenn der Erzähler selbst in dieser Mannichfaltigkeit stecken bleibt. Auerbach hat sich von beiden Fehlern nicht frei gehalten, und so kommt es, daß sein Werk keinen recht einheitlichen und weiterhin dadurch auch keinen tief poetischen Eindruck macht. An schönen und wirkungsvollen Einzelheiten fehlt es nicht. Aber wir erhalten keine Spannung, und Spannung ist als Mittel, Empfindung und Phantasie anzuregen, ein schwer entbehrliches Erforderniß. Vielleicht sind auch zu viele Personen in Action, namentlich zu viele Nebenpersonen. Sie sind nothwendig, um den Reflex der großen politischen Ereignisse auf das Volk zu veranschaulichen, aber sie zerstückeln unsere Theilnahme und lenken sie von den Hauptpersonen ab. Sollte sie concentrirter bleiben, so hätten die Letzteren weit kraftvoller und energischer über das Niveau emporgehoben werden müssen, als es in Wahrheit geschehen ist.

Wie schon aus seinem letzten großen Romane, aus dem »Landhaus am Rhein«, ersichtlich, hat sich Auerbach eine maßvolle, aber geklärte Darstellung, eine discrete und gedämpfte Schilderung zu eigen gemacht, die an die spätere Art Goethe's erinnert. Er hat aber, wie Goethe, oftmals zu wenig gethan aus Furcht, daß er zu viel thun könnte. Solche Art und Weise setzt eine sehr intensive Dichterkraft und ein sehr zart besaitetes Publicum voraus.

Nun die Fehler registrirt sind, können wir frohgemuth an's Loben gehen. Es ist doch etwas Schönes und heutzutage obenein Seltenes, mit einem Dichter zu thun zu haben, dem Einfachheit und Wahrheit über Alles geht. Zugespitzte Effecte sucht man in unserer Familiengeschichte freilich eben so vergeblich wie die künstlich vertiefte und erregte Darstellung von Empfindung und Leidenschaft. Dafür hat der Dichter das, was er erzählt, tief und wahr empfunden, und seine Figuren sind noch etwas Anderes, als Marionetten, die nach dem Zuge der Drähte uns ihre Kunststückchen produciren: sie sind ihm aus dem Herzen hervorgewachsen, und in ihren Adern fließt sein eigenes Blut.

Ueber die sichere Führung der Handlung und des Dialoges, über die Kunst, die Handelnden auf den Schauplatz zu bringen nnd sie in das Gewebe der Handlung einzuflechten, sowie über die Präcision, mit der jedem Einzelnen seine Stellung zum Gan-

zen gegeben ist, braucht man bei Auerbach eigentlich kein lobendes Wort zu sagen, weil er als Meister darin längst erkannt ist. Hier, wo er in der überaus großen Zahl der von den verschiedensten Motiven hin und her getriebenen Nebenfiguren besondere Schwierigkeiten zu überwältigen hatte, zeigt sich seine Kunst besonders glänzend. Ueberaus wohlthuend ist es endlich, in jedem Capitel die Gewißheit zu erhalten, daß es dem Dichter um nichts so sehr wie um die edelste Kunstwirkung zu thun ist. Wenn es gestattet ist, neben seiner Schöpfung einmal die alles ästhetische Gefühl verhöhnenden Machwerke von Gregor Samarow zu nennen, so verhält sich jenes zu diesem wie eine Gluck'sche Oper zur modernen Tam-Tamschlägerei.

Die reiche Erfindungsgabe des Dichters bewährt sich wiederum in der Mannichfaltigkeit der aus der Masse der Nebenpersonen heraustretenden Hauptfiguren. In welch schönem Gegensatze steht das Aelternpaar, Waldfried und Gustava, die in ihrem Inneren alles Widerstrebende gebunden und ihr Leben miteinander zu schöner Harmonie entwickelt haben, — in welch anmuthigem Gegensatze stehen sie zu ihren Kindern und Verwandten. Der arbeitsfreudige und verständige Sohn Ludwig, der aus America heimkehrend mit Scharfblick und ruhiger Energie den heimatlichen Boden sich dienstbar macht, der feinsinnige Gelehrte Richard, dem doch ein richtiger Blick für das praktische Leben selten fehlt; endlich der schroffe, seine eigene Bahn ohne alle männliche Besonnenheit, aber mit ursprünglich idealem Sinne wandelnde Ernst — nur dieser Beispiele bedarf es, um die Wahrheit des oben Gesagten zu erhärten.

Wir haben hier nur den Zweck vom ästhetischen Standpunkte aus zu beleuchten. Gleichwohl darf es nicht unerwähnt bleiben, daß das politische Interesse des Buches seinem ästhetischen nicht nachsteht. Der Gegensatz zwischen nord- und süddeutschem Wesen, die Vorsicht und Zurückhaltung, mit der jenes aufgenommen wird, der tiefe sittliche Conflict, in den 1866 alle Süddeutschen mit klarem Blicke für die nothwendige Entwickelung der Dinge geriethen, — endlich der gewaltige Auf- und Umschwung der Stimmung im Juli 1870 und die Einigung des Reiches: das Alles findet in Waldfried's Tagebuch eine angemessene, leidenschaftslose, aber warme Schilderung, und von welcher Seite man auch das Buch betrachten möge: man wird sich nicht ohne Anregung und Erbauung von ihm abwenden.

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen

von

H. B.

(Fortsetzung.)

Socialwissenschaften und Politik.

Comparative Politics. Six Lectures read before the Royal Institution, 1873. With the Unity of History: The Rede Lecture read before the University of Cambridge, 1872. By Edward A. Freeman, M. A., Hon. D. C. L. London: Macmillan and Co.

In den meisterhaften Vorlesungen, welche das vorliegende Werk bilden, tritt Freeman, der bekannte Historiker, als ein Arbeitsgenosse Max Müllers, Tylor's und Sir Henry Maine's auf. Doch wenn er mit ihren Stieren pflügt und dieselben Principien in der Forschung anwendet, welche in ihren Händen große Erfolge ergeben haben, so thut er dies in seiner eigenen Domäne. Das besonders von ihm angebaute Feld ist das politische; Politik im weitesten Sinne des Wortes, — in dem Sinne, wie es von Aristoteles angewandt wurde. Das qualificirende Adjectiv „Vergleichende Politik" läßt uns die Natur der Aufgabe erkennen, die sich der Autor vorgesetzt hat. Er wendet auf eine andere Abtheilung der menschlichen Kenntniß die Methode an, welche bereits ihren Werth dargethan hat durch die in den verwandten Sphären der Philologie und Mythologie erzielten Resultate. Ob nun die Entdeckung der vergleichenden Methode von so hohem Werthe sein wird, wie Freeman denkt, oder nicht, das muß noch abgewartet werden. Die intellectuelle Revolution, die sie fähig ist hervorzurufen, erscheint ihm von einer solchen Wichtigkeit für die Menschen, daß ihre Entdeckung wahrscheinlich dereinst eben so hoch geschätzt werden werde wie das Wiederaufleben der classischen Wissenschaften im fünfzehnten Jahrhundert. Sie hat bereits wichtige Dienste geleistet durch das Licht, das sie über das Studium der Sprachen verbreitet hat. Doch ist sie dazu fähig, den gleichen Dienst in allen Zweigen der historischen Forschung und in der That in dem weiten Reiche des menschlichen Gedankens zu leisten? Sie hat eine neue Welt durch die Beschaffung eines Principes eröffnet, mit dem bisher für isolirt und mit einander als nicht in Verbindung stehend gehaltene Phänomene als Theile eines großen Ganzen verkettet werden können. In seiner Vorlesung über die „Einheit der Geschichte", der letzten in seinem Werke, zeigt Freeman mit seltener Beredtsamkeit und Kraft, was die comparative Methode dadurch bewirkt hat, daß sie uns die organische Verbindung der Vergangenheit mit der Gegenwart enthüllte. Die große Wahrheit, daß alle Geschichte nur eins ist, und daß alle ihre Theile unter einander in Beziehung stehen, stellt er uns in ein klares, überzeugendes Licht. Die besondere Abtheilung, in der er die Illustrationen seiner Aufstellungen findet, ist in den Institutionen der aryanischen Völker, und namentlich in denen „der drei berühmtesten Zweige des gemeinschaftlichen Baumes — der Griechen, der Römer und der Teutonen". Er beschreibt die distinctiven politischen Functionen einer jeden dieser Racen und den Antheil, den eine jede hatte „an der einen großen Erbschaft politischer Institutionen, welche sie uns, jede in ihrer eigenen Weise, hinterlassen und entwickelt haben". Diese drei haben nach einander den ersten Platz unter den civilisirten Menschen eingenommen, und eine jede sieht man, indem sie ihre besonderen Institutionen entwickelt, „eine Erbschaft fortvererben, welche aus unaufgezeichneten Zeiten herkommt, als das beständig unterhaltene Werk unserer Vorfahren und älteren Brüder gemeinsamen Blutes".

The Study of Sociology. By Herbert Spencer. London: Henry S. King and Co.

Es ist dies das Werk eines der bedeutendsten englischen Philosophen, das er als eine sogenannte Einleitung den von ihm geplanten „Principien der Gesellschaftslehre" voraussendet. Unmöglich ist es für uns, an diesem Orte auch nur annähernd unsere Ansicht über die „Studien in der Gesellschaftslehre" darzulegen: diese behalten wir uns für einen besonderen Artikel vor. Doch das können wir nicht unterlassen hier anzuführen, daß wir mit allem unserem Respecte vor der Menge der neuen Gedanken, Gesichtspunkte und scharfsinnigen Untersuchungen, die wir in dem vorliegenden Buche finden, doch bedauern müssen, daß Spencer mit einer Popularisirung seiner Ideen die Zeit verlor, die er besser zur Ausführung seines wichtigeren Werkes über die Principien der „Sociologie" angewandt hätte. Doch mag dem sein, wie ihm wolle, wir müssen dankbar sein für das, was er uns hier gegeben, und mit ganzem Herzen empfehlen wir das Buch zu einem ernsten Studium denen, für die es geschrieben. Sie werden in demselben eine Menge Punkte finden, in denen sie mit dem Autor übereinstimmen, aber auch nicht weniger, in denen sie von ihm ganz und gar abweichen, namentlich in seinem geringen, oder so zu sagen fast gar nicht vorhandenen Verständnisse für den großen Umschwung der Dinge, der sich in Deutschland durch seine Einigung vollzogen hat.

Wissenschaften — Kunst — Militaria.

Mind and Body: The Theories of their Relation. By Alexander Bain, L. L. D. London: Henry S. King and Co.

The Conservation of Energy. Being an Elementary Treatise on Energy and its Laws. By **Balfour Stewart**, L. L. D. London: Henry S. King and Co.

Wir wir aus buchhändlerischen Anzeigen ersehen, wird das erste dieser Bücher in der für Deutschland von Dr. J. Rosenthal herausgegebenen „internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ erscheinen, also in's Deutsche übersetzt werden, wenn es bis jetzt noch nicht geschehen ist. Der Gegenstand ist von unfehlbarem, und gerade jetzt wahrscheinlich von besonderem Interesse, und der Autor hat einen hohen Ruf als ein Schriftsteller über den Geist. Die Kürze einer Abhandlung und ihr offenkundiger populärer Charakter verhindern einen jeden Versuch einer vollständigen Behandlung ihres ausgedehnten, tiefen und viel bestrittenen Themas; doch der Leser wird in den Besitz der größeren Kenntniß des Nervensystemes gesetzt, welche in letzter Zeit erworben wurde, und ihre Stellung zu den Thatsachen des Geistes wird discutirt. Die Schwierigkeit des Themas wird sehr durch eine häufige Anwendung glücklich gewählter Beispiele und Erläuterungen erleichtert, welche das Buch zu einem trefflichen Leitfaden für Lehrer machen, aber auch interessant und zum Nachdenken anregend für weitere Leserkreise. Eine oberflächliche Abhandlung wichtiger Probleme ist bei einem Werke wie dem vorliegenden bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich, doch hier scheint sie theilweise an einer Charakteristik der philosophischen Schule zu liegen, zu der Dr. Bain gehört, nämlich an der Tendenz, sich mit ungenügenden Erklärungen der Phänomene zu begnügen. Dr. Bain und — unter Anderen — auch die beiden Mills haben außerordentlichen Scharfsinn in einer ungenügenden Erklärung unserer moralischen und intellectuellen Eigenschaften durch die den Associationen gegebene Richtung bewiesen, gegen die gegenüberstehenden Doctrinen, welche behaupten, daß angeborene Tendenzen im Geiste existiren, welche den durch die Erfahrung gebildeten Associationen vorausgehen. Die von Darwin, Häckel, Spencer u. A. aufgehäuften neuen Thatsachen und die neuen von ihnen eröffneten Linien der Forschung werden wahrscheinlich diese abweichenden Doctrinen durch eine auf dem Mittelwege sich haltende Ansicht, welche den Stempel der Wahrheit an sich trägt, in Einklang bringen. Durch den ungeheueren Einfluß, welchen die Vererbung auf unseren geistigen sowie körperlichen Charakter ausübt, lehren sie thatsächlich, daß geistige Tendenzen dem „Individuum“, aber nicht der Race angeboren sind. Dies schließt das Ungenügende und die Hohlheit der Erfahrung ein, welchen die Philosophie früher hatte. In dem vor uns liegenden Werke macht Dr. Baine von diesen neuen Ansichten Gebrauch, definirt jedoch seine Stellung zu denselben nicht genau.

Der zweite der oben angeführten Bände, gleichfalls zur internationalen wissenschaftlichen Bibliothek gehörend, hält den hohen Ruf aufrecht welchen andere Abhandlungen derselben bereits erlangt haben. Dr. Stewart spricht mit Autorität über einen Gegenstand, den er seit langen Jahren zu seinem eigenen gemacht hat, und indem er ihn hier weiten Leserkreisen im Umrisse darbietet, zeigt er jene Kraft klarer, genauer und anziehender Darstellung, durch die sich gar manche englische Lehrer auszeichnen. Doch Dr. Stewart scheint uns nicht überall den schwierigen Mittelweg zwischen dem Zuwenig und dem Zuviel in diesem seinem Berichte über die Erhaltung der Kraft eingehalten zu haben. Zuweilen scheint er kaum die Gefahr vermieden zu haben, welche populären Darstellungen der Wissenschaft anhängt, nämlich zu umständliche Beschreibungen zu geben für Adepten, die jedoch für Andere unbrauchbar sind, weil es ihnen an der nöthigen Vollständigkeit mangelt.

Problems of Life and Mind. By **George Henry Lewes**. First Series. The Foundations of a Creed. Vol. I. London: Trübner and Co.

Vor etwa dreißig Jahren schrieb der Autor von Goethe's Leben eine „Geschichte der Philosophie“, deren Grundgedanke darin bestand, daß Philosophie eine Verschwendung der werthvollen Kraft des menschlichen Geistes an unlösbare Probleme sei. Von diesem wegwerfenden Urtheile ist Lewes in dem vorliegenden Werke zurückgekommen*), jedoch nicht in der Weise, als ob er

*) Das ist nicht genau richtig. Die zuerst 1845—46 als rein populäres Werk und in sehr lockerer Form, in Biographien, erschienene „Geschichte der Philosophie“ ist, nachdem sie bereits 1857 überarbeitet und in ernstere Form gebracht worden, 1867 in dritter gänzlich umgearbeiteter Ausgabe erschienen. Schon da hat Lewes seine irrige Meinung von der Philosophie zurückgenommen, und

einen Irrthum widerruft, sondern infolge eines Wachsthums seiner Denkkraft. Seine gegenwärtige Ansicht unterscheidet sich von seiner früheren, weil sie sich aus derselben entwickelt hat. Er nimmt sich vor, die Metaphysik als ein legitimes Feld des Gedankens wieder herzustellen, und zwar nach seiner eigenen Weise. Durch sein Werk, dessen erster Band jetzt vorliegt, will er die Grundlagen zu einer neuen Philosophie und einer neuen Theologie legen. Durch die Andeutung von Principien, auf denen fußend er es für möglich hält, die Metaphysik aus einer Reihe von speculativen Muthmaßungen in eine Doctrin umzuwandeln, welche dazu „dienen könne unser Wissen zu condensiren, unsere Forschungen zu leiten und unser Leben so zu formen, daß unsere Aufführung in Wahrheit eine Consequenz unseres Glaubens ist," hofft er die Grundlagen eines neuen Glaubens zu legen.

Durch die vermittelst der wissenschaftlichen Methode bewirkte Untersuchung der metaphysischen Probleme, welche bislang unlösbar waren, weil die Menschen darauf bestanden, die „metaphysische Methode" anzuwenden, will er da Gewißheit einführen, wo zuvor nichts als Unbeständigkeit und Confusion war. Er will die Resultate des Gedankens und des Gefühles im Lichte und auf dem Probiersteine der Erfahrung untersuchen und Alles bei Seite werfen, was sich zu einem solchen Experimente nicht hergiebt. Das zu prüfende Feld der Erfahrung ist nicht allein das individuelle, sondern das der Race, und wir müssen die Deutung der durch die individuelle Erfahrung unaufgedeckt gebliebenen Geheimnisse suchen durch einen Appell derselben an die menschliche Familie. Die Methaphysik wird auf diese Weise zur Erfahrung reducirt, und die Grundanschauungen des individuellen Geistes sowohl wie die „ultimate generalizations of research", welche die Resultate der menschlichen Anstrengungen in der Vergangenheit und Gegenwart sind, werden in dies ausgedehnte Reich mit eingeschlossen. Wir müssen die Resultate des Gedankens und des Gefühles nicht durch eine bloße Beschauung prüfen, sondern wie wir sie in ihren verschiedenen Beziehungen zu den Menschen finden. Denn der Mensch wird gewaltig modificirt durch das, was Lewes den „gesellschaftlichen Organismus" nennt, der als seine Früchte die Institutionen, die Literaturen, Künste, Wissenschaften, Philosophien und Religionen hervorbringt, welche sowohl das Individuum wie die Race mächtig beeinflußt haben. — Man kann nichts dagegen einwenden, daß Lewes die Wahrheit in diesen Regionen sucht. Er hat eine werthvolle Sphäre der Forschung angedeutet, und wir können ihm nur beistimmen, wenn er zur Erfahrung als zur letzten Probe greift; — d. h. wenn wir diesen Ausdruck in seinem weitesten Sinne nehmen und nicht aufgefordert werden, willkürlich den Bereich jenes Gefühles zu begränzen, welches die Urerfahrung bildet.

II. Besprechungen.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig. F. A. Brockhaus 1873.

Periodische Schriften haben die schlimme Beigabe, daß, da sie zu einem bestimmten Zeitpunkte abgeschlossen sein sollen, sie den Zeitereignissen nicht zu folgen vermögen. So kommt es wohl vor, daß in Momenten hoher weltgeschichtlicher Bedeutung eine eben veröffentlichte Monats- und Vierteljahrsschrift kalt und theilnahmlos erscheint dadurch, daß wichtige Thatsachen in ihr nicht erwähnt werden, während der Grund des Schweigens doch einfach darin liegt, daß bei der schwierigen Herstellung der Schrift der Abschluß weit früher erfolgen mußte, als das Datum der Ausgabe erkennen läßt.

Ein ähnliches Schicksal theilt auch der dritte

---

in der That ist dieser Standpunkt erst wirklich der der „positiven" Philosophie, als deren Anhänger er sich bekennt. — Es sei hierbei darauf aufmerksam gemacht, daß eine Uebersetzung der „Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte" von George Henry Lewes seitens der Verlagshandlung von Robert Oppenheim in Berlin in Angriff genommen ist, von der seit 1871 der erste Band, die „Geschichte der alten Philosophie" (unseres Wissens noch nicht mehr) vorliegt. Derselbe enthält die für die dritte Auflage des Originales neu geschriebenen Prolegomena, welche die methodische Grundlage der Arbeit bilden. Red.

Jahrgang des von Raumer begründeten, von Riehl in neuer Folge fortgesetzten historischen Taschenbuches. Er ist Ende August ausgegeben worden und wird von einer vom 29. März datirten Vorrede eröffnet; — zwischen beiden Daten aber liegt der Tod Friedrich's von Raumer, der daher in einem Werke, das doch mit Recht noch seinen Namen trägt, keine Erwähnung gefunden hat.

Raumer's Bild aber müßte bald den Lesern des Taschenbuches gezeichnet werden: der Mann ist ihnen bekannt und lieb, durch ein langes Zusammenleben zum vertrauten Freunde geworden. Zwei Menschenalter, von 1806—72, hat Raumer schriftstellerisch gewirkt: zweimal hat er Preußens Erniedrigung, zweimal Preußens glänzende Erhebung gesehen, und wenn er auch die preußische Geschichte nicht mit seinen Darstellungen bereichert hat — der Forschung auf dem Gebiete der Landesgeschichte hat er durch seinen codex diplomaticus neuen Antrieb gegeben —, so hat er doch der deutschen Geschichte liebevollste Aufmerksamkeit zugewendet und den Glanz des deutschen Kaiserthums in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" geschildert. Er hat noch die Freude erlebt, die vierte Auflage dieses Werkes, das als eines der ersten in diesem Jahrhundert wissenschaftliche Gründlichkeit mit lobenswerther Formgewandtheit verband, dem ersten Träger des neuen deutschen Kaiserthums zu widmen. — Hoffen wir, daß der Herausgeber des Taschenbuches in jener feinen Weise, in der er Meister ist, Raumer's Wesen und Leistungen bald uns schildere.

Das Aussprechen dieser Hoffnung veranlaßt dazu, einen anderen Mangel hervorzuheben: Der vorliegende Jahrgang entbehrt nämlich eines Beitrages vom Herausgeber. Ein solcher wird aber ungern vermißt werden, und vielleicht haben die Leser ein Recht, diesen Mangel zu beklagen. Mochte Raumer auch in manchem Jahrgange das Wort nicht ergreifen, so wurde dieses Stillschweigen nicht weiter empfunden: der dem ganzen Unternehmen aufgedrückte Stempel war so stark, daß er, selbst wenn seine Erneuerung einmal versäumt wurde, sich doch nicht verwischte. Jetzt aber ist das Verhältniß ein anderes: Riehl sucht doch aus dem Taschenbuch etwas Anderes zu schaffen, als es war; zu der Durchführung eines solchen Versuches genügt jedoch nicht die Anordnung und Gruppirung des Stoffes, sondern ist, bei einem so eigenartigen Geiste wie dem Riehls, eine eigene Gabe, in der eben das Wesen der erstrebten Neuerung klar hervortrete, fast unerläßlich.

Sonst sind die Beiträge des Taschenbuches mannichfaltig genug. Zwei führen uns in das Reformationszeitalter, in das 16. Jahrh.: Georg Webers „Der Uebergangsproceß zweier Weltalter und François Rabelais", eine etwas breite, aber angenehm lesbare Schilderung, eine weitere Ausführung der in der „Weltgeschichte" desselben Verfassers enger zusammenzudrängenden Skizze; und eine nachgelassene, darum unvollendete größere Arbeit des verstorbenen gelehrten Kirchenhistorikers Henke: „Theodor Agrippa d'Aubigné", deren Werth durch die allzugroße Vorliebe für ihren Helden vielleicht doch etwas beeinträchtigt wird.

Damit ist Frankreich genug gethan; nur erinnert werden wir noch an das Nachbarland durch: „Die Capitulation von Ulm. Eine Denkschrift des Generals Mack." Derselben sind vom Herausgeber nur wenige Worte vorangesetzt; dann folgt ohne jeden weiteren Zusatz die Schrift, die mehr als den vierten Theil des Taschenbuches einnimmt. Die Aufnahme dieser Arbeit kann ich nicht billigen. Denn die Aufgabe des Taschenbuches soll doch darin bestehen, die Leser von der Thätigkeit jetzt lebender Gelehrten zu unterrichten, an deren Arbeit theilnehmen zu lassen. Diese Aufgabe kann durch den Abdruck geistanregender Darstellungen oder strenge Aufmerksamkeit erheischender Forschungen erfüllt werden, nicht aber durch Mittheilung von Actenstücken. Denn Actenstücke sind rohe Materialien, deren Werth nur der Arbeiter kennt, nicht das genießende Publicum; sie mögen in Quellensammlungen und wissenschaftlichen Zeitschriften, nicht aber in Veröffentlichungen, die für einen größeren Leserkreis bestimmt sind, ihren Platz finden. Außerdem berichtet unser Actenstück von keinem unbekannten Ereignisse, ja beleuchtet ein bekanntes kaum von einer unbeachteten Seite, ist vielmehr das Werk eines beschränkten Kopfes und daher nur von geringem Werthe.

Dagegen sind die drei übrigen Abhandlungen, die alle der deutschen Geschichte gewidmet sind, von großem Interesse. Dahn's „Gesellschaft und Staat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung" ist eine geschichtliche Abhandlung über socialpolitische Probleme alter Zeit, die sich allerdings ebensosehr auf das untergehende Römerreich wie auf die an seiner Statt erstehenden germanischen Reiche bezieht; eine Abhandlung

bei der man nur tadeln könnte, daß man ihr noch zu sehr das Studium anmerkt, welches der Verfasser auf sie verwendet hat.

Liliencrons: „Der Weißkunig Kaiser Maximilians I.“ ist eine vortreffliche Arbeit, die zum ersten Male von diesem Geschichtswerke sorgfältige Auskunft giebt, zeigt, daß die beiden ersten vollendeten Bücher desselben wahrscheinlich ganz von dem kaiserlichen Secretär Marx Treitzsauerwein herrühren, aber meist nach bekannten Quellen gearbeitet sind, und daß erst das dritte Buch der eigentlich werthvolle aus den Dictaten des Kaisers entstandene Theil ist, der, trotz aller Eigenthümlichkeiten, unschätzbar sein würde, wenn wir ihn vollständig und geordnet besäßen.

Von dem „letzten Ritter“ zu einer „fahrenden Komödiantin“ ist ein starker Sprung, doch sei er gewagt. Es ist ein anziehendes Bild, welches H. Uhde unter dem Titel: „Aus dem Komödiantenleben des vorigen Jahrhunderts“ von der Schauspielerin Caroline Schulze aus ihren Denkwürdigkeiten, zumeist mit ihren eigenen Worten entrollt, einer Frau, deren Zwiespalt mit Friederike Hensel zur Stiftung eines Nationaltheaters, an dem Lessing wirkte, Anlaß gab, und die später als Caroline Kummerfeld in Weimar Göthe entzückte. Die Nachwelt freilich weiß mehr von dem Kummerfeld'schen Waschwasser, das ihr Entstehung und Namen verdankt, als von ihren theatralischen Leistungen. Die Erzählung dieser klugen, unglücklichen Frau ist wahr und rührend für Jeden, der für das Geschick einzelner Menschen und eines ganzen Standes Theilnahme zu hegen im Stande ist, bietet aber auch des Interessanten genug: ich hebe nur die eigenthümliche Scene hervor, welche die Mutter den Jesuitenpatres in Ingolstadt spielt, die kleine Unterredung des Schauspieldirectors Kritz mit Friedrich d. Gr. in Dresden, und die lebendige Schilderung der Schrecken des siebenjährigen Krieges. L. G.

Todtenschau.

Landseer, Sir Edwin, einer der größten englischen Maler, † am 1. October v. J. nach fast zweijähriger Kränklichkeit im 71. Lebensjahre. Das Leben des Verstorbenen lief fast parallel mit dem Jahrhundert. Er wurde in London 1802 als der dritte Sohn des distinguirten Kupferstechers John Landseer geboren. John Landseer hatte das Glück, seines Sohnes Genie und Talent bald zu entdecken und ihn sehr zeitig jenen Studien und Uebungen zu widmen, die darauf berechnet waren, dasselbe zu entwickeln. Schon als Knabe malte und modellirte der junge Landseer Thiere nach dem Leben. Im Alter von 16 Jahren stellte er seinen »Dog fight« aus, und zwei Jahre später, im Jahre 1820, trugen die Wände der Kunstakademie sein großes Bild „St. Bernhardiner Hunde entdecken einen Reisenden im Schnee“, das, wie man mit Recht sagte, ihn mit einem Schlage in die erste Reihe zeitgenössischer Maler versetzte. Seitdem erwies sich Edwin Landseer's Pinsel als äußerst fruchtbar. Fast jedes Jahr brachte ein Gemälde von dem großen Meister zum Vorscheine. Im Jahre 1848 erschien das berühmte Gemälde »Dialogue at Waterloo« welches den Herzog von Wellington darstellt, wie er den Schauplatz seines großen Sieges wieder besucht. Im Jahre 1853 erschien sein „Nacht und Morgen“. Im Auftrage der Königin malte er im Jahre 1843 ein Frescogemälde „Die Niederlage des Comus“ nach einer von Milton geschilderten Scene für das Sommerhaus der Gärten des Buckingham-Palastes. Fast alle seine Werke wurden in der Kgl. Kunstakademie ausgestellt. Landseer war nicht weniger erfolgreich in der Bildhauerkunst als in der Malerei. Seine große Broncefigur eines von Hunden gestellten Hirsches (Stay at Bay), die in der Kunstakademie-Ausstellung von 1866 gezeigt wurde, lieferte einen Beweis von seiner eminenten Geschicklichkeit in dieser Richtung, von welcher die englische Nation ein dauerndes Denkmal besitzt: Während Tausende mit seinen großen Gemälden vertraut sind, kennen Millionen die*) gigantischen Löwen in Bronze am Fuße der Nelsonsäule auf dem Trafalgar Square in Lon-

*) Scheußlichen! Red.

don, die er im Auftrage der britischen Regierung ausgeführt hat und die im Januar 1867 enthüllt wurden. Im Jahre 1850 wurde Landseer in Anerkennung seiner großartigen Kunstleistungen in den Ritterstand erhoben. Im Jahre 1855 erhielt er von der Jury der Pariser internationalen Ausstellung die große goldene Medaille. Vor wenigen Jahren wurde ihm die Präsidentschaft der Kgl. Kunstakademie in London angeboten, welche Würde er aber bescheiden ausschlug. Im Privatleben war er einer der gütigsten und höflichsten Menschen und der wärmste der Freunde.

Olózaga, Don Salustiano de, einer der bedeutendsten Staatsmänner Spaniens, † am 26. September v. J. Er wurde 1803 in Logronno geboren und ließ sich nach Vollendung seiner juristischen Studien in seiner Vaterstadt als Advocat nieder. Bald aber gerieth er in den Strudel der politischen Kämpfe, denen Spanien seit Beginn dieses Jahrhunderts unaufhörlich zum blutigen Schauplatze diente. Als Mitglied einer geheimen Gesellschaft wurde er 1831 in eine Verschwörung gegen den König Ferdinand VII. verwickelt und eingekerkert. Doch gelang es ihm, nach Frankreich zu entfliehen. Nach dem Tode des Königes, 1833, in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er in die Cortes als Abgeordneter gewählt, in welcher Eigenschaft er sich durch seine große rednerische Begabung hervorthat. Er schloß sich der Opposition an und entwickelte dabei eine bedeutende Energie. Der damals allmächtige Espartero wünschte, sich seiner zu entledigen und schickte ihn als Gesandten nach Paris. Der Sturz des Ministeriums Lopez und die Volljährigkeitserklärung der Königin Isabella riefen ihn 1843 von seinem Posten ab und zurück nach Madrid, wo ihm die Neubildung des Cabinetes übertragen wurde. Die von Narvaez angesponnenen Intriguen nöthigten ihn aber bald zum Rücktritte.

An den politischen Zuckungen und Revolutionen, denen sein Vaterland in den darauf folgenden Jahren unterworfen war, nahm er den regsten Antheil und entging mit genauer Noth der Gefahr, als Hochverräther erschossen zu werden. Beim Ausbruche der Revolution im Juli 1854 schloß er sich dem Espartero an, welcher ihn abermals zum französischen Gesandten ernannte. Die Verfassung von 1855 war vorwiegend sein Werk. Im Jahre 1856 kam aber sein erbitterter Gegner O'Donnel an's Ruder. Die Revolution und die Entthronung Isabella's begrüßte er selbstverständlich mit vollster Sympathie, er gewann seinen alten Einfluß wieder, doch lehnte er es ab, als Mitglied in die Regierung zu treten. Seinen Posten als Gesandter in Paris behielt er sowohl während der Dauer des Provisoriums und der hohenzollern'schen Throncandidatur wie auch während der Herrschaft des savoyischen Prinzen Amadeus. Den letzten Ereignissen, welche das schwergeprüfte Spanien fast an den Rand des Verderbens brachten, stand Olózaga fern. Die föderalistische Regierung bewilligte ihm endlich den längst erbetenen Abschied. Jedenfalls hat Spanien bei seinem Hinscheiden einen seiner besten Söhne zu betrauern; er war nicht allein eine bewährte staatsmännische Kraft, sondern auch ein ehrlicher Bürger, treu und sich aufopfernd für das Wohl seines Vaterlandes.

Sprechsaal der Redaction.

Zu Rutenberg's Studien und Kritiken (D. W., Bd. V., S. 635) erhalten wir folgende Zuschrift, die wir nach ausdrücklich eingeholter Genehmigung des Herren Einsenders vollinhaltlich mittheilen:

Berlin, den 4. 3. 74.

Sehr geehrter Herr!

Erst jetzt lese ich im zweiten Novemberheft der „Deutschen Warte" Ihre Besprechung der „Studien und Kritiken" von Ad. Rutenberg, in welcher Sie selbst einige Zweifel darüber laut werden lassen, ob denn wirklich die musikalische Kritik der „Vossischen" und der „National-Zeitung" so tadellos seien, wie es nach dem Urtheile Rutenberg's erscheinen könnte. Diesen Zweifeln wird jeder Einsichtige unbedingt zustimmen müssen, und ich halte es für wünschenswerth, daß dies einmal unumwunden öffentlich ausgesprochen werde. Jene musikalischen Kritiker haben Herrn Rutenberg wohl nur dadurch

besonders imponirt, daß das Feld ihrer Thätigkeit ihm wenig bekannt ist. Unter dem nächstbetheiligten Publicum, d. h. in musikalischen Kreisen[1])*), ist das einstimmige Urtheil über die musikalische Kritik jener beiden Zeitungen mindestens ein ebenso vernichtendes, wie es Rutenberg über die Kritik überhaupt fällt. Hätten Sie, geehrter Herr, wie ich dieses behufs einer Arbeit über diese Kritik thun mußte, die Elaborate jener Herren durch eine Reihe von Jahren verfolgen müssen, Sie würden jenes Urtheil nur gerechtfertigt finden. Indessen gebe ich zu, daß man die Frage, ob die Leistungen jener Kritiker Bedeutung haben oder nicht, verschieden beantworten kann. Daß aber die musikalische Kritik Berlin's ebenfalls „auf Verdunkelung des Thatbestandes gerichtet ist und den literarischen Schmuggelhandel begünstigt", das zu beweisen gestatten Sie mir die Mittheilung einer einzigen von vielen Thatsachen — (die Kämpfe Dr. Hans von Bülow's sind gewiß auch Ihnen bekannt[2])). Vor einigen Jahren hatte der Berliner Tonkünstlerverein gegen Form und Inhalt einer Kritik des Herrn Rich. Wuerst öffentlichen Protest eingelegt. Hierauf ließ Herr Wuerst in einer öffentlichen Sitzung durch sein Factotum, Herrn Emil Breslauer, folgende Erklärung abgeben: „Die Vertreter der musikalischen Kritik Berlins haben sich das Wort gegeben, weder von den Leistungen des Tonkünstlervereins, noch von den Leistungen eines seiner Mitglieder jemals wieder Notiz nehmen zu wollen." Als Zeugen für die Richtigkeit dieser Thatsache schlage ich Ihnen die Herren Prof. Dr. Jul. Alsleben (Berlin, Ascanischer Platz 4) und Red. Hermann Mendel (Alte Schönhauserstr. 30) vor. Ob jene Verbrüderung wirklich stattgefunden hat, läßt sich natürlich nicht constatiren; — es genügt aber schon, daß damit gedroht werden durfte, und daß diese Drohung wirkte.[3]) — Wollen Sie übrigens noch eine Thatsache aus allerneuester Zeit, so theile ich Ihnen mit, was mir selbst mit meinem „Elementarbuch der Harmonie- und Modulationslehre" begegnet ist, welches Werk sich nach dem Ausspruche Dr. Ed. Hanslick's „durch scharfes und selbständiges Denken auszeichnen" soll. Herr Dr. Gumprecht hat dasselbe nach ca. 8 Wochen als „nicht geeignet für die Besprechung in der Nationalzeitung" zurückgesandt; Herr Dr. Gust. Engel hat seit 4 Monaten noch keine Zeit zur Besprechung gehabt, obwohl derselbe (siehe heutige Voss. Zeitung, 2. Beil.) Muße hat, die Leistungen von Männergesangvereinen à la „Blaue Schleife" zu beurtheilen. Die beiden Herren haben seiner Zeit mein „System" (Leipzig 1868, Breitkopf und Härtel) sehr günstig beurtheilt; weil aber die Consequenzen meiner Theorie anfangen, ihnen etwas sehr unbequem zu werden, so suchen sie dieselben — nicht zu widerlegen, sondern — in ihrem Leserkreise todt zu schweigen[4]). Anderen Referenten sind natürlich die Spalten jener beiden Zeitungen hermetisch verschlossen. Sie selbst, geehrter Herr, — das beweist Ihre Freude über die Rutenberg'sche Brochüre, — würden, — obgleich auch Ihnen jene Consequenzen vielleicht unbequem sind[5]), — in dem gleichen Falle jedenfalls ein anderes Verfahren eingeschlagen haben.

Im Uebrigen trete ich für die Wahrheit meiner Behauptungen mit meinem vollen Namen öffentlich ein. Sollte Ihnen übrigens, was ich beinahe fürchte, mein Name noch unbekannt sein[6]), so würden Sie, glaube ich, über meine Berechtigung zu derartigen Auslassungen und über meine Glaubwürdigkeit durch Ihren Mitarbeiter, Herrn Dr. Hans von Wolzogen, leicht Näheres erfahren können. Unter der Zusicherung vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster

Tiersch

(Berlin C., Auguststr. 45).

*) Die Anmerkungen der Redaction folgen — hier und später immer — hinter dem Abdrucke der Einsendung.

[1]) Herr Tiersch versteht hier unter „musikalischen Kreisen" zu ausschließlich die Vertreter der Partei, welcher er selber angehört, und welcher die beiden fraglichen berliner Kritiker eine consequente und mannhafte Opposition machen. Ja noch mehr: Leute, welche zu seiner Partei in nichts weniger als feindseligem Verhältnisse stehen, urtheilen sehr abweichend und fast mit Rutenberg übereinstimmend. Ich selber bin speciell über den musikalischen Berichterstatter der Vossischen Zeitung, gegen den ich etwa das neulich an dieser Stelle Angedeutete als Hauptgrund für eine sehr eingeschränkte Anerkennung geltend machte, mit einer hervorragenden Capacität der Berliner musikalischen Welt, die sich auch bei der musikalischen Zukunftspartei wohlverdienter Hochachtung erfreut und mit Wagner selber persön-

lich freundschaftliche Beziehungen unterhält, in eine sehr lebhafte Discussion gerathen. Mit dem einfachen Todterklären um eines Parteigegensatzes willen ist es einmal für alle Mal nichts.

[2]) Der Thatbestand dieser „Kämpfe" ist der, daß H. v. Bülow in Berlin als Zukunftsmusikfanatiker partiellen Widerspruch und als Virtuose allgemeine Anerkennung gefunden hat. In Berlin unmöglich geworden ist er durch eine öffentlich verübte Pöbelhaftigkeit, deren Wiederholung in sehr abgeschwächtem Grade einige Jahre später genügt hat, selbst dem verhätschelten Lieblinge der Berliner, der Lucca, bei dem übermäßig geduldigen Publicum der Reichshauptstadt den Boden für ihre fernere Wirksamkeit zu entziehen.

[3]) Ist mir nicht klar! Es war ja gar nichts zu wirken, sintemalen der Protest schon veröffentlicht war und zurückgezogen werden weder konnte noch sollte. Die „Drohung" aber blieb einfach unerfüllt.

[4]) Ich habe natürlich weder Lust, noch Recht, noch Fähigkeit, das Benehmen der beiden Herren in dem vorliegenden Falle zu beurtheilen und zu vertheidigen; ganz allgemein aber möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Consequenzen aus einem mit Beifall aufgenommenen Principe nicht eo ipso beifallswerth sind. Einmal ist der Fall möglich, daß der Urheber des Systemes es an der nöthigen Umsicht und Vorsicht bei der Ableitung seiner Schlußfolgerungen hat fehlen lassen. Dann fallen naturgemäß die Consequenzen, obgleich das Princip erhalten bleibt. Es kann aber auch der zweite Fall eintreten, daß in Folge der Consequenzen eine Rectification des Urtheiles über die Grundlegung vorgenommen werden muß. So ein Grundprincip ist wie jede andere wissenschaftliche Hypothese. Oft viel weniger aus der Gesammtheit der gegebenen Thatsachen entwickelt als intuitiv ergriffen, kann eine solche Hypothese auch den nüchternen Beurtheiler ansprechen, blenden: mit den zunächst übersehbaren Thatsachen scheint sie in überraschendem Einklange zu stehen. Eines Mehren bedarf es für sie gar nicht, um sagen zu lassen: Vortrefflich! Das kann Licht geben! Versucht es! — Wenn dann aber der Ausbau auf dem gelegten Grunde mit feststehenden Beobachtungen ohne Hoffnung unversöhnlich ausfällt, dann — thut es Einem leid, aber dann ist eben das Princip falsch. — Zu verlangen, daß jeder einzelne Fachmann in jedem solchen Falle ausdrücklich und ausführlich Farbe bekenne, seine Meinung erörtere und den irrenden Neuerer widerlege, scheint mir unbillig — wie überhaupt die jetzt übliche Inanspruchnahme der Kritik: Es erscheint gewiß kein Buch, über das nicht in hundert und tausend verschiedenen Erwähnungen, Auszügen und Beurtheilungen mindestens das Zehnfache seines Umfanges geschrieben würde. Wenn man auf diese Verhältnisse einen Einfluß zu gewinnen strebt, dann sollte man auf Einschränkung der — meist recht unkritischen — kritischen Thätigkeit mehr denn auf ihre Ausdehnung hinzuwirken suchen. Nur des wahrhaft Berufenen Beurtheilung hat Werth, und der wird sich weder nöthigen noch einschüchtern lassen.

[5]) Eine wunderbare Marotte, daß Einem so etwas „unbequem" sein soll! Was hat man denn als anständiger und ehrlicher Mensch und als Mann der Wissenschaft weiter zu thun, als Lücken des Wissens durch die Ergebnisse eigener und fremder Forschung auszufüllen und erkannte Irrthümer durch bessere Meinungen zu ersetzen? Da möchte es aber oft sehr schwer zu entscheiden sein, was unbequemer ist: das Aneignen des Neuen oder das Befestigen des Alten; und oft dürfte die Wage nach der Seite des letzteren sinken. Es ist das aber ein Gesichtspunkt, der einfach gar nicht zur Sprache kommt. — Ich habe stets — und ich glaube: mit Recht — den Eindruck des Dilettantischen und Banausischen, wenn ich bei solchen Dingen von Bequemlichkeit reden höre.

[6]) Kann schon aus dem einfachen Grunde nicht der Fall sein, weil Herr Tiersch mich schon früher einmal mit einer Zuschrift und gleichzeitiger Uebersendung eines gedruckten Aufsatzes zur Theorie der Musik erfreut hat. Auf Erkundigungen habe ich daher mit Vergnügen verzichten können.

Wie und was lernt der moderne Künstler durch die Geschichte der Kunst?

Eine akademische Antrittsrede.

Von

Bruno Meyer.

Es ist nichts natürlicher, als daß sich der neu als Lehrer in eine große Lehranstalt der höchsten Stufe Eintretende über sein Verhältniß in und zu derselben, über seine Aufgabe in ihrem Organismus, über die Stellung des durch ihn vertretenen Lehrgegenstandes zu der Gesammtheit der hier gelehrten Fächer reflectirend Rechenschaft zu geben sucht; und es ist nichts ansprechender und zweckmäßiger als der Gebrauch, den Ankömmling die Ergebnisse dieser seiner Ueberlegungen beim Beginne seiner Thätigkeit mit einer gewissen Feierlichkeit vor denjenigen, mit denen, und vor jenen, auf die er zu wirken berufen ist, entwickeln zu lassen.

So trete denn auch ich heute vor Sie hin, den das ehrende Vertrauen dieses Lehrkörpers, des Hohen Ministeriums und des Gnädigsten Landesherren würdig befunden hat, nach dem Maße der mir verliehenen Gaben an dem hier gepflegten schönen und erhabenen Werke mitzuschaffen, um durch Darlegung meiner Auffassung von dem Wesen und der Tragweite meiner jetzt zu beginnenden Thätigkeit bei Ihnen, meine Herren Collegen, — so hoffe ich wenigstens — beifällige Zustimmung nud thätige Förderung zu gewinnen und — so bitte ich dringend — gütigen Rath und freundliche, doch niemals schwächliche Nachsicht zu erwerben, wenn in Zukunft dem richtigen Wollen vielleicht nicht immer das beste Vollbringen entspricht, — und Sie, meine Herren Commilitonen, zu vertrauensvollem Entgegenkommen und williger Hingabe an die meiner Leitung anvertrauten Studien zu veranlassen.

Doch die mir zufallende, scheinbar so natürliche Aufgabe, Stellung und Werth der Kunstgeschichte — oder, wie ich lieber sagen will, der Kunstwissenschaft — im Studiengange des Polytechnikums zu erörtern, ist keineswegs so einfach, wie sie sich dem ersten flüchtigen Blicke darstellt. Sie hat ihre sehr verschiedenen Seiten, von denen sie angeschaut werden kann, und ich dürfte kaum hoffen, die Fülle der Gesichtspunkte, die sich mir, wollte ich Vollständigkeit und Abrundung nach allen Richtungen anstreben, darbieten, auch nur einigermaßen zu bewältigen, ohne Ihrer Ausdauer und meiner Kraft allzuviel zuzumuthen; und ohne mich durch das, was ich »weise verschweige«, als »Meister des Stils« zeigen zu wollen, ohne überhaupt deswegen auf Meisterschaft Anspruch zu erheben, sondern lediglich »der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb«,

muß ich mich beschränken. Doch nicht planlos, wahllos, nur dem Zufall anheimgegeben will ich es thun: ich will mich dadurch bestimmen lassen, daß — wie ich glaube — einige an sich interessante und dankbare Seiten der Aufgabe kaum mehr an dieser Stelle behandelt zu werden brauchen.

Was in der That dürfte ich mir davon für einen Nutzen und Vortheil versprechen, wenn ich, sei es belehrend, sei es gar etwa bedauernd, ausführen wollte, daß meine Thätigkeit an dieser Anstalt nicht darauf hinaus laufen kann, die Wissenschaft rein um ihrer selbst willen zu pflegen, wohlgerüstete Kunstgelehrte und eifrige, erfolgreiche Forscher auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft heranzubilden und an den eigenen speciellen Studien und Arbeiten lernbegierige Jünger der Wissenschaft zur Einweihung in die Methode und Technik der gelehrten, streng wissenschaftlichen Behandlung geschichtlicher Stoffe intimen Antheil nehmen zu lassen; daß ich vielmehr um meine Wissenschaft, die göttliche, in der Weise freien lassen muß, daß in ihr das Weib gesucht, Früchte von ihr verlangt werden.

Seitdem Schiller mit erhabenem Pathos diesen Standpunkt als einen unwürdigen abgelehnt hat, ist ein totaler Umschwung in diesen Anschauungen eingetreten, und indem wir uns auf der einen Seite gewöhnt haben, mehr als je zuvor die Würde und Bedeutsamkeit der reinen, ohne jede Rücksicht auf materiellen Nutzen und unmittelbare praktische Verwerthbarkeit betriebenen Wissenschaft anzuerkennen und hoch zu achten, haben wir auf der anderen Seite die Ausnutzung ihrer Ergebnisse im Dienste des täglichen Lebens und die Verbreitung der durch sie gewonnenen sicheren Kenntnisse unter die weitesten Massen des Volkes als eine des Schweißes der Edlen eben so werthe Bemühung erkannt, und ein Gelehrter unserer Zeit würde sich beinahe dem Hohne der Lächerlichkeit aussetzen, wollte er diese Erweiterung des wissenschaftlichen Arbeitsgebietes beklagen und sich beschweren, daß er — wäre es auch selbst durch die zwingende Macht äußerer Verhältnisse — mit seiner Thätigkeit in diese Richtung gewiesen ist. — Diese Veränderung der Anschauung ist so normal und gedeihlich, daß ich sicher glaube, man kann keinen Augenblick zweifeln, daß Schiller selber sie nicht mit einem Gedanken ablehnen würde.

Es kommt, um für mich diese Seite der Sache vollständig als Gegenstand der Erörterung auszuschließen, noch hinzu, daß die Kunstwissenschaft an dieser Stelle in dieser Art ihrer Wirksamkeit gar nichts Specifisches erblicken kann; denn Universitäten und Polytechniken unterscheiden sich im Wesentlichen so, daß in jenen die reine, in diesen die angewandte Wissenschaft gepflegt wird, und Beide nur ausnahms- und theilweise in den Wirkungskreis der Anderen hinübergreifen, und zwar bei Weitem mehr noch (und beiläufig mit größerer Berechtigung und mit geringerer Gefahr der Schädigung ihrer eigentlichsten Aufgabe) die Universitäten in den der Polytechniken als umgekehrt. Es sind hier also sämmtliche Wissenschaften in dieser Hinsicht in gleichem Falle, und der Vertreter der Kunstwissenschaft hat das als etwas allseitig Zugegebenes und Verstandenes vorauszusetzen.

Bei Weitem wesentlicher und förderlicher wäre schon eine andere Betrachtung: die Zugehörigkeit der kunstwissenschaftlichen Kenntnisse zur allgemeinen Bildung, und mein Beruf, nach dieser Richtung, selbst über das nächste Bedürfniß hinaus, zu wirken. Aber auch das bedarf keiner Auseinandersetzung: Es ist allgemein zugestanden. Fehlt auch noch sehr viel daran, daß von allen verpflichteten Seiten Alles geschehen wäre, was sich aus der gewonnenen Ueberzeugung als nothwendig ergiebt, so wird die Thatsache selbst, daß kein sich gebildet nennender Mensch einer gewissen Orien-

tirung in den verschiedenen kunstwissenschaftlichen Disciplinen entrathen kann, von Niemandem mehr ernstlich in Abrede gestellt, — wenigstens von keinem Zurechnungsfähigen. Wem dieses Erforderniß der allgemeinen Bildung noch nicht einleuchtet, der braucht eigentlich bloß aufgefordert zu werden, sich vorurtheilslos, aber mit Aufmerksamkeit auf Beobachtungen in der guten Gesellschaft zu verlegen, seine Erfahrungen auf Reisen, bei der Lectüre, in der eigenen Unterhaltung sorgfältig zu controlliren, — und es unterliegt keinem Zweifel, daß er bald belehrt und bekehrt sein wird. Wir haben hier eine solche Belehrung nicht mehr nöthig. Es ist für allgemeine, dem Bedürfnisse des gebildeten Mannes entsprechende kunstwissenschaftliche Vorlesungen gesorgt, und im Programme werden dieselben — außer von Seiten der mathematischen Schule, die sich vermuthlich als eine vorbereitende Abtheilung und innerhalb ihres kurzen Cursus mit schwierigem und nothwendigem Lehrstoffe überhäuft der Rücksichtnahme auf diese Dinge einstweilen entschlagen zu dürfen geglaubt hat, — allen Studirenden des Polytechnikums, welches auch ihre Berufsziele sein mögen, empfohlen. Ich darf somit die Kunstwissenschaft, so weit sie unter diesen eben berührten Gesichtspunkt fällt, hier für vollkommen ausreichend eingeführt und empfohlen halten.

So wäre nun etwa noch ein dritter Standpunkt einzunehmen: Die Kunstwissenschaft als nothwendiges Glied in dem Gesammtumfange der Disciplinen einer Hochschule, wie sie sein soll. Aber auch dieser Standpunkt ist einerseits schon nicht gerade selten und schwach vertreten worden, unter Anderen auch von mir selber in einer Form und an einem Orte, die an Nachdrücklichkeit und an Oeffentlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen.*) Andererseits wäre gerade diese unsere Hochschule der ungeeignetste Boden für die hierauf abzielenden Erwägungen: Man könnte nicht wohl besser Eulen nach Athen tragen; denn die Karlsruher polytechnische Schule hat fast zuerst unter allen deutschen Anstalten ihrer Gattung die Einsicht gewonnen, in welcher Weise der jüngsten Wissenschaft Rechnung zu tragen geziemt, und sie hat mit kurzem und gutem Entschlusse den glücklichsten und hoffnungsreichsten — um nicht einfach zu sagen: den talentvollsten — unter den jüngsten Vertretern dieser Wissenschaft ausfindig zu machen und zu gewinnen gewußt; und die glänzende Huldigung, welche meinem Freunde und Amtsvorgänger Alfred Woltmann bei seinem Scheiden hier von Lehrern und Schülern des Polytechnikums dargebracht worden, hat es nur in richtigem Maße bekundet, wie man sich des Segens seines hiesigen Wirkens bewußt geworden war; ja, wenn der Schein mich nicht trügt, ist die Hoffnung nicht unbegründet, daß die Nachwirkung seiner Thätigkeit an diesem Orte auch weit über die Kreise des Polytechnikums hinaus eine sehr kräftige, heilsame und dauerhafte sein wird.

Wo sollte ich den Muth hernehmen, unter solchen Umständen vor Ihnen hier für die Gleichberechtigung der Kunstwissenschaft mit den übrigen Disciplinen zu plaidiren? Sie müßten glauben, daß mir meine Phantasie ein ganz anderes Publicum vorgezaubert habe, und ich meine Situation hier gröblich verkenne.

All' das erscheint mir also nicht als würdiger Stoff, auf den ich heute Ihre Aufmerksamkeit und die meine lenken sollte. Mein Blick wird durch diejenige Seite meiner hiesigen Thätigkeit angezogen, welche ich wohl — ohne Unterschätzung der anderen Seiten — als die wichtigste und schwierigste, zur Entschädigung aber auch als die fruchtbringendste und erfreulichste betrachten muß: die Beschäftigung mit der Kunstgeschichte

*) Vgl. „Das Aschenbrödel unter den modernen Wissenschaften", D. W., Bd. II., S. 641 fgg.

und zwar vornehmlich mit einem Theile derselben, der Baugeschichte, im Vereine mit denjenigen unter den Studirenden dieser Hochschule, deren Ziel die praktische Ausübung der Kunst ist.

Die Gemeinschaft dieser Studien fordert noch eine andere Betrachtung als die vorerwähnte wesentlich negativ bestimmte, daß hier nicht die Forschung zum Zwecke der Befähigung für die eigene Forschung vorzuführen, sondern vielmehr die festen und sicheren Ergebnisse der Forschung zum Zwecke der genauen Bekanntschaft mit den Dingen selber mitzutheilen sind. Diese gemeinsamen Studien haben eine sehr positive Seite, welche in's Auge gefaßt zu werden verdient, welche ich aber kaum formuliren kann, ohne über den engsten Kreis dieser Schule hinaus zu greifen und das Problem etwas allgemeiner zu fassen. Es ist hierbei davon auszugehen, daß es uns hier auf die Anwendung des angeeigneten Wissens ankommt. Die Frage lautet also in der nöthigen Erweiterung etwa so:

Was und wie lernt der moderne Künstler durch die Geschichte der Kunst? Wie steht die künstlerische Production der Gegenwart den Kunstformen und Schöpfungen der vorangegangenen Jahrhunderte gegenüber?

Es könnte fast trivial erscheinen, an die Spitze des Versuches einer Beantwortung dieser Frage den Satz zu stellen, daß die Vergangenheit die Lehrmeisterin der Gegenwart sein soll. Und doch ist es nicht überflüssig, diesen Grundsatz ausdrücklich festzuhalten. Hat es doch das Ansehen, als ob er gelegentlich in Vergessenheit zu gerathen Gefahr liefe. Oder worauf zielt eine gewisse sich irrthümlich für pessimistisch haltende Geschichtschreibung, namentlich auf dem Gebiete der Culturgeschichte, hin, deren Bemühen darin gipfelt, uns auch die glänzendsten Zeiten der Vergangenheit durch gut gemeinte, aber doch tendenziös einseitige Darstellung aus einem für ihre großen Erscheinungen und für ihre Gesammtgröße viel zu nah genommenen Standpunkte möglichst dunkel und abscheulich zu schildern, wenn sie nicht die Gegenwart oder richtiger eine in höchst optimistischer Weise vorgestellte bessere Zukunft als der Schule der Vergangenheit entwachsen erscheinen lassen will? Ich möchte zwar keineswegs behaupten, daß, wenn diese Anschauung von der Sache die richtige wäre, die gesammten geschichtlichen Wissenschaften überflüssig geworden wären und am Ende ihrer Tage ständen; denn das psychologische Interesse an den Zuständen der Menschheit unter verschiedenem Himmelsstrich und zu verschiedenen Zeiten würde trotzdem ausreichen, sie am Leben zu erhalten; aber sie würden jedenfalls unsagbar viel an Reiz und an Werth verlieren. Wäre indessen selbst der belehrende Werth der Kenntniß von den einander folgenden Zuständen und Erscheinungen darauf einzuschränken, daß das Gewordene — das heißt die Gegenwart — in seinem Wesen ganz nur durch sein Werden erkannt und begriffen werden kann — was doch keinenfalls zu läugnen ist —, so würde das Princip dadurch schon als gesichert betrachtet werden müssen. Es ist somit erwiesen, daß nicht schon die Fragestellung eine petitio principii enthält.

Wenn ich auf diese Auseinandersetzung nicht wohl verzichten konnte, so erlasse ich hingegen mir und Ihnen die banalen Phrasen von der begeisternden Wirkung der großen Vorbilder auf den jugendlichen Künstlergeist u. s. w., sowie die banausische Anpreisung wegen der handlichen Vorbilder zur verwerthbaren Nachbildung und Bearbeitung und Anderes dergleichen. Was daran gut und richtig ist, muß uns unter anderem, höherem Gesichtspunkte in besserer Form wieder begegnen.

Die erste Wohlthat von Seiten der geschichtlichen Vorstufen seiner Kunst empfängt

der Künstler so zu sagen unbewußt: bei der Uebertragung des technischen Theiles seiner Kunst. Wie viele einzelne Schritte haben gemacht werden müssen, bis Erfahrung auf Erfahrung gehäuft, die Errungenschaften ungezählter Generationen summirt, und der jeweilige Stand der künstlerischen Technik und der Methode beim Unterrichte erreicht wurde!

Indessen diesen Gewinnst heimst der Künstler ein, bevor er noch dazu kommt, die kunstgeschichtlichen Erscheinungen als solche kennen zu lernen und zu betrachten. Doch nach einer Richtung, deren Werth dem Fortschreitenden immer mehr zum Bewußtsein kommt, hat er auch auf diesem Theile seines Weges bereits unmittelbar von den großen Werken der Vergangenheit gelernt: sie habe ihm, wie man es auszudrücken pflegt, als zweite Natur gedient und dadurch die technischen Studien beträchtlich erleichtert.

Die bildenden Künste sind selbst da, wo sie stilisiren oder idealisiren, an die Vorbilder der Natur gebunden. Von diesen aber zum Kunstwerke führt ein Weg der Abstraction, der nicht eben leicht zu finden ist. Die Malerei abstrahirt von der wirklichen Form und giebt nur die Erscheinung wieder; die Plastik verzichtet mehr oder weniger auf die Farbe; die Architektur in ihren decorativen Theilen, die hier zunächst nur in Betracht kommen, folgt bald mehr der Einen, bald mehr der Anderen. Und immer, selbst da — ich lasse die Frage gänzlich auf sich beruhen, ob das künstlerisch ist oder nicht —, ich sage: selbst da, wo die täuschende und genaue Nachahmung der Farbe und der Form, ja vielleicht zum Theil des Stoffes erstrebt wird, führt die nachbildende Arbeit durch Zustände, die zweckgemäß herbei zu führen und richtig zu beurtheilen, ein ganz ungewöhnlicher Grad der Abstraction erfordert wird.

Ein großer Theil gerade der schwierigsten Abstractionen vom natürlichen Vorbilde ist nun im Kunstwerke bereits gemacht, und die künstlerische Bewältigung der natürlichen Formen gelingt minder schwer im Anschlusse an eine bereits fertige künstlerische Bewältigung der betreffenden Aufgabe. Aus der eigenen Erfahrung versteht der Künstler, was es in der Kunstgeschichte auf sich hatte, daß beispielsweise beim Beginne der neuen Zeit die Künstler die Antike als zweite Natur benutzen konnten, zu anderen Zeiten andere Muster erwählt wurden; und umgekehrt macht ihm dieses Gegenstück im Großen die Bedeutung der ähnlichen Erfahrung in seinem eigenen Entwickelungsgange klarer.

Wie er dazu gelangt, sich für seine individuelle Kunstrichtung die passendste technische Behandlungsweise zu suchen, wird er dadurch unterstützt, daß er sieht, wie — rein äußerlich, einfach technisch genommen — die großen Meister verschiedener Zeiten, Nationen und Kunstzweige bei der Herstellung ihrer Kunstwerke vorgingen. Da existiren Skizzen und Studien, Cartons und Modelle zu berühmten und bewunderten Arbeiten; und wie lehrreich ist es, zu verfolgen, wie der Meister selber sich über seine Aufgabe und über die ursprüngliche »dunkele Totalidee« der Lösung klarer wird, wie er sich verwirft und verbessert, wie kaum ein Stadium der Vorbereitung dem anderen gleich ist, und schließlich oft, ja meist ganz etwas Anderes zu Tage kommt, als die erste flüchtige Fixirung des Gedankens ahnen und hoffen ließ. Mag auch die häufige Erfahrung, daß selbst die besten Künstler im Carton nicht halten, was die Skizze versprach, und im ausgeführten Bilde hinter dem Carton zurück bleiben, wenig Tröstliches haben, — belehrend ist sie; und ein beseitigtes Vorurtheil, eine zerstörte Illusion ist oft werthvoller als eine erworbene positive Kenntniß: sie befreit von dem Albdrucke einer chimärischen Hoffnung und eines ungerechtfertigten, zum wenigsten übertrieben schweren inneren Vorwurfes.

Und wie das Gesagte für die Entstehung der Composition gilt, so bietet sich anderwärts Gelegenheit, in die Methode der Ausführung anregende Blicke zu thun. Da sind unvollendete oder theilweise zerstörte Werke, welche die Arbeit im Werden zu beobachten gestatten. Frappant wirksame technische Mittel und Behandlungsweisen des Materiales fordern zur Untersuchung und zur Wiederanwendung auf, und leuchtende Beispiele zeigen, von welcher unberechenbaren Tragweite für die Kunstentfaltung einer ganzen Epoche technische Neuerungen oder Erneuerungen sein können. Es genügt, desfalls an die Wiederauffindung der Frescotechnik an der Wende unseres Jahrhunderts zu erinnern, um erkennen zu lassen, um was es sich hier handelt. — Noch ist das Bindemittel der Farbe in der Schule der van Eycks ein Geheimniß, und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die tadellos erhaltene Leuchtkraft und Tonfülle ihrer Farben durch die glückliche Natur des Bindemittels bedingt ist. — Zahlreiche Proceduren, Mischungen, Stoffe, auf deren Anwendung die neidenswerthe Pracht und Schönheit namentlich vieler kunstgewerblichen Arbeiten aus früheren Jahrhunderten beruht, sind in Vergessenheit gerathen und trotz angestrengter Bemühungen noch nicht wieder aufgefunden worden; und oft hängt handgreiflich die Wiederbelebung eines ganzen herrlichen Industriezweiges von der Bereitstellung solcher technischen Mittel ab. Als auf ein gelungenes Beispiel der Erneuerung will ich hier nur auf die moderne venetianische Kunstgläser-Fabrication und Mosaikmalerei hinweisen, durch welche eine versunkene Welt von Schönheit und Reichthum wieder zugänglich geworden ist.

Tausendfältige Beobachtungen nach allen diesen Richtungen lehren dann fast ununterbrochen durch den ganzen Verlauf der Kunstgeschichte — namentlich aber in den hervorragenden Glanzperioden, den sogenannten classischen, bis zu den Künstlern herab, die man im vierten oder fünften Range classificiren muß, — eine Fülle technischer Meisterschaft kennen und bewundern, die sehr dazu angethan ist, den ernsten und kenntnißreichen Künstler über den Werth des Machwerkes gründlich aufzuklären und ihm jene Bescheidenheit einzuflößen, welche nicht in der heuchlerischen Verläugnung des eigenen Werthes und Vermögens besteht, sondern darin, die Verpflichtung zu erkennen und anzuerkennen, welche Einem hohe Begabung und sorgfältige Ausbildung auferlegen, und sich neben vollem Bewußtsein von dem, was man ist und vermag, strenge Rechenschaft von verschuldeten und unverschuldeten Beschränkungen der eigenen Fähigkeiten zu geben, — jene Bescheidenheit, von der man mit Recht vorzugsweise betont, daß sie den Künstler ziert. Zu allen Zeiten — nur vereinzelte Modekünstler in Perioden der ärgsten Verirrung und Verwirrung in der Kunst machen eine unrühmliche und wenig neidenswürdige Ausnahme — haben die Künstler die Sicherheit in der Handhabung des Technischen als stillschweigende und selbstverständliche Voraussetzung ihrer Thätigkeit zur Verwirklichung ihrer Ideen betrachtet. Ein paar Erzählungen, denen zufolge gelegentlich auch bedeutende Künstler mit ihrer technischen Sicherheit und ihrer Handfertigkeit geprunkt haben sollen, tragen zum Theil das Gepräge laienhafter Erfindung an der Stirne, zum anderen Theile liegt in besonderen Verhältnissen die befriedigendste Erklärung.

In welcher Höhe der Entwickelung aber die Künstler dieses Erforderniß zu erreichen strebten und sich anzueignen vermochten, das wird man staunend häufig genug gewahr, wenn man ihre Werke durchmustert und oft sich kaum entbrechen kann, verwundert und kopfschüttelnd zu fragen, wie solchen Dingen gegenüber noch irgend Jemand den Muth haben kann, auf Technik zu pochen und sich mit seinem Machwerk zu spreizen. Freilich ein bedeutender Künstler, der überall und so auch bei den Alten zu lernen verstanden,

thut das eben auch nicht, sondern er geht eher so weit, wie einst Adolph Menzel, unzweifelhaft in jeder, auch in technischer Beziehung einer der ersten Künstler unserer Zeit, der, als ich einmal in einer kritischen Betrachtung — wo das unzweifelhaft berechtigt ist — das Technische von der Conception trennen wollte, mir in die Rede fiel: »Sprechen Sie mir nicht von Technik, es gibt keine Technik!« — Einer unserer hervorragendsten Baumeister, der selbst ein Meisterstück kühner Construction und präciser Ausführung geleistet hat, mit einem Worte: der Wiener Dombaumeister Friedrich Schmidt hat es ausgesprochen, die athenischen Bauten seien technisch von einer Vollendung, die unmöglich zu übertreffen sei, und er begreife nicht, wie die Griechen mit ihren den unserigen gegenüber doch unzweifelhaft unvollkommenen Meß- und anderen Werkzeugen so mathematisch genaue Steinfügungen ausgeführt und so unerhörte Feinheiten wie die Schwellung der Säulenschäfte und die Curvaturen des Parthenon ermöglicht haben.

Wahrlich diesen und unzähligen ähnlichen Dingen gegenüber könnte den modernen Künstler eher Entmuthigung beschleichen, als Stolz und Hochmuth aufblähen. Denn bedenken Sie, daß er nun neben dieser absoluten technischen Meisterschaft in unübersehbaren Reihen von Kunstwerken eine Erhabenheit der Gesinnung, eine Größe der Erfindung und eine Kühnheit der Phantasie zu bewundern gezwungen ist, vor der vollends die Segel gestrichen werden müssen. Ist es möglich, fragt er sich, daß nach solchen Vorgängern noch irgend ein nennenswerther Erfolg zu hoffen ist? daß ich und in dieser Zeit der allgemein herschenden Zerfahrenheit und Stillosigkeit in der Kunst etwas schaffe, was verlohnte, ein Leben voll Mühe und Arbeit, vielleicht voller Entbehrungen aller Art daran gewandt zu haben? —

Das ist der entscheidende Wendepunkt für den angehenden Künstler beim geschichtlichen Studium der Kunst ähnlich dem Momente, der fast keinem jungen Mediciner erspart bleibt, und in dem er, mit der trostlosen Wahrheit

„Einförmig stellt Natur sich her, doch tausendförmig ist ihr Tod"

in schauderhafter Deutlichkeit bekannt geworden, jeder nur möglichen Krankheit deutliche Symptome an sich selber wahrnimmt, allen Lebensmuth verliert und der Verzweiflung nahe ist. Aber er stirbt nicht, obgleich es ihm gelungen war, unter Anderem auch acute Lungentuberculose und chronische Nicotinvergiftung bei sich zu constatiren, er findet sich mit den peinlichen Vorstellungen ab, und das Gleichgewicht des Gemüthes stellt sich wieder her.

Künstler, welche auf dem unreifen Standpunkte jener zweifelnden und verzweifelnden Frage aus Mangel an Fähigkeit oder auch nur an gründlicher Weiterbildung stehen bleiben, gerathen dann wohl in jenen wunderlichen Zustand der Aegrirtheit gegen Alles, was ältere Kunst heißt, hinein, wünschen, daß alle Galerien der Welt in einer Nacht ausbrennen möchten, damit sie sie neu voll zu malen und zu meißeln bekämen und nicht mehr durch den Vergleich mit den Alten chicanirt würden, oder erfinden sich die schnurrigsten Tröstungen, um zu einem modus vivendi zu kommen, wie jener bekannte Wiener Maler, der da meinte: »Moalen können wir schon wie Tizian, aber wer zoahlt's?« —

Hier ist also der Punkt, an dem sich unter den Kunstbeflissenen eine Theilung vollzieht, entsprechend derjenigen, welche Schiller unter den Jüngern der Wissenschaft statuirt hat. Dem »Brodgelehrten« steht hier der eben geschilderte Kunstphilister gegenüber, mit dem wir uns glücklicherweise nicht weiter zu befassen haben. Für den »philosophischen Kopf« tritt hier der Künstler von Talent und Bildung, — wenn das Glück sehr gut ist, der geniale Künstler ein. Er gelangt durch die Zweifel hindurch sehr bald

zu der Ueberzeugung, daß keine Vorzüglichkeit der alten Meister die Möglichkeit der Vorzüglichkeit der neuen ausschließen kann, ja daß nach manchen Richtungen selbst noch ein Fortschritt denkbar sein muß.

Diese vernünftige Besinnung knüpft daran an, daß die vorurtheilslose Kritik der älteren Kunstdenkmäler beginnt. Auch ein Raphael ist sich in seinen Leistungen nicht immer gleich. Selbst ein Phidias konnte in einem künstlerischen Wettstreite geschlagen werden. Manche der bewundertesten Werke haben doch zur Seite ihrer Vorzüge recht auffallende Schwächen, wie man sie heute kaum einem Anfänger ungerügt und unverbessert durchlassen würde. Bei gar nicht wenigen ganzen Kunstrichtungen muß man, um zur Würdigung und zum Genusse ihrer eigenartigen Schönheiten und Verdienste durchzudringen, die wunderlichsten, nicht selten abstoßendsten Eigenheiten und Ungeschicklichkeiten in den Kauf nehmen. Die Zahl der absolut und ausschließlich anzustaunenden Schöpfungen schmilzt so bedenklich zusammen; warum sollte es nicht möglich sein, wenn auch nicht mit der souveränen Vollendung dieser, doch mit dem verdienten und großen Ruhme jener in die Schranken zu treten?

Andererseits: der Vorrath der architektonisch verwendbaren Grundformen war beim Ausklingen der Gothik bereits eben so vollständig erschöpft wie heute. Gleichwohl hat die Architektur bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, ja, wenn man will, bis zum Tode Schinkels noch neue, eigenthümliche Stilbildungen hervorgebracht. Wo wäre ein triftiger Grund, daß, was so lange möglich gewesen, es fürder nicht sein sollte?

Noch etwas anderes Wesentlicheres steht damit im Zusammenhange. So lange man ein Werk wie die sixtinische Madonna, einen Künstler wie Phidias, Raphael, Michelangelo für sich allein betrachtet, erscheinen sie wie vollkommene vom Himmel gefallene Wunder, und Jemand, der stehend, sitzend und liegend immer den Boden des Irdischen unter sich fühlt, kann zu so überirdischen Vorbildern kaum aufzublicken wagen. So lange sich nun die Liebhaberei mit Kunst, Künstlern und Kunstwerken der Vergangenheit beschäftigte, sind immer nur die hervorragendsten und anziehendsten Erscheinungen und zwar durchweg im Sinne solcher verhimmelnden Betrachtung in's Auge gefaßt worden, und im Bereiche der Kunst hat der »Heroencultus«, der Götzendienst der »Einzigen« und »Unvergleichlichen« wüthender grassirt als auf irgend einem anderen geschichtlichen Gebiete, und mehr geschadet als auf irgend welchem. Denn die That wird durch das Leben erfordert, und von dem Berufenen wird die geniale geleistet, ohne Besinnen über mögliche oder unmögliche Rivalität mit großen Vorgängern; das Kunstwerk aber ist das Erzeugniß freiwilliger Entschließung, und nur aus freiem Geiste kann es rein und klar hervortreten, nicht aus demjenigen, der unter dem lastenden Drucke überwältigender und einschüchternder Vorstellungen steht.

Die wissenschaftlich geschichtliche Betrachtung der Kunst nun zieht ohne Liebe und Haß nicht bloß das Vorleuchtende, sondern jedes Vorhandene in ihren Kreis, sucht es zu verstehen und in seinen rechten Zusammenhang zu setzen. Dabei finden sich ungesucht, aber überzeugend Voraussetzungen und Bedingungen für das Auftreten auch der unvergleichlichsten Künstler, für das Entstehen auch der allerherrlichsten Werke, — Bedingungen, die weder in den Künstlern selber lagen noch von ihnen nach freier Entschließung herbeizuführen waren, sondern in die sie hineingestellt fanden, und von denen sie bestimmend beeinflußt wurden, zum Theil ohne daß sie sich selber dieser Voraussetzungen ihres Schaffens inne wurden, darum aber gerade nur um so zwingender durch dieselben bedingt. Die ragenden Spitzen der Entwickelung treten so in den Fluß des geschichtlichen Werdens. Die

mit dem Haupte in die Wolken ragen, werden erkannt als auf den Schultern vieler Vorgänger und Mitstrebenden, ja geistig Unbetheiligten stehend: der Heroencultus ist durch die Geschichte zerstört.

Die Befreiung von dem lähmenden Banne des Heroencultus ist so zu sagen die innere Wiedergeburt des Künstlers. Sie meinen vielleicht, das sei übertrieben. Ich sage Ihnen, es ist die schlichte Wahrheit; und ich will Ihnen den Beweis nicht schuldig bleiben. Freilich sind die Künstler überhaupt selten ehrlich, die bildenden Künstler insbesondere in der Regel des Wortes nicht mächtig genug, um über die innersten und verwickeltesten Vorgänge in ihrem geistigen Leben zuverlässigen Aufschluß geben zu können. Aber ein Künstler, der so groß ist, daß er sich durch kein Eingeständniß einer menschlichen Schwäche herabzusetzen fürchten darf, und ein Meister des Wortes, in dessen Munde die schwierigsten Gedanken und Empfindungen willig leichte und anmuthige Form annahmen, hat uns ein solches Selbstbekenntniß in vollem Umfange und mit aller irgend wünschenswerthen Rücksichtslosigkeit abgelegt, und sein Zeugniß kann billig für Alle gelten. Kurz nach dem Erscheinen der Wolff'schen Prolegomena, durch welche die Vorstellung von dem einen Homer beseitigt, und die Entstehung der homerischen Gedichte aus der lange andauernden Thätigkeit im Schoße einer Dichterschule bewiesen worden war, schrieb Goethe zur Einführung seines epischen Meisterwerkes die köstliche Elegie »Hermann und Dorothea«, und in dieser sagt er:

> Erst die Gesundheit des Manns, der, endlich vom Namen Homeros
> Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
> Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen? —
> Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Dem noch etwas beifügen zu wollen, schiene Vermessenheit. —

Also Muth! Das ist das von mehreren Richtungen her gleichmäßig gewonnene Resultat für den Künstler aus der ernsten und eingehenden geschichtlichen Beschäftigung mit der Kunst der Vergangenheit. Geben wir uns ruhig Rechenschaft, worin die Bedeutung der einzelnen geschichtlichen Kunstschöpfungen liegt, was sich über die Gesetze der kunstgeschichtlichen Neubildungen ermitteln läßt, und was sich so als Lehre und Norm für das moderne Schaffen ergiebt.

Unläugbar haben viele Kunstwerke aus den besten und mustergültigsten Perioden der Kunstgeschichte sehr arge Mängel und Schwächen. Aber es ist überall eben so augenfällig wie die Fehler, daß, gewiß zwar nicht durch die Fehler, aber ganz so sicher in untrennbarer Verbindung mit den Fehlern die orginellen Schönheiten und Formideen des Werkes entstanden sind. Wie ein Goethe gleich vielen anderen Dichtern ohne Frage auf manchen herrlichen Gedanken durch die fertig mit einem beleidigenden Reime sich ihm darbietende Form geführt worden ist, und das Ganze da war, ohne daß mehr daran gerührt werden konnte, wenn nicht Alles wieder verloren gehen sollte, so ergiebt sich einem Bildner wohl auch einmal eine entzückende Pose auf Kosten eines zu langen Armes oder Beines, und der unsagbar innige und glaubensstarke Ausdruck eines Kopfes — mir schwebt Raphael's heilige Katharina von Alexandrien vor — gelingt einem Maler gerade nur mit einem Blicke, dessen Unregelmäßigkeit man im gewöhnlichen Leben höflich mit dem Beiworte »interessant« beschönigt.

Daß das wirklich so geschieht, und daß die unmittelbare Zusammengehörigkeit der gesammten Form dem Künstler selber den freien Blick trübt, so daß er entweder das Falsche gar nicht bemerkt oder die naheliegendsten Mittel zur Abhülfe nicht findet, kann

man z. B. daran leicht und sicher erkennen, daß sich Einem beim Lesen von Gedichten selbst der edelsten und formgewandtesten Dichter oft unwillkürlich kleine Aenderungen als möglich darbieten, durch die nicht das Mindeste verloren ginge, wohl aber eine Härte oder Unschönheit beseitigt würde. — Oft ist die Erfindung so zwingend abgeschlossen in allen Haupt- und den meisten Nebensachen, daß der letzte Stein zum Baue gar nicht mehr passend gefunden werden kann. Da macht der Künstler gar nicht selten Fehler mit vollem Bewußtsein. Wie sich Ihnen überzählige Versfüße und miserable oder fehlende Reime in der Poesie zahlreich als Beläge hierfür aufdrängen werden, so citire ich Ihnen aus dem Bereiche der bildenden Künste ein sehr erlauchtes Beispiel: der kleine Erot im Vordergrunde des Triumphes der Galathea von Raphael ist ein perspectivisches Ungeheuer; aber er schließt gerade so, in seiner jetzigen Zeichnung die soweit außerordentlich schöne Composition mit trefflich geführten Linien ab.

Wie in solchen Fällen die inneren, veranlassen leider in nur allzuvielen Fällen äußere Bedingungen, als da sind: räumliche Verhältnisse, Bestellerlaunen, Materialtücken u. s. w., Concessionen von Seiten des Künstlers, die ihm meist schwer genug geworden sein mögen. Oft gelingt es dem Talente oder dem Scharfsinne, aus einer Ueberwindung der Schwierigkeit einen Triumph zu machen — ob aber eine harmonisch zum Ganzen stimmende Schönheit? Die Fälle dürften recht selten sein!

Aus den Tausenden und aber Tausenden solcher Fälle, unter denen gewiß auch noch andere Gattungen als die hier berücksichtigten zu unterscheiden wären, zieht sich der moderne Künstler die Lehre, daß kaum je ein Menschenwerk vollkommen ist, daß aber auch mit Mängeln behaftete Kunstwerke nicht durch ihre Fehler, aber trotz ihrer Fehler bedeutend und vorbildlich haben werden können, — weil in dem, was durch die Fehler nicht berührt wird, und was das Wesentliche an dem Werke ist, eine neue eigenthümliche künstlerische Idee glücklich verkörpert ist. Das Werk kann tausendmal nachgeahmt, und der Fehler dabei geschickt vermieden werden, immer doch wird das fehlerhafte Original das bedeutendere und durch die unnachahmliche geistige Frische, die nur dem ersten Wurfe eignet, auch das anziehendere und erfreulichere Werk bleiben.

Der denkende Künstler entnimmt hieraus eine Lehre: Die Bedeutung der Kunstwerke steht nicht im Verhältniß ihrer Tadellosigkeit, sondern im Verhältniß ihres Reichthums an selbständigen Momenten. Oder setzen wir hierfür gleich das rechte Wort, um von vornherein jedes Mißverständniß abzuschneiden: Die Bedeutung der Kunstwerke liegt in ihrem Reichthum an Motiven, und zwar natürlich besonders an originellen Motiven.

Der Begriff des Motives ist überaus schwer in Kürze zu definiren. Das Motiv verhält sich zum Gegenstande, wie die organische Zelle zu den unorganischen Stoffpartikelchen, aus denen sie materiell zusammengesetzt ist. Der Wundermann, der das Todte belebt, ist in jenem Falle der Künstlergeist, der die Fähigkeit zum Leben in der starren Masse entdeckt und durch seine Macht die Möglichkeit zur Wirklichkeit erhebt.

Zum Motive geworden, ist der Gegenstand geschickt, allein oder mit anderen »Motiven« passend vereint zu den verschiedenartigsten Kunstwerken verarbeitet zu werden; ganz so, wie die Zelle auf dem normalen Wege gewisser Entwickelungen constituirender Theil aller möglichen Organismen werden kann.

Ist dem Künstler Sinn und Bedeutung des »Motives« aufgegangen, so verwandelt sich ihm unter der Hand — der glücklichste Moment in seiner historischen Beschäftigung mit der Kunst! — die ganze Kunstgeschichte in eine Geschichte der Erfindung von

Motiven. Als Rohmaterial dient diesem Processe die Welt der Dinge im weitesten Umfange, und von Zeit zu Zeit gewahrt man, daß die motivebildende Kraft sich mit großer Gewalt und Schnelligkeit umfangreicher neuer Stücke jenes Rohmateriales bemächtigt. Man nennt das gewöhnlich die Erweiterung der Stoffgebiete, deren vielleicht die allergrößte und summarischeste durch die niederländische Malerei des 17. Jahrhunderts bewirkt wurde. Große »Gebiete« scheint dieselbe der darstellenden Kunst kaum mehr zu erobern übrig gelassen zu haben: sie ging so principiell gründlich zu Werke, daß nur noch ergänzende Nachlesen zu halten blieben. Wie fruchtbar aber auch diese noch werden konnten, hat die Erfahrung der zwei Jahrhunderte seither zur Genüge erwiesen.

Doch die Ausdehnung der Stoffgebiete, die Erfindung von Motiven ist nicht das einzige Mittel der Weiterentwickelung in der Kunstgeschichte; mindestens ebenso wichtig ist, seitdem überhaupt Motive vorhanden waren, die immer wiederholte Anwendung der Motive, die fortschreitende Bearbeitung der Stoffe geworden, und keine Beobachtung ist erhebender für den Künstler als die hier zu machende.

Es zeigt sich nämlich auch in der Welt der künstlerischen Organismen und ihrer Jahrtausende alten Geschichte dieselbe Erscheinung der unaufhörlichen Umgestaltungsfähigkeit und der allem Anscheine nach unendlichen Perfectibilität wie in der Welt der natürlichen Organismen; und wie hier die erste unscheinbare Zelle die Mutter alles Lebendigen, einer unabsehbaren Menge vielgestaltiger Wesen geworden, so hat das erste künstlerische Motiv eine Welt von Idealschöpfungen aus sich erzeugt; und auch hier zeigt sich wie dort die ewige Umgestaltung und die ewige Verarbeitung im Allgemeinen als der Weg zu höher organisirten Gebilden, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß im einzelnen Falle selbst das fruchtbarste und dankbarste Motiv durch eine neue Bearbeitung bis zur Unkenntlichkeit entstellt und in dieser zufälligen Verunstaltung aller Lebenskraft beraubt sein kann.

Die Geschichte der Künste unter diesem Gesichtspunkte des Kreislaufes der Stoffe ist noch nicht geschrieben; es wäre vermessen von mir, wollte ich mir herausnehmen, hier auch nur Andeutungen zur Lösung dieser Riesenaufgabe zu geben. Ich will nur darauf hinweisen, daß für die Geschichte der Poesie Fortlage so ziemlich das Erforderliche in Umrißstrichen gegeben hat. Im Bereiche der Literärgeschichte sind — als in der älteren Disciplin — auch die hieraus sich ergebenden Thatsachen bereits besser beobachtet und zusammengestellt. Für die Geschichte der bildenden Künste hat man noch kein hinreichend wachsames Auge auf die Verfeinerung und Vertiefung der Stoffe und der künstlerischen Behandlung in Folge der unzählige Male wiederholten Bearbeitung gehabt. Ich wüßte für diese — so zu sagen — innere Geschichte der Stoffe in der bildenden Kunst im Augenblicke keine einzige der Rede werthe Vorarbeit zu nennen, außer der Studie meines sehr verehrten und für die Kunstwissenschaft viel zu frühe gestorbenen Lehrers Ernst Guhl über die Darstellungen der Madonna, wo er einleitend sehr verständnißvolle, leider unbeachtete Winke über die Natur und die Wichtigkeit derartiger Untersuchungen gegeben hat.

Das ist eine der kostbarsten Früchte, die der Künstler für sich beim Studium der Kunstgeschichte einheimst, zu sehen, daß die Zahl der Motive eine verhältnißmäßig sehr beschränkte ist, daß die vorhandenen aber unablässig von Hand zu Hand wandern und dabei selbst verfeinert und zu feinerer künstlerischer Neugestaltung geeignet gemacht werden.

So gelangt der Künstler dazu, was von ungeheurer Wichtigkeit ist, sich über die

Bedeutung des Begriffes »Erfindung« in der Kunst zu orientiren. Seit Jahrhunderten schon laufen immer dieselben Motive in der Kunst um; Motive von Epoche machender Bedeutung sind wenige hinzu gekommen. Nur die Musik macht hier eine Ausnahme. Selbst die Geschichte hat kaum neue Motive geliefert, da sie sich als mäßig fruchtbare Künstlerin mit der Wiederholung, oft mit der täppisch absichtlichen Wiederholung älterer Motive begnügt hat. — Daran erkennen wir, daß das, was man gemeiniglich »Erfindung« nennt, richtiger »Combination« genannt werden sollte. Es wird im Großen und Ganzen eigentlich nicht erfunden, sondern nur aus bekannten Elementen, den künstlerischen Motiven, combinirt.

Je weniger nun aber auf diese Weise überall die schöpferische Kraft des motivebildenden Künstlers in Anspruch genommen wird, ein um so größerer Nachdruck fällt naturgemäß auf die künstlerische Form der neuen Combination als eines Ganzen von eigenem Gepräge. Das trifft mit der auch auf anderem Wege als unserer modernen Kunst zufallend erkannten Aufgabe der Verfeinerung in der Darstellung der alten Stoffwelt zusammen. Die bewußte und klare Einsicht in diese Verhältnisse dürfte nicht allzu verbreitet sein; aber wie es bei dergleichen Dingen immer geht: das dunkele Gefühl davon ist vorhanden und giebt sich bald geschickt, bald ungeschickt zu erkennen. Geschickt ist das unserem ganzen Jahrhundert eigene lebhafte und energische Streben nach guter Form, nach technischer Gewandtheit, die freilich in allen Künsten bis zum Cultus der Virtuosität ausgeartet ist. Ungeschickt ist das früher erwähnte Pochen auf die Technik und das Coquettiren mit derselben sowie der Versuch, die philosophische Erklärung der Welt des Schönen auf die Analyse der Form allein einzuschränken, das Schöne theoretisch nur als etwas rein Formales aufzufassen und diesem Mißverständnisse zu Liebe die nicht zu escamotirenden stofflichen Elemente des Schönen so künstlich wie möglich unter den Begriff »Form« zu subsumiren. Der Stoff, ob neu oder alt, ist eine Macht in der Kunst, die man begreifen und bewältigen muß, sonst durchbricht sie einmal unversehens die schönsten Cirkel, die man für die Formentwickelung gezogen hat. Der reine krasse Naturalismus mit dem Programm »le laid c'est le beau« ist das Resultat so einer revolutionären Gegeneinwirkung des Stofflichen in der Kunst. Es rächt sich so, daß die gesammte moderne Kunst mit einer Erneuerung des Formbewußtseins anhob und an dem Stoffgebiete nicht sofort eine gleiche innere und äußere Wandelung durchzusetzen strebte oder vermochte. Das ist kein schwer wiegender Vorwurf für die Epoche der Erneuerung. Sie kennen das Sprüchwort »qui trop embrasse, mal étreint«; und was die Renaissance umfaßt hat, das hat sie wundervoll bewältigt. Sie hat uns aber — das lernen wir, großen Theils mit deutlichen Hinweisen auf die zunächst einzuschlagenden Richtungen, aus der Geschichte der Kunst — noch viel zu thun übrig gelassen, wovon wohl erst der allerkleinste Theil befriedigend und endgültig geleistet sein dürfte. Des freut sich die Kunst, des freuen sich die Künstler.

Die Etappen des Ausgleiches zwischen Stoff und Form in der Kunst, deren jede eine Bereicherung des Ersteren und eine Verfeinerung der Letzteren mit sich gebracht und in ihren Höhepunkten zu einer relativ vollkommenen Harmonie Beider geführt hat, um dann alsbald wieder die neuen Gegensätze und Aufgaben aus der Harmonie hervortreten zu lassen —, die großen Etappen, deren Verlauf in den großartigsten Zügen über das Wesen und die Bedeutung des formalen Elementes in der Kunst und sein Verhältniß zum stofflichen Elemente belehrt, — sie liegen uns vor in den großen einander folgenden Stilcharakteren der Geschichte. Da erkennen wir, daß ein ehernes, aber ver-

nünftiges Gesetz auch die Entwickelung der künstlerischen Formen- und Erscheinungenwelt beherscht. Auch hier liebt die Natur, das heißt die natürliche, richtige und gedeihliche Entfaltung, keinen Sprung; und wie um uns von dieser Wahrheit durch directes Experiment zu überzeugen, bietet uns die Kunstgeschichte einmal das Beispiel eines gewaltsam durchgesetzten Sprunges oder Risses oder Bruches: beim Eintreten der Gothik, wo tausend festgeknüpfte und glücklich fortgesponnene Fäden abgeschnitten wurden, und an die Stelle der vielgestaltigen und eben in der Abklärung begriffenen Formenwelt der voraufgegangenen Epoche ein meisterhaft gefügtes, kühn construirtes, gewaltig wirksames und für eine gewisse herschende Sinnesart und Gemüthsstimmung unübertrefflich bezeichnendes, aber einseitiges und der Gefahr der Verknöcherung in ungewöhnlichem Grade ausgesetztes System trat. Sie wissen, daß dieselbe Geschichte uns auch darüber belehrt, daß sie derartige Sünden gegen den Geist des natürlichen Fortschrittes homoöpathisch zu behandeln beliebt: sie redressirte den Riß, indem sie einen noch viel schärferen Einschnitt machte und über die letzte Vergangenheit hinweg an die fallen gelassenen Fäden, deren Anfänge weit zurück in den Hintergrund der Zeiten reichten, wieder anknüpfte.

Wir finden noch ein annähernd ähnliches Beispiel, einen versuchten Sprung in der Entwickelung, dort, wo die Revolution auf politischem Gebiete auch auf künstlerischem mit der Ueberlieferung grundsätzlich brechen wollte. Der gewaltige Unterschied ist nur der, daß, wie Anton Springer*) schlagend nachgewiesen hat, die Zeit der großen Revolution unvergleichlich unproductiv an künstlerischen Ideen war, daß sie keine selbständige That und Leistung, die sich nur ganz von weitem der Originalität und Großartigkeit des gothischen Bausystemes hätte vergleichen lassen, dem Verworfenen aus eigener Kraft und eigenem Reichthum gegenüber zu stellen hatte. So entlehnte sie die ihr passend scheinenden Formen aus den Schätzen der Vergangenheit, und verursachte daher keinen eigentlichen Riß, sondern nur eine Verwirrung: ihr Beispiel der Anleihe bei der Vergangenheit, um die eigene Unproductivität zu verdecken, fand Nachahmung und führte uns in den modernen Stilwirrwarr hinein, der zwar bedauerlich und stellenweise unerquicklich, aber doch nicht hoffnungslos ist. Er scheint uns zu verbürgen, daß die Klärung des gegenwärtigen Zustandes nicht wie an der Gränze des Mittelalters durch einen gewaltigen Riß und Einschnitt nur ermöglicht werden wird, sondern daß die Verwirrung sich durch Entwirrung klären und beseitigen wird.

Die kunstgeschichtliche Beobachtung leitet uns also auf Gesetze der Entwickelung. Diese Gesetze führen zurück auf bestimmte unwandelbare Wesenheiten in den Factoren, mit welchen bei dieser Entwickelung zu rechnen ist: im Geiste des Menschen und in der Kunst. Wir sind weit entfernt, diese Wesenheiten vollkommen ergründet und aus ihrer gründlichen Kenntniß ein handliches und leicht anwendbares System gebildet zu haben; aber gerade für die bildenden Künste und insbesondere für die Architektur und was von ihr abhängt, für die »technischen und tektonischen Künste« haben wir durch einen der genialsten Künstler unserer Zeit die Grundlegung zu einer in jedem Sinne des Wortes »praktischen Aesthetik« empfangen, deren Lehren wir an der Hand der kunstgeschichtlichen Thatsachen zu verstehen, zu prüfen und auszubauen haben, um sicher zu sein, ihnen folgend aus dem innersten Wesen der Kunst heraus gewachsenen Normen zu gehorchen, welche natürlich keine Recepte zu unsterblichen Meisterschöpfungen sind, wohl

*) Vgl. „Die Kunst während der französischen Revolution", in den „Bildern aus der neueren Kunstgeschichte".

aber sichere Geleise für klaren und besonnenen Fortschritt in der Kunst genannt zu werden verdienen.

Nur durch die gründliche Kenntniß des Gewesenen und Gewordenen in der Kunst war es möglich, eine solche Lehre zu begründen. Nur an der Hand gründlicher und ausgebreiteter Studien in der Geschichte der Kunst ist es dem werdenden Künstler unserer Zeit möglich, sich derselben verständnißvoll zu bemächtigen. Mit den einzelnen erprobten und bewährten und zu Elementen gewordenen Formen macht zum Zwecke der freien oder gebundenen Nachahmung eine andere Disciplin viel sicherer und genauer bekannt als die Kunstgeschichte; die technischen Einzelheiten lehren zu wollen, kann diese sich auch nicht einmal andeutungsweise beikommen lassen. Aber sie führt mehr als jede andere auf die Kunst bezügliche Disciplin zum Verständniß der Kunst im Ganzen, zum Wesen der Sache; und

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er's im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Die kunstgeschichtliche Betrachtung, nicht verwirrt durch all' die störenden Einzelheiten, welche die Production auf Schritt und Tritt behelligen und oft genug die besten Vorsätze und Entschließungen aus der Bahn lenken, läßt den Künstler die Gesammtheit der Kunst übersehen, hebt ihn auf den Standpunkt, von welchem aus sein Blick nicht durch Kleinigkeiten und Unwesentliches behindert wird, das Große und Wesentliche in den Dingen zu erkennen und zu würdigen, und befähigt ihn so zu reifem, eindringendem Denken über seiner Hände Werk; und brauche ich Ihnen noch Lessing's ewig wahres Wort in die Erinnerung zu rufen:

Der denkende Künstler ist doch noch eins so viel werth!

Die hohe Karlsschule.

Von

Ludwig Mezger.

Die »hohe Karlsschule«, wie die merkwürdige Lehr- und Erziehungsanstalt des württembergischen Herzoges Karl seit ihrer Erhebung zum Range einer Universität durch Kaiser Joseph II. 1781 schließlich genannt wurde, ist um ihrer Bedeutung und weitgreifenden Wirksamkeit willen wiederholt, bald gelegentlich in den verschiedenen Schillerbiographien, bald in besonderen Schriften besprochen und gewürdigt worden. Das umfangreichste Werk darüber ist das von H. Wagner in zwei Bänden, Würzburg 1856—58. — Man hat diese Schule, die, nach Art der Prachtbauten desselben Fürsten in unbegreiflich kurzer Zeit von ihm in's Leben gerufen, im Laufe von zwei Jahrzehnten einen europäischen Namen gewann, nach ihrer Geschichte, nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Pädagogik und Disciplin, nach den Leistungen und Lebensstellungen ihrer für die deutsche und selbst die französische Wissenschaft und Kunst einflußreichen Zöglinge, in ihrem Verhältnisse zu dem genialen Schöpfer derselben u. s. w. beleuchtet.

Indeß blieb trotz des reichen Materiales Vieles, was man schon zur Kenntniß dieser eigenthümlichen Anstalt und zur Einsicht in das innere Getriebe derselben zu erfahren wünschte, unbesprochen und unaufgehellt. Insbesondere wurde man über Lehrplan und Unterrichtsweise, über die Behandlung der vielen Lehrfächer, über das Ineinandergreifen und Zusammenwirken der Lehrkräfte gegenüber dem bunten Vielerlei der Unterrichtsgegenstände sowohl wie der aus allen Weltgegenden zusammengewürfelten Zöglingschaft gar nicht genügend aufgeklärt. Noch weniger erhielt man befriedigendes Licht über die letzten Ursachen der überraschenden Erfolge der Schule. Im Gegentheil erschien, je mehr Einzelheiten über die leitenden Erziehungsgrundsätze, die theilweise sehr barocken Seltsamkeiten ihrer Hausordnung und ihres auch hier despotisch waltenden Herren bekannt wurden, ihr Aufblühen, ihr Ruhm und vor Allem ein großer Theil ihrer Leistungen um so unbegreiflicher; das Verhältniß von Ursachen und Wirkungen behielt bis jetzt immer noch etwas ganz Irrationales.

Wie konnten aus einer Schule, deren Gebieter die Maler und Bildhauer auf die gleiche, niedrigste Zöglingsstufe mit den Tänzern und »Stuccators« stellte und an den nachmals so berühmt gewordenen Eberhard Wächter bei seiner Erklärung, sich der Malerei widmen zu wollen, die Frage richtete: »Was? Er, ein Regierungsrathssohn, schämt sich nicht, ein Maler zu werden?« — wie konnten aus solcher Anstalt mehrere Meister ersten Ranges in der bildenden Kunst und in der Tonkunst hervorgehen? Wie ist es erklärbar, daß ein Institut, in welchem der Ehrgeiz in wahrhaft erschreckendem Umfange zum treibenden Principe der Arbeit erhoben war, eine Reihe von Männern gebildet hat, die als die reinsten Priester der Wissenschaft gelten? Wie vermochte diese Karlsakademie, »die von dem höchsten Ziele aller Erziehung, wahrhaft freie Menschen zu bilden, so weit entfernt war, daß sie vielmehr durch militärischen Pedantismus alles freie Regen und Leben des Geistes erdrücken zu wollen schien, die Pflanzstätte von so vielen tüchtigen und gesunden, und einigen wirklich großen Männern zu werden«, von Männern, welche die deutsche und die französische Nation gerade wegen ihrer edlen Freiheit des Geistes bewundert und verehrt?

Auf diese und ähnliche Fragen blieb man an der Hand der seitherigen Mittheilungen über die Karlsschule die Antwort schuldig. Es bildeten sich daher nicht selten die verschiedensten Urtheile über ihren Werth und ihre Bedeutung. Ja man konnte da und dort die bedenkliche Rede vernehmen: nicht durch dieselbe, sondern trotz derselben sind ein Cuvier, ein Schiller, sind Dannecker, Kielmeyer, Koch, Pfaff, Wächter, Zumsteeg das geworden, was sie sind. Oder sagte man auch: so wenig es dem Herzoge Karl durch seinen haarsträubenden Luxus und seine despotischen Launen gelungen ist, sein gutes Württemberg zu ruiniren oder auch nur seiner persönlichen Beliebtheit bleibenden Abbruch zu thun, so wenig hat er durch seine wunderliche Erziehungsweise die gesunde Kraft seiner besseren Zöglinge zu unterdrücken und den Geist der Zeit zu dämpfen vermocht.

Und allerdings auf dem Gebiete des sittlichen Lebens ist diese Auskunft nicht ohne Berechtigung. Es wird gewiß nicht unrichtig gesagt, daß »der Widerstreit der geistigen Höhe und Freiheit und des niederen sittlichen Standpunkts dieser Anstalt es gewesen ist, welcher in tiefer angelegten Naturen, wie es die unseres Schiller war, jene mächtige Reaction des moralischen Bewußtseins, jene gewaltige Erschütterung des ganzen Inneren hervorrief, die, ob auch nach schweren Kämpfen, sie schließlich zu der vollendeten Darstellung sittlicher Schönheit geführt hat«.

Um so weniger erklären sich dagegen mittelst dieser Auskunft die bedeutenden wissen=

schaftlichen und künstlerischen Leistungen, welche Deutschland, ja Europa diesem und jenem Schüler der hohen Karlsschule verdankt. Diese Thatsache muß Ursachen haben, welche denn doch in den Einrichtungen und Anregungen des Institutes selbst lagen.

Man sagt freilich noch weiter, die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts sei eben überhaupt reich an großen Talenten gewesen, und entfernt nicht die meist noch unvollkommenen Schuleinrichtungen, sondern vor Allem der außerordentliche Reichthum an genialen Kräften habe in jener Periode den Aufschwung deutscher Literatur und Kunst herbeigeführt. »Sei ja doch um dieselbe Zeit im theologischen Stift zu Tübingen, obgleich es keineswegs einen untadelhaften Studienorganismus hatte, nicht nur Spittler und Planck, Stäudlin und Paulus, sondern auch das merkwürdige Dreiblatt Hölderlin, Hegel und Schelling gebildet worden.« Und auch anderwärts sei eine große Anzahl von Gelehrten, Dichtern und Künstlern, die noch jetzt als Fackelträger deutscher Bildung gelten, in sehr mangelhaften Schulen oder auch, wie Göthe und die beiden Humboldt, nur im Privatunterrichte vorgebildet worden.

Allein bei der Betrachtung und Beurtheilung einer Schulanstalt, ihres Werthes und ihrer Erfolge handelt es sich schließlich nicht sowohl um die großen Berühmtheiten, die aus ihr hervorgegangen. Dies hängt mehr oder minder von der jeweiligen Productionskraft einer Zeit und, wenn man will, vom Zufall ab. Auch ist, beim Lichte betrachtet, angesichts der großen Menge von Schülern, welche die Karlsschule aus aller Herren Ländern und aus den verschiedensten Lebenskreisen herangezogen hat, und da der Herzog mit besonderer Spürkraft die Talente aufzufinden und z. B. den Maler Koch von einer tyroler Schaftrift weg für seine Anstalt anzulocken wußte, die Menge solcher Größen nach Verhältniß nicht einmal übermäßig zu nennen. Vielmehr ist dabei vor Allem »das einfach tüchtige und gesunde Mittelgut von Zöglingen das, worauf man das Augenmerk zu richten hat und worauf der Ehrenanspruch einer Schule beruht«, wie ja auch bekanntlich der Unterricht sich zur ersten Aufgabe machen soll, in möglichst vielen Schülern von mittlerer Begabung einen soliden Grund werthvoller Kenntnisse zu legen. Nun aber weiß man von der Karlsakademie, daß sie unter ihren Zöglingen gerade eine große Menge von bedeutenden und in hohen Stellungen erprobten Beamten und Officieren zählt, daß die Namen von 17 Ministern und 33 Generalen unter den ehemaligen Karlsschülern verzeichnet sind. Es ist nachgewiesen, daß in den darauf folgenden Jahrzehnten ihre Zöglinge in den verschiedensten Lebensstellungen, auch in den Reihen des Kaufmanns- und höheren Gewerbestandes in der Regel durch einen gewissen, für höhere Interessen aller Art offenen Geist und vielseitigere Bildung sich ausgezeichnet haben. Man macht mit Recht auf den gewaltigen »Contrast aufmerksam, welcher namentlich in Württemberg zwischen der philisterhaft schwerfälligen, gutmüthig beschränkten Art, welche noch im Anfang der siebziger Jahre alle öffentlichen Aeußerungen kennzeichnet, und der geweckten, lebendig raschen in der darauf folgenden Zeit sich bemerklich macht«, einen Contrast, der, zumal bei dem Naturell des schwäbischen Volksstammes, viel weniger auf Rechnung des allgemeinen geistigen Umschwunges in Deutschland fällt, als vielmehr zumeist zurück zu führen ist auf den Einfluß des einheimischen großen Institutes, das, Dank dem Scharfblicke seines Schöpfers, von Anfang an die Heranbildung eines geistig gehobenen Beamtenstandes sich zur Hauptaufgabe gemacht hat. In dieser Beziehung ist noch besonders beachtenswerth das Zeugniß, das ein Mann, wie Spittler, der persönlich der Karlsschule nicht angehört hat, derselben ausgestellt hat. »Der herrliche Segen, sagt er, von Aufklärung und neuer Thätigkeit, der von der Stuttgarter Hohen Schule ausfloß, wird

auch nach ihrer Erlöschung (i. J. 1794) ein volles Menschenalter hindurch in allen Collegien des Landes und im ganzen Geist der allgemeinen Gesinnungen des Landes fühlbar bleiben, weil Lehrer und Schüler, die sich umschlungen von den Banden dieser in ihrer Art einzigen Anstalt zusammen und wechselsweise gebildet haben, nach und nach in alle Aemter eingerückt sind, auf deren Besetzung und Art der Verwaltung die Erhaltung des öffentlichen Geistes beruht.« Die gewichtigsten Stimmen endlich, in denen bedeutende Zeit- oder Berufsgenossen über ihre in der Karlsschule gebildeten Freunde und Mitarbeiter urtheilen, Göthe über Schiller, Martius über Kielmeyer, die Franzosen über Cuvier, die Vertreter der Naturwissenschaft und Mathematik über Pfaff, Hartmann, Autenrieth u. A., sie stimmen mit überraschender Einmüthigkeit in der Anerkennung des überschauenden und ordnenden Geistes derselben, ihrer Weite des Blickes und der in die Tiefe dringenden Klarheit überein. Und auch Hofmeister bewundert schon an den Abhandlungen und Probeschriften des heranwachsenden Schiller's gleichfalls die wissenschaftliche Kraft und Ordnung, den reichen und methodisch geschulten Apparat, der sich neben der angeborenen Intuition darin kund gebe. Alle diese Urtheile weisen darauf hin, daß eine auszeichnende Eigenthümlichkeit der Akademie diese gewesen ist, »den Geist des Schülers frühzeitig zu gewöhnen, daß er sich mit gesammelter Energie in das Einzelne versenke, um es als begriffliches Glied eines großen Ganzen zu verstehen«. Hiermit ist noch schärfer die Thatsache bezeichnet, von der, wie gesagt, die Ursachen müssen in der Einrichtung der Anstalt selbst vorhanden gewesen sein.

So gewiß aber ebenso übereinstimmend der negative Satz festgestellt ist, daß diese Ursachen nicht in der Disciplin und der pädagogischen Vortrefflichkeit derselben zu suchen sind, so gewiß muß eine andere Seite ihrer Thätigkeit den Schwerpunkt ihrer Kraft und Bedeutung, ihrer ungewöhnlichen Erfolge und Leistungen gebildet, ihren einstigen Weltruhm begründet haben, die Auffassung nämlich der wissenschaftlichen Seite der Jugendbildung, ihre Unterrichtsweise, der Lehr- und Lernplan des Institutes. Diesen positiven Gedanken, daß dem wirklich so sei, ließen die seitherigen Veröffentlichungen über dasselbe mehr nur ahnen, aber eine gründliche Untersuchung, einen quellenmäßigen Nachweis über seine didaktische Eigenthümlichkeit bis in's Einzelne hinein hat erst das Jahr gebracht, das gewissermaßen auch eine säculare Bedeutung für die Karlsschule hat, sofern am 17. Januar 1773 der dreizehnjährige Friedrich Schiller in den Kreis der Akademie getreten ist. Das Programm des Kgl. Realgymnasiums in Stuttgart vom Jahre 1873 hat in der That zu rechter Stunde diese empfindliche Lücke der deutschen Literatur- und Schulgeschichte in befriedigendster Weise ausgefüllt.

Mit dieser Schulschrift stattet Professor Julius Klaiber, durch seine treffliche Apologie des Märchens und seine Schilderung: »Stuttgart vor hundert Jahren« u. A. liebsam bekannt, im Namen seiner jugendlichen, in den Kreis der älteren Schwestern tretenden Schule durch erstmalige Untersuchung und gründlich eingehende Besprechung eben der Unterrichtsweise der ehemaligen Karlsschule eine allen gemeinsame Dankesschuld gegen jene merkwürdige Anstalt ab. Der Dank, möchte man hier im Namen der Schule und der Literatur mit der Redensart des socialen Lebens sagen, ist auf unserer Seite. Denn in diesem Programme ist nicht nur das Werden dieser aus einer gehobenen Volksschule in zehn Jahren zu einer jeder gleichzeitigen Universität mindestens ebenbürtigen Hochschule herangewachsenen Lehr- und Erziehungsanstalt mit lichtvoller Klarheit geschildert, sondern auch mit derselben Meisterschaft im zweiten Haupttheile, S. 15—48, der Unter-

richtsorganismus derselben so dargelegt, daß selbst für den Fachmann die Eingangs angedeuteten Widersprüche und Räthsel zu voller Befriedigung gelöst, und, wie sich zeigen wird, auch für sehr wichtige Fragen der Erziehung und des Unterrichtes in unserer Gegenwart nicht wenige höchst beachtenswerthe Antworten daraus zu entnehmen sind.

Eine eingehendere Besprechung oder auch nur Berichterstattung über den Inhalt dieser zunächst didaktischen Abhandlung gehört natürlich nicht an diesen Ort, sondern in eine Schulzeitung. Zwar ließe sich daraus eine Menge Stoffes mittheilen, der keineswegs bloß bei dem Schulmanne, sondern bei jedem gebildeten Leser auf Theilnahme rechnen dürfte. Dem Einen wäre es erwünscht, an der Hand dieser lebensvollen Schilderung näher bekannt zu werden mit der Geschichte der Pädagogik und Didaktik des vorigen Jahrhunderts, für welche die Karlsschule unendlich mehr Bedeutung hat, als all die sonstigen Versuche jener Zeit, die damalige Stagnation des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens zu beseitigen. Ein Anderer würde mit großem Interesse die merkwürdige Erscheinung sich vorführen lassen, wie diese Anstalt im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens mit jedem Jahresring eine neue Gestalt gewinnt, oder wie dieselbe von Jahr zu Jahr mehr die gleichzeitigen Bildungsanstalten überflügelt, oder wie sie die Kunst verstanden hat, das, was unsere Gegenwart an mindestens zehn Arten von Schulen besitzt, nicht nur unter einem Dache zu vereinigen, sondern nach festem und wirklich kunstvollem Plane und mit guten Erfolgen zu regeln. Auch das Licht wäre Manchem erfreulich, das durch diese Schilderungen auf einen Fürsten fällt, der nach überaus stürmischer Jugend die letzten vierundzwanzig Jahre seines Lebens dazu verwendet, mit genialer Kraft, Elasticität und Energie eine solche Schöpfung in's Leben zu rufen. Allein die Kenntnißnahme von dem Allen, sofern es der Vergangenheit angehört, möge der geneigte Leser sich durch eigene Einsicht in unser Programm selbst verschaffen.

In diesen Blättern dagegen, welche über das geistige Leben und Schaffen der Gegenwart Umschau halten, hat vor Allem dasjenige von der Vergangenheit ein Recht, eingehender erörtert zu werden, was die Einsicht, das Können und Wollen der Mitlebenden fördert, sei es, daß es die früheren keimkräftigen Anfänge besserer und vollkommenerer Pflanzen der Gegenwart aufzeigt oder auch Mißgriffe, die früher gemacht wurden, vermeiden lehrt, sei es, daß das Alte uns einen Spiegel vorhält, in welchem wir Mängel und Lücken, um nicht zu sagen Rückschritte unseres dermaligen Lebens und Strebens erblicken. In diesem letzteren Falle liegt sogar eine Pflicht vor, das Bild der Vergangenheit in seiner vollen Schärfe zur Beschämung und zur Mahnung auf uns wirken zu lassen.

Und wir sind in diesem Falle. Die hohe Karlsschule bietet in ihrer Unterrichtsweise, ihrem Lehr- und Lernplane, kurz nach der wissenschaftlichen Seite der Jugendbildung, wie wir sie jetzt erst quellenmäßig aus dieser Schulschrift kennen lernen, mehr als einen Punkt dar, der für alle Zeiten, auch für die unserige aller Beachtung und Beherzigung werth ist, zu unparteiischer Prüfung auffordert, ob wir's denn wirklich im Vergleiche mit jenen Alten so herrlich weit gebracht, wie man sich's gerne einredet, und der im Gegentheil uns nahe legt, allen Ernstes darauf Bedacht zu nehmen, daß wir behalten, wahren und weiter bilden, was wir hatten und haben, an solchen Vorbildern nämlich und Mustern echter Didaktik, Lehr- und Lernzucht. Lassen wir also alles Weitere bei Seite, was von der didaktischen Einrichtung der Karlsakademie etwa nur interessant und merkwürdig, aber immerhin zweifelhaft gut oder theilweise verkehrt war, und versuchen im Nachfolgenden vorzugsweise nur das zur Sprache zu bringen, was

von derselben unbedingt gut, bleibenden Werthes und von der Art ist, daß es auch unsere Gegenwart in ihren niederen, hohen und höchsten Schulen, natürlich cum grano salis, fest zu halten und je nach Umständen nachzuahmen hat. Nur vollwichtige und heute noch coursfähige Münzen sollen diesem reichen Schatze entnommen, diese aber nie und nimmermehr abgeschätzt werden, so lange es uns um wahrhaft deutsche, edle und freie Jugendbildung zu thun ist. Wären solche hier nicht zu finden, so müßten wir unsere Besprechung mit der gegebenen kurzen Anzeige schließen.

Nun aber ist vielmehr die Aufgabe, die noch zu lösen wäre, keine geringere, als zu beweisen, nicht allein, daß die überraschenden Erfolge der Karlsschule, gerade bei jenem Mittelgute, das sich im Leben trefflich bewährt hat, wirklich den Grundsätzen und der Art ihres Lehrens und Lernens zu verdanken seien, sondern auch, daß diese didaktische Seite der Anstalt in wesentlichen Stücken als etwas Besonderes, Ausgezeichnetes, etwas selbst für unsere im Unterrichtswesen unläugbar mächtig vorwärts schreitende Zeit Mustergiltiges und Nachachtungswerthes gelten könne. Diese wesentlichen Stücke, an denen der Beweis herzustellen ist, sind eben so sehr die richtige Erfassung des letzten Zieles und Zweckes, der Grundprincipien alles Unterrichtes wie die zweckentsprechende Bestimmung der Gegenstände, der Unterrichtsfächer, theils an und für sich, theils in ihrem Verhältnisse zu einander, theils in der Art ihrer Behandlung, und für's Dritte die sach- und naturgemäße Ordnung der Arbeit sowohl der Lehrenden wie der Lernenden, wiederum jedes Theiles für sich und in ihrem gegenseitigen Zusammenwirken.

Wir beschränken uns hier, von diesen drei Gesichtspunkten aus nur eben die hervorragendsten und bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten und Vorgänge unserer Lehranstalt zu beleuchten. Was davon insbesondere der Lehr- und Lernweise unserer Gegenwart zu Gute kommen könnte, mag in einzelnen Randbemerkungen und Streiflichtern sich anfügen.

Die Frage, was wahre Bildung sei, wurde zwar zu verschiedenen Zeiten in Theorie und Praxis gar verschieden beantwortet. Aber es ist erfreulich, zu bemerken, wie denn doch die denkenden Geister des Alterthums und der Neuzeit darüber eine in allem Wesentlichen übereinstimmende Ansicht aussprechen. Bildung im vollen und wahren Sinne besteht nicht in bloßem Wissen und Können von Einzelnem, im Vielerleiwissen und Fachwissen oder in Ausstattung mit Virtuosität in dieser oder jener besonderen — sei's körperlichen, sei's geistigen — Kraft und Fähigkeit, sondern »in der Ausgestaltung des ganzen inneren Menschen zu einer in sich harmonischen Lebenserscheinung«. Sie ist nur da zu finden, wo »die möglichst vollkommene Harmonie aller menschlichen Kräfte hergestellt, sowohl die Erkenntniß- wie die Willens- und Empfindungssphäre« der Individualität und Lebenslage gemäß entwickelt ist. Gebildet ist nur derjenige, bei dem das Einzelwissen verbunden ist mit Interesse und Verständniß des allgemeinen Kreises von Einsichten und Kenntnissen, und das Stoffliche durch den eigenen Geist herausgearbeitet ist zu freiem Besitze, bei dem der geistige Gesichtskreis vom Individuellen und Speciellen zum gemeinsamen Umfange des allgemein Menschlichen erweitert ist; gebildet ist nur, wer jederzeit sich sagt: Homo sum, humani nil, a me alienum puto, und endlich, wer »die treibenden Ideen seiner Zeit zu verstehen und an den Aufgaben der mitlebenden Menschheit an seinem Theile mit bewußter Einsicht mitzuarbeiten im Stande ist«. Sonach entspricht wie die Erziehung so auch der Unterricht seiner Aufgabe in vollem Maße nur dann, wenn er seine Schüler geneigt und fähig macht, in diesem Sinne gebildete Menschen zu werden. Diese Sätze, obwohl zum Theil neueren, die Sache mit besonde-

rem Geschick erörternden Schriftwerken*) entnommen, sie sind die Principien, nach denen die gesunde Philosophie, Theologie und Pädagogik aller Zeiten die Frage nach dem letzten Zweck und Ziele des Unterrichtes entscheidet, die ebenso bei einem Plato, wie bei einem Göthe, Fichte, Schiller und Schleiermacher wiederklingen.

Nun in diesem Sinn und Geiste hat die hohe Karlsschule, soweit sie es zu ihrer Zeit vermochte, das Ziel ihrer Unterrichtsaufgabe selbst gesteckt, angestrebt und wohl vollständiger, als die meisten gleichzeitigen, ja als die meisten neueren erreicht. Daß man, keineswegs als lautador temporis acti, sondern um der Wahrheit die Ehre zu geben, diesen Ruhm unserer Anstalt zuerkennen muß, dessen sind Zeugen die oben angeführten Stimmen der urtheilsfähigsten Zeitgenossen über die bedeutendsten in dieser Anstalt gebildeten Zöglinge und die Leistungen vieler ihrer Schüler in Schriften und Aemtern. Zeugniß dafür aber legt ferner ab der Charakter der Universalität, der ihr in ganz eminenter Weise aufgeprägt ist, mögen wir diese Schule in ihrem Gesammtorganismus oder die Art und Weise in's Auge fassen, wie sie die einzelnen Fächer der Kunst und Wissenschaft betrieb. Schon der Gedanke, Alles, was jetzt Real- und Gelehrtenschulen, Universitäten, mit nahezu allen ihren Facultäten, polytechnische Schulen, Musikschulen, Kunstakademien für Architekten, Maler, Kupferstecher und Bildhauer, Kriegsschulen, Handlungsschulen, forstwissenschaftliche Anstalten, ja selbst Pflanzstätten zur Bildung für Tanzkunst und Theater zu leisten haben, in einem alle Altersstufen umfassenden Institute zu vereinen, und diese Schüler allesammt, im Durchschnitte 350 an der Zahl, mit den nöthigen Kenntnissen und Fertigkeiten von früher Jugend an bis zum Eintritt ins praktische Wirken auszustatten, hat nicht nur etwas Geniales und Colossales, nein, er zeigt unzweideutig, wie es dem Gründer, dem unermüdlichen Pfleger und Leiter dieser Schöpfung darum zu thun war, in allen seinen künftigen Beamten, Gelehrten, Dichtern, Künstlern, Officieren und Industriellen den Sinn und Trieb zu pflanzen für jene allseitige Bildung, von der wir vorhin geredet haben. Man bedenke, welche Fülle von Anschauungen, von Bestrebungen, von weckenden, anregenden, treibenden Kräften für Lehrer und Schüler, zumal bei dem engen Zusammensein, Verkehr und gemeinschaftlichen Wirken und Schaffen, in solcher Universitas geboten war. Auch hatte der Unterricht entfernt nicht bloß die wissenschaftliche, sondern in gleichem Grade die ästhetische und gemüthliche Bildung im Auge; den schönen Wissenschaften der Musik und Kunst, auch der Gymnastik, Reit-, Fecht- und Tanzkunst war ihr gutes Theil von Rechten und Aufgaben zugewiesen; die Prosa der Tagesarbeit durch Kunstgenüsse, die sauren Wochen durch frohe Feste verschönt, »der künftige Staatsdiener neben dem Künstler, der Kaufmann neben dem Studirten, die in den Lehrsälen Getrennten und mit den verschiedenartigsten Studien Beschäftigten, sie Alle sahen sich außerhalb derselben durch den heitersten Verkehr zusammengeführt« und je nach dem Zuge des Herzens mit Banden einer Zeitlebens andauernden Freundschaft umschlungen. Zum Belege, wie umfassend die einzelnen Fächer betrieben wurden, und wie sehr einer banausischen Auffassung und Behandlung, den Einseitigkeiten eines bloßen Fachwissens und einer engherzigen Fachbildung vorgebeugt war, sei erinnert an die centrale und umfassende Stellung, welche der Philosophie im Unterrichtsplane gegeben war (wovon unten), und an die umsichtige Sorgfalt, mit der der Scharfblick des

*) Von Hauber aus dem Artikel „Bildung" in der Encyklopädie von Palmer und Schmid und von Bruno Meyer: „Aus der ästhetischen Pädagogik. Sechs Vorträge. 1873." M. s. die Anzeige ders. in unseren Blättern V, 1. S. 60 ff. von Hans Prutz.

Herzoges von Anfang an darauf hinarbeitete, vornehmlich »der Menschenklasse der Schreiber, welche einer einseitigen Verkennung des Werthes geistiger Güter leichter verfalle, als alle anderen Beamten« die helfende Hand zur Herstellung »einer egalen Cultur« zu bieten und »der bisherigen mechanischen fabrikmäßigen Bildung der Schreiber eine wissenschaftlichere edlere Bildung zu substituiren«. Man lese, wie zu einer Zeit, da auf den meisten Hochschulen eine staatswirthschaftliche Facultät noch lange nicht geboren war, in der Karlsakademie bereits im Jahr 1773, also gleich im Anfange ihres Bestehens als höherer Schule, die Studien der Cameralisten und der Jäger (Forstwirthe) geordnet waren. Auf der akademischen Stufe waren ihre Fächer: Landwirthschaft mit wöchentlich einem halben Tage Spaziergänge auf's Feld, Stadtwirthschaft mit Besuchen in den Werkstätten, Forst- und Jagdwirthschaft, Staatswissenschaft, Handlungswissenschaft, Finanz- und Polizeiwissenschaft, Bergwerks- und Münzwissenschaft, bürgerliche Baukunst, Rechnungswesen und Kanzleipraxis. Für die sogenannte militärische Abtheilung waren in gleich umfassender Weise nach ihrem vollendeten Ausbau folgende Fächer ausgeschrieben: Algebra, Planimetrie, Stereometrie, praktische Geometrie, Trigonometrie, mathematische Geographie, Statik und Hydrostatik, Aerometrie und Artilleriewissenschaft, reine Taktik und Lagerkunst, Feldbefestigung, Festungsbau, Angriff und Vertheidigung der Festungen, Geschichte der Taktik, Militärgeographie, angewandte Taktik und Strategie, militärisches Zeichnen. Nicht aber das Umfassende des Unterrichtsplanes für die Specialfächer, sondern das ist weitaus das Bedeutsamste: diese Schule hielt, sobald sie einmal ihrer Aufgabe in vollem Maße bewußt geworden war, den Grundsatz unerschütterlich fest, daß »eine sorgfältige Behandlung der allgemeinen Bildung die erste Bedingung für eine wahrhaft wissenschaftliche Betreibung der Fachstudien sei. So ruhte die ganze Anstalt von unten bis oben auf einem einheitlich gedachten Plane, in welchem jeder Theil auf die Bestimmung des Ganzen bezogen war.«

Es scheint nun an diesem Orte nahe zu liegen, die Frage eingehender zu erörtern, wie sich heute nach hundert Jahren der Unterricht in unseren Lehr- und Erziehungsanstalten bis zur Hochschule hinauf mit seinen Grundsätzen und Erfolgen verhalte zu dem, was diese alte Schule angestrebt und geleistet hat. Allein jeder Sachkundige weiß, daß eine runde Antwort auf diese weitschichtige Frage sich in Kürze gar nicht geben läßt. Allerdings, wenn es mit solch schroffen Machtsprüchen gethan wäre: »im Wissen ist unsere Zeit, in der Bildung im Abnehmen begriffen«, so ließe sich die Sache leicht schlichten. Allein so einfach liegt die Frage nicht. Ein allgemeines anklagendes Urtheil, soll es nicht die offenbarste Unbilligkeit üben, ließe sich gegen unsere Zeit nicht aussprechen, wenn nicht zuvor sicher bewiesen würde, daß überhaupt das hohe und umfassende Bildungsideal jener Vergangenheit unseren Schulen und ihrer Unterrichtsweise gar nicht mehr vorschwebe, und daß unsere Gegenwart zwar gar wohl, wenn sie die rechte Einsicht und Kraft hätte, jederzeit auch noch auf demselben Wege mittelst solcher Centralanstalten, dasselbe Ziel erstreben und erreichen könnte, aber eben dazu unfähig, zu zerfahren und zu materiell gesinnt sei. Diesen Nachweis zu liefern, möchte aber schwer halten. Ist ja selbst der Satz nicht so leichthin zu widerlegen, daß insbesondere der Unterricht nach Art der hohen Karlsschule in unserer Zeit, schon wegen der jetzigen quantitativen Ausdehnung aller Kunst- und Wissenszweige, gar nicht mehr möglich, aber auch ganz und gar nicht so nöthig sei, da auf allen Stufen jede einzelne Wissenschaft rationeller, philosophischer, formal bildender gelehrt werde. Dieses Alles und noch Etliches dazu müßte sorgfältigst erwogen und hin und wieder besprochen werden, wollte man einen abschließenden Spruch thun.

Was sich dagegen hinsichtlich des zunächst in Frage stehenden Zieles und Zweckes, der Grundprincipien alles Unterrichtes in Kürze hier aussprechen läßt und kaum eines gegründeten Widerspruches gewärtig sein dürfte, sind folgende Sätze.

In Betreff der Erfassung und Verwirklichung des Bildungsideales nach seiner ästhetischen Seite weist unsere Gegenwart in Vergleich mit der hohen Karlsschule ein bedeutendes Deficit auf, nicht allein in einzelnen mehr oder minder untergeordneten Lehranstalten, sondern auf allen Stufen der hohen, höheren und höchsten Schulen. Worin die Mängel und Lücken bestehen, wie das Deficit zu decken ist, wie die Schulen ausreichende Pflanzstätten für die Pflege des Schönen, des vollen *καλοκἀγαθον* werden können, verdient, auch nach Schiller u. A., aus den schon erwähnten Vorträgen von Meyer, aber auch aus den hier besprochenen Mittheilungen über die Karlsakademie entnommen und angeeignet zu werden. In diesem Betrachte — videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat. Dieselbe Mahnung fließt aber aus dem, was wir über die Karlsschule erfahren, noch in einer zweiten Richtung.

Es ist ein offenes Geheimniß, daß auf allen Stufen des Unterrichtes in unseren Tagen »die Forderung sich übermäßig breit macht, daß man die Bildung des Einzelnen dem einst von ihm zu ergreifenden Berufe anpasse, also lauter Fachschulen errichte«, und wiederum, daß namentlich auch auf den Hochschulen eine ganz erschreckende Abneigung vor allgemein bildenden Fächern und ein Ueberwuchern bloßer Brodstudien um sich gegriffen hat. Bleiben wir hier nur bei dem Letzteren stehen. Wie wenig das tauge, wie sehr auch die künftigen Beamten in Staat, Kirche und Schule nöthig haben, eine umfassendere, vielseitigere, die oben bezeichneten Merkmale an sich tragende Bildung sich anzueignen, wenn nicht das Staatswesen Noth leiden soll, braucht keinem Einsichtigen erst bewiesen zu werden. Vorhin haben wir's nun aber mit bezeichnenden Worten aus dem Munde des fürstlichen Vaters der Karlsakademie vernommen und gesehen, wie er auch seine »Schreiber und Jäger« gebildet wissen wollte. Der für sie entworfene Lehrplan und die Bedeutung, welche in dieser Anstalt auch für sie nicht nur den allen akademischen Fachcollegien immer noch zur Seite gehenden allgemein bildenden Fächern (Universalgeschichte, Naturwissenschaften und moderne Sprachen), sondern namentlich einer philosophischen Schulung beigelegt wurde, sagen uns dasselbe*). — Also auch in Beziehung auf das einseitige und engherzige Fachstudium unserer akademischen Jugend sehen wir uns auf ein Deficit hingewiesen, das nach dem Vorgange vor hundert Jahren, nach dem

*) Erwähnenswerth ist in dieser Hinsicht auch ein Wort von einem Manne, dem man gewiß keine Ueberschätzung der Philosophie nachsagen kann. Dr. Tholuk soll zwei Studirende, die sich bei ihm als Zuhörer meldeten und durch die Aeußerung, mit der Philosophie haben sie sich geflissentlich gar nicht abgegeben, wahrscheinlich sich ihm empfehlen wollten, mit der Antwort abgefertigt haben: „Dann kann ich Sie schon gar nicht brauchen." — Man sage nicht, dieses ängstliche Fach- und Brodstudiren sei nothwendige Folge des übergroßen Aufwandes, welchen dermalen jegliches Studium erfordere. Ein unbemittelter Schulcamerad und Studiengenosse von mir hatte in einer achtjährigen Schreiberlaufbahn sich die Mittel erspart, um nothdürftig dem Drange seines Herzens gemäß noch die Rechtswissenschaft studiren zu können. In sechs Semestern mußte wo möglich der akademische Curs absolvirt werden. Dessenungeachtet folgte er der Eingebung seines gut angelegten Kopfes und wendete das erste und auch noch das zweite Halbjahr auf, um vorherrschend philosophische Studien zu treiben. Die Folge war, daß er, trotz seiner zwar guten, aber nicht glänzenden Examensnote, nach wenigen Jahren in's Ministerium gezogen, eine der hervorragendsten Stellen in der obersten Landesbehörde zu bekleiden bekam und für die wichtigsten Interessen der Staatsverwaltung die ersprießlichsten Dienste leistete.

Muster der hohen Karlsschule zu decken Studienaufsichtsbehörden wie Docenten unserer Tage in gleichem Maße aufgefordert sind.

Von den Gegenständen des Unterrichtes und zwar dem Umfange, welchen dieselben, extensiv betrachtet, in der Karlsakademie hatten, war gelegentlich schon im Bisherigen die Rede. So können wir uns in diesem Abschnitte kürzer fassen und uns auf zwei Lehrfächer beschränken, denen in dieser Anstalt eine eigenthümliche, auch für unsere Gegenwart beachtenswerthe Stellung und Behandlung gegeben war.

Auf den ersten Anblick hat, wie schon die oben mitgetheilten zwei Studienpläne für die Cameralisten und die Officiere zeigen, die Masse der Wissensstoffe etwas höchst Befremdliches. Es könnte sogar scheinen, die Akademie habe, wie das in unseren Tagen häufig geschieht, gleichfalls den Satz mißachtet, daß die geistbildende Kraft der verschiedenen Unterrichtsfächer nicht auf dem Quantum nützlicher Kenntnisse beruht, das sie gewähren, sondern auf dem Maße, in welchem sie die denkenden und strebenden Kräfte in Anspruch nehmen, nähren und fördern. Diese Befürchtung ist aber nicht gegründet. Vielmehr war, wie sich unten zeigen wird, gehörig dafür gesorgt, daß auch das Vielerlei des Gelernten jederzeit wirklich geistig aufgenommen und dem Geiste assimilirt wurde. Ebenso richtig und einflußreich aber war das, daß diese Schule allerdings einen Einheitspunkt gefunden hatte in einer Disciplin, welche, ihrem Wesen nach im Mittelpunkte aller Wissenschaft stehend, aus sämmtlichen anderen Fächern ihre Stoffe entlehnte, um sie geläutert und vertieft an sie zurück zu geben, — in der Philosophie. »Das ist, sagt Klaiber mit Recht, ohne allen Zweifel die interessanteste Eigenthümlichkeit der Karlsschüler, durch die sie vielleicht schlechterdings einzig dasteht in der Geschichte der Pädagogik. Sie läßt sich einfach mit dem Worte bezeichnen, daß die Akademie auf der entscheidenden Stufe des vorbereitenden Unterrichts nicht das Lateinische, nicht die klassischen Sprachen noch irgend ein anderes Fach, sondern geradezu die Philosophie zur centralen Einheit der wissenschaftlichen Arbeit gemacht hat.«

Aus mehr als Einer der mitgetheilten Aeußerungen des Herzoges sieht man, wie sehr er selbst darauf hielt, als Philosoph zu gelten, welch ungemeinen Werth er für seine Schule auf dieses Fach legte, und wie er es mit klarstem Bewußtsein zum Mittelpunkte alles Unterrichtes erhob. Nicht weniger als sieben philosophische Unterfächer: Psychologie, Moral, Ontologie, Kosmologie, natürliche Theologie, Logik und Geschichte der Philosophie wurden nach dem seit 1781 von Abel und Schwab festgestellten Plane in acht und zwölf Wochenstunden gelehrt. Die Schüler der beiden philosophischen Abtheilungen sollten das 14. Jahr vollendet haben, doch war das Durchschnittsalter wohl näher an 16 und 17 Jahren.

Noch mehr befremdet durch dieses hochtrabende Programm des philosophischen Unterrichtes selbst werden nun aber Schulmänner und Sachkundige unserer Zeit, die es ja zum Theil selbst zweifelhaft machen will, ob überhaupt auch nur eines der propädeutischen Fächer der Philosophie auf der Gymnasialstufe zuzulassen sei, fragen: wie es zu rechtfertigen oder auch nur denkbar sei, daß diese Menge philosophischen Stoffes vollends mit dieser Altersklasse mit Erfolg und Nutzen habe behandelt werden können. »Und gewiß nicht bloß gewagt, geradezu widersinnig und unnatürlich wäre die Sache, wenn die Philosophie, um die es sich dabei handelt, auf der Höhe dessen stände, was wir allein unter Philosophie uns zu denken gewohnt sind. Davon ist nun aber auch durchaus nicht die Rede. Vielmehr war das, was das allgemeine Bewußtsein der damaligen Aufklärungsperiode mit heiterem Selbstgenügen als Philosophie bezeichnete,

eben nichts Anderes als die Philosophie des gesunden Menschenverstandes, jene Popularphilosophie, welche, von Haus aus fragmentarisch und eklektisch, im Grunde nur die mannichfaltigen Beziehungen des Menschen zur Welt, zu sich und zu Gott zum Gegenstand eines philosophisch gefärbten Raisonnements machen wollte.« Diese nach englischen Vorbildern geformte Weltweisheit war, wie Jeder zugeben wird, der die damaligen philosophischen Lehrschriften und Kundgebungen kennt, leicht und gemeinverständlich genug, um im Gymnasialunterrichte mit halbwegs begabten Schülern betrieben zu werden.

Sodann aber — und das ist die Hauptsache — war die Behandlung dieser Gegenstände in der Karlsschule von der Art, daß selbst ein moderner Philosoph vom reinsten Wasser zwar über die damalige Selbstgenügsamkeit seiner Wissenschaft, ihrer Lehrer und Vertreter, lächeln, die Schüler aber nimmermehr bedauern noch auch den Unterricht für verfehlt erklären wird, sondern im Gegentheil, wenn er ehrlich sein will, gestehen muß, es wäre um unsere Gymnasien und auch um unsere Hochschulen gut bestellt, wenn mutatis mutandis zur Stunde überall nach dieser Methode Philosophie getrieben würde. Denn man höre, wie sich bereits im Jahr 1773 Abel über die Behandlungsweise der Philosophie ausspricht. Sein Gutachten, in dem er die bisherige Manier des philosophischen Unterrichtes in der Schule einer scharfen Kritik unterwirft, lautet: »Die Definitionen, Distinctionen, Formeln aller Art, welche man fertig und gegeben dem Gedächtniß darbietet, bleiben todt im Kopf des Schülers liegen; sie üben weder seine Denkkraft, noch treffen sie sein Herz.*) Der richtige Lehrer, der den Grundsätzen der menschlichen Natur folgt und die Bedürfnisse des jugendlichen Geistes versteht, wird einen andern Weg einschlagen. Er wird zunächst aus den andern Fächern des Unterrichts, aus Geographie, Geschichte, Naturgeschichte u. A. geeignete Materialien zusammentragen, um aus diesem den Schülern zugänglichen und vertrauten Stoffe nach sokratischer Methode eine Philosophie der Natur und eine Philosophie des Menschen zu abstrahiren, in der Art, daß durch die methodisch geleitete Thätigkeit das Denken des Lernenden geklärt und geschult wird, und er eine natürliche Logik erlernt.« Als weiterer Zweck wird an einer anderen Stelle angegeben: »Der philosophische Unterricht solle den Schüler nach und nach zum Selbstdenken, zum vernünftigen Raisonnement, zum geschickten Ausdruck und zum verständigen Lesen der Bücher gewöhnen.«

So verliert denn jenes obige philosophische Programm alles Befremdliche und Abschreckende, und wir begreifen, wie die Schüler der philosophischen Abtheilungen mit einer wahren Begeisterung dieses Fach trieben, wie selbst die höheren akademischen Klassen, Juristen und Mediciner u. A. sich herzudrängten, diese Lehrstunden wiederholt zu besuchen, ja wie es nicht fehlen konnte, daß dieser Unterricht jene überraschenden Erfolge hervorrief, von denen die oben mitgetheilten Urtheile, z. B. Göthe's, Zeugniß geben. Alles wirkte somit zusammen, daß die Philosophie zum Mittelpunkte alles Unterrichtes gemacht werden konnte und wirklich mit entschiedenem Nutzen gemacht wurde: die durchaus faßliche populäre Form, der lebendige, den vorhandenen Anschauungen und Begriffen der jungen Leute entnommene Inhalt, die dabei in's Auge gefaßten Zwecke und vor Allem die sokratisch-katechetische Behandlung des concreten Stoffes.

In letztgenannter Hinsicht kommt noch außer der überaus liebenswürdigen und anregenden Persönlichkeit des Philosophen der Schule, Abel's, der weitere und wohl aller-

---

*) Man erinnere sich, wie jene Popularphilosophie, im Gegensatze gegen die französischen Freidenker, immer auch die Pflanzung edler Moralität zur Hauptaufgabe ihres Raisonnements machte.

wirksamste Umstand in Betracht, daß ein Mittel, das man in unserer Zeit auf Universitäten und Gymnasien weitaus nicht so, wie sich's gebührt, und wie es z. B. in polytechnischen Schulen geschieht, zu würdigen und zu verwerthen weiß, in ausgiebigster Weise in Anwendung gebracht war: die auf dem natürlichen, genetischen Wege gewonnenen, aus concretem Stoffe herausgewachsenen abstracten Wahrheiten wurden fort und fort ebenfalls in concreter, lebendiger Weise zu einem wirklichen und dauernden Bestandtheile des Inneren, des persönlichen Bewußtseins erhoben. Mit Einem Worte: was gelehrt wurde, wurde immer zugleich durch Uebung der eigenen Kraft vom Schüler angeeignet. So wurde das edle Metall philosophischer Kategorieen und Sätze durch alsbaldige Ausprägung zum selbsteigenen Besitzthum gemacht, der spröde Stoff der »natürlichen Logik« und Metaphysik durch dialektische Verwendung in stetem Flusse erhalten. Der philosophische Unterricht war nichts als eine zwei Jahre fortgesetzte, an allen zur Speculation tauglichen Objecten geübte Gymnastik des Geistes. Dies geschah einestheils mittelst der vielen Reden und Disputationen, welche die Schüler zu schaffen hatten, anderentheils und noch weit nachhaltiger durch die geradezu fast täglichen vorzugsweise auch diesem Fache zugewendeten Aufgaben und Privatarbeiten derselben. Wie dies ermöglicht, und wie es damit gehalten wurde, werden wir alsbald im letzten Abschnitte erfahren.

Doch zuvor noch einige Worte über einen anderen Gegenstand des Unterrichtes, die Behandlung der sprachlichen Fächer, und zwar nur der alten Sprachen. Greifen wir aus dem reichen Inhalt unseres Programmes nur die bezeichnendsten Sätze heraus, welche die Eigenthümlichkeit und den Geist der Schule in diesem in sechs Abtheilungen (Klassen)*) betriebenen Lehrfache genügend kennzeichnen.

In den klassischen Sprachen ward vor Allem darauf gehalten, daß Viel gelesen wurde, nicht allein weit mehr, als sonst in den damaligen Schulen, sondern auch mehr, als in unseren jetzigen Gymnasien. Außer den gegenwärtig obligaten Autoren werden von römischen mit besonderer Vorliebe betont die ars poetica von Horaz und auch spätere Prosaiker und Dichter genannt; von Lateinern: Sueton, Lucan, Silius; von Griechen: Theophrast, Lucian, des Aristoteles Ethik und Poetik, des Aristophanes Plutus, Stücke aus Pindar. Zugleich sollte nie mehr als ein Prosaiker und ein Dichter neben einander gelesen werden. Der lateinische Unterricht einer Abtheilung war durchaus und streng nur in eine Hand gelegt. Die römischen und griechischen Antiquitäten und Literatur mußten immer in besonderer Vorlesung behandelt, die Ersteren womöglich durch Zeichnungen vorgetragen und durch Auszüge aus den Autoren belegt werden. Weit mehr als auf die sprachliche ward auf die reale Seite, die Hervorhebung der Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers, Erläuterungen aus der Mythologie und den Antiquitäten, ganz vorzüglich aber auf die richtige und gute Uebersetzung in's Deutsche der Hauptwerth gelegt. In den späteren Jahren wurden, ganz gegen die Gewohnheit der Zeit, die Vorlesungen, selbst über lateinische Autoren und sogar die Disputationen in deutscher Sprache gehalten.

Lateinische Aufsätze scheinen hauptsächlich nur von denen gefordert worden zu sein, welche Gelehrte werden wollten; die Versübungen galten, ebenfalls ketzerisch genug, nur als lobenswürdige Nebenbeschäftigung für besonders dazu Befähigte. Die Uebersetzung aus dem Deutschen in's Lateinische war zwar hinsichtlich der dafür bestimmten Zeit und

*) Diese sechs unserem jetzigen Gymnasialcurs bis zur Secunda entsprechenden Abtheilungen sollten also die Grundlage für den darauf folgenden zweijährigen philosophischen Cursus bilden, worauf dann das oberste Stockwerk der akademischen Fachwissenschaften gebaut war.

in Anbetracht, daß die wichtige Ertheilung des Preises auch noch für die philosophischen Abtheilungen von dem Ausfalle der lateinischen Composition abhing, keineswegs gering geachtet, aber es geschah dies doch mehr aus Anbequemung an das Herkommen, als mit wirklicher Werthschätzung dieser Uebungen. Vielmehr spricht Abel den Geist der Anstalt ganz richtig aus: »Da die Absicht im Latein das Lesen der Autorum ist, so nützet es vielmehr, exponiren, als componiren zu lassen.« Als Selbstzweck galt das Letztere der Karlsschule entfernt nicht mehr, welche ihre Aufgabe für den classischen Unterricht vor allem Anderen darin suchte, das Alterthum als eine der Grundlagen unserer Bildung aus den Quellen verstehen zu lernen. Demgemäß wurde auch, »da es entschieden sei, daß die griechischen Autoren zur Bildung des guten Geschmacks mehr beitragen, als selbst die lateinischen,« dem griechischen Unterrichte mehr und mehr eine bedeutendere Stellung angewiesen, und seit 1781 nimmt das Griechische nächst dem Lateinischen den bedeutendsten Raum im Unterrichtsplane ein. Das Erstere blieb allerdings bis zum 14. Lebensjahre mit 17—18 Stunden in den Mittelpunkt des Unterrichtes gestellt, aber auch für das Griechische waren durchweg 8 Stunden eingeräumt, und es wurde um mehrere Jahre früher begonnen, als es heutzutage üblich ist.

So gewiß und unleugbar die Karlsschule mit ihrer Werthschätzung des classischen Unterrichtes, ihrem Stufengange und der Behandlung desselben nicht nur gründlicher und umfassender, als gleichzeitige Reformschulen, wie das Philanthropin Basedow's in Dessau, sondern auch rationeller und sachgemäßer verfuhr, als die meisten Gymnasien jener Tage, so zeigt sie doch in diesem Gebiete mehr als eine schwache Seite. Es war offenbar ein Mißgriff, mit 7—9jährigen Knaben Latein und Griechisch und zudem noch Französisch zugleich zu beginnen; ebenso, daß man die lateinische Exposition und Composition nebenbei zur Mittheilung gemeinnütziger Kenntnisse ausbeutete und dazu Stücke von modernem Latein verwendete. Die philologische Durchdringung der alten Sprachen, wie sie um dieselbe Zeit die sächsische Schulordnung erstrebte, oder die württembergischen Seminarien und Gymnasien boten, konnte bei dem Lesen von so vielen und so vielerlei Autoren unmöglich stattfinden. Die reine Correctheit, das gebildete Sprachgefühl und die Sicherheit des Sprachbesitzes, wie solche, Dank auch unseren besseren Lehrbüchern und den, bei geringerem Zeitaufwande, geistreicher behandelten Compositionsübungen, jeder ordentlich begabte und fleißige Gymnasiast unserer Tage gewinnt, war bei den Karlsschülern nicht erreicht. Davon geben Zeugniß deren eigene Geständnisse (v. Wollzogen) und mehrfache Probearbeiten derselben. Nichts desto weniger bleibt es dabei: dadurch, daß diese Schule das reale Element in der Behandlung der alten Sprachen in den Vordergrund stellte und dieselben nicht wegen ihres unmittelbaren Nutzens im Verkehre der Gelehrten, sie nicht an und für sich als Selbstzweck, sondern vielmehr um des in diesen Sprachen überlieferten idealen Inhaltes willen betrieb, hat sie die damaligen Gelehrtenschulen mit ihrem einseitigen und oft genug geistlos pedantischen Formalismus weit überflügelt. Sie hat bereits, so weit es für sie möglich und nützlich war, die Philologie als Alterthumswissenschaft aufgefaßt und betrieben. Noch mehr: in Anbetracht, daß dieser alte, in Grammatik und Kritik, Phraseologie und Rhetorik der Alten aufgegangene Geist früherer Philologie weit herein in unser Jahrhundert gespuckt hat*), ist die Karlsschule mit ihrem klassischen Unterrichte trotz seinen Mängeln eine Antecipation dessen, was das deutsche

*) Man lese, was H. Prutz a. a. O. aus seiner Schulzeit von seinem hochangesehenen Lehrer erzählt, der sich geradezu rühmte, er habe nun den Sophokles mehr als ein Dutzend Mal gelesen, doch wisse er noch immer nicht, was eigentlich darin stehe.

Gymnasium erst seit einigen Jahrzehnten als Ideal anstrebt und zum Theil erreicht, eine geistreiche, zum Theil bereits damals erfüllte Weissagung unserer Gegenwart und somit, wenn nicht ein Vorbild, so doch ein Beglaubigungszeuge für uns, daß wir hierin auf rechtem Wege sind.

Noch weit eigenartiger und wirkungsvoller als alles Bisherige, in hohem Grade nachahmungswerth, aber leider theilweise nur schwer nachahmbar war endlich die Studienarbeit in unserem Institute, die Art und Weise, wie die Lehrenden und Lernenden die Gegenstände des Unterrichtes gaben und in sich aufnahmen.

Sehen wir auch hier ab von dem, was wohl interessant und einflußreich, aber eben doch mehr oder minder von Zeit und Umständen abhängig und individuell war, von der Bedeutung und unmittelbaren Einwirkung des fürstlichen Herren mit seiner Genialität und Energie, von der glücklichen Wahl einzelner leitenden und lehrenden Persönlichkeiten, von den durch innigsten steten Verkehr zwischen Lehrern und Zöglingen ermöglichten, anregenden und pietätvollen Beziehungen unter denselben u. dgl. Für drei Punkte jedoch, die für jede Schule aller Zeiten, auch für unsere Gegenwart, bleibende praktische Bedeutung haben, möge noch die freundliche Aufmerksamkeit der Leser erbeten sein: wie die Zeit für die Studienarbeit bestimmt und verwerthet, in welch hohem Grade und auf welche Weise die Selbstthätigkeit der Schüler geweckt, in welches Verhältniß der öffentliche Unterricht zu den Privatarbeiten gestellt wurde.

»Kräfte wecken in den jungen Menschen!« das war der Grundsatz, den der Herzog immer und wieder seinen Lehrern einschärfte. Als Mittel zu diesem Zwecke galten ihm allerdings nicht wenige Aeußerlichkeiten von zweifelhaftem Werthe, allmonatlich gedruckte und jedem Schüler über jedes Fach ertheilte Zeugnisse und Location, ein großes feierlich mit Preisvertheilung verbundenes Examen, das, weithin in den Zeitungen angekündigt, jedes Jahr im December während voller 14 Tage in Gegenwart des Herzoges, seines Hofstaates, der obersten Staatsbehörden, der Gesandten und einer Menge anderer Zuschauer abgehalten wurde, und Alles, was sonst den Ehrgeiz zu stacheln geeignet war. Dennoch war dieser Fürst eine viel zu tief angelegte Natur, als daß er nicht andererseits den einzigen und ewigen Hauptweg gefunden hätte: Arbeit und sorgsamste Ausnützung der Zeit. Arbeit, das liebte der Herzog ganz besonders in seinen Jahresreden auszuführen, Arbeit sei das beste Schutzmittel gegen sittliche Verirrungen, Arbeit sei die Atmosphäre, in welcher jugendliche Naturen nach Geist und Charakter am besten gedeihen. Daß sie des Studirens halber da seien, daß Arbeiten ihre Pflicht sei, das sollte beständig den jungen Leuten zum Bewußtsein gebracht werden. Wer den jungen Menschen zwinge, das Arbeiten zu lernen, sei sein größter Wohlthäter.

Die Sorge für ängstlich strenge Verwendung des äußerlichen Werkzeuges zur Arbeit, der Zeit, war zwar zum Theil in der That, gemäß dem eigenen rastlosen Wesen des Herzoges, in's Extravagante getrieben, gerade wie bei den eben erwähnten Triebfedern des Ehrgeizes. Wenn schlechterdings, und zwar erst auf wiederholtes Andringen der Lehrer, für die ältesten wie für die jüngsten Zöglinge im ganzen Jahre nie mehr als zweimal eine Woche Ferien gestattet wurde, wenn man aus Scheu vor jeglicher Zeitvergeudung selbst Jünglingen von 20 und mehr Jahren auch jeden Schein von akademischer Freiheit versagte, so war das ein Extrem, das eine gesunde Pädagogik, so sehr sie die Verschleuderung der kostbaren Jugendjahre besonders auf unseren Hochschulen, theilweise selbst durch Schuld der Docenten, verdammen muß, nie und nimmermehr gut heißen wird. Allein, dieses abgerechnet, können wir in den Bestimmungen der Karls-

schule über die Ausnützung der Zeit nicht anders als ein auch für uns noch mustergiltiges Vorbild erkennen. Oder sollte die unbedingte Festhaltung der achtstündigen Tagesarbeit, mit der einzigen Ausnahme des Sonntages, und zwar Jahr aus Jahr ein in ganz gleicher Weise für die untersten wie für die obersten Klassen nicht unbedingt vernünftiger sein, als die wunderliche Praxis unserer Tage, nach welcher in recht vielen Lehranstalten Kraft und Zeit der 11 — 14jährigen Knaben für zehn- bis zwölfstündige, die der 15 — 18jährigen Jünglinge für zehnstündige Tagesarbeit in Anspruch genommen wird, während man es ganz in der Ordnung findet, wenn die Mehrzahl der Hochschulenjugend sich mit sechs- und achtstündigem Studium begnügt und dann erst noch zu den Fleißigen gezählt wird? Hat ja doch schon Hufeland das Richtige mit den Worten getroffen: Von den 24 Stunden des Tages und der Nacht hat der gesunde Mensch ein Drittheil der Arbeit, ein Drittheil der Erholung, ein Drittheil der Ruhe zu widmen. Ganz diesem Grundsatze gemäß sehen wir's in unserer Anstalt vor hundert Jahren gehalten: acht Stunden des Tages — aber ja nicht der Nacht, deren Ruhe durch streng eingehaltene Zeit des Aufstehens und Zubettegehens gehörig gewahrt war, — fünfzig Wochen des Jahres gehörten der Arbeit, und zwar mit strenger Weisung, daß doch ja Keiner meine, auf irgend einer Stufe des Lernens sich mehr oder weniger zumuthen oder erlauben zu dürfen, als auf der anderen. Der Besuch der Collegien und die Privatarbeit war so überwacht, daß keine Stunde verloren ging. Mit in derselben Absicht waren die Lehrer beordert, so wenig wie möglich zu dictiren, so viel wie möglich den lebendigen Verkehr von Person zu Person zu pflegen. Damit die Lehrer jederzeit ihre volle Kraft für diesen anstrengenden Dienst einsetzen könnten, war ihre Lehrstundenzahl sehr mäßig gehalten. Auch die Bestimmung, daß in den unteren Abtheilungen nur etwa 15, höchstens 20 Schüler beisammen sein sollten, brachte den Gewinn, daß mit möglichst wenig Aufwand von Zeit auf den unteren Stufen eben so rasch wie mit genauester Berücksichtigung der Individualität die ersten Elemente des Wissens beigebracht werden konnten.

Durch solch gewissenhaftes Auskaufen der Zeit und durch strenges Halten auf Befolgung der schon genannten sokratisch-katechetischen Methode bei allen Abtheilungen war auch der Weg gebahnt, auf dem der immer wieder und wieder eingeschärfte Zweck, die Kräfte zu wecken, vor Allem aber zu angestrengter Selbstthätigkeit anzuleiten und zu gewöhnen, in ganz überraschender Weise erreicht werden konnte und in der Karlsschule erreicht worden ist. Denn kein Ruhm derselben ist sicherer constatirt als der, daß sie es meisterhaft verstanden hat, Selbstthätigkeit in ihren Schülern zu wecken und sie zu geistiger Selbständigkeit zu erheben. »Schon die Schularbeiten aus den philosophischen Abtheilungen, so weit sie sich noch vorfinden, überraschen, neben der gewandten Verwendung der rhetorischen und philosophischen Hilfsmittel, durch einen eigenen Zug von kecker Selbständigkeit. Je mehr man sich aber an der Hand überlieferter Briefe — um von Schiller's philosophischen Jugendarbeiten nicht zu reden — in das innere Leben von einzelnen dieser Jünglinge vertieft, desto klarer wird es, daß bei ihrem Unterricht sich's nicht um ein Anlernen und Einlernen, um eine Dressur des Geistes gehandelt hat, sondern um eine Erfassung der innersten Persönlichkeit im Centralpunkt des Geistes. So merkwürdig ist ja, bei viel Ueberschwänglichkeit, der philosophische Tact und Ton ihrer Gedanken, die Festigkeit und Bestimmtheit des Urtheils, der Umblick nach allen Seiten.« Insbesondere fühlt man diesen Auslassungen begabterer Karlsschüler durchweg Etwas an, was wohl zum höchsten Stolz einer Anstalt gehört, die Freudigkeit selbstgewählter Arbeit, die edelste Blüthe des echten Studirens.

Was diese Blüthe hervortrieb, und wo die Wurzeln der sie schaffenden Selbstthätigkeit lagen, erklärt sich zwar zum Theil aus dem bereits über die Unterrichts- und Arbeitsweise Gesagten. Doch das entschieden wirkungskräftigste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes soll jetzt erst als das Beste und Originellste der Anstalt zum Schlusse genannt werden; es bestand in der meisterhaften Lösung der Aufgabe, den öffentlichen Unterricht und die Privatarbeit der Schüler in das möglichst fruchtbringende Verhältniß zu setzen. Dies wurde bewerkstelligt durch die ganz vorzügliche Einrichtung des Stundenplanes *), vermöge dessen ein Zweites möglich war, was noch wichtiger ist: ein möglichst angemessener Wechsel von Unterricht und Privatarbeit. »Die Einrichtung war im Allgemeinen die, daß eine Arbeitsstunde der Lehrstunde des betreffenden Fachs entweder unmittelbar voranging (Vorbereitung) oder folgte (Wiederholung), das Erstere vorzugsweise bei Sprachen und ihren Autoren, das Letztere bei den Fächern, welche einen freien Vortrag zuließen. In diesem Fall bestand die Methode gewöhnlich darin, daß der in der Lehrstunde vorgetragene und auf conversatorischem Wege zum Verständniß gebrachte Gegenstand selbst, oder eine aus dem Unterricht erwachsene specielle Aufgabe in der darauf folgenden Wiederholungsstunde schriftlich bearbeitet und in dieser Form sodann einer erneuten Besprechung in der nächsten Vortragsstunde zu Grund gelegt wurde.« Es ist einleuchtend, wie trefflich diese Einrichtung war, um einen gesunden Wechsel der aufnehmenden und selbstthätigen Geisteskräfte zu bieten und der mechanischen Abrichtung sowie der geistigen Ueberfütterung mit unverdaulichem Stoff entgegen zu wirken. »Sie brachte den Geist des Schülers in wirksameren Contact mit den Gegenständen des Unterrichts, und da sich mit dem Gefühl der Beherschung naturgemäß das wissenschaftliche Interesse und die Freudigkeit der Arbeit steigerte, erhob sie das Gelernte sicherer zu seinem geistigen Eigenthum; sie übte frühzeitig und in methodischem Fortgang sein Gestaltungsvermögen, stärkte die verschiedenen Seiten seiner Denkkraft, gewöhnte zur eigenen Prüfung und Forschung, löste zugleich seine Schreibweise von den Fesseln schwerfälliger Unbehilflichkeit und gab ihm mit der Zeit den Muth, sich aus eigenem Trieb an die Bearbeitung wissenschaftlicher Gegenstände zu wagen.« Siehe da, wie auf die naturgemäßeste Weise auf diesem Grunde alle jene edlen Blüthen von Selbstthätigkeit, Selbständigkeit und Freudigkeit zu selbstgewählten Arbeiten emporsprossen mußten. Und welchen Contrast bilden die lebenvollen Lehr- und Arbeitszimmer dieser Lehranstalt mit manchen Auditorien unserer Zeit, in denen unsere akademische Jugend nichts als todte Hör- und Schreibmaschinen vorstellt!

Wenn dem Laien vielleicht, angesichts dieser so ganz und gar sach- und zweckgemäßen, natürlichen Ordnung des Unterrichtes und der Privatarbeit, die Frage auf der Zunge liegt, wie ist es möglich, daß man es so nicht überall hält, und daß ein so musterhafter Vorgang selbst nach hundert Jahren noch nicht Gemeingut aller Schulen geworden ist? — so wird der Fachmann wahrscheinlich nicht ohne Wehmuth entgegnen: Das ist Alles trefflich, aber es ist ein Ideal von Stunden- und Arbeitsplan, das nur unter den damaligen, so überaus günstigen Umständen der Karlsschule annähernd erreicht werden

*) So einfach die Sache einem Nichtschulmanne erscheint, so gewiß war die Herstellung des Lectionsplanes, in Verbindung mit dem Arbeitsstundenplane, zumal in der Karlsschule bei der großen Verschiedenheit der Schüler nach Alter und Kenntnissen, ein wahres Kunstwerk. Kein Wunder daher, daß dem Anfertiger des Stundenplanes regelmäßig „eine Verehrung von zwey Aymern guten Weins aus dem Kammerschreibereykeller" vom Herzoge decretirt ward.

mochte, in unseren Verhältnissen aber nie und nimmermehr verwirklicht werden kann. Für öffentliche Schulen ohne Pensionate wird das zugegeben werden müssen, eine Schule dagegen, welche Lehr- und Erziehungsanstalt zugleich ist, und wo Lehrer und Schüler im engen Verbande beisammen sind, sollte das Schwererreichbare nicht ohne Weiteres für ein Ding der Unmöglichkeit halten. Und wo der fürstliche Geist und Willen eines Herzoges Karl und fürstliche Mittel wieder zur Verfügung ständen, sollte da auch in unseren Tagen eine Centralanstalt wie die hohe Karlsschule mit der zuletzt genannten und anderen ihrer trefflichen Unterrichtseinrichtungen undenkbar und unrealisirbar sein? Unter allen Umständen aber giebt das neu aufgefrischte Bild der schwäbischen Schule unserer Gegenwart viel zu denken und zu lernen. Denn nichts von dem, was wir an ihrer Unterrichtsweise gut, gesund und trefflich gefunden, selbst die zuletzt besprochene vorzüglichste Eigenthümlichkeit nicht, ermangelt der Fähigkeit, jederzeit und auch in unserer Mitte, natürlich mit den nöthigen Modificationen und eben in den Prinzipien und Grundanschauungen, verwerthet und nachgebildet zu werden. Wir haben wahrlich des Anregenden und Vorbildlichen nicht wenig gefunden. Mehr als einem Leser wird es darum gerechtfertigt erscheinen, wenn die deutsche Schulwelt beim Rückblick auf die hohe Karlsschule schließlich an den Heraklitischen Spruch erinnert wird: Introite; nam et heic Dii sunt.

Eduard von Hartmann's Berechnung des Weltelends.*)

Von

Julius Duboc.

In der »Philosophie des Unbewußten«, einem Buche, dem bekanntlich ein sehr rasch erworbener literarischer Erfolg beschieden gewesen ist, entwirft Hr. von Hartmann folgendes Bild vom »Ende aller Dinge«:

---

*) In ihrem ersten Bande S. 321 fgg. brachte die „Deutsche Warte" einen Aufsatz von A. Emminghaus über „Die Reclame in der Form der Zeitungsanzeige", dessen Schlußalinea also begann: „Die Anzeigenreclame ist heutzutage eine Macht. Diese Macht kann wohl verwerthet, und sie kann entsetzlich mißbraucht werden." Der Verfasser ist dann der Ansicht, daß das Erstere weitaus die Regel sei, und ist geneigt, das Reclamenwesen für ein Culturelement zu erklären, ja aus der größeren oder geringeren Blüthe desselben „Rückschlüsse auf den Culturstand von Zeit und Ort" für zulässig zu halten. Dem sei, wie ihm wolle. Jedenfalls ist leider empörender Mißbrauch der Reclame nur allzuhäufig, und derselbe wird um so ekelhafter, je mehr sie sich an Dingen vergreift, die dem fühlenden Menschen einige Reservatrechte zu haben scheinen und ihrer Natur nach nicht gewaltsam vor die Augen der gleichgültigen Masse geschleppt — prostituirt werden sollten. Es ist unzweifelhaft gemeiner, sich öffentlich in der Zeitung zum Heiraten anzubieten als zum Stiefelputzen; und es ist sicher weniger tactvoll, eine Schrift zur Begründung einer neuen Weltanschauung mit vollen Backen auf der Gasse auszuposaunen zu lassen, als irgend einen kodderigen Colportageroman, der nirgends anders hingehört als auf die Gasse. Indessen läßt sich hiergegen vielleicht einwenden, daß der Verleger als Händler mit auf mechanischem Wege regelmäßig verunreinigtem Papiere seine Waare los werden will, und es ihm natürlich ganz gleichgültig ist, ob auf seinen Bogen philosophischer Kohl oder andere Zoten stehen. Das mag sein. Indessen ist das nicht der Standpunkt, von welchem aus man berufen ist, „geistige Größen" zu machen, und vor Allem muß die Presse, welche sich — mit reinlicher Unterscheidung ihrer selbst von dem Ballast — zum Schall-

»Die Illusionen sind todt, die Hoffnung ist ausgebrannt; denn worauf sollte man noch hoffen? Die todesmüde Menschheit schleppt ihren gebrechlichen irdischen Leib mühsam von Tage zu Tage weiter. Das höchste Erreichbare wäre doch die Schmerzlosigkeit, denn wo sollte das positive Glück noch gesucht werden? Etwa in der

---

loch dieser Selbstlobfanfaren gewohnheitsgemäß und aus Nützlichkeitsrücksichten — oletne? — gebrauchen läßt, den dreisten Versuch, ihr selbst als einer zu ernstem und wichtigem Wirken berufenen Macht im geistigen Gebiete auf dem Wege der Reclame ein Schnippchen zu schlagen und ein Paroli zu bieten, fest und nachdrücklich zurückweisen. Es wird einem späteren Geschichtschreiber der Cultur oder der Philosophie unseres Jahrhunderts die langweilige, aber dankbare Arbeit vorbehalten bleiben, nachzuweisen, wie der mächtige Ruhmesbaum des großen „Unbewußten“ Eduard von Hartmann sich überraschend schnell und prächtig aus ein paar unscheinbaren Reclamesamenkörnern entfaltet hat, die, in der und jener Zeitung geschickt über den Redactionsstrich eingeschmuggelt, in die sogenannte „öffentliche Meinung“ eingesenkt waren. Hier soll nur, so weit es uns betrifft, der vorerwähnten Verpflichtung der Presse zur Abwehr genügt werden. Die Presse wird bekanntlich auch zu Beurtheilungen der neuen Geistesproducte gepreßt. Zu welchem Zwecke? Um jedes lobende Phräschen, das sich mit wohlgeübter Geschicklichkeit aus einer selbst im Wesentlichen tadelnden „Besprechung“ herausschälen läßt, auf dem Wege der Reclame zur künstlichen Steigerung des Erfolges auszubeuten, den entschiedenen und nicht zu deutelnden Widerspruch und Tadel aber — auf demselben Wege unschädlich zu machen, indem man um so mehr dafür sorgt, daß lobende Aeußerungen über das Buch möglichst bekannt werden. — Als die „Philosophie des Unbewußten“ in den „Ergänzungsblättern“ abfällig aber ganz sachlich und sachgemäß beurtheilt war, erschien hartnäckig auf den Umschlägen der folgenden Hefte ein Inserat, in welchem das Buch durch Abdruck lobender Auszüge aus „Stimmen der Presse“ anhaltend empfohlen wurde. Nachdem die Zeitschrift sich in die „Deutsche Warte“ verwandelt und die Leitung gewechselt hatte, erschien in der neuen Zeitschrift auf ausdrücklichen und direct geäußerten Wunsch des Verfassers eine abermalige Besprechung, die, da sie unabhängig und von competenter Hand verfaßt war, nur noch ablehnender als die frühere ausfallen konnte. Die Reclame war auch ihrerseits um die Steigerung nicht verlegen: wieder zahllose Inserate (bis in das erste Heft des laufenden Bandes hinein), im 5. Hefte des IV. Bandes aber Ankündigung der „Philosophie des Unbewußten“ und zweier Vertheidigungen derselben, zuletzt des Büchleins: „Der gesunde Menschenverstand vor den Problemen der Wissenschaft. In Sachen J. C. Fischer (dessen Schrift unter dem Aufsatze der D. W. angeführt war) contra E. von Hartmann. Von Dr. Karl Freiherrn du Prel“, und darunter folgender Satz: „Diese gegen Fischer's Schrift: „Hartmanns Philosophie des Unbewußten. Ein Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes“ gerichtete (natürlich!) geistvolle Brochüre des (natürlich!) gelehrten Herrn Verfassers dürfte (nun kommt's fett gedruckt!) für die Leser der „deutschen Warte“ von besonderm Interesse sein, da die von Herrn Dr. Otto Henne Am Rhyn in den beiden Artikeln „ein Apostel des Pessimismus“ vorgebrachten Argumente wesentlich mit denen des Herrn Fischer übereinstimmen. Die Schrift des Herrn Baron du Prel ist von der (daher natürlich!) maßgebenden philosophischen und literarischen Kritik mit der glänzendsten Anerkennung beurtheilt worden“ u. s. w. — Wir gestehen, diese zärtliche Fürsorge für unsere Leser hat uns tief gerührt. Natürlich kann sich die Redaction nicht den Luxus erlauben, alle vierzehn Tage von einem so unfruchtbaren Gegenstande wie Herrn von Hartmann's Philosophie zu sprechen, während der glücklichen Verlagshandlung dies Vergnügen zu Gunsten ihres Clienten für einige Thaler zur Verfügung steht. Genügt das nicht zur Charakteristik des ganzen — Apparates? — Den ehrlichen und geziemenden Weg, unseren Lesern die Bekanntschaft mit der Hartmann'schen Satelliten-Literatur zu vermitteln, durch Einsendung der Bücher zur Besprechung, hat die Verlagshandlung (natürlich!) nicht eingeschlagen, obgleich sie ausdrücklich dazu aufgefordert worden, damit der Werke „doch auch im Texte der Zeitschrift (nicht bloß draußen auf dem Umschlage) mehr oder minder eingehend gedacht werden“ könne. Wir werden uns trotzdem, sobald wir den Raum erübrigen können, mit dieser Schulapologetik befassen. Einstweilen mag erst noch einmal — in einer überaus maßvollen Weise — der Herr und Meister unter die Lupe genommen werden, und diese Mittheilung es erklären und rechtfertigen, daß wir der „Philosophie des Unbewußten“ gegenüber von der Regel „ne bis in idem“ abweichen. Im Nothfalle kann man ja auch einmal — wenn auch nicht mit der Inseratenfruchtbarkeit des Verlegers wetteifern, doch zur Erhaltung und Befestigung des Eindruckes mehrfach desselbigen Weges gehen. Tu l'as voulu, Georges Dandin! Red.

eitlen Selbstgenügsamkeit des Wissens, daß Alles eitel ist, oder daß im Kampfe mit jenen eitlen Trieben die Vernunft nunmehr gewöhnlich Sieger bleibt! O nein, solche eitelste von allen Eitelkeiten, solcher Verstandeshochmuth ist dann längst überwunden! Aber auch die Schmerzlosigkeit erreicht die greise Menschheit nicht, denn sie ist ja kein reiner Geist, sie ist schwächlich und gebrechlich, und muß trotzdem arbeiten, um zu leben, und weiß doch nicht, wozu sie lebt; denn sie hat ja die Täuschungen des Lebens hinter sich, und hofft und erwartet nichts mehr vom Leben. Sie hat, wie jeder sehr alte und über sich selbst klare Greis nur noch einen Wunsch: Ruhe, Frieden, ewigen Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stille. . . . Sie verzichtet endgültig auf alles positive Glück, und sehnt sich nur noch nach absoluter Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts, Nirwana. Aber nicht, wie auch früher schon, dieser oder jener Einzelne, sondern die Menschheit sehnt sich nach dem Nichts, nach Vernichtung. Dies ist das einzig denkbare Ende von dem dritten letzten Stadium der Illusion.«

Die Philosophie hat immer mit Recht an ihre Jünger die Anforderung gestellt, daß sie Muth genug haben müssen, unverwandten Blickes der Wahrheit in das ernste Antlitz zu schauen, nicht zurück zu taumeln, wenn das Unerwartete, Unerhörte sich ihnen darbietet, nachdem sie den Schleier gelüftet. Nicht beweinen oder belachen, sondern erkennen sollen wir, nach Spinoza's bekanntem Ausspruche, die menschlichen Dinge, soweit wir uns als Philosophen zu ihnen verhalten. Eingedenk dieses Mahnrufes lassen wir daher auch die Hartmann'sche Schilderung vom »zeitlichen Ende des Weltprocesses« ruhig an uns vorüber gehen, ohne durch dieselbe überwältigt zu werden. Wenn bei Anderen, wie Hr. von Hartmann voraussetzt, in Folge dieser Enthüllungen »das vom Jammer zusammengekrampfte Herz vor Grauen erstarrt, vor Verzweiflung bricht, . . . wenn ein die Zähne zusammenbeißender Manneszorn, ein ernster gelassener Grimm über den wahnwitzigen Carneval der Existenz die Seele erfüllt, oder wenn dieser Grimm in einen mephistophelisch angehauchten Galgenhumor überschlägt«, so versprechen wir, daß das Alles bei uns nicht der Fall sein soll.

Aber was wir bescheidentlich und ohne unphilosophisch zu verfahren, verlangen können, was uns als denkende Wesen nahe angeht, ist, daß wir nicht unnütz denken, daß unser Denken kein leeres, lediglich mit halb fertig gedachten Phantastereien und ausgeklügelten Combinationen erfülltes sei, daß wir mit einem Worte nicht faseln statt zu denken. Wenn uns auch jene oben angedeutete Gefahr, am Weltschmerze zu erstarren, mit keiner besonderen Sorge erfüllt, so enthält doch die andere Möglichkeit, daß wir ohne Zweck und Ziel uns so hoch versteigen, wie Hr. von Hartmann uns dies zumuthet, auch nichts besonders Verlockendes. Der »Ideenreichthum«, der uns auf einer solchen Fahrt zum »zeitlichen Ende des Weltprocesses« überflutet, wirkt auf uns mehr abschreckend als anziehend, denn wir erinnern uns des auf manche derartige Leistungen der deutschen Philosophie treffend anzuwendenden Ausspruches Schopenhauer's (er ist sonst nicht unser Mann): »Der Franzose verbindet mit dem Worte idée, der Engländer mit idea einen sehr alltäglichen, aber doch ganz bestimmten und deutlichen Sinn. Hingegen dem Deutschen, wenn man ihm von Ideen redet, fängt an der Kopf zu schwindeln, alle Besonnenheit verläßt ihn, ihm wird, als solle er in den Luftballon steigen.«

Sehen wir uns daher nach der Besonnenheit um, und da diese bei einem so hoch aufgerichteten Thurmbau wie dem Hartmann'schen Systeme sich vor Allem in dem Ausbau des Fundamentes, in der Sicherheit der Grundlage zu bewähren hat, prüfen wir die Gründlichkeit seiner Voraussetzungen, wenigstens einiger der wichtigsten, deren Festig-

keit mindestens vorhanden sein muß, wenn das ganze übrige Gebäude nicht als unsicher und einsturzdrohend verlassen werden soll.

Das im Eingange angeführte Citat aus der Hartmann'schen Schrift steht am Ende einer Reihe von Betrachtungen, welche sich die Aufgabe gestellt haben, zu untersuchen: »ob das Sein oder Nichtsein dieser bestehenden Welt den Vorzug verdiene, d. h. ob Lust oder Leid in ihr überwiege«, und zwar glaubt der Verfasser, daß er diese Frage »nach gewissenhafter Erwägung« dahin beantworten mußte und beantwortet habe, »daß alles weltliche Dasein mehr Unlust als Lust mit sich bringe, folglich das Nichtsein der Welt ihrem Sein vorzuziehen wäre«.

Ein Einwand, der sich sofort aufdrängt, wird hier zunächst in's Auge zu fassen, und der Standpunkt des Verfassers in Bezug auf denselben festzustellen sein. Es liegt nämlich doch sehr nahe zu sagen, daß — ganz abgesehen von der Durchführbarkeit einer solchen Untersuchung, die einstweilen auf sich beruhen bleiben kann, — die ganze Berechnung doch insofern nur einen problematischen Werth besitze und beanspruchen könne, als sie, auf den gegebenen Zuständen und Verhältnissen unseres Planeten, seinen gegenwärtig bestehenden politischen, socialen und ökonomischen Einrichtungen fußend, die in der Zukunft mögliche Entwickelung nicht berücksichtigen könne. Hier verbleibe, könnte man sagen, eine unausfüllbare Lücke, denn wer könnte wohl die Entwickelungen der Zukunft im Voraus ermessen, wer sich getrauen, zu sagen, ob die fortschreitende Cultur nicht allmählich so viel Unheil in der Welt bezwingen, so viel Quellen des Elendes verstopfen wird, daß die Bilanz in Bezug auf Lust und Unlust dieses »weltlichen Daseins« sich in zukünftigen Jahrhunderten oder Jahrtausenden ganz anders und viel günstiger als in der Gegenwart, die wir schließlich doch allein einigermaßen zu überblicken vermögen, stellen wird.

Herr von Hartmann hat diesen Punkt natürlich in Erwägung gezogen, glaubt aber im Gegentheil, daß die Bilanz sich für die Zukunft noch viel ungünstiger stellen wird, daß wir noch viel unzweifelhafter die Zunahme des Weltelendes, je weiter wir im Weltprocesse vorrücken, anzuerkennen haben, und zwar stützt er sich dabei auf das Verhältniß der fortschreitenden Intelligenz zu den Illusionen, aus denen der Mensch den allergrößten Theil seines Lebensglückes sich zusammenwebe. Er sagt ungefähr: das, was aus der Welt wird, wohin sie zielt, hat offenbar für die Beurtheilung ihres Werthes eine noch weit größere Bedeutung als das provisorische Entwickelungsstadium, in welchem sie sich jetzt zufällig befindet. Nun zielt aller Fortschritt in der Welt auf Steigerung der bewußten Intelligenz ab. Es ist daher wichtig zu untersuchen, wie weit unsere Gefühle an sich auf Illusionen beruhen. Denn wenn diese auch, so lange sie eben bestehen, volle Realität des Glückes gewähren, so werden sie doch bei wachsender bewußter Intelligenz eine nach der anderen unhaltbar und zerstört, und die Summe des Glückes also um eben so viel vermindert. Und dies findet natürlich auf alle Zukunft Anwendung.

Allein schon hierbei übersieht Herr von Hartmann sehr Wesentliches. Die fortschreitende Intelligenz, die wir mit der Zunahme im Lebensalter unseres Planeten und seiner Bewohner erwarten dürfen, steht ja allerdings in einem gewissen Gegensatze zu den Gegenständen, an denen Illusionen gerne haften, insofern nämlich fortschreitende Erkenntniß manche Annahme beseitigt, welche, wenn fest geglaubt und für thatsächlich wahr gehalten, eine täuschende Befriedigung gewährt. Ein nahe liegendes Beispiel bietet der Unsterblichkeitsglaube. Sollte es — wir setzen nur den hypothetischen Fall — z. B. in der Bestimmung der Menschheit gelegen sein, diesen Glauben durch die Zunahme der

bewußten Intelligenz allmählich einzubüßen, so wäre die Menschheit in Folge dieser letzteren also um eine Illusion ärmer geworden, welche, so lange sie bestand, Unzähligen Tröstung und Hoffnung spendete und also ein reales Glücksgefühl erschuf.

Allein das Verhältniß steht doch nicht so einfach, daß mit Steigerung der bewußten Intelligenz eine Illusion nach der anderen aus dem Leben der Menschheit verschwinden könnte, bis sie dem unerbittlichen Geschicke dieses unbarmherzigen Fortschrittes sämmtlich erlagen. Sollte eine solche Entwickelung als möglich gedacht werden — wie Hr. von Hartmann dies thut —, so müßte man von der Annahme auszugehen haben, daß die Zunahme der Intelligenz gleichzeitig die Quellen der Illusion im Individuum eine nach der anderen verstopfte und austrocknete. Allein wie sollte das wohl möglich sein? Illusionen finden wir vor Allem da, wo der Mensch eine Disposition bewährt, das zu Erwartende über seinen durchschnittlichen Werth zu veranschlagen, und diese Disposition wiederum, die Grundbedingung aller Illusionen, knüpft an drei Momente, Alter, Geschlecht und Temperament an. Die Jugend bewährt sie mehr als das Alter, das weibliche Geschlecht im Durchschnitte mehr als das männliche, und das sanguinische Temperament mehr als das phlegmatische. So lange die fortschreitende Intelligenz nicht an diese Grundverhältnisse im Leben der Menschheit rüttelt, kann sie daher durchaus nicht verhindern, daß Illusionen bestehen und mit Schwärmerei gehegt und gepflegt werden.

Und auch das quantitative Verhältniß kann sich dabei gar nicht im Wesentlichen erheblich ändern. Sanguinisch beanlagte Leute werden sich nie ihr besonderes Vorrecht nehmen lassen, von der nächsten Zeit, von dem Ausgange dieses oder jenes sie nahe betreffenden Verhältnisses, von persönlichen Beziehungen sich mehr zu versprechen, als eine vorsichtige Erwägung gestattet, und in noch höherem Maaße gilt dies für die Jugend und mit einigen Einschränkungen auch für die weibliche Gemüthsanlage.

Alle diese wesentlichen Verhältnisse bleiben von Hrn. von Hartmann unberücksichtigt. Er versteigt sich zwar nicht zu dem monströsen Ausspruche, daß die Steigerung der bewußten Intelligenz Lebensalter, Temperament und Geschlecht allmählich in ihr Gegentheil verkehren müßten, allein diese Ungeheuerlichkeit liegt einbedungen in seiner Deduction, und ohne dieselbe fehlt dieser wieder der logische Schluß. Die Untersuchung, wie weit unsere Lustgefühle auf Illusionen beruhen, ist daher im Grunde unnütz, wenigstens so weit dadurch die Frage nach dem Ueberwiegen der Lust oder Unlust zur Entscheidung gebracht werden soll — sie ist ohne alle Bedeutung für die Gegenwart, was Hr. von Hartmann selbst anerkennt, da er die auf Illusion ruhende Lust als reale Lust ebenfalls veranschlagt, und entscheidet nichts für die Zukunft, da, wie eben gezeigt, die wachsende bewußte Intelligenz die im Individuum stätig weiter fortwirkenden Motive der Illusionsbildung aufzuheben nicht geeignet ist.

Allein sehen wir weiter, wie Hr. von Hartmann der Aufgabe, die er sich gestellt, zu entsprechen sucht. Das Unterfangen, die gesammte Lust, resp. Unlust, die auf unserer Erde, wenn auch nur nach ihren gegenwärtigen Verhältnissen betrachtet, waltet, abzuschätzen und auch nur annäherungsweise zu bestimmen, ist ein so außerordentlich umfangreiches, ja wir dürfen sagen: gigantisches, daß es von vornherein die Spannung des Denkers erregt. Welche Methode könnte wohl vorgeschlagen werden, um einen durchgreifenden Maßstab zu liefern, da es doch jedenfalls unmöglich ist, die Summe algebraisch zu finden, d. h. die Menschheit etwa in größere Gruppen nach gewissen Momenten eines innerlichen Zusammenhanges (Nation, Alter, Geschlecht, Berufsart u. s. w.) zu theilen und die in jeder Gruppe durchschnittlich zu veranschlagenden Lustquantitäten durch Sum-

mirung zu einem allgemeinen Durchschnittswerthe, der für das Ganze der Menschheit Gültigkeit hätte, zu erheben? Die Unmöglichkeit dieser Lösung braucht nicht erst bewiesen zu werden; jeder praktische Versuch, eine solche Gruppirung vorzunehmen, erweist sich bei näherer Ueberlegung sofort als undurchführbar. Der Mensch ist für das Individuellste, was es überhaupt gibt, für Lust und Schmerz, gerade Individuum genug, um jedes Zusammenfassen zu größeren Zusammengehörigkeiten zu vereiteln. Schon eine der kleinsten und zusammengehörigsten Gruppen, ein enger Familienkreis, läßt sich in Bezug auf Lust und Unlust der ihm Angehörigen nicht einheitlich behandeln, geschweige denn, daß sich größere Gruppenbildungen vornehmen ließen, die eine wirkliche thatsächliche Unterlage für eine derartige Berechnung darböten.

Hr. von Hartmann hat denn auch einen anderen Weg eingeschlagen. Einerseits führt er vier Momente auf, welche seiner Ansicht nach ganz im Allgemeinen zu Gunsten eines Ueberwiegens der Unlust sprechen. Wir werden sogleich sehen, worin diese Momente von ihm gesetzt werden. Andererseits untersucht er diejenigen Zustände, resp. Lebensbeschaffenheiten, welche hauptsächlich als Quellen der Lust im Menschenleben angesehen werden, und er unternimmt, sie nach ihrem wahren Werthe zu bestimmen, d. h. die Lust, welche sie im günstigsten Falle schaffen können, gegen die Unlust, welche nothwendig in ihrem Gefolge ist, abzuwägen. Hierbei wird der Gesundheit, der Jugend und der Freiheit das Zeugniß ausgestellt, daß sie »nicht ohne Grund als höchste Güter des Lebens in Anspruch genommen würden«, und in Bezug auf sie wird man also vor allen Dingen den genauen Nachweis erwarten dürfen, daß sie dieses Prädicat nicht verdienen, daß dasselbe ihnen gegen Verdienst und Würde ertheilt worden ist.

Was jene vorher erwähnten Momente betrifft, so bestehen sie in Folgendem:

a. Die Nervenermüdung, welche das Widerstreben gegen die Unlust vermehrt, das Bestreben die Lust festzuhalten dagegen vermindert, gewährt also nach der Seite der Unlust immer einen Zuschuß, macht aber nach der Seite der Lust immer einen Abzug.

b. Die Lust, welche durch Aufhören oder Nachlassen einer Unlust entsteht, wiegt diese nicht im Entferntesten auf, und von dieser Art ist der größte Theil der bestehenden Lust.

c. Die Unlust erzwingt sich das Bewußtsein, die Lust nicht. Sie muß gleichsam vom Bewußtsein entdeckt werden und geht daher sehr oft dem Bewußtsein verloren.

d. Die Befriedigung ist kurz und verklingt schnell, die Unlust dauert, soweit sie nicht durch Hoffnung limitirt wird, so lange, wie das Begehren ohne Befriedigung besteht (und wann bestände ein solches nicht?).

Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, daß die vorstehend aufgeführten Momente, selbst wenn wir ihre Wichtigkeit durchweg anzuerkennen hätten, kein eigentlich entscheidendes Gewicht in die Wagschale werfen könnten, weil sie keine bestimmten Größen- und Quantitätenverhältnisse repräsentiren. Wenn es beispielsweise heißt, daß die eintretende Nervenermüdung das Widerstreben gegen die Unlust vermehrt, das Bestreben die Lust festzuhalten dagegen vermindert, und also dadurch ein Verhältniß entsteht, welches nach der Seite der Unlust immer einen Zuschuß gewährt, nach der Seite der Lust dagegen einen Abzug macht, so drückt dies doch nur gänzlich unbestimmte Werthe aus. Wir vermögen nicht anzugeben — und auch Hr. von Hartmann kann uns darin keinen Beistand leisten —, wie viel der Zuschuß, resp. der Abzug ausmacht, wie hoch wir Beide in Rechnung zu stellen haben. Das Aeußerste, was wir anzuerkennen hätten, wäre also nur, daß sich gewisse Momente geltend machen ließen, welche bei einem Abwiegen der

Lust gegen die Unlust dieser gut geschrieben werden müssen, ohne daß daraus erhellen könnte, ob sie dieser ein entscheidendes Uebergewicht ertheilten.

Auch Hr. von Hartmann macht übrigens das Angeführte in keinem anderen Sinne geltend, als daß es zu Gunsten der Unlust spreche. Wir wollen daher bei dem in so fern wenig belangreichen Charakter der angeführten Momente nur kurz erwähnen, was mit Leichtigkeit gegen sie angeführt werden kann.

Die Nervenermüdung vermehrt nicht bloß die Unlust und vermindert nicht nur die Lust, sondern sie vermindert auch wieder, von einer anderen Seite betrachtet, die Unlust, indem sie den Schmerz abstumpft. Dies Moment, welches sehr nahe liegt (auch M. Carrière weist in einem Aufsatze: »Die Noth des Lebens, das Weltleid und seine Ueberwindung« (Gegenwart Nr. 49) ausdrücklich darauf hin), ist von Hrn. von Hartmann gänzlich außer Acht gelassen worden.

Ferner: bei der Gegenüberstellung der kurzen Dauer, des schnellen Verklingens der Lust und der anhaltenden Dauer der Unlust ist ganz unberücksichtigt geblieben, daß es ein Gefühl der Vorfreude giebt, welches eintritt, so bald einem lebhaften Begehren die Befriedigung verheißen ist. Diese Vorfreude verkürzt die Unlust, da der Mensch mittelst derselben schon im Voraus, ehe sie noch thatsächlich eingetreten ist, die Befriedigung seines Begehrens durchzukosten vermag, und sie verlängert aus demselben Grunde die Lust, welche sie früher beginnen läßt, als es sonst möglich wäre.

Dies ist gerade bei der Hartmann'schen Theorie über Lust oder Unlust wohl zu berücksichtigen, da Hr. von Hartmann die von uns hier nicht weiter zu erörternde, übrigens unseres Erachtens ebenfalls unstichhaltige Meinung vertritt, daß der größte Theil der bestehenden Lust durch Aufhören oder Nachlassen einer Unlust entstehe und diese (die Unlust) nicht im entferntesten aufwiege. Soll diese Annahme gelten, so ist das Moment der Vorfreude um so mehr in's Auge zu fassen, da durch diese die Unlust (das Begehren ohne Befriedigung) verkürzt, und also »der größte Theil der bestehenden Lust« vermehrt wird. Dies fände denn auch auf das sub b Gesagte Anwendung.

Diese Ausstellungen mögen genügen. Sie zeigen für unseren Zweck hinlänglich, daß die von Hrn. von Hartmann zu Gunsten eines Ueberwiegens der Unlust geltend gemachten Momente nur flüchtig aufgefaßt und erwogen sind und bei näherem Zusehen wieder erheblich eingeschränkt werden müßten.

Aber wenden wir uns zu der Hauptsache, zu dem Nachweise, daß es auch mit Gesundheit, Tugend und Freiheit im Grunde nicht viel auf sich hat, daß ihre Veranschlagung als höchste Güter des Lebens nur eine völlig relative Bedeutung besitzt, nämlich nur die, daß daraus hervorgeht, wie mißlich es erst mit allen anderen positiven Gütern und positivem Glücke bestellt ist, wenn selbst jenen Gütern, die mit Recht den Vorrang genießen, gleichwohl keine wahrhafte innere Berechtigung zuerkannt werden darf.

Daß dem wirklich so ist, beweist Hr. v. Hartmann eins, zwei, drei mit einer Geschwindigkeit, die denjenigen frappiren muß, der sich auch nur einen Augenblick überlegt hat, was Gesundheit, Jugend und Freiheit an Bedeutung für das Menschenleben, an anthropologischem Materiale umschließen; — kaum daß sich ihm ein zweites vergleichend an die Seite setzen läßt.

Also: die genannten Güter, argumentirt Hr. von Hartmann, stellen während ihres ungestörten Bestandes (d. h. wenn sie nicht durch Uebergang aus den ihnen entgegengesetzten Unlustzuständen soeben erst entstanden sind) nur den Nullpunkt der Empfindung dar, nur den Bauhorizont, auf dem die erst zu erwartenden Genüsse

des Lebens errichtet werden sollen. Sie haben also den rein privativen Charakter, den Leibnitz dem Uebel zuschreiben wollte, sie sind die Privation von Alter, Krankheit, Knechtschaft, Noth, und ihrer Natur nach unfähig, eine Lust zu erzeugen, es sei denn durch Nachlassen einer vorangehenden Unlust, und sollte diese auch nur als Furcht oder Sorge in der Vorstellung bestehen. Es ist aber ohne Weiteres einleuchtend, wie mißlich es mit allen anderen positiven Glücksgütern bestellt ist, wenn man ihnen die privativen, d. h. in bloßer Freiheit von Schmerz bestehenden mit Recht voransetzen darf. Denn die Freiheit von Schmerz bietet doch nicht mehr als das Nichtsein.

So die Behauptung, und nun der Beweis. Hr. von Hartmann scheint gar nicht zu verstehen, wie man da erst lange nach Beweisen fragen könne. Ihm scheint Alles von selbst einleuchtend. So bei der Gesundheit. Niemand fühlt ja ein Glied, als wenn es krank ist, nur der Nervenkranke fühlt, daß er Nerven hat, nur der Augenkranke, daß er Augen hat, der Gesunde nimmt nur durch Gefühls- und Tastsinn wahr, daß er einen Leib hat. Ebenso bei der Freiheit. Niemand fühlt, wenn er seine Handlungen selbst bestimmt, denn das ist der selbstverständliche, natürliche Zustand: jeden Zwang von Außen aber empfindet er schmerzlich als eine Verletzung des ersten ursprünglichen Naturrechtes, das er mit jedem Thiere, jeder Atomkraft theilt. Und schließlich die Jugend. Sie besitzt zwar allein die volle Genußfähigkeit, aber auch diese ist nur Möglichkeit (nicht Wirklichkeit) des Genusses. Was nützen mir z. B. die besten Zähne, wenn ich nichts zu beißen habe?

Wie? Hr. von Hartmann; ist dies Alles Ihre wirkliche, wohlerwogene Meinung? Sie sind doch selbst jung gewesen und haben andere junge Wesen, sowohl Menschen wie Thiere, beobachtet. Sehen Sie sich eine junge Lämmerheerde an. Es ist eines der reizendsten Schauspiele, wenn die kaum einige Wochen alten Thierchen in den ausgelassensten Sprüngen über grüne Matten dahin jagen, wenn sie truppweise hinter einander hüpfen und sich miteinander belustigen. Dieselben Beobachtungen können wir ja bei den meisten anderen Thiergeschlechtern machen; und bieten wir, wir Menschen, denn etwa ein anderes Schauspiel dar? Was läßt unsere Kinder denn springen, singen, jubiliren, sobald sie die Nöthe der ersten Entwickelungsjahre überwunden haben, was steckt sie mit einem so unauslöschlichen Frohsinn an, daß ihnen — den ernsten älteren Menschen oft zum Verdrusse — Alles Stoff zur Heiterkeit und zum Lachen darbietet? Was Anderes als die Jugendlichkeit selbst, die als solche — als Zustand organischer Frische und Entwickelungsdranges — als Daseinsgenuß empfunden und jubelnd bethätigt wird.

Und ist es mit der Gesundheit überhaupt anders bestellt? Wie, volle Gesundheit die also doch zugleich eine bestimmte Kraftfülle einschließt, würde vom Menschen nicht zugleich direct als Lust empfunden? Wenn auch nur der Nervenkranke unmittelbar seine Nerven fühlt, ist das ein Beweis dagegen, daß der Nervengesunde, der gesunde Mensch überhaupt, das Wohlgefühl seiner gesunden Leiblichkeit als Daseinsbehagen genießt? Die einfachste Thatsache des sinnlichen Bewußtseins, daß das ungestörte Zusammenwirken einer normal beschaffenen Organenreihe in Production und Consumtion den Menschen als denjenigen, in und an dem sich dies Zusammenwirken vollzieht, »gut aufgelegt« sein läßt und aus sich selbst heraus eine Lust erzeugt, — diese einfachste Thatsache ist Ihrem philosophischen Denken entschwunden?

Hr. von Hartmann bemerkt von der Jugend: sie allein besitze allerdings volle Genußfähigkeit, aber auch diese sei doch nur immer Möglichkeit, nicht Wirklichkeit des Genusses. Ja, freilich für die leidige abstracte Behandlung, der er sein Thema

unterwirft, und bei der ihm aller anthropologische Zusammenhang verloren geht, ist das so. Aber wenn ich nicht die Genußfähigkeit allein als Object meiner Betrachtung fixire, sondern den jungen und deshalb genußfähigen Menschen in's Auge fasse, so bemerke ich alsbald, daß es mit der Genußfähigkeit allein nicht abgethan ist, sondern daß mit ihr für den Menschen noch etwas Anderes verbunden ist, nämlich das Gefühl derselben, und dies Gefühl der Genußfähigkeit ist selbst Genuß. Gerade die Möglichkeit des Genusses, der, als einem Unwirklichen, Hr. von Hartmann die Wirklichkeit desselben entgegensetzt, ist, in's Bewußtsein verlegt und im Zusammenhange mit demselben betrachtet, wirklicher Genuß.

Hr. von Hartmann wird mir vielleicht entgegen halten, daß es sich dabei nur um ein Vor- oder Nachschmecken zu erwartender oder gehabter Genüsse handele. Selbst wenn dem so wäre, so bliebe gleichwohl dieser Vor- oder Nachgeschmack immer als ein wirklicher Genuß zu veranschlagen und abgesondert zu behandeln von dem concreten Genusse, den Hr. von Hartmann in's Auge faßt und lediglich als solchen im Momente des Genießens gelten läßt. Aber was hier zu betonen ist, hat doch noch einen weiteren Umkreis, es bezieht sich auf das Gefühl der Genußfähigkeit ganz im Allgemeinen, welches als solches und ohne sich noch an bestimmte Genüsse in Gedanken anzulehnen und diese im Voraus oder nachträglich durchzukosten, lediglich durch den unbestimmten Hinweis auf Paradiese, die vor uns liegen, die Seele mit Wonneschauern erfüllt. Wer, der jemals jung gewesen, wüßte nicht, daß für ihn schon die Genußahnung Genuß, wirklicher, positiver Genuß war?

Von der Freiheit heißt es bei Hrn. von Hartmann, daß sie, d. h. der Zustand, in dem Jemand seine Handlungen selbst bestimmt, der selbstverständliche, natürliche Zustand sei und daher vom Menschen auch gar nicht gefühlt werde, nur der Zwang von Außen werde schmerzlich empfunden u. s. w.

Wir lassen diese Definition der Freiheit, so hohl sie ist, gelten und fragen nur, wieso denn dies »der selbstverständliche, natürliche Zustand« des Menschen sei? Doch wohl höchstens in der Theorie eines »ursprünglichen Naturrechtes«? In der Praxis des Lebens, die für das Fühlen des Menschen die entscheidende Bedeutung hat, gestaltet sich Alles völlig anders. In der Praxis des Lebens sehen wir erst das Kind im Hause, dann den Schuljungen zu allen möglichen Dingen »angehalten werden«, der »schmerzliche Zwang von Außen« begleitet ihn dann weiter in die Lehrlingszeit hinein; selbst wenn er Gehülfe oder Commis geworden, kann er ihm nicht entgehen. In den meisten Fällen vergeht die Hälfte des Lebens, bis er in den Genuß »des ursprünglichen Naturrechtes« tritt, »das er mit jeder Atomkraft theilt«. Wenn Jemand nach so langer Prüfungszeit alsdann endlich »sein eigener Herr« geworden, d. h. in den Zustand der Selbstbestimmung, des mangelnden Zwanges von Außen eingetreten ist, den Hr. von Hartmann als »Freiheit« bezeichnet, so bereitet ihm dies langsam erworbene Freisein unzweifelhaft eine dauernde Befriedigung, eine anhaltende Lust. Diese ist zeitlich nicht darauf einzuschränken, wie Hr. von Hartmann es formulirt, daß sie durch Uebergang aus dem entgegengesetzten Unlustzustande soeben erst entstanden sei, sondern sie wird oder kann wenigstens anhaltend während ihres späteren ungestörten Bestandes als Lust empfunden werden. Der Mensch braucht nur einen Blick auf die hinter ihm liegende Lebenszeit seiner Unfreiheit zu werfen, er braucht nur einen vergleichenden Blick auf unzählige Menschen zu richten, die weniger als er ihr eigener Herr geworden sind, so wird er die eigene zwanglose Lage immer erneuert als Wohlthat und Quelle des Be-

hagens empfinden. Sie wird ihm also eine dauernde und nicht etwa nur auf die kurze Zeit, wo der Unfreie soeben erst frei geworden, beschränkte Lust gewähren.

Wie entsetzlich Hr. von Hartmann mit den thatsächlichen Verhältnissen des Lebens gerade in ihren wichtigsten anthropologischen Beziehungen umspringt, dafür zeugt u. A. auch noch die folgende Anmerkung über die Arbeit. Die gewöhnlichste Erfüllung des Lebens, sagt Hr. von Hartmann ungefähr, ist die Arbeit. Es kann kein Zweifel obwalten, daß die Arbeit für den, der arbeiten muß, ein Uebel ist, denn Niemand arbeitet, der nicht muß, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere von zwei Uebeln auf sich nähme, sei nun das größere Uebel die Noth, die Qual des Ehrgeizes oder auch bloß die Langeweile. Das Wechselspiel von Muße und Arbeit im Leben kommt darauf hinaus, daß der Kranke sich im Bette wendet, um aus seiner unbequemen Lage heraus zu kommen, bald findet er die neue Lage eben so unbequem und wendet sich wieder zurück.

Man ist beinahe versucht, eine derartige Auseinandersetzung für Scherz zu halten, aber bei Hrn. von Hartmann ist das Alles bitterer Ernst. Ueberlegen wir uns also, was er sagt. Es arbeitet Niemand, der nicht muß, und die Arbeit ist für den, der arbeiten muß, ein Uebel, folglich ist die Arbeit, ganz allgemein genommen, überhaupt ein Uebel Wie sucht Hr. von Hartmann dies plausibel zu machen? Er stützt sich darauf, daß für den, der nicht arbeitet, Uebles entsteht, nämlich entweder Noth oder Langeweile oder Qual des Ehrgeizes, und er schließt daraus, daß der Mensch, nur um diesen Uebeln zu entfliehen, die Arbeit als das geringere Uebel wähle. Mit demselben Rechte und derselben Logik könnte man folgenden Schluß machen: es schläft Niemand, der nicht schlafen muß. Wer nicht schläft, für den entsteht die Qual der Müdigkeit. Nur um der Müdigkeit zu entfliehen, übergiebt der Mensch sich dem Schlafe. Folglich ist der Schlaf für den Menschen ein Uebel. Aber, Hr. von Hartmann, das Schlafen, welches lediglich das Ausruhen von der Arbeit ist, so gut wie das Arbeiten, welches lediglich das lebendig erfüllte Wachen ist, sind einfach Functionen des Lebensprocesses, unvermeidlich nothwendig und das Leben erhaltend wie jede andere derartige Function, wie das Athmen zum Beispiel.

Heißt es nicht jede Spur vernünftigen Denkens aufgeben, wenn man dasjenige, was das Leben erhält, für denjenigen, der im Leben steht, ein Uebel nennt? Und müßte nicht diese einfache Erwägung schon von vornherein die Unmöglichkeit einleuchtend erscheinen lassen, daß die Arbeit ein Uebel für den Menschen sein könne, — die Arbeit, die von ihrer individuellen, wünschenswerthen oder unerwünschten, geeigneten oder ungeeigneten Beschaffenheit abgesehen, im Allgemeinen doch lediglich die Bedeutung hat, daß sie eine Bethätigung des mit dem Leben gesetzten Kraftvermögens, Lebens-Aeußerung selbst ist. Das Leben äußert sich nothwendig, sonst verwandelt es sich eben in seinen Gegensatz, den Tod, der Mensch arbeitet also auch nothwendig, wenn auch in den verschiedenartigsten Abstufungen. Erscheint dem ernsthaften, emsig beflissenen Arbeiter manches Thun eines Anderen zu geringfügig, um darin eine Arbeit anzuerkennen, so ist von diesen subjectiven Taxationen hier natürlich abzusehen, und als Arbeit anzuerkennen ist seinem allgemeinsten Sinne nach jede Bethätigung des Menschen, jedes Hinausgehen aus ruhender Passivität. Auch Hr. von Hartmann hat die Arbeit nicht etwa in einem bestimmten engeren Sinne formulirt, was übrigens auch ganz unmöglich ist, sondern er spricht nur ganz im Allgemeinen von Arbeit. Er kann dieselbe also auch in keinem anderen Sinne als dem hier bezeichneten meinen. Nehmen wir aber die Arbeit in dieser nothwendigen Auffassung als Lebensäußerung, als Bethätigung der Lebenskraft, so ergiebt

sich auch sofort, wie vollkommen falsch es ist, wenn Hr. von Hartmann davon ausgeht: es könne kein Zweifel obwalten, daß die Arbeit für den, der arbeiten müsse, ein Uebel sei. Vielmehr ist dem entgegen daran festzuhalten, daß kein Muß des Menschen ein Uebel für denselben ist oder enthalten kann, so bald dasselbe nur den Ausdruck einer durch das Leben selbst gesetzten Lebensnothwendigkeit bildet.

Wir beendigen mit dieser Untersuchung den Nachweis, daß es der Hartmann'schen »gewissenhaften Erwägung« und Beantwortung der Frage »ob das Sein oder Nichtsein dieser Welt den Vorzug verdiene, d. h. ob Lust oder Leid in ihr überwiege,« an den allerersten Voraussetzungen logischen Denkens, zusammenhängender Beweisführung und gründlicher Erwägung vollständig gebricht. Wir könnten diesen Nachweis noch sehr viel weiter fortsetzen, indem wir Hrn. von Hartmann auf seiner ganzen Expedition durch das Gebiet der Illusionen begleiteten, aber für unseren Zweck würde dies überflüssig sein: nachdem sich ergeben, daß die Berechnung der höchsten Güter des Lebens: Gesundheit, Jugend, Freiheit, auf gänzlich falschen Voraussetzungen beruht, kann die Berechnung der geringeren Lebensgüter nur geringes Interesse noch einflößen. Eine Ausnahme könnte nur etwa noch das Capitel der Liebe beanspruchen, — die Widerlegung der Hartmann'schen Ausführungen in Betreff dieses großen Gebietes würde aber die Gränzen dieses Aufsatzes bei Weitem überschreiten, und wir müssen unsere Leser in dieser Hinsicht auf das von uns in der »Psychologie der Liebe« (Hannover. Rümpler) Dargelegte verweisen.

Nur eine Frage soll uns zum Schlusse noch beschäftigen, ob denn die Untersuchung, die Hr. von Hartmann sich vorgesetzt hatte, überhaupt eine durchführbare war. Hr. von Hartmann hatte sich die Aufgabe gestellt: »im Leben des Individuums nachzuforschen, ob die Summe der Lust oder Unlust überwiegt, und ob in dem Individuum als solchem die Bedingungen gegeben sind, um unter den denkbarst günstigsten Umständen in seinem Leben einen Ueberschuß der Lust über die Unlust zu erreichen«. — Durfte er als Denker sich eine solche Aufgabe stellen? Die gigantische Natur derselben haben wir schon anerkannt; aber es frägt sich, ob sie überhaupt rationell war.

Ein fernes Ziel auf's Korn nehmen zeugt zwar von Unternehmungslust und Selbstvertrauen, aber von Einsicht doch nur, wenn dasselbe noch innerhalb der Schußweite der von mir gehandhabten Waffe liegt. Das Denken darf sich doch nur mit etwas, was gedacht werden, das Erkennen nur mit etwas, was erkannt werden kann, beschäftigen. Nun, das Problem, welches Hr. von Hartmann bewältigen zu können gemeint, entbehrt unseres Erachtens dieser ersten, unentbehrlichsten Voraussetzung. Es ist überhaupt kein Stoff für das Denken, so wenig wie es, wie ich an einer anderen Stelle nachgewiesen, das »Ding an sich« ist, so viel sich auch die Philosophie damit beschäftigt hat. Nachforschen, ob die Lust oder die Unlust überwiegt, die Lust oder die Unlust also überhaupt wägen wollen, ist deshalb etwas völlig Irrationelles, weil Lust, Genuß, Unlust, Schmerz absolut unwägbare Größen sind, Imponderabilien gewissermaßen, die sich jedem Versuche, sie zu wägen, sie wägbar zu machen, versagen.

Schon der einzelne Mensch kann unmöglich eine algebraische Summe seiner Lust u. s. w. ziehen, weil die Lust- u. s. w. Gefühle sich jeden Augenblick verändern und ihrem Werthe nach der subjectivsten Schätzung des Momentes angehören. Auf irgend einem Standpunkte stehend, irgend einer Daseinsstufe angehörig, müssen wir uns doch den Menschen denken, dem wir die Aufgabe, die Momente der Lust u. s. w. zu veranschlagen, zudictiren, keine Altersstufe besitzt aber Competenz und Fähigkeit, die vor oder hinter ihm liegende Stufe zu veranschlagen. Dem Mannesalter sind die Freuden der Kindheit

schaal geworden, während die Freuden des höheren Alters ihm noch unverständlicher sind. Jedes Lebensalter kann nur für sich einstehen, nur für sich selbst, für kleinere Zeiträume eine approximative, schwankende und unsichere Schätzung entwerfen.

Gilt dies schon für jeden Einzelnen, findet schon jeder Einzelne es unmöglich, sein eigen Lust und Leid quantitativ zu bestimmen, weil der Gradmesser in seiner Hand einem fortwährenden Schwanken unterworfen ist, um wie vieles unmöglicher — wenn wir von gesteigerten Unmöglichkeiten reden dürfen — gestaltet sich noch die Aufgabe, wenn es gilt, die Lust eines Anderen zu bestimmen. Welche Rechnungen kommen dabei zum Vorschein! Hr. von Hartmann untersucht beispielsweise das Capitel der Kunstgenüsse und findet, daß die mit Concertsälen, Garderoben u. s. w. verbundenen mannichfachen Nachtheile den Genuß fast vernichten. Unzählige Personen werden ihm aber erwiedern, daß das auf sie keine Anwendung findet, und daß sie diese Nachtheile gegenüber den Genüssen für sehr gering anschlagen oder gar nicht gewahr werden.*) Und wie in diesem Falle, so in jedem beliebigen anderen.

Kurz, von welcher Seite wir auch das aufgestellte Problem betrachten mögen, es ergiebt sich, daß es gar kein Problem ist, gar kein ernsthafter Vorwurf für die Naturforschung auf geistigem Gebiete in ihm enthalten ist. Und eben aus diesem Grunde sinkt es in der theoretischen Behandlung zur müßigen, spintisirenden Spielerei herab. Denn nichts verfällt sicherer diesem Schicksal als das, was ohne inneren ernsten Gehalt ernsthaft behandelt wird.

Die Hartmann'sche Untersuchung über die Frage, ob die Welt als Ganzes glückselig oder elend sei, und wie sich demnach ihre Zukunftsaussichten gestalten, gehört, wie meistens angenommen wird, zu den gelesensten Capiteln in dem viel gelesenen Buche. Vielleicht hängt diese Thatsache, die, wenn auch nicht unbedingt für den Werth, doch jedenfalls für die Anziehungskraft desselben spricht, mit der in der Masse der Menschheit unvertilgbaren Neigung zusammen, sich die Geheimnisse der Zukunft entschleiern zu lassen, etwas vom Ende aller Dinge zu erfahren. »Wahrsagen« läßt sich auf die verschiedenste Weise, aus den Linien der Hand und aus Träumen, aus wirklichem und aus philosophischem Kaffeesatz oder sonstigem Abgang. Immer wird der Wahrsager ein großes ja häufig ein sehr vornehmes, wenn auch meistens nicht sehr urtheilfähiges Publicum um sich versammeln. Derartiges behält einen harmlosen Charakter, so lange es nicht allzu geräuschvoll auftritt. Aber die ruhige Ueberlegung des simplen Menschenverstandes ist gewiß eben so berechtigt wie berufen, Verwahrung dagegen einzulegen, wenn solche Phantasien über die nothwendige Entwickelung der Menschheit sich mit wissenschaftlicher Systematik umgeben und keinen geringeren Anspruch erheben, als »speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode« darzustellen.

---

*) Gerade hier wäre eine passende Stelle gewesen, an der Hr. von Hartmann sich der im Verlaufe des Weltprocesses zunehmenden Intelligenz hätte erinnern und sich die Frage beantworten sollen, ob sie nicht die Aufgabe hat und löst, solche fürwahr höchst unerhebliche Unlust selbst zu beseitigen und den höchsten Genuß von jedem unangenehmen und störenden Vor-, Bei- oder Nachgeschmacke zu befreien. — Es hat oft den Anschein — so auch hier —, als ob Hr. von Hartmann seine Argumente nicht zu wägen beliebte, was bei solchen im Gegensatze zu den Lustempfindungen recht wohl durchzuführen ist, sondern ihre Kraft nur nach der Länge der Darstellung zu messen pflegte. Er bringt die albernsten und irrelevantesten Dinge mit der breitspurigsten Wichtigthuerei vor, ohne auch nur die Philosophenmiene zu verziehen; — und Publicus läßt sich be — reden! Red.

Das Nationalitätsprincip der Gegenwart.*)

Von

K. M.

Es giebt gewisse Wortbegriffe und Redensarten, vornehmlich auf dem Gebiete der Politik, die, so oft man sie auch liest und hört, so alltäglich fast ihr Gebrauch geworden ist, daß man sagen möchte, sie leben in Aller Munde, dennoch in ihrer eigentlichen Bedeutung und Tragweite den Meisten verschlossen bleiben. Ja, es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade diejenigen, die derartige Ausdrücke und Phrasen am häufigsten im Munde führen, sich ihrer als Schlagwörter bedienen und sie oft zu Parteizwecken mißbrauchen — ich erinnere an das zahlreich vertretene Genre der politischen Kannegießer und der sog. Parteiführer, die auf solche Artikel reisen —, sich am allerwenigsten dessen klar bewußt sind, worüber sie am herrlichsten zu schwadroniren verstehen.

Ein derartiger Mißbrauch wird heutzutage nicht selten getrieben mit den Begriffen: »Nation, national, Nationalität«. Man spricht heute so gerne von den nationalen Eigenthümlichkeiten eines Volkes, eines Stammes, man pocht auf die nationalen Rechte und Privilegien, man brüstet sich mit nationaler Größe und Ueberlegenheit; so Mancher wiederum warnt vor unseligem Nationalitätenhader u. dgl. und wird, wie der Prediger in der Wüste, entweder nicht gehört oder mißverstanden, weil er eben sich selbst nicht klar ist. Jedermann kennt und spricht von einer nationalliberalen Partei im preußischen Landtage, im deutschen Reichstage, den Einen ist sie ein Dorn im Auge, den Anderen erscheint sie als das Ideal einer politischen Partei, nur Wenige vermögen sich über ihre eigentliche Bedeutung, ihre letzten Ziele und Zwecke, ein völlig klares Bild zu machen.

Und um so mißverständlicher, um so verwirrter werden die Begriffe und ihre Bedeutung, je complicirter die Wortbildungen, je gelehrter die Zusammensetzungen klingen. Schon die kleine Präposition »Inter« vor das Wörtchen »national« gesetzt, führt zu den colossalsten Widersprüchen und Mißverständnissen. Und wird diese Wortcomposition gar erst zum Substantiv erhoben, so giebt's nicht Wenige, die sofort Gespenster und Höllengeister zu sehen vermeinen und am liebsten in ein »Heinrich, mir graut vor dir!« ausbrechen möchten, spricht man ihnen von der »rothen« oder »schwarzen Internationale«.

Was endlich ist, was bedeutet das moderne »Nationalitätsprincip«, welchen Werth hat es für die Gegenwart, welche politische Berechtigung und Tragweite?

Bevor wir versuchen, auf diese Fragen eine befriedigende Antwort zu geben, werfen wir zunächst noch eine andere auf, welche naheliegend und gewissermaßen präjudiciell für jene zu sein scheint. Wir fragen nämlich: woher jene Unklarheit und Verworrenheit der Begriffe, jener Mißbrauch, der so oft mit den Worten Nation und national in ihren verschiedenen Anwendungen und Zusammensetzungen getrieben wird? Hierauf finden wir die Antwort in zweierlei: Zunächst in dem allgemeinen Grunde, daß ja meist den Fremdwörtern, von denen namentlich der politische Theil unserer Tagespresse wimmelt, je nach der verschiedenen Parteistellung eine verschiedene Bedeutung untergeschoben wird. Das ist eben das leidige Vorrecht, aber auch der Fluch der zahlreichen Fremdwörter in

*) Wir haben über den Begriff der „Nationalen" früher selbst einmal (in dem Aufsatze „Ueber Nationaldenkmäler", D. W., Bd. IV., Heft 12) zu einigen kurzen Erwägungen Veranlassung genommen. Wir bieten gern die Gelegenheit, eine methodische und strenge Fixirung des Begriffes, die nicht ohne wichtige praktische Folgen ist, zu versuchen. Red.

unserer Sprache. Wir erinnern an die eben so mißbräuchliche Anwendung des Wortes »liberal«, das mit dem vorliegenden nahe verwandt ist und oft combinirt wird. Auch die Centrumspartei nennt sich bekanntlich heutzutage, wie anno 1848, liberal und freisinnig; auch sie brüstet sich mit der Proclamation der Gewissensfreiheit, der Freiheit des Gedankens und des Wortes und geht mit allerhand liberalen Kammeranträgen schwanger: ihre Reden sind gespickt mit unzähligen, den »Liberalen« gestohlenen Phrasen, ihre Worte duften von Freiheit und Freisinnigkeit, wie ihre Kirchen von Weihrauch. Gleichwohl will es manchem ehrlichen Deutschen noch immer, und wie uns scheint mit Recht, bedünken, als sei Alles dies eben nur eitel Phrase, nur Hocuspocus und Humbug »ad decipiendum volgus profanum«, als enthalte die Combination »freisinnige Ultramontane« eine contradictio in adjecto.

Der zweite Grund der oft falschen Anwendung des Wortes Nation und seiner Ableitungen liegt in seiner Verwechselung mit dem verwandten Begriffe »Volk«. Wir haben bekanntlich das Wort »Nation« aus den romanischen Sprachen recipirt und bei uns eingebürgert; dabei aber, wie dies gar oft dem biederen, hausbackenen Deutschen mit den leidigen Fremdwörtern zu passiren pflegt, haben wir dasselbe, bewußt oder unbewußt, ja sogar mit einer gewissen grammatischen und historischen Berechtigung, auf Verhältnisse und Begriffe bezogen, die bei den romanischen Stämmen ganz außerhalb seines Horizontes liegen.*) Daraus erklärt sich der schwankende Sprachgebrauch, demnach Italiäner, Franzosen und Engländer oft das Wort »Nation« gebrauchen, wo wir »Volk« zu setzen belieben, und umgekehrt. Jene verstehen unter dem Begriffe nazione, nation, eine politisch geeinigte und organische Gemeinschaft, unter popolo, peuple, people hingegen gewöhnlich eine unorganische, nur durch gemeinsame Sitte und Sprache oder den Wohnort oder durch noch zufälligere und außerwesentlichere Momente verbundene Menge.

Am Besten zeigt sich dies etwa darin, daß die Franzosen das, was wir »Volkssouveränität« nennen würden, mit souverénité nationale bezeichnen, während sie unter »souverénité du peuple« nicht etwa die oberste Machtbefugniß eines organisch gegliederten und in einer regelrechten parlamentarischen Vertretung personificirten Volkes, sondern die Herrschaft der zufällig durch Sprache, Wohnort u. dgl. zusammengehörigen, aber sonst ungeregelten und desorganisirten Masse verstehen, oft sogar die Ochlokratie, die zügellose und tumultuarische Pöbelherrschaft, mit der sie anno 1870 seitens der Commune bedacht worden sind.

Der deutsche Sprachgeist dagegen zieht es vor, den Ausdruck »Nation« auf die bloße Cultur- und Sprachengemeinschaft, »Volk« dagegen auf die Staatsgemeinschaft zu beziehen. Daher nennt der Völker- und Staatsrechtslehrer Bluntschli Nation einen »Natur- oder Culturbegriff«, Volk dagegen einen »politischen oder Staatsbegriff«. Auch der noch der Rottek-Welker'schen Periode angehörende Publicist Hoffmann führt ganz richtig aus: »So wenig eine Mumie ein Mensch ist, und so wenig eine Gemeinde schläft, ißt oder trinkt, wenngleich dies alle ihre einzelnen Mitglieder thun, ebensowenig ist ein Volk jede Menschenmenge, die Abstammung, Sprache, Sitten u. dgl. gemein hat. Ein Volk wird sie erst dann, wenn sie andern Menschen gegenüber sich als Einheit und als abgeschlossenes Ganze fühlt und erkennt.« Dies thut sie aber in dem Rahmen der einzelnen Staatsgebilde. Während demnach N a t i o n nur eine zufällig durch gemeinsame

*) Wir halten das, wie wir früher einmal ausgeführt und auch a. a. O. für diesen speciellen Fall angedeutet haben, für eine der Hauptrücksichten, durch die sich der Gebrauch der Fremdwörter rechtfertigen läßt, ja als vortheilhaft erweist. Red.

Abstammung, Sitte, Cultur und Sprache verbundene Gemeinschaft darstellt, die nur in den vielen zu ihr gehörigen Individuen in die thatsächliche Erscheinung tritt, ist Volk die zum Staate geeinte, die staatlich organisirte und einheitliche politische Person.

Es liegt für den Juristen äußerst nahe, darf man überhaupt privatrechtliche Begriffe in der Publicistik verwerthen, eine Parallele zu ziehen zwischen der gemeinrechtlichen »communio« und »universitas« auf der einen, und den Begriffen des Völker- und Staatsrechts »Nation« und »Volk« auf der anderen Seite. Nur das Volk, als das Staatsindividuum, hat einen eigenen Willen, nicht die Nation, so oft man auch von einem Willen der Nation sprechen mag; denn Letztere hat kein Organ, denselben zum Ausdrucke zu bringen, wie das dem Volke in seiner verfassungsmäßigen Vertretung ermöglicht ist. In Frankreich, diesem Nationalstaate par excellence, liegt die Sache allerdings etwas anders, denn hier decken sich so ziemlich die Begriffe Nation und Volk, doch leiden dessen staatsrechtliche Normen aus naheliegenden Gründen keine analoge Ausdehnung auf deutsche Verhältnisse. Ebenso kann nur das im Staate geeinigte Volk nach Außen hin repräsentirt und personificirt werden. Wenn von Mehreren, wie in den modernen Repräsentativrepubliken, so erscheinen diese etwa wie das Directorium der heutigen Actiengesellschaft, wenn durch eine einheitliche monarchische Spitze, so erscheint der Fürst als der Vertreter und das Haupt der staatlichen Corporation. Und insoferne steht er nicht außerhalb des Volkes, sondern bildet gleichfalls einen integrirenden Bestandtheil desselben, wie dies von dem Reichskanzler in einer seiner letzten Reden im Deutschen Reichstage ganz richtig betont worden ist. Natürlich darf man diese Parallelisirung nicht zu weit treiben und daraus nicht Consequenzen ziehen, die sich vielleicht für die obigen privatrechtlichen Begriffe sehr wohl verwerthen ließen, für die Publicistik aber ohne alle Bedeutung sind und zu falschen und verwerflichen Resultaten führen.

Theile dieses organischen Staatskörpers sind, außer den monarchischen oder den republicanischen Repräsentanten, die verschiedenen Berufs- und Geburtsstände und innerhalb derselben die einzelnen Bürger, deren Abgang oder Ausscheiden keinerlei modificirenden Einfluß auf den Fortbestand der staatlichen Corporation ausübt. Der Begriff der Nation hingegen, weil er wesentlich auf einer Culturgemeinschaft beruht, weil er basirt ist auf Gemeinsamkeit der Abstammung, Sprache, Sitte und sonstiger sogen. nationalen Eigenthümlichkeiten, ist ein beweglicher und veränderlicher. Die einzelnen Nationen entwickelten sich zuerst als Sprachgenossenschaften. Die Bildung selbst ist bekannt aus der allgemeinen Geschichte der Sprachen. »Nation« ist somit der ursprüngliche und historisch ältere Begriff; denn das Volk existirt nicht vor dem Staate. Die Staaten aber sind, wenigstens in der Regel, ein Product menschlicher Schöpfung, in früheren Zeiten oft tyrannischer Willkür und Herscherlaune, heute meist dem Gefühle nationaler Zusammengehörigkeit und nationalen Bedürfnisses entsprossen. Deshalb stirbt auch das Volk, wenn der Staat untergeht, nicht aber mit ihm auch die Nation. Der Begriff des jüdischen Volkes hat seit der Zeit zu existiren aufgehört, wo der Staat der Juden durch die erobernde Hand des römischen Kriegers vernichtet wurde: die jüdische Nation, in ihren einzelnen Individuen allerorts zerstreut auf dem weiten Erdenrunde, die wahre Personification des rastlos wandernden »ewigen Juden« der Fabel, fristet geradezu ein unzerstörliches, hier ein glänzendes, dort ein kümmerliches Dasein. Das Volk der Athener überlebte nicht den Fall seiner Hauptstadt und die Einnahme der Akropolis von Athen: die griechische Nation lebt fort bis in unsere Tage, wenngleich nur als schwaches und erbärmliches Epigonengeschlecht. Das römische Volk verschwand aus der Geschichte

mit dem Sturze Roms durch die Germanen: die römische Nation hat ihre Auferstehung gefeiert in dem heutigen Romanenthum, vor Allem in den Italiänern, Spaniern, Franzosen. Das polnische Reich und Volk ist von der Karte und dem Welttheater abgetreten, seitdem eine dreifache Theilung Land und Leute mächtigeren und selbständigeren Staaten zugetheilt hat: die Nation der Polen fühlt sich, in zähester Widerstandskraft gegen alle Amalgamirung mit verwandten oder fremden Elementen, auch heute noch als eine abgesonderte und aparte Species und harrt, in den sinnigsten Träumen eines bald erscheinenden goldenen Zeitalters eingewiegt, der endlichen frohen Ankunft ihres politischen Messias und Heilandes entgegen.

Ich könnte dieser historischen Beispiele noch eine Menge vorbringen und die Parallelen zwischen Nation und Volk in ihren Contrasten und mannichfaltigen Farbenmischungen, die jedenfalls des Interessanten und Lehrreichen eine unerschöpfliche Fülle bieten, noch weiter ausführen. Um jedoch nicht zu ermüden und dem Vorwurfe gelehrter Weitläufigkeit und — Langweiligkeit zu entgehen, gleichzeitig aber auch, um auf mein eigentliches Thema zurückzukommen, schließe ich diese vorläufige Untersuchung mit dem Resultate, daß der deutsche Sprachgebrauch das vor dem romanischen und englischen voraus hat, daß er jedenfalls historisch gerechtfertigter und etymologisch richtiger ist. Denn natio (von nasci) weist auf Gemeinschaftlichkeit des Ursprunges, auf Abstammung und Race hin, und ist insofern ein ethnologischer Begriff, populus (mit πόλις zusammenhängend) dagegen auf die politische Verbindung. Zu beklagen ist nur, daß der Deutsche nicht die volle Consequenz dieser richtigen Begriffsbestimmung auch in den Zusammensetzungen festhält, sondern sich da, wie leider oft, von dem französischen Sprachgebrauche allzusehr beeinflussen läßt und dadurch seine eigene Sprache mit Widersprüchen bereichert. So sprechen wir kühn von einer Nationalmacht (Heer) und von Nationaleigenthum, wie der Franzose von pouvoir und propriété nationale, ohne zu bedenken, daß bei uns davon deshalb nicht die Rede sein kann, weil, wie vorhin gezeigt wurde, ja die Nation keine vermögens- und willensfähige juristische Person bildet, wie etwa das Volk im Staate. Viel richtiger spricht man daher von Volksvermögen, Volkseigenthum, Volksmacht. Diese Begriffe scheinen nur deshalb weniger in Uebung und von Einigen mit einer gewissen Scheu gemieden zu sein, weil sie für manchen verzärtelten Gaumen einen etwas piquanten communistischen und socialdemokratischen Beigeschmack haben mogen. Man thut aber ganz entschieden Unrecht daran, ihnen eine derartige Nebenbedeutung beizulegen, weil es Einigen gefällt, unter dem Begriffe des Volkes nur die Hefe desselben, den proletarischen Pöbel, die rudis indigestaque moles des Ovid, zu verstehen. Jene Fremdwörter hingegen sind völlig unbrauchbare Reminiscenzen aus dem Jahre 1848, das bekanntlich neben vielen anderen staatsrechtlichen Nationaleigenthümlichkeiten der Franzosen auch den der französischen »assemblée nationale« entsprechenden Begriff der »Nationalversammlung« bei uns eingeschmuggelt hat.

Aehnlich ergeht es uns mit den Ausdrücken »Nationalität« und »Nationalitätsprincip«. Als den eigentlichen Erfinder des Wortes nationalité proclamirt sich stolz der französische Gelehrte Buchet, wie ja auch die Franzosen sich damit brüsten, zuerst der Idee und der praktischen Anwendung des Nationalitätsprincipes Dasein und Leben gegeben zu haben. Wir wollen es dem Franzosen immerhin gönnen, daß jenes Wort das Jahr 1830 als das Jahr seiner Geburt in einem gelehrten französischen Hirnkasten ansprechen kann, da es vor 1830 in keinem französischen Dictionnaire sich vorfinde. Wir hoffen sogar, daß ihm die Geburt dieses süperben Gedankens und Ausdruckes nicht

so viel Wehen bereitet haben wird, wie einst dem Vater Zeus, als er in seiner jüngsten Tochter Athene mit der Idee der Kunst schwanger ging, wobei es bekanntlich sogar der robusten Hebammenthätigkeit Vulcans bedurfte, um dieser Idee Licht und Leben zu geben. Wissen wir ja Aehnliches von dem französischen Ausdrucke »bienfaisance« und dem in der vorliegenden Abhandlung häufiger gebrauchten deutschen Worte »Tragweite«, die jedenfalls erst den letzten Decennien ihr Entstehen verdankt haben, zumal es nach den Berichten des Siècle augenblicklich in Paris einen jungen Gelehrten giebt, der sich dem institut gegenüber anheischig gemacht hat, einige tausend und fünfundzwanzig Wörter namhaft zu machen, resp. neu zu bilden, die bisher noch in keinem von der hohen und weisen Akademie herausgegebenen Dictionnaire français gelesen worden sind. Solche Käuze muß es eben auch geben. Uns genügt es für den gegenwärtigen Zweck, zu constatiren, daß auch der Gebrauch dieser termini technici bei uns ein äußerst schwankender ist, und daß namentlich die Bedeutung des Nationalitätsprincipes vor 30 oder 40 Jahren — früher hat man allerdings nie davon gesprochen — eine ganz andere gewesen ist als die heutige.

Mit dem Worte »Nationalität« verbindet man nämlich ebenfalls oft einen politischen, oft einen bloß ethnologischen Begriff. In ersterer Beziehung versteht man darunter jeden staatlich organisirten Volkskörper im Gegensatze zu anderen außer ihm; also das, was wir richtiger mit dem Begriffe »Volk« oder »Völkerschaft« bezeichnet haben. Insofern konnte man früher sagen: Elsässer und Lothringer gehören der französischen Nationalität an. Als ethnologischer Begriff aber bezeichnet »Nationalität« einen sprachlich begränzten Gemeinschaftszustand mit der Tendenz der Exclusivität nach Außen und ohne Rücksicht auf den speciellen Staatsverband. Jedenfalls ist die letztere Bedeutung nach den obigen etymologischen Erörterungen die einzig gerechtfertigte und es insofern allein richtig zu sagen: Elsässer und Lothringer gehören der deutschen Nationalität an.

Ganz dieselben Wandelungen, aber in umgekehrter Richtung, hatte der Begriff des »Nationalitätsprincipes« zu bestehen. Früher nämlich verstand man darunter nur die Achtung vor denjenigen Eigenthümlichkeiten und gewissermaßen Elementarkräften, die gemeiniglich als die gewichtigsten Factoren und besten Fermente zur Bildung gesonderter Nationen dargestellt werden, nämlich Achtung vor der nationalen Sprache, Literatur, Cultur, Sitte und Rechtsübung. Die deutsche publicistische Wissenschaft hat dieses Princip von jeher auf ihre Fahne geschrieben und jede Unterdrückung der bezeichneten Elemente in schroffster Manier seitens einer volksfeindlichen Bureaukratie und starren Verwaltung einstimmig verurtheilt und von sich abgewiesen. Von jeher haben die Völkerrechtslehrer das Anrecht auf nationale Sprache, Sitte und Rechtsübung als eine Art Grundrecht der Nationen bezeichnet. Auch in der Praxis wurde nur selten und meist in geringfügigen Fällen von diesen Grundsätzen abgewichen. Erst in neuester Zeit hat man sich hier und da in hinlänglich bekannten Fällen, weniger noch in Deutschland als außerhalb desselben, über diese heutzutage zuweilen als veraltet bezeichneten Grundsätze hinweggesetzt; ob mit Recht oder Unrecht, ist theoretisch schwer zu entscheiden, praktisch muß wohl das Utilitätsprincip und die Rücksicht auf das allgemeine Staatswohl hier das entscheidende Gewicht in die Wagschale werfen.

Auf der anderen Seite aber hat in unseren Tagen das Nationalitätsprincip eine ganz andere, wesentlich politische Bedeutung erhalten. Man bezeichnet nämlich heute damit den Grundsatz, vermöge dessen die territoriale Bildung der Staatsgränze gänzlich oder theilweise zusammenfallen müsse mit der Nationalitätengränze, soweit ein durch

Sprache und Abstammung gegebenes gemeinsames Selbständigkeits- und Einheitsgefühl der Völker vorhanden ist. Man proclamirt sonach dieses politische Nationalitätsprincip als das moderne Staatsprincip κατ' ἐξοχήν und verlangt im Namen desselben hier und da eine gänzliche Umgestaltung des europäischen Staatensystemes. Man sagt: »Jede Nation ist berechtigt, sich zum Staate zu einigen und zum Volke zu organisiren. Indem die Menschheit sich in die verschiedenen Nationen theilt, verlangt sie so viele Staaten, wie Nationen existiren. Das Staatsgebiet und die Ausdehnung der Nation sollen sich womöglich decken. Wo dies nicht der Fall ist, da ist die Nation jederzeit berechtigt, diese Gleichheit herzustellen, auch wenn sie die Schranken der bestehenden Staatsordnung und der völkerrechtlichen Verträge durchbrechen müßte.« Ohne Zweifel kann eine solche Doctrin einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther nicht verfehlen. »Wenn die nationalen Saiten angeschlagen werden,« bemerkt Bluntschli treffend, »dann kommt das Blut in raschere Wallung, und der aufgeregte Nationalgeist bewegt die Massen mit Sturmesgewalt. Für die nationale Idee opfern Tausende willig ihr Vermögen und ihr Leben. Nationale Begeisterung ist oft das wirksamste Agens zur Eroberung, Annexion, Wiedererlangung verlorener Provinzen u. dgl.«

Wir brauchen nicht zu weit auszuholen, um historische Beispiele für diese Sätze zu finden. Unsere eigene Zeitgeschichte ist reich an solchen. Ja, wir selbst, das deutsche Volk, oder, wenn man will, die deutsche Nation, ist dafür in unseren Tagen das schlagendste Exempel. Der eine Refrain: »Schleswig-Holstein stammverwandt« und unlängst das Lied von der »Wacht am Rhein« mit der nationalen Begeisterung, die uns aus jeder Strophe, aus jedem Worte entgegen haucht, hat mehr dazu beigetragen, im Norden Schleswig und Holstein, im Süden Elsaß und Lothringen dem einen deutschen Vaterlande wieder zu gewinnen, als alle diplomatischen Combinationen und Calculationen.

Auf der anderen Seite aber hat dieses Princip und seine Consequenzen auch seine verhängnißvollen Schattenseiten. Alle Welt weiß, daß es von jeher fast zu den Unmöglichkeiten gehörte, daß ein Staat, der verschiedene Nationalitäten oder Bruchtheile derselben in bedeutenden Majoritäten zusammenfassen und als Ein Volksgebilde darstellen wollte, nie einer ruhigen und gedeihlichen politischen Existenz sich erfreute. Als warnendes Exempel dessen dient in älterer Zeit der römische Staat. Tacitus erzählt uns mit einer Art patriotischer Wehmuth, in seinen Tagen seien asiatische Schwelgerei und Ueppigkeit nach Rom gekommen und fräßen an der Wurzel des Staatsbaumes. Aber wo sollen wir die tiefere Ursache jener Schwäche und Verweichlichung des entnervten Geschlechtes der spätern Römer suchen, wenn wir sie nicht als nothwendige Folge dessen bezeichnen wollen, daß sich das römische Staatsnetz allzusehr ausgebreitet und auf Völkerstämme der verschiedensten Nationalitäten ausgedehnt hatte, die nur mit äußerstem Widerstreben ihren Nacken unter das römische Staatsjoch beugten und jede irgendwie passende Gelegenheit benutzten, um dasselbe von sich abzuschütteln? Immerwährende Empörungen an den äußersten Staatsgränzen mit centrifugaler Tendenz waren die unausbleibliche Folge. Dazu kamen im Inneren die Intriguen und Revolten der Prätorianer und ihrer Parteiführer. Draußen aber pochte der Hammer der Zerstörung und Verwüstung an den Thoren des gewaltig großen Staatsgebäudes, geschwungen von der wuchtigen Faust der Germanen. Die stolze Burg erkrachte in ihren innersten Fugen und stürzte dann jählings zusammen in Schutt und Trümmerhaufen.

Auch heute haben wir zwei ähnliche, wenngleich nicht so imposante Staatsgebilde in unmittelbarster Nähe, denen aus ähnlichen Gründen das Menetekel auf die Stirne

geschrieben zu sein scheint. Centrifugale Nationalitätsbestrebungen zerfleischen heute Oesterreich und die Türkei. Ein deutscher Staat, dessen Nationalitätsstatistik nur $8\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche aufweist, aber 26 Millionen Nichtdeutsche, die sich wieder in Polen, Czechen, Croaten, Slovenen, Magyaren, Rumänen, Italiäner zertheilen, die Alle centrifugale, jede Nationalität für sich aber centripetale und exclusive Tendenzen verfolgen, scheint dem unfehlbaren Verhängnisse steter Verwirrung und Trübung der staatlichen Verhältnisse und vielleicht gar endlicher Auflösung kaum entgehen zu können. Aehnlich die Türkei, deren Forterxistenz als europäische souveräne Macht schon seit Jahrzehnten nur mehr durch die Connivenz und ein laisser faire et passer der übrigen Großmächte bedingt scheint.

Es wäre vermessen, dem historischen Gange der Dinge vorgreifen und voreilig die neueren Probleme der Nationalstaatsbildung, beispielsweise im neuen deutschen Reiche, lösen zu wollen. Auch kann man wohl überzeugt sein, daß, was zunächst die centrifugalen Nationalitätsbestrebungen der Polen angeht, diese sich hier, wie oft, jedenfalls im Bereiche der Träume und Illusionen befinden, so lange die drei Theilungsmächte in friedlich-freundschaftlichem Verhältnisse zu einander stehen. Eine Restauration des alten Polenreiches als eines gesonderten und in sich abgeschlossenen Nationalstaates wäre höchstens möglich durch das Einverständniß jener drei Mächte, Preußen, Rußland und Oesterreich, nie durch die leeren Versprechungen Frankreichs, hohle Phrasen ohne Thaten.

Die Berechtigung des modernen Nationalitätsprincipes und seine entscheidende Bedeutung für moderne Staatsbildungen muß demnach sowohl aus historischen wie aus inneren Gründen unzweifelhaft anerkannt und wohl berücksichtigt werden. Was aber seine Durchführung für das allgemeine Wohl der Staaten zu bedeuten habe, darüber stehen sich die Ansichten diametral entgegen: Von den Einen wird die allseitige Verwirklichung dieses Principes als die Anbahnung des allgemeinen Weltfriedens angesehen. Von der anderen Seite hört man dagegen die Behauptung aufstellen, daß gerade dies zu neuem Haß und nimmer erlöschender Eifersucht der einzelnen Völker und Nationen, zu dem wahren, in Permanenz erklärten Nationalitätenhader führen würde. Als Grund dessen wird angegeben, daß durch die stricte Durchführung dieses Principes das einflußreiche und nicht zu unterschätzende Culturelement der gegenseitigen nationalen Ausgleichung beseitigt und vernichtet werde. Von diesem Standpunkte des Culturzweckes der Nationen haben z. B. Franzosen, wie Rénan, kurz nach dem letzten Kriege den Verlust des Elsasses unendlich beklagt, als des Mittelgliedes, welches den Uebergang der höheren germanischen Cultur auf Frankreich vermittele. Etwas Wahres mag immerhin in dieser Behauptung liegen, doch scheint sie mehr die Ausgeburt eines phantastischen Idealismus zu sein und eines praktischen und faßbaren Hintergrundes gänzlich zu ermangeln.

Allerdings erscheint nun zwar die nationale, durch gemeinsames Sprachverständniß, gemeinschaftliche Sitte und Rechtsübung vermittelte Staatseinheit bei größeren, zum selbständigen Leben befähigten Staatsindividuen als politischer Vortheil. Doch muß man sich dabei erinnern, daß nicht alle Nationen, und mögen sie numerisch von noch so großer Bedeutung sein, fähig sind, besondere Staatsgebilde zu formiren, als eigenthümliche Völker aufzutreten. Den Einen fehlt es an physischer Kraft, den Anderen an sittlicher Energie, wieder Anderen an politischen Ideen. Als Beispiele solcher Nationen, welche unfähig sind, als gesunde und dauernde Staatswesen zu fungiren, werden gemeiniglich die heutigen Griechen und Polen aufgeführt. In der That kann man fast sagen, daß über Erstere die Geschichte der 20er und 30er Jahre, über letztere die neueste Zeit-

geschichte den Stab gebrochen hat. Doch wird man den Polen keineswegs alle politischen Ideen absprechen können. Dieselben sind im Gegentheil in überreicher Fülle bei ihnen vertreten; nur sind diese Ideen in der Regel eben zu ideal, zu phantastisch und schwärmerisch. Wer Gelegenheit gefunden hat, sich mit gebildeten Polen über politische Dinge, wobei jene meist von einem wahren Feuereifer und patriotischer Gluth beseelt sind, zu unterhalten, wird dies bezeugen müssen. Auch wäre es eine beleidigende Lüge, zu behaupten, den Polen fehle alle sittliche Energie und Haltung, wie etwa mit mehr Fug von den Neugriechen gesagt werden kann, die bekanntlich den enthusiastischen Gräkomanen früherer Jahrzehnten unendlich trübe Erfahrungen und schmähliche Enttäuschungen bereitet haben. Daß die polnische Nationalität sich nun und nimmermehr als Nationalstaat wird constituiren können, wenigstens einstweilen noch nicht die entfernteste Aussicht dazu vorhanden ist, das ist wohl weit mehr eine Folge rein factischer Verhältnisse, zu denen nicht gerade in letzter Linie ihre oben betonte Vertheilung unter drei heute noch vollkräftige und zum Theil in jugendfrischester Entwickelung begriffene Staaten gehören möchte.

Ferner würde es jedenfalls ein politischer und culturlicher Mißgriff sein, überall die höhere Staatscultur den Forderungen eines exclusiven Nationalitätsprincipes unterzuordnen und sie in den oft gar zu engen Rahmen einer einzelnen Nationalität einschließen zu wollen. »Die Civilisation«, sagt Bluntschli, »kann zwar des nationalen Anhaltes nicht entbehren, sie steht aber über der Nationalität; sie ist ein Product der Menschlichkeit.« Auch in den Staaten findet sich ein Etwas, das weit über die Gränzen der einzelnen Nationen hinausgeht. Weit entfernt, den Staat als das absolut Gute und in sich Vollkommene anzuerkennen, das aristotelische geflügelte Wort: »ἄνθρωπος φύσει ζῶον πολιτικόν«, wie dies heutzutage gewöhnlich geschieht, mit: »der Mensch ist in erster Linie ein Staatsthier« zu übersetzen und als Staatsthier in blinder Abgötterei Alles dem Staatsgötzen opfern zu wollen, müssen wir doch bekennen, daß die Idee des Staates und ihre universelle Verwirklichung, sittlich und menschheitlich genommen, die der Nationalität und ihrer Verwirklichung durch das Nationalitätsprincip unendlich überragt.

Endlich ist auf das historische Factum hinzuweisen, daß einstweilen und bisher ein vollkommener und reiner Nationalstaat noch gar nicht existirt. Entweder liegt das Verhältniß so, daß ein Staat mehrere Nationalitäten umfaßt, wie Rußland und Oesterreich, oder eine Nationalität vertheilt sich auf verschiedene Staaten, z. B. die deutsche und die italiänische. Die Geschichte aber geht in ihren Bildungen durchaus nicht unvernünftig zu Werke. Vielmehr hat Alles für seine Zeit seinen innerlich gerechtfertigten Sinn, und insofern ist der Hegel'sche Ausspruch: »Alles, was ist, ist vernünftig!« ganz an seinem Platze. Lassen wir einzelne moderne Staaten Revue passiren, so hat z. B. selbst Italien, das Muster eines auf dem neueren Nationalitätsprincipe gegründeten Staatsganzen, innerhalb seiner Gränzen bedeutende außeritaliänische Elemente; so das germanische in Friaul, das illyrische in Apulien. Schweden und Norwegen haben im Norden und Nordosten das finnische Element. Spanien und England haben bekanntlich bedeutende keltische oder galische Contingente erhalten. Nur Dänemark und Frankreich sind annähernd reine Nationalstaaten zu nennen. Doch finden sich bei dem Ersteren wesentliche Theile der Stammbevölkerung außerhalb des Staatsverbandes; in Letzterem aber fehlt sonderbarer Weise eigentlich ganz dasjenige Element der Nationalstaatsbildung, das wir als das grundlegende bezeichnet haben, nämlich das einer einheitlichen, allen verständlichen Sprache. So waren in Frankreich, zur Zeit, wo das Elsaß noch dazu gehörte, noch nicht $^2/_3$ der Bevölkerung der französischen Schriftsprache mächtig, $^1/_3$ redet noch heute nur provençalisch.

Um so bewunderungswürdiger ist darum allerdings das starke, selbst durch alle augenblicklichen politischen und socialen Wirren nicht im geringsten getrübte Einheitsgefühl der Franzosen. Freilich mag nicht wenig dazu das bekannte, seit der Revolution von 1789 systematisch cultivirte Princip der Centralisation und die dadurch bedingte Schwäche der provinciellen Freiheitsentwickelung im französischen Volke beitragen.

Umgekehrt finden wir also, daß die meisten Culturstaaten aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzt sind. Bei einigen stehen sogar diese verschiedenen nationalen Elemente in einem solchen numerisch paritätischen Verhältnisse zu einander, daß man kaum glauben sollte, wie sich solche Staatskörper auf die Dauer erhalten können, ohne von ewigem Nationalitätenhader zerfleischt zu werden. Jedenfalls ist dieses nur möglich in einer möglichst freien, der republicanischen Staatsform sich annähernden oder mit ihr identischen Verfassung, wie davon die Schweiz ein erfreuliches Beispiel darbietet. Andererseits kann eine möglichst centralistische und absolute Zusammenfassung mehrerer einander abgeneigten und widerstrebenden Volksstämme nur dazu angethan sein, das Staatswesen selbst zu schwächen und einem langsamen Siechthum entgegen zu führen, oder innerhalb desselben jede freiheitliche Entwickelung zu verbannen und zu vernichten. Diesen Erfahrungssatz lehrt die Gestaltung der Dinge in Oesterreich in ihren an Contrasten überaus abwechselungsvollen politischen Phasen.

Zum Schlusse sei es noch erlaubt, auf zwei relative Gegensätze zu dem nationalen Principe hinzuweisen, die unter sich gewissermaßen im Verhältnisse des conträren Gegenstandes stehen, und denen man hier und da in neuester Zeit alle Berechtigung ihrer Existenz absprechen zu wollen scheint. Wir meinen den Kosmopolitismus und den Particularismus. Beide haben ganz unstreitig ihre natürliche Berechtigung, freilich nur innerhalb gewisser billigen und zeitgemäßen Gränzen. Die kosmopolitische Idee will über die Nationen hinaus die Menschheit über die ganze Erde durch ein universelles Band der Bildung und Gesittung verknüpfen. Als ihre Träger repräsentiren sich — ob mit Recht oder Unrecht, wollen wir einstweilen dahingestellt sein lassen — in früheren Jahrhunderten und zum Theil auch heute noch die Kirche, der ein Trieb zur Universalität nicht abgesprochen werden kann, — in unseren Tagen, aber in anderer Richtung, auch die von Vielen gefürchtete »Internationale«. Auch der Particularismus hat ein gewisses natürliches Recht, aber nur insofern, wie Bluntschli richtig bemerkt, »als in den einzelnen Theilen ein gesundes und würdiges Leben herscht«, der Theil nicht über das Ganze dominiren und der gesammten Machtentwickelung des Ganzen hindernd und hemmend in den Weg treten will. Consequent müßte der energischeste und vielleicht fanatischeste Widersacher des Particularismus zugleich der beredteste Vertheidiger des Kosmopolitismus sein. In der Praxis finden wir oft gerade das Gegentheil und beide in sich widerstrebende Principien in einem Hirne friedlich nebeneinander hausen. So bei unseren Ultramontanen und namentlich bei ihrem witzigsten und redegewandtesten Wort- und Parteiführer, der Perle von Meppen, von welchem Graf Renard bei Gelegenheit nicht unrichtig bemerkte, unter der universellen Mönchskutte finde sich doch immer noch der welfische Fuchs versteckt.

Das deutsche Volk hat bekanntlich von jeher für beide Principien, das kosmopolitische wie das particularistische, ungeheuer starke Anlagen gehabt. Es gab Zeiten, wo man für das Eine oder das Andere unendlich und in überschwänglicher Manier geschwärmt hat. Früher allerdings mehr als heute; denn damals war die deutsche Nation, das deutsche Volk, noch das Aschenbrödel unter den Culturnationen Europas, heute aber nimmt sie den ihr einzig gebührenden Rang einer Fürstin und Führerin der Völker ein.

Martin Greif's „Corfiz Ulfeldt" *).

Von

Anti-Roderich.

Mit glücklichem Griffe hat Martin Greif in seinem Trauerspiele »Corfiz Ulfeldt« einen bislang noch nicht auf der Tagesordnung der dramatischen Dichtung gewesenen, gleichwohl eminent geeigneten Stoff gewählt und ein Bühnenstück geschaffen, das sich als ein durch Entwurf, Gang und Haltung gleichmäßig imponirendes Ganze darstellt, geschrieben mit jener herzerwärmenden Feinfühligkeit, welche seinen lyrischen Gedichten bleibenden Werth verliehen, in deren einfacher Innigkeit der tiefe Gemüthston des Volksliedes rein und voll ausklingt. Durchweg bewahrt Greif's Stil eine edle Haltung und weist eine Fülle von poetischen Schönheiten auf, ein Poet von Gottes Gnaden braust er uns mit hoher Bilderflut entgegen, aus der eine sinnige Naturanschauung sonnengleich mit tausend Spiegelblitzen leuchtet; allen nörgelnden Benedixen und anderen Rümelin'schen Consorten zum lauteren Trotze gürtet er seinen hohen Gestalten den feurigen Juwelenschmuck der gleichnißreichen Diction des Schwanes von Avon an. Stellen, wie

> Er hat sich seine Rolle selbst geschaffen,
> Zur Lunte sich, zum Brander dargeboten,
> Den ich voll Werg und Pulver treiben lasse
> Auf die unthätigen Barken ihres Muths,
> Womit ich aus dem Hafen der Erschlaffung
> Sie jage in das offne Meer der That.
>
> (A. 2, Sc. 1.)

> Ihr habt uns auch viel Leid verursacht, seht
> Die Königin ergraut in Einer Nacht,
> Wie eine Pappel weiß in frühem Silber.
> Ihr wißt gar nicht, was er uns zugefügt.
> Das alte Reich verringert und geschwächt
> Wie eine Goldmünz an dem Rand gekippt,
> Da sie dem Geiz'gen durch die Hände lief.
>
> (A. 5, Sc. 1.)

wäre man versucht, in einem der historischen Dramen des Meister William nachzuschlagen, um Shakespeare'sches Eigenthum von dem kecken Plagiator zu reclamiren, der da freilich unserem nutzlos blätternden Bemühen mit derselben gutlaunigen Vergnüglichkeit zuschauen möchte, mit welcher der junge Shakespeare selbst die ächzenden und krächzenden Lamentationen des guten Robert Greene anhörte, der mit dem Wundervogel von Stratford am Avon in rührender Naivität ob der Wiedererstattung des geraubten Gefieders zu hadern sich unterfing, »an upstart crow beautified with our feathers«.

Angehend den zum dramatischen Vorwurfe genommenen Corfiz Ulfeldt selbst, darf es von vornherein für einen Vorzug gelten, daß Greif über die Schuld der Hauptperson des gegen seinen König und Herren anstürmenden, mit dem Landesfeinde sich verbündenden Reichshofmeisters keinen Schleier breitet und damit der historischen Erscheinung zu

---

*) Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark. Trauerspiel in fünf Acten mit einem Vorspiel von Martin Greif. München, J. A. Finsterlin. 1873.

ihrem Rechte verhilft. Dieses Treubleiben gegenüber der Historie ist just dermalen von um so höherem Werthe, je häufiger zur Zeit der entgegengesetzte Fall der Verschönerung des Charakterbildes ist, indem der poetische Pinsel, statt sich mit einer Modulation des Farbentones zu begnügen, die physiognomischen Linien selbst in ärgerlicher Schlimmbesserung verschiebt und entstellt, so daß ein solcher Dramatiker jenem kindisch gewordenen Klostermaler gleicht, welcher die ältesten Pharisäervisagen seines Kreuzganges in lauter blutjunge, mildbärtige Aloysiusgesichtchen metamorphosirte.

Ungern versagen wir uns eine Analyse der spannenden Handlung, durch die sich in ihrem ganzen Umfange der Schmerz nur als Folie der Kraft ausbreitet. Sagen wir nur, daß uns Greif in markiger und frappanter Darstellung die stetig wachsende Schuld mit erschütternder Mächtigkeit vor die Seele führt, daß sein Stück Einzelmomente von wahrhaft überraschender Wahrheit und Größe besitzt, von Sonnenblicken jener dichterischen Intuition erzeugt, die, während sein Talent seither nach anderer Seite zu gravitiren schien, nunmehr auch seine hohe Begabung für das dramatische Genre bekunden.

Eine Probe statt vieler. In der letzten Scene des vierten Actes erfährt Leonore von ihrem Gatten nach der Entfernung des schwedischen Gesandten Schlippenbach seine verrätherische Verbindung mit Schweden und den entsetzlichen Entschluß, die Hilfe des Landesfeindes anzurufen. Sie fleht den Gemahl an: (A. 3, Sc. 3.)

Laß Christian's Tochter nicht Verräthrin werden
Am Lande, das er hochgelobt regiert!

Ulfeldt:

Das sollst du nicht, ich berge dich in Holland.
Was uns vom Glückstand bleibt, das fällt Dir zu,
Nur dieses ein'ge Blut hier laß uns theilen!
Du nimmst die beiden kleinen Pflegbedürft'gen,
Mir folgt als Erstgeborner Christian,
Der unsers Hauses Namen erbt und fortsetzt.
(Er zieht Christian zu sich herüber.)

Leonore:

Du ließest diesen edlen Zweig verdorren,
Vom Stamm und Bruderreise losgerissen!
Nein, eh' Du ihn so jung zur Sorge zwingst,
Leg' mir das Härtre auf, ich kann's erdulden.
O sieh, wie er sich härmt Dir stumm gehorchend,
Er strebt zu uns, wie wir hinüberflehn.

Leo:

O Vater, nimm uns Alle wieder an!

Ludwig:

Wir bleiben Dir getreu und unterthan.

Ulfeldt:

So nimm sie alle mit Dir, nimm das Opfer.
Ich muß beharren, laß uns scheiden jetzt.

Leonore:

O Bitterniß, die mir das Herz bedrängt!
Wie wählt' ich, da doch keine Wahl mir bleibt,
Der Gattin keine Wahl im Streit der Pflichten!
Ich muß Dir folgen — ja ich folge Dir,
Bewältigt hat die Liebe jeden Zweifel,
Wohin Du uns auch führst, wir bleiben Dein.

Ulfeldt:
Du bist ein Weib! So sei es Leonore!
(Er hält sie umschlungen.)

Für den scenischen Aufbau hat sich Greif die strengste Beobachtung der artistischen Gesetze des Dramas auferlegt. Im ersten Acte sehen wir schon die Wurzeln der Action bloßgelegt, während wir im zweiten mit höchster Spannung die mähliche Schürzung des Knotens wahrnehmen; worauf uns der dritte die Krisis vorführt. Der vierte, vom rasselnden Kriegslärme durchtönt — das rächende Schwedenheer, von Corfiz geführt, steht siegreich vor Copenhagen —, bringt die Peripetie; der fünfte, in dem sich durch die Verurtheilung des Reichsrathes und den Selbstmord Ulfeldt's auf immer das Geschick des Verräthers erfüllt, die Katastrophe. Uebrigens, hier im Vorbeigehen gesagt, erfährt auch dieser Selbstmord eine feine, unser Mitgefühl erregende Milderung: der Dichter läßt durch die zögernde Wahl der Todesart einen aussöhnenden Lichtblick auf den schuldigen Mann fallen — die den Dolchstoß in die eigene Brust führende Hand breitet sich zugleich schirmend über die Seinigen:

— Die Schergen sind's des jämmerlichen Königs!
Sie suchen mich, sie hasten um die Wette,
Das vorgehaltne Blutgeld zu erjagen,
Die Faust im Nacken mich hinweg zu treiben,
Mich aufzuführen im Triumph der Rache,
Der Schaulust aller Fenster und Balcone,
Dem schamvergessnen Hof, dem rohen Adel,
Der klatscht und sich beglückwünscht noch einmal,
Wenn ihm mein Haupt zum Schluß der Henker hinhält.
Doch dies vereitl' ich ihm — ich komm', ihr Wogen,
Ihr sollt freiwillig euer Opfer haben.
Doch nein. Das endet nicht die Noth der Meinen,
Mein offenbarer Tod nur stellt sie sicher
Vor weitrem Haß und grausamer Verfolgung:
So komme du hervor —
(Er zieht einen Dolch heraus.)
Du harter Freund,
Da ich die menschlichen vor Dir nicht schätzte,
Mach' deine Sache gut, dring' kräftig ein!
Ich folge deinem Beispiel, Christian.
Ich hab' mein Ziel verfehlt, so treff' es der!
(Er ersticht sich.)

(A. 5, Sc. 3.)

Die diplomatische Verhandlung mit Holland, die als solche im Stücke nur erkältend wirken und keine warme Theilnahme aufkommen lassen könnte, hat, als die einmal unerläßliche Basis der Ulfeldt'schen Entwürfe, den gebührenden angemessenen Platz in dem Vorspiele erhalten, und die scenische Oekonomie dadurch den wesentlichen Vortheil gewonnen, daß die nöthige Exposition schon vorweg gegeben ist, ehe sich der Vorhang zum ersten Acte hebt und die frischen Introductionsscenen folgen, welche bereits verheißen, daß ein mit so lebendig bewegter Handlung sich eröffnendes Stück keine schwerfällige Exponirung akademischer, mit abstracten unwahren Kunstdogmen armirten Poesie bringen, daß vielmehr die dramatische Energie der Situationen, je näher die Handlung der Katastrophe kommt, bestimmter, gesteigerter, anziehender sich darstellen wird. Des Weiteren hat Greif dem besagten diplomatischen Steinkern die bühnliche Politur

gegeben und ihn durch die Feinheit seines scenischen Arrangements mit dem lauteren Gold ächter Volksscenen eingefaßt, in der sich menschliche Affecte in lebenslustigem Conflicte gegenseitiger Neckereien prächtig tummeln, während bei alledem eine warme, liebevolle Empfindung über die also verspottete kleine Welt ausgegossen ist, die uns zugleich die Lyrik des Greif'schen Gemüthes offenbart. Die Mittheilung eines kurzen Passus wird erweisen, daß unser Dramatiker das neuerdings arg verketzerte Shakespeare'sche Behagen an den komischen Seiten des gemeinen Lebens nicht bloß kritisch zu verstehen und zu würdigen, nein in congenialer Art demselben auch seinerseits einen nicht bloß imitirenden Ausdruck zu geben weiß.

Der zweite Diener Witts.
Verzeiht, Frau Greth, Ihr habt für Eure Jahre
Noch einen Schimmer, den man selten trifft.
(Auf ihren Korb deutend.)
Ihr seht auf Ehr' ganz appetitlich aus,
Die Löcklein steh'n Euch zu der Haube zierlich.
Die Jungfer weiß es wohl, sie weiß, wozu
Der Blumenstrauß vor ihrem Busen steckt.
Gelt, sagten wir's nicht Alle zu einander?
Nur dieses Mondkalb hat es falsch gehört.

Die Haushälterin (zu Cats Diener):
Was steht Er da und hält Maulaffen feil?
Will Er nach Hause gleich? Er Strolch! Er Vielfraß!
Meint Er, man hält für Luxus die Bedienung?
Glaubt Er, man füttert ihn umsonst?

Ein Diener.
Mit Ruben.
(Gelächter.)

Die Haushälterin.
Hat er sich über seine Kost beklagt? —
Koch ich Ihm etwa nimmer gut genug?

Der Diener Cats:
Der da behauptet das Gericht von Euch.

Der erste Diener Witts:
Nicht wahr! Er klagt, Ihr schmalzet nicht genug,
Ihr sparet's Fett an ihm.

Die Haushälterin:
(Cats Diener schlagend.)
Da hat Er's Fett!

Der zweite Diener Witts:
Hat Dich etwas gestochen, weil Du juckest?

(Sc. d. Vorsp.)

Als Shakespeareaner der stricten Observanz, als welchen wir uns trotz Rümelin und Benedix bekennen, haben wir, nebenbei bemerkt, unsere Freude an diesem lebendigen Proteste gegen die modernen Auscorrigirungen des Shakespeare'schen Volkswitzes, gegen die Ausmärzungen der betreffenden Scenen, gegen die »ästhetischen Kürzungen«, d. i. Abhobelungen der mit unseren Begriffen von tragischem Anstande für unvereinbar declarirten Späße, Schimpfreden und verdächtigen Anspielungen, als welche durch eine bedauerliche Schwäche des Poeten, durch die leidige Rücksichtnahme auf das Theaterpublicum des Globe, das sich seinen Clown einmal nicht habe nehmen lassen wollen, halb nothgedrungene

Concession erklären. Wir möchten an diese Besserer, die zumeist mit solchen Betrachtungen das dringliche Bedürfniß neuer, d. h. eigener Bühnenbearbeitungen gründlichst motiviren, wohl die Frage richten, wie mit ihrer Anschauung die Thatsache stimmt, daß ein Engel wie Desdemona der Frauenwürde so vergessen kann, daß sie in tiefer Trauerstimmung dergleichen angeblich von unserem Geschmacke nicht mehr ertragene Späße nicht bloß anhört, sondern sie interrogatorisch geradezu provocirt. Hier bleibt kein Ausweg — entweder ist der Schreiber einer solcher scenischen Unart ein dramatischer Stümper, oder es steht mit dem ästhetischen Handwerkszeuge, mit dem diese Herren gegen den auch in der Tragödie festsitzenden Humor anrücken, windig aus.

Der Dichter des Vorspieles zu dem Trauerspiele »Corfiz Ulfeldt« hat sich bewußt auf die Seite derer gestellt, die, wie unter anderen Ulrici, den Humor in der Tragödie in doppelter Richtung dienen sehen, indem er einerseits durch den scharfen Contrast, in welchem er zu dem tiefen Ernst und dem mächtigen Pathos der Leidenschaft steht, die Wirkung des Tragischen steigert, andererseits sie durch den Anflug des Komischen mildert, der ihm stets zu eigen bleibt. Hier sei die Einschaltung erlaubt, daß die in dieses Vorspiel eingelegten Soldaten- und Dirnenlieder den ächten Stempel der Greif'schen Muse tragen, welche uns bereits mit vielen ähnlichen herzigen Gedichten beschenkte. Wer denkt hier nicht an die wunderliebliche »Soldatenbraut«?

Es sei noch endlich mit kurzem Worte eines Vorzuges der metrischen Technik Greif's gedacht. Sein Vers zeichnet sich durch Gestattung zweier Freiheiten vor der klappernden Correctheit der meisten modernen Jambographen vortheilhaft aus, wie — eine wenig bekannte Thatsache — der Versbau des Meisters William gerade durch die gleiche einfache Licenz jener den älteren englischen Blankvers charakterisirenden Monotonie glücklich aus dem Wege ging. Erstens wird nämlich der Trochäus für den Jambus nach der Pause nicht bloß an der ersten, sondern auch an der dritten und vierten Stelle zugelassen, und damit ein klares und schönes Gesetz geschaffen, das, verbunden mit dem häufigen Einschneiden des Verses durch das Satzende und mit dem Enjambement zweier Verse das Meiste zur Vermeidung des langweilig gleichmäßigen jambischen Stelzentrabes beiträgt. Man vergleiche

a) *Schalen* und Muscheln sind mein ganzer Anhang. (A. 5, Sc. 3.)

b) Da mich das Loos *Hoheit* getroffen hat... (A. 5, Sc. 1.)

c) Ihr habt dem Herrn dort schwer *Unrecht* gethan. (Sc. 3, Vorsp.)

mit Shakespeare'schen

a) *Younger* than she are happy mothers made. (R. & J. v. 248.)

b) Good night, good night! *Parting* is such sweet sorrow. (R. & J. v. 935.)

c) But stop, what day is this? *Monday*, my Lord. (R. & J. v. 1886.)

Hiezu treten noch die durch die Satzbetonung entstehenden rhetorischen Trochäen, von denen sich in einem einzigen Shakespeare'schen Stücke hundert Beispiele sammeln lassen. Man vergleiche

Down with the Capulets, down with the Mountagues (R. & J. v. 67.)

mit

Leider, mit den Prisen geht es manchmal so (Sc. 5. Vorsp.)

um den Nachdruck inne zu werden, den das unter die Hebung des Trochäus gestellte Wort bekommt. Hier sei übrigens zur Steuer der Wahrheit noch angemerkt, daß Trochäen im Anfange zwar auch bei Marlowe und Greene sich finden, daß aber, indem sie dieselben im Inneren fast gänzlich verschmähen, zunächst die erwähnte Monotonie verursacht wird, wodurch sich, wie gesagt, die Genannten auf's Stärkste von Shakespeare unterscheiden.

Zum zweiten wird eine gewisse Anzahl kürzerer Verse — eine jambische Monopodie, häufiger die Dipodie, zweimal der Dimeter — eingemischt. Wir haben nicht nöthig, dies mit Shakespeare'schen Beispielen zu belegen, der außer den angeführten noch mit besonderm Nachdrucke den Adonius und besonders häufig die Tripodie anwendet, und hoffen, daß diese Andeutungen hinreichen, um die verständnißreiche Handhabung des Verses durch Greif darzulegen. Der Dichter wird — das ist unsere innerste Ueberzeugung — Bedeutung für die Bühne gewinnen und früher oder später festen Fuß auf derselben gewinnen. Und vorläufig wird, gleich uns, jeder Leser mit hoher Befriedigung das Stück aus der Hand legen, und aufstehend dem Dichter zurufen: »Auf Wiedersehen vor den Lampen!«

Kleine Umschau.

Christus, Oratorium von Friedrich Kiel. Zu Ostern wurde in Berlin das Oratorium „Christus" von Fr. Kiel aufgeführt. Es ist dies der erhabenste Stoff, den sich ein Oratorien-Componist wählen kann. Nachdem freilich vier Heroen der Tonkunst denselben Stoff in Musik gesetzt haben, gehört Muth dazu, besonders in heutiger Zeit, in der die Masse nicht viel Lust und Zeit hat, den ernsten religiösen Weisen eines Sängers zu lauschen. Zur Würdigung dieses Werkes müssen wir etwas zurückgreifen.

Bis zur Reformation war die Kirche die Pflegerin der Musik. Diese war dafür dankbar, denn der schönste Schmuck des Gottesdienstes waren jene reinen, schönen Gesänge der Italiäner und Niederländer. Die Reformation brachte an die Stelle des äußerlich Schönen vernünftige Vertiefung der Geister. Der dreißigjährige Krieg machte tabula rasa; geistig und physisch war Deutschland ein Trümmerhaufen. Männer wie der große Kurfürst fachten auf dem politischen Gebiete neues Leben, aber mit anderen, neuen Zielen, an. Auf dem Gebiete der Musik machten Verschiedene Versuche der Neubelebung, aber jene trat mit ganz neuem Charakter auf. Ihr klebte das Grübelnde, erst Werdende, nach Vervollkommnung sich Sehnende an. Das lange Seufzen des Volkes drückte der damaligen Musik den Stempel eines herben Ernstes auf. Den gewaltigen Anstrengungen des Volkes, sich politisch zu heben, entsprach die Anstrengung der Meister, die Musik zu entwickeln. Es traten Titanen auf, wie Bach, Händel. Sie brachten ihre Kunst, von Grund aus neu, in die Kirche zurück und griffen natürlich zum erhabensten Stoffe, zum „Christus". Nachdem Schütz Bahn gebrochen, schrieb Händel den Messias, Bach das großartigste musikalische Kunstproduct jener Zeit: die beiden Passionen. Bach erlebte die Frucht seiner Saat nicht, Händel nur äußerlich. Nach ihnen verweltlichte die Kirchenmusik, denn auch das Beste jener Zeit (z. B. Graun's Tod Jesu) ist das Theater in der Kirche. Die schwere Zeit von 1789—1815 zwang die Geister wieder, sich zu sammeln und zu vertiefen. Die Musik wurde Herzenssprache auf Kosten des Künstlichen, das Subjective verdrängte das Objective, die Form wurde freier, eleganter, das Vorstige (um einen Ausdruck Rungenhagen's zu gebrauchen) eines Bach verschwand, aber Alle knüpften an diesen Meister wieder an. Beethoven, Haydn (er fußte auf Ph. Em. Bach) und Mozart in seinem Requiem sind die Früchte dieses

Strebens. Ihnen folgten Mendelssohn, Schneider, Cherubini u. s. w. Wir leben noch in dieser Periode, und wir haben im Christus von Kiel eine neue, bedeutende Erscheinung derselben. Christus ist ewig derselbe, seine Saat macht aber ihre Stadien durch, und der Sänger muß ihn im Spiegel seiner Zeit geben, sonst wird er nicht verstanden. Darin liegt nicht bloß die Berechtigung, sondern sogar eine Art von Verpflichtung für einen Componisten, auch nach einem Bach zum „Christus" zu greifen, wenn er dazu berufen ist. Voll tiefen Ernstes, edel überall, hat das Kiel'sche Werk doch freundlichere Seiten. Sein jubilirendes Hosianna wäre zu einer anderen Zeit kaum möglich gewesen. Das Orchester ist zwar nicht erdrückend, doch sehr gesättigt angewendet. Die langen Arien, die früher den großen italiänischen Technikern zu Liebe geschrieben werden mußten, sind vermieden, die Phrasen in den polyphonen Sätzen (drei Tacte auf einer Silbe) vermißt man gern. Friedrich Kiel hat sich den Text aus der Bibel selbst zusammengestellt. Derselbe ist dramatisch, unterbrochen durch wenige lyrische Ruhepunkte. Der erste Theil behandelt Christi Weissagung, seinen Einzug in Jerusalem und das Abendmahl; der zweite Theil Christus vor dem Hohenpriester und vor Pilatus, die Kreuzigung und den Tod; der dritte Theil die Auferstehung.

Das Ganze setzt bei dem Zuhörer die Kenntniß der Bibel voraus, die Rolle des „Evangelisten" wird nur andeutungsweise durch „eine Stimme" und das Orchester übernommen. Die Gestalt des Heilandes ragt über Alles hervor; die übrigen 14 Solopartien mit den Chören bilden für ihn das Piedestal. Die Anlage des Ganzen läßt sich kurz dahin bezeichnen: Sie geht vom Licht (Einzug) durch Nacht (Leiden) zum Licht (Auferstehung).

Die Musik ist fast durchweg polyphon gehalten; es kommen sogar solche verwickelte contrapunktische Meisterstücke darin vor, daß man Manches für Verstandes-Musik halten möchte. Um so überraschender ist die Wirkung: es geht zu Herzen, denn es kam aus dem Herzen. In keinem der früheren Werke des Componisten findet sich solche innerliche Gefühlswärme wie in diesem. Und gerade ein contrapunktisches Meisterstück, eine sechsstimmige Doppelfuge mit dem Chorale: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" wirkt am erschütterndsten. Kiel ist die Kunst in Fleisch und Blut übergegangen, seine Empfindungen drücken sich unbewußt polyphon aus, Alles ist, fast mit Aengstlichkeit, knapp gehalten, nirgends Stillstand. Eine ganz neue Seite macht sich hervorragend geltend: die dramatische Kraft des Componisten. Chöre und Solisten bleiben in stetiger Wechselbeziehung, Keiner erhält das Wort so lange, daß man den Anderen vergessen könnte. Die Solisten haben meist Recitative mit complicirten Harmonien, die sich selten zu kleinen Ariosen erweitern. Wenn Kiel noch einen eben so weiten Schritt thut wie vom Requiem zum Christus, so bringt er das weltliche Drama als Oratorium. Warum auch nicht? Das Gegentheil haben wir ja im Mehul'schen Joseph in Egypten. Warum soll ein Stoff, wie etwa „Wittekind", in welchem religiöse und profane Seiten wären, nicht mit Erfolg in Oratorienform vorgeführt werden!

Als hervorragende Nummern seien besonders angeführt die Mezzo-Sopran-Ariosi: „Das zerstoßene Rohr" und „Fürwahr, er trug unsere Krankheit"; dann das „Hosianna", der Chor „Unser Reigen ist in Wehklagen verkehret"; ferner der Unisono-Chor für Alt: „Siehe, ich stehe vor der Thür" und der Chor: „Wir gingen Alle in der Irre". Dann „Siehe das ist Gottes Lamm"; hierauf die erwähnte Fuge mit dem Chorale, der Höhepunkt des Werkes. Lieblich ist das Duett zwischen Christo und Petro: „Simon Johanna, hast Du mich lieb?" u. s. w. — Die Aufführung des Werkes fand durch den Stern'schen Gesangverein Statt. Kapellmeister Radecke hatte die Direction übernommen, und ihm ist es in erster Linie zu danken, daß die Aufführung, die kurz nachher vor gefülltem Hause wiederholt wurde, so gelungen ist. Die Chöre waren freilich sicher, allein das Reichshallen-Orchester stand nicht auf gleicher Höhe. Ein besserer „Christus" als Julius Stockhausen ist kaum denkbar. Jeder Zug Majestät. Frau Joachim sang demnächst die größten Soli; man kann nur sagen: „Sie singt, wie Joseph Joachim spielt." Die übrigen Solisten waren theils gut, theils befriedigend.

Möge der Erfolg dieses Werkes dem Componisten, den die hiesige Kritik fast einmüthig in der Kirchenmusik gegenwärtig als den „Einzigen" bezeichnet, ein Antrieb zu noch Größerem werden.

Fr. D.

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Englands

mit Berücksichtigung der americanischen

von

H. B.

(Schluß.)

Rational Theology and Christian Philosophy in England in the Seventeenth Century. By John Tulloch, D. D., Principal of St. Mary's College, in the University of St. Andrew's. 2 Vols. Vol. I. Liberal Churchmann. Vol. II. The Cambridge Platonists. Edingburgh and London: William Blackwood and Sons.

Religious Thought in England, from the Reformation to the End of the last Century; a Contribution to the History of Theologie. By the Rev. John Hunt, M. A. Vol. III. London: Strahan and Co.

The Scientific Bases of Faith. By Joseph John Murphy. London: Macmillan and Co.

Ueber diese drei hier aufgenannten theologischen Werke, sind wir aus Mangel unserer theologischen Bildung nicht fähig, irgend welches Urtheil abzugeben; auch verbietet der beschränkte Raum, Auszüge aus competenten kritischen Besprechungen hier anzuführen. Jedoch wollen wir für die Fachgelehrten bemerken, daß alle drei eine überaus günstige Beurtheilung in den unparteiisch kritischen Blättern Englands erfahren haben, und daß namentlich das erstgenannte und das letztgenannte Werk für die vorzüglichsten gehalten werden, welche in letzter Zeit auf theologischem Gebiete in England erschienen sind. Im Großen und Ganzen zieht, wie allbekannt, die theologische Wissenschaft in England vielfach ihre Nahrung aus Deutschland, und in jedem Jahre werden eine Menge theologischer Werke unseres Vaterlandes theils übersetzt und theils zu Grundlagen englischer Schriften benutzt. So, um nur ein Beispiel unter vielen anzuführen, ist vor ganz kurzer Zeit eine vorzügliche Uebersetzung des ersten Bandes von Theodor Keim's „Geschichte Jesu von Nazareth" erschienen.

Zoological Mythology; or, the Legends of Animals. By Angelo de Gubernatis, Professor of Sanskrit and Comparative Literature in the Instituto de' Studj Superiori at Florence, etc. 2 Vol. London: Trübner and Co.

Wer die Gelehrsamkeit und die hohe wissenschaftliche Stellung des Professors Gubernatis kennt, wird sich nicht darüber wundern, daß er, der Italiäner, ein so classisches Englisch schreibt. In dem vorliegenden, mit großer Sorgsamkeit ausgeführten Werke, beschäftigt er sich mit drei oder vier ganzen Cyklen alter Literatur, und gleichfalls mit sprichwörtlichen Ausdrücken, welche aus dem Oriente durch alle Zeiten her bis zu uns und auf uns gekommen sind. Der Theil der vergleichenden Mythologie, an dessen Analyse er seine bedeutenden Geisteskräfte gewandt hat, ist ein in Deutschland und England durchaus nicht unbekanntes Feld. Max Müller hat in seinem bekannten Essai über vergleichende Mythologie analoge Principien aufgestellt und identische Ansichten ausgesprochen, wie der Autor in seinem Werke, doch er hat im Ganzen wenig gethan, die allgemeinen Principien, nach denen er handelt, klar zu machen. Ohne weiter die nackte Form der Legenden zu zeigen, welche das mystische Interesse ausdrückt, mit welchem der orientalische Geist bei der eindrucksvollen und stets wechselnden Tragödie von Tag und Nacht, von Sonne, Mond und Dunkelheit, von Morgengrauen und Abenddämmerung, von Wolken und Thau, von Blitz und Sturm verweilte, wendet er sich einer mehr entwickelten Form der Mythen zu und folgt den Geschicken gewisser zoologischen Analogien dieser kosmischen Mächte und physischen Bedingungen und classificirt sein Wissen unter die Formen animalischen Lebens. So werden der Stier, das Pferd, der Esel, das Schwein, der Hund, der Schakal, der Elephant, die verschiedenen Vögel und Fische zu ver-

schiedenen Ringen, mit denen er die mythologischen Phantasien der alten Welt unter einander verbindet. Diese Thiere sind bei ihm nicht, wie bei anderen Schriftstellern, die „Totems“ der Stämme, die sich in Gegenstände der Anbetung umgewandelt haben und zu Symbolen gewisser Sonderlichkeiten geworden sind, denen Tempel und Priester gegeben werden müssen, sondern sie wurden sämmtlich als die Analogien gewisser Attribute der Sonne oder der Erde, des Lichtes oder der Dunkelheit angesehen, und so wurde all der gränzenlose Reichthum orientalischer Einbildungskraft in diesen comparativ engen Cyklus eingeschlossen, bis in dem verwirrenden Wirbelwinde der Transformationen von Stieren in Pferde, von Pferden in Vögel und von allen diesen in Männer und Frauen, wirthliche und unwirthliche, wir nichts weiter hören als den Kuckuckruf des Sonnenauf- und Unterganges, der Flucht der Aurora und bald Strafe, bald Vergnügen, wenn Sonne und Dämmerung wiederum einmal in die schweigende Nacht sich gehüllt haben. Wir haben keinen Raum, hier auch nur einem dieser Thiere auf seiner merkwürdigen idealen Reise von den frühesten arianischen Mythen nach Persien, nach der Mongolei, nach Scandinavien, nach Hellas und zu den slavischen Völkern zu folgen. —

The Story of the Earth and Man. By J. W. Dawson, L. L. D., F. R. S., etc. London: Hodder and Stoughton.

Dies ist ein Buch von seltener Vorzüglichkeit. Dr. Dawson ist seit zwanzig Jahren ein Geologe von Ruf und hat einen weltweit bekannten Namen sich erworben in Verbindung mit der Entdeckung des berühmten Eozoon Canadense, des am frühesten bekannten Fossiles. Wenn solch ein Mann in seiner Vorrede sagt, „daß er den vielseitigen Gegenstand in der Weise zeige, wie er einem Geologen erscheine, dessen Studium ihn dahin geführt hätten, die zwei großen continentalen Flächen, welche den classischen Grund der Wissenschaft bilden, mit einander zu vergleichen, und der seinen Glauben beibehält an jene unsichtbaren Realitäten, von denen die Geschichte der Erde selbst nur einer der Schatten ist, welche auf dem Felde der Zeit hervortreten,“ dann nehmen wir das Buch mit hohem Interesse und großen Erwartungen in die Hand. Und wir täuschen uns nicht, denn wir finden eine genaue, doch malerische, fast poetische Geschichte der Paläontologie und physischen Geologie der Erde in den vormenschlichen Zeitaltern, an die sich zum Schluß eine Erörterung über die Theorien der Erscheinung des Menschen auf der Erde am Ende der geologischen Zeit schließt. Die verschiedenen Faunen und Floren von der eocenischen bis zur nachpliocenischen Periode, so weit es der geologischen Forschung bis jetzt gelungen ist, sie aufzudecken, werden uns in ihrer Ordnung gezeichnet: ihre Beziehungen zu der contemporären physischen Geographie des Planeten werden besprochen, und ihre Verbindung mit den Hypothesen der Hervorbringung der Species wird discutirt. Dr. Dawson's Skizze der Paläontologie wird, dessen sind wir sicher, von allen Lesern höchst interessant gefunden werden. Doch so gut, wie sie ist, zeigt auch sie das allen populären Abhandlungen dieses Zweiges der Wissenschaft anhängende Uebel, auf das wir schon bei den Werken von Stain und Stewart hingedeutet haben.

The Life and Habits of Wild Animals. Illustrated by Designs by Joseph Wolf. Engraved by J. W. and Edward Whymper. With Descriptive Letterpress by Daniel Giraud Elliot, F. L. S., F. Z. S. London: Macmillan and Co.

Edward Whimper giebt uns in der Vorrede dieses hochkünstlerischen Buches einen kurzen Bericht über Joseph Wolf, dessen Zeichnungen er und sein Vater gestochen haben. Ein junger Deutscher, Preuße von Geburt, mit einer Leidenschaft für Beobachtung und Zeichnung wilder Thiere, kam Wolf 1848 nach England, seit welcher Zeit er beständig beschäftigt war, Zeichnungen für die zoologische Gesellschaft und für illustrirte Bücher zu machen, besonders jene für berühmte Reisende. Wissenschaftliche Naturforscher Englands sowohl wie des Continentes und Americas sind der Ansicht, daß seine Kraft, specifische Charaktere zu zeichnen „einfach unerreicht dasteht“. Seine Zeichnungen und Gemälde sind selten ausgestellt worden, da sie direct von seiner Staffelei in die Hände der besten Kenner und der größten Sammler Englands geriethen. Die gegenwärtige Serie von Skizzen hat sich in den Händen der Stecher über sieben Jahre befunden und wird angekündigt als „die letzte Serie von Illustrationen, welche von Herren Wolf entweder auf Holz oder Stein gezeichnet worden“. „Herr Elliot, der Ver-

fasser der begleitenden Erläuterungen," so heißt es weiter, „ist ein Bürger der Vereinigten Staaten und wohlbekannt unter den Naturforschern wegen seiner vorzüglichen Monographien". Das Werk rechtfertigt in jeder Hinsicht seine hohe Empfehlung, sowohl was die Zeichnungen wie den Stich anbetrifft. Wolf darf dreist einen Platz neben Landseer beanspruchen.

The Tongue not essential to Speech. By the Hon. Eward Twisleton. London: Murray.

Das Buch hat einen eigenthümlichen, aber in dieser Periode des Kampfes gegen den Heiligen- und Wunderglauben in der katholischen Kirche, einen recht interessanten Ursprung. Im Jahre 1843 nämlich, ehe der bekannte englische Theologe und Gelehrte Dr. Newman zur römisch-katholischen Kirche übertrat, veröffentlichte er einen Essai über die in der Kirchengeschichte der ersten christlichen Kirche mitgetheilten Wunder und behandelte neun dieser Wunder im Detail, und eines derselben betrifft die africanischen Bekenner, die, trotzdem ihnen die Zungen auf Befehl des Vandalen Huneric ausgeschnitten wurden, dennoch weiter zu sprechen vermochten. Im Jahre 1870 wurde dieser Essai aufs Neue gedruckt, mit einer Note, daß er, der Autor, und mit ihm alle Katholiken so lange an dies Wunder glauben müßten, bis es ihnen unwiderleglich als ein falsches bewiesen würde. — Die nöthigen Details über diesen Punkt zu liefern, ist nun des Autors unmittelbarer Zweck. Die in dem klar geschriebenen Buche beigebrachten Beweise, die auf unzweifelhaften Fällen beruhen, sind so mannichfache und so schlagende, daß selbst der blindgläubigste Katholik sich überzeugen muß, daß jenes Wunder der sprechenden africanischen Bekenner auf ganz natürlichen Umständen beruhte. Der umständlichste und zufriedenstellendste Fall, den Twisleton mittheilt, betrifft einen gewissen Robert Rawlings, der vor noch etwa zehn Jahren lebte, und die Geschichte einer Operation erzählen konnte, vermittelst deren ihm die ganze Zunge wegen Krebsschadens entfernt wurde, und zwar nicht durch den Mund, sondern durch einen Schnitt unter dem Kinn, zwischen der unteren Kinnlade und dem Hyoidknochen. Der Bericht über diesen Fall ist von dem Operateur Dr. Nunnely selbst und von hohem Interesse, ebenso wie des Autors eigene Erzählung über seinen Besuch bei dem Patienten. Den Schluß bildet ein Brief des berühmten Operateurs Sir James Paget, der diese Operation sechsmal vorgenommen hat, und in dem es heißt, daß in jedem Falle der Patient schnell und verständlich wieder habe sprechen können, die Aussprache der Zungentöne, wie d, t, th, allein sei unvollkommen gewesen.

Victories and Deffeats. An Attempt to explain the Causes which have led to them. By Colonel R. P. Anderson. London: Henry S. King and Co.

Dieses dem commandirenden Generale der gesammten britischen Landheere, dem Herzoge von Cambridge, gewidmete Werk nahmen wir mit großen Erwartunger in die Hand, da wir vermeinten, in demselben, wie es der Titel sagt, über die zu Siegen und Niederlagen führenden Ursachen belehrt zu werden. Doch wir haben uns arg getäuscht. Niemals ist uns ein confuseres, mit weniger Geschick angelegtes Werk vorgekommen als dieses. Der Autor, der uns ein im Dienste ergrauter geschwätziger Haudegen zu sein scheint, hat jedenfalls in seinen vielen Mußestunden in Indien einige allgemein bekannte militärwissenschaftliche Werke gelesen, und vermeint nun, die aus denselben gemachten Auszüge in Verein mit seinen Erinnerungen aus den griechischen und lateinischen Classikern zum Nutzen und Frommen jüngerer Officiere zum Besten geben zu müssen. Wir bedauern die jungen englischen Officiere, die sich an die Lectüre dieses Buches machen in der Absicht, Belehrung aus demselben zu schöpfen; waren sie vorher noch nicht confus, so werden sie es sicherlich beim Durchlesen. Und wenn nun der Herr Oberst sich wenigstens die Mühe gegeben hätte, nach neueren Militärschriftstellern zu suchen, als das aufzutischen, was man schon hundertmal und bis zum Ueberdruß in der vorkönigsgrätzer und vorsedanlichen — oder besser vormoltkeschen — Periode gehört hat; dann hätte man noch zufrieden sein können. Doch der Herr Autor scheint keine Ahnung von der neueren, namentlich in Preußen sehr reichhaltigen militärwissenschaftlichen Literatur zu haben, noch jemals etwas von einem Klausewitz gehört zu haben. Jomini und Napoleon I. und noch einige wenige alte und allbekannte Autoritäten, das sind die Quellen, aus denen der Herr Oberst Anderson seine Gelehrsamkeit schöpft, die er An-

deren zum Besten giebt. Wir können England zu dieser Vermehrung seiner Militärliteratur kein Glück wünschen: das Buch ist, um uns eines recht vulgären Ausdruckes zu bedienen, von einem Ende bis zum anderen die Bierrede eines geschwätzigen, braven Alten.

II. Besprechungen.

Die Wortbrüchigkeit und Unwahrhaftigkeit deutscher Bischöfe. Von Dr. J. Friedrich, Professor der Theologie in München. 3. Aufl. Konstanz. O. Ammon. 1873.

Eine aus der neueren polemischen Literatur hervorzuhebende lesenswerthe Schrift, welche — zunächst zur Abwehr der v. Ketteler'schen Angriffe auf des Verf. Konstanzer Rede bestimmt — das feige und unmännliche Verhalten der deutschen Bischöfe, die ihr Gewissen in Rom ließen, einer schonungslosen Kritik unterwirft und insbesondere, häufig unter wörtlicher Rückgabe der eigenen chevaleresquen Ausdrücke, dem Hochwürdigsten Wilhelm Emanuel einmal gründlich die Wahrheit sagt, welche er sonst „infolge seiner unendlich höheren Jurisdiction" zu hören nicht gewohnt ist. Die Lectüre der schneidigen Schrift illustrirt auf's Beste das famose Ketteler'sche Wort: „Es genüge, ein ehrlicher und vernünftiger Mensch zu sein, um zu wissen, daß die deutschen Bischöfe mehr Glauben verdienen, als die mit ihrer Kirche zerfallenen Männer" — wie z. B. der gefürchtete Friedrich, der in der sauberen Geheimgeschichte des vaticanischen Conciles so schändlich genau Bescheid weiß.

Wahrhaft ergötzlich und kindlich erscheint neben Friedrich's gehäuften Gegenbeweisen die Behauptung Ehren-Ketteler's, daß seine Wenigkeit schon vor dem Concile von dem neuen Dogma „vollkommen überzeugt" gewesen sei, während gerade er in einer eigenen Schrift „gegen die nämliche Auffassung der Unfehlbarkeit ankämpfte, wie sie am 18. Juli 1870 als Glaubenslehre verkündet wurde," — den jetzt beliebten, zur Berückung harmloser Gemüther präparirten Unterschied zwischen einer persönlichen und einer lehramtlichen Unfehlbarkeit constatirt Friedrich actengemäß als einen „unerhörten Schwindel" — und weiter zur Abwendung der feierlichen Definition am 15. Juli vor dem bald unfehlbaren Pius IX. den berüchtigten Fußfall that.

Wie Ketteler, seinen Genossen voran, die neuen Lehren Rom's in ihrer Bedeutung und Tragweite zu verwischen und abzuschwächen und damit annehmbar zu machen sucht, so bezeichnet er nun auch, recht jesuitisch, seinen historischen Fußfall als eine nur ceremonielle „Kniebeugung", deren sich gegenüber dem Papste, als dem Stellvertreter Christi, gewiß kein Bischof zu schämen habe! Auf diese unehrliche Finte dient ihm Friedrich in biderber deutscher Weise u. A. mit Folgendem: „Eine Kniebeugung vor dem Papste ist allerdings das übliche Hofceremoniell, das ich für ungeeignet, nicht aber für eine Schande halte. Ihr berüchtigter Fußfall aber war der Ausdruck Ihrer Schwäche und „Kleinheit des Charakters"! Sie sanken in einem Momente auf Ihre Knie, wo es das Ceremoniell nicht forderte, sondern Ihr Amt und Ihre Würde geboten, daß sie wie ein Mann, nicht wie ein hülfloses Weib, und gleich einem heil. Paulus dem Papste in das Gesicht widerstanden! Da aber Ihr Fußfall erfolglos war, verläugneten Sie von da an Ihre Ueberzeugung und, wie Sie in Ihrer Schrift auseinandergesetzt hatten, auch den Glauben der Kirche und muthen auch den Gläubigen fortan Ihre Kleinheit des Charakters zu. Das ist die Schmach, welche an diesem Fußfall klebt."

Sehr gelungen ist auch die bittere Hinweisung des Verf. auf eine Stelle der Ketteler'schen Schrift, wo dieser das Benehmen der spanischen Bischöfe, welche dem Papste Leo II. den durch einfache Annahme eines Concildecretes zu bezeugenden blinden Gehorsam verweigerten und sich vorbehielten, darüber selbst synodaliter zu urtheilen, als „sehr weise und der Tradition der Kirche gemäß" bezeichnet. „Wenn Sie dieses Verfahren sehr weise nennen, so ist Jedem einleuchtend, daß Ihr und der übrigen deutschen Bischöfe Benehmen mindestens sehr einfältig war." Der jetzigen Bischofsgeneration, den von den lieben Vätern Jesu geleiteten Helden des Vaticanismus, und insbesondere unseren tapferen „Fuldaern" verdiente

allerdings das früher von Ketteler selbst producirte Bild der pflichttreuen und gewissenhaften spanischen Bischöfe wiederholt vorgeführt zu werden.

In den Schlußworten, in denen sich Professor Dr. Friedrich Sr. bischöflichen Gnaden mit christlicher Liebe ergebenst empfiehlt, erinnert er an das scharf einschneidende Urtheil des Bischofes Stroßmayer über „die Herren in Fulda“ und den freimüthigen, seinem offenen Briefe auch als Motto vorgesetzten Ausspruch des Cardinales Rauscher im österreichischen Herrenhause: „Kein Katholik ist schuldig zu glauben, daß Christus dem heil. Petrus (geschweige also den späteren Päpsten) die Macht der Unfehlbarkeit zuerkannt habe.“

„Solche Haltung und Sprache könnte Sie und Ihre deutschen Collegen wohl zur Besinnung bringen, wenn nicht „Hochmuth und blinde Rücksichtslosigkeit“ Sie in Ihren „verhängnißvollen Irrthümern“ festhielten.“ J. S.

Kaiser, Curie und Episcopat. Von Otto Dignon von Monteton. Berlin. O. Schneider und Comp. 1873.

In nächster Absicht ein bewegliches Plaidoyer für die neuen Kirchengesetze contra Kreuzzeitung und Genossen — speciell den alten „Rundschauer“ (v. Gerlach), der in seiner von den Ultramontanen höchlich belobten Brochüre „Kaiser und Papst“ die gesteigerte Macht des Unfehlbaren als eine gar harmlose und wenig bedeutende Sache, als ein bloßes Gespenst der Phantasie darzustellen bemüht war. Dem entgegen will der Verfasser — dessen Voraltern „durch Dragoner-Bekehrungen ihr Land und ihre Heimat verlassen mußten, um ihres Glaubens leben zu können,“ — den immer noch renitenten Herrenhäuslern und affiliirten Orthodoxen einmal eindringlich in's Gewissen reden und ihnen den Ernst der Situation: Kampf des Papstes gegen den Kaiser, Roms gegen das deutsche Reich — nachdrücklich zu Gemüthe führen. Wer Ohren hat zu hören, der höre! Wer gut kaiserlich und gut christlich, der thue seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit.

Ohne gerade wesentlich Neues zu bieten, giebt der Verfasser seine leicht aneinander gereihten Reflexionen in zwar nicht immer correcter, aber schlagfertiger und lebendiger Sprache, und wir wünschen aufrichtig, daß dieselbe in den betreffenden Kreisen (die auch sonst nicht allzu enge gezogen sein mögen) ihre Wirkung thue. Um von Geist und Ton dieses energischen Appelles an das deutsche Gefühl, an den Patriotismus der kurzsichtig opponirenden christlich-feudalen Herren eine Anschauung zu geben, mögen einige bezeichnende Sätze hier folgen, bei denen wir nur Einiges im Ausdrucke zu heben und kürzer zusammenzuziehen uns erlauben.

„Der 18. Juli 1870 hat das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes verkündet. Mit der Consequenz dieses Satzes ist die römische Kirche kaum eine christliche mehr zu nennen, denn die Scheidung des ex cathedra und in cathedra ist illusorisch. Die Unfehlbarkeit in überirdischen Dingen ist sogar, wenn von Stufen in der Vollkommenheit die Rede sein könnte, eine noch höhere göttliche Eigenschaft als die Unfehlbarkeit in irdischen Dingen; auf jeden Fall ist sie eine göttliche Eigenschaft und keine menschliche. Kurz, das Dogma der Unfehlbarkeit macht einen sündigen Menschen zum Gott und der gläubige Katholik verwirkt die ewige Seligkeit, wenn er nicht an den Papst als an einen Gott glaubt. Das „Eritis sicut Deus!“ hat nun zum zweiten Male seit der Schöpfung der Welt in der gefährlichsten Gestalt die gewaltige Spitze der Kirche erfaßt und die verordneten Diener der Kirche des Herrn — das ist der Schwerpunkt der Sache — haben mit vollem Bewußtsein dessen, was sie thaten, sich stumm und gehorsam diesem Ausspruche und diesem Joche gebeugt. Mit einer Macht bekleidet die noch nie ein Mensch auf Erden gehabt hat, ruft jetzt der Papst Allen zu: „Du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen!“ Geknebelt am Boden liegen seine Sclaven, die Bischöfe, die ihm selbst diese Macht übertrugen und nun den Fluch der bösen That — daß sie fortzeugend nur Böses kann gebären — erfahren werden.“

„Die Erklärungen der deutschen Bischöfe haben in mir den Eindruck hinterlassen, daß sie nur um ihr stolzes Gebäude besorgt waren; um die innere Noth der Kirche — um diese Absetzung Gottes — um diese Abgötterei habe ich keinen Angst- und Wehruf von ihnen gehört oder aus den Erklärungen herausgelesen. Sie sind von Rom bekehrt zurückgekommen und stehen jetzt, mit bewunderungswerther Disciplin, gemeinschaftlich ein für das Dogma, welches sie selber, noch frei von der erdrückenden Nähe Roms, männlich bekämpften. Diesmal ist der babylonische Thurmbau geglückt. Die Sprachen haben sich

nicht verwirrt, und Alles geht anscheinend im gewohnten Geleise fort. Staunend steht man vor diesem Gebäude. Was der Christenheit zu bieten möglich war, ist geschehen, und die Weltgeschichte wird es lehren, ob die irdischen Mauern diesen göttlichen Kuppelbau tragen können, ob das Schlußgewölbe des Gebäudes für Jahrhunderte befestigt, oder ob es unter demselben für immer krachend zusammenbricht."

Den aber, welcher, anderem Drucke folgend, die Kirche so weit getrieben: den frommen Jubelpapst, den göttlichen Dulder, den gutmüthigen, wohlwollenden „Schwärmer", wie ihn Reisende und Belletristen zu schildern lieben, charakterisirt der Verfasser kurz und treffend mit Folgendem: „Zwischen dem (vor dem Dogma der Unfehlbarkeit gänzlich unerlaubten) einseitig geschaffenen Dogma der unbefleckten Empfängniß, welches mit keiner Silbe einen Stützpunkt in der heil. Schrift hat, und der (durch die vom Papst einseitig angeordneten Geschäftsordnung) erschlichenen Abstimmung des Conciles für die in alle Zukunft erlangte dogmatische Unfehlbarkeit — liegt der Syllabus, der in mehr als vierzig Artikeln Alles verflucht, was sich der Macht der Kirche von Rom widersetzt."

Ueber die speciell dem deutschen Reiche von Rom drohende, auch nach glücklich erfolgter Annahme der Falk'schen Vorlagen schwer zu bewältigende Gefahr bemerkt der Verfasser u. A.: „Sollte es zufällig sein, daß in jenen Tagen, wo unter dem Waffengeklirr und dem ersten Donner der Kanonen Niemand Zeit und Lust hatte, etwas Anderes zu hören, als von Krieg und Kriegsgeschrei, wo aller Augen wie gefeit auf die beiden Kämpfer gerichtet waren, — das Dogma der Unfehlbarkeit ohne großes Geräusch in die Welt trat und klanglos verhallte, daß Niemand gewahr wurde, welch ein furchtbarer Keil von Rom aus in das Vaterland hineingetrieben wurde? Sollte es zufällig sein, daß gleichzeitig mit dem neu erstandenen deutschen Reiche auch der größte Feind desselben auf dem Plane erschien und geharnischt vom Kopfe bis zur Zehe ihm seine Unfehlbarkeit verkündete? Ein Reich, das von der römischen Kirche tausend Jahre bekämpft und endlich glücklich eingesargt war, steht nach hartem Kampfe, gekittet mit dem Blute treuer Waffenbrüderschaft, fertig und gerüstet wie Minerva da, um nun endlich den tausendjährigen Traum von Eintracht und Macht verwirklicht zu sehen! Da wirft der alte Erzfeind eines einigen Deutschlands vom sicheren Vaticane den Blitzstrahl der Unfehlbarkeit dazwischen!"

Ueberzeugt, daß Rom in seinem Interesse Alles thun werde, den Streit zu verschärfen, daß es, um das neue deutsche Kaiserthum zu vernichten, vor keinem Mittel zurückschrecken, im Anblicke von Blut und Trümmern mit keiner Wimper zucken werde, — wendet sich der Verfasser schließlich an die deutschen Bischöfe. An ihnen sei es, das angerichtete Unheil durch wahren Glaubensmuth wieder gut zu machen und die schwere Verantwortung von ihrer Seele zu laden, daß sie zur richtigen Stunde nicht „Gott mehr gehorchten, als den Menschen". Doch bei den Herren kommt er sicherlich an die falsche Adresse. Die sind einmal, wie der römische Volkswitz die rothgekleideten Zöglinge des Collegium germanicum nennt, „Gamberi cotti" — „gesottene Krebse", deren Scheeren nicht beißen. So sind sie gut für des Papstes Tafel.

J. S.

Todtenschau.

Hoffmann, Heinrich August, geboren am 2. April 1798 in Fallersleben, starb am 20. Januar im Schlosse Corvey in Westphalen. Sein Vater war in dem genannten lüneburgischen Städtchen Kaufmann und Bürgermeister gewesen. Der Sohn besuchte die Schulen zu Helmstädt und Braunschweig und studirte darauf in Göttingen Theologie. Aber der Umgang mit den Brüdern Grimm machte ihn zum Philologen. Seit dem Jahre 1830 Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau schrieb er eine Menge gelehrter Bücher. Aber der gelehrte Professor war auch ein Sänger und Dichter, der seine Lieder nach selbst erdachten

Weisen sang. Seine „unpolitischen Lieder" kosteten ihm seine Professur. Nachdem er 1845 sich in Mecklenburg ansässig gemacht, 1848 nach Preußen zurückgekehrt und an den Rhein gezogen war, verheiratete er sich und lebte nun ganz der Kunst und seinen Studien. Um die Mitte der fünfziger Jahre siedelte er nach Weimar über und gab dort mit Oskar Schade die cultur- und literaturgeschichtliche Monatsschrift „das Weimarische Jahrbuch" heraus. Vor- und nachher aber schickte er gar liebliche und bisweilen recht lustige Lieder in die Welt. Aber noch blieb ihm Zeit zu ernsterem Schaffen, wie sein Sammelwerk „zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung", das er „Findlinge" nannte, bewies. Wie er seine eigene Muse an dem Muster der alten Volkslieder herangebildet, hatte er sich auch ihre ganze Keuschheit, Einfachheit, Sinnigkeit und Schalkhaftigkeit zu eigen gemacht. Derbkräftiger, echt deutscher Natur, aufgeschlossenen Sinnes für jede frische Eigenthümlichkeit des Volkslebens, war er eben so zartfühlend wie barsch, ein moderner Troubadour mit dem Knotenstocke aus altdeutschen Wäldern und dem musikalischen Schmelze der Provence, eine durchaus eigenthümliche Erscheinung in der deutschen Literatur, der Typus wanderlustiger Volkspoesie und ihres unerschöpflichen Liederquelles. Und das Volk nahm seine Kinderlieder, Schullieder, Soldatenlieder, Liebeslieder eben so freudig auf, wie er sie gespendet hatte, und singt sie landauf, landab. Einfach im Strophenbau, lebhaft im Rhythmus, schlicht und treuherzig in Stoff und Sinn, athmen sie den Duft der Rosen und Veilchen, der Wiesen und Wälder. Aber auch den Knotenstock schwang er und ließ ihn tanzen auf dem Rücken der Polizei und des Adels, des Klerus und Fiscus, der Censoren und Russen. Seine Opposition galt vorwiegend den vormärzlichen Zuständen, den Uebergriffen der Aristokratie und Bureaukratie.

Seine Lyrik focht in aufgelöster Linie und tiraillirte mit großer Gewandtheit, aber sie blieb auch immer beim Ausschwärmen und war zum Gefecht in geschlossener Linie nicht zu verwenden. Noch vor Kurzem sandte Hoffmann an Moltke ein poetisches Blatt aus seiner Abtei. Jetzt hate ihm der Todesengel den sangesfrohen Mund geschlossen, aber Hoffmann von Fallersleben wird leben, so lange noch ein Lied von Weib, Wein, Gesang, Frühling, Wanderlust und deutscher Heimath gesungen wird.

Gablenz, Ludwig, Freiherr von, der k. k. österreichische General der Cavalerie, † am 28. Januar in Zürich durch eigene Hand. Geboren am 19. Juli 1814, erhielt er seine militärische Ausbildung 1826—30 in der Ritterakademie zu Dresden, trat erst in die sächsische und 1833 in die österreichische Armee, machte 1848 unter Radetzky den italiänischen Feldzug mit, focht dann als Generalstabs-Chef Schlicks gegen die ungarischen Insurgenten und ward im December 1849 zum Obersten befördert. Nachdem er 1853 Vorstand des statistischen Bureaus in Wien gewesen und 1854 als Brigadier der Occupationsarmee in den Donaufürstenthümern gestanden, focht er 1859 bei Magenta, wo er die Franzosen über den Naviglio zurückwarf, und bei Solferino, wo er durch Vertheidigung des Dorfes Cavriana den Rückzug der Oesterreicher deckte. Im Februar 1864 rückte er als Commandant des 6. Armeecorps in Schleswig ein, schlug die Dänen bei Oeversee und Veile und belagerte Fridericia. Im Jahre 1865 erhielt er das Commando des 5. Armeecorps in Verona, ging aber noch im selben Jahre als Statthalter von Holstein dahin ab, wo er bis zum Einmarsche der Preußen blieb. In Böhmen commandirte er das 10. Armeecorps und schlug am 27. Juni die Preußen bei Trautenau. Nach dem Prager Frieden zur Disposition gesetzt, ward er 1867 zum lebenslänglichen Mitgliede des österr. Herrenhauses ernannt und trat im Juni desselben Jahres als Commandant von Croatien, Slavonien, Fiume und der Militärgränze wieder in Activität; 1868 ward er General der Cavalerie und 1869 Commandirender von Ungarn. Zu Ende des Jahres 1871 trat Gablenz in gänzlichen Ruhestand. Der Grund seines Selbstmordes ist in der gänzlichen Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse in Folge unglücklicher Börsenspeculationen zu suchen. Seinen Tod hatte er mit einem gewissen Nimbus romantischer Ritterlichkeit umgeben.

Die Eisenbahnlinien nach Central-Asien.

Von

Emil Schlagintweit.

In den Abhandlungen über den Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung*) weist Prof. Peschel nach, daß die Verbreitungsmittel menschlicher Gesittung und das Lockmittel für Völkerwanderungen jederzeit die Seltenheiten und Kostbarkeiten aus den drei Naturreichen waren, und er belegt dies durch die Geschichte der Besiedelung einer Reihe von Ländern, darunter auch für Sibirien. Hier waren die kostbaren Pelzwaaren die Anziehungspunkte für die Kosaken des westlichen Rußlands; neuerdings wurden hier die Gold führenden Sandschichten der Anlaß einer fieberhaft gesteigerten Produktion.

Mittelasien wird nach dem Urtheile genauer Kenner seiner Verhältnisse das Ziel einer einigermaßen bedeutenden Colonisation niemals werden; in der That haben uns die beiden russischen Ausstellungen, die Petersburger Manufactur-Ausstellung vom Jahre 1870 und die Polytechnische Ausstellung zu Moskau 1872, mit keinem kostbaren und zur Zeit anderswo schwierig zu beziehenden Producte aus dem russischen Turkestan bekannt gemacht; die Edelsteine und die Feldspate u. s. w., aus denen im römischen Alterthum die theuer bezahlten murrhinischen Gefäße gefertigt wurden, finden sich erst im Hindukusch und haben nicht mehr den Werth zu beanspruchen, den das Alterthum ihnen beilegte. Dagegen verdanken wir der großen Aufmerksamkeit und der eingehenden Behandelung, welche die asiatischen Abtheilungen dieser Ausstellungen von Seiten ihrer Berichterstatter fanden, unter denen vor Allen F. Matthai zu nennen ist, der genaue Kenner der russischen Industrie und Handelsverhältnisse, eine außerordentliche Vermehrung unseres Wissens von den natürlichen Hilfsmitteln in diesen bis zur Herschaft der Russen unzugänglichen Gegenden; diese Ausstellungen brachten uns denselben Gewinn wie die Londoner Ausstellung von 1862 für Britisch-Indien durch den vorzüglichen raisonnirenden Katalog und die späteren Arbeiten, zu denen sie Dr. F. Watson Anlaß gaben.

Mittelasiens Bedeutung liegt in seiner Lage; es ist das Durchzugsland nach China und Indien. China ward schon von den alten Culturvölkern wegen seiner Seide, seines Goldes, seines Moschus und seiner Felle aufgesucht; Rhabarber, Thee und die Metallschätze, die es nach den anziehenden Beschreibungen von Richthofens in den verschiedensten Theilen, am massenhaftesten aber in Yunnan enthält, üben auf die modernen Culturvölker dieselbe Kraft aus, wie das Gold führende Californien auf die erstaunlich dichte Bevölkerung Chinas.

*) Ausland 1869. S. 1009 ff.

Unter dem gewaltigen Umschwunge, den zuerst das Vordrängen der Araber, dann die Entdeckung des Seeweges nach Indien auf den asiatischen Handel äußerte, mußten die mittelasiatischen Landwege veröden, auf denen zuerst die Chinesen, später die Römer und im Mittelalter die Italiäner und Byzantiner hin und her zogen; sie erhielten aber wieder eine große Bedeutung für Rußland, dem diese Wege von der Natur vorgezeichnet sind und für seine Völker die einzige Möglichkeit eines Vordrängens von West nach Ost gewähren. Mit geschäftigem Eifer sehen wir seine Kaufleute immer und immer neue Verkehrswege sich erschließen, eine Reihe industrieller Etablissements ist in Turkestan erstanden; es spricht sich hierin für den russischen Handel die Nothwendigkeit, nach Osten sich neue Absatzwege zu suchen, um so stärker aus, als das Reisen wie der Aufenthalt selbst in den russischen Districten der continentalen Lage wegen mit Unbequemlichkeiten und Entbehrungen verbunden ist, wie sie in den am Meere liegenden Orten des ostasiatischen Handels nicht erduldet zu werden brauchen. Schon machen es sich Engländer wie Russen zur Aufgabe, die verschiedenen Richtungen zu untersuchen, in welchen eine directe Eisenbahnverbindung zwischen dem Westen Europas und China wie Indien am leichtesten und ehesten erreicht werden kann; neue Anregung erhielten diese Bestrebungen durch das kühne Project von Lesseps, die Wolga und den Indus über russisch Turkestan zu verbinden, und durch die persischen Concessionen an Baron von Reuter.

Die Darstellung der wirthschaftlichen Verhältnisse in Centralasien, dem langgestreckten Durchzugslande nach dem Osten wie dem Süden Asiens, und die Besprechung der Richtung wie der Aussichten der projectirten Weltbahn bilden den Gegenstand der folgenden Blätter.

I. Die Producte Inner-Asiens.

1. Turkestan enthält neben dürren Steppen und ausgedehnten Weideflächen, die nur als Futterplatz für wandernde Heerden einigen Nutzen gewähren, den fruchtbarsten Boden, der unter einem segensreichen Klima die reichsten Ernten giebt. Der Winter wird nicht mehr so streng wie in Rußland; in Taschkend, unter 41° 18' nördl. Breite, ist die mittlere Temperatur im December + 5,25, Januar — 0,3, Februar + 2,2, März + 3,6° Cels. Mitte Februar schmilzt der Schnee, und die Feldarbeiten beginnen; der wässerige Niederschlag wird im Frühjahre groß; später wechselt Feuchtigkeit mit starker Trockenheit. Die Sommer werden sehr heiß, geradezu unangenehm warm für den Europäer, und sind sehr trocken; für die Entwickelung der Vegetation und die landwirthschaftliche Benützung des Bodens ist diese hohe Sommertemperatur vom günstigsten Einflusse. Der Boden gilt durchgehends für leicht und porös, die Ackererde hat einen großen Sandgehalt. Der Trockenheit der Luft wie der Lockerheit des Bodens muß durch Bewässerung entgegengewirkt werden; zahlreich sind weitverzweigte Wasserleitungen, mittelst deren das Wasser der Flüsse über große Strecken Landes vertheilt wird; sie sind unerläßlich und spielen in der turkestanischen Landwirthschaft eine große Rolle.

Als Wirthschaftssystem soll die Dreifelderwirthschaft vorherrschen. Ausbau im Herbste findet nur beim Weizen und Klee theilweise Statt, alle übrigen Früchte werden im Frühjahre, im Beginne des April, gesäet und im August geerntet. Höchst unvollkommen sind die Ackergeräthe; Eisentheile sind sehr spärlich verwendet und werden mit einer Sorgfalt geschont, welche die Seltenheit und den hohen Preis dieses unedlen Metalles sehr deutlich zeigt. Der Pflug besteht aus einem gewundenen Holze, ein gußeisernes Pflugmesser reißt die Erde einen Meter (2 Werschock) tief auf; zwei Ochsen ziehen den Pflug. Mit diesem Instrumente werden 55 Aren per Tag beackert; ist der Pflüger fertig, so nimmt

er das Pflugmesser ab, steckt es in den Gürtel und trägt es so nach Hause. Die Egge besteht aus zwei kreuzweise übereinander gelegten Stangen; in die eine sind hölzerne Zapfen geschlagen, an die andere spannt man ein Paar Ochsen; auch Dornengeflechte, die über das Ackerfeld geschleift werden, dienen als Eggen; die Schaufeln, Spaten, Karren u. s. w. sind ebenfalls von der einfachsten Gestalt. Die Mühlen werden vom Wasser getrieben; bald wird das Wasser auf das Rad geleitet und treibt es von oben herabfallend, bald wird das Rad von unten durch die Macht der Strömung in Bewegung gesetzt. Die Mahlvorrichtung besteht vielfach nur aus Wasserstampfen, liefert sehr grobes Mehl und läßt viel Getreide verloren gehen; die russischen auf Zerreiben beruhenden Mahlgänge finden leichten Eingang. Eben so einfach ist die Construction der Oelmühlen, deren es ungemein viele giebt; sie pressen täglich nur einige Kilo Oel. Das Oel wird sowohl zum Brennen wie zu Speisen benutzt. — Die Arbeiter sind Freie; vom Vordringen der Russen nach Centralasien datirt überall Einwirkung auf Beschränkung des Sklavenhandels, die Sklavenarbeit wurde sofort nach der Erwerbung beseitigt.

Von Hausthieren werden Pferde, Esel, Rindvieh, Kameele, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen und Hühner gehalten. Die Pferde sind klein an Wuchs, leicht, schnell und entsprechen vollkommen; ihr Futter bildet Klee, Gerste und Dschuqara, eine Maisart; stark und ausdauernd sind die zahlreichen Esel und Maulthiere. Das Kameel ist das baktrische (zweihöckerig); es legt 4 Kilometer in der Stunde zurück und trägt 5 Centner. Für Viehzucht hat der Turkestane noch wenig Sinn; das Vieh ist weder gut genährt, noch wird auf gute Nachzucht Sorgfalt verwendet. Die einheimische Race ist klein und ausschließlich von dunkler Farbe, sohin im völligen Gegensatze zu dem klein- und neurussischen Viehe, welches sich durch Größe und weiße Farbe auszeichnet; die Regierung beabsichtigt, die Race durch Kreuzung zu heben, man scheint dem Vieh aber etwas zu vorschnell alle guten Eigenschaften abzusprechen. Schafe werden lediglich des Fleisches willen gehalten; sie sind größtentheils braunfarbig mit herabhängenden langen Ohren; ihre Wolle läßt sich nur zu groben Gespinnsten verwenden. Klee und Lucerne gedeihen vorzüglich; bei Bewässerung vor jeder Ernte dauert der Klee 10 Jahre lang aus und wird jährlich 4 Mal geschnitten. Neben Klee bilden Leinkuchen das nahrhafte Futter für Hornvieh und Kameele; als Streu dienen die Flachsstengel, da zu Gespinnsten lediglich Baumwolle verwendet wird, und der Flachs nicht bearbeitet wird.

Unter dem Getreide ist die Hauptfrucht Weizen, dann Hirse: von Ersterem wird mehr gebaut als zum eigenen Bedarfe nöthig ist. Der Weizen wird im Herbste wie Frühjahre gesäet; in die Stoppeln wird im August noch Hirse gesät, die nicht bloß zum täglichen Brei, sondern insbesondere noch zur Busa, einem sehr beliebten berauschenden Getränke, das Material liefert. Sommergerste, Mais und Erbsen, dann den Ansiedelungen zunächst Gemüse sind daneben im Norden die wichtigsten Nahrungsfrüchte. Reis gedeiht um Taschkend und südlich davon überall, wo das Land während der Vegetationszeit unter Wasser gesetzt werden kann. Baumwolle gedeiht nördlich noch im Thale des Flusses Arys (circa $42^1/_2{}^0$ n. Br.); sie kommt hier im October zur Reife. Dieses Product hat nicht mehr bloß locale Bedeutung als Material, aus dem fast sämmtliche Kleidungsstücke der Bevölkerung gefertigt sind: die russische Industrie baut darauf große Hoffnungen; die einheimische Sorte ist jedoch von geringer Qualität, das Reinigungsverfahren taugt nichts, die Wolle bedarf eines Zusatzes von mindestens 25% americanischer oder indischer Baumwolle, um versponnen werden zu können. Jetzt sollen in Turkestan mit Nachbarstaaten jährlich über 130 Centner Baumwolle producirt werden, wovon der größte

Theil für russische Fabriken disponibel gemacht werden kann. Tabak wächst in großen Mengen südlich von Taschkend um Tschinas und um Samarkand. Die Versuche mit americanischem Maryland-Samen hatten vortreffliche Erfolge, diese Cultur scheint eine Zukunft zu haben. — Weintrauben sind hier billiger als Kartoffeln; sie werden besonders südlich von Taschkend cultivirt und hier auch zu Wein verarbeitet, dessen jährliche Production sich auf 1250 Hektoliter beläuft. Der Wein wird als gut und trinkbar bezeichnet und kann im Laufe der Zeit eine mehr als locale Bedeutung erhalten. — Von Obstsorten werden vielerlei Arten gezogen; der häufige Wechsel zwischen starker Feuchtigkeit und Trockenheit schadet dem Stammwuchse; die Wurzeln werden durch Bewässerung befeuchtet, das Holz ist durchgehends ungemein brüchig.

Von Interesse sind die Preise; die folgenden Ziffern werden in der »Russischen Revue« (Band 3. S. 141 fgg.) als mittlere Preise auf den Taschkender Bazaren mitgetheilt. Es kostet 1 Batman, = 3,4 Ctr., in Thalern: Weizen 5 Thlr. 26 Sgr.; Gerste, Hirse, Mais je 4 Thlr. 22 Sgr.; Erbsen 3 Thlr. 20 Sgr.; Gemüse (Rüben ꝛc.) 1 Thlr. 20 Sgr.; Reis 6—12 Thlr.; Baumwolle 80—90 Thlr.; Klee 10 Ctr. $2^1/_4$—$4^1/_2$ Thlr.

Von großer Bedeutung ist die Zucht der Seidenraupe; sie wurde hier urkundlich durch Chinesen um das erste Jahrhundert vor Chr. eingebürgert. Der Seidenraupe scheinen die dortigen Verhältnisse ungemein zuzusagen; sie liefert eine glänzende, feine, haltbare Seide. Die Zucht wird von den Eingeborenen mit Lust betrieben, sie finden bei russischen Häusern und Fabriken, die sich schon in verschiedenen turkestanischen Städten etablirt haben, bereitwillige Abnehmer, die Cultur nimmt in Folge dessen immer größere Dimensionen an. Die Preise stellen sich per $32^2/_3$ Pfund für abgehaspelte Rohseide zu 125—550 Thlr., für Cocons zu 32 Thlr., für 1 Pfund Eier zu 100 Thlr.

Zu den Landplagen gehören Tiger, Leoparden, Panther und wilde Schweine, deren zahlreiches Vorkommen einen Begriff giebt von dem verhältnißmäßig noch wilden Charakter der nicht in Cultur genommenen weiten Flächen, dann die Heuschrecken-Grille, welche hier die Wanderheuschrecke vertritt und insbesondere in den südlichen Kreisen jährlich einen großen Theil der Fluren vernichtet. Sehr häufig sind locale Mißernten in Folge von Dürre, die in dem davon betroffenen Kreise in kürzester Zeit stets eine unglaubliche Theuerung hervorrufen.

Entwickelte Industrieverhältnisse können nicht erwartet werden; zwei Drittheile der Bewohner sind Nomaden, und diese kennen keine Bedürfnisse, die über das Allergewöhnlichste hinausgehen. Der ansässige Sarte treibt ebenfalls wenig Luxus; er liebt nicht viel zu arbeiten, Oefen erscheinen ihm als Luxus, ebenso Seife; nur auf Kleider hält er etwas. Die Kunst der Handwerker steht noch auf der niedrigsten Stufe; während die Chinesen und Japanesen mit Werkzeugen, die nicht viel vollkommener sind als viele hier gebräuchlichen, Vorzügliches leisten, ist jedes turkestanische Fabricat plump und macht den Eindruck, unvollendet zu sein. Die Industrie ist noch ausschließend Hausindustrie und liefert nur Handarbeit.

Zu den besten Fabricaten, die auch einen nennbaren Ausfuhrartikel bilden, gehören Teppiche und Seidenzeuge. Die Teppiche werden aus Schafwolle, Ziegen- und Kameelhaaren gemacht; sie sind fest und stark, wie es die dortigen Verhältnisse bedingen, und besser gefärbt als die übrigen Wollstoffe; sie finden im Haushalte der Orientalen die ausgedehnteste Anwendung.

Die Seidenzeuge zeigen viel größere Gleichmäßigkeit des Gewebes als die Flachsgespinnste, die auf wahren Ungethümen von Webestühlen hergestellt werden, und die Baum-

wollengewebe. Die Farben sind unbestimmt und düster und entsprechen dem europäischen Geschmacke nicht.

Beachtenswerth ist die Schneiderei, die sich mit Herstellung landesüblicher Gewänder befaßt und in Samarkand ihren Hauptsitz hat. Seidenfabriken wurden in Taschkend und Khodschent von Russen gegründet und haben es schon zu bedeutendem Umsatze gebracht; jede beschäftigt 150 und mehr Arbeiter und hat 200 und mehr Abhaspelstühlen in Verwendung.

Ueberraschend unbeholfen sind die Turkestanen in der Herstellung der einfachsten eisernen Werkzeuge. Mit der Kunst, Eisen zu schmelzen, wurden sie schon im 1. Jahrh. v. Chr. durch die Chinesen bekannt gemacht; das Schmiedeeisen ist spröde, die daraus gefertigten Gegenstände eignen sich nur für ein Volk auf ganz niedriger Culturstufe. Gut ausgebildet ist dagegen die Holzschnitzerei und die Töpferei.

Eine lehrreiche Culturstudie giebt Dragendorff über den Zustand der Volksmedicin. Wie in allen mussalmanischen Ländern geben auch in Turkestan vorzugsweise die Geistlichen, die Mulla oder Gelehrten, sich mit der Krankenbehandlung ab. Dem Nomaden hat jede Religion nur dann Werth, wenn sie seinem Glauben an die Kraft des Zaubers Genüge leistet. Heilungen durch übernatürliche Mittel, durch Amulete, Reliquien, mit dem Blute zweier Tauben u. dgl., werden von Männern und Frauen häufig angerathen und versucht, vor innerlichen Mitteln wird aber dabei nicht zurückgeschreckt, im Gegentheil, der Kranke nimmt die altüberlieferten Medicamente, die sein Arzt ihm verordnet, mit tiefem Respecte zu sich. Die Volksmedicin hat sich noch vollständig erhalten auf dem Stande, den sie im 8. und 9. Jahrh. durch die mussalmanischen Gelehrten erhielt; keine fremden Einflüsse sind bemerkbar. Die Zeitgenossen Mohammeds waren bekanntlich eifrig bemüht, sich wissenschaftliche Kenntnisse anzueignen; wie sie dabei in allen Zweigen mit Vorliebe festhielten, was sie von der Wissenschaft der Griechen in Alexandria, in Kleinasien und Syrien erhalten hatten, so geschah dies auch in der Medicin. Die wichtigsten medicinischen Werke der Inder waren ihnen wohl bekannt, die Khalifen von Bagdad haben eine ziemliche Anzahl von einschlägigen Werken übersetzen lassen, aber Dragendorff kommt zu dem Schlusse, »daß ihr Einfluß niemals recht groß gewesen ist«. Von den Chinesen haben sie nichts aufgenommen; auffallender ist, daß kaum die allerwichtigsten americanischen Heilmittel Eingang gefunden haben, und daß die ganze Materia medica unter der Berührung mit den Russen nur um Chinin und spanischen Pfeffer bereichert wurde.

Eine solche gröbliche Vernachlässigung des Triebes nach Forschung, die gerade in der Medicin um ihres sofort praktischen Werthes willen für Gesundheit und Lebenserhaltung überall stark gepflegt wird, findet sich selbst bei mohammedanischen Völkern sonst nirgends und zeigt, wie viel der Geistliche hier der Bevölkerung zumuthen kann, wie groß sein Einfluß, und wie wenig das Volk an selbständiges Denken noch gewöhnt ist. Die Zahl der Heilmittel ist bedeutend; Dragendorff untersuchte 250, davon waren 3 thierischen, 20 mineralischen und 277 pflanzlichen Ursprunges. Unter 220 waren 172 schon dem Arzte Galenus bekannt, der um 200 nach Chr. starb; dem Bezugsorte nach vertheilen sich 216 Droguen in folgender Weise: 71 stammen aus Turkestan, 50 aus Bokhara und Samarkand, je 1 aus Khokand, Khiwa und Kabul, 7 werden als persischen, 62 als indischen, 12 als chinesischen Ursprunges genannt. Aus Arabien und der asiatischen Türkei sollen 6, aus Aegypten 1, aus Europa 4 importirt sein. Ob vorwiegend einfache Medicamente gereicht werden, oder ob sie aus Mischungen und Gemengen verschiedener Heil-

mittel bestehen, darüber liegen widersprechende Angaben vor; das Letztere scheint aber doch das Häufigere. Von Wichtigkeit ist, daß der Arzt die Arzenei den Kranken selbst anfertigen läßt und sich darauf beschränkt, die Dosen ihm einzuhändigen. Apotheken giebt es nicht; in den Bazars der größeren Städte finden sich zwar Arzeneibuden, der Inhaber ist ein Tabib, eine Art Landarzt; die Arzneistoffe sind aber in den verschiedenartigsten Gläsern, Beuteln und Kästen zwischen Talismanen &c. in vollkommener Unordnung und in nichts weniger als reinlichen Gefäßen aufgestellt; mit Verfertigung von Arzeneien giebt sich der Verkäufer nicht ab, und noch weniger ist dies natürlich bei dem gewöhnlichen Handelsmanne der Fall, der sonst die Heilmittel auf Lager hält.

2. Die Kirgisensteppe, obgleich so eintönig und unwirthlich und die Bevölkerung so spärlich, »daß schon ein Kosakendorf voll Leben und Abwechselung erscheint, wenn man es nach langen Tagereisen durch die endlose Steppe erreicht« (Radloff), trägt neuerdings in nennenswerther Menge Mineralien zu den Producten Rußlands bei. Die Bewohner, Kasak, fälschlich Kirgisen genannt, sind Nomaden und ans Zelt gewöhnt; die Noth zwang sie wohl, in den hiezu geeigneten Flußniederungen Getreide zu säen, aber der Gartenbau ist vernachlässigt, und die Frau, nicht der Mann, ist die Trägerin aller Arbeit, welche die Heerden und die geringe Ackerwirthschaft bringen. Erst im Jahre 1824 begann Rußland der bisherigen nominellen Unterwürfigkeit dieser Nomaden ein Ende zu machen, Festungen und Colonien in ihrem Gebiete anzulegen, Steuern zu erheben und das Land mit dem Vorschieben seiner Garnisonen in administrative Bezirke zu zerlegen. Jetzt erst wurde allmählich eine Einsicht in die Anschauungen und Bedürfnisse dieses Volkes gewonnen.

Großes Verdienst hierin hat Professor W. W. Grigorjew, der Ende der fünfziger Jahre an der Spitze der Verwaltung der Kasak der transuralischen Steppe stand und als gebildeter Orientalist zuerst die Nothwendigkeit betonte, daß der Beamte im Stande sein müsse, mit der Bevölkerung selbst, ohne Vermittlung der sehr unzuverlässigen Dolmetscher, verkehren zu können. Es zeigte sich hiedurch, daß das Tatarische, welches sich auch jetzt wieder in den officiellen Verkehr mit den Kasak eingeschlichen hat und in Westsibirien noch niemals aufgehört hat, die Sprache der amtlichen russischen Erlasse zu sein, den Kasak nicht verständlich ist, und daß sie gezwungen sind, um es zu verstehen, tatarische Mullas aus Turkestan heranzuziehen. Die Russen sind in diesem Fehler schon seit Katharia II., also seit länger als einem Jahrhundert verharrt und sind dadurch selbst die Ursache geworden, daß sie einem dem Volke der Kasak ursprünglich höchst gleichgültigen Institute, dem Islam, außerordentlichen Vorschub leisteten und die als Heilige betrachteten Ischanen oder Ordenspriester ins Land zogen, die größten Fanatiker unter den Moslim in Centralasien, die steten Haß gegen Andersgläubige wach halten und nachweisbar die Anstifter vieler räuberischen Angriffe sind.

Nach Radloff ist die Sprache der Kasak nicht zersetzt vom Islam, und ihre mündlich überlieferten Gesänge und Erzählungen sind in einem den altaischen Sprachen, speciell dem teleutischen Dialekte sehr nahe stehenden türkischen Idiome verfaßt. Schon überwuchern aber die Büchergesänge die Volksworte; diese Gesänge werden nicht aus dem Gedächtnisse hergesagt, sondern aus Büchern vorgelesen — daher der Name — und sind »die Vertreter des Islam, die wenigen schon fest in das Kirgisenthum gepflanzten Bäume der Religion, die den Zweck haben, die Lehren des Islam zu verbreiten und den Volksgeist allmählich zu verdrängen. Sie wirken in der That wie ein schleichendes Gift und üben einen stets sich vergrößernden Einfluß aus«.

Dieses Vordrängen der Mullas datirt allerdings schon seit Jahrhunderten, und diesem Einflusse ist es auch zuzuschreiben, daß es keine echt kirgisische Schriftsprache giebt, daß vielmehr alle Kirgisen die der Schrift kundig sind — ihre Zahl ist übrigens noch ziemlich gering — sich dabei des Tatarischen bedienen, das hier zu einem Gemisch aus der Volkssprache und dem tatarischen Idiome wurde. Wie wenig allgemeine Verbreitung der Islam und die damit eingeführte fremde Sprache noch gefunden hat, beweist allein schon das Wort Kudai (neupersisch Khuda) für Gott, das nach Lerch von den Iraniern in einer Zeit entlehnt worden sein muß, als diese den Islam noch nicht kannten. Irrig war es deshalb, 1781 für die »Kirgis-Kaisaken« an der Linie gegen die kleine Horde den Bau von Moscheen anzuordnen, und ebenso unpolitisch war der Ukas von 1785, welcher die Versorgung verschiedener Kasakgeschlechter mit mussalmanischen Geistlichen befahl. 1837 wurde zwar die Organisirung von 10 Districten südlich der 1835 von den Steppen zwischen Ural und Ili abgesteckten sogenannten neuen Gränzlinie Ursache einer kleinen Insurrection, an deren Spitze ein Volksheld als Vorkämpfer für die Unabhängigkeit der Kasak trat; es ist aber gewiß bezeichnend für den Respect, den die Russen jederzeit bei den Nomaden genossen, und für den Mangel an persönlicher Energie beim Clerus, daß die Bewegung mit dem Tode des Führers erlosch und von den Mullas nicht genährt wurde.

Die russische Organisation konnte so lange nicht den Anspruch erheben, dem unruhigen auf Ueberfälle und Raub sinnenden Nomaden zu imponiren und ihn gebändigt zu haben, wie Zuzug aus dem Süden und Rückzug dahin vor drohender Strafe offen stand; diese Möglichkeit wurde zuerst beschränkt durch die Eroberung von Turkestan und Taschkend, und ist jetzt seit der Besetzung Khiwas und Dsungariens völlig genommen. Mit der zunehmenden Sicherheit fand der bisher unbedeutende Bergwerksbau größere Beachtung. Goldwäschen gab es von jeher, ebenso wurden Silberminen ausgebeutet; ihr Ertrag ist aber nie bedeutend gewesen; die Silberminen — im Besitze der Regierung — werden seit 1864, wo sie 6,3 Ctr.*) Ausbeute gaben, nur noch auf Blei bearbeitet. Das werthvollste Mineral ist Kupfer; es wird in 7 Hütten dargestellt, die 1868 4989,6 Ctr., 1871 4905,8 Ctr. in Barren lieferten.

Eine bedeutende Zukunft hat der Abbau der Kohlen, die hauptsächlich in 3 Becken vorkommen: a. im Becken Permykins in einer Grube etwa $14^{1}/_{2}$ Meilen von Semipalatinsk entfernt; b. im Becken des Districtes Pawlodar in 4 Gruben; c. im Becken des Karakalin'schen Districtes in 2 Gruben; d. eine neue Grube wurde eröffnet bei Ermensk. Sämmtliche Gruben sind Eigenthum der Familie Popow und lieferten von 1840—71 rund 50 Mill. Ctr.; wie sehr dabei die Production der letzten Jahre ins Gewicht fällt, zeigen die Ausweise von 1868, wo 6,5 Mill., und von 1871, wo 7,8 Mill. gefördert wurden.

Die Production dieser werthvollen zwei Mineralien wird natürlich noch ungleich mehr zunehmen als bisher, wenn die Untersuchungen, mit welchen seit dem Sommer 1873 General-Major Beswossikof befaßt ist, die Anlegung einer Eisenbahn im westlichen Theile der Steppe von Orenburg bis zum Aralsee als ausführbar erscheinen lassen.

Erwähnenswerth ist noch, daß eine Heilquelle von $28^{1}/_{2}{}^{0}$ R. im Kopal'schen Be-

*) Die Angaben in den russischen Ausweisen lauten auf Pud à 16,305 Kilo, und sind hier durchgehends in Kilogramm und Centner übertragen; nach Petermann's geographischen Mittheilungen 1873, S. 319. Andere Gruppen und Zahlen bringt neuerdings die „Russische Revue" Bd. 4, S. 42.

zirke kurze nach der Besiedelung dieses Landstriches (1848) mit Gartenanlagen und Badegelegenheiten versehen und schon von Vielen aufgesucht wurde.

3. Sibirien, bis vor einem Jahrzehnt ausschließlich der Ausgangspunkt für den russisch-asiatischen Handel, erscheint nach den Berichten, die insbesondere durch die lebhafte Agitation für eine Eisenbahnlinie und durch die Gründung von Handelsgesellschaften auf Actien zur Belebung des Handels im Amurgebiete auch in Europa zahlreicheren Eingang fanden, als ein reiches und bedeutend productionsfähiges Land, dem nur Arbeitskräfte und Verkehrswege fehlen; die Reise des Großfürsten Alexei Alexandrowitsch, der im Sommer 1873 seine Rückreise von Japan durch Sibirien nahm, wird die Ausführung mancher Reform und manches Projectes beschleunigen und durch die Anregung, welche Production und Handel dadurch erhalten, erst die volle Bedeutung Sibiriens erweisen lassen. Folgende Skizze möge den gegenwärtigen Zustand seiner Cultur und Industrie veranschaulichen; den Rahmen, in den die übrigen Mittheilungen eingefügt wurden, bilden die Schilderungen Radde's und Radloff's*), denen langjährige Beobachtungen, ausgedehnte Reisen und eingehende Specialforschungen wie wenig Anderen zur Seite stehen.

Das ertrag- und culturfähige Land liegt längs der nördlichen Ausläufer der südlichen Gränzgebirge an den großen Strömen, die diesen Landstrich durchfließen; hier entwickelte sich anfangs durch die als Wachtposten angelegten Kosakendörfer, dann durch verschickte Verbrecher und freiwillige Zuzüge aus allen Theilen des weiten europäischen Rußlands europäische Cultur; der ursprünglich sehr schmale Streifen Culturlandes begann sich an passenden Stellen durch neue Ansiedelungen zu erweitern und dieser Proceß ist noch immer im Fortschreiten begriffen, wozu die im Uebrigen durchaus schädliche Aufsuchung neuer Gold führenden Erdschichten fortwährend neuen Anstoß giebt. In diesem Striche Sibiriens, der für seine Entwickelung allein in Betracht kommt, sind die Winter zwar sehr kalt, aber drückende Sommerhitze läßt Gras und Getreide in Fülle reifen. Es trifft im asiatischen Rußland eine meteorologische Station auf 15900 Q.-M., in Preußen auf 62 Q.-M., aber für die Culturzone Sibiriens sind wir für den vorliegenden Zweck ausreichend orientirt. Der Winter beginnt Anfangs November, Mitte November wird Schlittenfahrt möglich, die ohne Unterbrechung bis Ende März dauert. Strenge Kälte bei wolkenlosem Himmel macht in den kältesten Tagen überall das Quecksilber frieren, übersteigt sohin 40° Cels.; Anfangs März tritt Thauwetter ein, Ende April fangen die Birken an auszuschlagen, Mitte Mai stehen die Bäume im vollen Blüthenschmucke. Der Temperaturwechsel ist Ende April sehr schroff; oft folgen auf 10° Kälte 20° Wärme. Der Frühling ist sehr regnerisch, die Menge des Niederschlages im ganzen Sommer sehr groß, im Juli und August größer als im ganzen übrigen Rußland, nämlich 14,7 Centimeter in Tobolsk, 11,5 Cent. in Nertschinsk. Trockene Hitze kennzeichnet den Sommer, die Temperatur steigt auf 31—35° Cels. Die menschlichen Wohnungen reichen der winterlichen Kälte wegen nicht hoch hinauf; die höchsten bewohnten Orte sind Werchne Udinsk in Transbaikalien bei 600,2 Meter und die Stadt Irkutsk bei 362 Meter; Gränzwachten, Poststationen und Goldwäschereien mit vereinzelten Bewohnern im Winter liegen noch höher.

Die ganze sibirische Tiefebene ist mit äußerst fruchtbarer schwarzer lehmiger Erde

*) Petermann's geographische Mittheilungen 1860 fgg., Kölnische Zeitung 1872 Nr. 18, 30, drittes Blatt; — 1874 Nr. 2, 4.

gefüllt. Hoher Graswuchs bedeckt die Niederungen, auf den Hügelwellen sind die Aecker angelegt. Düngung findet nicht Statt; der Boden erträgt 6—8 Jahre hindurch reiche Ernten, im Durchschnitte das 17.—20. Korn, dann wird das Feld aber von Unkraut überwuchert und muß brach liegen bleiben. Weizen und Roggen sind die Hauptfrüchte; daneben werden Gerste, Hafer und in den Gärten, deren Pflege im Ganzen jedoch vernachlässigt ist, Gemüse aller Art gezogen, darunter Melonen ohne Mistbeet. Obstbäume fehlen gänzlich. Der üppige Graswuchs ermöglicht überall eine sehr ausgedehnte Viehzucht und die Ueberwinterung einer großen Zahl von Rindern.

Diese günstigen Verhältnisse, welche eine enorme Entwickelung ahnen lassen, gelten in vollem Maße nur für das westliche Sibirien. Vom Jenissei östlich beginnt nach Radde ein sehr deutlich hervortretender Unterschied sich bemerkbar zu machen. Westlich des Flusses ist Wohlhabenheit, man stößt auf große Kirchdörfer, und dem Ackerbau sind noch weite Strecken zuzuführen; die Landschaften östlich davon dagegen sind nach Radde »nur in Bezug auf Bergbau und Viehzucht einer bedeutenden Entwickelung fähig, in Bezug auf Ackerbau wenigstens nicht in dem Grade, daß es jemals zum Exporthandel kommen könnte«. Im Gebiete Jakutzk wird nur im südlichsten Kreise Olekminsk das 7. Korn, nördlicher das 2. Korn erzielt. Das Klima ist hier viel rauher, die Temperatur erreicht in Nertschinsk im Sommer im Durchschnitt nur mehr 16° Cels.; Hungerjahre sind ungeachtet der spärlichen Bevölkerung keine Seltenheit.

Das Wild, einst die Ursache der Besiedelung durch die Russen, fängt längs des Culturstriches schon spärlich zu werden an und gewährt in Transbaikalien kaum mehr die nothdürftigste Nahrung für die eingeborenen Jagdvölker, obgleich ihre Zahl ähnlich wie bei den Indianern Nordamericas stark abnimmt, so daß sie wie diese eine untergehende Welt darstellen. Ungewöhnlich groß ist die Menge der Fische, mit denen die zahlreichen Flüsse und Seen bevölkert sind. Bedeutenden Ertrag ohne nennenswerthe Arbeit liefert im Westen die Aufstellung von Bienenstöcken, die man hier zu Tausenden trifft.

Es überrascht, daß sich bei so günstigen Verhältnissen kein regeres Leben unter der Bevölkerung entwickelt hat; die Ursachen sind vor Allem eine verkehrte Agrargesetzgebung, dann die continentale Lage. Es giebt in ganz Sibirien keinen Grundeigenthümer, ja nicht einmal einen Besitzer, alles Land gehört der Krone, und diese hat sogar das Recht, jedesmal die Entfernung des unbeweglichen Privateigenthums, der Häuser zu verlangen. Die Regierung theilt jedem Dorfe ein seiner Bevölkerung entsprechendes Areal zu und überläßt es der Gemeinde, ihre Flur an die Gemeindeglieder auszutheilen; Gemeindebeschlüsse bestimmen für jeden Einzelnen Lage wie Flächenmaaß seiner Besitzung, und jährlich nach der Ernte tritt die Gemeinde hiezu zusammen. Bei dem Raubbau, der hier noch stattfindet, da das ausgesaugte Land nicht wieder urbar gemacht wird, sondern liegen bleibt, bis es die nöthigen Nahrungsstoffe von selbst wieder aus der Luft an sich gezogen hat, wechselt der Besitz der Bauern oft von Jahr zu Jahr; Meliorationen sind deswegen gar nicht möglich. Im Westen sind einzelne Gemeinden nach Radloff schon nahezu übervölkert; hier macht sich die bisherige Unsicherheit sehr fühlbar, und baldige Abhilfe ist dringend nöthig; die Verpachtung von Kronländereien auf eine bestimmte Reihe von Jahren ist natürlich kein Fortschritt und ändert an dem Hauptübel, dem Mangel jeglichen Eigenthums, gar nichts. Nirgends ist Sicherheit vor Beamtenwillkür nothwendiger als in Rußland; je weiter entfernt von Petersburg und Moskau, desto seltener werden Beamte mit vollkommener Vorbildung zu ihrem Berufe. Die obersten Beamten

sind zu kurze Zeit hier, um mit den Verhältnissen genau bekannt zu werden; die übrigen Beamten sind Söhne sibirischer Krämer und Händler ohne höhere Vorbildung, die es nur zur handwerksmäßigen Erledigung der ihnen zugewiesenen Geschäfte bringen. Hierin liegt auch der Grund, warum selbst die hoch gehaltene Erwerbung am Amur, für die nach kaiserlichem Befehle alles Mögliche gethan werden sollte, verkümmerte und noch heute geradezu keinerlei Aufschwung verzeichnet. Erst in den letzten Jahren fängt die intelligente Bevölkerung an, ihre Wünsche ernstlicher zu vertreten, und wir dürfen deshalb bei der Aufmerksamkeit, welche die Regierung ihren asiatischen Besitzungen schenkt, erwarten, daß man es nicht mehr bloß bei der naturwissenschaftlichen Erforschung des Landes und der Ausbeute seiner Mineralschätze bewenden lassen wird.

Der erste größere Aufschwung datirt in Sibirien von der Entwickelung der Dampfschifffahrt; sie verdankt ihren Anfang dem Privatunternehmen von Kosello-Poklewsky, der als der Besitzer großer Branntweinbrennereien ein Interesse hatte, sich von dem langsamen und kostspieligen Transporte mittelst schwerfälliger, meist durch Segel stromaufwärts getriebener Flußschiffe zu emancipiren. Nach einer Zusammenstellung von Latkin von 1868*) gingen auf dem Ob und seinen Nebenflüssen, dem Irtysch, der Tobol und der Tura, 16 Dampfboote, meist aus Holz, darunter aber noch immer keines für Passagiere. Auf dem Jenissei, auf der Lena und auf dem Baikalsee wurden zwar auch Dampfer eingesetzt, aber die Schifffahrt hat hier keine besondere Entwickelung gefunden, der Rückgang des Theehandels mit Kiachta beraubt insbesondere die Schiffe auf dem Baikalsee ihrer wichtigsten Fracht. Die Regierung hat bisher dem Ausbau der Straßen noch nicht die genügende Aufmerksamkeit zugewandt, obgleich der klägliche Zustand der bestehenden Straßen und die Nothwendigkeit neuer Linien in vielen Aufsätzen und Gutachten dargelegt wurde. Für die Winterhandelsstraße zwischen Irbit und Omsk ist etwas geschehen, wenigstens berichtet von Blaramberg, daß 1866 eine neue Marschroute von Tobolsk bis Turinsk aufgenommen wurde, um die Entfernung zu kürzen. Dagegen fand von Hochstetter 1872 die Hauptstraße über den Ural auf der Fahrt von Ekatharinenburg bis Perm »in einem wahrhaft schauerlichen Zustande«; von der Großartigkeit des Verkehres zeugt, daß er 3586 Transportwagen und Hunderten von Equipagen begegnete. Die Möglichkeit einer Eisenbahn von Sarapul an der Kama über den Ural bis nach Tjumen wurde schon 1867 von Bogdanowitsch nachgewiesen; erst 1873 ist es aber der »Gesellschaft zur Förderung des russischen Handels und Gewerbfleißes« gelungen, für diesen Plan, der selbst die Fortsetzung der Hauptbahn bis Transbaikalien und verschiedene Zweigbahnen umfaßt, das Interesse des größeren russischen Publicums zu erlangen.

Für den Welthandel kommt Sibirien als Productionsland gegenwärtig lediglich noch wegen seines enormen Reichthums an edlen Metallen und nützlichen Erzen in Betracht, der übrigens auch erst in der neuesten Zeit die volle ihm gebührende Beachtung erhält. Die Lehrmeister der Russen im Bergbaue waren Sachsen aus Deutschland, deren Verdienste und Einfluß von Cotta trefflich hervorgehoben hat. Die größte Vorliebe zeigt das Privatcapital für Ausbeutung der Gold führenden Erdschichten; zuerst entstanden Goldwäschen im Altai, später im Oberlaufe des Jenissei bis zum Baikal; jetzt werden aber auch Transbaikalien, die nordöstlich angränzenden Thäler, ja sogar das Sunguri Niveau in der russischen Mandschurei von den Goldgräbern unterwühlt; an mehr als 900 Stellen wird Gold gewaschen.

*) Petermann's Geographische Mittheilungen 1868, S. 64.

Die Ausbeutung der Goldlager begann 1828; erst als Ende der dreißiger Jahre auch die Goldwäschen in Ostsibirien in Angriff genommen wurden, machten sie sich in den Ackerbaudistricten fühlbar: die Arbeitskräfte wurden knapp, und die Landesproducte erhielten bedeutend höheren Werth; bis dahin hatte sich der Preis des Roggenmehles per Pud (16½ Kilo) auf 1—3 Sgr., das Pud Fleisch auf 4—5 Sgr. gestellt, 1 Pferd kostete 2 Thlr. Die Entdeckung der Goldwäschen wurde hier wie in Californien die Ursache einer erhöhten Production und des Emporkommens mannichfacher Fabriken und Industriezweige; aber Sibirien befindet sich nicht in der gleich günstigen Lage, die ihm nöthigen Arbeitskräfte heranzuziehen und sich mit den Centren des Handels, der Bevölkerung und des Wissens in stetem lebhaftem Verkehre erhalten zu können. In continentalen Ländern ist das geistige Leben der Völker immer träger und langsamer, es bedarf eines stärkeren Impulses, erhöhter Anstrengungen, wenn das Streben nach geistigen Gütern tief erfaßt und von weiteren Kreisen getheilt werden soll. Eine solche Kraft wohnt dem Gold und Gewinn suchenden Triebe nicht inne; deswegen mußte schon Radde auf seinen Reisen 1855—59 die Beobachtung machen, daß der Gewinnst des Arbeiters »entweder direct oder indirect auf dem kurzen Umwege tief eingerissenen Hazardspieles in die Schenke wandert und anderen Leuten ihre brillante ehrenwerthe Existenz sichern hilft«. Vom Unternehmer wird dagegen gesagt: »Bücher werden durch theuere Delicatessen, geistiges Leben durch süßen Champagner ersetzt.«

Die Verhältnisse sind seither nicht besser geworden, wie Schwarz' Bericht und 1872 Radloff wie der längere Aufsatz im »Globus«*) bezeugen; die Goldwäschen werden insbesondere von den weniger bemittelten Unternehmern mehr instinctmäßig als nach wissenschaftlich begründeten Regeln betrieben, und nach Radloff gehen die meisten der darin angelegten Capitalien dabei zu Grunde. Die Totalsumme der Ausbeute an Gold hat allerdings enorm zugenommen, aber man wird auf Sibirien bald das Urtheil von Richthofen's über die Gold führenden Provinzen Chinas anwenden können, wo einzelne Provinzen durch eine große Zahl von Goldwäschen sich hervorthun: »Je mehr Gold eine Provinz liefert, desto größer ist die Armuth daselbst.« Die Goldwäschen lieferten bis 1851 322,172 Kilo Gold, und während 1851—63 jährlich zwischen 25—23,000 Kilo. Der Ertrag nahm ab, und russische Geognosten wiesen mit Recht auf das Beispiel Brasiliens hin, das Mitte des vorigen Jahrhunderts an 13,000 Kilo Gold lieferte und jetzt keine 1000 Kilo mehr aufbringt. Zwischen 1868 und 1869 hob sich jedoch die Ausbeute bedeutend, allein die Privatwäschen lieferten 1869 fast 30,000 Kilo gegen 23,160 des Vorjahres. 1871 stellte sich der Gesammtertrag aus Privat- und Regierungswäschen auf 32,712 Kilo, und dies wird nicht die höchste Ziffer bleiben, denn der »Russischen Zeitung« wird Ende des vorigen Jahres aus Nertschinsk (in Transbaikalien) geschrieben, daß dieser Ort in Folge außerordentlich reicher Goldlager einen großartigen Aufschwung nehme; 1872 wurden allein in den Goldwäschen von Baranow u. Co. durch 1200 Arbeiter fast 6000 Kilo Gold gewonnen; die Gold führende Sandschicht liegt in geringer Tiefe und ist so reichhaltig, daß in 100 Pud (= 1638 Kilo) ¼ Kilo Gold enthalten ist.

Die Silberausbeute ist bedeutend zurückgegangen; sie betrug sonst im Altai jährlich über 17,000 Kilo, dagegen 1871 nur 12,905 Kilo. Im Kupferertrage ist Sibirien

*) Band 21, Nr. 10, 11; Schwarz' Bericht findet sich bei Petermann, l. c. 1864, S. 421.

bereits vom Kaukasus überflügelt worden; ebenso förderte das Kronbergwerk Alaghir im Kaukasus bereits mehr Blei als die Gruben von Nertschinsk, während der Altai daran überaus reich ist und 1868 fast 1,5 Mill. Kilo lieferte. — Ganz besondere Fortschritte im Vergleiche mit den vorhergegangenen Decennien kann die Gewinnung von Steinkohlen machen; bis jetzt ist jedoch die Zunahme nicht erheblich. Im Bassin von Kusnetz, Gouvernement Tomsk, wurden 1868 etwas über 3 Mill. Ctr., 1871 3,7 Mill. Ctr. gewonnen; dagegen hat die Production im Bassin des östlichen Sibiriens etwas abgenommen und betrug 1871 fast 5 Mill Ctr., 1868 dagegen $5^1/_2$ Mill. Ausgedehnte Kohlenlager finden sich auf der Insel Sachalin vor der Mündung des Amur; die Regierung hat für die Erforschung dieser Insel, die nur durch ihren Kohlenreichthum in Verbindung mit den neuen russischen Hafenanlagen im Meerbusen Peters des Großen an der mandschurischen Küste eine Bedeutung erlangt hat, Außerordentliches geleistet; mit dem Abbau der Kohle ist jedoch im Großen noch nicht begonnen worden.

Der Eröffnung der westlichen Mongolei dienen die wissenschaftlichen und commerciellen Expeditionen, welche seit 1868 theils vom Gouvernement Semipalatinsk, theils von Urga, ja selbst in Peking ihren Ausgang nahmen und uns mit zahlreichen Einzelheiten aus diesem Theile der Mongolei bekannt machen. Fruchtbares Ackerland ist hienach in diesem ausgedehnten Landstriche selten, aber stellenweise, vorzüglich gegen das Gebirge zu, trägt das Land nahrhaften Grasboden, und der Viehstand ist von ansehnlicher Größe.

Gustav Freytag's „Nest der Zaunkönige“.

Von

G. Hartung.

Es gilt einen Ritt in das alte romantische Land der Deutschen, das Mittelalter. Vor allen anderen Epochen der Geschichte ist es unserem Volke ins Herz gewachsen. Nicht weil es die Glanzhöhe deutscher Cultur und den Gipfelpunkt deutscher Machtentwickelung in sich schloß, sondern weil in ihm alle die Momente zum Austrage kommen, die im Guten und Bösen den deutschen Nationalgeist zusammensetzen. Religion, Ehre, Ritterlichkeit und Minne auf der einen, Händelsucht, Kurzsichtigkeit und Eigensinn auf der anderen Seite: wann finden wir sie in fröhlicherem Gedeihen als in den Tagen unserer alten Kaiserzeit? Die Idee des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ist ja selbst der vereinigte Culminationspunkt aller jener Eigenschaften. Was Wunder also, daß sich in einer Zeit, die den in ihr lebenden Generationen unseres Volkes nur das klägliche Schauspiel völliger Verkommenheit gab, die Blicke nach rückwärts wandten, daß die Vergangenheit mit um so ängstlicherer Sorgfalt ausgeschmückt, mit um so verklärenderem Lichte beleuchtet wurde, je hoffnungsloser man an der Zukunft verzweifelte. Nun ist es anders geworden, wir sind ein Volk; wir können uns am »Heute« erfreuen und brauchen uns nicht vor dem »Morgen« zu fürchten, — und wieder ist dafür gesorgt, daß wir mit unvermindertem, wenn auch anders geartetem Interesse auf jene Zeit zurückschauen.

Natürlich hat die Dichtkunst sich von jeher dies lebendige Interesse am Mittel-

alter zu Nutze gemacht, zum Theil sogar zuerst ihm klaren Ausdruck gegeben. Abgesehen von den Nebelbildern der Romantiker und den Traumgestalten der Uhland'schen und Eichendorff'schen Poesie tauchte, vor zwei Decennien etwa, eine Unzahl hochtrabender Jambentragödien auf, mit den stereotypen Figuren der Ottonen, Heinriche und Conradine. Diese Flut hat sich verlaufen, und wenn wir heute von einem Dichterwerke reden wollen, das aus der Zeit des frühen Mittelalters seine Handlung nimmt, so ist es ein kerngesundes, ein erquickendes Werk: »Das Nest der Zaunkönige« von Gustav Freytag. Kein anderer war so dazu berufen, mit dichterischem Sinn in jene Zeit sich zu versenken und sie im Zauberspiegel der Poesie vor uns wieder erstehen zu lassen, wie der Autor unserer schönen Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Und zwar deshalb, weil hier mit dichterischem Talente, auch dem größten, nur Halbes zu erreichen war. Was wissen wir von dem seelischen Leben, von den Empfindungskreisen so weit entlegener Zeit? Und was von den äußeren Factoren des Lebens, vom Schauplatze der Handlung, von dem also, was wir bei den Romanen aus der Gegenwart als selbstverständlich hinnehmen? Da galt es zuerst, das Fremdartige uns vertraut, das Entlegene uns heimisch zu machen! Da war die Gefahr zu vermeiden, in Kopf und Herz der Handelnden allzu moderne Anschauungen und Empfindungen hineinzulegen, den Menschen des eilften Jahrhunderts das verfeinerte Gefühl, die ausgebildete Welterkenntniß des neunzehnten anzudichten! Und wiederum sollten die Gestalten doch künstlerisch schön, sie mußten Gegenstand unserer Theilnahme werden, wir mußten uns mit ihnen freuen, wir mußten mit ihnen trauern können. So Manches, was heute gar keinen Einfluß auf unsere Entschließungen und Empfindungen übt, übte damals einen sehr großen; so Manches, was uns heute interessirt und rührt, war damals Allen gleichgültig und fremd. Freytag hat uns in einem frühern Werke selbst am deutlichsten auf diese Schwierigkeiten hingewiesen. »Es liegt«, sagt er (Technik des Dramas, II. Aufl., S. 243), »im Leben und Charakter unserer deutschen Vorfahren etwas schwer Verständliches, was uns die Helden des Mittelalters — freilich noch mehr die Zustände des Volkes — wie mit einem Nebel verdeckt und die Seele eines Fürstensohnes aus der Zeit Otto's des Großen undurchsichtiger macht, als die eines Römers aus der Zeit des zweiten punischen Krieges.«

Konnte der Dichter sich zutrauen, diese Schwierigkeiten zu überwinden, dann allerdings fand er in dem Reichthum einander entgegenarbeitender Bestrebungen, in der Großartigkeit und Erhabenheit der die damalige Welt bewegenden Ideen den vollsten Ersatz für die mangelnde Vertrautheit des Stoffes.

Die beiden schärfsten, das ganze Mittelalter erregenden Conflicte sind, um sie in einzelne Worte zuzuspitzen, erstens Kloster und Ritterburg und zweitens Adel und Königthum. Sie hat der Dichter denn auch richtig herausgehoben und zu den Angelpunkten der Handlung gemacht. Auf höchst geschickte Art hat er sie sogar Beide verbunden in der Person des Helden, der erst den Einen, dann den Anderen auszukämpfen hat.

Eine Analyse des Inhaltes zu geben, ist den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber wohl unnöthig. Eine Kritik hat außerdem auch nicht die Aufgabe, Anderen das Lesen zu ersparen, sondern Andere zum Lesen anzuregen und ihnen dasselbe zu erleichtern. Für solche Zwecke genügt es, den Aufbau der Handlung, ihr Skelet, darzustellen und die innere Oekonomie des Werkes zu enthüllen. Der Held Immo aus dem edlen Geschlechte Irmfrieds des Thüringes, schüttelt die Fesseln ab, die ihm das Gelübde seiner Mutter, ihren Erstgeborenen dem geistlichen Stande zu weihen, angelegt hat. Sein Weg geht aus dem Kloster zur Ritterburg. Da er zu Hause widerwillige Aufnahme und von

Seiten der Brüder trotzigen Ungehorsam findet, verläßt er, im Innersten empört, die väterliche Halle und zieht zum König« in den Kampf wider den aufständischen Markgrafen Hezilo. Das ist der Streit zwischen Adel und Königthum, und zwar zunächst die eine Seite desselben, die Interessen des Königthums dem Adel gegenüber. Wie hier unsere Sympathieen bei dem siegreichen Könige stehen, so werden sie im letzten Theile des Buches auf den Adel hinübergewendet. Denn wie sehr wir auch das Unrecht einsehen, das Immo und seine Brüder begehen, wenn sie die für das Kloster bestimmte Hildegard am Abende vor ihrer Einkleidung auf ihre Burg entführen: der beste Theil unseres Herzens bleibt doch bei dem herrlichen, eben zum Manne reifenden Jünglinge, der, um die Jungfrau zu gewinnen, die ihm das Theuerste auf der Welt ist, und die ihm für ewig entrissen werden soll, Alles ohne Bedenken in die Schanze schlägt: Hab' und Gut, Freiheit, Ehre und Leben. Dazwischen klingt in Immos Zuge nach dem Norden gegen die fremden Seeräuber leise und verstohlen ein altes Motiv wieder an: der Kampf des Heidenthums mit der christlichen Lehre. Leise zieht durch das ganze Buch auch ein neues: die Umwandlung der freien Bauern in hörige Leute.

Und nun die wunderbare Oekonomie dieses Romanes. Es war ja zu erwarten, daß Freytag ein Meister in der Technik sein würde; aber hier, dünkt mich, hat er ein Meisterstück gemacht. In einer neulich erschienenen Kritik wird der Tadel ausgesprochen, daß wir nicht von vornherein in die volle Action eingeführt, sondern mit der Beschreibung des Klosters Herolfsfeld aufgehalten werden. Um uns auf dem Schauplatze eines Theiles der Erzählung heimisch zu machen, ist aber solche Schilderung nothwendig, und die nothwendige ist mit dem feinsten Schönheitsgefühle ausgeführt. Der oft und mit Recht gerühmte Kunstgriff, dergleichen Beschreibungen dadurch anmuthig zu machen, daß man sie als Nebensache an eine Handlung anknüpft, ist auch hier gebraucht. Wir begleiten den eben angekommenen Mönch Reinhard auf einer Wanderung durch das Kloster, zwischen ihm und dem Dekane Tutilo entspinnt sich über dies und jenes lebhafte Widerrede, und unter diesem Wandeln und Reden lernen wir das Kloster und die für die Zukunft wichtigsten seiner Insassen kennen.

An so kluger Ausnutzung der Situation erfreuen wir uns überall. Das wichtige Gesetz der Aesthetik, mit möglichst kleinen Mitteln möglichst große Zwecke zu erreichen, ist hier dahin erweitert, in engen Rahmen möglichst viel hineinzubilden bis zu der Gränze, wo Ueberfüllung anfängt. Nur ein Beispiel statt vieler. Als Immo vergeblich versucht hat, der Mutter und der Brüder Herz zu erweichen, stürzt er verzweifelnd davon, reißt sein Roß aus dem Stalle, schwingt sich hinauf, — und fort stürmt er in das Dunkel hinein. Auf diesem nächtlichen Ritte sieht er plötzlichen Feuerschein, er wird angerufen: das ist eine Schaar von Landvolk, die hier heimlicherweise den alten Heidengöttern Verehrung und Opfer bringt. Er stürmt weiter, bis er durch das Rauschen des Waldes ein Mühlrad klappern hört: da schwindet das Grauen, das ihn in der einsamen Wildniß umfing; hier, meint er, sind die bösen Geister gebannt. Den kurzen Ritt hat der Dichter also zur Gelegenheit genommen, uns mit dem heimlichen Fortdauern des alten heidnischen Cultus bekannt zu machen, uns in einen weiten Kreis abergläubischer Vorstellungen einzuführen, endlich unsere Aufmerksamkeit auf das Interesse zu lenken, mit dem die neue Einrichtung der Mühlen betrachtet wurde: »Alle Hausfrauen im Lande riefen ihr Heil und Segen zu, denn das kluge Werk befreite ihren Hof von der Mühe, die Handsteine zu drehen«.

Wo so die kleinste Veranlassung ergriffen wurde, uns eine Fülle von Beziehungen,

Meinungen, Interessen, Zuständen und Einrichtungen vorzuführen, da kann es nicht Wunder nehmen, wenn unser Roman als ein Pandämonium oder Pantheon seiner Zeit erscheint. Ein Organismus, und zwar ein lebensvoller und gewaltiger, ist er dabei doch. Er ist es schon durch die Mannichfaltigkeit und den poetischen Reichthum der Charaktere. Sie sind sicher und fest construirt, man weiß, wie man mit ihnen daran ist. Verdanken wir die Bestimmtheit, mit der ihr Bild sich uns eingeprägt, hauptsächlich der festen Hand, mit der ihre Umrisse in großen Linien entworfen sind, so treten sie unserem Innersten nahe durch den Reichthum an kleinen Zügen. Die Fülle von Beziehungen untereinander, die Mannichfaltigkeit der Motive für gegenseitige Anziehung und Abstoßung verleiht ihnen nebenbei einen hohen Grad von Frische und Lebenswahrheit. Dabei stehen sie ganz auf dem Boden ihrer Zeit. Die Autorität der Kirche, der noch ganz naiv aufgefaßten Religion hält sie neben der strengen altdeutschen Zucht der Familie und des Geschlechtes gebunden. Bisweilen aber werden Beide durchbrochen durch den trotzigen, der eigenen Kraft sich bewußten Sinn des Germanen, der in seinem Innersten doch ein freier Mann sein will und ist.

Das Verhältniß freilich zur Außenwelt ist noch ein durchaus unfreies. Eine kindliche, durch keine Resultate der Forschung in ihre Gränzen zurückgewiesene Phantasie sucht hinter allen Lebensäußerungen der Natur eine Persönlichkeit, einen Willen. In dem Plätschern des Baches, dem Rauschen des Waldes, in dem nächtlichen Sturmgeheule, in den Nebelschleiern des einbrechenden Dunkels hausen die Geister. Meist sind es böse, denn das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur ist ein bedrückendes, ängstigendes. Und die Menschen, die so die Außenwelt und sich mit einem selbstgesponnenen Netze des Aberglaubens umzogen: diese Menschen sollen uns anziehen können? Allerdings liegt die Gefahr nahe, daß sie uns allzu beschränkt erscheinen, um noch unsere Sympathieen zu gewinnen. Aber diese Gefahr ließ sich umgehen. Man brauchte nur in derselben Weise, in der Shakespeare seine Geistererscheinungen motivirt, diese und jene feststehende abergläubische Vorstellung als augenblickliches Resultat einer erregten Stimmung, einer furchterweckenden Situation darzustellen. Der Proceß des Werdens muß das Gewordene entschuldigen. Das ist in Freytags Romane mit feinem Sinn und viel Geschmack geschehen, wo es nur irgend geschehen konnte. Und so sind denn seine Charaktere trotz mancher unvermeidlichen Härte, mancher Rauheit des Empfindens, mancher Beschränktheit der Anschauung doch anziehend. Sie treten uns menschlich nahe, weil in ihrem oft fremdartigen Denken und Fühlen doch das allgemein Menschliche thunlichst hervorgehoben wurde. Daß der Kreis dieses Denkens und Fühlens selbst ein enger ist, daß wir bei aller Sympathie doch recht oft die Kluft empfinden, die uns von ihnen trennt, das freilich müssen wir in den Kauf nehmen. Aber welcher nur halbwegs ästhetisch Gebildete wird sich den Genuß am Kunstwerke dadurch verkümmern lassen, daß es ein fremdartiges Leben darstellt? Wenn es dieses Leben nur wahrhaftig und schön darstellt! Wer aber daran Anstoß nimmt, daß sich die Charaktere von vorn herein auf den Grund sehen lassen, daß sie klar, wenn auch keineswegs flach sind, der möge bedenken, daß ein psychologisches Experimentiren mit den Charakteren zwar sehr modern und interessant, oft aber nur der Deckmantel eigener Haltlosigkeit und mangelnder Gestaltungskraft ist. Berechtigter ist ein anderer Einwurf, den Karl Frenzel in der Nationalzeitung macht, nämlich der mangelnder Entwickelung, namentlich im Charakter des Helden. Immo ist eigentlich am Schlusse noch derselbe, der er im Anfange war: die gewaltigen Ereignisse, die er durchlebt, sollten ihm doch deutlichere Spuren eingedrückt haben! —

Eine reizende Arbeit ist es, den Krystallisationspunkten nachzuspüren, um die sich der Stoff gruppirt hat. Sie steigen in der Seele des Dichters als erste, haltgebende Ideen auf, und seine liebste Arbeit ist es, sie auszubilden und zu verknüpfen. Deshalb kann man sie am fertigen Kunstwerke auch immer herausfinden und so dessen Entstehung gewissermaßen verfolgen. Hier fallen uns durch Sorgfalt der Ausarbeitung und poetischen Reiz der Schilderung besonders vier Scenen auf: das Trinkgelage in der Halle des Grafen Gerhard, die Eroberung der Veste Bamberg, die Entführung Hildegards aus Erfurt und endlich das Gericht über den Friedensbrecher Immo. Es ist ein glückliches Zusammentreffen oder eine geniale Veranstaltung des Dichters, daß sie zugleich von tiefer Bedeutung für den Gang der Handlung und das Schicksal des Helden sind. Am detaillirtesten und in seiner Anlage am künstlerischesten ist das Gericht über Immo. Wenn wir an allen anderen Orten Beweglichkeit und Entwickelung der Charaktere vermissen: hier ist sie vorhanden, und so wird die höchste Spannung hervorgebracht. Hier platzen zum Schlusse alle Gegensätze noch einmal kräftig aufeinander, und die Art, wie der König die Verhandlung führt, läßt uns die zuerst nicht besonders glückliche Anlage dieses Charakters eben um seiner Verwendung in dieser letzten Scene willen entschuldigen.

Wenn der Leser sich der Vorrede zu »Ingo und Ingraban« erinnert hat, so wird es ihm längst aufgefallen sein, wie wenig Freytag seinem Vorsatze, gar nicht Culturgeschichte, sondern ganz Poesie zu schreiben, hat treu bleiben können. Jede poetische Schilderung muß entweder ohne allen Hintergrund ihr Object in der Sphäre rein menschlicher Empfindung suchen, oder sie muß ihren Hintergrund als bekannt voraussetzen. Da bei einem Stoffe aus dem politischen und religiösen Leben des **11.** Jahrhunderts das Erstere niemals der Fall sein kann, und ferner eine Bekanntschaft des Lesers mit der Cultur jener Zeit nicht vorausgesetzt werden darf, so muß der Dichter den Hintergrund seiner Schilderungen selbst erst schildern, und indem er das thut, schreibt er Culturgeschichte. Es kann ihm aus dieser ästhetischen Nothwendigkeit natürlich kein Vorwurf erwachsen. Im Gegentheil haben wir Ursache, ihm dafür dankbar zu sein, daß er die culturhistorische Wahrheit nicht über der poetischen vernachlässigt hat. Wie eng die beiden zusammenhängen, und wohin es führt, wenn die Erstere außer Acht gelassen wird, ist uns an den Romantikern klar geworden. Wir können es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit betrachten, daß heutzutage eine so unbefangene und correcte poetische Behandlung des Mittelalters möglich ist. Wir sind weiter gekommen, Gott Lob! —

Und nun zum Schlusse noch ein Wort von den sprachlichen Eigenthümlichkeiten, von denen behauptet wird, daß sie den Genuß des Werkes zur Arbeit machten. Wahr ist's, man empfindet diese Ausdrucksweise zunächst als fremd und künstlich. Es kostet Mühe, sich mit ihr vertraut zu machen. Aber wenn das ein Fehler sein soll, so muß man überall in der Kunst das tadeln, was sich uns nicht gleich beim ersten Anblicke bis in seinen innersten Kern enthüllt, und die Reihe von verborgenen Schönheiten in einem Werke wäre eigentlich eine Reihe von offenbaren Häßlichkeiten. Davon also kann nicht die Rede sein. Etwas Anderes wäre es freilich, wenn die Constructionen unlogisch oder ungeschickt, die Worte geschmacklos erschienen, oder endlich wenn die Fremdartigkeit der Rede in keiner Weise durch den Stoff motivirt würde. Da aber die Menschen des **11.** Jahrhunderts anders sprachen als wir, so kann man es nur für eine glückliche Idee erklären, diese Verschiedenheit in irgend einer Weise zum Ausdrucke zu bringen. Um das zu thun, hat Freytag ganz richtig die Entwickelung der Sprache nach rückwärts verfolgt und die Ausdrucksweise der Leute im »Nest der Zaunkönige« ist die Ausdrucksweise von

Menschen, die die ursprüngliche sinnbildliche Bedeutung der Worte noch festhalten und in jedem Ausdruck nur den Inhalt suchen, der von Natur in ihm liegt. Daneben ist dann Vieles aufgenommen, was jetzt barock klingt, früher aber durchaus geläufig war; viele wunderliche Bildungen sind aus unseren alten Literaturdenkmalen herübergenommen, und unter diesem Urwüchsigen, Barocken und Wunderlichen manches entschieden Häßliche. Trotzdem ist es in keiner Weise gerechtfertigt, über dem ganzen Versuche den Stab zu brechen. Wenn uns manchmal eine Wendung gesucht erscheint, so liegt der Grund meist in dem Bestreben, auch dem Alltäglichen und Prosaischen durch Bildlichkeit des Ausdruckes einen poetischen Reiz zu geben, und wenn das mitunter mißglückt, so sehe ich noch keine Veranlassung, die Absicht selbst zu verwerfen. Völlig unwürdig aber ist die Manier eines Berliner Kritikers, der die Gelegenheit für passend erachtet, durch Aufzählung solcher Seltsamkeiten sich im Addiren zu üben.*) — Jedenfalls, wenn durch die Form des Buches seine Lectüre eine Arbeit ist, so wäre zu wünschen, daß jede Arbeit so reichlichen Lohn in sich trüge. Die Mehrzahl der Leser wird sich in dem Wunsche zusammenfinden, daß diesem zweiten Bande aus dem Leben der »Ahnen« ein dritter bald folgen mag.

Der persische Dichter Sultan Weled.

Von

Rudolph Kulemann.

Wir geben nachfolgende metrische Uebertragung von 156 Distichen, um die Aufmerksamkeit auf einen persischen Dichter, genannt Sultan Weled, hinzulenken, den man in poetischer Beziehung von angenommen berechtigter Seite her geradezu verurtheilte, aber unserer Meinung nach doch verkannte. Wer kennt ihn, außer den paar, die über ihn urtheilten? Niemand, oder doch sehr Wenige!

Das Originalmanuscript der Weled'schen Dichtung, genannt Rébabnâme (Buch der

*) Wir können nicht umhin, zu bekennen, daß auch uns der stilistische Versuch Freytag's sowohl principiell verwerflich wie auch individuell mißglückt erscheint. Auf den ersteren Gesichtspunkt werden wir vielleicht demnächst Veranlassung nehmen auf breiterer Basis der Betrachtung zurückzukommen. — Was die „Uebungen im Addiren“ betrifft, so hat der „Berliner Kritiker“ (es ist Paul Lindau gemeint) seiner ungeheuchelten Hochachtung und Verehrung für Gustav Freytag bei jeder Gelegenheit und auch bei der Besprechung des „Nestes der Zaunkönige“ unumwundensten Ausdruck gegeben. Das von ihm als Beweismittel für seine Ansicht geübte Ausrupfen einzelner Federn hat den Anschein großer Rücksichtslosigkeit und Oberflächlichkeit, mindestens aber von letzterer eben nur den Anschein. Der berechtigten künstlerischen Darstellungsweise, dem Stile, steht die unberechtigte, im günstigsten Falle nur um individueller Vorzüge oder Reize willen anzuerkennende, die Manier, gegenüber. Manier (besteht nicht gerade, aber) äußert sich in der gesucht oder ungesucht überhäufigen Anwendung gewisser, namentlich ungewöhnlicher oder sonstwie auffälliger Motive, Formen u. s. w. Der Beweis für den Vorwurf des Manierismus ist also geführt, wenn einige auffallend große Reihen je unter sich identischer sonderbarer Darstellungsmittel mit Leichtigkeit zusammengestellt werden können. Es wäre zu wünschen, daß unserer gewöhnlichen nebelhaft verschwommenen ästhetisirenden Kritik gegenüber diese realistischere Manier derselben, die mehr Aufmerksamkeit und Fleiß und größere Besonnenheit erfordert als jene, bei uns mehr Eingang fände und nicht blos die gelegentlich — namentlich von der Seite der Künstler her — angefeindete Domaine einzelner bevorzugter Kritiker bliebe. Red.

Geige), dem die 156 Doppelverse oder Distichen zum Zwecke der Uebertragung entnommen wurden, befindet sich in der Privatbibliothek des Kaisers von Oestreich und besteht aus 350 unpaginirten Blättern. Der mittlere Band fehlt. Vielleicht läßt er sich irgendwo im Orient auf diplomatischem Wege ermitteln. In München und Gotha befinden sich nur Bruchstücke.

Seltsamer Weise sind die 156 Distichen in seldschuckischer oder alttürkischer, außerdem 20 in byzantinischer, alle übrigen dagegen, an 20,000, in persischer Sprache abgefaßt. Wahrscheinlich wollte der Dichter versuchen, Griechen und Seldschucken mit Hülfe ihrer Sprache in sein persisches Manuscript hineinzulocken. Eine solche Zumuthung an Seldschucken läßt einen nicht geringen Bildungsgrad derselben voraussetzen. Ihre wohlorganisirte Sprache, die in diesen Distichen als ältestes seldschuckisches Sprachdenkmal erscheint, steht damit nicht im Widerspruche.

Die Dichtung des Sultan Weled ist niemals — weder metrisch, noch prosaisch — übersetzt worden, ausgenommen zweimal in Prosa die erwähnten 156 Distichen und zwar von Hammer-Purgstall (siehe Jahrbücher der Literatur, 48. Band, Anzeigeblatt, Seite 107. Wien 1829) und neuerdings in der Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft zu Leipzig (siehe 20. Band, Seite 588) von Professor Moritz Wickerhauser.

Um dem Leser eine Probe der Hammer-Purgstall'schen Uebersetzung zu geben, heben wir hier einige Distichen heraus:

122. Gott sprach: schreit vor. Ich bin Moses geworden,
So begehrt man seinen Freund.

123. Ein großer Herr ist gekommen, mich zu sehen;
Wie schickt es sich wohl, ihn um sein Kommen zu fragen.

124. Moses sprach: behüte mich Gott vor dem Gang,
Du bist der Schöpfer, zu dir mich führt der Gang.

125. Wiederum sprach Gott: schreit fort, als er kam,
Ehe du mein Wort in Aufrechnung nimmst.

126. Moses sprach: ich versteh' dies Geheimniß nicht,
Was dein Zweck sei, weiß ich nicht.

127. Gott sprach: Durch das Fortschreiten wird man ein Heiliger,
In der Welt durch das Fortschreiten mein Narr.

128. Geschieht's, daß du ihn einen Tag nicht besucht,
Warum hast du um sein Befinden nicht gefragt.

129. Ich zähle seine Fortschritte,
Glaube nicht, daß ich von meinem Heiligen mich trenne.

Man vergleiche damit die entsprechenden Distichen in meiner unten folgenden Uebersetzung.

Hammer-Purgstall äußerte sich über die Dichtung des Sultan Weled nicht günstig. Beim Lesen jedoch vorstehender Uebersetzung hat sich uns die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Prosa überhaupt, auch wenn sie besser als die erwähnte angelegt ist, nicht so innerlich und äußerlich klar Poesie wiedergeben kann, wie es eben die Poesie selber vermag. Mit Recht bemerkt Georg Rosen in seiner Uebersetzung des Mesnewi des persischen Dichters Dschelâl-ed-dîn: »Der Reim scheint mir bei der Nachbildung orientalischer Dichterwerke durchaus unentbehrlich«.

Wenn Weled's Vater, der soeben erwähnte, im ganzen Orient hochberühmte Dichter Dschelâl-ed-dîn (Herrlichkeit der Religion) Rûmî (der Kleinasiate) Muhammed (der Lobenswerthe) el Balchi (gebürtig aus Balch, dem alten Baktra) el Bekri (d. h. Nachkomme Abu Bekr's, des ersten Chalifen), als man ihn kurz vor seinem Hinscheiden (er starb 1273 p. Chr.) fragte: was er denn seinem Sohne zu sagen habe? antwortete:

»Der ist ein Held und bedarf nicht, daß ich ihm etwas vorschreibe«, — so dürfen wir von einem solchen Urtheile, das zugleich von einem hochedlen Manne herrührt, schon weiter schließen, daß auch in poetischer Beziehung sich ein solcher Sohn nicht allzutief unter dem Urtheil eines solchen Vaters befunden habe.

Beiläufig gesagt, ist Mewlana Rumi's Familie noch gegenwärtig in Konia ansässig und bekleidet seit sechs Jahrhunderten das hohepriesterliche Amt in dem von Mewlana Rumi gestifteten Orden der Mewlewi-Derwische. —

Was nun die Lebensverhältnisse unseres Dichters anbelangt, so geben wir hier eine Biographie desselben aus einem Manuscripte des persischen Dichters Dschâmi. Ein uns befreundeter Orientalist, Herr Dr. Behrnauer, Secretair an der Königlichen Bibliothek zu Dresden, wandte sich, um die Abschrift dieser Biographie zu erhalten, an die Kaiserliche Akademie zu Petersburg, worauf Herr Staatsrath Dorn daselbst auf's bereitwilligste sofort ein kostbares, auf pergamentartigen Rosenblättern geschriebenes, mit Goldinitialen und Handzeichnungen versehenes Manuscript der poetischen und prosaischen Werke des Dschâmi übersandte, aus welchem wir die von Herren Behrnauer übersetzte Biographie des Sultan Weled hier mittheilen:

»Sultan Weled, dessen Geheimniß (Grab) Gott heiligen mag, stand als Jünger in dem Dienste des Sayyid Burchâneddin Muhakkik (der die Wahrheit erkannt Habende) und des Scheich Schêssemseddin Tebrizi und im vollen Einverständnisse mit seinem Schwiegervater Scheich Salaheddin (Heil der Religion), dessen Tochter er zur Frau hatte. Elf Jahre lang stand er unter Tschelebi (Herr) Husameddin, dem Stellvertreter und Nachfolger seines Vaters. Viele Jahre predigte er mit beredter Zunge und klarer Auslegung die Lehre seines Vaters. Er hat ein Mesnewi verfaßt, das unter dem Namen Mesnewi Weledi bekannt ist, und welches er nach dem Metrum des Hadika (Garten) des Senaji zusammenstellte (690 der Flucht; 1291 p. Chr.), nachdem er der Welt einen Divan (Gedichtsammlung) gegeben hatte. Manchmal ward er von dem Vorstande des Ordens des Mewlana so angeredet: »Du bist mir der unvergleichlichste der Menschen wegen deines inneren Wesens und deiner äußeren Gestalt.« Er war von demselben sehr hoch als Freund geschätzt. Man erzählt, daß Weled mit einem Schreibrohr auf die Mauer seiner Medrese (Schule) folgende Worte geschrieben habe: »Unser Behâeddin (Glanz der Religion) ist ein glücklicher Mann, er hat ein frohes Leben geführt und stirbt selig. Gott weiß es am besten.«

»Man erzählt ferner, daß Mewlana ihn eines Tages liebkoste und zu ihm sprach: »Behâeddin, mein Kommen in diese Welt hat deine Erscheinung zur Folge; alle meine Worte gehen auf dich über, und du bist meine That.« Desgleichen redete ihn der Stellvertreter (Mewlana Rûmi) mit seinem Anhange eines Tages so an: »Geh' nach Damaskus, um Schêmseddin Tebrizi zu holen; nimm mit dir so und so viel Gold und Silber und schütte dies vor jenen Sultan hin und lenke seine Schritte nach Kleinasien. Wenn du nach Damaskus gekommen sein wirst, so gehe gleich in den bekannten Khan (Wirthshaus) in der Vorstadt Salahia; du triffst ihn daselbst, indem er mit einem schönen Knaben Schach spielt. Wenn Schêmseddin gewinnt, so erhält er das Gold; wenn aber der Knabe gewinnt, so bekommt Schêmseddin eine Ohrfeige von ihm. Hüte dich, es in Abrede zu stellen, daß der Knabe zu dieser Secte (der Mewlewiten) gehört, da Schêmseddin ihn für sich gewinnen will.« —

»Als Sultan Weled dem Auftrage gemäß nach Damaskus gekommen war, traf er den Schêmseddin Tebrizi an dem angegebenen Orte, wo er mit jenem Knaben Schach

spielte. Alle Vorübergehenden verneigten vor Schêmseddin ihr Haupt und bezeigten ihm ihre Unterwürfigkeit. Als der fränkische Knabe dies wahrnahm, achtete auch er ihn sehr hoch und schämte sich, daß er sich gegen ihn unhöflich betragen habe. Er verneigte ebenfalls sein Haupt vor ihm und wandte sich zum Glauben. Durch einen Billigkeitsact wollte der Knabe Alles, was er besaß, ungeschmälert dem Schêmseddin Tebrizi zur Verfügung stellen; dieser aber ging nicht darauf ein, sondern befahl ihm, nach Europa zurückzukehren, wo er sich von den Angesehenen solle Ehren übertragen lassen und Würdenträger der Gemeinde werden könne. — Hierauf schüttete Sultan Weled das mitgebrachte Gold und Silber vor Schêmseddin Tebrizi aus und lenkte dessen Schritt nach Kleinasien, wodurch er den Auftrag des Vorstehers der Mewlewiten erfüllte, deren Einladung er an ihn ausrichtete. Schêmseddin folgte derselben, und Sultan Weled brachte alsbald sein Pferd, welches Schêmseddin bestieg, während Sultan Weled zu Fuß ging. Da sprach Schêmseddin: »Reite auch du!« Sultan Weled aber verneigte sein Haupt und erwiderte: »Wie möchte wohl König und Knecht mit einander reiten!« Deshalb ging er von Damaskus nach Konia die ganze Strecke zu Fuß neben dem Steigbügel Schêmseddin's. Als dieser nach Konia gekommen war, rühmte er dem Mewlana Dschelâleddin Rumi die Dienstleistungen seines Sohnes Sultan Weled. »Wie sehr ich ihn auch ansprach,« sagte er, »immer gab er mir dieselbe Antwort und erwies sich mir äußerst bereitwillig. Deshalb,« fuhr er fort, »da ich von der Gnade Gottes zwei Wohlthaten empfangen habe, nämlich Intelligenz (ser d. h. Kopf) und die Kenntniß der göttlichen Geheimnisse (sirr), so will ich mich dem Dienste Mewlana's mit Aufrichtigkeit geweiht und die Kenntniß der göttlichen Geheimnisse deinem Sohne Behâeddin geschenkt haben. Wäre dem Behâeddin ein Leben wie dem Noah beschieden, so würde er diese Kenntnisse ganz für den frommen Wandel in Gott verwenden. Ihm ist es nicht gelungen, auf dieser Reise dieser Wohlthaten von mir theilhaftig zu werden. Ich hoffe, daß er damit durch deine Vermittlung bedacht werde und das Ziel seiner Wünsche erreiche.« —

»Als Mewlana Dschelâleddin Rûmi heimgegangen war, kam nach sieben Tagen Tschelebi Husameddin mit allen seinen Jüngern zu Sultan Weled und redete ihn so an: »Ich will, daß du von nun an die Stelle deines Vaters einnehmest und den aufrichtigen Jüngern und aufstrebenden Zöglingen des Ordens den richtigen Weg weisest und unser erster Scheich seiest, wie ich denn neben deinem Steigbügel die Schabracke auf meine Schulter legen und dir dienen werde.« Hierbei führte er folgenden Vers an:

O Seele, wer sitzt auf dem Herzensthron?
Wer anders als der König und Königssohn!

Sultan Weled verneigte sein Haupt und weinte sehr. Darauf sprach er: »Der Sufi zeichnet sich wie die Waise durch seine Kleidung aus. (Beide tragen ein grobes Gewand; am Gewande des Sufi sind die Namen Gottes an drei Stellen eingewebt, nämlich am Halse, am Gurt und am Saum.) Wie du schon zu Lebzeiten meines Vaters der erhabene Stellvertreter desselben warst, so bist du jetzt sein von uns geschätzter Nachfolger. Eines Tages hat mein Vater zu mir gesagt: O Behâeddin, wenn du dich im höchsten Paradiese befinden willst, so sei freundlich gegen Jedermann und hege in deinem Herzen gegen Niemanden Groll. Darauf führte er folgenden vierzeiligen Vers an:

Willst viel du sein, erhebe dich über Andre nicht!
Kein Dorn sei, der verwundet, sei Balsam, wärmend Licht!
Willst du, daß dir im Leben Niemand was Böses thut,
So denke, rede, lehre, was göttlich ist und gut.

Alle Propheten (über sie Gottes Heil und Segen!) haben diese weise Lehre durch ihren Wandel bewahrheitet. Dadurch haben sie sich die Zuneigung aller Menschen verschafft und sind ihrer Güte und Gnade theilhaftig geworden. Wenn du deiner Freunde gedenkest, so erblüht der Garten deines Inneren in aller Anmuth und füllt sich mit Rosen und Basiliken. Wenn du aber der Feinde gedenkst, so wird der Garten deines Herzens voller Dornen und Schlangen und dein Geist welk.« Man erzählt, daß Sultan Weled in der Nacht seines Todes folgenden Vers angeführt habe:

> Mir winkt ein Stern in gnadenvoller Nacht,
> Durch diese Nacht hat Gott mich frei gemacht.

Sultan Weled starb in der Nacht des Sonnabend des zehnten Redscheb des Jahres der Flucht 712 (d. h. also am 11. Novbr. 1312 p. Chr.).« —

So weit die Biographie.

Das nach dem Metrum des Mesnewi seines Vaters Mewlana Dschelâleddin Rûmi verfaßte Rêbabnâme, welches er im siebenhunderten Jahre der Flucht (1300 p. Chr.) begann, wurde erst 53 Jahre nach seinem Tode in der Abschrift vollendet von Hassan, dem Sohne des Osman, welcher selber Mewlewi war. —

Das oben genannte Mesnewi Weledi des Sultan Weled ist, wie vielleicht noch Pertsch in seinem persischen Handschriften-Kataloge geglaubt hat, nicht identisch mit dem »Buche der Geige«. Denn das Erstere beginnt mit dem Verse:

> Mein Werk beginn' ich unter Gottes Ruf,
> Der diese Welt und jene ewige schuf.

Dagegen fängt das Buch der Geige z. B. in der Münchener Handschrift (Blatt 4, Zeile 6) so an:

> Hört, wie die Geige liebeklagend schallt,
> In Weisen wechselnd, fein und mannichfalt! —

Was nun die nachfolgenden, von uns übertragenen 156 Distichen anbelangt, so begegnen wir in ihnen einem Geist, welcher auf die sogenannten Sufi's hindeutet, denen sowohl Weled wie dessen Vater angehörte. Die Sufi's oder Sofi's (vom arabischen ssôf, Wolle, Umhüllung, Verhüllung vor der zerstreuenden Außenwelt in dem Asyle der denkenden Seele) sind innerhalb des Islam etwa dasselbe, was auf katholisch- und protestantisch-kirchlichem Gebiete die Mystiker. Diese, sowie die Orthodoxen oder Buchstabengläubigen pflegen zu entstehen, wenn die nach dem Kampfe beruhigte Kirche sich entweder nach außen in dogmatischen Formen aufrichtet, oder im Gegensatze davon in's Gemüth hineinversenkt und demgemäß wenigstens bis zu einem Grade verschwindet. Für diese Verinnerlichung hatte der Islam auf seinem dahinreißenden Glaubensfeldzuge keine Zeit. Außerdem verbot der Korân alle Grübelei über das, was angeblich außerhalb des Bereiches der menschlichen Fassung lag. Erst als das jäh zusammengeraffte, durch eine Willenskraft gebundene Reich sich zu einzelnen Reichen individualisirte, erfolgte auch der Aufbau des Glaubens in dogmatischen Formen und im Gegensatze davon die Vertiefung in's Gemüth und in die dogmatischen Formen hinein. Persien, ein altes Culturland, das sich mit seinen Bewohnern vom indogermanischen oder arischen Volksstamme abgezweigt, mit seinem Zuge in das Innerliche, war hauptsächlich die Pflanzstätte des Sufismus.

Und allerdings hat derselbe, sowie überhaupt der Geist, zu dieser Verinnerlichung seine Berechtigung. Stehen wir vor einer ägyptischen Pyramide, so wollen wir den Steinbau nicht bloß von außen betrachten und anstaunen, sondern wir steigen gleichsam

kritisirend hinan, ja wir dringen, und sollten wir uns gewaltsam eine Oeffnung schaffen, hinein, um uns von dem Inhalt und der Idee zu überzeugen, die sich mit diesem Steingewande umgab. Der Sufi will den in dogmatischen Formen verhüllten Geist in sein Inneres verpflanzen, um ihn von hier aus recht sprießen und Früchte tragen zu lassen: die Glaubenssache verwandelt er in eine Herzenssache, die Theorie in Praxis. Er weiß, daß lediglich Buchstabe und Formendienst Heuchler erzeugt. Denn der Mensch bindet sich wohl leicht an die von der Kirche vorgeschriebenen Gebote und Satzungen, d. h. er verrichtet sie genau und pünktlich, um hernach in der verhältnißmäßig größeren profanen Zwischenzeit seinen weltlichen Neigungen zu fröhnen. Der Sufi will ein für alle Mal und zu jeder Zeit sein Thun aus seinem gotteinigen oder gottinnigen Bewußtsein schöpfen.

Also ein Denker ist der Sufi: er untersucht und vertieft sich; er dringt in die Sache, in die dogmatische Form hinein, und den Geist, dem er dort begegnet, sucht er mit dem Geiste, der in ihm selber ist, zu messen; ja, diesen Geist in ihm schätzt er wohl höher, als den in kirchlichen Formen gebundenen und — erstarrten. Hier liegt denn die Gefahr nahe, daß er, nachdem er Gott in sich gefunden zu haben glaubt, dies Kleinod als ein Privilegium auf sich beschränkt und demgemäß aus dieser Enge heraus handelnd an subjectiver Heftigkeit gewinnt, was er an Humanität verliert. Angeblich frei von allem Egoismus, weil durch Gott gesäubert und gelichtet, will er die Ichheiten da draußen brechen, um sie desto gewisser an die einzige Ichheit, nämlich Gott, d. h. aber eigentlich an sein eigenes Ich zu heften, das er für den sichtbaren Stellvertreter Gottes hält. Wenn ich bete, sagt der Sufi, bet' ich nicht, sondern Gott in mir, und mein Gebet wird unfehlbar erfüllt, da Gott das, worum er selbst bittet, in Folge seiner Allmacht sich selber gewähren kann. Asisi, der Lehrer der Sufi's, sagt: »Gott allein gebührt die Ichheit, und ihm gegenüber existirt weder Ich, noch Du, noch Ihr.« In der absoluten Einheit mit Gott, in welche der Sufi eintritt, nachdem er sich selber verneint, gewinnt er die göttliche Ichheit, die sich selber als Wesen und Existenz, alle anderen Dinge dagegen als Unwirklichkeiten betrachtet, die, wenn sie sich wirklich aufrichten, von Gott oder vielmehr dessen Stellvertreter: dem Sufi, verdienen geebnet oder vernichtet zu werden. Die Welt ist ihm weiter nichts als ein Phantasma, eine Vorspiegelung, ein Spielzeug etwa, von Gott zur Kurzweil geschaffen, welches er bestehen läßt, aber zerbricht, sobald es mehr sein will, als das. Er vernichtet sein Ich in Gott hinein, um mit Gott zusammenzufallen, um das höchste Ich, Gott selber zu werden. Asisi sagt: »Du thust nichts, alle deine Werke werden in dir gethan. Was unterscheidest du also noch zwischen Gut und Böse?« Und der Sufi Attar (um das Jahr 1150 p. Chr.; Attar wurde 112 Jahre alt) sagt: »Sobald du dich selbst aufgiebst, ist für dich weder Gut noch Bös vorhanden.« Demnach ist einem solchen Sufi jedes Mittel, auch das Böse, um zu seinem Zwecke zu gelangen, gerecht. Denn da Alles, was er thut, zugleich Gottes That ist, so kommt ihm nicht zu, das eine Thun auf Kosten des anderen Thuns bezüglich seines größeren oder minderen Werthes zu prüfen. Beides: gutes und böses Thun, ist ihm ein Gottesthun.*)

Es begreift sich, daß, wenn sich zu einer solchen Theorie die Praxis gesellt, etwas Gefährliches herauskommt. Um hier Kleines mit Großem zu vergleichen, erinnern wir

*) Man vergleiche die bis zur vollen Identität ähnlichen christlich mystischen Anschauungen namentlich in der dichterischen Form, die ihm Johann Scheffler (der „Angelus Silesius") in seinem „cherubinischen Wandersmanne" gegeben. Red.

an den Schneiderkönig Johann von Leiden, der, ebenfalls eine Art Sufi, aus dem angeblich in ihm verdichteten, aber nun erst recht subjectiv und rechthaberisch gewordenen Gottesgeiste die ihn umgebende Welt zerschlug und in seiner Weise wieder auferbaute. Und nun vollends der Scheich-el-Dschebel, der sogenannte Alte vom Berge, der Fürst der Assassinen (Haschîschî, von Haschisch, Hanf, also Hanfsafttrinker, Gottestrunkene), welcher kurz vor Dschelâl-ed-dîn Rûmi auf den Höhen des Libanon erschien, wo er aus dem angeblich in seinem Ich herschenden Gotte, nachdem er diesem gegenüber seinen Willen gebrochen, herschte und durch seine Muriden (Schüler) und Dâï's (Sendboten), die wiederum ihrem Murschid (Lehrer) gegenüber auf allen eigenen Willen verzichtet, also durch blinde Werkzeuge, Mord und Tod bis tief in Europa hinein selbst an Fürsten inmitten ihrer Leibwachen vollziehen ließ. Und früher schon als Vorläufer des Alten vom Berge: Al Faradsch Ibn Othman al Karmath, der sich über dem kirchlichen Aufbau des Islam hocherhaben dünkte, seine Anhänger von allen Vorschriften des Korân entband, Mekka und die Heiligen Karavanen plünderte, sich den Stellvertreter Gabriel's und den heiligen Geist selber nannte. Wo in aller Welt, fragen wir, um hier gleich eine Kritik auszuüben, auf welcher Sonne oder welchem Sterne, aus welcher Oertlichkeit heraus herscht Gott, wenn er nicht überall ist? Diese Sufi's wußten nicht oder wollten nicht wissen, daß der allgegenwärtige Geist an der unendlichen Linie der Zeit und des Raumes in springenden Punkten, in unzähligen dramatischen und epischen Charakteren erscheint, die sich ihres Lebens freuen, ohne deshalb als absolute Ichheiten sich von der Einheit loszubrechen. —

Sufi's waren auch Dschelâl-ed-din Rûmi und dessen Sohn Weled (Sohn), der Verfasser unserer 156 Distichen; aber doch, wie verschieden von Jenen!

Wir machen hier zuvörderst die Bemerkung, daß Vater und Sohn so eines Sinnes waren, daß, was der Vater sagt, zugleich als vom Sohne gesagt betrachtet werden kann, so wie denn auch in Betreff ihrer leiblichen Beschaffenheit der oben erwähnte persische Dichter Dschâmi, der Tradition folgend, Beide zum Verwechseln ähnlich darstellt.

Allerdings gehen auch die Beiden von der Immanenz Gottes in den Seelen aus:

> Gott ist in dir, im Tiefsten ihn erfaß!
> Das Kleinod halte, alles Andre laß! —
>
> Du suchst in dir, was dich allein macht reich;
> Du fandest Gott, das Kleinod Allen zeig'!

Sie fordern, daß man nachdenke, sich vertiefe:

> Denn im Verstand regt sich ein Weltenheer,
> Unendlich tief ist des Verstandes Meer,
> Das süße Meer, das die Gestaltung trägt
> Und sie, wie einen Krug die Welt, bewegt.
> Wenn leer der Krug ist, schwimmt er auf der Welle,
> Doch angefüllt sinkt er zur Tiefe schnelle. —
>
> Vernunft das Häuserlicht als eins erkennt,
> Vernunft blickt hin . . . ein Lichtmeer dort entbrennt.

Nicht sowohl auf dogmatische Form und Schale kommt es an, als auf den darin enthaltenen Kern und Sinn:

> Worte sind Schalen, drin der Kern der Sinn ist,
> Sind Leiber, und der Sinn die Seele drin ist.

Die Schale bricht, und wo ein Kern sich weist,
Da steigt zu Eden auf der reine Geist.
Der Tod macht, was im Leib verborgen war,
Wie der Granaten Herz das Messer, klar.
Geh', Formbefangner, nach dem Geiste ringe,
Es ist der Geist ob starrer Form die Schwinge.

Nicht mit äußerem Ohre sollen wir das Wort hören:

Versieh' mit neuen Ohren dich, o Thor,
Denn nicht versteht mein Wort ein Eselsohr. —

Wie mach' ich euch des Heiligen Räthsel klar,
Nicht äußerm Ohr wird Wahrheit offenbar.

Ihr wandert nach der Kaaba, aber diese ist im Vergleiche mit dem Herzenshause immer nur ein steinernes Haus:

Die Pilger, die zur Kaaba ausgegangen,
Wenn endlich sie zum Ziele hingelangen,
Sehn sie ein Haus von Stein, erhaben, heilig,
Von kahlen Thalabhängen rings umfangen.
Sie ziehen aus und hoffen Gott zu schauen —
Sie suchen viel, umsonst ist ihr Verlangen!
Doch schallt wohl eine Stimme aus dem Tempel,
Wenn dessen Schwell' inbrünstig sie umfangen:
Was betet ihr zu Thon und Stein, ihr Thoren?
Das Haus verehrt, nach dem die Reinen rangen! —
Das Herzenshaus, das Haus des Wahren, Einen;
O selig, die in diesen Tempel drangen!
Heil denen, die da ruhn wie Schems daheim
Und kosten nicht den Wüstenpfad, den langen!

Herrliche Worte das! Eine Illustration des neutestamentlichen Spruches: »Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten, denn der Vater will auch haben, die ihn also anbeten.« Oder der Worte: »Auch alle die Werke und Wunder, die Gott gethan hat oder immer wirken mag in und durch alle Creaturen, oder auch Gott selber mit all seiner Güte, sofern es außer mir ist und geschieht, so macht es mich nicht selig, sondern soviel es in mir ist und geschieht und erkannt und lieb gehabt wird.« (Das alte Büchlein: »Die teutsche Theologie.«)

In der That, es giebt nichts absolut von einander Verschiedenes unter der Sonne. Wäre zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Budda Gautama, Christus, Muhammed ꝛc. kein wesentlicher Zusammenhang, so würden die einzelnen Partien der Menschheit sich nur mechanisch zu einander verhalten und kein organischer Aufbau derselben aus dem Inneren heraus nach der Einheit hin möglich sein. —

Aber von dieser Immanenz wird die Transcendenz nicht verschlungen. Es ist da ein idealer Vorhalt oder Höhenpunkt, der für das Abgeschlossene eine Perspective eröffnet und die Selbstgenügsamkeit über das Erreichte durch das im Glauben zu Erreichende mildert:

Das Schlechte wählt, wer auf das Diesseits baut,
Das Rechte wählt, wer nach dem Jenseits schaut. —

Schon hier zum Himmel strebt! legt aus der Hand
Der Erde Güter an der Erde Strand!

Das Licht vertieft sich in der Körperwelt, aber erschöpft sich nicht in derselben:

Wenn nicht die Sonne, die das All erhellt,
Fern bleibt, so lodert auf die Welt.

Aus Ismaelianern und Assassinen, welche die Sonne in sich zu haben vermeinten, loderte es freilich.

Unsere Sufi's wollen nicht den ganzen Gott, nicht »die reine Wahrheit«, nicht die ganze Klarheit, sondern das »die Wahrheit Umschleiernde«. Es kommt das am Ende auf den Lessing'schen Gedanken hinaus: gebt mir in die eine Hand die ganze nackte Wahrheit und in die andere die mit dem Irrthum gemischte: ich ziehe die letztere vor, denn ich werde dadurch angeregt, dieselbe vom Irrthum zu befreien, was mich, da ich niemals mein Ziel erreiche, in beständiger lebenvoller Spannung erhält und daher höher zu schätzen ist, als auf der gefundenen ganzen Wahrheit ohne den Wunsch des Weiterforschens auszuruhen und einzuschlummern. —

Die Welt und ihre Einzeldinge sind unseren Sufis nur insofern von Bedeutung, als sich dieselben auf einen höchsten, heiligen Zweck: auf Gott, beziehen, aber sie gehen nicht so weit, daß sie durch Forderung einer absoluten Verzichtleistung jenen höchsten Zweck zu erreichen vermeinen:

Was Welt ich nenne, ist das Gottvergessen,
Nicht was an Hab' und Gut uns zugemessen. —
Ansieh' jed' Ding mit sondrem Aug', die Art
Aus dem Begriff wird dann dir offenbart.

Das Gottesthun im Menschen, nicht Folge eines Zwanges, sondern der liebenden Allmacht Gottes, thut der Mensch frei mit:

Das Flehn zeigt, daß der Mensch abhängig sei,
Sein Scham- und Reuempfinden, daß er frei.
Wenn frei in seinem Thun der Mensch nicht wär',
Woher die Scham dann, und die Reu' woher?
Woher dann, daß das Kind der Lehrer züchtigt,
Daß den Entschluß man ändert und berichtigt? —

Bei Freundes Gutthat Gott und Freund sind Paar,
Gott thut, was nicht vergönnt dem Freunde war. —
Wohl ist ersprießlich die Ergebung,
Doch der Prophet gebeut auch die Bestrebung,
Denn einst vernehmlich gab er den Befehl:
Vertrau' auf Gott, doch binde dein Kameel!

An die dogmatischen und symbolischen Formen des Islam treten unsere Sufi's heran, nicht wie gewisse Rationalisten unserer Tage an die ihrigen, die sie unter dem Rufe: Sehet, es ist nichts darin! mit dem Klopfhammer zertrümmern. Nein, an dem Blumengefäße mit verborgenem Dufte verweilen sie mit dem Lichte ihrer Intelligenz, bis sie etwas Geistiges verspüren, das ihrem Geiste entspricht. Im Islam ist allerdings viel Staffage, Emporbühne, Transcendenz. Aber sollen sie das Obere ganz abschneiden, damit ihnen bloß das Untere bleibe? Muhammed in der Vision reitet auf dem Wunderrosse Borâk in Begleitung des Erzengels Gabriel durch alle sieben Himmel. Gabriel sprach: Achmed (Muhammed), ich brenne! laß mich zurück! Aus dieser symbolischen Kapsel löst sich ihnen der Sinn: der aus dem Geiste Gottes erleuchtete Mensch ist etwas Herrliches; gegen ihn tritt alles Andere um ihn her zurück. Oder wie Luther einmal

sagt (in seiner Auslegung zum 1. B. Mos.): »Der Mensch ist eine bessere Creatur denn Himmel und Erde und Alles, was darin ist.« Sie dringen wohl in die Form ein, aber zerschlagen sie nicht, um nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten. Der gewöhnliche Rationalist müßte am Ende das Gefäß des Leibes selber zerschlagen, da er darin den Geist etwa als ein allerfeinstes, unsichtbares, unbegreifliches — Nichts entdeckt. Nicht also wie der durch den angeblich in ihn hineingebannten und daselbst abgeschlossenen Gott selbstgenügsam und rechthaberisch gewordene Kermath, nicht wie die alles Transcendente abweisenden Rationalisten stoßen sie die auf kirchlichem Gebiete aufgestellten und von Geschlechte zu Geschlechte überlieferten Formen über den Haufen, sondern sie dringen, allerdings nicht äußerlich davor stehend bleibend, in dieselben hinein, um auf Inhalt zu treffen und diesen selber durch Vergleichung mit dem Inhalte ihrer forschenden Seele zu verfeinern und weiter zu fördern. Wahre Protestanten, die das quatenus derselben bezüglich der symbolischen Bücher auf den Islam zur Anwendung bringen. —

Möge dies als Einleitung und Hinweis auf den Verfasser des Rôbâbnâme und der 156 Distichen gelten. Inzwischen glauben wir nicht zu irren, wenn wir meinen: der Eigenthümer des seltenen Manuscriptes besitzt damit nicht bloß eine Sammlung aufgestapelter Blätter, etwa gut dazu, um dazwischen Blumen zu trocknen, nicht bloß eine antiquarisch merkwürdige Scharteke, die man betrachtet und anstaunt, um darnach gleich den Rücken zu wenden, sondern Blätter, zwischen welchen sich demjenigen, der sie zu finden weiß, Goldfrüchte zeigen. Möge wer immer die Neigung dazu besitzt und sich auch äußerlich dazu gefördert sieht, sie pflücken und spenden! —

Es folgt hier meine von Herren Dr. Behrnauer gefälligst approbirte Uebersetzung der 156 Distichen:

1. Glaubt mir, Mewlana[1] ist der Heiligen Pol,
Und was er euch befiehlt, das übet wohl!

2. In seinem Wort ein Gotterbarmen spricht,
Dem Blinden strömet im Verständniß Licht.

3. Ich bitte Gott, daß er den Lohn mir giebt
Für den, der dieses Wort im Leben übt.

4. Nicht hab' ich, dir zu lohnen, Vieh und Feld,
Nicht kann ich Freundschaft bieten dir in Geld.

5. Mein Gut ist Gottes Wort, das dich belehrt,
Und weise ist, der solches Gut begehrt.

6. Des Weisen Gut besteht im Worte klar,
Für solches Gut legt Geld und Gut man dar.

7. Das Geld ist Staub, das Wort entstammt der Seele;
Bist weise du, flieh' jenes, dieses wähle!

8. Es bleibt das Wort, jedoch der Staub verweht,
Lebendiges halte! lasse, was vergeht!

9. Halt' dich an Gott, du stehst in seiner Kraft,
Fleh' alle Zeit, daß er dir Ewiges schafft.

10. Mit Bitten und mit Flehen red' ihm zu:
Sieh' an mich gnädig, Allerbarmer du!

[1] D. i. Weled's Vater. Das Wort ist türkisch-persische Aussprache für das arabische Mollana; in Westafrica: Muley; in Bagdad: Molla. Bedeutet: unser Herr. Zu Grunde liegt das arabische Wort Weli, d. h. der von Gott Beauftragte, von dem arabischen Worte wela, beauftragen, verwandt mit dem althochdeutschen welan (wählen); davon das althochdeutsche weli (Wahl).

11. Mein Auge öffne! möcht' ich klar dich sehn!
Zu dir: zum Meer, laß mich: das Tröpflein, gehn!

12. Zwei Tröpflein, wenn getrennt auch noch so sehr:
Zum Meere wallend, werden sie ein Meer.

13. So ich, ein Tröpflein, das zum Meere treibt
Und gleich dem Meere stets lebendig bleibt!

14. Der Klügling staunt, will meinem Wort nicht trau'n,
Er spricht: kann das Geschöpf den Schöpfer schau'n?

15. Gott zwar sich jedem Sinnenaug' entzieht,
Jedoch in deinem Innern Gott sich sieht.

16. In deinem Ich anzündet er sein Licht,
Mit solchem Licht schaust du sein Angesicht.

17. In dieses Wort sattsam ist Sinn verwebt,
Womit der Weise sich erschwingt und hebt.

18. Er weiß, daß Gott in ihm sich selber sah,
Im Gottlicht suchend, kam er Gotte nah.

19. Mewlana übertraf hienieden Keiner,
Wie er von Wahrheit, war erfüllt nicht Einer.

20. Er, Stern und Sonne für die Heiligenschaar,
Beut seines Lichtes Nahrung Allen dar.

21. Gott zwar hat Jedem Gaben zugezählt,
Doch dem besonders, den er auserwählt.

22. Mit dem, was er Mewlana gab, vergleiche
Nicht, was der Arme hat, nicht, was der Reiche.

23. Mit meinem Auge seht Mewlana an,
Hört sein Geheimniß, das ich sagen kann.

24. Ich sage, was noch Niemand offenbart,
Und Goldfrucht spend' ich, die noch Keinem ward.

25. Nimm hier ein niegetragnes Ehrenkleid,
Für das vergeblich man dir Mammon beut.

26. Mich frug das Volk, wie Jesus doch erweckt
Die, so im Tode liegen hingestreckt;

27. Wie Mustafa[2] den Mond am Himmel spellt
Und Gut' und Böse abgesondert stellt;

28. Wie aus dem Stab, den hinwarf Moses' Hand,
Dem Feind zum Trotze eine Schlang' erstand;

29. Wie der verfluchte Pharao ertrank . . .
Und wie ein Hündlein darthat seinen Dank.[3]

30. Den Leugnerseelen, schwärzer noch als Blut,
Wenn es gerinnt, ward Blut die klare Flut.

31. So über seine Feinde allzumal
Hat Gott gebracht wohl täglich Noth und Qual.

---

[2] D. h. der Auserkorene d. h. Muhammed, welcher überhaupt drei Namen führte: Achmed, für den Himmel; Muhammed, für die Oberwelt; Machmûd, für die Unterwelt.

[3] Anspielung auf die aus dem Christenthum in den Islam übergegangene Legende von den sieben Knaben von Ephesus, die zur Zeit der Christenverfolgung unter Kaiser Decius flüchteten und 184 Jahre lang in einer Höhle schliefen, wo sie von einem treuen Hündlein bewacht wurden. Die Mystik deutet die Stelle des Korân: „Du würdest sie für wach halten, obgleich sie schliefen," dahin: die Seelen der Frommen sind wach und gehen weltlichen Geschäften nach; dennoch sind sie empfindungslos für Alles, was außer Gott ist.

32. Es stürzte Chalil[4] in des Feuers Pein,
Jedoch die Gluth ward ihm zum Rosenhain.

33. Sieh', wie der Herr mit Aussatz Nimrod trifft
Und in den Kelch der Lust ihm träufet Gift.

34. Sorgst du für Abram, ob wohl kämen zehn
Der Wunder? o viel tausend kannst du sehn!

35. Auf dem Kameel, das ihm ein Berg gebiert,
Salih die Seinen heim von Sudan führt.

36. Es hat der Sturm die Kinder dieser Welt,
Ungläubige sie, für Hud[5] am Fels zerschellt.

37. Hud's Freunde hat gefährdet nicht der Wind,
Um sie herum nahm er den Weg geschwind.

38. Um Noah trank ungläubigen Mann die Flut,
Der todt mit Todten auf dem Grunde ruht.

39. Das Wasser schwoll, es ward zum Meer das Land,
Nicht Sohn, nicht Vater sah den Rettungsstrand.

40. Gleichwie aus Essen sprüht hervor der Quell
Und that, ein Knecht, was Noah heischte, schnell.

41. Es hat ein Schiff sich Noah da erbaut
Und die gerettet, so auf ihn vertraut.

42. Wie Adam, Noah uns ein Vater ist
Von allem Menschenthum zu dieser Frist.

43. Der Heilige räth: steig' rasch in's Schiff hinein,
Alsdann mit Noah wird dir Rettung sein.

44. Und oft durch Leiden prüfet Gott den Freund,
Mit welchem doch treuinnig er es meint.

45. Es that der Herr, was durch den Freund geschah,
Der Freund ging hin, jedoch der Freund blieb da.

46. Bei Freundes Gutthat Gott und Freund sind Paar,
Gott thut, was nicht vergönnt dem Freunde war.

47. Vom Heiligen, der aus Gottes Wesen spricht,
Erfrage Gott, doch Gott belästige nicht!

48. Gott suche! find ihn! wisse, daß er ist!
Sieh' zu, daß du ihm treuergeben bist.

49. Wahrheit der Heilige dir enträthseln kann,
Suchst Wahrheit du, such' ihn, du lieber Mann![6]

50. Wie mach' ich euch des Heiligen Räthsel klar?
Nicht äußerm Ohr wird Wahrheit offenbar.

---

[4] D. h. der Freund, nämlich: Gottes. Abraham führte diesen Namen vorzugsweise. Weil er die Götzenbilder zertrümmert hatte, ließ Nimrod, erzürnt darüber, ihn in eine ungeheure, mit Holz und Erdharz gefüllte und angezündete Grube werfen, aber Gabriel und Riswân (der Hüter des Paradieses) zogen ihm paradiesische Gewänder an und umgaben ihn ringsum mit einem würzigen, von lieblichen Gewässern durchströmten Rosenhain.

[5] Hud und Ssâlih waren nach muhammedanischen Chronisten die einzigen Propheten, die von Noah bis Abraham auftraten. Hud suchte das riesige Geschlecht der Aditen, eines Araberstammes, zu bekehren, von denen es heißt: „Sie nahmen nicht die Wolle der Unbedachtsamkeit aus dem Ohre ihres Verstandes".

[6] Man meinte, daß die Religion allein nicht genüge, sondern, um zum Heile zu gelangen, sei ein Führer dazu nöthig. Ein arabisches Sprichwort sagt: Wer keinen Meister oder Rechtleiter (Murschid) hat, dessen Meister ist der Teufel. Da es sich jedoch im Gegensatze zum starrdogmatischen Glaubenssysteme nicht um einen Meister handelte (Mewlana und Weled waren ja schon zwei Meister), dem Alle zu folgen hätten, sondern darum, daß Jeder auf Grund des in ihm wesenden und auszubildenden Geistes ein Murschid werden konnte, so war der Begriff der Meisterschaft näher an die Gemeinde als solche herangetreten, so daß für diese der Gedanke nahe lag: sie könnte am Ende selber Meister sein.

51. Die Zunge schmeckt sie nicht und nicht das Ohr,
Das Ewige schmeckt, wer diese Welt verlor.

52. Was dir kein Tag auf Erden klar gemacht,
Das sieht die Seele in der Todesnacht.

53. Vernünftler du! ein Narr sei dieser Welt,
Der Leben hundertfach für eins erhält.

54. In Gott die Seele pflanze wieder ein,
Dann wird viel Leben deine Aernte sein.

55. Sä' dort, wo hundertfältige Früchte trägt
Dein Korn; wenn nicht, hast du's auf Sand gelegt.

56. Was wohl, im Schlaf vom groben Stoff umwebt,
Die Seele treibt, wenn sie dem Leib entschwebt?

57. Ein Vöglein etwa, das wo immer pickt
Und fliegt und nascht, wo Kelch der Rose nickt!

58. Die Seel' aus sich heraus viel Wesen zog,
Das Erde ward und dort den Himmel bog.[7]

59. Sie nahm aus sich heraus Markt, Bude, Stadt,
Sie wacht, indeß der Leib schläft schauenssatt.

60. So stirbt dein Leib, doch steh' im Glauben fest,
Der deine Seele nicht im Tode läßt!

61. Sie schwebt empor zu Gottes Himmel ein,
Mit Huris wandelt sie in Eden's Hain.

62. Heil jener Seele, welche reingestimmt
Durch's Ohr der Wahrheit treuen Sinn vernimmt!

63. Todt ist die Seele, die nicht innig liebt:
Den suche, welcher liebend dir sich giebt;

64. Den Freund, der mit dem Hauch der Liebe schwellt
Dein Herz und es mit Seelenlicht erhellt;

65. Der dich zu seinem andern Ich erkor
Und wiedergiebt, was einst der Freund verlor:

66. Ja, suche solchen Freund in dieser Welt,
Der dich, wenn Alles wankt, im Arme hält;

67. Durch ihn bist Fürst und König du, belebt
Sieh' alle Welt, die sich zu dir erhebt!

68. Die Welt ist Leib, du bist die Seele drin,
Nicht auf den Leib, auf Seele acht' und Sinn!

69. Der Leib allein ist sichtbar; frage nicht,
Ob Seele Stoff auch hab' und Angesicht.

70. So tief in sich die Seel' ihr Wesen hält,
Daß sie nicht sichtbar deinem Blick sich stellt.

71. Doch Seele schaut die Seele, welche kraft
Der Wißbegier zu ihr sich Zutritt schafft.

72. In dir sind hundert Augen, welche sehn,
Wie alle Dinge eigenthümlich stehn.

73. Des Wortes Aug' ist gradezu das Ohr,
Gut Wort und böses tritt in dieses Thor.

---

[7] D. h. alles Materielle entspringt aus dem Geiste.

74. Das Auge des Geschmackes ist der Mund,
Er prüft und wählt, was süß ist und gesund.

75. Ansieh' jed' Ding mit sondrem Aug: die Art
Aus dem Begriff wird dann dir offenbart.

76. Doch soll die Seele in die Seel' hinein,
So öffne ihr des Leibes dunklen Schrein.

77. Willst Licht du, lichte Jungfrau'n[8], . . . werde Licht!
Sei selber schön! Schön paßt zu Häßlich nicht!

78. Nicht angefocht wird das Kameel dem Pferd,
So auch dem Bösen Gutes ist verwehrt.

79. Heller als Sonne aus dem Volke bricht
Hervor, wer Gott sucht mit dem Seelenlicht.

80. Wie schön aus Gott das Licht sein Aug' erhellt!
Dem Meister ist kein Jünger gleichgestellt:

81. Gott, dem er sah ins Auge, Licht ihm beut,
Das liebend er auf dunkle Seelen streut.

82. Er strahlet wie der Mond, daß selbst die Nacht
In seinem Lichte freundlich sieht und lacht.

83. Wie Jesus er die Todten auferweckt,
Wie Moses er zurück die Wasser schreckt.

84. Im Nu wohl tausend Wunder wirkt er so,
Und nicht durch Münze macht er Arme froh.

85. Er weiß, was Jeder der Propheten weiß,
Er schmückt das treu ihm eingepflanzte Reis.

86. Ein Licht, von hundert Kerzen nur ein Glast!
Zwiespältig sieht, wer mit Vernunft nicht faßt.

87. Bist durstig du, trink'! doch ertränk' dich nicht
Im Krug! Wohl dem, der Fleisches Wallung bricht.

88. Entsag' dem Leib! Die Seele drin halt' fest!
In deiner Seele Gott sich finden läßt.

89. Gott ist in dir; im Tiefsten ihn erfaß!
Das Kleinod halte, alles Andere laß!

90. Du suchst in dir, was dich allein macht reich:
Du fandest Gott, das Kleinod Allen zeig'!

91. Verstünd' ich Türkisch, macht ich Allen klar,
Wie Gott in uns sich äußert wunderbar.

92. Ich würd' euch künden, was ich selbst verstand,
Ihr solltet finden, was ich selber fand.

93. Ein Jeder sähe den, dem Niemand gleich,
Und alle Armen würden durch mich reich.

94. Wohl Jedem zeigte ich mein Wissen an,
Gewinnen würd' er, was ich selbst gewann.

95. Zu Gott wohl fleh' ich alle Nacht und Tag,
Daß er Vergebung uns gewähren mag.

---

[8] D. h. Huris; deutsche Aussprache für haura, Plural: Ghur, d. h. die, welche Gazellenaugen haben: Augen von intensiver Weiße und Schwärze, zugleich mit dem Nebenbegriffe von ausgezeichneter Weiße oder Schönheit bezüglich der ganzen Person; verwandt mit dem Sanskrit hara, entzücken.

96. Und wie ein Vater hab' ich Alle lieb,
Gott, deine Gnade, bitt' ich, Allen gieb!

97. Liebt denn auch mich, gleichwie der Leib den Geist,
Der ja ihm Liebe durch sein Licht erweist.

98. Ich wünsch' euch Gutes, ihr nichts Gutes mir,
Die ihr nach allen Winden flieht von hier.

99. Wenn Gott aufthäte eures Auges Quell,
Ihr sähet mich, wie Tageslicht so hell.

100. O haltet immer fest an mir und seht:
Wie der, der abweicht, in der Irre geht.

101. Der nämlich, welcher seinen Glaubensstab
Wegwirft, — er wankt und stürzt dahin in's Grab.

102. Es zeigt den Weg zu Gott dir sein Prophet,
Nicht trenne Beide, wenn dein Herz was fleht.

103. Halt' dich an dem, der Gott gefunden! Frag'
Fortan nicht mehr, wo Gott wohl wohnen mag?

104. Nicht trenne Gott von ihm! Dein Seelenaug'
Thu' auf und seines Lichtes Nahrung saug'!

105. Wer doppelt eine Sache sieht, der schielt,
Flieh' den Kalmäuser[9], der mit Worten spielt!

106. O Bruder, nimm dies Wort, wie ich's gelehrt,
Der nimmt es, der zu Gott sich innig kehrt.

107. Bei Gott sind Erd' und Himmel eins. So auch
Im einigen Wort weht Geist von Gottes Hauch.

108. Ob hundertfach Buchstabe es umflicht:
Ein Wort mit Sinn kommt dennoch zu Gesicht.

109. Ein Geist dereinst, stirbt auch, was lebt und leibt!
Sultan und Knecht Zweiheit auf Erden bleibt.

110. Sultan und Knecht sind im Serai zwei,
Von Ichheit macht der Himmel Beide frei.

111. Sultan und Knecht, erfüllt von Gottes Licht,
Sind jetzo eins und Zweiheit fürder nicht.

112. Die ird'sche Form kann Beide wohl entzwein,
Doch Wesen muß von Ichheit sie befrein.

113. In jedem Haus ein sonders Lichtlein flammt,
Nicht doppelt sieh', was einem Licht entstammt!

114. Vernunft das Häuserlicht als eins erkennt,
Vernunft blickt hin . . . ein Lichtmeer dort entbrennt!

115. Nicht seitwärts wieder strauchelnd, geh'! o nein,
Fest bleibe, wie im Berg das Felsgestein!

116. Wenn Jemand sagt: dies sei nicht richtiger Weg,
Geh' dennoch ihn, er führt dich durch's Geheg'.

117. Nicht andrer Rede biete du dein Ohr,
Sofern aus Gottes Licht du gingst hervor.

---

[9] Persisch Kalmaschi, Krittler; Kal verwandt mit dem griechischen κοῖλος und dem deutschen hohl, vom Sanskrital, füllen; mäuser, vom Sanskrit mus zerreiben; mutilare. Kalmäuser also einer, der das Wort in seinen hohlen Mund nimmt und hin und her wendet, verdreht, zerreibt. Im Süddeutschen kalmeisen, tadeln, schulmeistern; Kalmeiser, der Schulmeister.

118. Merk' ihr Gered! nur Falschheit ist darin,
Frag' auch bei Andern nicht nach dessen Sinn!

119. Doch dem geziemt das Wort, der wohlbedacht
Kund giebt, was Gott zu eigen ihm gemacht.

120. Nicht Manchen hast du, welcher, so vertraut
Mit Wesen, Wort auf Wesen hat erbaut.

121. Hör' ihn, der dich aus Gottes Wahrheit speist,
Für klein nicht achte, was sich groß erweist!

122. Gott sprach zu Moses: „Sieh', wie krank ich bin!
So wenig, Freund, lag dir der Freund im Sinn?

123. Mich aufzusuchen kam wohl Groß und Klein,
Wie kam's, daß du bei mir nicht tratest ein?"

124. Und Moses sprach: „Wie könnte das geschehn,
Daß den Allmächtigen krank ich sollte sehn?"

125. Gott sprach: „Krank ward ich, doch du kamest nicht
Und hieltest fern dich außer Acht und Sicht.

126. Und Moses drauf: „Herr, was du sagst, nicht leicht
Begreife ich, was mir ein Räthsel däucht."

127. Gott sprach: „Krank ward ich, weil dort wurde krank
Mein Heiliger, der den Kelch der Leiden trank.

128. Warum nicht eines Tages kamst du zu mir
Und sagtest: Lieber Herr, wie geht es dir?" —

129. Sieh', so auch ich ward krank! Doch Heil dem Pfad,
Auf dem ein Freund dem kranken Freund sich naht.

130. Ihn sieht, wer mich sieht, und wer nach ihm fragt,
Dem sei in mir Gottdasein angesagt.

131. Erkennt mich dort in ihm, ihn wieder hier,
Fragt mich nach ihm und fraget ihn nach mir.

132. Ich Seel', er Leib! sein Herz wie Rosenpracht!
Ich seine Sonne, die den Kelch entfacht!

133. Eins sind wir Beide; nicht mit ihm entzweit,
Seht ihr auch zu, daß er euch Huld verleiht!

134. Wer von mir weicht ... triff, Herr, den Feind! ihm birst
Hoch überm Haupte seines Hauses First.

135. Als Grund und Hinweis auf den Heiligen schuf
Die Welt und Adam des Allmächtigen Ruf.

136. Von Adam her, als Mann und Frau gepaart,
Hat Menschheit zahllos sich geoffenbart.

137. Und so ersproß mir eine Dienerschaar;
Die meiner Absicht treuer Herzog war.

138. Die innigst weiß, daß Gottes Freund ich bin,
Und wer sie liebt, den heg' ich gut im Sinn.

139. Die Wahrheit, die ich ihnen anvertraut,
Sei euch ein Grund, darauf ihr weiter baut.

140. Dem Heiligen[10] zulieb lieb' ich auch dich,
Nun auch für ihn dein Aug' erschließe sich!

---

[10] Mewlana.

141. Seht nur auf ihn! Von seinem Angesicht
Wird strahlen euch aufs Antlitz schönes Licht.

142. Er, meine Huld! Durch ihn zu mir! O halt'
Am Saum des Kleides dich, das ihn umwallt!

143. Durch ihn gereinigt von der niedern Welt,
Schwebt ihr mit ihm empor zum Himmelszelt.

144. Der Höllenschlund tief unter euch versinkt,
Indeß ihr Scherbet mit den Seligen trinkt.

145. Dort mit den lichten Jungfraun[11] trinkt ihr Wein,
Ihr fühlt nicht mehr des Tages Noth und Pein.

146. Ihr trinkt vom Wein, im Koran Wein Thahur[12]
Von Gott genannt, er wuchs auf Eden's Flur.

147. Gerechtigkeit ist da! der Wunsch gestillt!
Die Noth dahin! des Reichthums Segen quillt.

148. Ein Vollgenügen hast du; nun genieß!
Im Vollgenuß zeigt sich das Paradies.

149. Die Welt hier mit der ewigen Welt vertauscht,
Wo Ewiges euch im Augenblicke rauscht!

150. Wo auf Erwünschtes man nicht bange harrt,
Und Zukunft wohnt in schöner Gegenwart.

151. Schon hier gen Himmel strebt! Legt aus der Hand
Der Erde Güter an der Erde Strand![13]

152. Den Frommen, wenn sie nähern sich der Nacht,
Geht auf des Paradieses Sternenpracht.

153. Die Finsterniß sehn sie vom Licht erhellt
Und hohe Schönheit in der niedern Welt.

154. Aus Zweifeln Ahnung ihnen Wesen wob,
Beim Gottgewinn dahin ihr Zweifel stob.

155. Wie Tröpflein wallen sie hinab zum Meer,
Das Meer war ihres Ausgangs Wiederkehr.

156. Ein Meer, nicht Tröpflein sind sie. Bleib' denn wach!
Laß alle Andern! Jenen folge nach!

---

[11] Die Huris.

[12] D. h. rein; es ist zu ergänzen scherab (Wein). Weled gebraucht thahur als Substantiv.

[13] Indem der Dichter auf die doch überwiegend geistigen Güter und Genüsse hinweist, will er die Concession an die orthodox-muhammedanischen Vorstellungen vom äußerlichsinnlichen Behagen wesentlich beschränken; wie denn der Sufi überhaupt alles Aeußerliche zu verinnerlichen sucht. Durch die Nebeneinanderstellung von Orthodoxüberliefertem und Freimüthigaufgefaßtem soll in den Seelen der Hörer oder Leser Kritik, Bewegung, Selbstdenken erzeugt werden.

Ueber die Benennungen „musikalisches" und „recitirendes" Drama.

Von

Hans von Wolzogen.

Dr. Friedrich von Hausegger hat im Leipziger »musikalischen Wochenblatte« (1874, I. Quartal) auf geistreiche Weise versucht, unseren alten Nationalgott, den stürmischen Wuotan, zu guter Letzt auch als Gott der Musik uns vorzustellen. Das wäre denn also in später Zeit noch einmal, daß dem Proteus des Nordens — wie es auch in Wagner's »Walküre« von ihm heißt — »neue Namen gefielen«! Offen gestanden, sehe ich für die Beziehung des deutschen Asenkönigs zur deutschen Musik — deren dionysisch universaler Charakter sie doch weit eher in das unbewußt schuldlose Reich der schönen Wanen verwiese — einen erklärenden verwandtschaftlichen Zug nur in diesem ächt Wuotanischen Gefallen an neuen Namen. Wenigstens hierin thut es nach jüngster Erfahrung die Musik ihrem vermutheten Gotte völlig gleich. Ueber die Resultate solches Gefallens will ich aber ein wenig reden. —

Wie bequem waren doch die althergebrachten Bezeichnungen »Oper« und »Schauspiel«! Dabei wußte Jeder, was gemeint war, mochte er auch vielleicht, ernstlich befragt, nicht darüber Rede stehen können, was dieser Name: Oper eigentlich meine, oder mochte er auch etwa, ernstlich nachdenkend, bemerken, daß schließlich der Oper ebensowohl der Name eines Schauspieles gebühre wie dem scheinbar zufällig speciell so benannten nicht gesungenen Drama. Aber wer fragte denn danach, wer dachte daran?! Die einfachen geläufigen Benennungen deckten jedes Bedürfniß. Wer sich besonders gelehrt däuchte, sprach wohl auch einmal vom Drama statt vom Schauspiel; und die classificirenden Aesthetiker liebten es, wenn sie sich mit dem seltsamen Zwitterwesen, der Oper, befassen mußten, sie rasch vorübergleitend mit dem klangvollen, aus dem Italiänischen geschöpften Titel eines »musikalischen Dramas« abzuspeisen. Das blieb aber Sondergut der Fachmänner und Gelehrten. Das Publicum merkte ja nur zu gut, daß es eigentlich ganz und gar nicht passe. Was brauchte man erstens ein Drama, wo man ein gut deutsches Schauspiel hatte? Und was kümmerte Einen denn etwa in der Oper das Drama, während es sich doch ganz von selber verstand, daß eine Oper »musikalisch« sein müsse, da es sonst ja ein »Schauspiel« gewesen wäre. —

Aber wie einst die unruhigen Asen in ihrem Goldesdurste den Frieden der Wanen störten und sie zwangen, »schlachtfertig das Feld zu zerstampfen«, so fuhr auch ein Wuotanischer Wirbelwind in den glänzenden Opernfrieden, und das Resultat eines schweren Kampfes waren jedenfalls: — »neue Namen«. Man gewöhnte sich daran, in der Oper etwas Anderes zu sehen als eben — opera, einzelne Stückchen hübscher Musik, zwischen denen etwa nüchterne Recitative den einzigen Zusammenhang herstellten, wie die weiß getünchte Wand des Ausstellungslocales zwischen den bunten Gemälden der Künstler als Untergrund und Bindemittel hervorlugt. Man fing an zu begreifen, daß es vernünftiger Weise doch eigentlich hier auch auf eine Handlung, ein Drama, abgesehen sein solle, welche freilich bisher, wie in der Galerie die erklärenden Zettel, auf die recitativische Hinterwand verwiesen geblieben, während doch immer das wahrhaft tief Ergreifende, dra-

matisch Erregende und zugleich ächt Musikalische in dem vollen Melodienstrome der leider nur Stückwerk bleibenden »Nummern« enthalten war. Man mußte daraus schließen, daß eine ununterbrochene Leitung dieses melodischen Stromes durch die ganze Oper auch das beabsichtigte Drama wohl in freien, nunmehr wirklich »musikalischen« Fluß bringen müsse. Das war dann aber eben auch keine Oper mehr; aus der collectio operum ward ein ganzes, in sich einiges opus, und dieses Werk schien nicht besser zu bezeichnen als mit dem neuen Namen des musikalischen Dramas.

In der That war das ein neuer Name, denn seine Bedeutung war eine durchaus neue, von jener bedeutungslosen ausweichenden Höflichkeitsformel der alten Aesthetiker ganz verschiedene. Sie paßte eben jetzt auf das bedeutete Object. An Stelle jenes Zwitterwesens, das je nach der Nationalität bald männlich, bald weiblich erschien, war ein Ganzes getreten, in dem das männliche Drama und die weibliche Musik — so zu sagen — ein innigstes Bündniß eingegangen, inniger noch, weil gegenseitig benöthigter dünkend, als jener alte Friedensschluß der Ansen und Wanen. Manche meinen freilich, auch hierbei sei wiederum die Göttin der Schönheit mit den goldenen Aepfeln der ewigen Jugend schnöde vergeißelt worden. Bei solchem Gleichnisse vergessen sie aber zu beachten, daß diese Aufnahme Holda's in ihren rauhen Kreis den Ansen selber nur bildenden, veredelnden, idealisirenden Vortheil brachte — einen Vortheil, wie ihn das rauhe Drama ebenfalls begehrte, als es nach dem reinen Golde der idealen »Sprache in Tönen« griff —, daß aber alles Unheil einzig aus der wilden Sucht der Riesen und der ihnen tückisch dazu geleisteten Hilfe des speculirenden Loki erwuchs: Holda den Göttern wiederum abzusprechen und ganz zu entreißen, — als welche Riesen die Repräsentanten des ewig Alten, die am Gewesenen zähe klebenden Feinde der natürlichen Entwickelung und des geistigen Fortschrittes, waren, und welcher Loki, berufen warmes, reines Licht der Wahrheit durch die Welt zu strahlen, zum überall witzig reflectirenden Kritikus, dem feindseligen, meuchlerischen Vernichter alles frischen, freien Lebens, entartet war! — Diese neue Erscheinung auf dem Gebiete der Kunst, der gegenüber allerdings endlich auch diesen absprechenden Gegnern wenigstens die »neuen Namen gefallen« mußten — wie jene Riesen den Wandelungen des wandernden Gottes ihren Respect zu erweisen sich genöthigt sahen, und über Lokis Ende Wuotan in letzter Wandelung als unsterblicher Zukunftsgott dennoch triumphirte —, diese neue Erscheinung, dies Kunstwerk, konnte erst nur durch die That verwirklicht werden, die künstlerische That eines Einzelnen, des Genies.

So erkennen wir denn in Richard Wagner den eigentlichen Veranlasser des Namenwechsels, also im Doppelsinne den Schöpfer des »musikalischen Dramas«. Aber — Wuotan mußte sein liebstes Geschlecht verläugnen, den theueren Wälsungen-Namen selber vernichten! »Siegmund falle! Das sei der Walküre Werk!« So lautete einst sein strenges Gebot. Auch Richard Wagner erklärte: dies »Werk« seiner »Walküre«, seines Nibelungendramas, als Beispiel des ihm vorschwebenden künstlerischen Ideales, solle den Sieg der eigenen Idee, den bereits vorerfochtenen Sieg im Munde des deutschen Publicums nicht dulden dürfen. Mit kurzen Worten: der Schöpfer des musikalischen Dramas wies diese Benennung für sein Werk mit Entschiedenheit zurück und nannte es, gleichsam erst provisorisch: ein deutsches Bühnen-Festspiel.

Der betreffende Artikel: über die Benennung »Musikdrama«, zuerst veröffentlicht im »musikalischen Wochenblatte« (Jahrgang 1872), ist wieder abgedruckt im neunten Bande der gesammelten Schriften und Dichtungen Wagner's (Seite 359). Der Titel zeigt an,

daß es sich darin zunächst um eine kürzere Bezeichnung handelt, welche nach dem einmal befolgten Principe des Namenwandels sich bald aus der des musikalischen Dramas herausbildete. Daß Wagner diese Bezeichnung als eben so unsinnig wie unschön verwirft, ist unläugbar in der Ordnung. Der moderne deutsche Sprach-Jargon lieferte hier wieder einmal ein hübsches Beispiel seiner Verrottung in formaler wie in logischer Hinsicht. Es ist unserem Hange zur Bequemlichkeit im Sprechen eigenthümlich, längere, aus mehreren Wörtern zusammengefügte Ausdrücke in ein einziges Wort zu pressen, wobei freilich der eigentlich auszudrückende Sinn gar leicht über Bord fallen kann, so daß nur ein unverständliches Flickgebilde übrig bleibt. »Musikdrama« einfach als Abkürzung für »musikalisches Drama« zu sagen, ist eben solch ein Unsinn, als wollte man etwa das Wort: »Nationaldichtung« statt »nationale Dichtung« oder: »Ernstschauspiel« statt »ernstes Schauspiel« und derlei bequemere Ausdrücke ohne vernünftige Bedeutung statt der eigentlich bezeichnenden gebrauchen. Eine Zusammensetzung von Substantiven in dieser Art hat allerdings in zwei Fällen einen erträglichen Sinn; wenn nämlich entweder der erste Theil in einem genitivischen Verhältnisse zum zweiten steht, wo dann die betreffenden männlichen und sächlichen Worte das Casuszeichen behalten und leider auch sogar die weiblichen häufig durch analoge Formation hermaphrodisirt werden (»Kriegsgeschichte, Lebenslauf, Liebeslust, Musikheros«); oder wenn überhaupt der erste Theil zum zweiten eine nähere, objectivische Bestimmung, meistentheils den Zweckbegriff enthaltend, hinzufügt, welche Bestimmung jedoch natürlich nur wieder substantivisch gedacht werden darf, um als präfigirtes Substantiv geduldet werden zu können. Ein Theekessel ist ein Kessel zum Kochen des Thees, also ist »Thee« doch schließlich der Zweck seines Daseins; aber — ein Kunstkessel ist nun und nimmermehr ein künstlerisch gearbeiteter Kessel, so wenig wie ein Musikstuhl ein musikalisch gebildeter Stuhl, eine Musikdose eine mit musikalischem Gehör begabte Dose ist. Musikstuhl und Musikdose sind Gegenstände, deren Zweck es ist Musik zu machen. Ein Musikdrama würde, sprachlich betrachtet, ganz in diese Kategorie Musik machender Mechanismen gehören müssen, ein Musik machendes Drama oder bestenfalls doch nur ein zum Zwecke der Musik gemachtes Drama sein. Unter dem Ersteren würde also etwa ein seltsames Kunstwerk nach Art der Kempelenschen Sprechmaschine, eine Singmaschine mit einem Orchestrion, jedoch in der ganz eigenthümlichen Form eines sich selber in Musik ausführenden und scenisch aufführenden Dramas, zu begreifen oder nicht zu begreifen sein. Das Letztere aber, das Drama zum Zwecke der Musik, würde einfach das alte Operntextbuch in einer so vornehmen Weise bezeichnen, wie einst die Aesthetiker die Oper ihrer Zeit mit dem Titel: musikalisches Drama.

Diesen Titel selbst konnte aber jenes Musikdrama, von dem man jetzt überall reden hört, als eine leichtfertige Abkürzung nicht ersetzen, vielmehr durch die offenbare Unsinnigkeit seines Gebrauches auch auf ihn ein übleres Licht zurückwerfen, als er dennoch zu verdienen scheint. Das geschah, während vielleicht gerade eine richtige Schätzung seiner auch das erstere Wort besser zu erklären vermocht hätte, als wie es wirklich gemeint war. Wenigstens hat Wagner sich verleiten lassen, den gerechten Zorn, der die seinem Ideale zugemuthete verstümmelte und närrische Bezeichnung als eines Musik machenden Dramas treffen mußte, auch gegen die ursprüngliche Benennung zu kehren, aus der jene erst närrisch verkürzt worden war. Er blieb nämlich auf jenem Standpunkte stehen, von welchem aus das »Musikdrama« zu verurtheilen war, und begriff nun das Adjectiv »musikalisch«, welches dem »Drama« beigesellt erscheint, auch nur

in jenem Sinne der Eigenschaft des »Musik Machens oder zum Musik Machen tauglich seins oder gar Musik Verstehens«. Von diesem — adjectivischen — Standpunkte aus hat Wagner wieder ganz Recht, wenn er auch die weitläufigere Bezeichnung als ganz unpassend verwirft. In der That wäre ja ein musikalisches Drama in diesem Sinne nichts Anderes als ein Musikdrama oder ein Kunstkessel, nämlich entweder ein wunderlicher Mechanismus, Musikdose en gros, oder — Blödsinn. Nun kann aber solch ein Adjectiv doch auch noch ab und zu einen anderen Sinn erhalten, je nachdem eben das Substantiv geartet ist, dem es gesellt wird. Ein tragischer Künstler ist etwas anderes Tragisches als ein tragisches Drama, oder ein kupferner Kessel etwas anderes Kupfernes als — eine kupferne Nase. Aus allen Gebieten könnten da Beispiele herangezogen werden. Es kommt auf das Substantiv an; und wo käme mehr darauf an als gerade beim Wagner'schen Kunstwerke? »The play is the thing«, heißt es da; das Drama ist die Hauptsache. Gehen wir also einmal vom Drama aus und fragen: was bedeuten wohl so gewöhnlich für das Drama die diesem Hauptworte in gewissen Bezeichnungen beigegebenen Adjective?

Es giebt deren ja die Hülle und Fülle; es giebt: indische, griechische, römische, spanische, britische, französische, deutsche, und es giebt: tragische, komische, historische, phantastische, classische, romantische, moderne Dramen. Man sieht leicht, daß auch hier das Adjectiv in verschiedener Weise das Hauptwort näher bestimmt; es bezeichnet bald seine Nationalität, seine Herkunft, bald seinen Charakter, seine Eigenart. Sollte man nicht an das musikalische Drama dieselben Lohengrin-Fragen: »woher du kamst?« — — »wie deine Art?« richten dürfen, um seinen »Namen« als der Besten Einen zu erkennen, den man sich demnach sehr wohl »gefallen« lassen könnte? Auf den ersten Blick freilich mag dies wunderlich dünken. Da wäre ja das musikalische Drama gar ein Drama aus dem Lande »Musik« oder musikalischen Temperamentes oder Standes?! Dennoch behaupte ich, daß diese Fragen nach Nationalität und Charakter mit Fug und Recht gethan und auch unschwer beantwortet werden können. Man braucht es nur »mit ein wenig anderen Worten« auszudrücken. Friedrich Nietzsche z. B. würde das aus dem Lande Musik stammende Drama in seine Sprache als die aus dem Geiste der Musik geborene Tragödie übersetzen. Es gälte also nur zu erklären, was wiederum hiermit gemeint sei. Ob zwar nun Friedrich Nietzsche in seiner jüngsten »unzeitgemäßen Betrachtung« die Gefahren, Uebelstände und Mängel des »historischen« Geistes in Beziehung auf das Leben uns mit den eindringlichsten Worten vorgestellt hat, so verdankt doch jedenfalls seine eigene genialste Idee ihr höchst bedeutsames Leben eben diesem historischen Geiste, sofern sie aus der klaren Erkenntniß eines historischen Entwicklungsgesetzes in die großen Culturerscheinungen der alten und der neuen Zeit gewonnen ward.

Im kleinen psychischen Vorbilde erlebt die Wirkung dieses Gesetzes sogar ein Jeder an sich selber. Dem Gedanken, der sich in Worte kleidet, geht ein Gefühl vorher, das noch keine Sprache hat, es sei denn die der Töne, zunächst etwa nur des Schreies, des Ausrufes, des bloßen Schalles also. — Ich glaube ferner, daß ein Jeder, der einmal von innerem Drange, wohl oder übel »Verse zu machen«, getrieben worden, mindestens darin mit den größten Dichtern, laut ihrem Bekenntnisse, übereinstimmte, daß er diese »Verse« zunächst nur als eine Stimmung in seiner Seele musikalisch gleichsam vorfühlte, und dann womöglich sang, vielleicht stumm sang, als er sie dichtete. — Geborene Dichter haben es bestätigt, daß die ihnen eigenthümliche poetische

Kunst ihnen selber erst aus musikalischem Elemente geboren werde. — Auszunehmen davon ist freilich die von vornherein objective, beschreibende, plastische, epische Poesie, welche auf das Gebiet der Schilderung sich beschränkt. Diese ist vielmehr eine aus jenem Verhältnisse ebenso absolut losgerissene Einzelkunst, wie andererseits die absolute Musik.*) Dagegen ist die Entstehung der Empfindungspoesie, der subjectiven, lyrischen, sich in der dramatischen objectivirenden, in der zunächst der sinnliche Affect sich künstlerisch läutert und formt, nicht anders zu begreifen. Die Sprache des Gefühles, der Affecte, des Willens ist eben die der Töne, der noch wortlosen Schälle, als welche künstlerisch erst zu Worte kommt in jener einfachsten Volksschöpfung des lyrischen Liedes. — Daher auch waren Musik und Poesie von Anfang und noch langehin nur eine Kunst; kein Lied ohne Worte, keinen Sang ohne Klang gab es da. Auch hier, auf ästhetischem Gebiete, hatte die lyrische Empfindung sich das poetische Wort geboren.

In Griechenland bildete sich aber ein merkwürdiger Culturgegensatz aus, der des dionysischen und des apollinischen Wesens, welcher bereits die beiden im lyrischen Liede noch eng verbundenen Elemente auf einem alle Gebiete des Lebens umfassenden Felde als feindliche Mächte sich gegenüber treten ließ. Das Element der Musik ist ohne Zweifel dem der Poesie gegenüber ein universales, individuelle Besonderungen verschmelzendes, Alles nur in der psychischen Form des unbewußten Gefühles darstellendes Element. So kommt das Ursprüngliche, das ächt Natürliche, das vor dem bewußten, poetisch darstellbaren Sonderleben noch in verschwimmender Allgemeinheit zu denkende Empfindungsleben nur in der Musik zu entsprechendem Ausdrucke. Sie ist gleichsam das Element jenes Urwassers der nordischen Mythologie, daraus erst die Welt an das Licht des Tages als des bewußten Lebens tauchte; das schöne Wanenreich, dessen Gottheiten doppelgeschlechtig oder ungeschlechtig dünken, wie die tollen Priester jener dionysischen Culte Kleinasiens. — Aber wenn in der nordischen Vorstellung das große Geheimniß dieses unbewußten Naturwesens, dieses unschuldigen, rein sinnlichen Mutterelementes alles Werdens, in den heiligen Schleier des poetischen Mythos gehüllt blieb, so wagte maßlose Phantasterei auf asiatischem Boden das Mysterium selber realisiren zu wollen. — Das Unheil, welches das Urelement betreffen mußte, wiederholte sich hier im historischen Alter. Das unbewußte Gefühl vom Dasein in der Natur, der erste Ausdruck ihres »Willens zum Leben«, hatte mehr und mehr zum Affecte anschwellen müssen, der nun bald in seiner Blindheit wider sich selber wüthend ein Object außer ihm begehrte, und je mehr er es begehrte, auch desselben als einer Vorstellung, eines ideellen Inhaltes seiner selber, bewußt ward. Die natürliche Einheit des Urwesens ward zerstört, die zersplitterte Vielheit der Erscheinungswelt spiegelte sich in dem von individuellem Willen getragenen Bewußtsein des Menschenhirnes.

So stieg — mythisch gefaßt — aus dem Urwasser die Welt; so erwachte — metaphysisch zu sprechen — aus dem Unbewußten das Bewußtsein; so gelangte — psychologisch betrachtet — der Wille zur Vorstellung; so auch forderte — auf ästhe-

*) Unter dieser absoluten Musik wird weniger die bereits zum Drama drängende Symphonie als die rein musikalische Kammermusik oder der vocale Choral zu begreifen sein, welche Compositionsformen die Parallele zu Roman und Novelle bilden, indessen Symphonie und recitirtes Drama nur partielle Vorstufen zum musikalischen Drama heißen dürfen, dessen totale Vorstufe jedoch im lyrischen Liede zu sehen ist.

tischem Gebiete — der Ton als Ausdruck der allgemeinen Empfindung das bestimmende Wort des denkenden Dichters; und so suchte — in der Religionsgeschichte Asiens — der mysteriöse Wahnwitz die Objectivirung und — fand nur sich selber, den wahnsinnigen Affect. —

Was ihm gefehlt, ward ihm erst drüben im formgewandten Lande der Schönheit: Hellas. So lehrt uns nun auch die Kunstgeschichte, wie aus dem musikalischen Elemente das poetische, und zwar nun in der höchsten Form des Dramas erwuchs; und in eigenthümlicher Weise lehrt sie es uns zweimal. — Wie dem Urwasser die Welt entstieg, wie dem Unbewußten das Bewußtsein aufging, wie dem Willen die Vorstellung erschien, wie der Ton das Wort fand, so ward dort in Hellas dem Mysterium von dem dionysischen, allverschmelzenden, universalen Affecte die plastische, objectivirende Form des Mythos; und dieser Mythos war das gegenüber dem dionysischen Dithyrambos (dieser Einzelausgeburt des — also musikalischen — Empfindungselementes) aristokratisch für sich ausgebildete apollinische Kunstwerk der epischen Poesie. Die feindlicheren Mächte des Universalen und des Besondernden, einst als Musik und Poesie ureinig im Liede, versöhnten sich wieder in dem herlichen Gesammtkunstwerke der attischen Tragödie, die Eine als eine in sich bereits formell vollendete Kunst, mit der Anderen als einem mit nur erst dürftigen künstlerischen Mitteln sich ungenügenden Ausdruck verschaffenden allgemeinen Lebens- und Culturelemente. Der lyrische Dithyrambos ließ sich in der Orchestra fesseln, und belebt von seinen Tönen erschien das epische Heroenbild auf der Scene als Drama. Apollon verband sich dergestalt dem Dionysos, und der fast geschlechtlos dünkende weichliche Jüngling aus Asien erschien nun als ein schöner, ganzer griechischer Mann.

Aber diese Verbindung, ausgegangen wiederum von dem lyrischen Geiste, war doch eben kein rechtes künstlerisches Ehebündniß gewesen und blieb, so zu sagen, kinderlos. Das Kunstwerk starb vielmehr rasch dahin; über seinem Grabe aber lebten die einzelnen Elemente getrennt weiter und entwickelten sich durch die Jahrtausende bis zu der erstaunlichen Höhe des Shakespeare'schen Dramas, der Beethoven'schen Symphonie. Da hatten nun aber die Götter die Rollen getauscht. Die Schönheit Apollons, des plastisch erscheinenden Kunstwerkes der Poesie, war vor den Gefahren einer fortschreitenden realistischen Individualisirung hinüber geflohen in das Gebiet des Dionysos, der durch das Wunder der christlichen Kirche ganz zum Weibe geworden war, zur künstlerischen Verkörperung gleichsam der Gottesmutter selbst, im körperlosesten, idealsten Stoffe. Dies Ewigweibliche der christlichen Musik verdankt seine unendlich erhabene Schönheit der Kunst der Harmonie, welche der dionysische Geist des Alterthumes nicht aus sich selber, sondern eben nur erst durch die Verbindung mit der plastischen Schönheit des poetischen Mythos hatte gewinnen können. Nun erst spiegelte sich auch in dem harmonischen Tonmeere der christlichen Musik das Allwesen jener unbewußten Ureinheit völlig ab. Nun erst also verdiente dieser Spiegel des Mutterelementes auch den Namen der ewigweiblichen Kunst, der Kunst allversöhnender Liebe. —

Aber dieses Meer hatte endlich keine Gränzen mehr, diesem Ewigweiblichen fehlte der Mann, dies schöne Wanenreich bedurfte wieder der Bande einer plastischen, individualisirenden Form, bewußter, sichtbarlich begreifbarer Bestimmungen. Die unendliche Deutbarkeit der musikalischen Symphonie, von Beethoven auf das Höchste gesteigert, verlangte aus innerer Nothwendigkeit die Deutung durch das scenische Beispiel, und dieses individuelle Exempel des Allgemeinen brachte ihr das Drama der einsam nun bis

zu solcher höchsten Form entwickelten Poesie. Doch gegenseitig war der Zug zum Bunde. Denn dieses Drama, eine Gemeinschaft von einzelnen harten, trotzigen Ansengestalten, ringenden Individuen, mit allen den scharfen Charakterzügen solcher mit epischer Deutlichkeit gezeichneten Einzelmenschen (in welcher Zeichnung der größte Dramatiker, nach Grillparzers wohl zu beachtender Meinung, sogar zu weit gegangen), dieses Drama verlangte ebenso sehr nach dem Golde der Wanen, nach jener idealischen Sphäre zauberhafter Schönheit, in welche es aus dem drängenden Leben des Tages wie aus dem unkünstlerisch werdenden Realismus dieser überreichen Individualisirung als in die wahre Heimat des einfachen, bedeutungsvollen, poetischen Mythos, des allgemein-menschlichen Exempels, zurückbefreit werden könnte.

Eine solche Idealisirung hatten Goethe und Schiller theils durch eine Wiedererweckung der antiken plastischen Formenschönheit, theils durch eine Erhebung des Redetones in rhetorischem Pathos und reichen Sentenzen mit unendlicher künstlerischer Sehnsucht dem gesprochenen Drama zu gewinnen gestrebt, ohne dadurch sich auf jener dramatischen Höhe Shakespeare'scher Tragödie halten noch jene unbeschreiblich ideale Wirkung Gluck-Mozart'scher, geschweige später Beethoven'scher Musik erreichen zu können. Mit einem Schlage gleichsam, mit dem ersten sphärenhaften Bogenstriche, bringt dem Drama diese Idealisirung aber eben die Musik, welche ihm zugleich mit der idealisch schönen »Erscheinungsform« des unsichtbaren Tones auch wirklich den ideellen Untergrund liefert, aus dem er — wie aus dem Urwasser die Welt — als typisches Beispiel einer ewigen Grundidee emporsteigt. Die Harmonisirung des Kampfes um's Leben in der Erfüllung des tragischen Schicksales, die Sühnung und Versöhnung des endlosen irdischen Widerspruches durch die strenge Macht der Causalität, ist dies stets sich vollziehende dramatische Beispiel der dennoch auf dem Grunde des Seins bestehenden ewigen Harmonie, die gleichnißartige Offenbarung der Ureinheit des Wesens hinter dem wechselnden Spiele des Werdens und Vergehens als des eigentlichen Schau- und Scheinspieles der so geheißenen Realität!

Aus einem solchen dramatischen Beispiele gewinnt nun auch auf ästhetischem Gebiete das Geheimniß der musikalischen Harmonie seine stäte sichere Deutung, indem die im Meere dieser Harmonie fast ertrinkende einzelne Melodie sich nun rettet in das bestimmende Wort, in die zu jedem Momente aus dem allgemeinen Gefühle blüthengleich entsprießende individuelle Rede, womit die gesammte musikalische Symphonie eingeht in die gewaltigste poetische Form des aus ihr selber geborenen dramatischen Mythos. — Was man über ihn denken möge, als ein Meister dieser höchsten Form ist in künstlerisch so ziemlich formloser Zeit Richard Wagner sicher zu rühmen; und inwiefern gerade er dadurch auch der Retter der Melodie geworden, das wird, wenn es noch der modernen rein symphonischen Composition gegenüber sein eigenes »musikalisches Drama« nicht vermochte, die daraus sich entwickelnde Kunst der Zukunft hoffentlich lehren.

So zeigt sich uns im Lichte des Nietzsche'schen Gedankens, das freilich in dem betreffenden genialen Buche selber ekstatische Rauchwolken den Unkundigen etwas umnebeln mögen, ein merkwürdiges Doppelbild aus der Kunstgeschichte, der älteren wie der neuesten. Auf die überraschende Aehnlichkeit gestützt eröffnet Nietzsche uns einen hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft. Wir aber wollen auch die bedeutende Verschiedenheit in dieser Aehnlichkeit nicht übersehen. Im Gleichnisse bleibend könnte man diese Verschiedenheit nicht unpassend durch jene mythische andeuten, welche zwischen dem Verhältnisse des Apollon zum Dionysos einerseits und des Asenthumes zum Wanenreiche andererseits besteht. Das antike Kunstwerk des Dramas erwuchs, wenn zwar aus dem Dithyrambos,

so doch nicht aus der Musik selbst als einer vollendeten Kunstart. Seine einfachste, erste Form war eben nur ein lyrischer Erguß des musikalischen Geistes, der noch nicht zur eigenen Kunst sich zu entwickeln vermocht hatte. Denn wie schwache künstlerische Mittel dienten dem übermächtigen Dionysoswillen? Der dionysische Dithyrambos, die Urform der hellenischen Tragödie, ward erst in der Verbindung mit dem poetischen Mythos zum Kunstwerke, in dessen plastischer Form jener Wille des musikalischen Geistes erst seine Idealisirung, seine bindende Schönheitsgränze, fand. Unser Drama aber soll einerseits die Alldeutbarkeit der musikalischen Symphonie, also eines bis zur höchsten Höhe seiner Eigenart entwickelten Kunstwerkes, als deutliches Beispiel plastisch bestimmen, indem es aus dieser Symphonie, dieser Musik selbst, als seiner eigentlichen Urheimat, wie die sichtbarliche Bethätigung ihres Wesens, hervorgeht und mit dieser seiner Erscheinung deren allgemeines Wesen besondert. Dem Drama gegenüber ist die Musik also zunächst das Weibliche als der künstlerische Mutterschoß, oder die Heimat, deren Nationalität das Drama auch nicht verläugnen kann, sobald es sich nicht mehr in stolzer Abgeschlossenheit einzeln bis zum unkünstlerischen Realismus des modernen recitirten Schauspieles entwickelt. Andererseits aber soll das einzelne entwickelte Drama auch seine ideale Schönheit, die es eingebüßt unter der Macht des Realismus und der Entfremdung seiner Stoffe von der mythischen Einfachheit, und die ihm gebührende ideale Sphäre überhaupt wieder gewinnen durch die höchst ideale Kunst der Musik. Denn zu einer solchen hat sich der musikalische Geist des höchst sinnlichen Dionysoscultus in der christlichen Kirche ausgebildet, und eine solche nun zugleich idealste und sinnlichste Kunst hatten unsere großen Meister bis zu der Höhe entwickelt, wo sie so sehr der dramatischen Individualisirung bedurfte, wie das höchst entwickelte Drama ihrer künstlerischen Schönheit. Diese künstlerische Schönheit und jene dramatische Belebung ward in beiden Fällen ausgetauscht; aber die Besitzer der einzelnen Güter und Gaben waren jedesmal von Beiden der Andere. Der dionysische Hermaphrodit war einst ein schöner griechischer apollinischer Mann geworden; nun verband sich der trotzige Wuotan des Dramas mit der schönen Holda, der »goldfrohen« Wanengöttin unserer Musik; das Wanenreich aber war seiner Natur nach selbst das Mutterelement und Heimatland dieses mächtigen Einzelgottes und des ganzen Asenthumes gewesen. Das Ewigweibliche kommt hier nach seiner doppelten Seite zur Geltung. Die Musik stellt sich sowohl als Mutterschoß des Dramas wie auch als seine, des männlichen Elementes, weibliche, liebende Gefährtin in der Ehe des Gesammtkunstwerkes dar. Das Drama also stammte allerdings aus der Musik als die individuelle Erscheinung ihres allgemeinen Wesens, die sinnvolle Besonderung ihres unbestimmten Empfindungselementes, die scenische Offenbarung ihres harmonischen Mysteriums; andererseits aber trägt es nun auch durchaus den idealen Charakter dieses Mutterelementes, da es in jedem Momente so innig wie niemals im antiken Drama mit diesem Elemente verbunden ist; ein Bündniß wie des Mannes mit dem Weibe, welches doch wahrlich auch ein Leben für die Zukunft zu zeugen vermögen sollte! — Haben wir also nun die Herkunft dieses Dramas aus der Musik, und zwar psychologisch wie historisch wie ästhetisch, erkannt und uns von dem musikalischen Charakter desselben überzeugt, so müssen wir gestehen, daß ein solches Drama nicht leicht besser bezeichnet werden dürfte als durch jene Benennung, welche in der That, wie wir vorher sahen, diese musikalische Zukunft und diesen musikalischen Charakter, nach der Analogie ähnlicher Ausdrücke, deutlich besagt.

Wahrlich, in weit tieferem Sinne als dem einer bloßen adjectivischen Bestimmung,

wie des musikalisch Gebildetseins, des zum Musik Machen Tauglichseins oder dergleichen, bezeichnet der Name: musikalisches Drama nunmehr das von Wagner gemeinte Gesammtkunstwerk. Wir dürfen, denke ich, getrost auch schon die Erstlinge seiner Idee, mit denen er nur die Bahn gewiesen haben wollte für ein noch unbeirrtes sich entwickelndes künftiges Kunstleben, mit diesem treffenden Namen rufen. Auch jenes im größten Stile entworfene »scenische Beispiel«, das der Meister selbst nur als ein Spiel zu einem nationalen Feste auf der Bühne zu bezeichnen wagte, werden wir trotz jener Abweisung nicht besser zu nennen wissen. Wenigstens würde unser Titel der ästhetisch gerechtfertigtere sein, indessen der eines festlichen Schauspieles doch eben nur rein äußerlich die Umstände und die Art und Weise der schließlichen scenischen Erscheinung andeutet.

Dieser Name: Bühnen- oder Schauspiel verräth uns nicht das Geringste von der künstlerischen Nationalität oder Eigenart des damit bezeichneten Dramas. Deshalb auch mußte es geschehen, daß das Schauspiel oder Drama, als es erst einmal nicht nur mehr ein schönes Wort im Titel der Oper war, vernünftiger Weise auch aufhörte, specifischer Ehrenname des gesprochenen Schauspieles zu sein. Auch für dieses mußte nun, conform dem musikalischen Drama, ein neuer, bezeichnenderer Titel gefunden oder vielmehr ebenfalls ein alter, von dem bequemen »Schauspiel« in die Rubriken ästhetischer Lehrbücher verdrängter wieder aufgefrischt werden. Aber wie man neben dem musikalischen Drama gar bald das Musikdrama bevorzugte, so beliebte man nun auch neben dem recitirten überaus gern ein recitirendes Drama in den ästhetisirenden und kritisirenden Mund zu nehmen. Wenn man schließlich, gestützt auf die tiefere Deutung des Namens »musikalisches Drama«, beinahe versucht sein könnte, auch dem Musikdrama als einem »Drama der Musik« in jenem Sinne das Wort zu reden, in welchem Wagner selbst bei seinem Proteste gegen den Titel sagte: er würde seine Dramen gern als ersichtlich gewordene Thaten der Musik bezeichnet haben, — so versagt doch hingegen jeder Versuch einen derart offenbaren und leider gerade so eingebürgerten Ausdruck wie »recitirendes Drama« zu vertheidigen. Noch wäre ein recitirendes Schauspiel wohl zu dulden, da ein Schauspiel doch eben zunächst das erscheinende, auf der Bühne zur Schau tretende Spiel, also auch die Gemeinschaft der Spielenden selbst bedeutet, als welche allerdings »recitirende«, d. h. nur sprechende Spieler sind. Drama aber heißt Handlung, und zwar bezeichnet der Titel die Handlung als Dichtung; das Drama als gedichtete Handlung ist erst zum Schauspiele, zur Darstellung durch Bühnenkünstler, bestimmt. Die dramatische Dichtung, das Drama als solches, kann aber doch nimmermehr als recitirend gedacht werden; es wäre dann ja nichts besseres als solch ein musikalisches Drama im Sinne eines Musik machenden seltsamen Mechanismus. Hier ist gar keine andere, tiefere Deutung möglich; das Participium hat eben nur die eine Meinung, daß es die Handlung des mit ihm verbundenen Substantives bezeichnet, als welches in diesem Falle sogar selber eine »Handlung« bedeutet. Das recitirende Drama entspricht dem musicirenden, dem singenden — als »Musikdrama« — oder dem springenden — als Ballet — oder dem singenden und springenden — als Oper mit Ballet im alten Stile —, wobei man immer wieder an die Kempelen'sche Sprechmaschine, oder das Orchestrion, den Musikstuhl, die musikalische Dose, oder gar an das Spükeding des deutschen Märchens: das singende und springende Löweneckerchen erinnert wird!

Nein, das Drama recitirt nicht; es wird recitirt, ist also kein recitirendes, sondern einzig und allein ein recitirtes. Darüber sollte doch am Ende kein Wort zu

verlieren gewesen sein; und dennoch ist der widersinnige Ausdruck so allgemein verbreitet, liegt so in der Luft, daß selbst Wagner, dem ganz derselbe Widersinn in dem Worte »Musikdrama« so unangenehm auffallen konnte, der Macht der Gewohnheit in diesem Falle sich nicht zu entziehen vermochte: das »recitirende Drama« ist auch in seinen Werken nicht selten zu finden. So gefiel ihm also der »neue Name« des Wuotan'schen Kunstwerkes, der einsamen dramatischen Dichtung, ohne Bedenken, ob zwar die urweise Wala der Logik diesem einsam wandernden Wuotan des »recitirenden Dramas« selbst bei schon ihr schwindender Weisheit leicht hätte zurufen mögen: »Du bist nicht, was du dich nennst!« — wogegen in dem neuen Namen des von dem Künstler selbst erweckten »ansowanischen« Kunstwerkes, des Gesammtkunstwerkes der Zukunft, gerade das bedeutsame Wirken des eigenen Mutterelementes seiner Kunst, des musikalischen Wanenthums, ihm verborgen blieb, wie andererseits jenen feindlichen Riesen etwa das Räthselwort Baldurs von der Zukunft der Welt. Daß dies aber dem im Schaffen und Schauen, Wirken und Wissen gleich genialen Meister ebensowohl geschehen konnte wie Jedem von uns, die wir Alle unter der Macht der Gewohnheit, der »frechen Mode«, der Analogie — und vor Allem in unserer eigenen lieben deutschen Sprache — geknechtet liegen, das mußte mich ernstlich dazu auffordern, die »neuen Namen« auf ihr Gefallen oder Nichtgefallen prüfen zu dürfen.

Das Resultat lautet nun also in Kürze: Genügen uns nicht mehr die alten Bezeichnungen: Oper und Schauspiel, weil allerdings aus der Oper etwas künstlerisch Höheres, Bedeutenderes, aus operibus des reinen Musikers ein opus, ein einiges Kunstwerk des musikalisch sich äußernden Dramatikers, geworden, der Titel eines Schauspieles aber jedenfalls ganz allgemein einer jeden Dichtung oder selbst jeder Pantomime geziemt, die auf der Bühne erscheint, — so bieten sich uns nun an deren Stelle als wohl gerechtfertigt die Benennungen: musikalisches Drama und recitirtes Drama. Ein unbezweifelbarer Unsinn aber ist es, wenn man das Letztere, das gesprochene Drama, ein recitirendes heißt; indeß auch nach der Giltigkeitserklärung für das Erstere der von Richard Wagner nöthig erachtete Wandel der Bezeichnung in die eines »Bühnenfestspieles« schließlich wieder in seinen eigenen Wuotansworten seine Entschuldigung finden mag:

„Wandel und Wechsel liebt, wer lebt:
Das Spiel drum konnt' ich nicht sparen!"

Bemerkungen und Betrachtungen zu dem vorstehenden Aufsatze.

Von

Bruno Meyer.

Meine »Beiträge zur Wagner-Frage« (D. W., Bd. V., S. 641 fgg.) haben Herren Hans von Wolzogen, der unseren Lesern durch seine sprachgeschichtlichen Studien bekannt und werth ist, — außer zu einer brieflichen Auseinandersetzung, deren wesentlicher Inhalt nebst einigen Bemerkungen im »Sprechsaale der Redaction« vorgelegt werden wird, — zur freundlichen Mittheilung des hier erscheinenden Aufsatzes veranlaßt,

dessen Aufnahme »dazu dienen würde, den Vorwurf zu entkräften, daß die Warte sich um die Wagner'sche Kunst und die Nietzsche'sche Aesthetik zu wenig kümmere«. Ich kann das nur als einen erfreulichen Erfolg meines Versuches einer Verständigung begrüßen — einer Verständigung natürlich nur mit denjenigen, die einer Verständigung werth und fähig sind, einer endgültigen Abrechnung mit den Armen am Geiste —, und ich vermittele daher gerne die Bekanntschaft der Leser mit dieser Zusendung.

Doch scheint es mir nicht möglich, auf Gegenbemerkungen gänzlich zu verzichten, die mir indessen passender im Zusammenhange als nach meiner sonstigen Gewohnheit unter dem Texte mitgetheilt zu werden scheinen, schon weil sie nicht sowohl Noten der Redaction als vielmehr Entgegnungen des Verfassers der »Beiträge zur Wagner-Frage« sind.

Zunächst, glaube ich, wird es Jedem, der die piquante, klare und treffende Darstellung des Herren Verfassers kennt, auffällig sein, wie verschwommen und ringend hier seine Ausdrucksweise ist. Erst wo er beginnt, sich kritisch gegen und über Nietzsche zu stellen, erkennt man ihn wieder: es ist, wie wenn an einem düsteren Regentage plötzlich ein klarer Sonnenblick durch den grauen Nebel fällt. Mit den »ansowanischen« Gestalten, mit denen die Phantasie der Wagnerianer künstlich angefüllt ist, und denen hier mit Vorliebe die Bilder entlehnt sind, scheint auch die götterdämmerungsartige Trübe des nordischen Mythos auf sie übergegangen zu sein und sie mehr zu musikalischen Hrimthursen-Ahnungen als zu sonnenklaren Baldurgedankenblitzen zu prädisponiren. In einem fremdartigen esoterischen Jargon, wie nie ein unnahbarerer existirt hat, einer Kunstsprache, deren letzten Rest von Klarheit Nietzsche durch die Vermengung der griechisch mythischen mit den nordisch mythischen Ideen und Namen in willkürlichster Deutelung und Bedeutung derselben vollends vernichtet hat, wird mit einer Reihe von Terminis, deren exacte Bedeutung kaum zu ergründen, und deren ungefähr bestimmbare selten zu rechtfertigen ist, und deren consequenter Anwendung man unmöglich überall controllirend nachlaufen kann, ein Spiel getrieben, welches ungefähr das Gegentheil vom Feuerwerk ist: in den hellen Tag hinein wird eine künstliche, scheinbar Gestalten vorstellende und sich organisch bewegende Dunkelheit construirt. — Ich verstehe sehr gut, daß sich musikalische, d. h. (im Denken) unklare Köpfe durch dieses Taggespenst ungeheuerlich imponiren lassen, und ich begreife auch, daß sich hier und da ein wirklich wissenschaftlicher und im Denken geschulter Mann, durch die hinter dieser wunderlichen Erscheinung stehenden eigenthümlich großartigen Kunstwerke angezogen, sich mit Ernst und Beharrlichkeit in diese Denkart hineinstudirt, indem er den verzeihlichen Trugschluß unbewußt begeht, zu meinen, daß, da die Kunstwerke durch die Geburt aus einem Geiste mit starkem Ueberschusse der Reflexion über die Phantasie ihr charakteristisches Gepräge erhalten haben, auch in der begleitenden Speculation dasselbe Verhältniß wiederkehren, nicht das Umgekehrte walten werde. Ich glaube aber nicht, daß Viele bereit sein werden, dieses Kackerlatein vorschriftsmäßig wiederkäuen zu lernen, und daß kaum Mehr eine Ehre darein setzen werden, blindgläubige Adepten der Lehre zu sein.

Es ist übrigens im Mindesten nicht in Abrede zu stellen, daß Nietzsche, der das neue Evangelium im nunmehr approbirten und für unfehlbar erklärten Wortlaute festgestellt, mit großer Vorsicht und vielem Geschicke zu Werke gegangen ist. Er hat sich in hinreichender Entfernung von allen concreten Thatsachen gehalten, um nirgends unmittelbar einer bewußten Fälschung des klarbewiesenen Thatbestandes geziehen werden zu können. Er hat seine allgemeinen Ausdrücke so bedächtig ausgewählt, daß er ziemlich immer, wenn

man irgend etwas Bestimmtes darunter verstehen zu müssen oder zu dürfen meint, mit anscheinend gutem Rechte sagen kann, er habe sich beinahe das Gegentheil darunter gedacht. Er hat ängstlich und glücklich für eine solche Vieldeutigkeit und Undeutlichkeit seiner Begriffe und Termini gesorgt, daß es bei seinen historisch-systematischen Taschenspielereien nie an einem Werkzeuge zu dem überraschendsten Hocuspocus zu fehlen braucht. Und wie bei allen Taschenspielern kommt es der großen Masse des Publicums nur auf den Schlußeffect an: die Zwischenstadien werden, da sie den Schlußeffect herbeiführen (daß der meist behaglich längst fertig hinter der Couliße steht, wird harmloser Weise nicht geahnt), als ungeheuer wirksam und kräftig unverstanden angestaunt und bewundert. —

Doch ich folge — anstatt auf Nietzsche abzuschweifen — unserem geehrten Herren Mitarbeiter.

Es wird mir immer schwer sein, zu begreifen, wie man, was das mit musikalischem Vortrage verbundene Bühnenspiel betrifft, folgende Dinge verkennen kann:

Erstens, dieses Bühnenspiel ist in jeder möglichen Form und Weise der Ausführung reine, bewußte Unnatur. Die Menschen, die zu ihren Thaten und Empfindungen Worte singen, verhalten sich zu den Menschen der Wirklichkeit nicht wie die Idealgestalten der Malerei und Bildnerei (zu diesen würden in Versen sprechende Menschen etwa das Pendant bilden), sondern etwa wie Zauberer, Feen, Sphinxe, Kentauren und Greife zu den Naturwesen: es sind Gebilde, welche die Phantasie mit freier Benutzung aller möglichen Analogien in der Wirklichkeit und mit vollem Bewußtsein von ihrer Naturwidrigkeit zu combiniren sich gefällt, um sie zu ihrem Vergnügen an gegebener Stelle so oder so in Scene zu setzen. Auf eine Hand voll Abweichungen von der Wirklichkeit mehr oder weniger kommt es dabei naturgemäß nicht an — also z. B. nicht darauf, ob die Figuren der Oper so zu sagen aus der Rolle fallen, indem sie an zu sprechen fangen —, sondern nur auf die künstlerische Wahrheit, welche lediglich in der Uebereinstimmung des Werkes mit sich selbst besteht; und wenn also z. B. eine prima donna mit Gift im Leibe einen Bravourwalzer zu singen hat, so ist das nicht scheußlich und beleidigend, weil, und folgt daraus nicht, daß Arien, d. h. längere ganz frei figurirte Gesänge über (verhältnißmäßig) kurze Texte, deren Worte daher vielfach wiederholt werden müssen, an sich unsinnig und verwerflich sind, sondern es ist abscheulich, weil der Charakter und die Stimmung der Situation und der Musik einander widersprechen. Selbst kein Wagner und kein Wagnerianer wird behaupten, aus der Unerträglichkeit eines Geschwindmarsches, geblasen an der Spitze eines Trauerzuges, ergebe sich die Unzulässigkeit des Geschwindmarsches als künstlerische Form. Und doch ist diese Logik nicht kränker als jene.

Zweitens, als die Musik sich irgendwo und wie mit der Darstellung von Handlungen irgend einer Art auf dem Schaugerüste vereinigte, hat sie eingesehen, daß in jeder fortlaufenden und ausführlichen Handlung musikalische wie unmusikalische Momente vorkommen, und sie hat sich an jene gehalten und diese fallen lassen. Beabsichtigte man, dem Ganzen einen musikalischen Charakter zu geben, so mußte man bei der Anlage der Handlung darauf sinnen, die musikalischen Momente zu häufen und aneinander zu rücken, ganz gleichgültig, ob dabei das in eminentem Sinne Dramatische der dargestellten Handlung litt und zurücktreten mußte oder nicht. Die Bereicherung der musikalischen Ausdrucksmittel, welche allmählich viele hochdramatische Elemente in deren Kreis zog, und die größere Praxis der Opernlibrettisten (die ganz außer irgend welchem Verhältnisse zu ihrer rein dichterischen und dramatischen Begabung steht) engten den Raum der unmusi-

kalischen Momente immer mehr ein, bis die Musik es wagen konnte, um sich gar nicht mehr von dem gesprochenen Worte in die Rede fallen zu lassen, auch über diese Momente eine musikalische Brücke zu schlagen, durch die Erfindung einer musikalisch recitirenden, aber von gewissen musikalischen Formbestimmtheiten emancipirten, daher leichter beweglichen und nicht so prägnant ausdrucksvollen Form, — des Recitatives. Anfangs fielen diese Ueberbrückungen noch zu lang aus, so daß sie oft langweilig wurden. Später, als man das passendste Verhältniß erprobt und die Form nicht mehr als unverbrüchlich für jede unmusikalische Zwischenpartie des Textes anzusehen gelernt hatte, erwies sie sich als eine in jeder Hinsicht höchst schätzenswerthe Bereicherung der dem musikalisch-theatralischen wie jedem anderen Kunstwerke nothwendigen Mannichfaltigkeit: man hatte nun Recitative, Arien (in verschiedener Länge und von verschiedenem Charakter, danach auch unter verschiedenen Namen) und Ensemblesätze (sowohl der Solisten unter einander wie eines etwaigen Chores wie auch endlich jener mit diesem).

Drittens, in diesem Kunstwerke war die Einheit, das „opus" im Gegensatze zu „opera", durch die bei den einzelnen »Nummern« wechselnde Tonart, Tactart und Charakteristik — falls nicht in den einzelnen Nummern die vorerwähnte künstlerische Wahrheit vermißt wurde — nicht die Spur mehr oder wesentlich anders unterbrochen und aufgehoben, als die Einheit des Trauer-, Schau- oder Lustspieles durch den Wechsel der Scenen (nicht mit dem der Decorationen zu verwechseln). Diese »Oper« ist eine absolut vollendete, ewig gültige Kunstform, in der, wie in jeder anderen, sehr viele schlechte Werke (und Richtungen) hervorgetreten sind, dagegen aber auch hochbedeutende und unvergängliche Werke (und Meister) in Masse. Wie weit diese Oper auch neben den musikalischen die strengsten dramatischen Anforderungen erfüllen kann, hängt lediglich vom Zufall ab: Gluck's meiste Opern und vor Allem Beethoven's Fidelio sind vollgültige und nicht zu entkräftende Beweise, daß das Wesen der Oper den Verzicht auf streng dramatischen Bau und ächt dramatische Wirkung keineswegs (wie wunderlicherweise behauptet wird) ausschließt.

Viertens, neben dieser Oper ist für neue Combinationen freies Feld, und es kommt nur auf den gelungenen Versuch an, um zu beweisen, daß auch andere mehr oder minder principiell verschiedene musikalische Bühnenspiele möglich sind. Es wird höchstens ein sehr unbedeutender Streit darüber zu führen bleiben, ob gewisse selbstauferlegte Beschränkungen und gewisse neugenommene Freiheiten wichtig, oder richtiger: principiell unterscheidend genug sind, um die Aufstellung ganz neuer Gattungen zu rechtfertigen; und wenn man sich nach hitzigem Wortgefechte überzeugt hat, daß die Gränzlinie und die Unterscheidung zwischen Singspiel und Oper nicht mehr und nicht minder richtig und fest ist, als die zwischen Oper und »musikalischem Drama«, so gehen die Streiter nach Hause, vergnügt, ein paar neue anständige Bühnenstücke mit Musik zu haben, und dem Autor es nicht weiter mißgönnend, daß ihm wie dem alten stürmischen Wuotan »neue Namen gefallen«. —

Nach diesen Voraussetzungen kann ich die einzelnen Gegenbemerkungen geben, wie sie durch den Wolzogen'schen Aufsatz gerade veranlaßt werden.

Jemand, der über Geschichte, Kunst u. s. w. reflectirend spricht und schreibt, und dabei höhnische und verächtliche Seitenblicke auf den »Kritikus« und die Kritik wirft, erregt mir jedesmal das Gefühl wie der Hogarthische Mann, der die Dachrinne absägt, auf der er sitzt. Wenn eine solche Kritik über die Kritik als berechtigt zugestanden werden soll (was als nothwendige Folgerung von jedem, der die Berechtigung der Kritik

behauptet, selbstverständlich anerkannt wird), so muß vorher die Kritik selber als wesentlich begründet zugegeben sein. Damit ist die negirende Kritik über die Kritik einfach albern und gegenstandslos gemacht.

Das »aus dem Lande Musik stammende Drama« in Nietzsche's Sprache als »die aus dem Geiste der Musik geborene Tragödie« übersetzen, heißt diesem eine Idee unterschieben, an die er nie gedacht hat, und seinen eigentlichen Haupt- und Grundgedanken verfälschen.

Dem Gedanken, der sich in Worte zu kleiden berufen ist, geht absolut nichts vorher als derselbe Gedanke lediglich als Einheit in gegenseitige Beziehung gesetzter Begriffe ohne Rücksicht auf den sprachlichen Ausdruck. Es kommt allerdings auch vor, daß Gefühle (besser: Empfindungen), deren zwar sehr allgemeiner und individuell unbezeichnender, aber nächster und charakteristischester Ausdruck in der Tonkunst gefunden wird, so gut es gehen will, in Gedanken umgesetzt und, um diese Umsetzung zu bezeichnen, in Worten ausgedrückt werden. Das muß in jeder zuverlässigen reflectirenden Behandlung dieser Dinge mit absoluter Sicherheit auseinander gehalten werden. Wie weit sich in Vorstufen der sprachlichen Entwickelung die Form des Gedankenausdruckes noch nicht aus den ersten redimentären Ansätzen des Schreies, des Ausrufes, des bloßen (unarticulirten) Schalles losgesungen hat, ist hingegen für diese Betrachtung, zumal wo es sich um die ausgebildeten Kunstformen bereits cultivirter Zeitalter handelt, ganz gleichgültig. — Bei dem Drange, Verse zu machen, handelt es sich um solches später in Gedanken umzusetzendes Gefühl; aber der »stumme Gesang« wird als ein nur theoretisches Auskunftsmittel wenig Erfolg haben.

Zwischen der Symphonie und der Kammermusik einen principiellen Unterschied der angedeuteten Art zu machen geht nicht an. Ob zwei, drei, vier verschiedene Instrumente mit einander wirken oder zwölf, sechzehn, zwanzig, kann eben so wenig einen principiellen Unterschied begründen, wie der Umstand, daß in der antiken Tragödie nur zwei bis drei Schauspieler zulässig waren, im modernen Drama aber eine beliebige Menge; und falls etwa die ein- oder mehrfache Besetzung der Stimmen als wesentlich betont werden sollte, so giebt es erstlich im Orchester auch manche nur einfach besetzte Instrumente; zweitens kann doch ein Musikstück, wie etwa Haydn's Streichquartett-Variationen über »Gott erhalte Franz den Kaiser«, nicht »absolute Musik« sein, wenn es vom einfachen Streichquartett, »dramatische«, wenn es von dem gesammten Streichquartett eines Orchesters gespielt wird. Und welcher Gegensatz: absolute und dramatische Musik! Nein, absolute Musik kann, wie ich es schon in den »Beiträgen« ausgedrückt habe, lediglich »Ton ohne Worte«, aber ohne jede weitere Distinction, genannt werden.*)

Wenn man auf die Stadien des musikalischen und des sprachlichen Ausdruckes in dem Werden jeder dichterischen Schöpfung — wie zugegeben wird: mit Ausnahme der objectiven Dichtungsformen, wobei dann aber gleich von vorn herein für die dramatische Poesie um ihrer sehr wesentlichen objectiven Seite willen dieselbe Ausnahmestellung nachdrücklich vorbehalten werden muß, — so großes Gewicht legen will, so folgt daraus nicht eine musikalisch-poetische Kunst als einzig wahre und Urkunst, sondern lediglich, daß die Dichtkunst eine geistig entwickeltere und daher später auftretende Kunst ist als die Musik. Das schließt ja natürlich nicht aus, daß die Musik innerhalb ihres natürlichen Kreises sonst unerreichbare Schönheiten und Wirkungen erzielen kann, und daß

*) Die Begriffe „partielle" und „totale" Vorstufe bescheide ich mich nicht zu fassen. Ich vermuthe, daß die Unmöglichkeit des Verständnisses durch unzutreffende Ausdrücke verschuldet ist.

die Poesie, ohne von ihrem erhabenen Throne herabsteigen zu müssen, sich mit der Musik zu bestimmtem Zwecke verbinden kann.

Die Sprache des Gefühles, der Empfindung ist die der Töne. Der Wille aber ist kein Gefühl, und der Mensch soll noch geboren werden, der den unmittelbaren Ausdruck seines Willens in Tönen findet. Befehle werden in Opern u. s. w. stets und mit Recht in die allerallgemeinsten musikalischen und die empfindungsmäßig nichtssagendsten Phrasen gekleidet: nur nothgedrungen, in Consequenz des Gesammtcharakters des Kunstwerkes als eines musikalischen giebt man ihnen eine äußerlich musikalische Form.

Daß das lyrische Lied die einfachste künstlerische Volksschöpfung ist, habe auch ich gesagt: dieses zu Worte Kommen der Empfindung geschieht eben an der unsicheren Gränze des musikalischen und des poetischen Vorstadiums. Vorher liegt aber gar keine künstlerische Gestaltung, und was mehr oder etwas Anderes ist als bloß lyrische Empfindung, kommt da noch nicht einmal zu Worte. Nur so lange waren Poesie und Musik nur eine Kunst, wie das Bedürfniß nach künstlerischem Ausdrucke dem künstlerischen Bildungstriebe keine anderen als einfach lyrische Aufgaben stellte. Zu diesen Zeiten war aber selbst an die Vorstufen dramatischer Kunst noch nicht zu denken.

Der »merkwürdige Culturgegensatz« des apollinischen und des dionysischen Wesens in Griechenland und die kunstreiche Parallelisirung der »Wesen« mit der Musik und der Poesie als ihren auseinander gerissenen und einander feindlichen künstlerischen Darstellungsformen ist für mich eine Fiction. Den Beweis hierfür halte ich in meinen »Beiträgen« so weit für erbracht, wie es im Augenblicke möglich ist. Ich werde, wenn das Phantasiestück einmal an einzelnen greifbaren und sicheren Thatsachen durchgeführt werden sollte, mich für überzeugt erklären oder den Gegenbeweis weiter führen. Einstweilen ist für mich die Nietzsche'sche »rettende That« — geistreicher Schwatz, mit dem ich mich vorläufig — wahrhaftig nicht aus dünkelhafter Verachtung, sondern weil ich in dem Phrasengeklingel keinerlei sicheren Anknüpfungspunkt finde, — beim besten Willen nicht befassen kann.

Das Kurze und das Lange von der Sache nach den schlicht beobachteten Thatsachen der Geschichte ist dies: Poesie und Musik sind zwei ganz verschiedene und selbständige Künste so gut wie Baukunst und Bildnerei (oder Malerei); dieselben können aber, so gut wie diese beiden, so oft es ihnen gut scheint, zusammengehen und haben das durch den ganzen Verlauf der Menschen und Kunstgeschichte nach Wunsch und Bedürfniß, in wechselnden Formen und in wechselnder Fruchtbarkeit, wie Beides innerhalb jeder geschichtlichen Entwickelung ohne alle Ausnahme geschieht, gethan. Warum der unglückliche Apollo zum permanenten Prügeljungen für den Dionysos gemacht wird und zu diesem Zwecke, statt lieber die Herschaft zwischen Beiden abwechseln zu lassen, in die andere Kunst überspringen muß, ist absolut unerfindlich und erscheint selbst innerhalb des Nietzsche'schen Systemes als zwecklose Willkür und unnöthiger Riß.

Weil Göthe und Schiller glücklicherweise die Idealisirung nicht bloß auf den angegebenen äußerlichen Wegen gesucht und mindestens eben so wichtige mit demselben Erfolge gewandelt sind, haben sie unendlich viel mehr erreicht, als H. von Wolzogen zuzugeben geneigt ist. Ich will gerne für dumm gelten, wenn es mit Recht daraus gefolgert werden kann; aber ich begreife schlechterdings nicht, wie man an einer Theorie und Beweisführung nicht irre werden kann, welche dazu führt, Göthe und Schiller auf die Bedeutung einseitiger Vorbereitungsstufen zu reduciren. Ich bitte jeden, aber ich biete — so weit meine Kenntniß reicht — jedem Trotz, mir irgend wo in der Vergangen-

heit eine classische Kunsterscheinung nachzuweisen, welche in annähernd ähnlicher Weise Vorstufe für eine spätere höhere aus umfassenderer Gattung gewesen wäre, wie hier Göthe und Schiller mit ihrer gesammten, namentlich aber ihrer dramatischen Dichtung zum Piedestal für Richard Wagner's einen Fuß (der andere stützt sich sie vollständig zermalmend auf Gluck, Mozart, Beethoven e tutti quanti) gemacht werden. Ich begreife nicht und ich bedaure aufrichtig den Geist und das Ohr, die von Göthe's und Schiller's schönsten Meisterwerken nicht eine unbeschreiblich und unvergleichlich ideale Wirkung wie nur von irgend einem der größten Kunstwerke aller Zeiten, Völker und Künste empfangen; und wenn denn einmal speciell auf die specifisch musikalische, auf die materielle Klang-Wirkung hin verglichen werden soll, so gestehe ich, von dem (rein musikalisch auf die Empfindung wirkenden) Wohllaute der Göthe'schen Iphigenie oder der Chöre in der Braut von Messina vollkommenen berauscht zu werden, und ein Entsetzen und Grauen bei dem Gedanken zu empfinden, daß dergleichen — wäre es auch von einem Beethoven — in Musik gesetzt werden sollte: Poesie dieser Art ist zu schade zum Componiren. Wer von Château d'Yquem Bowle macht, ist ein Barbar.

Die Kraft des Idealisirens besitzt jede Kunst für sich, und keine Kunst hat über die Werke einer anderen die Macht, sie in eine ideale Sphäre zu erheben, in die sie nicht von selber hinein gehören. Wie kein untergelegtes Ave Maria einen Strauß'schen Walzer zur Kirchenmusik machen kann, so kann auch keine Bach'sche Choralmelodie ein Schnadahüpfle zu idealer Poesie stempeln. Etwas dem Ersteren Analoges ist zwar noch nie theoretisch behauptet, aber doch praktisch oft genug allen Ernstes versucht worden. Daß die Thorheit des Zweiten sich bis zu der Kühnheit einer quasi-theoretischen Begründung steigern konnte, erklärt sich daraus, daß die ganz berechtigter Weise poetisch bescheiden gewählten, eben nur das Grundthema der Stimmung andeutenden Texte (man vergl. meine »Beiträge« S. 661) in der vorwagnerischen Behandlungsweise nach ihrer eigenthümlichen, selbständigen Form und Art ganz verschwanden, und daß man mit einem nahe, aber auch recht offen liegenden Trugschlusse die an sich handgreiflich recht abgeschmackten und faden, wenig idealen Texte, weil sie trotz dieser Eigenschaften die ideale Wirkung des Gesungenen nicht mehr störten und aufhoben, selber als durch die Musik idealisirt ansehen zu dürfen glaubte. Nur neutralisirt waren sie und auf das Gewicht einer »Individualisirung des (musikalisch) künstlerischen Gedankens« und einer »Grundlage und Anregung für den im Tone ausgeprägten Empfindungscharakter« zurückgeführt. Um auf das vorher angedeutete Gleichniß zurückzukommen: der gewöhnliche Moselkutscher wird durch keinen Zusatz von Zucker und Erdbeeren oder Waldmeister oder dergleichen zu einem edlen Cabinetweine; aber seine schlechten Eigenschaften, insbesondere Säure und Gewürz-(Blumen-)losigkeit, werden durch künstliche und fremde Aushülfen aufgehoben, und seine einzig wirklich gute, die leichte Weingeistigkeit, in die Gesammtwirkung als bestimmendes Moment aufgenommen.

Die Melodie zu »retten« lag meines Erachtens keinerlei Bedürfniß vor. In der Harmonie zu ertrinken war sie nicht in Gefahr, weder in dem strengen polyphonen Satze, der ja wesentlich nur aus sich wiederholenden und verschlingenden Melodien und Gegenmelodien besteht; noch in einfachen harmonischen Sätzen, wo die Melodie auf der mehr oder minder einfachen oder krausen Begleitung — auch wenn sie in anderen als der Oberstimme liegt — deutlich abgetrennt schwimmt wie die Oelschicht auf dem Wasser. Beim Gesange hat sich stets die Melodie »gerettet in das bestimmende Wort«, d. h. sie ist von der Singstimme geführt worden. Warum diese aber nicht in größeren Sätzen

das Thema variiren und zur Klärung der Composition die bloße einfache Melodie einem begleitenden Instrumente (das ihr damit für die Dauer dieses Verhältnisses obligat zur Seite tritt) überlassen soll, ist in keiner Weise abzusehen. Nur eine pedantisch verstandesmäßige Kunstschablone kann dem Rebstocke der Kunst solche fruchttragende Schößlinge abschneiden wollen. Davor, daß eine solche herschend wird, soll uns die unverrückliche gute Grundanlage der Menschheit bewahren!

Ich mache mit gewissem Nachdrucke bemerklich, daß nur hier H. von Wolzogen den Terminus »Mythos« als Kunstausdruck der neuen Theorie gebraucht, und zwar vollkommen gleichbedeutend mit dem gewöhnlichen Terminus »dramatische Fabel«. Den von mir entlarvten Nietzsche-Dräseke'schen Schwindel vom Mythos, d. h. dem Inhalte einer bestimmten Mythologie, als einem »wiederzubelebenden« zu beschönigen und zu unterstützen kann natürlich einem ernsten und ehrlichen, einem denk- und urtheilsfähigen Manne der Wissenschaft nicht beikommen.

Hierbei nehme ich Act davon, daß meines Wissens an dieser Stelle zum ersten Male von einem erklärten Anhänger der Wagner'schen Richtung unumwunden zugestanden wird, daß Richard Wagner noch nicht der unfehlbare Heilige der neuen Kunstoffenbarung ist, sondern der Zukunft noch Wichtiges zur Vollendung des neuen Ideales beizusteuern überlassen bleibt. —

Man bleibe einfach bei dem, was kein vernünftiger Mensch bestreitet, daß ein musikalisches Bühnenspiel nach Wagner'scher Idee *auch* möglich und berechtigt ist; man gebe den lächerlichen Wahn auf, daß ein großer Baum nicht auch im Walde, sondern nur auf ausgerodeter Heide groß sein kann; man trete ruhig und ehrlich in Reih und Glied, — und man wird mit keinen »ekstatischen Rauchwolken« historisch-ästhetischer Spannbocksysteme eigene und fremde Gehirne zu umnebeln oder wenigstens zu martern brauchen. Nebulose Verschwommenheit auf dem Gebiete des Denkens ist ein psychologisch begründeter Naturfehler bei specifisch musikalischen Naturen. In diesem Fehler braucht man sich bloß noch groß und schön vorzukommen, um vollständig den Zusammenhang mit dem modernen Geist und Fortschritt zu verlieren. Nachdem wir den subjectiv *philosophischen* Dusel abgeschüttelt haben, und da wir uns jedes Versuches seiner Erneuerung erwehren, ist es uns nicht zuzumuthen, uns von subjectivst *musikalischem* Dusel überdämmern (oder überdümmern?) zu lassen. —

Der Polemik gegen den Terminus »recitirendes Drama« hat H. von Wolzogen selber die Spitze abgebrochen, indem er den Ausdruck »recitirendes *Schauspiel*« als einen wohl zu duldenden anerkennt und nachweist. Ich würde noch für denselben anführen, daß es sehr wohl statthaft ist, eine Kunstform oder Kunstgattung als etwas Selbständiges in der Idee und in der Sprache zu behandeln, das die Gegenstände der Darstellung selber in die Bearbeitung nimmt und mit seinem Inhalte dies und das thut. So gut wie man — was unzweifelhaft so unanstößig wie möglich ist — sagen kann: »Die plastische Gruppe stellt die Figuren in greifbarer Rundung der vollständigen körperlichen Formen frei im Raume dar«, — kann man auch vollkommen richtig sagen: »Das Schauspiel recitirt die in ihm dargestellte Handlung, d. h. es trägt dieselbe in lediglich zu sprechenden Worten — ohne verbundene musikalische Töne — vor.«

Absichtlich habe ich hier gesagt »*in zu sprechenden* Worten«, nicht »in gesprochenen«; denn das ist noch ein ganz positiver Grund gegen die Bezeichnung »*recitirtes* Drama«, daß dieser Ausdruck immer die scenische Aufführung nicht bloß als wesentlich nothwendig, sondern selbst als geschehen voraussetzt, während wenn man einen Terminus für die

Kunstform schaffen will, von der Zufälligkeit der geschehenen oder nicht geschehenen Aufführung abgesehen und ein Ausdruck gefunden werden muß, der selbst das entschiedenste sogenannte »Lesedrama« (wie viel man auch in dem entsprechenden ästhetischen Systeme gegen dasselbe als Aftergattung zetern und toben mag) mit einschließt. Das thut aber der Ausdruck »recitirendes Schauspiel«!

Wenn man aber »recitirendes Schauspiel« sagen darf und in gewissem Betracht lieber als »recitirtes« sagen sollte, so kann man ebensogut auch »recitirendes Drama« sagen. Denn daß »δρᾶμα« ursprünglich »Handlung« bedeutet, ist für uns ganz gleichgültig. Als Fremdwort und Terminus im Deutschen ist »Drama« gleichbedeutend mit »Schauspiel« im weitesten Sinne dieses Wortes (welche es in dem zusammengesetzten Worte Schauspielkunst hat). Und das ist auch zum Ueberflusse ganz in dem eigenen Sprachgebrauche der Griechen begründet, welche das Wort auf die dramatische Dichtung und weiter selbst auf die theatralische Aufführung übertrugen. So heißt es z. B. in der Hypothesis des Oidipus auf Kolonos »τὸ δὲ δρᾶμα τῶν θαυμαστῶν«, d. h. »das Drama gehört zu den bewunderungswürdigsten«. Hier ist im Entferntesten nicht von der Handlung, sondern von dem Bühnenstücke als dramatischem Kunstwerke die Rede. — Und um auch für die weitere Uebertragung ein belegendes Beispiel anzuführen, so läßt Plato den Sokrates in seiner Vertheidigungsrede (apol. 35 B.), wo er auseinandersetzt, daß er es überhaupt und besonders seiner unwürdig hält, das Mitleid der Richter durch Vorführung der unmündigen Kinder u. s. w. zu bestürmen, sagen: »πολὺ μᾶλλον καταψηφιεῖσθε τοῦ τὰ ἐλεεινὰ ταῦτα δράματα εἰσάγοντας κ. τ. λ.«, d. h. »Ihr werdet viel eher den solche jämmerliche Schaustellungen (oder »Scenen«) vor euch Aufführenden verurtheilen u. s. w.« —

Das Drama »als solches«, d. h. die dramatische Dichtung als Kunstgattung und jedes einzelne dramatische Gedicht als Specimen dieser ästhetischen Kategorie kann also recht gut auch »recitirendes Drama« genannt werden, wenn man irgend einen Grund hat, den Ausdruck »Schauspiel« zu vermeiden und dafür den fremden »Drama« anzuwenden.

In dem Worte »Oper« hat sich die ursprüngliche Bedeutung eines »Sammelwerkes« von einzelnen »Nummern« vollständig — auch im Sprachbewußtsein und der formalen Behandlung des Wortes bei den Romanen — verloren, so daß wir das Wort ganz unbedenklich als Gattungsnamen für musikalische Bühnenspiele, an die wir seit lange die Anforderung künstlerischer Einheit stellen und stellen dürfen, beibehalten können. Dieses Haschen nach »neuen Namen« will mir trotz der eben sehr allgemeinen mythischen Vorliebe unseres »alten Nationalgottes« für dieses kindliche Vergnügen gar nicht national, sondern recht wälsch erscheinen, und „was walsch ist, valsch ist". Ein König Oidipus, Lear, Wallenstein sind ganz gleich gut, ob man sie im ästhetischen Jargon Tragödien oder Scharteken nennt, und die schönste neu zurecht gemachte theoretische Kategorie giebt dem Werke, das nicht mit dem Stempel der Unvergänglichkeit an der Stirne aus dem Geiste seines Urhebers hervortritt, nicht die Spur einer höheren Weihe, kann höchstens als bequemes neues Fachwerk der ästhetischen Registratur dienen, das ungenügende »ein für alle Mal zur Vermeidung von Weiterungen« darin ad acta zu legen. Dieser Streit um »neue Namen« erinnert bedenklich an französische Symbolwuth (D. W., Bd. I, S. 149 fg. und besonders S. 150, untere Hälfte), und über solche Faxen sollten wir doch in Deutschland die Freiheit haben, ungescheut lachen zu dürfen.

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Frankreichs

von

H. B.

In der französischen Literatur ist es nach wie vor beim Alten geblieben: nichts Bedeutendes, kaum etwas Mittelmäßiges ist in den letzt vergangenen sechs Monaten erschienen, und die einzige nennenswerthe Ausbeute, welche wir machen können, ist eine Sache der

Geschichte und Biographie.

Les premières civilisations; études d'histoire et d'archéologie. Par Fr. Lenormant. Paris. Maisonneuve.

Unter den lebenden Archäologen giebt es wahrscheinlich niemanden, der mehr als der unermüdliche François Lenormant dazu beigetragen hätte, neues Licht über die Geschichte der alten Civilisation und Literatur zu verbreiten. Seine vor einigen Jahren veröffentlichten „Lettres assyriologiques“ sind eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung über die mächtigen Nationen welche einst in den Ebenen West-Asiens wohnten; und sein „Commentar über die Fragmente des Berosus“ (vergl. Bd. III., Heft 7, S. 406) kann als eine vollständige Abhandlung über die assyrische Mythologie und Kosmogonie angesehen werden.

Das vorliegende Werk, in zwei stattlichen Bänden, führt uns nicht bloß über dasselbe Feld, mit dem der Autor so vertraut ist, sondern gleichfalls durch Phönicien und Aegypten. Es besteht aus von Zeit zu Zeit in verschiedenen Revüen veröffentlichten Artikeln, welche ein klares und faßliches Resumé geben von nicht leicht zugänglichen Entdeckungen und Forschungen. Da uns ein competentes Urtheil über dies gelehrte Werk nicht zusteht, so begnügen wir uns mit einer einfachen Analyse seines Inhaltes. — Im ersten Bande bespricht der Autor das, was er „L'homme fossile“ nennt, d. h. die in den letzten Jahren angestellten Forschungen über den Menschen, seinen möglichen oder wahrscheinlichen Ursprung, und die Epoche, da er zuerst auf der Erde erschien. Ferner giebt er uns Abhandlungen über die „Entdeckung der Metalle und deren Einführung im Westen“ und über die „in der Weltausstellung von 1867 ausgestellten ägyptischen Alterthümer“, sowie einen merkwürdigen Artikel über „Hausthiere“, hauptsächlich mit Bezug auf jene, welche sich auf den ägyptischen Monumenten abgebildet finden. Die eigentliche Literatur des Landes wird durch eine Abhandlung über das Gedicht des Pentaour und die Erzählung „Die zwei Brüder“ repräsentirt. Die Erstere dieser beiden Compositionen ist ein Epos, so lang wie ein Buch der Iliade, welches sich auf einen Feldzug des Sesostris oder Ramses II. bezieht. Es wurde zum ersten Male von de Rougé, 1856, ins Französische übersetzt; die Zweite, gleichfalls von demselben Gelehrten übersetzt, ist die populäre Darstellung einer mythologischen Tradition, welche mit den Legenden von Atys und Adonis correspondirt. Das Original, der sogenannte „Papyrus d'Orbiney“ ist einer der Schätze der Abtheilung für orientalische Alterthümer im britischen Museum.

In seinem zweiten Bande giebt uns der Autor zuvörderst, mit wichtigen Zusätzen, seinen im „Correspondant“ veröffentlichten Artikel über die von dem Beamten des britischen Museums George Shmith entdeckten berühmten assyrischen Tafeln, welche uns einen Bericht von einer Sindfluth geben, die scheinbar mit der der Bibel übereinstimmt. Diesem Artikel folgt ein anderer nicht minder interessanter, unter dem Titel: „Un Veda Chaldéen“, welcher eine vollständige Skizze von dem ist, was wir von der Urgeschichte der „Accadier“ wissen, einer alten Race, welche im südwestlichen Theile Asiens wohnte, und auf welche der verstorbene Dr. Hincks zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt lenkte. Der dritte Essai handelt von einem „babylonischen Patrioten“, dem Könige Merodach-baladan, und

der letzte beschreibt die Geschichte des Kadmos und der phönicischen Ansiedelungen in Griechenland.

Annales des rois d'Assyrie, traduites et mises en ordre sur le texte Assyrien. Par M. Joachim Ménant. Paris. Maisonneuve.

Ménant hat durch die Veröffentlichung seiner assyrischen Annalen der Wissenschaft einen wichtigen Dienst geleistet. Bislang haben die Berichte, welche in den Keilinschriften zu finden sind, nur Materialien für Monographien oder erläuternde Noten dargeboten, wie sie z. B. in Sir H. Rawlinson's Uebersetzung des Herodot abgedruckt sind; oder sie dienten Historikern als eine Fundgrube, wie z. B. Georg Rawlinson, in seinen „Five great monarchies", und Max Dunker, in seinem berühmten, klassisch geschriebenen Werke: Geschichte des Alterthums. Ménant jedoch ist, so viel wir wissen, der erste Gelehrte, der diese zahlreichen Documente chronologisch geordnet hat und uns auf diese Weise eine vollständige Serie von Chroniken, oder besser gesagt: „Fasti" giebt, in welchen die assyrischen Herscher von sich selbst erzählen. „Es ist bemerkenswerth, so sagt der Verfasser, daß kein Volk des Alterthums sich solche Mühe gab, Berichte über sich der Nachwelt zu überliefern. Die Geschichte von Ninive und Babylon ist in Marmor, Ziegel und Stein eingegraben; sie bedeckt die Mauern der Tempel und Paläste; Säulen, Cylinder und Tafeln aller nur möglichen Größe und Form sind mit ihr angefüllt, und wo nur Platz zwischen zwei Reihen von Bas-reliefs überbleibt, da findet man Reihen von Keilinschriften."

Les tribuns et les révolutions en Italie. Par J. Zeller. Paris. Didier.

Vielleicht erinnern sich die Leser der „Deutschen Warte" noch unserer Besprechung von Julius Zeller's Werk (Bd. IV, Heft 7, S. 417) „Historie d'Allemagne", in welcher wir dem sauberen Renegaten und Verunglimpfer seines Vaterlandes Gelehrsamkeit und ausgedehnte Quellenkunde nicht abzusprechen vermochten. Gleiche Eigenschaften zeigt er bei diesem seinem neuen Buche, das er recht gut hätte betiteln können: „Ueber die Wirkung der Einbildungskraft bei politischen Unruhen." Italien hat die Welt mit jeder nur erdenklichen Art von Revolutionen beglückt; die sicilianische Vesper stand mit einer nationalen Erhebung in Verbindung; die Bewegung, an deren Spitze sich Arnold von Brescia stellte, war eine Art classischer Episode, welche nach einem Vorbilde ausgeführt wurde, das die Geschichte des alten Roms lieferte. Mysticismus bildete das Grundelement von Rienzi's Unternehmen, während Socialismus versuchte, sich in Florenz unter der Leitung von Michael Lando festzusetzen. Massaniello's Emeute hatte ganz den Anstrich einer bloßen Auflehnung der unteren Volksschichten. Wenn jede dieser fünf Insurrectionen fehlschlug, so geschah dies, nach Zeller's Ansicht, einfach, weil keine Regierung auf die Dauer ohne die Hülfe weiser und kaltblütiger Personen befestigt werden kann, welche die Dinge vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachten und sich nicht durch Utopien hinreißen lassen.

L'Italie, études historiques. Par A. Dantier. Paris. Didier.

Der Autor des vorliegenden Werks machte sich vor einigen Jahren einen nicht unbedeutenden Namen als Historiker durch seine „Geschichte der italiänischen Benedictinerklöster", ein Werk, das von Mabillon und Montfaucon begonnen war. In den beiden von ihm jetzt veröffentlichten Bänden legt er einen neuen Beweis ab von seinem unermüdlichen Fleiße; sie enthalten eine Serie von Monographien, welche auf langjährigen in Italien gemachten Forschungen beruhen, und führen uns von den Invasionen der Barbaren bis zum 18. Jahrhundert. In seiner Vorrede setzt uns der Autor die eigenthümlichen Charakterzüge der italiänischen Civilisation auseinander, und weist auf die Nothwendigkeit hin, sie nicht bloß in gedruckten oder geschriebenen Documenten zu studiren, sondern in dem Zeugnisse, welches die Maler, Bildhauer und Baumeister ablegen. Der erste Band enthält die Geschichte der ersten Invasionen. „Theoderich, König der Gothen"; „die Lombarden und ihre Beziehungen zum Papste Gregor dem Großen"; „die lombardische Communalverfassung"; „die Normannen"; „die Kämpfe zwischen den Kaisern und dem Papstthume;" — das sind die verschiedenen, von dem Verfasser mit vielem Geschick und Gelehrsamkeit behandelten Themen. Der zweite Band enthält verschiedene Episoden aus der Geschichte von Florenz, namentlich die der Medici, er giebt uns

außerdem interessante Details über die Ereignisse, in welchen Savonarola, Macchiavelli und Cesare Borgia eine Hauptrolle spielten. Venedig bildet den Gegenstand des Schlußessais, und während Dantier auf den Charakter der Regierung, auf die Größe und den Verfall der Republik eingeht, führt er uns natürlicher Weise bis auf unsere eigenen Zeiten.

Histoire du Second Empire. Par Taxile Delord. Vol. 4. Paris. Germer-Baillière.

Der dritte Band der geschätzten Geschichte des zweiten Kaiserreiches schloß mit den Ereignissen am Ende des Jahres 1864 (vergl. Bd. IV, Heft 7, S. 222), und der jetzt veröffentlichte vierte beginnt mit dem Jahre 1865 und bringt uns bis zum Abschlusse der mexicanischen Expedition. Wir haben auf diese Weise die am meisten aufregenden Fragen in der inneren und auswärtigen Politik des Kaiserreiches vor uns. Der Autor schildert uns mit ebenso großem Geschick wie Unparteilichkeit die täglich wachsende Opposition der Presse, die schwierige Stellung der Regierung in Bezug auf kirchliche Fragen und das erste Auftreten der Internationalen. Die der mexicanischen Expedition gewidmeten Capitel sind voll interessanter, merkwürdiger Details, und die zahlreichen Auszüge aus Papieren, welche man in den Tuilerien nach dem Sturze des Kaiserthums fand, legen einen neuen Beweis von der Corruption und der Unfähigkeit der meisten Officiere ab, die an dem Raubzuge theilnahmen. Was die gemeinen Soldaten anbetrifft, so ließen sie in Mexico jede Spur von Disciplin und Muth.

Histoire et mémoires: mélanges. Par le général Comte de Ségur. Paris. Didot.

In acht stattlichen Bänden liegen die geistigen Producte des im vergangenen Jahre verstorbenen Veteranen aus der ersten Kaiserzeit vor uns. Sie sind in jeder Hinsicht ausgezeichnet und vorzüglich geschrieben. Graf de Segur wurde 1807 durch die Russen zum Gefangenen gemacht und als eine gefährliche Persönlichkeit nach Sologda, dem äußersten Norden des Reiches, gesandt; der Friede von Tilsit gab ihm die Freiheit zurück. Die Erzählung dieser Periode ist eine der interessantesten und eindrücklichsten des ganzen Werkes, und des Autor's Bericht über den Feldzug von 1813—14 enthält gleichfalls viele interessante Details. Segur's Geschichte des russischen Feldzuges 1812, die bislang mit Recht als sein Meisterstück angesehen wird, befindet sich hier an seinem rechten Platze abgedruckt. Die Memoiren nehmen sieben Bände ein; der achte giebt uns, mit Einschluß der „Mélanges“, einige Gedichte, ein Lustspiel mit dem Titel „Boileau et Boursault“ und eine Serie von Gedankenspänen, von denen die meisten Beachtung verdienen. Nicht minder ist dies der Fall mit den von Segur gezeichneten Portraits der hauptsächlichsten Feldherren Napoleon I., und der von ihm beschriebenen Episode der Schreckenszeit, welcher er als Zeuge beiwohnte.

Histoire de la revolution de 1848. Par M. Garnier Pagès. Vol. II. Paris. Pagnerre.

Manches Jahr ist verflossen, seitdem das ehemalige Mitglied der Regierung der französischen Republik von 48 den ersten Band seiner umfangreichen Geschichte jener Revolution veröffentlichte; jetzt liegt der zweite Band vor uns, welcher den Juniaufstand beschreibt und die Ereignisse, welche zur Dictatorschaft Cavaignac's führten. Obgleich Garnier Pagès ein unnachgiebiger Verfechter der Republik ist und fest an die Lebensfähigkeit republicanischer Institutionen in Frankreich glaubt, so kann er doch nicht anders, als anerkennen, daß die 48er Revolution, zu deren Hauptanstiftern er gehörte, ein arger Fehlschlag war. Doch er schreibt diesen Fehlschlag der Furchtsamkeit der Einen und den wilden Theorien der Anderen zu. Während die socialistische Schule die neue Republik zu den allerthörichtesten Umsturzmaßregeln zu treiben wünschte, waren eine Menge übervorsichtiger Demokraten über die Consequenzen ihrer eigenen Erfolge in Furcht und Schrecken gerathen. Mangel an Einheit unter den Siegern des Februar paralysirte auf diese Weise ihre Anstrengungen und ließ zu gleicher Zeit auf der einen Seite den Legitimisten, auf der anderen Seite den Bonapartisten das Feld offen. Der Autor läßt Cavaignac alle Gerechtigkeit wiederfahren für den Muth und die Entschlossenheit, mit welchen er den Juniaufstand niederschlug. Doch er tadelt ihn als Staatsmann wegen seiner

Annahme, daß es für ihn keine andere Alternative gebe, als sich um Unterstützung an den sogenannten „Club de la rue de Poitiers“ zu lehnen, in dem Augenblicke, da er die Politik Ledru-Rollin's, Caussidière's und Louis Blanc's nicht zu der seinigen machen wollte.

II. Anzeigen.

Die Rose. Geschichte und Symbolik in ethnographischer und culturhistorischer Beziehung. Von M. J. Schleiden. 321 S. gr. 8. Leipzig, Wilh. Engelmann. 1873.

Eine, wie von dem Verfasser der populären Vorträge über „die Pflanze und ihr Leben“ zu erwarten stand, recht interessante und wohlgeschriebene Monographie über die „Königin der Blumen“. Sehr ansprechend sind die zahlreich in den Text verwebten Dichterstellen zum Preise der Rose, während die am Schlusse der einzelnen Abschnitte (die Rose im Alterthum, bei den Germanen, im Morgenlande, in der Neuzeit) gegebenen Anmerkungen den Literatur-Nachweis und nähere sachliche Belege liefern. Sonach vereinigt das Buch geschmackvolle Darstellung und kritische Begründung, welche letztere mit ihrem polyhistorischen Detail von einer erstaunlichen Belesenheit zeugt. So können sinnige Freunde und Freundinnen der Rosencultur dem um eine edle Popularisirung der Wissenschaft wohlverdienten Verfasser für die gebotene schöne, poetisch anregende Gabe nur dankbar sein. Sie werden mit Liebe aufnehmen, was mit so ersichtlicher Liebe gearbeitet worden ist, als riefe es uns mit jenen enthusiastischen Liedworten zu: „Wenn du eine Rose schaust, sag' ich lass' sie grüßen.“ J. S.

Göthe's dramatische und epische Hauptwerke. Kurz erläutert und beurtheilt von Karl Hoheisel. 191 S. gr. 8. Eisenach, J. Bacmeister. 1873.

Obwohl es fast über jedes einzelne größere Werk Göthe's weitläufige gelehrte Commentare giebt, so erscheint doch eine Schrift, die in gedrängter Kürze und mit Hinweglassung des für Viele ungenießbaren und nutzlosen gelehrten Apparates die Hauptdichtungen Göthe's nach ihrem künstlerischen Werthe und ethischen Gehalte beurtheilen will, keineswegs überflüssig. Das oben angezeigte Buch ist für den kritisch weniger anspruchsvollen und an tiefer gehenden Studien behinderten Leser recht passend geschrieben, während es den zur Controlle nothwendigen Nachweis über die benützte Literatur vermissen läßt und in einzelnen Theilen der kritischen Schärfe ermangelt. Wenn der Verfasser — mit alleiniger Ausnahme der „Natürlichen Tochter“ und des doch gar zu leicht mit wenigen Zeilen abgefertigten zweiten Theiles des Faust — auf seinen Helden nichts kommen und, wie Gott der Herr am siebenten Tage, Alles gut sein läßt, so ist das sicher recht wohlgemeint, aber doch wenig kritisch. Im Ganzen aber betrachtet, hat er fast durchweg das Richtige getroffen und das Wesentliche mit großer Einsicht und in gewandter, von aller pedantischen Schwerfälligkeit befreiter Schilderung hervorgehoben. Die Schrift erscheint sonach wohl geeignet, für ein sympathisches Verständniß des im Allgemeinen noch viel zu wenig gekannten, resp. neuerdings gegen Andere zurückgestellten Dichters anregend und fördernd zu wirken und das diesem voll gebührende Interesse weiterer Kreise zu gewinnen. J. S.

H. Heine's Leben und Werke, von Adolph Strodtmann. 2. Auflage. Berlin, Franz Duncker. 1873.

Zwei gute vollbewährte Namen: Heinrich Heine — „unter den besten genannt“ — und Adolph Strodtmann! Die in zweiter, wesentlich verbesserter Auflage vorliegende Biographie des Dichters ist wie in literargeschichtlicher, so besonders in culturhistorischer Hinsicht von hohem Interesse, da eben das gesammte deutsche Leben jener Zeit durch Heine vielfach und mächtig berührt und angeregt worden. In sehr gewandter Weise hat nun Strodtmann seine Darstellung mit bezeichnenden Aeußerungen und Ansichten des Dichters selbst durchflochten, so daß eben dadurch uns ein volles Lebensbild desselben vor Augen tritt. Wir verweisen hier nur auf die prächtig bilderreichen, genial gefaßten Worte Heine's über das damals gerade durch die Ro-

mantiker wieder in Aufnahme gebrachte Nibelungenlied und „des Knaben Wunderhorn“. Gleich dieser prächtigen. ächt dichterischen Kritik mag so manches Werthvolle aus dem Geistesschatze des Dichters dem Gedächtnisse der Gegenwart längst entschwunden sein. Das Buch A. Strodtmann's — gleich empfehlenswerth durch inneren Gehalt, wie den außerordentlich billigen Preis (2 starke Bände à 1 Thlr.) — bringt das Vergessene wieder in lebendige Erinnerung und wird sicherlich dem Dichter und seinen geistsprühenden Werken manche neue Freunde gewinnen. J. S.

Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke, auf Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet von Heinrich Viehoff. Stuttgart, Karl Conradi. 1874.

Besonders in unserer Zeit, wo einestheils der allem idealen Sinne entfremdete Materialismus, jedes edlere Streben erstickend, immer weiter wuchert, anderntheils die immer mehr gemeingefährlich werdenden Ultramontanen, ihrem fluchvollen Syllabus treu, direct gegen unsere Classiker agitiren und die großen Lichter auszublasen suchen, damit in der allgemeinen Dunkelheit ihr armes Lämpchen ein wenig heller leuchte, — in dieser Zeit gerade ist jeder tüchtige Beitrag, ein sympathisches Verständniß unserer großen Dichter und Denker in weitere Kreise zu tragen, mit Freuden zu begrüßen.

Das in der angedeuteten Hinsicht überaus verdienstvolle Werk Hoffmeisters, seit längeren Jahren im Buchhandel gänzlich vergriffen, ist nun von dem als Schiller-Göthe-Interpreten bekannten Literarhistoriker Heinrich Viehoff in der Weise sehr angemessen „neu bearbeitet“, daß er einerseits die mitunter unnöthig erbreiterte Fassung auf das Wesentlichste zusammenzog, andererseits den wichtigsten Ertrag der neueren Forschung hinzufügte. Dem ursprünglichen Plane Hoffmeisters treu, ist also hier — zum Unterschiede von den mehr mit biographischem Detail ausgestatteten Schriften Palleske's, Schwab's u. A. — auf die Darstellung der Geisteseigenthümlichkeit Schiller's der Hauptnachdruck gelegt, so daß damit die hohe ideale und nationale Bedeutung des großen Dichters in ihr volles Licht tritt. Und gerade diese Erkenntniß, daß der herrliche Dichter auch in politisch trübster Zeit für eine würdigere Stellung, die geistige Befreiung seines Volkes mehr als je ein Anderer gewirkt, halten wir für eine bedeutsame Förderung und Klärung ächt nationalen und freiheitlichen Sinnes. Möge des deutschesten Dichters Leben und Streben, wie es von kundiger Hand in dieser der Aufmerksamkeit aller gebildeten Leser bestens zu empfehlenden Biographie gezeichnet worden, unserer Jugend, unserem Volke stets ein leuchtendes Vorbild bleiben! J. S.

Grundriß der Kunstgeschichte, von Dr. Wilhelm Lübke, Professor am Polytechnikum und der Kunstschule zu Stuttgart. Sechste durchgesehene Auflage. Mit 464 Holzschnitt-Illustrationen. Zwei Bände. 391 und 430 Seiten. gr. 8. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1873.

„Das Talent in jeder Kunst ist selten, den Sinn aber dafür auszubilden, ist so ziemlich allen vergönnt, nur will er ausgebildet sein Je mehr Dinge du erkennen und genießen lernst, desto ununterbrochener und gesteigerter wird für dich der Reiz des Lebens sein.“ Mit diesem Motto Platen's hat der Verfasser Ziel und Absicht seines durch die rasche Folge von sechs Auflagen anerkannten Buches deutlich dargethan. Er wollte ein Werk liefern, welches, die großen Grundzüge des Entwickelungsganges der Kunst in einfach klarer Schilderung vorführend, den Kern kunstgeschichtlicher Thatsachen in gedrängter und doch anregender Darstellung darbieten sollte.

Dieser auf eine edle Popularisirung kunstgeschichtlicher Kenntnisse gerichteten Tendenz entspricht Lübke's Buch im vollen Maße; es ist in der That wohl geeignet, das Interesse weiterer Kreise für die Kunst zu gewinnen, Sinn und Liebe zur Kunst zu wecken und zu fördern, Verständniß und Urtheil zu bilden, kurz, eine praktische Schule der Aesthetik darzustellen.

Was die Oekonomie des Buches, die Auswahl und Disposition des überreich sich darbietenden Stoffes betrifft, so verfolgte der Verfasser den richtigen Plan, die Höhepunkte der Kunstentwickelung in volles Licht zu setzen, dagegen die Zwischenstufen der Vorbereitung und des Ueberganges in allgemeineren Zügen zu behandeln, im Ganzen aber den inneren geistigen Zusammenhang und die großen Ideen der Culturentfaltung zu lebendiger Anschauung zu bringen.

Die Darstellung ist frisch und lebhaft gehalten, fern von trockener Theorie und doctrinärer Weitschweifigkeit; das ästhetische Urtheil, im Gegensatze zu den in so mancher Schrift der Art vorfindlichen gewundenen Phrasen, kurz und treffend. Kurz, wir haben an diesem Compendium der Kunstgeschichte ein Werk, in dem sich umfassende Kenntniß, anregende Darstellung und feines Urtheil zu einem harmonischen und gediegenen Ganzen vereinigen.

Der vorliegenden sechsten Auflage ist — wie schon der unter dem Text gegebene Literaturnachweis bezeugt — ein reicher Ertrag der neueren Forschungen (wie z. B. über Holbein) zu Gute gekommen. Die Ausstattung in Papier und Druck ist bei solidem Preise vorzüglich, dahingegen bedürfen manche Illustrationen, namentlich unter denen zur Geschichte der neueren Malerei, noch weiterer Vollendung.

Lübke hat dieses Buch seinem „lieben Freunde" Otto Roquette zugeeignet. Von diesem selbst bietet uns dieselbe Verlagsbuchhandlung die hinwieder Wilh. Lübke dedicirte

Geschichte der deutschen Dichtung. Von Otto Roquette. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. 419 und 518 Seiten. gr. 8.

Auch dieses Buch empfiehlt sich besonders durch die wohlgerundete, frische und anziehende Darstellung. Man fühlt gleich, daß hier ein Dichter die Geschichte der Dichtung schreibt, nicht nur ein gelehrter Nomenclator, der ohne viel eigenes künstlerisches Gefühl, ohne eine congeniale Nachempfindung ein Buch aus anderen Büchern schreibt, und weniger den Schriftsteller aus seinen Werken, als Anderer Urtheile über ihn kennen lehrt. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen." Vortrefflich und eine wohlberechtigte Eigenthümlichkeit sind die überaus anschaulichen Analysen aller bedeutenderen, für ihre Zeit charakteristischen Dichtungen — auch der heute weniger gekannten, wie z. B. der Dramen von Gerstenberg, Klinger, Leisewitz 2c. Eben dies setzt den Leser am ehesten in Stand, sich selbst ein Urtheil zu bilden, statt dasselbe in einer oft nur anderweitig abgeschriebenen Fassung fertig hinzunehmen.

Wenn nun auch Einzelnes, wie z. B. Lessing's schwer wiegendes Verdienst um die Grundlegung des deutschen Drama's (Hamburger Dramaturgie), etwas leichthin behandelt erscheint, so ist das doch eben nicht dazu angethan, dem wohlthuenden Eindrucke des Ganzen und der Ueberzeugung Eintrag zu thun, daß das Buch dem nicht kritisch anspruchsvollen Leser in angenehmer Form vielfache Anregung und Belehrung bietet.

J. S.

III. Besprechungen.

Die Beschießung von Verdun am 13. bis 15. October 1870 und die Ursachen ihres Mißerfolges. Separatabdruck aus den „Oesterr.-Ung. Mil.-Blättern". Teschen, 1874. K. Prochaska.

Kann es Anstoß erregen, eine militärische Begebenheit aus dem letzten Kriege zu erzählen, die von einem Erfolge nicht begleitet war, ja denselben verfehlen mußte, weil sie mangelhaft angelegt und durchgeführt wurde? Ist es patriotische Pflicht, dergleichen zu verschweigen, oder falls dies nicht möglich sein sollte, die Sache so darzustellen, daß die Fehler, in denen der Grund des Mißlingens lag, nicht hervortreten?

Zweifel, wie sie die obigen Fragen ausdrücken, scheint der Verfasser der vorliegenden Broschüre gehegt zu haben, ehe er sich entschloß, die darin benannte Action so zu beschreiben, wie sie sich ihm nach seinen Quellen, wie er angiebt, Berichten von Augenzeugen, darbot, und daran ein Urtheil zu knüpfen, wie es sich ihm nach der Zusammenstellung dieser Berichte aufdrängte. Wir können dem Verfasser nur beipflichten, wenn er seine Zweifel unterdrückte, und sind mit ihm der Ansicht, daß das Gesammtbild der deutschen Kriegführung durch einzelne verfehlte Maßnahmen nicht verdunkelt werden kann, um so weniger, wenn sie nur an verhältnißmäßig untergeordneter Stelle getroffen und auf das Resultat des Krieges ohne Einfluß geblieben sind. Nach der alten Erfahrung, daß abschreckende Beispiele in der Er-

ziehung unter Umständen günstiger wirken als gute, dürfte denn auch aus der sogenannten Belagerung von Verdun für ältere und jüngere Artilleristen Manches zu lernen sein. Für manchen Bewohner der schönen Rheinlande, speciell Kölns, wird das Werkchen ein angenehmes Erinnerungszeichen an verlebte schwere Zeiten abgeben. War doch, wenn den Referenten sein Gedächtniß nicht trügt, das einzige Linienregiment vor Verdun, Nro. 65, der Kölner Garnison entnommen, ebenso die Landwehrbataillone in Köln, Jülich, Aachen u. s. w. zu Hause. Dem Linienregimente fiel das blutige Vorspiel, Einnahme und Besetzung der Dörfer mit beschwerlichstem Vorpostendienste zu, während die Landwehrleute die Reserve bildeten, die Arbeiter zu den Batterien stellten, ja zum Theil als Kanoniere die französischen 12-Pfünder bedienten.

Die Broschüre bringt eine kurze Beschreibung der Festung in Bezug auf Besatzung, Armirung, Unterkunftsräume 2c., wobei wir ungern einen Plan vermissen, dann einen Rückblick auf das Bombardement von 1792. In ausführlichem und anschaulichem Detail wendet sich dann die Beschreibung speciell dem von Norden aus ausgeführten Angriffe zu, und geht dabei, um zu zeigen, in welcher Hast verfahren wurde, auf die Verhältnisse in Sedan zurück, von wo aus der größte Theil der Mittel zur Belagerung, Personal, Geschütze, Munition 2c., bezogen werden mußte. Es tritt hier nämlich der Fall ein, daß der Commandant daselbst einen erhaltenen stricten Befehl nicht zur Ausführung bringen konnte, weil es einfach unmöglich war, wie des Näheren nachgewiesen wird. Es folgt eine Aufzählung der Schwierigkeiten, die sich der Eröffnung des Feuers zu dem befohlenen Termine entgegen stellten, welche Summe von Arbeiten in den zwei dazu disponiblen Tagen zusammengedrängt werden mußte, wie es trotzdem gelingt, am 13. October überall das Feuer zu eröffnen, selbst aus den Geschützen, die wenige Stunden vorher direct von Sedan in Batterie gebracht sind. Jetzt eine neue Reihe von Uebelständen während der ganzen Dauer der Beschießung: Officiere und Mannschaften kennen die französischen Geschütze, mit denen sie arbeiten sollen, nicht ausreichend, die Munition ist unregelmäßig, das Ladezeug unvollständig, die schwersten Geschütze haben nur Nothbettungen, welche sofort zerbrechen u. s. w. Dazu zeigt der Feind eine zahlreiche, gut bediente Artillerie, die Batterien sind zum Theil fehlerhaft, in artilleristisch wohl kaum zu rechtfertigender Weise auf den höchsten Punkt der Höhe gelegt worden, es kommen zahlreiche Verluste vor, von 8 Geschützen werden 3 demontirt. Das Feuer dauert bis zum Vormittage des dritten Tages, es hört auf, weil die Munition verschossen, und kein Ersatz zu beschaffen ist, die Belagerung geht wieder in eine bloße Cernirung über, die ganze mit bedeutenden Opfern jeder Art in's Werk gesetzte Unternehmung erweist sich als ein Schlag in's Wasser.

Der Verfasser giebt noch ein kurzes, scharf pointirtes Schlußresumé. Das Urtheil, welches er darin ausspricht, drängt mit Nothwendigkeit sich jedem auf, der das Vorhergehende mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Wir müssen gestehen, daß wir einigermaßen gespannt sind darauf, was sich dagegen wird sagen lassen, insbesondere wie sich die artilleristisch-officielle Darstellung mit der Belagerung von Verdun abfinden wird.

Der Verfasser schließt mit einem Hinweise auf Peronne, wo der Versuch, eine Festung durch Bombardement mit französischem Geschütze zur Capitulation zu bringen, bekanntlich nochmals wiederholt wurde, diesmal mit Erfolg. Er verspricht eine Beschreibung dieses Unternehmens, es kann nicht fehlen, daß, wie in Aussicht gestellt wird, sich dadurch eine interessante Parallele darbietet.*) G. M.

Deutschland und Frankreich. Von Ludwig Brunier. Bremen, J. Kühtmann. 1873.

Das Buch, welches sich mit seinem behaglich ausgebreiteten Detail, seinen über 400 leicht geschriebenen Seiten wie ein Feuilleton liest, giebt nach einer Charakteristik Deutschlands und Frankreichs, für die eine Menge zum Theil anekdotischer

*) Es heißt in der vorliegenden Brochüre: „Vor Péronne waren nur 12 französische Geschütze in Thätigkeit und nur 150 Festungsartilleristen, von einem einzigen Officier befehligt, als Bedienung vorhanden. Auch hier wurde von dem Commandeur der Artillerie zu verderblicher Eile getrieben, und nur mit Mühe setzte jener Subalternofficier es durch, anstatt auf dem gefrorenen Boden seine hohen Festungsgeschütze frei zu placiren, wenigstens einen Tag Frist zu erlangen, um nothdürftige Deckungen aufwerfen zu können." Es wird unsere Leser sicherlich interessiren, schon jetzt zu erfahren, daß dieser „einzige Officier" Niemand anders als unser sehr geschätzter Mitarbeiter Herr Hauptmann Albert Schmidt gewesen, dem die erfolgreiche Beschießung von Péronne das eiserne Kreuz erster Klasse eingetragen. Red.

Belege angezogen werden, eine weit ausgeführte Parallele beider Länder resp. Völker. Der Vergleich fällt so sehr zu Gunsten Deutschlands aus, daß es mitunter schien, als ob Ormuzd und Ahriman gegen einander gestellt wären. Während der Verfasser Frankreich ein langes Sündenregister vorhält, länger als das Leporello's über die Liebschaften seines Herren, widmet er Deutschland einen begeisterten Panegyrikos, der als solcher allerdings manches einseitig Uebertriebene und Ueberschwängliche aufweisen mag, jedoch immerhin das Gute hat, daß er — gegenüber dem ewigen Schlechtschwätzen unserer in ihr Mittelalter verliebten Ultramontanen — die löbliche Tendenz verfolgt, in dem lange genug vermichelten deutschen Volke das volle Bewußtsein seiner Macht und Größe wachzurufen. Mit besonderem Nachdruck aber weist der Verfasser darauf hin, daß fortan unser Volk bestrebt sein müsse, in treuer Pflege und Förderung der geistigen Interessen, durch Hochhaltung der politischen und religiösen Freiheit dazu mitzuwirken, daß das Vaterland die gewonnene hohe Weltstellung in alle Zukunft behaupte.

Im Folgenden mögen einige bezeichnende Stellen des patriotisch gedachten Buches von dem edel achtbaren Geiste des Ganzen Anschauung und Zeugniß geben.

Thomas Carlyle, der geistvolle englische Geschichtsschreiber, nannte den Kampf Deutschlands mit Frankreich den Kampf der Engel wider Belial. So wird und muß auch das jetzige deutsche Kaiserreich immer der Streiter des Lichtes sein wider die Finsterniß. Es wird sich von dem „heiligen römischen", das sehr unheilig und sehr wenig deutsch war, unterscheiden wie der strahlende Tag von trüber Dämmerung. Geharnischt wie Minerva, ist es aus dem Kreißen einer großen Zeit hervorgegangen. Demnach bleibt ihm alles Mythische und Mystische erspart. Es ist klar, fest, nach allen Seiten hin plastisch und nirgends im Dämmerlichte verschwebend. Der deutsche Kaiser schwört dem Papste und der römischen Kirche keine „getreue Deferenz".

„Sicher hätte der jetzige Bischof von Mainz, dieser trotz seiner in einem Duell abgeschlagenen Nase streitlustigste aller Kirchenfürsten, große Lust gehabt, den neuen deutschen Kaiser zum Kampfe für Papstthum und Pfaffenthum zu verpflichten. Wie gerne würde er, wie Kurmainz in früherer Zeit, einen Kaiser aus dem Hause Habsburg begrüßen und an diesen die alterthümliche Frage richten: Willst Du den heiligen katholisch-apostolischen Glauben halten und denselben durch gerechte Werke bewahren?"

Natürlich hätte ein Habsburger hierauf mit freudigem „Ja" geantwortet. Denn, wie vortrefflich es mit dem Katholicismus der Habsburger bestellt war, geht am besten daraus hervor, daß selbst unter dem erleuchteten Kaiser Joseph II. die Protestanten 25 Stockhiebe aufgezählt bekamen, wenn sie öffentlich ihren Glauben zu bekennen wagten.

„Auch folgende Frage würde der Bischof von Mainz mit größter innerer Befriedigung an einen deutschen Kaiser katholischen Glaubens richten: „Willst Du dem allerhöchsten Vater, dem römischen Papste, und der heiligen römischen Kirche geziemend gewärtig leben und ehrerbietig Folge leisten?" Die Antwort des Kaisers damals lautete: „Ich will." Trotz dieses Frage- und Antwortspiels und trotz der von Seiten des Erzbischofs von Mainz dem Kaiser bei der Salbung ertheilten Versicherung, wie er ihn „auswendig fett mache", schwand diese marklose Figur doch allmälig so hin, daß sie im Jahre 1806 unbeachtet verduftete." (S. 396 f.)

„Da Welfen, Ultramontane und sonstige Feinde der deutschen Größe es unablässig versuchen werden, den früheren unwürdigen Zustand, durch alle möglichen Sophismen, als den unseren jetzigen Verhältnissen vorzuziehenden hinzustellen, so erscheint es nothwendig, dieser unheilvollen Dialektik entschieden entgegen zu treten. Man muß dem deutschen Volke vor die Augen führen, wie die auswärtigen Nationen es während des früheren heiligen römischen Reichs und des späteren Bundestages verachteten, während es jetzt allgemein geachtet, ja bewundert dasteht.

„Wie Fichte, keinen Unterschied der Stämme berücksichtigend, zu „Deutschen schlechthin" sprach, wie Heinrich von Gagern in den Tagen seiner politischen Frische ausrief: „Erst bin ich Deutscher, dann ein Hesse," — so ist dieser Gedanke einzelner erleuchteter Männer, jetzt das Losungswort von Hunderttausenden und Millionen geworden, die dem großen und freien Vaterlande nicht die kleine und enge Heimat wollen unterschieben lassen. Das „Deutschland, Deutschland über Alles" ist jetzt der Gesang aller edlen und freigesinnten deutschen Männer, und die pfäffischen Raben, die ein anderes Lied

krächzen — nicht bloß Bischöfe, wie Herr Ketteler von Mainz, sondern auch Consistorialräthe, wie Herr Vilmar, hatten am erstehenden Deutschen Reiche viel auszusetzen —, die pfäffischen Raben mögen sich eine nächtlichere Gegend aussuchen: in dem geistig hellen und musikalisch so feinhörigen Deutschland finden sie hinfürder keinen Platz mehr. Das deutsche Volk will frei und frisch auf Erden wandeln; es fürchtet sich nicht vor Hölle und Teufel, durch welche Phantasiegeburten die Pfaffen es noch so gern in dem engen Pferch ihres Dogmenkrams zurückhalten möchten." (S. 400 f.)

Ueber die deutsche Opposition gegen das neuestens eingeschwärzte ungeheuerliche Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit bemerkt der Verfasser S. 369 ff. u. A.:

„Wenn Leopold Schefer in einer seiner Novellen den Papst sagen läßt: „Die Deutschen sind ein furchtbares Volk, ein ehrenwerthes, nur nehmen sie Alles zu ernst", so urtheilt Pius IX. noch ganz ebenso. Ja, warum nehmen die Deutschen das Dogma von der Infallibilität so erschrecklich ernst? Warum rüttelt selbst Döllinger, früher eine der Säulen des Papstthums, jetzt ein zorniger Simson, an dem Sündentempel, in dem ein schwacher, irrender Mensch sich die Attribute der Gottheit beilegt? Es kam daher, weil das deutsche Volk ein zu gewissenhaftes ist, als daß es mit den Lippen einer Lehre zustimmen könnte, gegen die sich sein Inneres aufbäumt. Es vermag nicht einem irrenden Menschen zu geben, was einzig dem Gotte der Wahrheit zukommt."

„Von diesem ersten, durch das Gewissen gebotenen Widerspruch gegen die päpstliche Infallibilität, wie er in Deutschland zu Tage tritt, ist in Frankreich wenig zu vernehmen. Der Absagebrief, den der Vicar der Madeleinekirche, der gelehrte Doctor der Theologie Michaud, dem Erzbischofe von Paris schrieb, wird eine glänzende Ausnahme bleiben. Die Besorgniß, die der edle Montalembert noch auf seinem Sterbebette aussprach, daß Frankreich seine gallicanischen Freiheiten aufgeben und zu einem Vorzimmer des Vaticans herabsinken werde, war eine nur zu begründete. In Frankreich findet das Papstthum größere Unterwürfigkeit, als in Italien und Spanien.

„Aber Montalembert verzweifelte durchaus nicht, daß der Wahrheit doch zuletzt der Sieg zufallen werde, und als ihr erster und bester Vorkämpfer erschien ihm Deutschland. In schöner Unvoreingenommenheit erklärte er, daß Deutschland auserwählt sei, „jener Strömung des knechtischen Fanatismus, die Alles zu verschlingen drohe, einen festen Damm entgegenzusetzen". —

Ja, auf dem Primate Deutschland, d. h. auf den sittlichen und religiösen Ausstrahlungen der deutschen Volksseele, beruht das Heil Europas und der Welt. Das wahre, ächte Christenthum wird durch Deutschland verwirklicht werden: die Liebe des Nächsten, die Treue gegen Gott und gegen sich selber. Durch Deutschland wird die Liebe des Christenthums und die Humanität, dieses köstliche Vermächtniß aller edlen und hohen Denker, ein Gemeingut der Völker des Erdkreises werden. Deutschland wird der Johannes sein unter den Nationen, mit seinem hohen Geiste zu dem Himmel emporstrebend und mit seinem warmen Herzen Alles schützend und bergend, was sich vertrauensvoll ihm anschmiegt. Und wegen dieser seiner seltenen Eigenschaft hat Deutschland, das Reich der europäischen Mitte, den begründetesten Anspruch auf den Primat unter den Völkern.

Todtenschau.

Delaunay, Charles Eugene, berühmter französischer Mathematiker und Astronom, Mitglied des Institutes und Director der Sternwarte in Paris, † am 5. August 1872; — er ertrank in der Rhede von Cherbourg.

Geboren am 9. April 1816 zu Lusigny bei Troyes im Departement der Aube, besuchte er zuerst die Stadtschule zu Troyes und ging dann, kaum 18 Jahr alt, 1834, nach Paris, wo er in die Polytechnische Schule eintrat; zwei Jahre später verließ er dieselbe, um sich dem Bergbau zu widmen. Wegen seiner vorzüglichen Studien wurde ihm zum ersten Male der Preis Laplace zuerkannt, den die Frau Marquise Laplace für den besten die Polytechnische Schule verlassenden Schüler gestiftet hat. Der Verstorbene machte von nun an die „Mécanique céleste" zum Hauptgegenstande seiner Studien. Nachdem er

das Examen erster Classe als „Ingénieur des mines" gemacht hatte, erhielt er eine Stellung als Repetent an der Polytechnischen Schule und an der Bergbauschule; 1853 wurde er Professor der höheren Mechanik an der Polytechnischen Schule und an der Sorbonne. Zwei Jahre später (1855) wurde er an Stelle des verstorbenen Astronomen Mauvais Mitglied der Akademie und 1862 Mitglied des Bureau des Longitudes.

Seine schriftstellerische Thätigkeit eröffnete er mit der Ausarbeitung der These zur Erwerbung des Grades als Docteur ès sciences: „Sur la distinction des maximà et des minimâ dans les questions qui dépendent de la méthode des variations" (1841). Dann folgten seine classischen Werke über verschiedene Zweige der Mechanik und Astronomie, wie „Cours élémentaire de mécanique" (5. Aufl., Paris 1862), „Cours élémentaire d'astronomie" (4. Aufl., Paris 1864), „Traité de mécanique rationelle" (3. Aufl., Paris 1862). Kleinere Aufsätze über Variationsberechnung, über die Theorie von Ebbe und Flut u. s. w. erschienen im „Journal de l'Ecole polytechnique", in Liouville's „Journal" und in den „Comptes rendus" der Akademie. Für das „Annuaire du Bureau des Longitudes" verfaßte er mehrere populäre Aufsätze. Doch das Hauptwerk, das den Ruhm des Verstorbenen begründete, ist die „Théorie de la Lune", welches er 1866 begann. Die in demselben niedergelegten Ansichten und Berechnungen verwickelten ihn in einen heftigen Streit, namentlich mit dem damaligen Director der pariser Sternwarte Leverrier, dessen Stellung er 1870 erhielt, nachdem Letzterer wegen vieler Unzuträglichkeiten 1869 abgesetzt worden war. Seit 1871 bekleidete der Verstorbene in der Polytechnischen Schule den Lehrstuhl der Astronomie und der Geodäsie. Die londoner Astronomische Gesellschaft verlieh ihm 1870 für seine Théorie de la Lune ihre goldene Medaille.

Im Journal des Débats vom 11. August 1872 veröffentlichte Henri de Parville über seinen Freund einen warmen Nachruf, dem wir zur Charakteristik des Verstorbenen Folgendes entnehmen: „Die Wissenschaft und die Unterrichtskunst haben einen großen Verlust erlitten. Man weiß, unter welchen unglücklichen Umständen Delaunay am vorigen Montage sein Leben verlor. Wir hatten die Ehre, ihm vor einigen Tagen die Hand zu drücken und mit ihm von dem neuen Impulse zu plaudern, den er den Arbeiten des Observatoire zu geben beabsichtigte. Nach jahrelang unausgesetzten Arbeiten hatte er beschlossen, sich einige Tage zu erholen, und nach dem Schlusse der letzten Sitzung des Bureau des Longitudes verließ er Paris mit einem seiner Vettern, dem Herren Millaud. Sonntag, den 4. Aug. schrieb er aus Bayeux, seine Gesundheit sei ausgezeichnet; er reise nach Cherbourg, und vor Ende der Woche werde er in das Observatoire zurückgekehrt sein. Leider wurde er am folgenden Tage, Montag, zu derselben Stunde, da er jede Woche in der Akademie der Wissenschaften seinen Sitz einnahm, von den Wellen mit fortgerissen und kam, fern jeder Hülfe, elend ums Leben. Man hat erzählt, er habe lange Zeit gegen den Tod gekämpft, aber wir glauben, Delaunay konnte nicht schwimmen, und diese Angabe kann nicht wahr sein. Unbegreiflich erscheint es indeß, daß er einwilligte, sich bei stürmischem Wetter, das an diesem Tage in Cherbourg herschte, auf die Rhede zu wagen. Ein West-Südweststurm zog über den Continent, und das Unwetter war drohend. Es handelte sich darum, den neuen Hafendamm zu besuchen; vielleicht dachte er, von seinen Reisegefährten gedrängt, er werde Zeit haben, diese Spazierfahrt zu machen, ehe das Meer zu stürmisch würde. Delaunay hatte einen sicher sehr gerechtfertigten Widerwillen gegen das Wasser. Sein Vater ertrank in der Nähe von Troyes unter den Augen seiner Mutter und vor ihm, der noch Kind war, als er sich im Flusse badete, und — ein verhängnißvolles Zusammentreffen — sein Vater ertrank wie er an einem 5. August. Sein Bruder fand im Jahre 1856 denselben Tod. Welch ein eigenthümliches Geschick! Das Wasser verschlang den Vater und dessen zwei Söhne! Delaunay, der überdies Paris nicht leicht verließ, hatte nie eine Seefahrt machen wollen. Er muß dem Drängen seiner Begleiter, oder dem Zauber des großartigen Schauspieles, das er vor seinen Augen hatte, nachgegeben haben." — Und am Schlusse sagte de Parville noch: „Der Tod entriß Delaunay in dem kräftigsten Alter der Erde. Seit dem Tode seiner Gattin hatte er sich ganz seinen Arbeiten gewidmet, und er hatte seine ganze Liebe zwischen dem Sohne, den sie ihm hinterlassen, und seiner 86 Jahre alten Mutter getheilt, die er in dem kurzen Augenblicke seiner Muße in Ramperut besuchte. In Nr. 76

der Rue Notre-Dame des Champs beschäftigte er sich mit seinen großen Berechnungen über die Theorie des Mondes. Zehn Jahre war er von 5 Uhr Morgens an bei dieser Arbeit, die er erst Abends 9 Uhr verließ. Man war sicher, ihn alle Morgen dort zu finden, wenn es nicht ein Tag war, an dem er in der Sorbonne oder in der Polytechnischen Schule Vorlesungen zu halten hatte. Er war gewohnt an einem ganz kleinen Tisch zu arbeiten, auf dem fast nur sein Papier und seine Tinte Platz fanden; die ihm nothwendigen Bücher lagen auf einer Commode oder einem Stuhle in seinem Bereiche. Auf der Sternwarte fanden wir ihn im letzten Winter vor seinem Feuer mit seinem unvermeidlichen kleinen Tische. Das pariser Observatoire befindet sich so wieder ohne Direction. Wer wird diese schwere Bürde erben? Die Astronomen sind in Frankreich selten. Man hat wiederholt den Namen des Herrn Faye ausgesprochen, einen Namen, welcher in Frankreich und im Auslande gut bekannt ist. Das würde eine glückliche Wahl sein, die man in der gelehrten Welt sehr gern sehen und der sich die öffentliche Meinung sicher anschließen würde."

Lushington, der sehr ehrenwerthe (The Right Hon.) Baron Stephen, Doctor des gemeinen Rechtes und hervorragender englischer Staatsmann und Richter, † am 19. Januar 1873 zu London. Der Hingeschiedene war mit Ausnahme des noch lebenden Lordkanzlers, Lords St. Leonard's, der älteste lebende Staatsmann: er hatte bereits 91 Lebensjahre vollendet, als er aus seinem thätigen Leben abberufen wurde. Mit ihm ist wiederum einer von den wenigen Ueberlebenden der politischen Kämpfe dahingegangen, in welchen Pitt und Fox, Burke und Sheridan, Grey und Russell, Canning, Brougham, Mackintosh und Macaulay die leitenden Rollen spielten. Als das erste Reformparlament zusammentrat, war er schon ein gereifter, ein fünfzigjähriger Mann, der bereits eine ehrenwerthe und lange Parlamentscarrière hinter sich hatte, und kaum hatte es den Anschein, als ob er der jetzigen Generation angehörte. Doch in der That war er bis in die allerletzten Jahre eine der hervorragendsten Persönlichkeiten in den öffentlichen Geschäften. Sein öffentliches Leben umspannt eine Periode von 60 Jahren. Es begann 1807 mit seinem Eintritt in's Parlament und endete, als er 1867 seine Stellung als einer der Oberrichter Englands niederlegte.

Er war als der zweite Sohn des Barons Sir Stephen Lushington am 14. Januar 1782 zu London geboren und wurde zu Eton und Oxford erzogen. Im Jahre 1806 erwarb er sich den Grad eines Mag. Art. im „All Souls College", 1807 den eines Doctors des Gemeinen Rechtes. Bereits 1806 ward er vom „Inneren Tempel" zum Advocaten berufen, als welcher er 1808 in das Archiv der Testamente „Doctors Commons" eintrat. Nach zwanzigjähriger ausgezeichneter Wirksamkeit wurde er Richter am „Consistorial-Hofe" mit dem Titel „Dean of Arches" und zehn Jahre später Richter am „Hohen Admiralitäts-Hofe". Er vertrat als ein muthiger Liberaler nach einander Winchester, Yarmouth und die Tower-Flecken von 1820—1841, in welchem Jahre er sein Mandat niederlegen mußte, da ein um diese Zeit erlassenes Gesetz den Admiralitätsrichtern den Sitz im Unterhause untersagte. Als Richter that er sich namentlich durch seine Entscheidungen über wichtige Punkte des Seerechtes hervor, sowie er auch als Dean of Arches mehr denn einmal dazu berufen war, ein Urtheil über heikele Ceremonien- und Constitutionsfragen in der anglicanischen Kirche zu entscheiden. Wie schon bemerkt, zog er sich wegen hohen Alters 1867 aus dem öffentlichen Leben zurück, seine letzten Lebenstage auf seinem schönen Landsitze Ockham-Park bei London zubringend.

Sprechsaal der Redaction.

Fr. Kreyßig's Antwort auf den Sprechsaalartikel an **Fr. N. in Halle** (D. W., Bd. VI, Heft 7), welche mir sofort nach Mittheilung der kleinen Expectoration zuging, und welche ich im Einverständnisse mit dem Herren Verfasser unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen meine, lautet:

Frankfurt, den 7*)/5. 74.

Hochverehrter Herr Doctor!

Mit Ihrer Bemerkung, daß die Ihre Schrift betreffenden-Auslassungen meines Aufsatzes über „Aesthetische Nationalerziehung" auf so Manchen

*) Poststempel: 5. Red.

„keinen reinen und klaren Eindruck gemacht haben", treffen Sie wohl nur zu sehr das Richtige; ich habe mir das gleich selbst gesagt, als ich nach meiner Gewohnheit die fertige Arbeit nach einigen Wochen einer strengen und, soweit das im Bereich der Menschennatur liegt, unparteiischen Kritik unterwarf. Der Grund liegt freilich nahe. Ich hatte bis dahin von Ihnen selbst keinen reinen und klaren Eindruck empfangen, stand vielmehr unter der Nachwirkung ziemlich entgegengesetzter Empfindungen. An Ihrer Gedankenschärfe, Ihrem Ueberzeugungsmuthe, Ihrem redlichen und gründlichen Streben, Ihrem scharfen und tapfern Eintreten für die große nationale Forschrittsbewegung dieser Jahre, sowie an der originalen Kraft Ihres Stils habe ich oft meine rechte Freude gehabt; auf der andern Seite habe ich als mir persönlich sehr werthvolles Ergebniß harter Lebenskämpfe eine gewisse mißtrauische Abneigung gegen alle Superlative gewonnen, und ich will nicht leugnen, daß gewisse von Ihnen gebrauchte Superlative mich ein bischen verstimmt hatten. Nichts für ungut! Ich gelte z. B. bei Allen, die mich näher kennen, für einen in der Wolle gefärbten Preußen und bitte Gott, daß er mich in dieser Beziehung des Hasses und der Verachtung der Gelehrten der Frankfurter Zeitung stets würdig erhalte. Ich habe aber in Frankreich gelebt, mich viele Jahre hindurch nach Kräften gründlich mit dem Studium französischer Dinge befaßt, habe von Angehörigen jenes wunderlich zusammengesetzten Volkes viel Liebes und Gutes erfahren, und da müssen Sie mir es denn schon nicht verdenken, daß mir die Wendung „angenommen, daß ein Franzose einen Gedanken fassen könnte" (ich weiß nicht, ob ich ganz wörtlich citire) eine Weile in den Gliedern lag. Aehnlich ging mir's mit Ihren Verdammungsurtheilen gegen die Realschule, dieses vielgeplagte Stiefkind unserer schwierigen und verworrenen Uebergangsperiode. Vollkommen zutreffend erscheinen mir die Klagen über den überladenen Lehrplan der Secunda und der Prima. Es ist, scheint auch mir, ein Widersinn, wenn man eine Schule durch die Gesetzgebung (das Universitätsprivilegium der Gymnasien) gegen die Talente ziemlich hermetisch absperrt, und dann ihren Secundanern eine gleichmäßig intensive Beschäftigung mit vier Sprachen, Geographie, Geschichte, reiner und angewandter Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen zumuthet, und daneben auch noch Zeit für Religion, Singen und Turnen in Anspruch nimmt. Hier in Frankfurt bin ich jetzt daran, mit einer Bifurcation der obern Classen nach der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der linguistisch-historischen Seite hin einen Versuch zu machen, ohne mich jedoch über schnelle Erfolge Illusionen hinzugeben, wenn die Freigebung der Universitätsstudien der modernen Bildungsrichtung nicht fair play gewährt. Was helfen die besten Lehrpläne und die eifrigsten Lehrer, wenn man ihnen die talentvollen und wissenschaftlich angelegten Schüler künstlich fern hält! Daß übrigens selbst unter den jetzigen ungünstigen Verhältnissen recht Tüchtiges geleistet werden kann, wenn das gute Glück einmal eine gute Kraft der Prima einer Realschule zuführt, darüber habe ich zu viele persönliche Erfahrungen in meiner langen Lehrerlaufbahn gemacht, als daß ich in die Verdammungsurtheile der Philologen einstimmen könnte. So, verehrter Herr Doctor, traten mir in Ihren Schriften (denn persönlich sind Sie mir ja leider unbekannt) zwei Wesen gegenüber; hier der vielleicht ein bischen neudeutsch überpatriotische Heißsporn (da ist das fatale Wort schon wieder!) und der ideal strebende, aber vielleicht durch persönliche Erfahrungen ein wenig zu früh ungeduldig gewordene Realschul-Pädagoge; dort der tapfere, entschieden begabte, mit mir in den letzten Zielen und Grundanschauungen einige und von mir aufrichtig hochgeschätzte und mit warmem Interesse auf seiner aufstrebenden Bahn verfolgte Schriftsteller und Gelehrte. Unter diesem Doppeleinflusse stand meine Stimmung, als ich schrieb, und wenn sich dabei die Züge des Bildes an ein paar Stellen verwirrten, wenn keine klare, ungetrübte Stimmung und Färbung heraus kam, ja wenn ich gar, wie Sie nicht ohne Grund bemerken, in ein paar Wendungen an einen ironischen Ton streife, so bitte ich Sie, das auf Rechnung des Stilisten schreiben zu wollen. Ein höhnischer Ton ist mir überhaupt nicht sympathisch, wie ich bei allem Respect vor Lessing nur ehrlich gestehen will; und Sie wären vollends der Letzte, gegen den ich denselben mit Bewußtsein und in doloser Absicht anschlagen würde. Mögen Ihre Vorlesungen recht Vielen eine ähnliche Freude und Anregung gewähren, wie ich sie ihnen verdanke. Wo Sie zu scharf angehen und in der Hitze des Gefechts wohl auch einmal einen weniger Schuldigen treffen, wird ja die Abwehr nicht fehlen, und in der Hauptsache haben Sie

meiner Ueberzeugung nach Recht. Ich denke, die Culturarbeit dieser großen Jahre wird Ihnen noch Manches zu danken haben!

In aufrichtiger Hochachtung

F. Kreyssig.

Die Leser — darf ich voraussetzen — wissen, was hierauf im wesentlichen zu erwidern war; es ist daher überflüssig, sie mit der Rückantwort in extenso zu behelligen. Es durfte darauf hingewiesen werden, daß Franzosenfresserei mir fremd ist, und ich nie blöde gewesen bin, französische Vorzüge als leuchtende Vorbilder aufzustellen. Der angeführten Stelle erinnere ich mich nicht; es könnte als die ähnlichste nur D. W., I, S. 147 gemeint sein, wo von Thiers und seiner schlaffen Haltung gegen den Bürgerkrieg die Rede ist: „Könnte man einen Franzosen überhaupt als ein urtheils- und verantwortungsfähiges Wesen betrachten u. s. w."; das heißt natürlich: einen modernen Franzosen strenger Observanz, zumal nach der Verwirrung durch 1870/71. Die Vorzüge einzelner Franzosen als Personen zu leugnen fällt mir nicht bei, aber sie erklären nicht die Vergehungen und Fehler der Gesammtheit. — Die Realschulen angehend kann ich mich von nichts Anderem überzeugen, als daß die höhere Lehranstalt (die Mittelschule) die allgemeine Bildungsgrundlage zu geben hat, und daß diese vorwiegend formaler Natur, auf Sprachstudien basirend zu denken ist. Durch eine vollständige Gleichstellung der Realschulen mit den Gymnasien wird die Universität herabgezogen, und die Wissenschaft verflacht. Existenzberechtigt erweisen sich nur die zwei Arten von Lehranstalten, zwischen denen die Realschule und ihre Spielarten in unsicherer Mitte stehen: die zur feinsten allgemeinen, als genügende und zuverlässigste Grundlage für jedes Fachstudium dienenden Bildung führende Schule, das Gymnasium, welches in seiner etwas veralteten Organisation den Anforderungen der Jetztzeit nicht mehr vollkommen genügt, aber verhältnißmäßig leicht reorganisirbar ist; und diejenige Schule, welche, auf wissenschaftliche Laufbahnen ihrer Schüler verzichtend, in kürzerer Zeit eine gewisse solide, aber nicht streng wissenschaftliche, sondern so zu sagen mehr encyklopädische Basis für die höheren Berufsarten des praktischen Lebens giebt, die preußische Gewerbeschule ohne Latein, deren Abiturientenzeugniß als Qualificationsattest für den einjährigen Dienst gilt. — Ein eben so gutes Publicum, wie die Gymnasien haben, ist den Realschulen nie zuzuführen; denn während jene nach wie vor ausnahmslos auf jedes Fach vorbereiten, überliefern diese für viele Studien kaum die elementarsten Vorkenntnisse; und wer nun einen fähigen und gut erzogenen Jungen überhaupt 8—9 Jahre auf die Schule schicken kann und will, wird, wenn er nicht ganz verdreht ist, immer die Gymnasien bevorzugen, um dem Jungen nichts zu verschließen und ihm für das reife Alter die Berufswahl vollständig offen zu halten. Wenn eine gute Familie ihren Sprößling der Realschule übergiebt, so geschieht es heute und wird es immer geschehen nach einem Acte schwerer Resignation: „Ein Gelehrter wird der Junge doch nicht"; und das heißt eigentlich richtiger: „Auf eine Carrière in der ersten und obersten Kategorie muß der Junge verzichten".

Diesen Versuch, die aus der Einheit fallenden Züge in dem Bilde, das Kreyßig sich von mir gemacht, in ihren rechten Zusammenhang zu bringen, hat derselbe in der freundlichsten Weise aufgenommen, einen weiteren, wo möglich mündlichen Meinungsaustausch vorbehaltend und in Aussicht stellend. —

Um den Leser die Höhen und die Tiefen des menschlichen Geistes nach einander ermessen zu lassen, weise ich ihn darauf hin, daß und wie der Anonymus des „Deutschen Wochenblattes" auf die neulichen Bemerkungen über ihn reagirt hat. In einem Briefe von befreundeter Hand lese ich kürzlich: „Den gemeinen Angriff in Nr. 20 des „D. Wchbl." würde ich ganz ignoriren." Das versteht sich von selber, ohne daß ich ihn kenne, und hat vor seiner Existenz festgestanden. Leider habe ich das mich beschämende Bekenntniß abzulegen, daß ich an der jetzt losbrechenden Gemeinheit einen gewissen Theil der Mitschuld habe, da ich unbedachtsam vorweg (unter dem 8. Mai) meinen Beschluß, auf weitere Ausführungen des D. W. B. nicht mehr zu erwidern, demselben brieflich kund gegeben und damit der Gemeinheit den einzigen Zügel genommen habe, den sie kennt, den der Furcht. B. M.

Das letzte Jahr in der protestantischen Kirche und Theologie Deutschlands.

Von
Professor H. Holtzmann.

Wenn man seit 1871 eine neue Aera in der Geschichte des deutschen Vaterlandes auch insofern datiren wird, als seit Mobilmachung der Centrumspartei im deutschen Reichstage der Reichsregierung die Augen bezüglich der naturgemäßen Stellung der kirchenpolitischen Parteien aufgegangen sind, und langjähriger verhängnißvoller Irrthum seinen hoffentlich endgültigen Abschluß gefunden hat, so dürfte bezüglich der protestantischen Kirche und Theologie ein Abschnitt von ähnlich weitgreifender Bedeutung in das Jahr 1873 fallen. Nachdem der preußische Staat, der jetzt endlich wieder ist, was er der ganzen Natur seiner Stellung im europäischen Staatencomplexe gemäß zu sein berufen ist, der Vertreter des Protestantismus (sofern der Letztere neben dem religiösen auch ein politisches Princip in sich schließt), in den Maigesetzen den Handschuh, welchen der Ultramontanismus ihm plötzlich hingeworfen, aufgenommen und allen kirchlichen Uebergriffen einen unüberschreitbaren Damm entgegengesetzt hat, war es eine naturgemäße, selbst durch die höchste Ungunst der Witterungsverhältnisse an mancher entscheidenden Stelle nicht mehr aufzuhaltende Folge des Kampfes, in den man eingetreten war, wenn auch die Angelegenheiten der protestantischen Kirche und Theologie eine Wendung nach fruchtbringenderen und verheißenderen Zielpunkten nahmen, als diejenigen gewesen sind, welche nur allzulange als A und O aller kirchenpolitischen und theologischen Weisheit, wie in Berlin so in Hannover, wie in Kassel so in Schwerin, wie in München so in Dresden gegolten haben.

Was in dieser Richtung im Verlaufe des letzten Jahres in Preußen geschehen ist, hat eine so tiefgreifende Bedeutung für das ganze Reich, daß wir billig unsere Umschau damit beginnen. Die logische Röthigung, welche zu einer Umkehr von den lange betretenen Wegen führte, liegt einfach in der gemachten Erfahrung, daß das Pastorenthum, wie man es seit einem Menschenalter herangezogen, in seinem großen Durchschnitte eine politisch mindestens unbrauchbare, wenn nicht geradezu bedenklich und gefährlich wirkende Macht darstellt. Es liegt zu Tage, daß die katholischen Bischöfe, seitdem sie in Folge der Maigesetze dem Staate offen den Gehorsam gekündigt haben, nirgends innigerem Verständnisse und sympathischeren Gefühlen begegnen als in den Reihen des evangelischen Klerus von der Art der Knack und Quistorp und seiner Protectoren und Patrone, der Herren von Bodelschwingh, von Kleist-Retzow u. s. w. Die Hochflut des Lutherischen Confessionalismus, welcher Friedrich Wilhelm IV. vor 22 Jahren freien Raum geschafft hatte, war schon nahe daran, die unirte Landeskirche Preußens wegzuschwemmen; die Cultusministerien Raumer's, Bethmann-Hollweg's und Müh-

ler's erwiesen sich entweder gleich unfähig, dem Uebel zu steuern, oder aber sie begünstigten diese Richtung geradezu, sei es auch nicht offen und rückhaltslos. Der gegenwärtige König, als Inhaber des obersten Kirchenregimentes, hat ohne allen Zweifel gleich von Anfang seiner Regierung Tendenzen befolgt, welche dem confessionalistischen Treiben entgegen zu wirken geeignet waren. Aber erst in dem gegenwärtigen Cultusminister hat er einen kräftig und entschieden in diesem Sinne wirkenden Träger gesunder kirchenpolitischer Ideen gewonnen. Irrungen der verschiedensten und bedauerlichsten Art ließen es nicht früher dazu kommen, daß dem Umsichgreifen des Confessionalismus ein kräftiger und umfassender Widerstand entgegen trat.

Eine Hauptschuld dieser Wirren und Mißverständnisse trägt der im August vorigen Jahres mit Tode abgegangene Generalsuperintendent und Oberhofprediger Wilhelm Hoffmann. Er war so recht die Seele der inneren Verwaltung seit fast zwanzig Jahren gewesen, und noch ist nicht abzusehen, wie lange es dauern wird, bis die letzten Saaten des Mißtrauens und der Verhetzung und Verdächtigung, welche dieser Mann ausgestreut hat, verwelkt und abgestorben sein werden. Als ein Vertreter der sogen. positiven Union entriß er die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten den Händen seiner mehr oder weniger confessionalistisch, beziehungsweise streng lutherisch gesinnten, durchaus von Hengstenberg abhängigen Vorgänger. Das war ein Verdienst. Statt nun aber die Kraft seiner Stellung in der Geltendmachung der ächt protestantischen Grundsätze, vor Allem auch im Bunde mit der freien Wissenschaft zu suchen, konnte er sich, ausgestattet mit allen Vorurtheilen eines ehemaligen Württemberger Pietistenhäuptlinges und Baseler Missionshausinspectors, nicht dazu entschließen, Standpunkte, die irgendwie weiter nach links gingen, als sein eigener, für in der Kirche berechtigt zu halten. Sein Ideal war eine protestantische Kirche, in welcher Jedermann glaubt, was in den 21 Artikeln der Augsburger Confession beisammen steht, in welcher Einzelne, welche noch mehr glauben wollen, für geduldet, Alle, welche weniger glauben, dagegen für »unreif« und unmündig erklärt, jedenfalls von Kanzel und Katheder strengstens fern gehalten werden. Mit dieser fast unglaublichen Bornirtheit seines Gesichtskreises und mit der entschlossenen Zähigkeit, mit der er seine Ziele verfolgte, war nun aber ein hohes Maß von geselliger Begabung, dazu der Schein eines äußerst biederen und liebenswürdigen Wesens, vor Allem großer Weitherzigkeit und Milde verbunden. Die Thatsache, daß Hengstenberg ihn als einen Halben verdammte, genügte, um ihn da, wo man wenig Zeit und Bedürfniß hat, dem Unwesen theologischer Coterien auf den Grund zu sehen, als einen Mann des Fortschrittes erscheinen zu lassen, und der kluge Schwabe mit seiner grundehrlichen Ausdrucksweise und biedermännischen Leutseligkeit war erfinderisch in Mitteln, sich den Heiligenschein des vom Fanatismus verurtheilten Freisinnes um das Haupt zu winden. Mit dieser Glorie angethan durfte er es wagen, wirkungskräftige Bannstrahlen auf alle Häupter der freien theologischen Wissenschaft, auf alle Richtungen, Zeitungen und Vereine, die ihm unbequem waren, zu schleudern. Natürlich! Wie abscheulich, unchristlich, satanisch muß doch die freie Theologie sein, wenn solch ein weitherziger Mann wie der Generalsuperintendent an der Spree sich voll Abscheu von ihr abwendet! Und da dieser weitherzige Mann zugleich ein vielvermögender, auf dem Höhepunkte seines Einflusses geradezu ein in kirchlichen Dingen allmächtiger Mann war, wie viel Ursache für die große Masse des Mittelgutes, für die schwachen Charaktere und die seichten Köpfe unter den heranwachsenden Geschlechtern der Theologen, sich dem Gesichtskreise und den Anschauungsformen dieses Mannes anzubequemen, sie wo möglich in ihren positiven und

negativen Farbentönen zu copiren! Daher die Thatsache, daß die Organe seiner Richtung, die »Neue Evangelische Kirchenzeitung« voran, in Verlästerung und Verdächtigung der wissenschaftlichen Theologie mindestens dasselbe geleistet haben, wie die berüchtigte alte »Evangelische Kirchenzeitung« Hengstenberg's, welche das Geschäft der Denunciation nunmehr seit bald einem halben Jahrhundert, und auch nach dem Tode des Gründers noch fast mit ungeschwächten Mitteln, fortsetzt; daher die Thatsache, daß die Herrschaft der sogen. positiven Union für den wissenschaftlichen Geist des theologischen Nachwuchses von fast noch verwüstenderen Folgen begleitet war, als die Jahre, da Hengstenberg unter Friedrich Wilhelm IV. die theologischen Katheder besetzte. Wir verweisen zum Belege dessen auf die bekannte Zusammenstellung von Thatsachen: »Ein Stück aus der Hinterlassenschaft des Herrn von Mühler«.

Bei solcher Sachlage war es von höchstem Interesse, die Stellung zu beobachten, welche der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin zu der Wandelung einnehmen würde, welche sich in Folge des Conflictes mit Rom in der preußischen Kirchenpolitik zu vollziehen begann. Seit den mehr als zwanzig Jahren ihres Bestandes hatte gerade diese Behörde wie kaum eine andere es fertig gebracht, einem fast unausgesetzten Mißtrauen der öffentlichen Meinung zu begegnen. Ganz abgesehen von der angefochtenen Berechtigung ihrer Existenz beschuldigte man sie, ihrem Auftrage, der evangelischen Kirche eine Verfassung zu geben, nicht nachgekommen zu sein, dem Zustandekommen einer solchen vielmehr stets neue Hemmnisse in den Weg geworfen, einstweilen aber die Zeit wohl ausgenutzt zu haben, um der gesammten Theologie Preußens mindestens die Farbe der persönlichen Glaubensstellung des genannten Generalsuperintendenten Hoffmann, wo nicht gar die der Vollblutorthodoxie Hengstenberg's, an- und einzuhauchen. Die bekannten Ketzerprocesse, die widerwärtig selbst in die Zeiten des Glanzes unserer Waffen hineinspielten, kamen nicht zum wenigsten auf Rechnung dieser Behörde, welche die Consistorien zu Organen der äußersten Reaction, den ganzen kirchlichen Beamtenstaat zu einer rücksichtslos im Dienste derselben Macht arbeitenden Maschine werden ließ. Jahr für Jahr kam im preußischen Abgeordnetenhause der Antrag, die Ausgaben für den evangelischen Oberkirchenrath zu streichen, zur Verhandlung, bei welcher Gelegenheit es auch nie an dem unerbaulichen Schauspiele einer öffentlichen Behandlung der schwarzen Wäsche, die sich in den Consistorien gesammelt hatte, fehlte. Es bedurfte immer der ganzen Kunst Mühler's und vieler Ungeschicklichkeiten auf Seiten der Angreifenden, um die Position von einem in's andere Jahr hinüber zu retten. Unter dem Cultusminister Falk wäre sie sicher gefallen, wenn derselbe nicht im ersten Jahre seiner Verwaltung das Zustandekommen der Verfassung in nähere Aussicht hätte stellen und im zweiten Jahre auf die Berufung des Heidelberger Professors Herrmann an die Spitze der Behörde hätte verweisen und den zwischen diesem neuen Präsidenten und dem Cultusministerium vereinbarten Entwurf als bereits existirend hätte ankündigen können. So hat denn nach einer heftigen Scene zwischen dem Cultusminister und dem Prediger Müller, welcher von Seiten der Fortschrittspartei die Position abzusetzen beantragt hatte (24. Februar), das Abgeordnetenhaus auch diesmal wieder die geforderte Summe, und dazu eine außerordentliche Forderung von 25,000 Thalern für entstehende Synodalkosten, bewilligt (25. Februar 1873).

Der neue Präsident des Oberkirchenrathes, dessen Person dabei vielfach mit in Betracht gezogen wurde, war zuvor Lehrer des Kirchenrechtes in Kiel, Göttingen und Heidelberg gewesen. Die Wahl konnte zum voraus schon insofern eine glückliche genannt

werden, als er, ein langjähriger Freund Dorner's, des bedeutendsten Vertreters der theologischen Wissenschaft im Oberkirchenrathe, an Hoffmann's Seite auch mehrmals Präsident auf den deutschen Kirchentagen, durchaus als Vertrauensmann der herschenden positiven Richtung im Allgemeinen auftrat, während er sich, wie überall bekannt war, durch seinen lediglich nur sachliche Interessen anerkennenden Rechtssinn und seine persönlichen Eigenschaften auch warme Freunde in den verschiedensten Lagern der kirchlichen Parteien erworben hatte. War er doch erst noch auf dem Stuttgarter Kirchentage vom Jahre 1869 den Anathemen, welche Hoffmann und der ehemalige badische Oberkirchenrath Mühlhäußer über den Protestantenverein aussprachen, im Sinne der Billigkeit und Milde entgegen getreten. So betrachtete man es denn auch sofort als eine ausgemachte Sache, daß unter der Leitung eines Mannes von so weltoffenem Blick und staatsmännischer Auffassung der Verhältnisse jene Glaubensprocesse, welche in erster Linie dazu gedient hatten, die Kirche zum öffentlichen Aergernisse zu machen, ein sofortiges Ende finden würden. In der That hat diese Hoffnung nicht getäuscht. Kostete es auch noch im vorigen Sommer erst einen schweren Kampf, bis die neue Behandlungsweise solcher Fälle sich durchweg Bahn gebrochen hatte, so sind doch die Prozesse Sydow und Ziegler so glimpflich, ja so günstig wie nur immer möglich erledigt worden. Gleichzeitig hat der Cultusminister den ebenfalls schon länger schwebenden Fall Schröder im Nassauischen zu nicht minderem Mißfallen der »Neuen Evangelischen Kirchenzeitung« zum Austrage gebracht, und so scheint denn im ganzen Staate Preußen dermalen doch fast nur noch die Provinz Hannover dazu auserlesen, daß in ihr das tollste lutherische Pfaffenthum sich heiter tummele »bis zum Ende aller Dinge«. Da wird der Rector Gittermann in Esens abgesetzt, weil er zum Protestantenvereine gehört, also unfähig ist, eine höhere Bürgerschule zu leiten, und vergeblich wählt die Aegidiengemeinde von Hannover bald den Altenburger Pastor Dr. Portig, bald den Pfarrer Werner von Brüheim; das Consistorium veranstaltet mit den Gewählten ein Colloquium und findet beide Male, daß dieselben nicht im Besitze des zu einem lutherischen Pastor erforderlichen Maßes von Gläubigkeit seien. Vergeblich wählen hierauf die Hannoveraner den der eigenen Landeskirche angehörigen Pfarrer Klöpfner aus Osterrode; das Consistorium verwirft ihn, nicht weil er, sondern weil die beiden Mitpräsentirten unzulässig seien; vergeblich sendet die also über Bord geworfene und verhöhnte kirchlich-liberale Partei, um bitterste und gerechteste Klage zu führen, Abordnungen an den Cultusminister in Berlin; diese haben sich zwar einer schmeichelhaften Aufnahme zu erfreuen, aber nicht des mindesten Erfolges. Der Cultusminister sieht sich verfassungsmäßig nicht in der Lage, Beschlüsse des Consistoriums von Hannover rückgängig zu machen, und selbst die überraschenden Enthüllungen des Grote'schen Processes können nicht zur Quiescirung des fanatischen Welfen benutzt werden, welcher an der Spitze des Consistoriums steht, des Herren von Lichtenberg, der sich, mit ganz derselben effectvollen Wirkung des Contrastes, rühmen darf, ein Enkel des bekannten geistreichen Mathematikers, welcher einst die Geißel des Spottes über den Bekehrungsversuchen Lavaters geschwungen hatte, zu sein, wie sein College, der vielgenannte Präsident des Ketzer absetzenden brandenburgischen Consistoriums, bekanntlich ein Sohn Hegel's ist.

Gleichwohl läßt die mehr oder minder deutlich reichsfeindliche und welfische Farbe, welche die lutherische Orthodoxie in Hannover trägt, keinen Zweifel darüber zu, daß auch auf diesem Terrain ihre Tage gezählt sind. Immer unmißverständlicher wird sich den leitenden Kreisen Berlins die Thatsache aufdrängen, daß dieselbe solide und unver-

söhnliche Feindschaft, welche Rom dem protestantischen Preußen geschworen hat, von Seiten des confessionellen Lutherthums gegen die unionistische Kirchenpolitik der Dynastie Hohenzollern zur Entfaltung gelangen, daß mithin die Rettung nur in der Förderung einer Religiosität ohne exclusive Kirchlichkeit, einer den Schranken des Dogmatismus überhaupt entwachsenen, ehrlich in den Dienst der Wissenschaft tretenden Theologie ruhen wird. Ist es doch ein wohl zu beherzigendes Zeichen der Zeit, daß diejenige evangelische Facultät, welche gegenwärtig den meisten Zulauf hat und etwa 400 Studirende zählt, Leipzig, sich gleichfalls in die Reihe der Gegner der preußischen Maigesetze, überhaupt der ganzen Politik Falk's gestellt hat; daß eben dahin auch die beiden dermaligen lutherischen Päpste Harleß in München und Kliefoth in Mecklenburg gehören, versteht sich lediglich von selbst. Höre man doch ein preußisches Pastorensöhnchen reden, wenn es unmittelbar aus den Hörsälen Luthardt's geschlüpft kommt! Wie sieht doch die Welt so seltsam in einem solchen Kopfe aus! »Der Staat ist ein Götze, und die katholische Kirche ist ein Götze. Wenn aber Beide streiten, so ist das relative Recht auf Seite der Letzteren; denn in ihr sind wenigstens noch Keime der göttlichen Wahrheit, im modernen Staate aber ringen dämonische Elemente, Kräfte des Abgrundes nach Geltung und Ausdruck.« — Was mag es doch für einen Gewinn bedeuten für Volk und Reich, für Kirche und Staat, für Cultur und Protestantismus, wenn uns Leipzig Jahr für Jahr einige Hunderte solcher verschrobenen Köpfe liefert! Am unschuldigsten nimmt sich noch die Sache aus, wenn man von der Voraussetzung ausgeht, das sächsische Cultusministerium halte sich lediglich an die Thatsache, daß die Mehrzahl der theologischen Jugend von heute vermöge des ganzen Bildungsganges, welchen sie von Jugend auf durchgemacht hat, einem gewissen Cretinismus von Hause aus zuneigt, man also für die Frequenz einer theologischen Facultät nicht besser sorgen kann, als indem man die Qualität des Angebotes sich nach der Qualität der Nachfragenden richten läßt.

Eine andere Beurtheilung müßte freilich eintreten, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen dürften, daß es eine sittliche Pflicht des Cultusregimentes ist, dafür zu sorgen, daß der heranwachsenden Jugend nicht methodisch die Köpfe verdreht, der Wahrheitssinn gefälscht, der Charakter entmannt werde. Indem wir uns eine Beleuchtung der Leipziger Zustände von diesem Standpunkte aus für ein anderes Mal vorbehalten, weisen wir für diesmal nur auf die eigenthümliche Stellung hin, in welche die königlich sächsische Staatsreligion sich zu der preußischen Kirchenpolitik stellt. Es ist Thatsache, daß eine große Anzahl preußischer Pastoren von der streng lutherischen Sorte sich verschworen hat, ihre Söhne hinfort nicht mehr auf preußischen Universitäten, wo die Unionstheologie herscht, studiren, sondern sie in Leipzig im Sinne des confessionellen Lutherthums schulen zu lassen. So viele Jünglinge aus den Hörsälen des Herren Luthardt in den preußischen Kirchendienst übergehen, so viele principielle Gegner erstehen dem Systeme, welches die Herren Falk und Herrmann vertreten. Erscheint diese Stellung wenig freundnachbarlich, so mag als Aequivalent und Piaculum der arme Dr. Hanne herhalten, welchem der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin noch zu Hoffmann's Zeiten die Qualification zum preußischen Kirchendienste abgesprochen, und dem es wenig geholfen hat, daß die alte treue Stadt Colberg, die ihn zum Pfarrer gewählt hat, zu seinen Gunsten sich unmittelbar beim Kaiser verwendete. Man hätte denken sollen, das sächsische Cultusministerium werde wenigstens nichts dagegen haben, wenn ein in Preußen Gebannter in Sachsen Zuflucht sucht. Aber nein! Wo der Gegensatz zu dem Systeme Mühler's einmal als wohlthuende Gegenwirkung der Vernunft und des Rechtes könnte

empfunden werden, da verschwindet die Lust dazu sofort. Als der Magistrat zu Dresden dem Dr. Hanne ein Predigtamt übertragen hatte, da verweigerte das Consistorium die Zulassung desselben. Nun dafür ist es eben das Consistorium! Aber die Minister in evangelicis haben die Klage der Wähler abgewiesen und den Consistorialentscheid genehmigt. Davon wird man dereinst wenn die »Hinterlassenschaft des Herren Dr. Gerber« zur öffentlichen Besprechung kommt, weiter zu reden haben. Desgleichen von dem trotz der entgegenstehenden Mehrheit der zweiten Kammer publicirten Schulgesetze, durch welches die bisherige Unklarheit bezüglich des Verhältnisses von Schule und Kirche verewigt wird.

Doch zurück nach Preußen! Das Bedeutendste, was daselbst im Verlaufe des letzten Jahres für den inneren Ausbau der Kirche geschehen ist, liegt ohne Frage in der Kirchengemeinde- und Synodalordnung für die Provinzen Preußen, Brandenburg, Pommern, Posen, Schlesien und Sachsen vom 10. September vor. Von dem Präsidenten Herrmann ausgearbeitet, dann mit dem Minister Falk durchberathen und im Einzelnen vereinbart, hierauf im Collegium des Oberkirchenrathes genehmigt, hatte dieser Entwurf das Glück, zugleich als ein besonderer Gegenstand des Interesses und Wohlgefallens Sr. Majestät des Kaisers zu erscheinen. Um so ungünstiger war die unmittelbare und erste Aufnahme, welcher er in der Presse begegnete. »Eine Enttäuschung« — so las man nicht bloß in kirchlichen Blättern der fortgeschrittenen Richtung, sondern auch die regierungsfreundliche politische Presse sprach sich in den ersten Tagen nicht anders aus. Aber es dauerte nicht lange, so machte die flaue Stimmung einer hoffnungsvolleren und günstigeren Platz. Man sah sich den Erlaß näher an, verglich ihn mit dem Bestehenden und erwog zugleich das Maß dessen, was unter obwaltenden Umständen überhaupt allein erreichbar, ja selbst wünschenswerth war. Das Resultat war, daß man sich mit den Hauptbestimmungen des Entwurfes versöhnte und denselben als eine dankenswerthe Gabe des Kirchenregimentes hinnahm, zumal da Letzteres durch nachfolgende Instructionen das Seinige that, um das öffentliche Urtheil selbst über bedenkliche Partien der neuen Ordnung hinwegzuheben und zu beruhigen. So ist denn auch die liberale Partei, trotzdem daß es an einzelnen Versuchen zum passiven Widerstande nicht gefehlt hat, im Großen und Ganzen muthig und mit guten Hoffnungen für die Zukunft auf den neu geschaffenen Boden übergetreten und hat sich besonders in den Städten mit gutem Erfolge bei den Wahlen in die Gemeindekörper betheiligt. Auch der Protestantenverein sagt in der ersten Nummer seiner diesjährigen Flugblätter: »Eine Gemeinde- und Synodalordnung ist in der Ausführung begriffen, welche den langjährigen Forderungen der liberalen Partei, die Kirche auf der Grundlage des Gemeindeprincips zu erbauen, in wesentlichen Stücken gerecht wird und wenigstens auf der untersten Stufe der Gemeinde eine kräftige Gemeindevertretung dem Geistlichen an die Seite setzt« (S. 5).

Und wie stellte sich die bisher herschende Partei in der Kirche dazu? Lange galt allgemein als Organ des Berliner Oberkirchenrathes jene von Professor Meßner redigirte »Neue Evangelische Kirchenzeitung«, ein Blatt, welches namentlich auch der theologischen Wissenschaft schweren Schaden gethan hat durch die unselige Manier, wissenschaftliche Fragen durchweg nach dem kürzesten Maßstabe kirchenpolitischer Parteistellungen zu beurtheilen. Die Maigesetze ließen zum ersten Male die Lösung des Bandes, durch das dieses unheilvolle Blatt allzulange mit Cultusministerium und Oberkirchenrath zusammen zu hängen schien, offenbar werden. Höchstens das Gesetz über den Austritt aus der Kirche fand hier Gnade. Die »ungläubigen Massen« bildeten ja schon längst ein Hemm-

niß für die restaurationslustigen Unternehmungen der Kirchenhäupter. »Wann die Atheisten und Pantheisten, die Materialisten und Protestantenvereinler die Kirche erst einmal verlassen haben, dann erst werden wir wieder daran denken können, aus unserer Kirche eine congregatio sanctorum zu machen.« Hoffnungen, die freilich sofort in Schaum zerfließen sollten. Denn wenn auch der »Atheisten, Pantheisten und Materialisten« manche das Band, welches sie in unnatürlichster Weise mit der Kirche verknüpft, gelöst haben, so sind doch die liebevollst mit ihnen zusammengestellten, aber mehr als sie gefürchteten »Protestantenvereinler« nicht bloß nicht gegangen, sondern sie haben sich das den Maigesetzen folgende Septembergesetz bestens zu Nutze gemacht und sich an mehr als einem Orte der Landeskirche breitesten Boden in den kirchlichen Gemeindebehörden errungen.

Nichtsdestoweniger hat die »Neue Evangelische« gute Miene zum bösen Spiele gemacht. Sie acceptirt die neue Verfassung als Ausdruck und Frucht ihrer eigenen Bemühungen, und sie darf dies ohne unmittelbar drohende Gefahr, depossedirt zu werden. Der Sinn der preußischen Landbevölkerung ist so conservativ, und vor Allem der Klerus, wie er seit 30 bis 40 Jahren erzogen wurde, fast durchgängig so positiv, ja in der Mehrzahl so reactionär gesinnt, und sein Einfluß auf dem Lande ein so maßgebender, daß der Evangelische Oberkirchenrath getrost noch viel größere Zugeständnisse an das Repräsentativsystem hätte machen können, ohne befürchten zu müssen, daß dadurch plötzlich der Schwerpunkt der kirchlichen Lage auf die liberale Seite werde zu liegen kommen. Die liberale Partei in Kirche und Theologie ist darum auch weit entfernt, sich einzubilden, sie werde demnächst zur Herrschaft gelangen, und tendenziöse Lüge ist es, wenn kreuzzeitungsfreundliche Stimmen gar darüber klagen, sie sei schon am Ruder. Die Erlasse des Evangelischen Oberkirchenrathes in Sachen Sydow's und Ziegler's thun ganz unwidersprechlich dar, daß diese Behörde mit Nichten gewillt ist, von einem gewissen dogmatischen Charakter, der ihr von Anfang an eignete, abzugehen. Sie hat nur Billigkeit und Duldung, Recht und Gerechtigkeit walten lassen, wo früher eitel Intoleranz und Verfolgungssucht das entscheidende Wort führten. Sie hat sich dadurch das Vertrauen aller anständigen Leute wieder gewonnen und eine Stellung eingenommen, wie sie der mächtigen und imponirenden Würde des preußischen Staates entspricht. Die Verhältnisse innerhalb der preußischen Landeskirche können jetzt von sich aus und von innen her wieder gesunden. Diesen bestehenden Parteien und Gegensätzen ist eine Arena geöffnet, darin sie aequo Marte kämpfen und sich messen können. Es steht zu hoffen, daß auch die theologische Wissenschaft nicht mehr länger der unwürdigen Behandlung werde ausgesetzt bleiben, welche sie besonders seit den fünfziger Jahren vielfach hat erfahren müssen.

Aber — so hören wir fragen — wird es denn überhaupt möglich sein, auch nur so viel, wie oben angedeutet wurde, in Preußen zu erreichen und durchzusetzen, ohne daß von Seiten der mehr oder minder fanatisch denkenden Geistlichkeit und des von ihr mißleiteten Landvolkes ein organisirter Widerstand zu befürchten ist? Wird es abgehen ohne neue schweren Krisen und Erschütterungen, die vielleicht die Einheit der Landeskirche gefährden? In dieser Beziehung verhehlen wir zwar nicht, daß wir eine allgemeine lutherische Separation mit der Zeit für überhaupt unvermeidlich halten. Dieselbe wird kommen, gleichviel ob in Hoffmann'schem oder Herrmann'schem oder Sydow'schem Geiste regiert wird. Abzuwehren ist sie nur um den Preis, daß dem Confessionalismus die Union geopfert werde, und diesen Preis wird ein Kirchenregiment, welches im

Namen und Auftrage der Dynastie Hohenzollern schaltet und waltet, nie zahlen. Aber gefährlich werden die Dimensionen nicht werden, welche eine solche, durch liberale Maßregeln vielleicht zu beschleunigende Separation annehmen kann: dafür bürgen uns bestimmte Thatsachen, die wir dem kurzen Zeitraume, welcher hier zur Besprechung kommt, entnehmen. Im Großen und Ganzen — das sagen wir mit Bestimmtheit — werden die preußischen Kirchengemeinden bei der Fahne verbleiben, bei welcher der König steht. Mit dieser Thatsache muß rechnen, wer irgendwie auf preußische Kirchenpolitik sich einlassen will. Die preußische Geistlichkeit aber hat trotz aller Bekenntnißfreudigkeit und alles Glaubenseifers doch in nicht wenigen ihrer Glieder ein so deutliches Bewußtsein um die Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit des ihr einst, sei es von Hengstenberg, sei es von der unklaren Vermittelungs- und Schwebetheologie beigebrachten Wissens, daß es zu einem allgemeinen und imponirenden, von soliden und dauerhaften Ueberzeugungen getragenen Auftreten derselben gegen eine theologische Erneuerung nicht kommen wird.

Daß es überdies nicht unmöglich ist, sich auch von sehr vorgeschobenen Posten wieder zurück zu ziehen und selbst nach den stärksten Leistungen im Fache eines wahnsinnigen Fanatismus jeweils, wo solches gefordert wird, wieder Vernunft anzunehmen, daß man überhaupt es versteht und bereit ist, Ordre zu pariren, und es also in der Hauptsache nur darauf ankommen wird, wie von Berlin aus befohlen wird, beweist das schlesische Kirchenregiment. An der Spitze desselben steht der Generalsuperintendent Erdmann, der schon bei manchem Sturm auf die Festungen und Bollwerke des Satans die Heertrompete geblasen, u. A. auch einer der ersten gewesen ist, von welchen der Bannfluch gegen die ketzerische Universität Heidelberg ausgegangen ist. Den Geist des schlesischen Kirchenregimentes bezeichnet schon die Thatsache, daß Mitglieder desselben sich nicht gescheut haben, ihre Namen unter eine Erklärung der am 4. Juni versammelt gewesenen Liegnitzer Pastoral-Conferenz zu setzen, welche mit deutlicher Beziehung auf die damals noch schwebende Angelegenheit Sydow's »den vom Bekenntnisse Abgefallenen die Berechtigung zum kirchlichen Lehramte nicht zugestehen« will. Als gleichwohl der Magistrat von Liegnitz den Gymnasiallehrer Ziegler in Berlin, einen Mann, welcher an wissenschaftlicher Bedeutung den Herren Erdmann und seine Collegen im Consistorium zweifellos überragt, zum Diaconus erwählt hatte, gerieth das Consistorium in äußerste Bestürzung. Es veranlaßte zunächst eine Gemeindeversammlung. Aber das Mittel war übel gewählt; von 322 Stimmen ließen sich nur 78 dazu herbei, gegen Ziegler zu votiren. Nun fand das Consistorium auf Grund eines im Berliner Unionsvereine gehaltenen Vortrages, der Gewählte »stehe mit den Grundwahrheiten des evangelischen Glaubens in Widerspruch«, und wollte ihn nicht bestätigen. Da hebt der Oberkirchenrath in Berlin den Erlaß des Consistoriums als ungerechtfertigt auf und verfügt die Bestätigung des erwählten Diaconus von Liegnitz. Herr Ziegler reist nach Breslau. Aber siehe da — nun sieht sich Herr Erdmann gemüßigt, seinerseits ein dreistündiges Colloquium mit ihm zu halten, in Folge dessen er ihm abermals aus Gründen des Gewissens die Ordination verweigert. Jetzt aber beruft sich Ziegler, welcher schon das Eintreten in ein Colloquium einfach hätte ablehnen können und sollen, auf den Befehl des Oberkirchenrathes; es erfolgen auch von anderer Seite her einige Monitorien, und plötzlich nimmt das Gewissen des Herren Generalsuperintendenten Vernunft an, und die Ordination vollzieht sich ohne weiteren Anstand. Man sieht also: mit solcherlei »Gewissensgründen« läßt sich reden, ohne daß man Rebellion zu gewärtigen braucht.

Noch bezeichnender und von weitgreifenderer Bedeutung ist in derselben Richtung

das Vorgehen der sog. lutherischen Augustconferenz. Gleich nach Erlaß der Maigesetze regte sich innerhalb des preußischen protestantischen Klerus an allen Orten und Enden ein unbehagliches Gefühl, als gelte es, sich nun auch seinerseits mobil zu machen und dem Ministerium Falk die Zähne zu weisen. Wie so gar gerne wäre doch schon die Westphälische Provincialsynode einberufen worden, um gegen jene Gesetze »Zeugniß abzulegen«, wenn es der Oberkirchenrath nur gelitten hätte. Aber Luft mußte man sich doch machen. So reifte das Project einer auf den Herbst zusammen zu berufenden »evangelisch-lutherischen Conferenz«, in der wir eines der bezeichnendsten Symptome des im preußischen Pfarrhause herschenden Geistes vor uns haben. Eigenthümlich berührt schon der Umstand, daß zu denen, »welche sich zu Jesu Christo, wahrhaftigem Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftigem Menschen, von der Jungfrau Maria geboren, als unserem einigen Herrn bekennen und gewillt sind, in rückhaltsloser Treue für das Bekenntniß unserer evangelisch-lutherischen Kirche einzutreten«, und von denen daher die Einladung an Alle, die gleichen Willens und Sinnes sind, ausgegangen ist, nicht bloß der Superintendent Meinhold von Kammin, ein »Gnadenmittelamtmann« im Großen und Papst im Kleinen, oder der aus dem preußischen Abgeordnetenhause hinlänglich bekannte Zuchthausvorsteher Strosser, sondern auch die gesammte Opposition des Herrenhauses, die Barone von Senfft-Pilsach, Westphalen, Kleist-Retzow u. s. w., ja auch der Ministerpräsident a. D. von Manteuffel gehörten.

Eine der ersten Lanzen wurde gegen den Protestantenverein eingelegt. Auch hier offenbarte sich wieder die extreme Angst vor etwaiger Besetzung theologischer Lehrstühle mit wissenschaftlich geschulten Männern als ein beiden Fractionen der reactionären Geistlichkeit gemeinsamer Charakterzug. Denn nichts Anderes als dies ist des Pudels Kern, wenn beschlossen wurde: »Die Conferenz anerkennt in dem Protestantenverein einen Abfall von der Grundwahrheit des Evangeliums und eine Gefahr für die Kirche und erklärt, daß es zum tiefsten Schaden und endlich zur Auflösung der evangelischen Landeskirche führen müsse, wenn zu den theologischen Lehrämtern Männer berufen werden, durch deren Lehren das Bekenntniß der Kirche zersetzt wird.« Sodann wurde sofort die bestehende Gefahr, auf dem Wege der neuen Kirchenpolitik des Staates expropriirt zu werden, in's Auge gefaßt, und demgemäß nach dem Vorbilde des katholischen Klerus zu lebhafter Agitation auf politischem Gebiete angefeuert. Man erkannte es als Pflicht, sich an constitutionellen Wahlen zu betheiligen, um auf diese Weise zu ermöglichen, daß der gegenwärtigen, in's Verderben führenden Richtung des Staatslebens entgegen gearbeitet werde. Nicht minder einverstanden war man darüber, daß das unirte Kirchenthum unfähig sei zu erfolgreichem Widerstande gegen die immer dreisteren Forderungen des Unglaubens; ja selbst der evangelische Kirchentag könne beim Mangel einer klaren Bekenntnißgrundlage keinen Sammelpunkt für Glieder der lutherischen Kirche innerhalb der Union mehr bilden. Aber so tapfer man auch im Wortemachen und Resolutionenfassen war: selbst diese aus den hartgesottensten Producten Hengstenberg'scher Züchtung bestehende Conferenz wagte nicht, den Feind, über welchen sie sich eigentlich zu beklagen hatte, mit Namen zu nennen. Sie begnügte sich damit, den Kaiser zu bitten, er möge den Sydow wieder absetzen und das Unglück der Civilehe von Preußen abwenden. Als aber »Bruder Quistorp« und einige Heißsporne weiter gehen wollten, als es sich gar um einen directen Angriff auf den Oberkirchenrath handelte, da mahnte der kluge Führer zur »Vorsicht«, und so gingen die schönen und heißen Tage vom 27. bis 29. August vorüber, ohne einen anderen Erfolg mit sich zu führen, als daß die Bürger der guten Stadt Berlin

an diesem absonderlichen Concilium der Kreuzzeitungs-Lutheraner einen Gegenstand längerer Erheiterung genossen hatten, wie denn auch die Berichte, welche die »Volkszeitung«, die »Gegenwart«, die »Spener'sche Zeitung«, die »Protestantische Kirchenzeitung« und andere Blätter aus der Feder von verwunderten Augenzeugen gaben, nicht wenig dazu beitrugen, dieselbe heitere Stimmung auch in weitere Kreise zu verpflanzen. Die Conferenzler aber begaben sich in ihre Pfarrhäuser, überzeugt, wie Professor Grau aus Königsberg ihnen gesagt hatte, sich gegen den Verdacht, »stumme Hunde« zu sein, sicher gestellt zu haben.

Gelegentlich dieser lutherischen Conferenz legte auch eine ganze Reihe von Superintendenten und Generalsuperintendenten eine ähnliche Probe von Gefügigkeit ab, wie der Bruder Erdmann in Breslau. Sie hatten die Einladung zu dem Sturm auf die Union mit unterzeichnet, wohl wissend, daß sie damit ihre Stellung als Diener und Beamte der Unionskirche in einem mindestens zweifelhaften Lichte erscheinen ließen. Vom Oberkirchenrathe deshalb zu einer Erklärung aufgefordert, gaben sie dieselbe gleichwohl dahin ab, die Einladung sei nicht im Sinne einer kirchenpolitischen, namentlich gegen den Bestand der preußischen evangelischen Landeskirche gerichteten Agitation zu verstehen; man habe auch keineswegs beabsichtigt, Mißtrauen gegen die Intentionen des Kirchenregimentes in der Verfassungsfrage auszusprechen. Nachdem in diesem Sinne Einer nach dem Anderen von den lutherischen Fahnenträgern sein reumüthiges Bekenntniß abgelegt hatte, konnte der Oberkirchenrath verfügen, daß von weiteren Schritten Abstand zu nehmen sei, wobei er jedoch nicht unterließ, mit aufgehobenem Finger die Bußfertigen darauf hinzuweisen, daß »Männer in kirchenregimentlichen Aemtern jetzt mehr denn je Bedenken tragen müssen, solchen Aufrufen, namentlich wenn sie so anfechtbare Auslassungen enthalten, rückhaltslos sich anzuschließen«.

Also nochmals! Preußische Pastoren mögen ganz derselben Dogmatik anhangen wie kurhessische Pastoren. Zu einem Widerstande, wie die Letzteren ihn organisirt haben, kann und wird es nicht kommen, aus dem einfachen Grunde, weil der letzte und schärfste Stachel der Verbitterung wegfällt: der politische. Die kurhessischen Pastoren aus der Schule Vilmar's haben bekanntlich, als sie erklärten, nicht Willens zu sein, sich dem königlichen Consistorium zu Cassel zu unterwerfen, in einer directen Eingabe an den Kaiser demselben zu Gemüthe zu führen sich unterstanden, daß er »nicht ihr angestammter Landesherr« sei, und sie, selbst wenn er's wäre, ihm doch nicht zu folgen gedächten. »Treten Sie nicht näher, hier steht Christus«, sagte, auf seine werthe Person weisend, einer dieser Pastoren zu der Commission, welche gekommen war, ihm das Inventar der Pfarrei abzunehmen. Unmittelbar von Christus glaubten diese Helfershelfer beim Verfassungsbruche und bei der Maßregelung der Beamten von 1850 sich auf ihre Pfarreien gepflanzt. So waren sie einst von Hassenpflug gelehrt worden. In der That ließen sie sich jetzt ungefähr ihrer dreißig absetzen, als Märtyrer einer mehr politischen denn kirchlichen Schrulle. Bei preußischen Pastoren ist dies nicht denkbar, und wenn sie es sich in größerer Menge einfallen ließen, was einzelne dreiste Pfaffen am 22. März 1873 wirklich wagten, den kaiserlichen Geburtstag zu ignoriren, so würde ihnen das Volk den Standpunkt klar machen.

Auch das Heer bildet einen Theil dieses Volkes. Gerade bezüglich des Militärs scheinen nun zwar ähnliche Schwierigkeiten zu bestehen, wie bezüglich des Pastorates. Ziemlich verbreitet und zum Theil auch in Reichstagskreisen cursirend tritt uns die Meinung entgegen, der herschende Dogmatismus habe sich nun einmal als die beste

Soldatenreligion bewährt und dürfe deshalb nicht aufgegeben werden. Ganz ohne Anhalt in der Denkweise leitender Persönlichkeiten scheint diese, freilich nicht eben aus dem Centrum der Theologie und der Religion geborene Auffassung der Sachlage allerdings nicht zu sein. Lasen wir doch den Namen des Feldmarschalles Grafen Moltke unter den Einladungen zu der Octoberconferenz, welche Wilhelm Hoffmann im Jahre 1872 veranstaltete, und dem Grafen Roon konnte es, als er Ministerpräsident war, begegnen, von »ordentlichen Leuten« im Gegensatze zu Protestantenvereinlern zu sprechen. Alles Verdienst unserer trefflichen Kriegsführer in Ehren! Aber wir trauen ihnen überdies auch zu, daß sie mit einer Kost, die sich vom »geistlichen Pumpernickel« durch einige Rücksicht auf die Assimilationsfähigkeit der Köpfe unserer heutigen Menschheit unterscheidet, nicht unzufrieden sein und, wofern nur die Hauptsachen gewährleistet sind, erklären werden: das Uebrige geht uns nichts mehr an. In diesem Sinne fassen wir eine Erklärung der »Militärischen Blätter« vom April 1873, in der es wörtlich heißt: »Wenn die Kreuzzeitung in der Armee fast alle Anhänger verloren hat, so ist dies nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sie seit mehreren Jahren das Christenthum mit den lutherischen Geistlichen verwechselt, welche Letztere bei aller individuellen Anerkennung in der Armee wenig Freunde haben dürften.« —

Bezüglich des außerpreußischen Deutschlands hätten wir, wenn es hier überhaupt von Interesse sein könnte, Kleinigkeiten zu besprechen, eine große Menge von Actionen und Reactionen zu verzeichnen, welche sich als die Geschichte der einzelnen Landeskirchen darstellen. In den meisten Fällen ging es eher voran als rückwärts; vielfach bleiben in der Seele des Beobachters als Rest gemischte Gefühle, gemildert durch Heiterkeit über die Incommensurabilität aller dieser Zustände. So in Waldeck, welches jetzt auch seine Synodalverfassung hat, wo die erste, im October versammelt gewesene Generalsynode zuerst sich von der confessionell gesinnten Minorität zu einem Zeugnisse gegen den Consistorialrath Schramm wegen eines im Berliner Unionsvereine gehaltenen Vortrages, also wegen »Sydowismus«, hinreißen ließ, sofort aber einlenkte und denselben Consistorialrath anderer Verdienste wegen belobte, ja endlich einen liberalen Synodalausschuß wählte. Am meisten ist von allgemeiner Bedeutung, was im Großherzogthum Hessen geschah. Kaum lag noch vor zehn Jahren eine andere Bevölkerung so darnieder unter dem Drucke des mit dem Bischofe Ketteler und dem Jesuitismus alliirten Systemes der politisch-kirchlichen Reaction. »Hessen-Dalwigk« — der Name besagte Alles. Das Verdienst, den zündenden Funken des deutschen Mannesmuthes aus dem harten Gesteine des hessischen Volksgeistes geschlagen und ein Feuer angefacht zu haben, welches schon jetzt fast das ganze Inventarium des Haushaltes Dalwigk verzehrt hat, gebührt nächst den aus den Darmstädter Kammerverhandlungen seit Jahren hinlänglich bekannten Namen vor Allen dem uneigennützigen und unermüdlichen Hofgerichtsadvocaten Ohly. Nicht bloß hat er an allen Ecken und Enden des Landes protestantenvereinliche Bewegungen in's Leben gerufen und dadurch die Wirksamkeit der mit dem Adel verbundenen lutherisch-orthodoxen Eiferer unter der Geistlichkeit völlig lahm gelegt, sondern er wußte auch durch ein im entscheidenden Augenblicke in's Werk gesetztes Einlenken dem Protestantenvereine mit der vermittelnden Friedberger Richtung Fühlung zu verschaffen, so daß, als endlich im Frühjahr und Herbst des verflossenen Jahres eine constituirende Generalsynode zum Tagen kam, das Uebergewicht der beiden vereinigten Richtungen ein völlig entscheidendes, und das confessionelle Element, welches sich so lange als das allein berechtigte und herschende betragen hatte, fast gar nicht mehr vertreten war. Nachdem sich den Som-

mer über ein Ausschuß unter der Leitung des Professors Wasserschleben aus Gießen mit dem vorgelegten Verfassungsentwurfe beschäftigt hatte, wurde die Sache endlich in dem Sinne erledigt, daß eine einheitliche Landeskirche auf föderalistischer Grundlage (Lutheraner, Reformirte, Unirte) festgehalten wurde. Die schon längst durch eine gemeinsame Kirchenbehörde und viel mehr noch im Geiste geeinigte evangelische Landeskirche ist somit jetzt auch durch ein gemeinsames Verfassungsband zusammengeschlossen. Der Einzelgemeinde ist ein ausgedehntes Vetorecht eingeräumt worden. Die Vertretung der Gemeinde bei der Pfarrwahl ist zu Gunsten des landesherrlichen Kirchenregimentes »bis zur künftigen Aufhebung des Pfründesystemes« zurückgestellt. Am 15. April l. J. ist die Verfassung in's Leben getreten, und selbst die beiden Urlutheraner, Graf Görz und Pfarrer Dieffenbach, welche eine feierliche Secession in der Synode veranstaltet hatten, haben ihre Unterwerfung angezeigt.

Daß in Hessen der Umschwung so rasch und so glücklich verlaufen konnte, begreift sich im Hinblick auf eine Reihe von günstigen Verhältnissen, die hier zusammentrafen. Während man in Versuchung sein könnte, zu meinen, in Preußen komme die Reform unter allen Umständen zu spät, sofern Dank der Raumer-Mühler'schen Mißregierung die Kluft zwischen dem gebildeten Laienstande und den Vertretern und Trägern der theologischen Praxis eine fast unausfüllbare geworden ist, war das Interesse an der Kirche im Hessischen in den letzten Jahren in stetem Steigen begriffen. Ein Blick in das Abgeordnetenhaus in Darmstadt läßt kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß dasselbe an Männern, welche ihre Kräfte gern für Befreiung der Kirche von den Staatsfesseln und zugleich für Emancipirung der Theologie von den Banden des Dogmatismus einsetzen, und zwar nicht bloß aus Gründen einer kühlen politischen Doctrin, sondern aus eigenstem religiösen Interesse und Eifer, verhältnißmäßig reicher ist als etwa das Abgeordnetenhaus zu Berlin. Diese Elemente sind es ganz insonderheit gewesen, welche die Verfassungsfrage auch in Regierungskreisen in Fluß brachten und allen nicht ohne Aussicht auf Erfolg unternommenen Machinationen, durch welche die confessionelle Partei noch in letzter Stunde und an höchstem Orte das Verfassungswerk zu Falle zu bringen suchte, die Spitze abbrachen. Dazu kam, daß die theologische Facultät zu Gießen sich jederzeit des Andranges der geschworenen Advocaten der Ueberlieferung zu erwehren gewußt hat. Wenn gleichwohl ein dem ganzen Geiste der Bevölkerung fremdes lutherisches Pastorenthum hier und da herangewachsen ist, so trugen theils die nachbarlichen Einwirkungen Kurhessens, theils die theologischen Schrullen des hohen Adels, der in Hessen ein weitausgedehntes Patronatsrecht übt, die Schuld daran.

Die gelobten Länder der lutherischen »Dorfpäpste« werden jetzt, da ihnen Hessen definitiv entrissen ist, Altbayern und Mecklenburg bleiben. Vielleicht nirgends in Deutschland schläft der Protestantismus einen solchen Todesschlaf wie in den Gemeinden, deren Pastoren sich im October zu der in Bayreuth tagenden Generalsynode versammelt haben. Unter dem Krummstabe des Herren von Harleß duselt das lutherische Phäakenland dahin, seine Pastoren wachsen an den Erlanger Biertischen auf; wenn sie in's Examen kommen, steht ihr durchschnittliches Wissen genau auf dem Standpunkte jenes Candidaten, welcher, zufällig einem Examinator aus anderer Schule in die Hände fallend, auf dessen Frage nach den Gründen, welche Baur und Zeller gegen die Echtheit und den geschichtlichen Charakter der Apostelgeschichte geltend gemacht haben, dreist zur Antwort gab, dieselben seien ihm zwar entfallen, doch sei er in der Lage, mit Bestimmtheit versichern zu können, daß Professor Hofmann in Erlangen sie sammt und sonders

zu Schanden gemacht habe. Der Name des letztgenannten Theologen erinnert an liberale und nationale Anwandelungen, deren selbst die auf die Spitze getriebene Unkritik fähig ist. Hat es doch Herren Hofmann keine Schwierigkeiten gekostet, den preußischen Maigesetzen gerecht zu werden, und hat er sich deshalb doch sogar mit seinem Gesinnungsgenossen, dem sächsischen Propheten Luthardt, entzweit. Als aber zu Bayreuth an denselben Mann die Aufgabe herantrat, eine Petition zu würdigen, in welcher einige Augsburger und Münchener Kirchenvorstandsmitglieder sich an die Generalsynode gewandt hatten, bewies dieser Mann eine Unvernehmlichkeit und Schwerhörigkeit, die nur dann einigermaßen begreiflich wird, wenn man erwägt, daß die Petenten nicht bloß Ersetzung der Consistorien durch Kirchenbehörden aus Geistlichen und Laien unter Mitwirkung der Synode zusammengesetzt, nicht bloß Mitwirkung der Gemeinden bei der Pfarrwahl, sondern auch Freigebung der Rechte der theologischen Wissenschaft, sogar Berufung von Docenten freierer Richtung an die theologische Facultät in Erlangen zu verlangen sich erkühnt hatten. Und doch sollte man denken, letztere Forderung sei mindestens keine überspannte zu nennen im Hinblick auf die factische Zusammensetzung dieser Facultät, deren Bester, eben jener Hofmann, von allem Sinne für geschichtliche Wahrheit und von jeglichem auch nur ahnenden Verständnisse kritischer Schwierigkeiten so sehr verlassen ist, daß er beispielsweise die Unmöglichkeit der paulinischen Herkunft des Hebräerbriefes fortwährend in Abrede stellt — eine Sache, bezüglich welcher nicht bloß Luther und Calvin, sondern schon die Theologen des dritten Jahrhunderts vollständig im Reinen waren. Von einer theologischen Wissenschaft, welche sich bezüglich der ganzen Methode der Untersuchung den übrigen Facultäten an die Seite stellen, ja auch nur Fühlung mit denselben zu halten vermöchte, ist in Erlangen überhaupt noch viel weniger die Rede als in Leipzig.

Aber vielleicht in Rostock? Mecklenburg ist bekanntlich ein ganz absonderliches Gebilde im europäischen Staatencomplexe, so daß man längst gewohnt ist, sich nicht zu verwundern, wenn Alles, was man von dort liest und hört, völlig anders lautet als in den übrigen, von der Sonne beschienenen Theilen der Erde. Ganz besonders gilt das von den Zuständen der dortigen Kirche und Theologie. »Mecklenburgisches« — unter dieser Ueberschrift pflegen wir zuweilen in theologischen Blättern die Nachrichten von dort zusammengestellt zu finden, womöglich unmittelbar vor den Notizen über Mormonenthum und sonstigen Spuk. Freilich haben sich die dortigen Kirchenräthe und Professoren der Gottesgelahrtheit eine starke Ruthe selbst auf den Rücken gebunden, als sie den Professor Baumgarten absetzten, welcher seither als ein unermüdlich thätiger Mystagoge die erstaunte Welt in die Geheimnisse der mecklenburgischen Hof- und Staatsreligion eingeweiht hat. Dies dauert nun schon gut fünfzehn Jahre, und dadurch zumeist ist der europäische Ruf mecklenburgischer Junker- und Pastorenwirthschaft begründet worden; das Uebrige kommt auf die Rechnung der nicht minder wohlklingenden Namen Wiggers und Fritz Reuter. Indem wir also das Wesentliche davon als bekannt voraussetzen, erzählen wir nur das Neueste, wie Herr Kliefoth und sein Oberkirchenrath, als ihm die Kunde zuging, es habe sich nunmehr in Rostock gar ein Protestantenverein aufgethan, der dortigen Stadtgeistlichkeit sofort Weisung zukommen ließ. Hienach sollen die Herren Pastoren zuerst an »heiliger Stätte eine Warnung ergehen lassen mit inbrünstigem Gebet für die irrenden Glieder der Gemeinde«, dann sollen sie sich »genaue Kenntniß von den Vereinsmitgliedern verschaffen«, um selbige »womöglich in den Schoß der lutherischen Kirche zurückzuführen«. Hierauf wird genaue Instruction ertheilt, wie man die Taufen, Confirmationen und Beerdigungen solcher von der Kirche Abgefallenen

zu behandeln habe, Alles ganz nach römischem Muster. So wurde denn sofort an drei aufeinanderfolgenden Sonntagen von allen Kanzeln der Stadt das Ach und Wehe über den neuesten Abfall verkündigt, und dem Gymnasiallehrer Dr. Richard Schmidt, einem in der theologischen Wissenschaft rühmlich bekannten und auch im entgegengesetzten Lager als gründlicher Erforscher des paulinischen Lehrbegriffes anerkannten Manne, die Erlaubniß zu predigen, ja auch Religionsunterricht zu ertheilen, entzogen. Dies Alles bloß, weil er auf eine Anfrage, ob er dem Vereine angehöre, bejahend geantwortet hatte. Nun legte der Rostocker Magistrat, welcher den Betreffenden angestellt hatte, gegen die so herbeigeführte Schädigung des Unterrichtes Protest ein. Die Curie des Herren Kliefoth würdigte diesen keiner Antwort. Der Gemaßregelte selbst wandte sich an den Großherzog und wurde kurz abgewiesen. Das Ministerium aber stellte an Dr. Schmidt die Zumuthung, aus dem Protestantenvereine auszuscheiden und, wie geschehen, dem Oberkirchenrathe Anzeige zu machen, worauf seiner Wiedereinsetzung nichts entgegenstehen werde. Selbstverständlich ging der Gemaßregelte auf diesen Vorschlag zur Güte nicht ein. Der Minister sucht nunmehr durch Androhen hoher Geldstrafen die Suspendirung des Religionsunterrichtes zu erzwingen. Der Magistrat wird zahlen, sich aber an die Gerichte wenden.

Aus der so bestellten Kirche des Herren Kliefoth, speciell auch aus der Schule Luthardt's ist bezeichnender Weise auch jener Pastor Dr. Hager hervorgegangen, welcher, als er noch lutherischer Pastor in Rambow war, schreiben konnte: »Reformation ist nicht nur ein Unding, sondern eine Sünde.« Schon im Mai 1872 stand sein Entschluß zum Uebertritte fest, aber noch am Palmsonntage 1873 stand er am Altare und confirmirte die Kinder seiner Gemeinde. Drei Wochen später trat er sammt Gattin und Kindern zu Breslau in die katholische Kirche über und wurde sofort zum geistlichen Vorkämpfer des Ultramontanismus so wohl vorbereitet und gerüstet befunden, daß ihm schon am 2. Mai die Redaction der katholischen »Schlesischen Volkszeitung« übertragen werden konnte. Man sieht: auf diesem Standpunkte bedarf es keines Gesinnungswechsels mehr, um römisch zu werden. Der Uebertritt ist nur eine Frage der Zeit, er hat bloß formale Bedeutung. Der Fall hat übrigens auch wegen der Beziehungen Hager's zu den höchsten leitenden Kreisen nicht verfehlt, gerechtes Aufsehen zu erwecken.

Im neu erworbenen Reichslande, wohin wir schließlich noch einen Blick werfen, begegnen uns geradezu alle Farben kirchlicher Parteirichtungen, die wir im großen Deutschland diesseits des Rheines finden, dazu aber noch die ganze eigenthümliche Vertheilung von Licht und Schatten, welche die politischen und nationalen Gegensätze über diese Farbenmischung werfen. Wir sprechen hier, wo wir es bloß mit der evangelisch-protestantischen Kirche zu thun haben, nicht von der heiligen Mutter Gottes, welche sich auch noch im vorigen Jahre bald dort, bald da im Elsaß zeigte, sich aber auch wohlweislich zurückzog vor den als Ehrengarde dazu commandirten Compagnien deutschen Militärs. Aber auch in der protestantischen Bevölkerung haben die klerikalen Hetzereien leider vielfache Anknüpfungspunkte gefunden und werden solche noch finden, bis endlich die Opposition gegen das Reich, welche in allen Kreisen und Fractionen des Protestantismus ihre Vertreter hat, gebrochen sein, und die Elsässer sich wieder selbst gefunden haben werden. Der Kern der protestantischen Geistlichkeit des Elsasses ist gesund und tüchtig. Schon seit drei Menschenaltern hat der ehrwürdige Bruch, der vor wenigen Wochen leider wegen hohen Alters und Siechthums sein lange Jahre bekleidetes Amt als kirchlicher Inspector niedergelegt hat und aus dem Oberconsistorium und dem Di-

rectorium der Kirche Augsburgischer Confession ausgeschieden ist, die Theologen des Elsasses im Geiste eines den freiesten Luftzug der Wissenschaft vertragenden, aber dabei von religiöser Wärme durchdrungenen und praktisch fruchtbaren Christenthums erzogen. Der Name Bruch wird in der Geschichte des Elsasses immer mit Ehren und Dankbarkeit genannt werden, und es wird allezeit ein dunkler Punkt bleiben, daß die Männer des elsässischen Altlutherthums gerade diesen Namen oft in so gehässiger Weise zu verunglimpfen und zuletzt auch bei der Reichsregierung zu verdächtigen suchten. Und doch hat gerade die unbezwingliche Verketzerungs- und Intriguensucht dieser letztgenannten Partei selbst die meisten jener Wirren und Irrsale verschuldet, welche das Geschäft des kirchlichen Regimentes im Elsaß zu einer so mühevollen und peinlichen Sache gemacht haben. Es existirt eine kleine, aber unermüdlich rührige Schaar von Pastoren, welche sich, um ihr sichtbares Oberhaupt Hornung geschaart, zur Aufgabe gesetzt zu haben scheint, dem neu erworbenen Reichslande sofort die schlimmsten Früchte der ungesunden kirchlichen Zustände Altdeutschlands zu kosten zu geben. Man kann es der kirchlichen Oberbehörde wahrhaftig nicht verdenken, wenn sie gegen die fortwährenden Verketzerungen von Professoren und Pfarrern, wie sie von dieser Partei ausgehen, gegen die ungebührlichen Eingriffe, welche sie sich in fremde Pfarreien erlaubt, überhaupt gegen das gesetzlose und übermüthige Verhalten dieser Leute mit steigendem Ernste aufgetreten ist. Nur darüber könnte man sich wundern, daß hier und da selbst die politische Presse sich von den Letztgenannten täuschen und unter dem Vorwande, sie allein seien die gut preußisch Gesinnten, gegen die milderen und vernünftigeren Richtungen innerhalb der elsässischen Kirche gebrauchen ließ. Aber Lügen haben kurze Beine. Auf die Dauer wollte die Mystification nicht gelingen, und heutzutage sind die süßen Hoffnungen definitiv zerronnen, mit denen die altlutherische Partei sich vor drei Jahren zu Zeiten des Oberpräsidiums von Bismarck-Bohlen trug, daß die Verfassung der evangelischen Kirche des Elsasses einer radicalen Umwandelung unterworfen, daß die unbedingte Autorität der Confessionsschriften wieder eingeführt, daß die oberste Kirchenbehörde und alle Consistorien, Geistlichen und Candidaten, sogar die bei den alle drei Jahre eintretenden Wahlen zur theilweisen Erneuerung der Kirchenvorstände und Consistorien sich betheiligenden weltlichen Wähler angehalten werden würden, sich wenigstens zu der unveränderten Augsburgischen Confession zu bekennen, und daß das ganze Regiment der Kirche in ihre Hände gegeben werden würde. Nach einigen Schwankungen hat die Reichsregierung das unbedingt richtige Verfahren eingeschlagen und die an sie herangetretene Versuchung zu eigenmächtigem Eingreifen von sich gewiesen. Die Constitution der Kirche wurde belassen und, was noch höher anzuschlagen, die Glaubens- und Lehrfreiheit, welche unter französischer Herrschaft geblüht hatte, ist von deutscher Seite nicht angetastet worden. Zwar glaubte Herr von Roggenbach, als er zur Reorganisation der Hochschule berufen war, Alles thun zu sollen, was geeignet war, ihn selbst vor dem Verdachte etwa gar protestantenvereinlicher Tendenzen zu bewahren. Aber man muß gestehen, daß er die theologische Facultät in einem ihrer großen Namen — wir erinnern nur an Reuß — würdigen Sinne zu ergänzen gewußt hat, und auch seither ist das Gleichgewicht bewahrt worden, und hat sich mehrfach gezeigt, daß man in Straßburg nicht Willens ist, der theologischen Wissenschaft eine einseitige Vertretung zu Theil werden zu lassen. Endlich brachte noch der Jahreswechsel 1873 auf 1874 ein Ereigniß, welches allen denen, die Straßburg seit längster Zeit kennen, von irgendwelchem Interesse sein wird. Verbunden mit dem wissenschaftlichen Glanze der Stadt war von jeher der Name des Capitels von St. Tho-

mas, dessen reiche Stiftungen zum Unterhalte der alten protestantischen Universität gedient hatten. Nach der Errichtung der interconfessionellen Universität vom Jahre 1872 mußte hier eine Aenderung eintreten, zumal da auch das protestantische Seminar, welches den Ueberrest jener alten confessionellen Anstalt darstellte, sich in dieser Gestalt der neuen Universität gegenüber nicht halten konnte. Auf dem Wege einer freundlichen Verhandlung zwischen dem Oberpräsidium und dem Oberconsistorium ist jetzt entschieden worden, daß an die Stelle des protestantischen Seminares ein sog. Capitel des Thomasstiftes, bestehend aus 11 Mitgliedern, darunter Pfarrer und Professoren der theologischen, juristischen und philosophischen Facultät, tritt, welche den Verwaltungsrath bilden. Dadurch sind die von der französischen Republik schon zweimal angefochten gewesenen Rechte der Protestanten auf die Thomasstiftung gesetzlich garantirt, eine einsichtsvolle Verwaltung der ihr angehörenden Güter sicher gestellt, und die Verknüpfung des Institutes mit der Universität wieder auf einen geordneten und sachgemäßen Ausdruck gebracht.

Werfen wir zum Schlusse noch einen Rückblick auf die Zustände und Aussichten der evangelischen Kirche und Theologie im gesammten deutschen Vaterlande, so können wir uns vor Allem die bedrohliche Krisis nicht verbergen, welche uns die stetige Abnahme des Studiums der Theologie ankündigt. Die Statistik der Jahre 1862 bis 1872 zeigt, daß auf den sechs altpreußischen Universitäten die Zahl der Theologen von 1062 allmählich auf 625 gefallen, also um 437 abgenommen hat. Davon kommen, entsprechend der Frequenz der Facultäten, 150 auf Berlin, 15 auf Bonn, 65 auf Breslau, 5 auf Greifswald, 158 auf Halle und 38 auf Königsberg. Schon jetzt ist in Folge dessen in Schlesien die Zahl der unbesetzten Stellen keine unbedeutende, und in den nächsten Jahren wird sich der Nothstand in allen Provinzen Preußens fühlbar machen. Unmittelbar vor der Krisis steht man schon jetzt in Hessen und Baden. In beiden genannten Ländern ist man freilich auch der Hauptursache dieser Decadence auf die Spur gekommen. Sie liegt einfach in der Aussicht auf pfarramtlichen Hunger und Durst. Da gleichzeitig, gelegentlich der Reichstagswahlen, überall da in Deutschland, wo man es mit einem starken ultramontanen Bruchtheile der Bevölkerung zu thun hat, zu Tage getreten ist, wie unentbehrlich der evangelische Pfarrer und sein Einfluß auf das Volk auch schon in rein politischer Beziehung ist, da endlich die Betheiligung desselben für eine glückliche Lösung der socialen Frage durchaus unerläßlich ist, so steht zu hoffen, daß Regierungen und Volksvertretungen diese Krisis bei Zeiten würdigen und das Ihrige thun werden, um der Entstehung eines geistlichen Proletariates durch kräftigere Maßnahmen als bisher entgegenzutreten.

Daneben soll nicht in Abrede gestellt sein, daß die »Flucht aus dem geistlichen Stande« auch noch mit anderen, tiefer liegenden Schwierigkeiten der heutigen Situation zusammenhängt. Da ist vor Allem der große Riß, welcher durch die heutige Theologie geht. Es ist recht bequem, mit dem alten Handwerkszeuge nach väterlicher Weise zu arbeiten und, wo solche Arbeit nicht mehr gewerthet werden will, zu klagen, daß die Gottesfurcht im Lande abnehme. Bequemer jedenfalls, als dem nöthigen Fingerzeige der Zeit zu folgen, den ganzen kritisch-historischen sowie philosophisch-dogmatischen Proceß, der unsere Theologie erbarmungslos ergriffen und sie der Nothwendigkeit einer vollständigen Umwandelung unterworfen hat, in sich durchzumachen und zu einem wenigstens subjectiv genügenden und gerechtfertigten Austrage zu bringen. Kein Wunder, wenn die theologische Jugend, den Weisungen, die sie meist aus dem heimatlichen Pfarrhause mitbringt, folgend, in dichten Schaaren zu den Füßen von Männern zu finden ist, die mit der

gesammten Wirklichkeit auf gespanntem Fuße leben und mit jedem gesund disciplinirten Denken, besonders mit jeglichem historisch geschulten Urtheile vollständig gebrochen haben, wie jetzt Beck in Tübingen, Luthardt in Leipzig, Johann Peter Lange in Bonn u. A. Ueberschlägt man den Betrag dieses großen, für jede gesunde Productivität lahm gelegten, todt liegenden Capitales, so gewinnt man eine noch umfassendere Uebersicht von der geistigen Krisis, in welcher die protestantische Kirche sich dermalen befindet. Hier kann nicht gründlich und entschieden genug eingeschritten werden, um eine völlige Degeneration einerseits, Aussterben andererseits zu verhüten.

Nicht minder gebieterisch und unausweichlich als die Forderung der theologischen Regeneration tritt aber auch eine weitere Aufgabe an das gegenwärtige Geschlecht heran, die gleichfalls zunächst keineswegs als Einladung, in den geistlichen Stand zu treten, empfunden wird. Es ist die der Neubildung der Kirche auf dem Boden des Gemeindeprincipes. Am 25. Februar 1873 sagte der Minister Falk im preußischen Abgeordnetenhause: »Selbst Männer, die dem Synodalgedanken wenig Lob zollen, ihn eben nur hinnehmen, wenn er und weil er nicht zu vermeiden ist, selbst die sprechen das Wort aus: Die evangelische Kirche ist eine Volkskirche.« — Eine ganz andere Versammlung tagte am 13. und 14. August in Leipzig. Es war der siebente deutsche Protestantentag. Die Verhandlungen über die Verfassungsfrage wurden eingeleitet mit folgender Erklärung des Referenten: »Noch vor zehn Jahren durfte man mancherorts, wenn es Kirchenverfassungsfragen galt, den Namen Gemeinde mit dem Nachdruck, den wir darauf zu legen pflegen, nicht aussprechen. Auch er war »ein Namen für jede fluchenswerthe That«. Heute haben wir bei der Mehrzahl derjenigen, die wir als Gegner zu betrachten gewohnt waren, kaum noch große Bedenken zu gewärtigen bezüglich unserer ersten These, wonach die Gemeinde die Grundlage der evangelisch-protestantischen Kirchenverfassung bildet.«

Um bei dieser Gelegenheit ein kurzes Wort über die neueste Thätigkeit des Protestantenvereines einzuschalten, so darf derselbe sich wohl zu der Wahl seiner letztjährigen Themata insofern Glück wünschen, als er immer dasjenige gefordert hat, was unmittelbar darauf in der That eintrat. Dem Verlangen nach Exilirung der Jesuiten, erhoben 1871 auf dem Tage zu Darmstadt, entsprach der Reichstagsbeschluß von 1872; der Forderung der Lehrfreiheit, erhoben auf dem Tage zu Osnabrück 1872, folgte der Ausgang des Sydow-Processes 1873; der Tag zu Leipzig beschäftigte sich mit der Verfassungsreform, einen Monat vor dem besprochenen königlichen Erlasse vom 10. September. Der zweite Gegenstand der Verhandlungen betraf die Civilehe, die von dem leider noch im selbigen Jahre aus dem Leben abgerufenen Dr. Otto Schellenberg aus Mannheim trefflich befürwortet wurde. Das laufende Jahr hat auch hier die Entscheidung gebracht. —

Doch zurück zur Verfassungsfrage und ihrem Zusammenhange mit dem Theologenmangel! Die Gemeindekirche wird in irgend einem Maße auch Betheiligung der Gemeinde an der Besetzung der Pfarrei mit sich führen. Dies kann in der ausgeprägten Form der Pfarrwahl, es kann aber auch, wie in der neuen preußischen Kirchenverfassung, in irgend einer anderen, abgeschwächteren Form geschehen. Was es selbst auf der Darmstädter Synode zur Aufstellung des Principes der Pfarrwahl nicht kommen ließ, das waren z. Th. wenigstens die geltend gemachten Standesinteressen des geistlichen Standes, welche bei Aussicht auf geregelte Beförderung besser gewahrt erscheinen, als im Hinblick auf das schwankende Wahlglück. Es läßt sich nicht verkennen, daß die

Neigung zum theologischen Berufe nicht eben gefördert worden ist durch die freiheitlichen Bestrebungen auf dem Verfassungsgebiete. Die Qualität der Studenten, welche im bestimmten Hinblick auf veränderte Verhältnisse dem Fache sich widmen, ist vielfach besser geworden; die Quantität hat überall da, wo die Veränderung sich wirklich vollzog, abgenommen. Diese Uebergangszeit muß durchgemacht, durchgearbeitet und durchgekämpft werden. Anders könnte das Ziel einer vom Staate unabhängigen, nur sich selbst verwaltenden und regierenden Kirche ja niemals erreicht werden. Darauf aber steuert Alles hinaus. Wir gehören zwar nicht zu denjenigen, welche meinen, die Formel »freie Kirche im freien Staate« umschließe der Weisheit Fülle. Sie enthält, auf unsere dermaligen Zustände angewandt, sogar alle Gefahren einer unzeitigen Doctrin. Aber mit dem Staatskirchenthum ist es fertig und vorbei. Niemand zweifelt mehr an dem in ziemlich naher Zukunft bevorstehenden gänzlichen Verfalle der noch ragenden, in sich schon geborstenen Säulen des alten Gebäudes. Es ist aber auch erklärlich, wenn man sich gern etwas entfernt von solchen Ruinen ansiedelt, um nicht bei Gelegenheit des unvermeidlichen Einsturzes einigen Schaden zu nehmen. Dies die wesentlichen Gesichtspunkte, unter welchen die Thatsache des Theologenmangels beurtheilt sein will.

Wir haben soeben von der Zerbröckelung des Staatskirchenthums gesprochen. Wer wollte zweifeln, daß damit die eigentliche kirchliche Signatur der Zeit ausgesprochen sei? Die bürgerliche Standesbeamtung ist vielfach in Deutschland den Geistlichen abgenommen, und wo dies noch nicht geschehen ist, da steht es sicher bevor. Die Acte der Geburt, der Trauung, des Todes werden durch rein staatliche Beamte protokollirt, und ob die Kinder getauft, ob die Ehen kirchlich eingesegnet werden, ob die Beerdigungen unter Assistenz eines Geistlichen statthaben, darnach fragt der Staat meistentheils schon jetzt nicht mehr. Die Armenpflege ist schon lange nicht mehr ausschließlich Sache der Kirche, und es fehlt nicht an Versuchen, sie ihr gänzlich aus den Händen zu winden. Auf dem Gebiete des Schulwesens bedeutet der obligatorische Religionsunterricht schon jetzt vielfach den einzigen Punkt, auf welchem Staat und Kirche noch in einem positiven Verhältnisse sich gegenüberstehen. Und bereits erheben sich Stimmen, die es zweifelhaft erscheinen lassen, wie lange auch nur diese Position sich als haltbar erweisen dürfte. So großen Veränderungen kann die reformatorische Kirche unmöglich dadurch die Spitze bieten, daß sie, wie einst der Reformation gegenüber der Katholicismus in Trient that, einfach erklärt, starr und steif in Lehre und Verfassung zum Alten halten zu wollen. Denn das Alte ist eben das durch die Vermittelung der Consistorialbüreaukratie geübte Staatskirchenthum, und eben damit ist es, wie gesagt, vorbei.

Als Beweis dafür, wie ernst und nachhaltig nicht etwa bloß in den Reihen der liberalen Theologie, des Protestantenvereines und der antiklerikalen Heerlager die Aufgabe, »ein Neues zu pflügen und nicht unter die Hecken zu säen« (Jer. 4, 3), in Angriff genommen wird, mag zum Schlusse hier noch das Programm Erwähnung finden, welches ein württembergischer Pfarrer, Diaconus Löffler in Blaubeuren, schon 1872 unter dem Titel »Die kirchliche Zeitfrage« aufgestellt hat. Nicht um Trennung von Staat und Kirche, sondern um reinliche Auseinandersetzung beider Gebiete handele es sich. Insonderheit müsse sich die Kirche dafür, daß sie Unterhaltung und Schutz von Seiten des Staates in Anspruch nimmt, auch das durchgängige Aufsichtsrecht des Letzteren gefallen lassen. Doch darf die Kirche für ihre Sitten und Gebräuche keinen politischen Zwang vom Staate verlangen, noch dieser ihr solchen gewähren. Die Freiheit des Staates der Kirche gegenüber besteht darin, daß er das volle, freie, unbeschränkte Recht

über die Schule hat, daß er bei der Ausbildung der Geistlichen beider Confessionen mitwirkt, obligatorische Civilehe einführt, die Armenpflege als rein bürgerliche Angelegenheit behandelt und die Eidesgesetzgebung vom kirchlichen Einflusse unabhängig macht. Dies Alles schließt nicht aus, daß der Staat die Kirchen berücksichtige, und zwar die einzelnen je nach dem Maße, wie sie sich dem Staate gegenüber gefügig und fruchtbar für das Gedeihen der Gesellschaft erweisen. Speciell für die evangelische Kirche wird Einführung der Union verlangt, und zwar nicht im Sinne der berufenen positiven Union des Landsmannes Hoffmann, sondern als Aufhebung der alten confessionellen Unterschiede in ein höheres christlich-evangelisches Gemeinbewußtsein. Die Kirche darf nur freiwillige Mitglieder haben, welche nur im Gewissen bindende Verpflichtungen hinsichtlich des Glaubens kennen. Mitglied der Kirche ist Jeder, der nicht ausdrücklich die Erklärung zurücknimmt, vermöge welcher die Kirche ihn als ihr Mitglied aufgenommen hat, und Gemeindezucht kann nur in höheren geistigen Formen fortleben. Eine eidliche Verpflichtung auf ein Bekenntniß darf von den Dienern der Kirche nicht verlangt werden, vielmehr nur Glaube im christlich-evangelischen Sinne und die öffentliche Willenserklärung, im Geiste dieses Glaubens das Amt zu verwalten. Ausschreitungen werden durch das Wirken des christlichen Geistes in der Gemeinde ganz von selbst verhindert. Bei Bestellung der Pfarrämter sollen der Landesfürst, das Consistorium und die Ortsgemeinde zusammenwirken. An die Stelle einer byzantinischen Reichskirche, wie sie im Grunde das Ideal der »Neuen Evangelischen Kirchenzeitung« bildet, soll eine »evangelische Volkskirche« treten, so lange wenigstens, wie die Nationalkirche mit Aufhebung aller confessionellen Unterschiede noch in weitem Felde steht. Die Einigung aller deutschen Landeskirchen endlich vollzieht sich in einer obersten deutschen Kirchenbehörde, bestehend aus Delegirten sämmtlicher Landessynoden und einer Anzahl vom deutschen Reiche ernannter Mitglieder. — So ziemlich das gesammte Programm des gesunden Fortschrittes in Kirche und Theologie!

Die Eisenbahnlinien nach Central-Asien.

Von

Emil Schlagintweit.

II. Der Handel in Central-Asien.

Ueber die Bewegung des Handels veröffentlichte das russische Finanzministerium oder mit dessen Erlaubniß Private Uebersichten nach amtlichen Acten schon seit vielen Jahren. Bei Benutzung dieser Tabellen darf jedoch nicht übersehen werden, daß die orenburgische und westsibirische Zollinie im Jahre 1868 aufgehoben wurden, und daß der Handel nach und aus Bokhara, der Provinz Turkestan und der Kirgisensteppe seitdem zu dem innerrussischen Handel gezählt wird. Ebenso wird künftig der Handel mit Dschitischahar, dem Reiche Yakub-begs, und mit Khiwa beurtheilt werden; denn die Nichterwähnung Khokands giebt zu der Vermuthung Anlaß, daß alle Staaten deren Handelsbeschränkungen durch Verträge beseitigt worden sind, dem Vertrag schließenden europäischen Staate zugerechnet werden. Der Werth des Gesammtumsatzes erscheint in Folge dieser

organisatorischen Veränderung geringer, als er früher war; die Listen umfassen dafür nur mehr den Handel mit China, der Türkei, Persien und Khiwa; außerdem werden als Ursprungsländer von aus- und eingehenden Waaren genannt Frankreich, England und Preußen.

Die Handelsstatistik war 1868 an der asiatischen Gränze noch wenig ausgebildet. Mangel an Aufschreibungen an der bucharischen Gränze wird die Ursache sein, daß Afghanistan in den Listen nicht erscheint, das mancherlei hoch gehaltene Waaren aus dem Mineral- und Thierreiche liefert. Es werden deshalb seine Waaren und die aus Indien kommenden, durch Afghanistan hindurchgeführten Artikel ebenfalls in den Ziffern über den innerrussischen Handel verschwunden sein, denn die Einbringung indischer Arzeneistoffe in das russische Turkestan ist positiv bezeugt. Ueber den Handelsverkehr mit Asien während der Jahre 1848—1870 giebt die »Russische Revue«*) folgende Daten:

Nach v. Reden**) betrug für die Jahre 1848—50 der durchschnittliche Gesammtbetrag des asiatischen Handels 30,715,257 Rbl.***) und zwar Ausfuhr 10,483,479, Einfuhr 20,281,758 Rbl. Nach dem Jahrbuche des Finanzministeriums von 1869, dann nach den Nachweisen von G. v. Thörner und C. Bäckmann im St. Petersburger Kalender für 1866 und 1872 erreichte der Handel in den Jahren 1857—60 — in ganzen und Zehntel-Millionen Rubel — folgende Dimensionen:

Jahr.	Waaren.			Edelmetall.		
	Gesammter Umsatzwerth.	Darunter Ausfuhr.	Darunter Einfuhr.	Gesammter Umsatzwerth.	Darunter Ausfuhr.	Darunter Einfuhr.
1857	31,2	11,9	19,3	5,9	5,7	0,19
1858	32,5	11,9	20,6	4,9	4,7	0,13
1859	34,3	12,9	21,4	4,9	4,8	0,05
1860	34,4	13,3	21,1	3,4	3,3	0,08
1861	35,5	13,4	22,1	5,2	4,0	0,17
1862	38,1	13,3	24,8	7,2	7,0	0,17
1863	37,6	13,7	23,9	11,4	11,2	0,20
1864	43,1	15,5	27,6	8,4	8,2	0,15
1865	41,2	17,9	23,3	5,6	5,2	0,41
1866	46,5	21,8	24,7	3,4	2,8	0,60
1867	53,0	24,6	28,4	2,6	2,2	0,33
1868†)	25,4	7,9	17,8	2,8	2,3	0,44
1869	25,7	7,9	17,8	1,8	1,5	0,31
1870††)	28,8	8,3	20,5	1,4	1,0	0,41
1871	24,8	8,9	15,9	1,6	1,4	0,25

*) Bd. II, S. 421, Bd. III, S. 345 Abhandlung von F. Matthai.

**) Culturstatistik des Russischen Reiches.

***) 1 Rubel = 3 Mark 25 Pf.

†) Weder Ausfuhr noch Einfuhr nach und aus Bokhara, Khiwa, Turkestan und der Kirgisensteppe sind aufgenommen, es betrug die Ausfuhr nach diesen Ländern 1867: 16,6, die Einfuhr aus denselben 12,6 Mill. Rbl.

††) Ebenfalls ohne den Verkehr mit den in Note 4 genannten Ländern. Für das Jahr 1869 hat sich jedoch in das Original ein Fehler eingeschlichen, da Col. 2 und 3 genau dieselben Zahlen aufweisen wie im Vorjahre, während die Ziffer des Totalumsatzes größer ist.

Die Entfernungen zwischen den chinesischen und den russischen Handelscentren in Europa sind wiederholt berechnet worden; man nahm dabei als Ausgangspunkt für China Hankau, den innersten der Vertragshäfen am Yang-tse-Kiang, und für Rußland Nischni-Nowgorod, Moskau oder Petersburg. Jetzt gehen zwischen Hang-kau und Schanghai auf dem Flusse 13 Dampfer, die Fracht zwischen beiden Orten ermäßigte sich für 1000 Kilo auf 10—12 Thlr. Gleiche Erleichterungen traten durch die Dampfschiffe zwischen Schanghai und Tientsin ein, und der Wasserweg (oder die Linie Han-kau—Schanghai—Tientsin—Siuan-hoa und Kalgang nordöstlich von Peking jenseits der großen Mauer, bis wohin nur 36 deutsche Meilen zu Lande zurückzulegen sind), welcher wegen der argen Zollbedrückungen und der schlechten Wege stets dem Landwege vorgezogen worden war, wird jetzt geradezu durchgehends in den Provinzen zu beiden Seiten des Yang-tse-Kiang für den Transport nach Norden benützt. Für den russischen Transithandel ist in Folge davon Tientsin, der wichtigste der Nordhäfen Chinas, von Bedeutung geworden und ist das Endziel aller von Ostsibirien ausgehenden Handelskarawanen.*) In Rußland hat der Transport alle Schwierigkeiten überwunden, sobald die Bahnen erreicht sind; sie enden zur Zeit an der Wolga. Folgende Annäherungswerthe der Entfernungen in Meilen und der Tagereisen für Karawanen mögen einen Begriff von den colossalen Distanzen geben, die zu durchreisen sind.

	Deutsche Meilen.
1. Tientsin-Kasan.	
Tientsin-Kalgan	60
Kalgan-Kiachta (37 Reisetage im Winter)	185
Kiachta-Irkutsk-Tomsk-Tjumen	557
Tjumen-Kasan	176
	978
2. Hankau-Saratow.	
Hankau-Singan-Kultscha (Reisezeit von Singan—Kultscha 80 Tage)	1186
Kultscha-Wernoje-Taschkend	160
Taschkend-Orenburg-Saratow**)	300
	1646
3. Hankau-Tschugutschak-Kasan.	
Bis Tschugutschak über Singan***)	1130
Tschugutschak-Sergiopoli- (Agayus) Semipalatinsk	67
Semipalatinsk-Omsk-Tjumen	180
Tjumen-Kasan	176
	1563
4. Taschkend-Omsk-Orenburg (40—50 Tagereisen)	215
5. Taschkend-Omsk-Troitzk (50 Tagereisen)	235
6. Taschkend-Akmolinsk-Petropawlowsk (45—60 Tagereisen)	192

*) Vgl. v. Scherzer: Fachmännische Berichte über die öst.-ung. Expedition nach Siam, China und Japan 1868—71, S. 293.

**) „Die Route über Kultscha nach Peking bietet mehr Schwierigkeiten als über Tschugutschak." Radloff in Petermann's Geographischen Mittheilungen, 1866, S. 262.

***) Seit 1860 sind von der russischen Regierung zwischen Orenburg und Kasalinsk 30 Stationen eingerichtet; die Vorkehrungen in der Steppe lassen aber viel zu wünschen übrig. Vgl. Dr. Grimm in Russ. Revue, Bd. IV, S. 99.

Zur Verbindung dieser Routen setze ich noch bei:

7. Taschkend-Yarkand 20 Tagereisen.

8. Yarkand-Palampur im Himalaya 55 Tagereisen.

Die Transportkosten sind enorm hoch. Im »Ausland« (1857, S. 239) sind sie für das Pfund Thee berechnet zu: 6 Sgr. vom Erzeugungsorte bis Kiachta, und zu 13 Sgr. von Kiachta bis Moskau. Diese Berechnung mag noch annähernd zutreffen für den Transport bis Kiachta, obgleich der Seetransport mit den Dampfern sich erniedrigte; sie ist aber zu hoch für das russische Gebiet: für dieses wird für 1864 ein Durchschnitt von 1½ pr. Pf. per Pfund von Kiachta bis Nischni-Nowgorod berechnet. Hiermit stimmten auch die Preisangaben für die Linie Orenburg-Bokhara, für welche Mitchell*) die Transportkosten zu 7 pr. Pf. per Pfund berechnet. Die Transportmittel sind auf allen centralasiatischen Straßen Kameele; auf dem Nordwege sind jedoch Karren von zwei Mauleseln gezogen, vorwiegend; man miethet sie für die 80tägige Reise bis Kultscha in Si-ngan um den überaus niedrigen Preis von 64 Tael (= 422 Mark). Ueber die Größe der Belastung eines Karren findet sich nirgends eine Angabe; ein Kameel trägt 212 Kilo (= 16 Pud), aber nur 175 Kilo (= 12 Pud), wenn es schwach wird, was beim längeren Marsche durch Wüsten leicht vorkommt, wie es im März 1873 die Colonne des General v. Kaufmann auf ihrem Marsche gegen die Oase von Khiwa erfahren mußte.

Die Waaren sind im Laufe der Jahrhunderte andere geworden; die Producte, wegen welcher der Landhandel von Rußland aus angestrebt worden war, sind jetzt Nebensache. Ursprünglich bildeten Rohproducte die russische Ausfuhr, fast ausschließlich Pelzwerk, darunter vorzüglich die Felle einer kleinen Eichhornart, Beh, von denen man Ende des vorigen Jahrhunderts durchschnittlich 7 Mill. und 1810 noch 10 Mill. exportirte; 1852 war die Stückzahl auf 1,5 Mill. gefallen; Zobel — sonst 16,000 Stück im Jahre — kommen gar nicht mehr vor, von Biberfellen wurden kaum mehr 12,000 oder ein Drittheil der älteren Summe exportirt; dagegen traten Fuchsfelle an ihre Stelle und bilden jetzt den Hauptartikel im Pelzwerk, das nur 10% des Gesammtwerthes der Ausfuhr werthet.

Mit Abnahme des Pelzwerkes traten Manufacturwaaren in den Vordergrund, besonders Tuche, Baumwollenzeuge und Leder; diese bilden jetzt die Hauptausfuhrgegenstände. Die chinesische Einfuhr bestand anfangs in Gold und Silber in Barren, Rhabarber, einigen Luxusgegenständen, wie Seidenzeugen, Porcellan und Edelsteinen, und etwas Thee, Backstein wie Blumen- und schwarzem Thee im Gesammtgewichte von 160—200,000 Kilo. Der Thee wurde aber rasch in ganz Rußland ein beliebtes Getränk, und schon seit Jahrzehnten besteht die Einfuhr zu ⅘ und mehr aus Thee, 1871 entfielen auf diesen Artikel sogar 93% des Gesammtwerthes der Einfuhr. Ueber die Theesorten, die auf dem Landwege importirt werden, ist schon oft ausführlich gehandelt worden**), es genügt hier hervorzuheben, daß der geringe Mann in Sibirien und Centralasien sich mit Ziegelthee begnüge, so genannt von der Form, in die die Abfälle bei der Theeröstung geballt werden.

Das Verbot der Theeeinfuhr über die europäische Gränze hatte den Thee in Rußland ungemein vertheuert; Thee gleicher Güte hatte in Petersburg den doppelten und

---

*) Travels in Central-Asia, p. 489.

**) Vergl. Zeitschrift für Erdkunde, 1867, S. 309.

dreifachen Preis, mit dem er in London bezahlt wurde, wo der Eingangszoll früher nicht viel niedriger war als in Rußland. Die Gestattung der Einfuhr auf anderen als den Landwegen äußerte sich zwar zunächst höchst nachtheilig für Kiachta. Der Werth des importirten Thees betrug 1861 7,27 Mill. Rbl., 1862 noch 8,74, aber 1866 war er auf 4,1 Mill. gefallen, die Einfuhr hob sich aber dann wieder und werthete 1870 bereits neuerdings 7 1/2 Mill Rbl. Hierzu kommen jetzt über Europa große Quantitäten; befaßte sich auch vor 1862 der Schmuggel in hohem Grade mit der Theeeinbringung, so lieferte dieser Handel doch nur eine sehr kleine Quote des gesammten Consumes, der über Kiachta in das Reich gelangte Thee stellt für die inneren Provinzen ausschließlich das verfügbare Quantum dieses Nahrungsmittels dar. Nach den Einfuhrlisten der Vorjahre schätzt Matthai*) den Durchschnittswerth der jährlichen Theeeinfuhr auf 25 Mill. Rbl.; 1872 war er aber auf 33 1/2 Mill. gestiegen; dem Bauer, der früher den Theegenuß nur in sehr beschränktem Maße sich erlaubte, ist jetzt der Thee zum Bedürfnisse geworden, und der Zoll von 15 Rbl. 40 Kop. resp. 22 Rbl. (für Blumen-, grünen und gelben Thee) ertrug 1872 dem Staate an 15 Mill. Rbl.

III. Die Eisenbahnen nach Indien und China.

F. v. Lesseps, der den Suezcanal erdachte und zur Ausführung brachte, war auch der erste, der im Mai 1873 mit dem Plane hervortrat, Rußland und Indien oder um die Endpunkte der jetzt bestehenden bezw. der Vollendung entgegen gehenden Bahnlinien zu nennen, Saratow an der Wolga und Pischawar westlich vom Indus, mit einer Eisenbahn zu verbinden; die Bahn soll das russische Gebiet von Turkestan durchschneiden, den Hindukusch überschreiten und an seinem Südabhange im Kabulthale nach dem Indus fortziehen; ihre ganze Länge wird zu 3740 Kilom. = 503 deutschen Meilen berechnet. Die Idee, den Westen von Europa mit dem Osten von China, oder Rotterdam und Tientsin, durch eine Bahn zu verbinden, vertritt 1871 Meissel**); die Bahn würde eine Länge von 1319 geogr. Meilen erhalten, von denen 520 Meilen innerhalb Europas, 552 in Sibirien, 226 in der Mongolei und 21 in der chinesischen Provinz Petscheli zu liegen kämen.

Die Verbindung Indiens mit Europa will englischerseits durch Kleinasien versucht werden, um Rußlands Gebiet nicht berühren zu müssen; verschiedene Linien sind vorgeschlagen. Die erste der projectirten Linien beginnt in Scutari, auf der asiatischen Seite des Bosporus, kommt Kleinasien in der Diagonale durchschneidend über Konia (Iconium) auf Haleb (Aleppo) hinaus, und soll dann unterhalb Basra den persischen Meerbusen erreichen. Ein anderer Plan will in Alexandrette am Meerbusen von Iscanderum ihren Ausgang nehmen und in Mesopotamien enden; hiedurch wäre nur das Mittelmeer mit dem persischen Golfe verbunden. Sir H. Rawlinson befürwortet die Linie, die beim Städtchen Tireboli im Westen von Trapezunt beginnen soll und über Erzingan an den schiffbaren Tigris bei Diarbekir gelangen würde. Beachtenswerther als diese Projecte erscheint der Plan, von Scutari längs des jetzigen Landweges von Konstantinopel über Erzerum, Bajazid und Täbris bis Teheran eine Bahn zu führen, oder der Vorschlag Rawlinson's, ebenfalls in Scutari beginnend auf Mosul hin zu bauen, von hier hinab nach dem Diyalah, einem Nebenflusse des Tigris, und nun über das Zagrosgebirge auf Pässen von über 2000 Meter Höhe nach Kirmandschah, dann über

*) Russische Revue, Bd. III, S. 103.
**) Die Europäisch-asiatische Eisenbahnlinie Rotterdam-Tientsin u. s. w. 1871.

Hamadan am alten Ekbatana vorbei nach Teheran. Von hier kann weiter nach Osten nur die Richtung über Schah-rud, Meschhed, Herat, Kandahar und den Paß von Bolan nach Schikarpur am Indus genommen werden. Die ganze Entfernung zwischen dem Bosporus und dem Indus wurde nach Kartenmessungen zu 618 deutschen Meilen längs des bisherigen Landweges von Konstantinopel und zu 660 Meilen über Mosul und Kirmandschah berechnet.

Ueber die Besprechung in Tagesblättern sind diese schon seit Jahren dargelegten Projecte noch nicht hinausgekommen; verglichen mit den Schwierigkeiten dieser Bahnen berechtigt das Lesseps'sche Project zu größeren Erwartungen. Die englischen Linien müßten das türkische Reich in Asien seiner ganzen Länge nach durchschneiden; nun sind aber die türkischen Zustände geradezu sprüchwörtlich geworden und können die Capitalisten zu Geldanlagen nicht anziehen. Die wirthschaftliche Entwickelung des Landes mußte durch die höchst mangelhaften Regierungseinrichtungen gehemmt werden; die Bevölkerung ist längs der ganzen von der Bahn zu durchschneidenden Route nur im asiatischen Theile des Polizeibezirkes Constantinopel einigermaßen dicht und beträgt hier 3444 Personen auf 1 deutsche Quadratmeile, während sonst höchstens 490 Personen auf einer solchen wohnen. Die technischen Schwierigkeiten sind sehr groß; nicht bloß daß die Bahn von Scutari an bis Tabris durch völlig waldlose Gegenden ginge, zwischen Erzerum und Bajazid müßte sie durch's Hochgebirge geführt werden, und in der westlicheren Richtung sind die Schwierigkeiten sogar noch größer. Genaue Kenner*) der Verhältnisse haben deshalb die englischen Projecte als unausführbar beurtheilt und einen Schienenweg durch Rußland und den Kaukasus als die einzig rentable Verbindung mit Indien bezeichnet.

Rußland hat im Südosten des Reiches die Bahnen bereits bis an das Asow'sche Meer vorgeschoben, und hat die 89 Meilen lange Strecke von Rostow nach Wladikaukas, der im kaukasischen Kriege oft genannten Bergfeste, in Angriff genommen. Die Regierung läßt eben jetzt (im Sommer 1873) Terrainuntersuchungen ausführen für den Bau einer Bahn von Wladikaukas nach Tiflis über den kaukasischen Gebirgskamm und einer weiteren Bahn von Tiflis bis Baku zur Fortsetzung der Poti-Tiflis-Bahn. Hiedurch würde das Asow'sche wie das schwarze Meere mit dem kaspischen Meere durch Bahnen verbunden; voraussichtlich folgt in kürzester Zeit eine Fortsetzung der Bahn von Wladikaukas**) nach Perowsk am kaspischen Meere (44 Meilen), und von hier auf fast ebenem Terrain eine Küstenbahn von 86 Meilen Länge über Baku nach Astara, dem letzten russischen Hafen am kaspischen Meere; nur zwei Flüsse erfordern einen kostspieligen Brückenbau. Dann fehlt bis Rescht, wo Baron v. Reuter am 25. September 1873 die Ceremonie des ersten Spatenstiches an der ihm übertragenen und in kürzester Zeit auszuführenden Bahn Rescht-Teheran vornahm, nur noch ein Schienenstrang von 16 deutschen Meilen Länge, und man kann dorthin inzwischen mit Dampfern in 3 Stunden gelangen. Teheran wird hiedurch vom Westen von Europa auf einem um 120 bis 150 deutsche Meilen kürzeren Wege erreicht, als wenn die Bahn dahin von Constantinopel durch Kleinasien geführt würde. Die Entfernung zwischen Teheran und Schikarpur beträgt über Meschhed, Herat und Kandahar an 310 deutsche Meilen; diese

*) v. Seidlitz: Die kaukasischen Eisenbahnen und der Ueberlandweg nach Indien Russische Revue Bd. II, S. 33. Stebnitzky, Vergleichende Beschreibung der aus Europa nach Indien vorgeschlagenen den Kaukasus umgehenden Wege, aus dem Russischen übersetzt im Bull. de la Société de Géographie de Paris. Decbr. 1872.

**) Nicht schon nördlicher, bei Jekaterinograd, abzweigend? Red.

Bahn durchschneidet die fruchtbarsten Provinzen Persiens und wird nirgends auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen.

Durch den Kaukasus und auf dem angegebenen Wege durch Persien und Afghanistan führt nach v. Seidlitz »der denkbar kürzeste Weg zwischen London und Indien, ein Weg, der in 8 Tagen durch gesunde Landstrecken mit gemäßigtem Klima zurückgelegt werden kann«.*) Jedenfalls bedarf die Herstellung einer Verbindung Europas und Indiens auf Grundlage der v. Lesseps'schen Vorschläge noch ungleich großartigerer Vorbereitungen; nicht einmal oberflächlich ist mehr als die Hälfte des zu durchmessenden Raumes untersucht, Detailaufnahmen und Vermessungen sind höchstens in der Kirgisensteppe in diesem Jahre in Angriff genommen worden. Noch keine einzige der 503 Meilen, welche die Bahn durcheilen soll, ist in Ausführung begriffen, während in zwei Jahren Rotterdam über Petersburg mit Wladikaukas und bald darauf Baku, Rescht mit Teheran durch Eisenbahnen verbunden sein werden, so daß bis an den Indus nur noch 310 Meilen auszubauen verbleiben. Es steht ferner außer Zweifel, daß die Bahn gewaltige Gebirge zu überschreiten hat und durchaus durch dünn bevölkerte Länder, ja selbst auf weiten Strecken durch wasserarme unfruchtbare Steppen geführt werden muß.

Diese, die Rentabilität in hohem Grade beeinträchtigenden Verhältnisse können zwar den Beginn des Baues nicht in Frage stellen, und wir werden sogar in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Bahn bis Bokhara erhalten; denn die Russen würden diese Strecke auch ohne das Eintreten des Herren v. Lesseps in die Agitation hiefür in Angriff genommen haben, ja der Plan einer Zweigbahn nach Taschkend, die sich vom sibirischen Bahnkörper ablöst, ist schon vor dem Lesseps'schen Projecte russischerseits aufgestellt und begründet worden. v. Lesseps' Hervortreten verliert aber hiedurch nichts an seiner Bedeutung, sondern ist dem Zustandekommen einer Turkestanbahn äußerst günstig; die Localcomités erhalten in ihm einen Mittelpunkt, und das für Bahnen in diesen Gegenden bereite Capital wird seiner Verwendung eher entgegengeführt und durch andere Bewilligungen im erforderlichen Maße rascher ergänzt als ohne solche sachkundige und energische Vertretung. Die technischen Fragen können ihre Lösung erst durch die Detailaufnahmen finden; dann erst wird sich zeigen, ob an der jetzt in Aussicht genommenen Richtung durchgehends festgehalten werden kann.

Das Meissel'sche Project einer Verbindung der Ostküste von China mit der Westküste von Europa über Sibirien wurde günstig beurtheilt, und jedenfalls wird die Strecke bis nach Ostsibirien oder rund 1000 Meilen fertig gestellt werden; ist doch die Uralbahn schon concessionirt. v. Richthofen spricht sich aber nicht hoffnungsvoll aus über eine Nordbahn, weil die weite Mongolei dünn bevölkert und unproductiv ist; auch in Rußland haben sich gelegentlich der Erörterung der Richtungen und Chancen der sibirischen Eisenbahn Stimmen gegen Kiachta ausgesprochen und für diesen Platz eine dem Welthandel günstige Bedeutung in Abrede gestellt. Die Höhendifferenzen sind in der That auf der Route Kiachta-Kalgan nicht unbedeutend. Der Weg von Kiachta nach Peking zeigt in seinem nördlichen Theile auf circa 60 deutsche Meilen Breite eine entschiedene Gebirgsphysiognomie; die Bergabhänge sind bewaldet, die Bewässerung der Thäler ist kärglich. Weiter südlich verschwinden mit Abnahme der Höhe die Wälder; ein leicht gewelltes,

*) General Sir Frederick Goldsmid gelangte 1872 von Enzeli nach London in der außerordentlich kurzen Zeit von 13 Tagen; er benützte die Bahnen von Tiflis bis Poti und von der unteren Donau quer durch Europa; auf Dampfschiffen übersetzte er das schwarze Meer und fuhr er in die Donau ein.

mit starkem Graswuchse bedecktes Plateau von 28 Meilen Breite bildet den Uebergang zur Gobi, welche hier in einer Breite von 86 Meilen durchschnitten werden muß. Bis hieher sind Ansiedelungen häufig; jetzt erhält die Landschaft den einförmigen Steppencharakter: Wasser, Brennmaterial und Menschen werden immer seltener, bis endlich auf einer Stufe von 1600 Meter Erhebung das an 28 Meilen breite Gebiet der verhältnißmäßig wohlhabenden Zachar-Mongolen erreicht ist, nach dessen Durchschreitung man an den 3 Meilen breiten Nan-kou-Engpaß und durch ihn nach Kalgan gelangt. Ueber die Höhenverhältnisse sei bemerkt: Kiachta liegt bei 703 Meter, das nördliche Hochland erreicht 2100 Meter, die dann folgende Einsenkung geht bis 1067 Meter herunter; das Plateau der Zachar-Mongolen erhebt sich zu 1600 Meter, der Nan-kou-Engpaß erreicht an 2000 Meter Höhe.

Statt dieser zu den schwierigsten Landwegen nach China zählenden Richtung suchen die russischen Kaufleute neuerdings mit Erfolg andere Routen auf; eine weittragende Bedeutung wird dem im Sommer 1870 glücklich durchgeführten Unternehmen der Gebrüder Butin beigelegt, welche den alten Weg Nertschinsk-Peking über Dolon-nor aufnahmen, den 1689 Gerbillon zum Abschlusse des Nertschinsker Vertrages zurücklegte. Auf dieser Strecke, die nur in Folge der russisch-chinesischen Verträge über die Zulässigkeit eines Handels nach Kiachta in Vergessenheit kam und unbenützt blieb, findet sich Futter, Wasser und Brennmaterial in Fülle; Ansiedelungen sind häufig, die Gobi ist hier nur mehr 15 Meilen breit und nicht mehr so trostlos, die Höhenunterschiede sind geringer. Butin hofft auf diesem Wege selbst billig zu russischen Waaren zu gelangen, die von Odessa nach Schanghai um sehr billiges Geld als Ballast gebracht werden können.

Die Butin'schen Berichte, dann der Aufschwung, den die Fabrication in Nertschinsk durch die Auffindung ergiebiger Goldlager genommen hat, lassen eher diesen Platz als den Ausgangspunkt einer künftigen Eisenbahn durch die östliche Mongolei erscheinen; eine solche Richtung ist um so wahrscheinlicher, als die Bahn hiedurch auch dem Amurgebiete und der in productiver Beziehung sehr beachtenswerthen russischen Mandschurei näher gerückt würde.*)

Einen anderen Weg für eine verhältnißmäßig nicht sehr schwierige Bahn, welche überdies den Vortheil hätte, in ihrer Fortsetzung bis zum Meere die Hauptproductions-Gebiete Chinas zu erschließen, zeigt in großen Umrissen v. Richthofen; seine Vorschläge verdienen um so mehr Beachtung, als er die im eigentlichen China in Aussicht genommenen Bahnstrecken selbst bereiste und erforschte. Richthofen's Bahn würde im vollsten Sinne des Wortes eine Bahn nach und durch Centralasien sein; er äußert sich darüber wie folgt:

»Man kann kaum daran zweifeln, daß eine Eisenbahn dereinst China mit Europa verbinden wird. . . . Wegen ihrer natürlichen Vorzüge sowohl als wegen der volkreichen, productiven und für den Handel bedeutenden Länder an ihren beiden Enden kann nur die Linie über Si-ngan, Lan-tschau, Su-tschau und Hami in Betracht kommen. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß diese ganze Straße einschließlich Pelu — des Nordweges — gut mit Kohlen versehen ist. Kansu soll mit Schansi an Reichthum und Ausdehnung seiner Kohlenfelder wetteifern.« Die Fortsetzung der Bahn nach Osten müßte südlich des Hoangho über Ho-nan-fu ziehen und dann sich gabeln: die nördliche Linie hat den Hoangho bei Hwai-king-fu zu überschreiten und setzt sich über die Kohlen-

*) Petermann's Geographische Mittheilungen, 1873, S. 39, 221 und 294.

felder des Tai-hang-schan nordöstlich fort; die südliche Linie kann fast südlich gedacht werden in der Richtung nach den reichen Kohlenlagern von Hu-nan und Canton. Am Yang-tse-Kiang bis zum Hanflusse aufwärts und an diesem fort bis Hin-gan ließe sich eine Bahn führen, die dann 40 deutsche Meilen bis Tsching-tu-fu, der für den Handel nach Tibet wie Yün-nan gleich bedeutenden Hauptstadt der Provinz Sze-tschuan, den obersten und productivsten Theil dieser Provinz durchziehen könnte. Ein Anschluß dieser Strecke an die centralasiatische Bahn wäre aber nicht möglich oder könnte nur als Gebirgsbahn über den Tsing-ling mit enormen Kosten gedacht werden; ein solcher Anschluß ist übrigens hier weniger dringendes Bedürfniß als irgend anderswo, denn im 3. Jahrhundert nach Chr. ließ hier Liu-pi, um den Norden zu unterjochen, bis Si-ngan, dem oben erwähnten Handelsmittelpunkte nach Ost wie West, eine großartige Kunststraße anlegen, die ihrer politischen Wichtigkeit wegen und bei dem großen Verkehre, den sie vermittelt, auch unter der gegenwärtigen Regierung nothdürftig unterhalten wird, so wenig Interesse sie sonst den Verkehrsanstalten zuwendet.

Ehe an Ausführung einer solchen Bahn gedacht werden kann, müssen sich außerordentlich große politische Veränderungen vollzogen haben. Nicht bloß hat sich die chinesische Regierung bisher allen größeren Eisenbahnprojecten und Unternehmungen der Fremden im Inneren des weiten Reiches hinderlich erwiesen; die Bevölkerung beginnt erst jetzt den Fremden freundlich gesinnt zu werden; der Reisende muß, selbst wo er Zuvorkommenheit begegnet, vorsichtig sein, da das Volk, wenn durch die brutale Soldateska, durch übelwollende Mandarinen oder durch falsche Nachrichten aufgeregt, die größten Roheiten sich erlaubt. Der russische Capitän Prschewalski, der die Ränder des eigentlichen China mit seltener Unerschrockenheit bereiste, schreibt: »Der Pekinger Paß erweist sich überall als bloßer Wisch, und der Befehl der obersten Reichsbehörde, uns nöthigenfalls Hilfe zu leisten, als bloße Phrase, um die sich die Ortsbehörden nicht im Geringsten kümmern, sondern im Gegentheil sich an jeder dem Fremden bereiteten Ungelegenheit mit souveränem Behagen ergötzen. Wären die Chinesen nicht so unsäglich feig, keinem Europäer dürfte es glücken, von China aus nach Innerasien vorzudringen.« *)

Dazu kommt, daß es schwer ist, sich die Frage zu beantworten, wen man in Centralasien nördlich des Thian-schan augenblicklich als Herscher zu betrachten hat. Die aufständischen Muselmans haben die chinesischen Beamten aus dem Landstriche längs des Nordweges seit einem Jahrzehnte vertrieben, ihre Gewalt in der westlichen Mongolei erschüttert und an Stelle einer zwar unklugen und eigennützigen, aber geordneten Verwaltung eine Banditenherschaft aufgerichtet. Jeder fürchtet den Anderen, und viele Sultane der Mongolen neigen sichtlich zu den Russen, deren mehrjährige Besetzung von Urga, dem großen Handelsorte auf der Route Kiachta-Peking, die Ruhe in diesem Theile der Mongolei besser befestigte, als die Chinesen sie hätten wahren können. Anhängliche Unterthanen haben sich die Chinesen an den Mongolen nicht zu erziehen verstanden; unser Gewährsmann v. Richthofen äußert sich über die Mongolen, mit denen er in Kalgan in Berührung kam, wie folgt**): »Eine bemerkenswerthe Thatsache ist, daß beide Nationen (Chinesen und Mongolen) so streng geschieden bleiben. Während es den Chinesen in der Mandschurei gelang, die Race, die jetzt über sie herscht, mit sich zu assimiliren und so zu sagen zu erobern, gewinnen sie über die Mongolen nur die Oberhand, wenn

*) Petermann's Geographische Mittheilungen, 1873, S. 94.

**) Ebenda, S. 142.

sie sie zurückdrängen. Heiraten finden zwischen beiden Racen nicht Statt, und die Mongolen nehmen nicht wie die Mandschu die chinesische Sprache und Literatur an. Dieser Umstand macht die Mongolen zu gefährlichen Nachbaren; sie können furchtbar werden, wenn ihre schlafende Kraft durch eine starke Macht geleitet wird, werde diese nun von Individuen ihrer eigenen Race ausgeübt oder von einer überlegenen Nation.« Es ist nicht zu fürchten, daß sich ihre Kraft gegen Rußland kehrt; viel wahrscheinlicher und näher liegend ist, daß sie von Rußland richtig geleitet und später ihm dienstbar gemacht wird.

Ueber den Einfluß, den eine Eisenbahn nach Indien oder nach Centralasien auf den Welthandel äußern muß, liegen mancherlei Erfahrungen vor. Seit der Vollendung des Suezcanales ist die Zeit der Theeklipper vorüber; mit dem Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes wurde Odessa der Mittelpunkt eines großartigen Handels, und dieser Platz knüpft mit Benützung des Suezcanales überseeische Verbindungen mit dem Osten von China an.*) Wo immer das Eisenbahnnetz sich ausbreitet, nimmt der Verkehr auf den Wasserwegen ab; so hat sich erst neuerdings wieder ergeben, daß die Verschiffung von Kohlen auf der Ruhr von 1865 bis 1871 um 30 % zurückgegangen ist, weil inzwischen directe Eisenbahnanschlüsse an die Förderungspunkte geschaffen worden waren.

Der Betrieb der Bahnen in Indien lehrt uns Folgendes.

Hier wurden 1870 die Schienenstränge vollendet zwischen Bombay und Calcutta, Bombay und Madras, Calcutta und Lahor; in 65 Stunden durcheilt man jetzt die 276 Meilen lange Strecke von Calcutta nach Bombay, in 21 Tagen ist London von Calcutta erreicht. 1850 wurden mit Eisenbahnbauten die ersten Versuche gemacht; 1855 ist ein größerer Eifer hiefür zu verzeichnen, ernstlich in Angriff genommen wurden aber die bis dahin concessionirten Linien von rund 1100 Meilen erst 1863. Bombay wurde hiedurch der größte Baumwollenmarkt; die besten Baumwollendistricte sind mit Bahnen von hier aus zu erreichen; 1865—66, in der Blüthe des Baumwollenexportes, hatte es deshalb vorübergehend mehr Umsatz als Calcutta, der Stapelplatz für die werthvollen Producte der weiten Ebenen des Ganges und Brahmaputra. Im Jahre 1868/69 wurden auf den Bahnen 2515 Mill. Tonnen (à 20,3 Ctr.) verfrachtet; sämmtliche 11452 Schiffe (mit Einschluß der Barken der Eingeborenen), die in demselben Jahre in sämmtlichen Häfen ein- und ausliefen, hatten dagegen nur einen Tonnengehalt von 4,1 Mill. Der Küstenverkehr war durch die Bahnen nicht beeinträchtigt worden; er nahm 1869, verglichen mit den Vorjahren, sogar um 8% zu und hob sich von 25,2 auf 27,1 Mill. Pf. Strl.

Ueber den früheren Verkehr auf den Landstraßen werden keine vergleichenden Angaben gemacht; aber in einer Abhandlung aus dem Jahre 1867 von Hume, dem Generalinspector der Binnenzölle, kommt vor: »Um 6¼ Lakh Mounds (= 52 Mill. Ctr.) Salz vom Sambharsee in Radschputana bis an die Zolllinie zu schaffen (circa 40—50 Meilen entfernt), waren 1867 beständig 28—30,000 Büffel — als Last- oder Zugthiere — und Kameele benöthigt; sollten weitere 52 Mill. Ctr. binnen 6 Monaten an die Zolllinie geschafft werden müssen, so wäre der Transportpark auf der gesammten Zolllinie hiezu nicht im Stande, oder nur unter einem Kostenaufwande, der für das Salz einen fabelhaften Preis nöthig machen müßte.« Der Weg ist hier nicht besser geworden, als er vor Jahrhunderten und Jahrtausenden war, denn England hat die

---

*) v. Scherzer: Fachmännische Berichte über die öst.-ung. Expedition nach Siam, S. 243. — F. Matthäi in der Russischen Revue, Bd. II., S. 14 ff.

Ausbeutung dieses Salzlagers den Fürsten von Dschacpur und Dschoipur erst im Februar 1870 abgenommen.

Der Verkehr auf den Landstraßen muß selbst, wo sie zu tadellosen Chausseen verbessert worden waren, verglichen mit dem Transportquantum der Eisenbahnen verschwindend klein gewesen sein; von dem Unterschiede in den Ausgaben für den Transport mag Folgendes eine Anschauung geben. Die Miethe eines zweiräderigen Ochsenkarren war 1867 in der Provinz Andh per Tag 13 Sgr., eines Kameeles 6 Sgr., und von 20 Eseln 1 Thlr. 20 Sgr., im Pendschab für dieselben Transportmittel 25 Sgr., 9 Sgr. und 2 Thlr. 9 Sgr. Bei der durchschnittlichen Tragfähigkeit von 5 Ctr. für 1 Kameel und eines täglichen Marsches von 3 Meilen (oder $^1/_2$ Meile per Stunde) berechnen sich die Transportkosten zu Lande für Centner und Meile zu 8 pr. Pf. oder für 3 Ctr. auf 100 englische = 21,6 deutsche Meilen zu 6 Thlr. 20 Sgr. Auf den indischen Eisenbahnen variiren aber die Frachtsätze für einen Ballen gepreßter Baumwolle von 3 Ctr. auf 100 engl. Meilen zwischen 13 und 14 Sgr. Ohne allen Zweifel gelangt eine ungleich größere Menge Waaren nach Europa, wenn der Handel in Bombay nicht mehr auf den Schiffstransport angewiesen ist, sondern mit der Bombay-Barodabahn und ihren Fortsetzungen oder den übrigen dem Indus zustrebenden Bahnen Europa über Afghanistan und Persien erreichen kann.

Mag die Bahn nach Indien auf dem Wege durch Turkestan oder durch Persien zu Stande kommen; mag von Sibirien aus oder in einem späteren Zeitpunkte vom Sir Daryathale aus eine Eisenbahn in China ausmünden, in jedem Falle ist zu erwarten, daß der Bahn eben so viele Waggons voll Waaren übergeben werden, wie jetzt in derselben Richtung Lastthiere gehen. Für China läßt sich folgendes Zeugniß v. Richthofen's beibringen: »Es wäre eine vergebliche Aufgabe, von der Bedeutung der Eröffnung Chinas auch nur eine annähernde Idee geben zu wollen, denn ich kann sie selbst nur ahnen. Wenn man aber Monat für Monat durch seine Provinzen reist und in Gegenden, die mehr Breitendifferenz umfassen als von Rom bis Petersburg; wenn man überall eine Bevölkerung findet so dicht, wie sie nur wenige Länder in Europa aufzuweisen haben, und im Durchschnitt mehr Gebildete, als das Gros unserer Bevölkerung vor der Zeit der Eisenbahnen war; wenn man ferner bedenkt, daß die Zahl der Bevölkerung des Landes weit größer ist als die von ganz Europa; wenn man dann die wohlgeordneten, wenn auch großem Verderben anheimgefallenen Einrichtungen sieht, welche diese ungeheure Menschenmasse zusammenhalten, und überall einer altbegründeten und in gewissen Richtungen vervollkommneten, jetzt aber entschieden rückgängig gewordenen Cultur begegnet, und wenn man endlich sich vorstellt, welches gewaltigen Fortschrittes die Cultur und Industrie der Bevölkerung und die Entwickelung des großen productiven Ländergebietes fähig ist, so steht man staunend vor der Größe der Aufgabe, welche hier dem europäischen Einfluß gestellt ist. Aus sich selbst thut China nicht einen einzigen Schritt, jeder Anstoß muß von Außen kommen. Der Fortschritt ist verhaßt, aber unaufhaltsam und unabwendbar.«

Centralasien hat als Productionsgebiet keine große Bedeutung und sehr geringe Zukunft; aber mit Recht betrachten die Russen ihren Besitz als »die erste Etappe nach dem Herzen Asiens«, als den Ausgangspunkt höchst wichtiger und wohlthätiger Reformen in den politischen und socialen Verhältnissen der Völker, die von hier aus noch unter ihren Einfluß kommen, sowie als den Sammelpunkt der aus dem Westen des eigentlichen Chinas nach Europa bestimmten Waaren.

Vom Umsatze für 1871 entfielen nach dem amtlichen Berichte von dem Werthe der Waaren

1. auf Transkaukasien 4,8 Mill. auf den Export, 8,4 auf den Import;

2. auf den Hafen von Astrachan eine Ausfuhr von 611,882 Rbl. und eine Einfuhr im Werthe von 962,850 Rbl.

3. über Kiachta und den Amur werthete der Export 3,48 Mill. in Waaren und 640,100 Rbl. in Edelmetallen und der Werth des Importes 6,52 Mill Rbl., darunter Thee für 6,0 Mill.

An dem Werthe der Waaren sind betheiligt: beim Exporte aus Rußland China mit 3,46, die Türkei mit 3,47, Persien mit 1,42 Mill. Frankreich mit 487,376, England mit 32,925 und Khiwa mit 2964 Rbl.; beim Import: China mit 6,52, die Türkei mit 5,45, Persien mit 3,95 Mill., Frankreich mit 8800, Preußen mit 1013 und Khiwa mit 623 Rbl.

Im Alterthum bewegte sich der Handel mit China nur auf dem Landwege; die ältesten Zeugnisse, daß von Indien aus ein regelmäßiger Verkehr zur See mit China angeknüpft wurde, dessen Ladungen in Indien von römischen, später arabischen Kaufleuten des Westens übernommen und an die Seeplätze am mittelländischen Meere verschafft wurden, weisen auf das 1. bis 2. Jahrhundert nach Chr. als den Beginn dieses Handels. Die Wege des Handels werden stets durch die geographischen Verhältnisse bestimmt; politische Zustände können auf den Verkehr fördernd und hemmend einwirken, aber eine geographisch als Handelsstraße vorgezeichnete Richtung bildet jederzeit die Verkehrsader. Dies zeigt sich sehr deutlich an den Wegen aus Innerchina nach Kansu und Centralasien. Der Wei, ein Nebenfluß des Hoangho, den er an der Stelle erreicht, wo der gelbe Fluß seine östliche Richtung erhält, ist noch $2^1/_2$ deutsche Meilen westlich von Si-ngan-fu, der Hauptstadt von Schen-si, für sehr kleine Boote fahrbar; ehe der Hoangho seinen unteren Lauf geändert hatte, was veranlaßt wurde durch den Mangel an Sorgfalt für die Dämme längs seines Nordufers während der Taiping-Rebellion Anfangs der fünfziger Jahre, war sohin Wasserweg bis hieher möglich und zwar nicht bloß für die Gegenden längs des Hoangho, sondern mittelst des jetzt ebenfalls vernachlässigten und gerade an seiner Einmündung in den Hoangho unbrauchbar gewordenen Kaisercanales auch für die Hauptproductionsländer Chinas, die Provinzen zu beiden Seiten des Yang-tse-Kiang. Si-ngan ist nach v. Richthofen jetzt nach der theilweisen Zerstörung von Nanking, Wutschang und Hang-tschau wahrscheinlich die zweitgrößte Stadt des Reiches und zählt an 1 Mill. Einwohner; ihre politische wie commercielle Bedeutung schildert derselbe*) folgendermaßen: »Si-ngan-fu nimmt eine dominirende Lage ein, wie sie wenige Binnenstädte haben, die nicht an der Confluenz schiffbarer Ströme gebaut sind. Es liegt am Vereinigungspunkte der wenigen Handelsstraßen, welche die einzig möglichen Verbindungen mit den östlichen und nördlichen Provinzen herstellen und daher gewissermaßen die Stelle von Flüssen vertreten. Hier laufen wie Strahlen in einen Brennpunkt die drei östlichen Straßen von Schansi, Honan und Hupe zusammen, während von Südwesten die Szetschuan-Straße einmündet. Andererseits breiten sich von hier die verschiedenen Wege aus, welche in Schensi und Kansu dem Waarenverkehr und dem politischen Leben dienen und die Verbindungen zwischen China und den nördlich von Tibet gelegenen Theilen Centralasiens aufrecht erhalten.«

*) Petermann's Geographische Mittheilungen, 1873, S. 219.

Von Si-ngan führt ein gar nicht beschwerlicher Fahrweg nach Lan-tschau, der Hauptstadt von Kansu am Hoangho. Dieses ist der Ausgangspunkt für die Straßen nach Centralasien. »Zwischen den colossalen Bergen des Künlün-Systems, die eine fast unübersteigliche Schranke gegen den Süden bilden und von einem Gemisch meist Tibetischer Völker bewohnt werden, und der hochgelegenen Wüste, die sich gränzenlos im Norden ausdehnt und von den Oelöt, einem Osttürkischen Stamm, bewohnt wird, zieht sich ein schmaler Streif in nordwestlicher Richtung von Lan-tschau Hunderte von Meilen weit dahin, bisweilen nicht breiter als einige Meilen mit ebenem und sehr fruchtbarem Boden. Sein westliches Ende ist der Schlüssel zu Centralasien, denn unmittelbar jenseits desselben beginnt die Sandebene der Wüste Gobi. Dann kommt man zur Oase Hami, und darüber hinaus erstreckt sich ebener oder welliger Boden, im Norden durch Hügel hie und da unterbrochen, zu beiden Seiten des Thian-schan entlang; aber nur ein schmaler Streifen am Südabhang und ein wenig breiterer am Nordabhang eignen sich zum Ackerbau, das Uebrige ist Wüste im Süden und Weide im Norden.« (Richthofen.)

In diesen zwei Streifen bewegen sich die Karawanen fort. Die Straße im Süden des Thian-schan wird von den Chinesen Südweg oder Nanlu genannt und führt von Hami nach Yarkand; die Straße nördlich des Gebirges, die Nordstraße oder Pelu, führt nach Barkul und über Urumtsi nach dem jetzt russischen Kultscha im Ilithale. Der Südweg spaltet sich bei Yarkand; in der nördlichen Richtung wird Kaschgar berührt und das Alaigebirge im Terekpasse und den seitlich davon liegenden Paßeinschnitten überstiegen; südlich führt der Weg in östlicher Richtung über Khotan zu den Pässen über den Karakorum, in westlicher Richtung dagegen über das schon den Alten als »Steinerner Thurm« bekannte Taschkurgan nach dem Pamirpasse. Vom Karakorum steigt man nach Tibet und Indien, vom Terek nach Khokand und dem russischen Gebiete, vom Pamir nach Wakhan und Badakschan, den 1873 Afghanistan zugewiesenen Landschaften, herab.

Unter dem Kaiser Siuen-ti (73—48 vor Chr.) führten die Chinesen längs der Straße nach Centralasien eine geordnete Verwaltung ein; Anlaß zur Besitznahme gab ein Angriff der räuberischen Hiung-nu auf die Usun. Die Hiung-nu, ein türkisches Volk, hatten ihre Ursitze am nördlichsten Laufe des Hoang-ho in der Umgebung des Inschangebirges und hatten von hier aus seit früher Zeit das nordwestliche China durch ihre Einfälle in der Entwickelung zurückgehalten. Durch seine erfolgreichen Angriffe auf das Nachbarvolk der Yuetschi in Kansu wurde dieses Volk Ursache der Völkerwanderung der Yuetschi, die wir nach dem Vorbilde der classischen Geschichtschreiber als diejenige der Indoskythen bezeichnen; ihr Auszug erfolgte 165 vor Chr. nach dem Westen, gab Anlaß zu der ersten großartigen Völkermischung nördlich und südlich des Oxus, und brachte in ihrem Verlaufe selbst für das westliche Indien neue Herscher. Die Hiung-nu, lüstern nach weiterer Beute, griffen ungefähr ein Jahrhundert später die Usun an, die nach Grigorjew nordwestlich des Thianschan wohnten und nach Lassen am Südwege noch Turfan inne hatten; die chinesischen Kaiser eilten den Usun zu Hilfe, und die vereinigten Heere überwanden die Hiung-nu 71 vor Chr. in mehreren Schlachten. Gänzlich vernichtet wurde ihre Macht, als sich auch die Bewohner von Tawan oder Khokand gegen die Hiung-nu erklärten; im Jahre 52 boten sie dem chinesischen Kaiser ihre Unterwerfung an. Die Chinesen wandten sofort den neu erworbenen Handelsstraßen, dem Nord- und Südwege, ihre besondere Aufmerksamkeit zu und ernannten für dieses Gebiet einen eigenen Generalstatthalter mit der Aufgabe, bis Khokand die Wege offen zu halten und sicher zu machen.

Aus dem Quellgebiete des Oxus und Yaxartes gelangt man nach dem Osten nach Ueberschreitung der Gebirgszüge, in die nördlich Altai und Thianschan, südlich Thianschan und Himalaya zusammenschmelzen; die bisherigen Anschauungen von der Meridianrichtung des Bolortag sind insbesondere durch Sewerzoff und Fedschenko berichtigt worden. Den Handel auf diesem Landwege können wir bis in's Alterthum verfolgen; er galt aber schon damals für schwierig und ward selbst von Chinesen wenig gesucht. Die abendländischen Kaufleute zogen nach Innerasien von der Küstenlandschaft Cilicien aus durch Assyrien, Medien und Parthien südlich nach Balkh, und von hier nach dem Westen in der Richtung weiter, in der sie hergekommen waren; später kam auch die Route in Aufnahme von der Küste des schwarzen Meeres über den Kaukasus längs des Kurstromes an das kaspische Meer, über dasselbe und nun an den Oxus, dann nach Balkh. Bei den classischen Autoren ist zwar die Reise so dargestellt, als wenn sie über das kaspische Meer an die Mündung des Oxus und nun auf diesem zu Wasser aufwärts gegangen wäre; allein auf die Nachrichten der classischen Autoren über den unteren Lauf dieses Flusses ist nichts zu geben, weil ihnen der Aralsee ganz unbekannt war; nach Lerch's Quellenstudien in den Werken der arabischen Schriftsteller und seinen persönlichen Beobachtungen am jetzigen Flußbette kann sich der Oxus sogar nur vom Ende des 14. bis Mitte des 16. Jahrhunderts in das kaspische Meer ergossen haben, und als Wasserstraße kam ihm seiner Stromschnellen wegen im mittleren Laufe niemals eine Bedeutung zu. Die Kaufleute zogen von Balkh auf der Handelsstraße weiter, welche die Richtung über Kunduz und Khanabad einschlägt, dann nach Ueberschreitung des wenig beschwerlichen Latabandpasses das Thal der Koktscha und Badakschan erreicht. Diese Landschaft wird ihrer ganzen Länge nach noch heute auf schlechtem Wege durchschritten; durch Wakhan erfolgt sodann der Aufstieg nach den Wüstenplateaus des Pamir, beim Abstiege gelangt man nach sechs Tagreisen durch unbewohnte Steppen nach Taschkurgan, was die Alten richtig als »steinernen Thurm« übersetzten. Bis Yarkand zieht der Weg durch wilde Gebirgsgegenden, wo sich den Karawanen die größten Schwierigkeiten entgegenstellen; dann folgt man Flußniederungen und im weiteren Verlaufe den Südausläufern des Thianschan.

Es bezeugt einen großen Unternehmungsgeist, daß die Römer nach Lassen's Untersuchungen auf diesem Wege schon um 113 vor Chr. bis Turfan gelangten, der letzten großen Station vor Hami. Solche weite Reisen müssen jedoch eine Seltenheit gewesen sein; aus allen Nachrichten geht hervor, daß der Karawanenhandel in der alten Zeit so betrieben wurde, daß einzelne Völker sich in die Verschaffung der Waaren theilten. Griechen wie später Byzantiner und Araber gelangten meist nur bis Armenien; hier fand der Tauschhandel Statt, und die weitere Verbreitung ihrer Waaren bis an den Ural hin scheint das skythische Volk der Aorser sich zum besonderen Geschäfte gemacht zu haben. Erst die unternehmenden italiänischen Kaufherren aus Genua und Venedig wagten sich wieder bis in das Herz von Asien hinein und waren mit bekehrungseifrigen christlichen Priestern im 13. Jahrhundert am Hofe der Mongolenfürsten gern gesehene Persönlichkeiten. Jetzt kam auch der Nordweg in Aufnahme, Almati »die Apfelstadt« oder Wernoje war ein Ruhepunkt für die genuesischen Kaufleute; Marco Polo dagegen betrat Innerasien auf dem Südwege über den Pamirpaß.

Zur Zeit der Beherschung Ferghanas oder Khokands im Anfange des 16. Jahrhunderts durch Baber war nach dem Zeugnisse von Ferischta über den Terekpaß ein lebhafter Verkehr; es wurde sohin, durch die politischen Verhältnisse begünstigt, die im

2. Jahrhundert vor Chr. unter dem chinesischen Kaiser Wuti eröffnete kürzeste Verbindung zwischen Kaschgar und Khokand wieder aufgenommen. Durch Fedschenko wissen wir, daß der Terekpaß so sehr mit Felsabstürzen angefüllt ist, daß er mit Thieren nur im Winter begangen wird, wo der Schnee die Löcher ausfüllt; im Sommer umgeht man ihn auf anderen Päßen. Schon Davies brachte in seinem 1864 veröffentlichten Memoire über den Handel in Centralasien Beweise bei für die Benutzung dieses Passes durch die nach Semipalatinsk handelnden Karawanen; Mirza, der englische Emmissär, der 1869 über Badakschan nach Kaschgar reiste, weiß aus jener Stadt ebenfalls zu berichten, daß über diesen Paß ein lebhafter Verkehr nach russisch Turkestan stattfindet; die Bazars fand er mit russischen Waaren gefüllt. Uebereinstimmend damit erfahren wir durch v. Kaulbars' Gesandtschaft nach Kaschgar (1872) — allerdings ohne Angabe des Weges —, daß Ostturkestan 1868 von dem Kaufmanne Chludow und von einem Agenten des Hauses Njemtschinow, dann 1869 und 1870 Kaschgar von Karawanen des Handelshauses Kusnezow unter Führung eines Tataren erreicht wurde. Tagesblätter brachten Ende 1872 die Nachricht, die Russen hätten den Terekpaß durch ihre Ingenieure verbessern lassen, so daß schon 1872 4000 Wagen (sic!) und Pferde den Paß überschritten hätten. Diese Correspondenz ist bisher noch von keiner Seite bestätigt worden und ist ganz unwahrscheinlich; denn nichts berechtigt zu der Annahme einer so weit gehenden Abhängigkeit Khokands und zu so großartigen Wegbauten über gefährliche Gebirgspässe, wie sie nach dieser Nachricht angenommen werden müßten.

Einen bedeutend bequemeren Weg als die Uebergänge auf dem Südwege bietet der Gebirgssattel dar, über welchen man in der Fortsetzung des Nordweges nach der westlichen Mongolei und dem Ilithale gelangt; hier gränzt sich das Altaisystem vom Thianschan durch eine 3 deutsche Meilen breite Einsenkung ab. Russische Terrainaufnahmen haben hier noch nicht stattgefunden oder sind wenigstens noch nicht veröffentlicht; wir sind deswegen im Wesentlichen noch auf die Beschreibungen von Ritter und Humboldt beschränkt; hienach ist diese Einsenkung, »wo keine unüberwindlichen Wüsteneien und Gebirgsformen wie weiter im Osten und Westen den natürlichen Völkerverkehr zwischen Russen und Chinesen hemmen,« von der chinesischen Regierung durch Pulversprengungen wegsamer gemacht worden, um sich den raschen Zugang zu der Dsungarei zu sichern, wo sie Mitte des vorigen Jahrhunderts die Kalmücken, die Herren und Bewohner des Landes, vertrieben und dafür Militaircolonien und Festungen anlegten. Etwas früher, zwischen den Jahren 1716—19, erfolgte russischerseits die Occupation der Irtyschlinie und die Befestigung der Steppengränze durch eine Festungs- und Vorpostenkette von Omsk bis Ust-Kamenogorsk. Der Handel mit der Dsungarei gelangte aber von hier aus erst zu einer Bedeutung, als die chinesische Regierung 1851 für den Handel mit Kultscha und Tschugutschak Erleichterungen bewilligte, und die russische Regierung 1852 Consulate und Factoreien errichtete.

Das älteste Handelsemporium an der russisch-chinesischen Gränze, jetzt durch Zurücksetzung der Zolllinie zum freien Handelsplatze erklärt und noch immer der bedeutendste Importplatz ist Kiachta in Transbaikalien, 703 Meter hoch, etwas östlich vom Selengaflusse gelegen. Dieser Ansiedelung russischer Händler sollte durch den Vertrag von Nertschinsk, 1689, ein großartiges Geschäft gesichert werden; allein die Chinesen gaben dem Vertrage eine sehr einschränkende Auslegung, nur den Regierungskarawanen wurde der Einkauf gestattet; Jahre lang wurde der Handel ganz aufgegeben, und es dauerte bis 1792, bis er regelmäßig von Statten ging. Die russische Regierung ergriff die umfassendsten Maßregeln, um den Handel in Kiachta zu rechter Blüthe zu entfalten; man

hielt ihn für die Ausbeutung der Naturproducte Sibiriens und für Erzielung einer Einnahme für seine Bewohner für unentbehrlich. Alles Mögliche wurde geboten und verboten; ursprünglich durfte der Handel beiderseits nur von wenigen Handelsgesellschaften betrieben werden; als der Begehr russischer Fabricate stieg, betheiligten sich auch die großen Moskauer Kaufherren durch ihre Agenten mit ihren Capitalien daran; es dauerte aber bis 1855, ehe der Handel in Kiachta durch das Reglement vom 13. August freigegeben, und die bisherigen höchst lästigen Bestimmungen beseitigt wurden.

Von der Anschauung, der Kiachtahandel sei für Sibirien eine Lebensfrage, ging die russische Regierung erst 1862 ab; damals wurde die Einfuhr von Thee, die noch jetzt $^{19}/_{20}$stel des ganzen Importes über diesen Platz ausmacht, nicht mehr bloß über Kiachta, sondern auch zur See, wie überhaupt über die europäische Gränze gestattet. Es mußte allerdings bedenklich erscheinen, das künstlich großgezogene Transportgeschäft, das auf der Linie Kiachta-Moskau so viele Personen beschäftigte, in Frage zu stellen; auch hing der Aufschwung, den man der schwierig in's Leben gerufenen Fluß-Dampfschifffahrt zu geben wünschte, in seinem östlichsten Gliede, auf dem Baikalsee, geradezu von der Verkehrszunahme über Kiachta ab. 1842 kamen in Kiachta an: 8510 Karren mit 3 Mill. Kilo russischer Waaren; es gingen ab: 22,643 Karren mit 8 Mill. Kilo chinesischer Waaren; 9000 Individuen lebten von dem Frachtgeschäfte, und jeder verdiente im Durchschnitte 180—200 Rbl. Es scheint dies eine der höchsten Ziffern gewesen zu sein; der Landhandel mit China war stets den größten Schwankungen unterworfen, jedes größere politische Ereigniß, wie 1843 die Eröffnung von 5 Häfen, 1851 die Unruhen in China, dann 1861 die Erschließung Chinas für den Seehandel, und später die Erhebung der Muselmans übten Einfluß und äußerten sich meist ungünstig; so bedurfte der Handel 1853 und 1854 in Folge der Erfolge der Taiping nur der Hälfte der Transportmittel wie 1842. Die statistischen Ziffern der letzten 10 Jahre haben jedoch gezeigt, daß der Landhandel mit China sich im Ganzen nicht vermindert hat, sondern nur den westlich ziehenden, in russisch Turkestan ausmündenden Wegen den Vorzug giebt; die Linie Kiachta-Omsk erlitt allerdings Einbuße, der Verkehr über den Ural besteht aber, wie schon oben hervorgehoben, in seiner alten Lebhaftigkeit fort.

Den Verlust im Osten hat der lebhafte Handelsverkehr von Taschkend, der Hauptstadt von russisch Turkestan, mehr als ausgeglichen; während der russische Handel nach Bokhara und Khokand früher den Kaufleuten dieser Khanate überlassen werden mußte, weil der Russe von Concurrenten und Regierungen bedrängt wurde und das Doppelte des Zolles zahlen mußte, den die Muselmans entrichteten, haben die mit den Herschern dieser Khanate seit 1868 abgeschlossenen Handelsverträge*) Gleichberechtigung und Zulassung der russischen Kaufleute im Handelsverkehre stipulirt. Taschkend wurde jetzt der Mittelpunkt des russischen Handels und der Stapelplatz der Waaren im Verkehre mit den Khanaten. Drei Handelswege führen von Taschkend nordwärts: die für den Jahrmarkt von Nischni-Nowgorod bestimmten Waaren gehen in nordwestlicher Richtung längs des Sir Darya auf der alten Handelsstraße von Bokhara nach Orskz und weiter nach Troitzk oder Orenburg; die für Irbit bestimmten Waaren gehen nördlich nach Petropawlowsk, wobei man jetzt von Turkestan aus die Hungerwüste und die auf diesem Wege zu passirenden tiefsandigen Strecken in der Richtung über Kara-agatsch und Akmolinsk durchzieht; die für die sibirische Bevölkerung wie für Kultscha und Tschugutschak bestimmten Waaren gehen nach Semipalatinsk.

*) Ihren Wortlaut siehe Russische Revue, Bd. I, S. 398.

Umschau auf dem Gebiete der Volkswirthschaft und des Verkehrswesens.

Von

Arthur v. Studnitz.

Zwei Dinge haben vornehmlich während der letzten Monate den Gedankenkreis der deutschen Volkswirthe und aller derer erfüllt, welche an der Wissenschaft des großen schottischen Denkers Interesse finden: — der Einfluß der französischen Milliarden auf die wirthschaftliche Entwickelung Deutschlands und Frankreichs und die Zunahme der socialistischen Agitation.

Wie Herr Soetbeer in seiner sehr lesenswerthen Schrift »Die fünf Milliarden; Betrachtungen über die Folgen der großen Kriegsentschädigung für die Wirthschaftsverhältnisse Frankreichs und Deutschlands« mittheilt, hatte Frankreich bis zum März 1873

von den 5 Milliarden abbezahlt	3,500,000,000 Frcs.
und außerdem an Zinsen	278,000,000 »
	3,778,000,000 Frcs.
oder	1,007,466,666 Thlr.
Hierzu die Contribution der Stadt Paris von 200 Millionen Francs mit	53,505,865 »
und Reinertrag der in Frankreich erhobenen Steuern, etwa .	15,000,000 »
Zusammen	1,075,972,531 Thlr.
Ab die Kaufsumme für die Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen mit 325 Millionen Frcs. oder	86,666,666 »
Summa der Einnahmen bis 2. März 1873	989,305,865 Thlr.
Rechnet man hierzu den bis zum 5. September 1873 bezahlten Rest der Entschädigung mit 1500 Millionen Frcs., nebst den betreffenden Zinsen mit etwa	406,000,000 »
so stellt sich die Gesammteinnahme aus den französischen Zahlungen rund gerechnet auf	1,395,000,000 Thlr.

»Um eine Vorstellung von der praktischen Bedeutung dieser colossalen Summe zu gewinnen, möge man sich vergegenwärtigen, daß, hoch veranschlagt, der Betrag des in ganz Deutschland zu Anfang 1870 umlaufenden oder in den Reservoirs der Banken bewahrten baaren Geldes 480 Millionen Thlr. kaum überstiegen haben dürfte, daß die Kriegscontribution also etwa das Dreifache des in Deutschland damals vorhandenen baaren Geldes beträgt. Hätte die französische Regierung die gesammte Kriegsentschädigungssumme nebst Zinsen in silbernen Fünffrancsstücken bezahlt, so würde diese Zahlung ein Gewicht von über 500,000 Centnern Münzsilber ausgemacht haben, zu dessen Transport 2500 gewöhnliche Eisenbahnwaggons erforderlich wären. Der Gesammtbetrag der Staatsschulden aller deutschen Staaten, mit Einrechnung des Papiergeldes, aber ohne die sich selbst verzinsenden Eisenbahnschulden, betrug beim Ausbruch des französischen Krieges circa 504 Millionen und die Staatseisenbahnanleihen circa 589 Millionen Thaler. Alle diese Schulden zusammen hätten durch die französische Kriegsentschädigung

getilgt werden können, und wären dann doch noch etwa 300 Millionen Thaler übrig geblieben!«

Frankreich hat erstaunliche Proben seiner wirthschaftlichen Kraft gegeben. Trotz sehr bedeutender Vermehrung seiner Banknoten und trotz des Zwangscourses derselben werden dieselben dennoch zu demselben Preise wie Metallgeld gekauft!

Ja, es scheint so, als wenn Frankreich beabsichtige, schon bald zu den Baarzahlungen zurückzukehren. Wenigstens hat die französische Bank in den letzten Monaten sehr bedeutende Einkäufe von Edelmetallen gemacht, Einkäufe in einem solchen Umfange, daß die Bank von England ihren Discont erhöhen mußte.

Im ersten Quartale dieses Jahres wurden folgende Summen nach Frankreich importirt und von dort wieder exportirt:

	Einfuhr:	Ausfuhr:
Goldbarren	11,973,498 Frcs.	561,000 Frcs.
Goldmünzen	86,823,667 »	17,657,600 »
Siberbarren	22,456,808 »	8,229,204 »
Silbermünzen . . .	236,313,913 »	14,010,733 »
	357,567,886 Frcs.	40,458,537 Frcs.

Es ergiebt sich mithin der sehr bedeutende Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr von Edelmetallen im Betrage von 317 Millionen Frcs. Mehr als $^2/_3$ der eingeführten Silbermünzen kamen aus Deutschland. Hält Frankreich seinen schon mächtig angehäuften Vorrath von Edelmetallen nicht in den Kellern der Bank von Frankreich zurück, um vielleicht erst im Falle eines Krieges Dienste zu leisten, läßt der Staat vielmehr diese Summen in den Verkehr strömen, um den Zwangscours der Banknoten unnöthig zu machen, so ist hiermit ein neues Moment gegeben, um die Heilung der Wunden, welche der Krieg dem schönen Lande geschlagen, in nahe Aussicht zu stellen. Dann wird auch Paris wieder der auf einem großen Theile des Continentes Ton angebende Geldmarkt sein und an der Rolle Theil nehmen, welche augenblicklich London allein zufällt.

Zur Bestreitung der Kriegsrüstungen und zur Befriedigung der Ansprüche Deutschlands nahm Frankreich 4 große Anleihen auf, welche dem Staate 6,738,210,635 Frcs. lieferten, und welche der Staatskasse die jährliche Zinsenlast von 396,765,346 Frcs. aufbürdeten. Alle diese Anleihen, welche in dem knappen Zeitraume von zwei Jahren emittirt wurden, wurden nicht nur namhaft überzeichnet, sondern erreichten einen Preis, welcher den Emissionscours theils sehr merklich übersteigt!

Zeigt sich hiernach der Credit des französischen Staates in einem sehr rosigen Lichte, so sind doch auch die Lasten nicht zu unterschätzen, welche die Verzinsung so gewaltiger Summen dem Steuerzahler aufwälzt. Zu den schon früher in Frankreich bestehenden Steuern sind neuerdings (Gesetz vom 19. Februar) die folgenden hinzugekommen: 1) Erhöhung der Einregistrirungsgebühren für außergerichtliche Acte um 50 %; 2) eine gleiche Erhöhung der Stempelgebühr für Wechsel ꝛc. (effets négociables et de commerce); 3) Die Belegung aller nicht negociirbaren Billets, Obligationen, Delegationen und Mandate aller Art mit der gleichen Stempelgebühr, welcher die Wechsel unterliegen; 4) die Besteuerung der von Ort zu Ort ausgestellten Chèques mit 20 Cts.; 5) die Besteuerung aller Nachnahmen auf versandte Gegenstände und aller anderen wirklichen oder fictiven Transporte von Geld oder Werthen mit 35 Cts. pro Empfangschein oder Frachtbrief. Die schon vor dem 19. Februar in Folge des Krieges beschlossenen neuen Abgaben betreffen

die Pferde- und Wagensteuer, die Steuer von geschlossenen Gesellschaften und Billards, von chemischen Streichhölzern, von Eisenbahnfahrbillets und eine Erhöhung der Eingangszölle für Café, Cichorien, Thee, Cacao, Zucker, Spirituosen u. s. w., sowie der inländischen Abgaben für Zucker, Spirituosen, Tabak, der Mobiliarsteuer u. s. w.

Wenn das französische Volk alle diese Lasten geduldig erträgt, wenn trotz derselben in Frankreich weniger als in anderen Ländern von einer Erwerbskrisis die Rede war einer Krisis, welche doch auch Deutschland — das empfangende Land — nicht verschonte, wenn endlich weitere Steuern und Anleihen in Aussicht genommen werden, ohne irgendwo im Lande die Furcht vor Schwächung der wirthschaftlichen Kraft hervorzurufen, — so ist das eine Erscheinung, welche die Ansammlung großer Ersparnisse in den Jahren des Friedens —, und die Franzosen sind neben den Schweizern die sparsamsten Leute der Welt — nur zum Theil erklärt. Allerdings waren die Franzosen vor dem Kriege die Besitzer ungeheurer Summen ausländischer Schuldtitel; ihr Capital half beim Bau der russischen und der americanischen Eisenbahnen, bei der Anlage des Suezcanales, bei der Uebernahme österreichischer Staatsschulden; gewiß, die hierin angelegten Summen konnten einfach in französische Rententitel umgewandelt werden. Aber auch diese müssen verzinst werden, und zwar trifft die Last der Verzinsung nicht nur die vom Capitale lebenden, sondern auch die auf ihre Arbeit angewiesenen Bewohner, also die ungeheure Mehrheit des französischen Volkes.

Auf welche Weise erträgt diese die seit dem Kriege so namhaft gestiegenen Steuern?

Französische Volkswirthe — wohl gestützt auf sehr vage Berechnungen — behaupten, daß sich in Frankreich der Ertrag der jährlichen Ersparnisse auf durchschnittlich zwei Milliarden belaufe; in den Friedensjahren von 1860—1870 sei — nach Herren Alphonse Courtois — der Nationalreichthum sogar um 30. Milliarden Frcs. gewachsen. Wir glauben, daß alle diese Summen zu hoch gegriffen sind. Gesetzt aber auch, die erstere geringere Schätzung wäre richtig, so würde doch eine längere Reihe von Jahren erforderlich sein, um das im Kriege und durch denselben Verlorene im Frieden wieder zu erwerben.

Wir glauben indessen, daß Frankreich in seiner Reconvalescenz von einem ganz besonderen Umstande unterstützt wird, von einem Umstande, der sich trotz der politischen Wirren des Landes, ja sogar trotz der ungeschickten Handelspolitik der französischen Regierung geltend machen muß. So paradox es klingt, wir meinen, daß Frankreich, indem es die fünf Milliarden an Deutschland zahlte, gleichzeitig die Schleusen öffnete, durch welche das gezahlte Capital wieder zurückströmen muß. Denn zwei bemerkenswerthe Folgen verursachten die Milliarden in Deutschland: Einmal die Tendenz, weniger als vorher zu arbeiten, weil ja das Product der Arbeit — Capital — von selbst in das Land strömte und Viele mehr oder weniger der Nothwendigkeit überhob, zu arbeiten; dann aber auch stiegen alle Preise und Löhne in einem Grade, der zum Beispiel bis vor Kurzem — jetzt hat die Theuerung nachgelassen — Berlin neben St. Petersburg zur theuersten Stadt Europa's machte.

Ueber den Grad der Theuerung in den letzten 13 Jahren erhielt die »Concordia« folgende Mittheilung von einem älteren Beamten, der ihr als ebenso genauer und sorgfältiger Haushalter wie zuverlässiger Rechner bekannt ist:

»Schreiber dieses lebt seit zwanzig Jahren in Berlin und führt sehr genaue Rechnung über alle Ausgaben sowohl für seine Person als für seinen bescheidenen Haushalt; er ist daher im Stande, die Zunahme der Theuerung von Jahr zu Jahr zu verfolgen und nachzuweisen. Es seien die Jahre 1873 und 1860 mit einander verglichen, in

welchem Zeitraum der ganze Haushalt ohne wesentliche Veränderungen gleichmäßig fortgeführt wurde. Für 1873 können jetzt nur die Ergebnisse von elf Monaten gegeben werden; für den December ist, obgleich derselbe der Weihnacht wegen in der Regel der theuerste Monat ist, doch nur der elfte Theil zugesetzt worden, um den ganzen Jahresverbrauch zu ermitteln.

»Es wurde hiernach, unter Abrundung der Groschen, verausgabt:

	1860 in 12 Monaten:	1873 in 12 Monaten:	also 1873 mehr in Procenten.
1) Für Wohnungsmiethe in einer und derselben Wohnung	140 Thlr.	300 Thlr.	114,30 Proc.
2) Sonstige Hauswirthschaft, Möbel, Betten u. dgl.	545 »	914 »	66,79 »
3) Kleidung, Leibwäsche	138 »	164 »	18,84 »
Zusammen	857 Thlr.	1491 Thlr.	73,98 Proc.

»Die übrigen Ausgaben für Bücher, Zeitungen, Porto, Schreibmaterialien, Curkosten in Krankheitsfällen, Reisen, Kunstgenüsse, Almosen, Wohlthätigkeitsbeiträge und andere Zwecke sind zu wechselnder und unbestimmter Art, als daß sie einen directen Vergleich zuließen, daher hier außer Betracht geblieben. Für die oben berechneten Hauptausgaben hat eine Vertheuerung von fast 74 Procent stattgefunden.

»Vergleicht man damit die Einkünfte verschiedener Berufsklassen und ihre Verbesserung im Laufe derselben Zeit, so ergiebt sich, daß nur bei sehr wenigen Beamten die Gehaltsverbesserung die Hälfte des allgemeinen Preisaufschlags erreicht hat, die Beamten des Staates also ungeachtet der jüngst gewährten Miethszulage vor 13 Jahren besser gestellt waren als jetzt. Bei den Communalbeamten großer Städte möchte das Verhältniß ein etwas günstigeres sein. Am übelsten sind die Pensionäre daran, welchen gar keine Verbesserung zu Theil geworden ist, so daß ein pensionirter Rath und Hauptmann zuweilen weniger Einkommen hat, als ein Handwerksgeselle.«

Die Wirkungen der Theuerung und der Tendenz, weniger als früher zu arbeiten, auf das die Kriegsentschädigung empfangende Land sind klar ersichtlich. Sie treffen in derselben Richtung zusammen. Wenn man in Deutschland weniger arbeitet oder erwirbt als früher, so consumirt man mehr. Und da unmöglich geringere Arbeit reichlicheren Consum befriedigen kann, da also das Inland in nicht genügendem Maße die Mittel bietet, um die gewachsene Genußsucht zu befriedigen, so wendet man sich mit seinen Einkäufen und Aufträgen mehr als früher an das Ausland, das heißt, man ist selbst die Ursache, daß das in das Land auf dem Wege der Eroberung gekommene Capital seinen Weg durch bereitwillig geöffnete Schleusen in's Ausland zurück findet.

Und die Theuerung, was bewirkt diese? Ganz dasselbe. Das Publicum — oder der für dasselbe thätige Geschäftsmann —, dem die Waaren — auch diejenigen, welche er stets braucht, — zu theuer im Inlande zu werden beginnen, kauft im Auslande und sorgt auch seinerseits für den Abfluß des ohne Arbeit gewonnenen Geldes. Hierzu aber kommt, daß wegen der Preissteigerung auch das Ausland weniger Bestellungen, als früher macht. Indem also mehr Geld als früher abfließt, wird gleichzeitig eine Quelle verstopft, welche bisher das Land mit ausländischem Gelde oder Capital — was hier dasselbe — versah.

Einen Anhalt für den vermehrten Consum des deutschen Reiches giebt die schon jetzt bekannte — der Verzollung unterworfene — Einfuhr in das deutsche Reich während des Jahres 1873. Der Rohertrag derselben stellt sich in diesem Jahre auf 44,784,371 Thlr. oder auf 33 Sgr. auf den Kopf der zum deutschen Zollgebiete gehörenden Bevölkerung, während derselbe im Jahre 1872 nur 40,766,400 Thlr. oder 30,1 Sgr. betragen hat. Es ergiebt sich hiernach für 1873 im Vergleich mit dem Vorjahre die erhebliche Einnahmesteigerung um 4,017,971 Thlr. oder 9,8 %.

Der Rohertrag der Zölle war im Jahre:

1871 31,838,342 Thlr. oder 24,9 Sgr. auf den Kopf der Bevölkerung,
1870 28,554,984 » » 22,4 » » » » » »
1869 26,575,416 » » 20,8 » » » » » »
1868 27,319,525 » » 21,7 » » » » » »

Immerhin muß man bei Betrachtung dieser Zahlen vorsichtig sein, weil ja durch den mit dem 1. Januar 1872 erfolgten Anschluß Elsaß-Lothringens an das deutsche Zollgebiet das letztere erheblich erweitert worden ist.

Die Rübenzuckersteuer ergab im Jahre 1873 einen Rohertrag von 14,960,788 Thlr. und nach Abzug der für ausgeführten Rübenzucker gezahlten Exportvergütungen, im Betrage von 1,041,032 Thlr., einen Reinertrag von 13,919,756 Thlr., welcher denjenigen des Vorjahres um 16 % übersteigt. Dieses Mehr wird lediglich dem günstigen Ausfalle der Rübenernte im Jahre 1872 zugeschrieben, welche es den Fabriken ermöglichte, ihren Betrieb im Jahre 1873 länger auszudehnen, als dies im Jahre 1872 bei dem Mangel an Rohmaterial der Fall gewesen war. Die Zahl aller im deutschen Zollgebiete im Betriebe stehenden Rübenzuckerfabriken war 334 gegen 323 in der Campagne 1872/73. Die Menge der von diesen Fabriken zur Zuckerbereitung versteuerten Runkelrüben belief sich in der Zeit vom 1. September bis Ende December des Jahres 1873 auf 39,897,804 Centner gegen 38,640,725 Centner im entsprechenden Zeitraume des Vorjahres.

Der Rohertrag der Brausteuer in den der Steuergemeinschaft angehörenden Bundesstaaten ergab im Jahre 1873 5,248,642 Thlr. gegen 4,509,101 Thlr. im Jahre 1872, zeigt also eine Zunahme von nicht weniger als 16,4 %. Der Ertrag derselben Steuer belief sich im Jahre

1871 auf 3,851,447 Thlr.
1870 » 3,466,093 »
1869 » 3,363,278 »
1868 » 3,065,419 » , —

so daß die Brausteuer im Jahre 1873, verglichen mit dem Jahre 1868, um 71 % gewachsen ist. Das Wachsthum derselben im abgelaufenen Jahre — also die Vermehrung des Bierconsumes — erhebt sich aber beträchtlich über die durchschnittliche Jahreszunahme. Dies tritt namentlich für Preußen in auffallender Weise hervor, dessen Brausteuer gegen 1872 eine Zunahme um 592,009 Thlr. oder 18,3 % zeigt. Das stärkste Mehr gegen 1872 lieferten folgende Provinzen: Brandenburg — also Berlin — mit 25,3 %, Rheinland mit 23,8 %, Pommern mit 19,4 %, Hessen-Nassau mit 19,1 %, Hannover mit 18,5 %. Auch in den übrigen Provinzen war die Vermehrung der Brausteuer eine beträchtliche, bleibt aber hinter dem Erträgnisse derselben in den meisten anderen der zur Steuergemeinschaft gehörenden Staaten erheblich zurück. Bayern, Württemberg,

Baden, Elsaß-Lothringen sowie die außerhalb des Zollgebietes liegenden deutschen Staaten kommen bei der Reichsbrausteuer nicht in Betracht.

Die Wechselstempelsteuer lieferte im Jahre 1873 einen Betrag von 2,614,876 Thlr. gegen 2,382,474 Thlr. im Vorjahre.

Die Salzsteuer lieferte 11,119,135 Thlr. gegen 75,757 Thlr. im Vorjahre.

Die Steuer von inländischem Tabaksbau betrug 255,500 Thlr., d. h. 76,800 Thlr. weniger als im Vorjahre.

Die Branntweinsteuer und Uebergangsabgabe von Branntwein betrug 13,228,950 Thlr., d. h. 196,821 Thlr. mehr als im Vorjahre.

Im Ganzen lieferten die Zölle und gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern im Zollgebiete des deutschen Reiches im abgelaufenen Jahre die Summe von 92,670,989 Thlr. gegen 88,984,922 Thlr. im Vorjahre, so daß sich also für 1873 eine Mehreinnahme von 8,686,017 Thlr. ergiebt.

Die beträchtliche Vermehrung der Eingangszölle giebt indessen nur einen Anhalt dafür, daß der Consum des deutschen Reiches für ausländische Producte in Folge der Kriegsentschädigung merklich zugenommen hat. In welchem Grade hierdurch und durch die eingetretene Theuerung die innere Production benachtheiligt wurde, darüber könnte nur ein Nachweis der Ausfuhr des deutschen Reiches im abgelaufenen Jahre Auskunft geben. Diese ist indessen nur durch Zusammenstellung der Zolleinnahmen aller fremden Länder von den in dieselben eingeführten deutschen Waaren zu beschaffen und wegen der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, richtige Angaben zu erhalten, stets sehr unzuverlässig. Ließe er sich in einer annähernd richtigen Aufschluß bietenden Weise beschaffen, so müßte sich zweifellos aus demselben ergeben, daß sich das Verhältniß der Summen, welche die Einfuhr repräsentiren, zu den der Ausfuhr entsprechenden zu Ungunsten der Letzteren verschlechtert hat.

Die Sicherheit, mit welcher sich dies voraussagen läßt, ist gleichzeitig ein Beweis dafür, daß man in der Volkswirthschaft — wie in allen Wissenschaften — auf dem Pfade der Logik viel mächtigere Schritte thun kann, als auf dem Wege der inductiven Forschung, den zu suchen sehr mühselig, auf dem zu stolpern nur zu leicht möglich ist. Ist der Statistiker gezwungen, sich ängstlich an die kleine Zahl brauchbarer Thatsachen zu klammern, um daraus seine Schlüsse zu ziehen, so erhebt sich der Logiker mit dem Fluge des Gedankens über die Thatsachen. Er ist nicht abhängig von dem Sammelfleiße der Vor- und Mitwelt, dem nur zu enge Schranken gesetzt sind, und der doch nur Stückwerk herbeischaffen kann, aus dem Schlüsse zu ziehen sogar gefährlich ist. Der logische Gedanke findet seinen Ausgangspunkt in wenigen, oft nur in einer Thatsache und sagt immer das Richtige. Ja, noch mehr: der Logiker ist ein Prophet! Was die Menge oft als Zauberkraft verehrte, ist seine alltägliche Waffe. Gestützt auf die Gesetze, welche der Menschen und der Völker Schicksal regieren, ist es ihm ein Leichtes, einzelne Thatsachen sowohl wie oft auch große Ereignisse — den Aufschwung eines Volkes, den Wendepunkt im Glücke eines anderen — voraus zu sagen. Freilich, seine Stimme war meistens Kassandrastimme, wenn es ihm nicht schlimmer erging. Und Faust hat Recht, wenn er zu Wagner sagt:

„Ja, was man so erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“

Denn einen Vorzug hat doch die Statistik vor der Logik voraus, — sie **überzeugt**. Die Logik beweist nur. Ist daher diese das Werkzeug der Wissenschaft, so werden sich der Statistik alle Jene zu bedienen haben, denen es um Belehrung, um Ueberzeugung zu thun ist. Der Redner zum Beispiel würde sein Heil vergeblich im Raisonnement suchen; er »packt« aber durch Anführung von auffallenden — daher »beredten« — Thatsachen und siegt in der Debatte durch Zahlen.

Nicht ohne besonderen Grund haben wir in unserer volkswirthschaftlichen Umschau den Leser zu diesem Excurs über deductive und inductive Methode eingeladen. Einerseits nämlich dünkt es uns angemessen, hin und wieder von unserer Uebersicht über volkswirthschaftliche **Thatsachen** zu dem abzuspringen, was in der volkswirthschaftlichen **Wissenschaft** vor sich geht. Und es ist ein Streitpunkt, um den in der volkswirthschaftlichen Disciplin jetzt lebhafter als sonst — zum Beispiel hier in England — gefochten wird, ob der Logiker oder der Statistiker Erfolgreicheres zu leisten berufen ist. Die nationalökonomischen Federn sind — wie Analoges übrigens in jeder Wissenschaft vor sich geht — in zwei Lager gespalten, deren Feldgeschrei hier — Gedanken! dort — Zahlen! ist. Die Statistiker haben in neuerer Zeit einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten. Fügen wir indessen hinzu, daß die statistische Methode — und daher auch die Erfolge Jener — noch sehr viel zu wünschen übrig lassen, obgleich nicht zu läugnen ist, daß sich diesem Fache eine Reihe von Männern gewidmet hat, deren Geschick und — was namentlich wichtig — deren Gewissenhaftigkeit viel zu danken ist.

Noch ein anderer, näher liegender Grund indessen veranlaßt uns, jener beiden Methoden zu erwähnen. Es sollte dies gleichzeitig unsere Entschuldigung bilden, wenn es uns im Voranstehendem nicht gelang, den Leser davon zu **überzeugen**, daß Deutschland trotz des Empfanges von fünf Milliarden nicht reicher geworden ist. Der einschlagenden Thatsachen entbehrend, mußten wir eben dem Leser zumuthen, uns auf dem gewundenen Pfade des Raisonnements zu folgen. Einen indirecten und auf **Thatsachen** gestützten Beweis dafür, daß jene Anschauung die richtige, könnte die Erscheinung bieten, daß Frankreich schon in verhältnißmäßig kurzer Zeit die Lasten, welche ihm die Zahlung der Kriegsentschädigung verursachte, abgeschüttelt hat. Indessen ist dies deswegen zweifelhaft, weil es den Anschein hat, als wenn Frankreich alles das, was es den Gaben des Mercur verdankt, den Armen des Mars übergeben wolle. Es scheint leider so, als sei die große Mehrheit des französischen Volkes in der Absicht einmüthig, die Ueberschüsse zu weiteren Kriegsrüstungen zu verwenden.

Vergeudete Frankreich nicht so ungeheure Summen für seine Armee, zwänge diese Maßregel nicht zu immer neuen Steuern, so würde es **zweifellos** sein, daß für das Land nach beendigtem, obgleich verlorenen Kriege — ähnlich wie es in Oesterreich der Fall war — eine Periode frischen wirthschaftlichen Aufschwunges heranbrechen müßte, eines Aufschwunges, der selbst die glücklichen Jahre unter dem napoleonischen Regimente hinter sich zurücklassen würde. Denn was man von politischen und religiösen Parteien sagen kann, das gilt auch von den Völkern: Jede Niederlage stärkt. Auch das in den Staub getretene Preußen, welches durch Frankreich der besseren Hälfte seiner Provinzen beraubt wurde, welches in seinen Festungen den Feind beherbergte und durch den Frieden von Tilsit die entehrendsten und tief am Marke des Volkswohlstandes nagenden Opfer auf sich lud, — auch dieses Preußen verjüngte sich durch die Niederlage und erblühte zu solcher Kraft, daß die Schritte preußischer Grenadiere jüngst den Boden Frankreichs erzittern machten. Aber freilich, in Preußen war die erste und, wie die nachfolgenden

Ereignisse zeigen, so glückliche Folge der Niederlage — weise Sparsamkeit. Der Vater des Siegers von Sedan schickte sein eigenes Tafelgeschirr in die Berliner Münze!

Trotz der unwirthschaftlichen Ausgaben des französischen Staates indessen wird Frankreich dennoch ein großer Theil von dem Consume zu Gute kommen, den das deutsche Reich seit dem Kriege und nach dem Empfange der Kriegsentschädigung in vermehrter Weise von dem Auslande bezieht. Allerdings würde die Vorstellung falsch sein, daß die ganze Kriegsentschädigung in's Ausland zurück fließe. Denn es ist nicht zu vergessen, daß ein nicht unbedeutender Theil derselben im Kriegsschatze festgelegt worden, und daß ein anderer Theil eben nur Entschädigung für im Kriege erlittene Verluste war. Immerhin aber wird ein tüchtiger Ueberschuß bleiben, welcher — direct oder auf dem Wege über andere Länder — am natürlichsten dahin geht, woher er stammt, nämlich nach Frankreich. Die im Auslande untergebrachten französischen Schuldtitel eignen sich sehr bequem dazu, um die Deplacirung französischen Geldes wieder auszugleichen, und wahrscheinlich befindet sich schon jetzt der größte Theil der ursprünglich im Auslande gekauften französischen Staatspapiere in französischen Händen.

Auf welche Artikel sich der vermehrte Consum des deutschen Reiches vorzugsweise erstreckt, darüber werden erst spätere Statistiken Aufschluß geben können. Indessen hat Julius Faucher schon im Jahre 1869 in zwei in der »Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte« veröffentlichten Artikeln über »Währung und Preise« auf logischem Wege den interessanten Nachweis geführt, daß bei einer durch Vermehrung der Zahlungsmittel hervorgerufenen Steigerung des Consumes unter den Nahrungsmitteln vorzugsweise der Tabak und geistige Getränke eine Rolle zu spielen berufen sind. Es würde hier zu weit führen, auf die Gründe dieser Erscheinung einzugehen. Daß dieselbe aber auch in unserem Falle eingetreten ist, darauf deuten die Zahlen hin, welche wir oben über die Vermehrung der Brausteuer, resp. die Vermehrung des Bierconsumes, mittheilten. Es zeigt dies ferner die bedeutende Mehreinfuhr von Wein, welche im Zollerträgnisse einem Mehr von $1^1/_2$ Millionen gegen das Vorjahr entspricht, und welche sich durchaus nicht genügend aus der ungünstigen Weinernte im Inlande während des Vorjahres rechtfertigt. Auch die Mehreinfuhr von Rohtabak, welche im Zollerträgniß einem Mehr von etwa 1 Million Thaler entspricht, giebt zu denken, wenngleich zuzugeben ist, daß sich dieses Mehr zum großen Theile daraus erklärt, daß wegen der projectirten, aber nicht zur Ausführung gekommenen Steuererhöhung des Tabaks große Quantitäten desselben nur deswegen eingeführt wurden, um sich dieser Steuermaßregel zu entziehen. Vor Allem aber gehört hierher die Vermehrung des Branntweinconsumes!

Im Jahre 1868/69 betrug der inländische Branntweinverbrauch 218,327,218 Liter (von 100 %), im Jahre 1872/73 aber 300,378,860 Liter!

Es sind dies erschreckende Zahlen, welche deutlich zeigen, daß Lohnerhöhung großer Bevölkerungsklassen nicht allein segensreiche Folgen nach sich zieht.

Uebrigens sind wir in der Lage, ähnliche Zahlen auch aus England mitzutheilen, wo in den letzten Jahren die Lohnerhöhung fast eben so große Fortschritte wie in Deutschland gemacht hat. Vor wenigen Tagen constatirte der Vertreter der Regierung im Unterhause, daß der Spiritusverbrauch im Jahre 1853 30,163,000 Gallonen betragen habe. Dieser Consum hatte sich im Jahre 1869 nicht nur nicht vermehrt, sondern er war — mit Rücksicht auf die Zunahme der Bevölkerung — nicht unwesentlich zurückgegangen; er betrug nämlich in diesem Jahre 30,114,000 Gallonen. Erst im Jahre 1871 verbrauchte jeder Kopf der Bevölkerung eben so viel wie im Jahre 1853. Im vorigen

Jahre aber wurden nicht weniger als 40,000,000 Gallonen Spiritus consumirt, zu denen sich noch 18,000,000 Gallonen Wein gesellten!

Es handelt sich augenblicklich in England — und es ist dies Angesichts des großen Branntweinverbrauches eine alle Kreise der Bevölkerung auf das Lebhafteste interessirende Frage — um neue Bestimmungen betreffend die Stunden, in welchen die Wirthshäuser geschlossen sein müssen. Große Meetings wurden abgehalten, und zahlreiche Deputationen an die Regierung und hervorragende Parlamentsmitglieder geschickt, um die Meinung der Interessentenkreise zur Geltung zu bringen. Ja, fast hat es den Anschein, als wenn die conservative Partei bei der Einbringung der Bill, um die es sich augenblicklich handelt, und welche die Schenkwirthe günstiger als früher stellt, nur einer stillschweigend übernommenen Dankespflicht Genüge leistet, da die Schenkwirthe vornehmlich bei den letzten Parlamentswahlen den Conservativen zum Siege verhalfen. Sei dem übrigens, wie ihm wolle. Unzweifelhaft ist die politische Macht der Schenkwirthe eine sehr große. Wie sich der »Economist« ausdrückt, ist der Schenkwirth der »chairman« des Proletarierclubs; er spricht zu diesen in einer ihnen verständlichen Sprache; vielleicht ist er ihr Gläubiger, jedenfalls kann er der Gläubiger werden. Der Trinker fragt nichts nach Gladstone oder Disraeli, für ein Glas Bier stimmt er für den Candidaten, welcher die Interessen der Gastwirthe vertritt. Der Widerstand dieser allein könnte fast schon genügen, um eine Regierung populär oder unpopulär zu machen.

Ein Weg allein wäre im Stande, die politische Macht der Gastwirthe zu kürzen: die Rückkehr zum Freihandel. Giebt der Gesetzgeber die eitle Absicht auf, der Trunksucht durch das Gesetz vorzubeugen, so ist jenen Leuten für ihre staatsgefährliche Wirksamkeit der Boden unter den Füßen entzogen. Wie es aber jetzt steht — und die Macht der Philanthropen und Egoisten (letztere sind die Gastwirthe) ist viel zu stark, um ein Verlassen dieses Systemes in Aussicht stellen zu können —, wird die Zahl der Branntweinverkäufer in jedem Orte von den Behörden festgesetzt. Dies hat natürlich zur Folge, daß die Privilegirten ein Monopol in die Hände bekommen, welches sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln — und diese sind sehr mächtig — auszubeuten und zu vertheidigen bestrebt sind.

Das in England furchtbar verheerend wirkende Laster des Trunkes, welches dem Verbrechen zahlreiche Opfer zuführt, und die volle Erkenntniß dieses Lasters von Seiten der höheren Gesellschaftsklassen ist auch der Grund, daß in England an eine Aufhebung des Spirituszolles, welche die deutsche Landwirthschaft sehr ersehnt, nicht zu denken ist. Diese Maßregel würde in den Augen der großen Mehrheit des gebildeten Englands, welches sich durch philanthropische Rücksichten von jeher sehr leiten ließ, als ein moralisches Verbrechen erscheinen. Dagegen hat die glückliche Finanzlage des großbritannischen Reiches die Aufhebung eines anderen Zolles ermöglicht, — eine Maßregel, welche die internationale Freihandelspartei mit aufrichtiger Freude begrüßen muß. In Zukunft wird der Zoll auf Zucker fortfallen. Die Früchte werden auch nicht lange ausbleiben. Es ist bestimmt zu erwarten, daß England in Zukunft in noch höherem Grade der Mittelpunkt des Zuckerhandels werden wird, als es dieses Land schon jetzt ist.

Auch eine andere — wenn auch negative — Thatsache hat sich in den jüngsten Tagen in England vollzogen, die wir vom freihändlerischen Standpunkte aus mit Genugthuung registriren müssen. Der schon wiederholt zur Sprache gebrachte Vorschlag des Ankaufes des irischen Eisenbahnnetzes durch den Staat ist im Unter-

hause mit einer ansehnlichen Majorität abgelehnt worden. Ist Großbritannien hierzu zu beglückwünschen, so dünkt es uns, als wenn die Anhänger der freien Entwickelung des Eisenbahnwesens endgültig einen größeren Sieg errungen haben würden, wenn der Vorschlag der Gegner angenommen worden wäre. Dann hätte die unzweifelhaft eingetretene Verwirrung, die gänzliche Deroute des Staatsbahnsystemes den Anhängern derselben einmal durch Thatsachen — wir kommen wieder darauf zurück, daß nur diese und nicht der logische Gedanke, überzeugen, — bewiesen, daß sie sich bei Vertheidigung dieses Systems in einem Irrthum befinden, in dem Irrthum nämlich — welcher schon sehr viel Unheil in der Welt angestiftet hat —, als wenn Staat und Gesellschaft verschiedene Dinge wären, als wenn je diesem gelingen könnte, was die Letztere nicht vermag. Der einzig entscheidende Unterschied zwischen Staats- und Privatbahnen besteht darin, daß diese von Unternehmern gebaut und geleitet werden, welche mit ihrem in denselben angelegten Vermögen die Verantwortlichkeit dafür übernehmen, daß die betreffende Bahn rentirt und daher*) dem Publicum nützt, während bei den Staatsbahnen diese Verantwortlichkeit auf den Steuerzahler gewälzt wird, der keinen oder verschwindend geringen Einfluß auf das Zustandekommen einer Bahn besitzt. Die Beantwortung der Frage erscheint einfach, in welchem Falle die einschlagenden Interessen vorsichtiger erwogen werden. Dies ist der Kernpunkt der Staats- und Privatbahnfrage.**) Um ihn herum gruppiren sich allerdings noch andere Punkte, deren Beleuchtung hier nicht am Platze ist, welche indeß nicht zum Vortheile des für die irländischen Bahnen befürworteten Experimentes ausfallen würde. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß der »Economist« — dieses weitaus vornehmste Finanzblatt der Welt — für den Ankauf der irischen Bahnen eintrat. Fern liegt es uns, den Standpunkt, welchen dieses Blatt eingenommen hat, Nebenabsichten zuschreiben zu wollen; in der Minorität jedoch, welche jene Maßregel befürwortete, waren — wie in der Debatte rund heraus gesagt wurde — die Interessen derer vertreten, welche die durch den Ankauf irischer Eisenbahnactien aufgeladene Last recht begreiflicher Weise dem Staate — dem »Narrenschiffe«, wie Fürst Bismarck den Staat einst nannte, welches so viele in Thorheit Ertränkte retten soll, — aufbürden wollten.

Allerdings muß es in Irland, das sich übrigens nicht nur durch zahlreiche Bahnen, sondern auch durch ein weit verzweigtes Netz oft überflüssiger Landstraßen auszeichnet, mit der Verwaltung der Eisenbahnen eigen bestellt sein. Die irischen Eisenbahnen, in der Gesammtlänge von 2000 englischen Meilen, gehören nicht weniger als 56 verschiedene Eisenbahngesellschaften, welche von nicht weniger als 400 Eisenbahndirectoren geleitet werden, ganz zu schweigen von den übrigen Beamten, deren Zahl in fast lächerlichem Verhältnisse — wie sich ein Parlamentsredner ausdrückte — zu der ihnen obliegenden Arbeit steht. —***)

Das preußische Eisenbahnnetz umfaßte Ende des Jahres 1872 13,632,47

*) ? Red.

**) Wir möchten uns zu glauben erkühnen, daß dies vielleicht doch nicht so ganz der Fall ist, oder wenn gar, daß die Beantwortung unter hier unerörterten, aber sehr wichtigen Gesichtspunkten ganz wohl in anderem Sinne ausfallen könnte. Wir wünschen und hoffen — wenigstens für uns in Deutschland — daß auch in dieser „Frage" wie schon in so mancher anderen die Logik der Thatsachen — denn auch eine solche giebt es — sich gesunder und kräftiger erweisen werde, als die Logik der Principienreiterei. Red.

***) Ist dergleichen bei Staatsbahnen möglich? Red.

Kilometer. Die Anlagekosten auf den Kilometer sind von Jahr zu Jahr gestiegen und erreichten Ende desselben Jahres mit durchschnittlich 75,789 Thlr. die höchste Ziffer. Das Anlagecapital wird, wie folgt, angegeben:

1) Staatsbahnen . . . . . 288,302,878 Thlr.,
2) Privatbahnen
   a) unter Staatsverwaltung 184,945,612 Thlr.,
   b) unter Privatverwaltung 475,038,006 Thlr.

Die Betriebseinnahmen haben sich in den letzten Jahren immer ungünstiger gestaltet, so daß eine allgemeine Tariferhöhung ernstlich erwogen wird und im Hinblick darauf, daß auch die Preise aller anderen Waaren und Dienstleistungen gestiegen sind, nur als billig erscheint. —

Vor Allem ist die Erhöhung der Löhne der arbeitenden Classen der Beachtung werth. Sie fand nicht Statt, weil sie durch Strikes erzwungen wurde, sondern umgekehrt: weil sie eingetreten war, wurde es den Arbeitern möglich zu striken, d. h. mit der Arbeit zu ruhen, ohne daß sie selbst und ihre Familien zu hungern brauchten. Eine Folge der allgemeinen Lohnerhöhung war die erschreckende Zunahme des Branntweingenusses, von der wir schon oben sprachen; eine andere die Zunahme der socialistischen Agitation. Sie hatte zur Folge, daß der Interessenkampf zwischen Arbeit und Capital in stets erbitterterer Weise gekämpft wurde, und daß die socialdemokratische Partei eine ansehnliche Verstärkung im Reichstage gewann. Ursache hiervon war jedenfalls auch das projectirte Gesetz zur Bestrafung des Arbeitcontractbruches, welches schon früher von uns in der »Deutschen Warte« besprochen wurde, und welches viel zur Erregung von Unzufriedenheit unter den arbeitenden Classen beigetragen hat. Glücklicherweise ist es bis jetzt nicht zu Stande gekommen, wenn auch das gänzliche Abstehen von demselben noch nicht als gesichert erscheint. Vorläufig wird sich der vom 17. bis 20. August dieses Jahres in Crefeld tagende Congreß deutscher Volkswirthe sowie der Eisenacher socialpolitische Verein mit ihm zu beschäftigen haben.

Der Ausschuß des Letzteren hat eine Anzahl sachkundiger Personen, unter denen sich Dr. Max Hirsch, der Verbandsanwalt der deutschen Gewerkvereine, befindet, aufgefordert, die Verhandlungen über das Contractbruchgesetz durch schriftliche Gutachten einzuleiten, und ein geschickt abgefaßtes Programm für die gewünschten Gutachten entworfen.

Im Congresse deutscher Volkswirthe wird über dieselbe Frage Dr. Alex. Meyer (Berlin) und Stadtrath Rickert (Danzig) referiren. Die anderen Gegenstände der Tagesordnung des Congresses betreffen:

Gesetzliche Vorschriften über Deckung der Banknoten; Referenten: Dr. Alex. Meyer (Berlin), Joseph Neuwirth (Wien), L. F. Seyffardt (Crefeld), Prof. Dr. Soetbeer (Göttingen).

Berechnung der Kosten des Eisenbahnbaues und Betriebes und ihres Verhältnisses zu einander; Referenten: Frhr. Max v. Kübeck (Wien), Dr. Faucher (Berlin) Dr. Rentzsch (Dresden).

Die Eisenbahntarif-Frage; Referenten: Dr. Emil Sax (Wien), Dr. Natorp, (Essen), Brömel (Stettin).

Arbeiterversorgungscassen, und zwar a) gesetzliche Vorschriften über Einrichtung derselben, b) Einrichtung derselben durch communale oder sonstige Verbände; Referenten Dr. Eras (Breslau), Stadtrath Rickert (Danzig), Generalsecretär Bueck (Düsseldorf).

Gesetzliche Regelung des Feingehaltes von Gold- und Silberwaaren; Referent Arthur v. Studnitz (London).

Schulzwang für gewerbliche Fortbildungsschulen; Referenten Dr. v. Dorn (Triest), A. Lammers (Bremen), Dr. O. Wolff (Stettin).

Man hat dem Congresse deutscher Volkswirthe vorgeworfen, daß er sich zu wenig mit den Verhältnissen der Arbeiter beschäftigt habe; der Tagesordnung des diesjährigen Congresses wird man diesen Vorwurf nicht machen können.

Die Arbeiterfrage steht übrigens nach unserer Ansicht nicht deswegen so sehr im Vordergrunde der öffentlichen Aufmerksamkeit, weil hier wirklich der Gesellschaft eine Frage gestellt ist, die eine dringende Lösung erheischt und eine Lösung erfahren kann, sondern vielmehr deswegen, weil sich die große Zahl der von ihr Berührten selbst in den Vordergrund gestellt hat. Die Thatsache, daß Millionen unter Verhältnissen leben, welche in crassem Widerspruche mit dem Reichthum und dem Glück Anderer stehen, diese Thatsache ist eine geschichtliche und wird so lange nicht — weder durch die Klugheit der Gesetzgeber, noch durch die rohe Gewalt der Massen — zu beseitigen sein, als bis der Sieg über jenes Weltgesetz errungen ist, welches Darwin unter den Thieren und Pflanzen, die volkswirthschaftliche Wissenschaft aber schon lange vorher unter den Menschen aufgedeckt hat, jenes Gesetz, welches Glück und Ehre dem Verständigen, dem Starken, — Untergang dem Thoren, dem Schwachen verheißt.

Die socialdemokratische Ansicht, daß sich das mit Bildung und Macht gepanzerte Capital durch andere Mittel zwingen lassen werde, von seinem durch Arbeit erworbenen Reichthum abzugeben, als eben durch Arbeit, — dieser Irrthum ist für den materiellen — und daher auch intellectuellen — Fortschritt der arbeitenden Classen so verhängnißvoll, wie er furchtbarer wirkend nicht gedacht werden könnte. Dieser Irrthum tritt der segensreichen Wirkung erhöhter Löhne feindlich entgegen, indem das Erübrigte nicht allein zur Verbesserung der Wohnung, der Kleidung, der Nahrungsmittel, zur vermehrten Befriedigung der geistigen Bedürfnisse verwendet wird, sondern auch benutzt wird zur Einschüchterung des Capitales und zur Deckung der Subsistenzmittel während freiwillig hervorgerufener Arbeitslosigkeit. Statt also das Mehrerworbene zur Erhöhung des standard of life — wie die Engländer sagen — zu verwerthen, dem dann dauernde Lohnerhöhung folgen muß, statt auf diese Weise den erworbenen Lohn zu hohen Zinseszinsen anzulegen, nagen die Arbeiter durch die Einstellung der Arbeit an ihrem eigenen Mark und Bein, indem sie nicht nur weniger erwerben, sondern sich selbst die Möglichkeit benehmen, in Zukunft mehr zu verdienen.

Trotzdem ist festzuhalten, daß die Arbeiterbewegung aus erhöhten Löhnen resultirt und daher nur Ausfluß eines an sich freudig zu begrüßenden Umstandes ist.

Der Irrthum der Arbeiter ist begreiflich und wird wahrscheinlich noch lange, lange nicht beseitigt sein. Man darf nicht vergessen, daß auch hier nur — wir kommen zum dritten Mal auf die beiden mächtigen Forschungsmethoden zurück — die Logik die socialdemokratischen Forderungen der Arbeiter als aussichtslos zurückweist, und daß Thatsachen, wie etwa die wirklich eingetretenen Folgen eines Strikes, wenn überhaupt, nur nach sehr mühseligen, langjährigen Untersuchungen zu beschaffen sind. Denn ob während eines Strikes Lohnerhöhung eingetreten ist oder nicht, genügt durchaus nicht zur Beurtheilung der Sachlage. Hier handelt es sich ebenfalls, um mit dem berühmten Freihändler Frankreichs zu sprechen, um „ce qu'on voit et ce qu'on ne voit pas“. Und Fragen dürfen nicht außer Acht gelassen werden, wie diejenige: was

wäre geschehen, wenn der Strike nicht ausgebrochen wäre? — oder wie diese: mußte erzwungene Lohnerhöhung nicht unzweifelhaft künftige Niederhaltung des Lohnes zur Folge haben? —

Wie dem auch sei, es kann sicher behauptet werden, daß der Irrthum der arbeitenden Classen und die durch ihn hervorgerufene Agitation nicht mächtig genug ist, um die Errungenschaften moderner Cultur wieder in Frage zu stellen. Es liegt keine Veranlassung vor, um die Siege der socialdemokratischen Partei bei den Reichstagswahlen als in diesem Grade gefahrdrohend hinzustellen, und es wird dies ebenso wenig nöthig sein, wenn aus den nächsten Wahlen die socialdemokratische Partei noch gestärkter hervorgeht. Und das wird sie gewiß, kommt kein Krieg dazwischen, welcher die Aufmerksamkeit auf andere Dinge lenkt; denn noch ist die Kugel — wie die Fortschritte der Socialdemokratie in der Schweiz, in Frankreich beweisen — im Rollen begriffen und in beschleunigter Bewegung.

Daß die socialdemokratische Agitation in Frankreich die Gemüther so sehr beunruhigt, daß es zu Verhören kommen mußte, wie diejenigen sind, über welche jüngst die Zeitungen aus Lyon berichteten, daran ist vornehmlich die französische Regierung Schuld. Das Verbot der Internationale von Seiten derselben war ein Geschenk an diese Partei, wie es sich dieselbe nicht zweckentsprechender hätte wünschen können. Wie die rohe Gewalt der Arbeiter keine Macht über die Gesetze besitzt, welche der Menschheit Entwickelung bestimmen, so ist auch jede — und sei es die stärkste — Regierung ohnmächtig, wenn dieselbe die eitele Absicht verfolgt, sociale Bewegungen niederzuhalten. Im Gegentheil! Die Geschichte jeder politischen oder socialen Partei zeigt, daß sie aus der Verfolgung stets gestärkt hervorging. Es ist ein altes Schlagwort, mit welchem sich mit Recht die Mitglieder einer geschlagenen Partei zu ermuthigen pflegen: Jede Niederlage stärkt!

In Frankreich liegt die Sache nun so, daß wenn offene Kundgebung der von den Führern der Internationalen gepredigten Ideen streng bestraft wird, die geheime Agitation desto reißendere Fortschritte macht. Denn sie ist der Nothwendigkeit enthoben, ihre Meinungen in den Wettkampf mit den Ansichten der anders Denkenden zu führen. Stolz kann sie die Vernunft verachten und wendet sich ausschließlich an das Herz, welches so gern den Forderungen des Verstandes verschlossen bleibt. Vom erlaubten Kampfesplatze, von der Rednertribune verstoßen, geht der Agitator in die Hütten, sucht hier die Unzufriedenen und verheißt ihnen Friede bringende Botschaft.

Wie sollte er nicht freudig empfangen werden? Wie sollte man nicht dem gern anhängen, der verfolgt und der Verfolgung zum Trotz ein offenes Ohr dem Unzufriedenen, Theilnahme dem Unglücklichen bringt und Allen bessere Zukunft predigt?

In der That, will man den Irrlehrern des Volkes einen Gefallen thun, so verfolge man sie. Von jeher sympathisirte die Masse mit dem Gedrückten, dem Verfolgten; alle Schwankenden nehmen für ihn Partei, und das Volk schmückt ihn auch dann mit Heiligenkronen, wenn er es am Wenigsten verdiente.

Aber auch trotz der Zunahme der socialdemokratischen Agitation in Frankreich und Deutschland ist die Situation, wie gesagt, nicht ernstlich gefahrdrohend. Es könnten Excesse dann allerdings erfolgen, wenn die französische Regierung ihre Absicht trotz aller Mißerfolge durchsetzen will, die socialistische Bewegung, an der doch Hunderttausende Theil nehmen, durch Gewalt zu unterdrücken. Es würde Aehnliches nicht ausbleiben, wenn man auch in Deutschland — trotz wohlgemeinter Absichten — das Feuer der Unzu-

friedenheit schürte. Und das projectirte Gesetz, welches den Contractbruch der Arbeiter criminell bestrafen will, ist nach unserer Ansicht — wir gestehen es — ein Anfang dazu.

Die socialistische Agitation hat sehr viel Trauriges zur Folge gehabt; aber der Gesetzgeber sollte das Traurige nicht noch trauriger machen. Und man wird sich auch erinnern dürfen, daß jene Agitation allerdings ein Ausfluß der Lohnerhöhung war, daß aber der mehr erworbene Thaler nicht ganz in's Wirthshaus oder in die Strikekasse wandert. Ist aber die socialdemokratische Bewegung nur ein Symptom des Fortschrittes, ein Symptom, welches allerdings ebenso beängstigende Erscheinungen darbietet, wie es oft bei allzu großem Blutreichthum im menschlichen Körper wahrgenommen wird, so ist kein Grund vorhanden, um uns die Freude an dem Fortschritte durch diejenigen verderben zu lassen, welche vor der Hand schlechten Gebrauch von ihm machen. Denken wir lieber wie Ulrich v. Hutten, der Zeit seines Lebens gegen Irrthum und Thorheit zu kämpfen hatte: »Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!« —

Die Frauenbewegung, welche desto größere Dimensionen annimmt, je weniger man von ihr spricht, und welche sich namentlich in Rußland — doch auch in vielen anderen Ländern — praktische Ziele erkoren und siegreich erfochten hat, beginnt nun auch in Deutschland in Fluß zu kommen. Der preußische Handelsminister hat den Eisenbahndirectionen einen Nachweis zugehen lassen, nach welchem im Staats-Eisenbahndienste in unselbständiger Stellung 15, in selbständiger Stellung 25, und zwar im Gepäck- und Billetexpeditionsdienste 4 und im Bahntelegraphendienste 21, endlich probeweise 44 Frauen beschäftigt sind. Die Eisenbahndirectionen sollen sich nach Verlauf einer längeren Probezeit über Vorschläge aussprechen, welche die Abänderung der bisher bei der Verwendung von Frauen gültigen Bestimmungen zum Gegenstande haben. Die Altersgränze soll auf das 18.—35. Jahr festgesetzt werden, das Minimalgehalt soll erhöht, der Probedienst ebenfalls bezahlt, die bisher nur achttägige Kündigungsfrist verlängert, und die Beschäftigung von Frauen endlich auch in den Controllbureaux gestattet werden.

Für die Ausbildung von Frauen zum Telegraphendienste hat der Berliner Lette-Verein im Einvernehmen mit der obersten Reichstelegraphenbehörde eine eigene Schule errichtet. Derselbe Verein hat ein typographisches Institut eröffnet, in welchem Setzerinnen — namentlich die Schriftsteller, welche durch den häufig wiederkehrenden Buchdruckerstrike viel zu leiden haben, werden dies freudig willkommen heißen — ausgebildet werden sollen. In der französischen Schweiz ist ein derartiger Versuch schon vor mehreren Jahren mit Erfolg gemacht worden.

Es bleibt nun noch die Anstellung von Frauen im Postfache übrig, welches in vielen Ländern einer sehr großen Zahl von Frauen ausreichenden Erwerb sichert. —

Am 30. September v. J. wurde zwischen dem deutschen Reiche und Brasilien ein Postvertrag geschlossen, nach welchem das Porto des einfachen Briefes bei der Beförderung mit directen Dampfschiffen frankirt 5 Sgr., unfrankirt 7 Sgr. kostet; bei der Beförderung mit indirecten Dampfschiffen beträgt dasselbe frankirt 8 Sgr., unfrankirt 10 Sgr. Der General-Postdirector bemerkt in der dem deutschen Reichstage vorgelegten Denkschrift, daß ähnliche Verträge mit anderen südamericanischen Staaten zu erwarten wären; er hofft, daß die durch den Vertrag mit Brasilien ermöglichten Erleichterungen des Briefverkehres nicht nur dem deutschen Handel im Allgemeinen sehr zu Statten kommen, sondern auch ganz besonders gewisse Specialitäten der deutschen Industrie begünstigen würden, unter denen besonders an die Achatindustrie und den Krystall-

handel auf dem Hundsrück, in Idar und Oberstein zu erinnern ist, von wo aus reger Correspondenzverkehr mit Brasilien besteht.

Der neue Paquetposttarif des deutschen Reiches hat Anlaß zu vielen Klagen gegeben, wenn auch die durch ihn gebrachten Erleichterungen nicht unterschätzt werden. Dagegen fand der in den »Gränzboten« aufgetauchte Vorschlag, die Post zur Uebernahme und Ausführung von Bücherbestellungen zu ermächtigen, vielseitige Mißbilligung. Die unmittelbarste Folge davon würde die Schädigung des Sortimentsbuchhandels sein, an dessen Fortbestehen das Publicum großes Interesse hat. —

Leipzig zählte nach dem Jahresberichte der Leipziger Handelskammer im Jahre 1872 257 Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen. Von diesen Firmen beschäftigen sich 169 mit Verlagshandel und 86 mit dem Commissionsgeschäfte. Die Bedeutung Leipzig's als Hauptcommissionsplatz des deutschen Buchhandels ist im beständigen Wachsen. 1833 zählten die Leipziger Commissionäre zusammen 1045, 1860 2391 Committenten. Im Jahre 1872 hatten aber hier ihre Vertreter 3716 auswärtige Handlungen, welche sich auf 1023 Städte des In- und Auslandes vertheilten. Einige andere Plätze, an denen sich der Buchhandel von Alters her ebenfalls concentrirt, wie Frankfurt a. M., Augsburg und Nürnberg sind in ihrer Bedeutung sehr geschwächt worden. Die Stelle des zweitgrößten Verlagsortes nimmt Berlin ein.

Die Ostermeßzahlungen in Leipzig betrugen im Jahre

1871 . . . 7,632,825 Thlr.,
1872 . . . 8,999,405 Thlr.

Das Jahr 1872 hat also ein hervorragend günstiges Resultat geliefert, indem zur Ostermesse dieses Jahres $16^2/_3$ % mehr gezahlt wurde als im Vorjahre.

Die deutsche Verlagsthätigkeit hat in neuester Zeit einen bemerkenswerthen Aufschwung genommen. So erschienen an Novitäten, Fortsetzungen und neuen Auflagen, soweit sie über Leipzig zur Versendung gelangten, von 1851 bis 1859 jährlich zwischen 8000 bis 8900 Nummern. Von 1860 an geht die Bewegung von 9000 aufwärts zu 10,000; im Kriegsjahre 1866 fällt sie auf den Stand von 1857 zurück. Dagegen wird 1868 die Zahl von 10,000 voll erreicht; die höchste Zahl weist das Jahr 1869 mit 11,305 auf und nach geringer Schwankung in den Jahren 1870 und 1871 schließt das Jahr 1872 mit 11,127 neuen Erscheinungen ab.

Der Bericht der Leipziger Handelskammer meint, daß die literarische Production Deutschlands derjenigen Frankreichs und Englands bedeutend überlegen sei. Was das letztere Land anbetrifft, so dürfte diese Ansicht in Zweifel zu ziehen sein. —

Ueber die Production der Hüttenwerke Deutschlands während der Jahre 1862—1871 entnehmen wir den vom kaiserlichen statistischen Amte veröffentlichten Tabellen nachstehende Angaben über den Gesammtwerth der erzeugten Producte. Es wurden im deutschen Reiche (ohne Elsaß-Lothringen) producirt:

	Werth.			Werth.	
1862:	37,710,087	Thlr.	1867:	49,549,281	Thlr.
1863:	41,649,841	»	1868:	53,105,622	»
1864:	44,704,562	»	1869:	57,372,046	»
1865:	47,065,654	»	1870:	56,419,304	»
1866:	48,698,442	»	1871:	66,312,367	»

Die Zunahme der Production ist hiernach eine regelmäßig fortschreitende gewesen; ein unerheblicher Rückgang derselben ist allein im Kriegsjahr 1870 hervorgetreten.

Die Werthzunahme von 1862—1871 hat im Ganzen 76 Procent betragen. Unter den Hüttenwerksproducten nimmt nach der Menge, dem Werthe und der Wichtigkeit für die weitere Verarbeitung das Roheisen die erste Stelle ein. Die nachfolgende Tabelle läßt die Menge und den Werth der Production an Roheisen, an Rohstahleisen und Gußwaaren aus Erzen im deutschen Reiche für 1861—1871 näher ersehen:

	Menge. Ctr.	Werth. Thlr.
1862:	13,664,195	20,514,361
1863:	15,911,107	23,492,384
1864:	17,553,161	24,994,966
1865:	19,217,586	27,527,616
1866:	20,009,851	27,795,701
1867:	20,685,992	26,829,692
1868:	23,178,784	29,364,814
1869:	25,779,808	32,668,176
1870:	25,233,657	33,055,303
1871:	28,416,605	39,643,929.

Hieraus ergiebt sich, wenn man die Ziffern von 1871 denjenigen von 1862 gegenüberstellt, daß die Menge des producirten Roheisens im deutschen Reiche um 108 Procent, der Werth der Production dagegen um 93 Procent gestiegen ist. Die übrigen Hüttenwerksproducte, welche das deutsche Reich liefert, haben allerdings nicht die hohe Bedeutung des Roheisens, immerhin repräsentirt aber die Production von Zink, Blei, Kupfer, Silber und Gold einen Gesammtwerth von 16,123,195 Thlr. im Jahre 1862 und von 23,591,172 Thlr. im Jahre 1871. An Zink (in Blöcken) wurden producirt 1862: 1,195,347 Ctr. für 6,354,199 Thlr., 1871 dagegen 1,165,943 Ctr. für 7,043,594 Thlr. Die Production von Blei (in Blöcken) belief sich 1862 auf 697,354 Ctr. für 4,164,114 Thlr., 1871 dagegen auf 1,159,224 Ctr. für 7,056,218 Thlr. An Kupfer lieferten die deutschen Hüttenwerke 1862: 58,561 Ctr. für 1,801,251 Thlr., im Jahre 1871 dagegen 104,133 Ctr. für 3,363,147 Thlr. Die Production von Silber betrug 1862: 127,971 Pfd. für 3,794,772 Thlr., 1871: 196,201 Pfd. für 6,053,702 Thlr., während von Gold 1862 für 8859 Thlr., 1871 für 74,511 Thlr. hergestellt worden sind. Von sonstigen Hüttenproducten, namentlich von Nickel, Wismuth, Zinn &c., sind im Jahre 1871 im Reiche überhaupt für 3,077,266 Thlr. erzeugt worden. —

Die wirthschaftliche Lage des preußischen Staates hat sich nach dem Staatshaushaltsplan für das Jahr 1874 auch für das verflossene Jahr überaus günstig gestaltet. Der Gesammtüberschuß für das Jahr 1872 beläuft sich auf 27,720,285 Thlr., während außerdem der Etat der Schuldenverwaltung um 80 Millionen entlastet wurde. Die Thronrede konnte daher ankündigen, »daß es möglich sein werde, große Summen für die Verbesserung der dem allgemeinen Verkehr dienenden Anstalten bereit zu stellen, namentlich auch die Regulirung der schiffbaren Ströme und die Eröffnung neuer Wasserstraßen kräftig zu fördern«.

In der That dringt nicht nur in Preußen, sondern im ganzen deutschen Reiche die Erkenntniß im mermehr durch, daß für die wirthschaftliche Entwickelung Deutschlands neben den Eisenbahnen auch ein Netz leistungsfähiger Wasserstraßen unabweisbare Forderung sei. Die Wasserstraßen haben große Vorzüge vor den Eisenbahnen voraus: ihre

Benützung erweist sich für Beförderung großer Lasten nicht nur billiger als diejenige der Eisenbahnen, sondern sie bringen auch deswegen den durchschnittenen Gegenden größeren Segen, weil die Zufuhren zu ihnen bei Weitem leichter, als zu den Eisenbahnen stattfinden können. Ein Canal bildet in seinem ganzen Laufe und auf beiden Ufern gleichsam einen einzigen großen Bahnhof, dessen Vortheile alle daran stoßenden Grundstücke genießen, während sich bei den Eisenbahnen die Grundstückswerthe nur vorzugsweise in der Nähe der Stationen erhöhen. Fast unerklärlich ist es daher, daß man bis jetzt nicht nur die Anlage von Canälen fast ganz vernachlässigte, sondern auch die schon bestehenden Wasserstraßen verkümmern ließ. Das Schifffahrt treibende Publicum konnte nicht laut genug klagen über den Mangel an systematischer Reinigung der Flüsse und Canäle und über die ungenügenden Schleusenwerke. Die sehr in Anspruch genommenen und für den Haushalt der Reichshauptstadt die wichtigsten Dienste leistenden Berliner Gewässer haben hiervon am meisten zu leiden.

Mit Recht beauftragte daher die fünfte Generalversammlung des Centralvereines für Hebung der deutschen Fluß- und Canalschifffahrt, welche in Anwesenheit des Handelsministers und des Kriegsministers im Januar d. J. in Berlin tagte, ihren Vorstand, in dem Sinne der Erstellung eines einheitlichen Wasserstraßennetzes bei den betreffenden Reichs- und Landesbehörden und -Vertretungen vorstellig zu werden. Der stellvertretende Vorsitzende, Geh. Rath Dr. Meitzen, machte darauf aufmerksam, daß ein Normaltarif von $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Pfennig pro Centner und Meile den Anforderungen auf größtmögliche Leistungsfähigkeit und Billigkeit genügen dürfte. Die Kosten eines umfassenden Canalnetzes wurden im Jahre 1865 auf 89 Millionen Thaler angeschlagen. Nach der Erweiterung Preußens und dem Hinzutritte Süddeutschlands und Elsaß-Lothringens zu Deutschland müsse jedoch bei den heutigen Preisen diese Summe verdoppelt, vielleicht sogar auf 250 Millionen erhöht werden. Nachdem das deutsche Volk für die Eisenbahnen das Fünffache aufgebracht hat, würde gewiß Niemand diese Summe als unerschwinglich bezeichnen wollen. Die Verzinsung dieses Capitales sei auch nicht allein auf die Canalfrachten angewiesen, sondern vorzugsweise auch auf die Einnahmen für die Benutzung der mit den Canälen zu verbindenden Be- und Entwässerungsanlagen, auf die Miethe von Lagerplätzen u. s. w. Die Massentransporte auf den Canälen würden sich, von den Steinkohlenlagern ausgehend, hauptsächlich in der Richtung nach den Hauptstädten Berlin und Wien und den Seestädten Hamburg, Bremen, Stettin und Danzig bewegen, so daß die englische Kohle aus den Ostseehäfen vollständig verdrängt werden dürfte. —

Auch für die Entwickelung der deutschen Seeschifffahrt soll ein weiterer Schritt gethan werden. Es soll zu wissenschaftlichen und nautischen Zwecken eine Reichsanstalt für Meteorologie des Meeres und der deutschen Seeküste unter dem Namen »Deutsche Seewarte« errichtet werden. Dieselbe hat die Aufgabe, regelmäßige Beobachtungen der atmosphärischen Zustände, sowohl an der deutschen Küste wie auf offener See, sowie der sonstigen für die Schifffahrt wichtigen Verhältnisse des Meeres zu veranlassen und die Ergebnisse dieser Beobachtungen wie die Mittheilungen auswärtiger meteorologischer Anstalten zu sammeln und dieselben zum Nutzen der Handelsschifffahrt zu verwerthen. Die deutsche Seewarte wird regelmäßig zu bestimmten Tageszeiten telegraphische Berichte sowohl von den eigenen Beobachtungsstationen wie auch von anderen deutschen Stationen und auswärtigen Centralstellen empfangen; sie wird den Führern deutscher Seeschiffe von diesen regelmäßig auszufüllende Wetterbücher auf die Reise mitgeben und bei deren Rückkehr aus den zurückgebrachten Journalen die Ergebnisse

der Beobachtungen ausziehen; sie wird für die Zuverlässigkeit der auf jenen Schiffen zu Wetterbeobachtungen dienenden Instrumente sorgen und Instrumente auch leihweise abgeben; sie wird sich endlich mit den Fragen zu beschäftigen haben, welche sich auf das Verhalten der Magnetnadel an Bord eiserner Schiffe beziehen. —

Ueber die Schiffbrüche und Rettungen an den deutschen Küsten während der Jahre 1866—1873 theilen wir folgende Tabelle mit:

	Zahl der gefährdeten Schiffe	Hiervon waren: Seeschiffe	Küstenfahrer	Dampfer
1873:	111	43	65	3
1872:	129	70	54	5
1871:	94	35	54	5
1870:	103	55	43	5
1869:	114	55	55	4
1868:	115	51	64	—
1867:	128	66	61	1
1866:	81	42	43	5

	Zahl der nachweislich gefährdeten Personen.	Zahl der nachweislich geretteten Personen.	Gerettet durch Rettungsstationen.					Zahl der nachweislich umgekommenen Personen.
			Boote.	Geschütze.	Landhilfe.	Seehilfe.	Selbsthilfe.	
1873	527	480	129	16	101	81	153	47
1872	793	745	33	7	234	64	413	48
1871	509	460	54	5	107	66	228	49
1870	787	737	57	3	112	329	236	50
1869	689	635	56	3	153	165	258	54
1868	574	547	67	1	92	130	257	27
1867	706	615	79	49	125	100	262	81
1866	529	498	125	19	33	44	217	31

Da bei Strandungsfällen, welche sich an den deutschen Küsten ereigneten, sowohl hinsichtlich der Bergung von Schiff und Ladung als auch hinsichtlich der weiteren Behandlung der geborgenen Güter viele Mißbräuche und Unzuträglichkeiten vorgekommen sind, welche vornehmlich aus dem Nebeneinanderbestehen einer großen Zahl von Strandungsordnungen sowie aus veralteten Bestimmungen in denselben entspringen, so hat der Reichskanzler dem Reichstage eine Strandungsordnung für das deutsche Reich vorgelegt. Dieselbe dürfte namentlich für das Seeversicherungswesen großen Nutzen stiften. —

Die deutsche Auswanderung über Hamburg, Bremen und Stettin umfaßte im abgelaufenen Jahre nicht weniger als 136,144 Personen.

Ueber Hamburg wurden in 92 Dampf- und 26 Segelschiffen 44,278 Personen befördert, von denen allein 35,915 nach New-York gingen. Mit Inbegriff der indirect über England verschifften Auswanderer beläuft sich die Gesammtzahl der Hamburger Auswanderung auf 69,175 Personen.

Ueber Bremen gingen 63,241 Auswanderer, während sich die Zahl derselben im Jahre 1872 auf 80,418 belief. In diesem Jahr hatte die Auswanderung indessen eine Höhe erreicht, wie in keinem anderen Jahre. Auch von Bremen aus wurden nur 15% der Auswanderer auf Segelschiffen befördert, und es ist erfreulich zu sehen, wie sich

dieser Procentsatz alljährlich verringert. Noch im Jahre 1861 wurden 84 % aller Auswanderer auf Segelschiffen befördert.

Der Jahresbericht des Bremer Nachweisungsbureaus für Auswanderer bedauert, daß es bis jetzt zu einer einheitlichen Gesetzgebung über das Auswanderungswesen nicht gekommen sei, und beklagt polizeiliche Repressivmaßregeln, wie die von Preußen versuchte Ausweisung von Auswanderungsagenten und Werbeemissären, die sich nicht im Besitze der deutschen Reichsangehörigkeit befanden. Wer nur einigermaßen mit den Verhältnissen vertraut ist, sagt der Bericht, weiß, daß Niemand, der einmal den festen Entschluß gefaßt hat, die Heimat aufzugeben, um sich jenseits des Oceanes eine neue zu gründen, sich durch polizeiliche Erschwerungen von der Ausführung seines Entschlusses abbringen lassen wird, und daß sich Keiner allein durch Vorspiegelungen von Agenten zur Auswanderung bewegen lassen wird. Höchstens könne die Ueberredung auf die Wahl des Reisezieles Einfluß üben. Aber auch hier zeige die Statistik, daß trotz der vielfach betriebenen Werbungen für Brasilien, Centralamerica und Australien während der Jahre 1850—1872 die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und Britisch-America 95,1 % der Gesammtauswanderung aus Deutschland betrug; nur 4,9 % sind nach allen übrigen Ländern gegangen.

Von Stettin aus wurden direct in 14 Schiffen 3500 Auswanderer, indirect 301 Auswanderer, sämmtlich nach New-York, befördert.

Die Auswanderung über Antwerpen betrug im selben Jahre (1873) 10657 Personen. —

Ueber die Wirkungen des Schutzzollsystemes in den Vereinigten Staaten entnehmen wir dem »Bremer Handelsblatt« aus einer Rede des früheren Chefs des americanischen Steuerwesens, Herrn David A. Wells, daß der Schutzzoll die Production der feineren Artikel beeinträchtigte, deren Herstellung er gerade begünstigen sollte. Die Lebenskosten seien in Folge jenes Systemes seit dem Jahre 1860 so bedeutend gewachsen, daß sich trotz der Erhöhung der Arbeitslöhne der Handwerker um 60% der Wohlstand derselben um 19½ % verringert habe. Die Abnahme der americanischen Rhederei war so rasch wie andauernd. Im Jahre 1860 waren schon 71% der den americanischen Gütertransport besorgenden Schiffe americanische Fahrzeuge; im Jahre 1870 war die Zahl auf 44 % gefallen, und im Jahre 1873 waren nur 28 % dieser Schiffe americanische Fahrzeuge. Besonders fühlbar haben sich die Folgen des Schutzzollsystemes den Landwirthen des Westens gemacht. In Folge der großen Lasten des Eisenbahntransportes wurden im Winter 1872—1873 große Quantitäten von Getreide zur Heizung verbraucht. Die Fabricanten selbst haben angefangen, die übeln Folgen des Schutzzolltarifes zu fühlen. Die Herstellungskosten sind durch die hohen Preise aller für die Fabrication erforderlichen Materialien so sehr gestiegen, daß trotz des Schutzzolles die Einfuhr fremder Fabricate in stetem Wachsthum begriffen ist, und daß namentlich in der Wollenindustrie nie mehr Geschäftsstille herschte, als gerade jetzt. Auch die Vermehrung des uneinlöslichen Papiergeldes sei eine Folge desselben Systemes. Die großen Fabricanten, welche bei der Herrschaft dieses Systemes gewinnen, gewinnen auch bei den fortwährenden Preisschwankungen auf Kosten der Consumenten und der Arbeiter. Die commercielle Immoralität, die zügellose Speculation und die sinnlose Verschwendung, welche in den Vereinigten Staaten üblich, lassen sich auf die Herrschaft falscher ökonomischer Gesetze zurückführen. —

Die Staaten der lateinischen Münzconvention — Frankreich, Italien, die Schweiz, Belgien — haben folgenden Zusatzartikel zur Pariser Münzconvention beschlossen: »§ 1. Die hohen Contrahenten verpflichten sich für das Jahr 1874, die Prägung silberner Fünffrancsstücke, nach den in § 3 des Vertrages vom 23. December 1865 vorgeschriebenen Ausmünzungsbedingungen, für Belgien auf 12, für Frankreich auf 60, für Italien auf 40, für die Schweiz auf 8 Millionen Frcs. zu beschränken. In diesen Beträgen sind die am 31. December 1873 ausgestellt gewesenen »Bons de Monnaie« inbegriffen: für Belgien mit 5,900,000, für Frankreich mit 34,968,000 und für Italien mit 9,000,000 Fr. — § 2. Abgesehen von dem in § 1 erwähnten Prägungsbetrage ist die italiänische Regierung ermächtigt, während des Jahres 1874 weitere 20 Millionen Fr. in silbernen Fünffrancsstücken für den Reservefonds der »Banca Nazionale nel Regno d'Italia« prägen zu lassen. Diese letzteren 20 Millionen Fr. sollen, unter der Garantie der italiänischen Regierung, in den Kassen der »Banca Nazionale« deponirt bleiben, bis die in § 3 verabredete Münzconferenz stattgefunden hat. — § 3. Abgeordnete der hohen Contrahenten werden im Januar 1875 in Paris zu einer Münzconferenz zusammentreten. — § 4. Die in § 12 des Vertrages vom 23. December 1865 enthaltene auf den Beitritt bezügliche Clausel wird durch folgende Bestimmung vervollständigt: »Zur Annahme oder Verwerfung der Beitrittsgesuche ist die Uebereinstimmung (l'accord) der hohen Contrahenten erforderlich.« — § 5. Die in § 4 enthaltene Bestimmung hat die gleiche Dauer wie der Vertrag vom 23. December 1865. — § 6. Sobald wie möglich soll der gegenwärtige Zusatzvertrag ratificirt werden, und die Auswechselung der Ratificationen in Paris stattfinden.« Dieser Zusatzantrag zur lateinischen Münzconvention beseitigt nicht im Entferntesten die Schwierigkeiten, welche sich aus der Herschaft des Systemes der Doppelwährung ergaben. Alleinige Goldwährung ist auch für Frankreich, Belgien, Italien und die Schweiz die einzige Lösung, welche zur Ordnung im Münzwesen führen kann. —

Der Suezcanal ist in den vorangegangenen Monaten Gegenstand lebhaften Depeschenwechsels unter den Regierungen der Seestaaten gewesen. Die vom Sultane nach Constantinopel berufene internationale Suezconferenz hat den Gebührentarif nicht unerheblich erniedrigt. Herr von Lesseps aber war damit nicht einverstanden. Er drohte die Leuchtthürme auszulöschen, die Lootsen zu entlassen und den Canal unpassirbar zu machen, wenn die Regierungen auf der gewaltsamen Durchsetzung ihrer Beschlüsse beharren sollten. Trotzdem indessen wich Lesseps den Bajonetten der ägyptischen Truppen und fügte sich unter Protest.

Im Interesse der Gerechtigkeit und des Unternehmungsgeistes halten auch wir die Maßregeln der Mächte gegenüber der Suezcanalgesellschaft für nicht angemessen. Der Gesellschaft sind durch den Sultan allerdings außerordentliche Privilegien zu Theil geworden; trotzdem aber ist von einer entsprechenden Verzinsung des für den Suezcanal verwandten Capitales noch nicht die Rede. Im Gegentheil, zu den bisher gebrachten Opfern werden sich noch während langer Jahre neue gesellen. Und ist es wohl, eingedenk dieser Umstände, eingedenk ausdauernden Opfermuthes von Seiten der Actionäre, eingedenk des Dankes, welchen diesen die Welt schuldet, gerechtfertigt, daß die Mächte Gebühren erzwingen, welche der Vertreter der Actionäre, Herr von Lesseps, für unannehmbar erklärt?

Die Mächte glauben, ihren Handeltreibenden einen Dienst zu erweisen. Allerdings erzwingen sie für dieselben billigere Schifffahrt. Sollte aber ein derartiger Vorgang

ohne Einfluß an denen vorübergehen, welche geneigt sind, ihr Capital ähnlichen großen Unternehmungen zuzuwenden? Wer wird es noch wagen, wenn es Grundsatz wird, daß die Macht der Staaten das Recht des Einzelnen schädigen darf?

Wollen die Seestaaten durchaus Einfluß auf die Verwaltung des Suezcanales üben, nun so giebt es ein sehr einfaches Mittel dafür, — sie können ihn ja kaufen! —

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Frankreichs

von

H. B.

La France et l'Europe pendant le siége de Paris. Par M. P. Maquert. Bruxelles: Muquardt.

Ueber dieses an sich für den späteren Historiker höchst wichtige Werk ist wenig zu sagen. Der Verfasser, oder besser gesagt der Compilator, ist ein Belgier, der sich den wichtigen Ereignissen des Jahres 1870—71 gegenüber auf den rechten Standpunkt gestellt hat. Heute schon eine Geschichte des für Frankreich so unglücklichen Jahres und der Tage der Septemberrepublik schreiben zu wollen, ist eine Unmöglichkeit, und dies einsehend, hat sich Maquert darauf beschränkt, aus allen nur erdenklichen Zeitungen einen jeden Vorfall zu sammeln, der dazu beitragen kann, die Lage des Landes zu erklären. Das dicke, eng gedruckte Buch ist in der That nichts Anderes als eine vollständige Encyklopädie von Thatsachen; es ist eine Sammlung von Zeitungsausschnitten und ein Gemisch von aus allen Ecken zusammengetragenen Anekdoten. Das Inhaltsverzeichniß und die Tabellen am Schlusse des Werkes sind im höchsten Grade nützlich, denn ohne solche würde es geradezu unmöglich sein, sich durch eine solche Anhäufung von Details hindurchzufinden.

L'Armistice et la Commune. Par le général Vinoy. Paris: Plon.

Das von uns s. Z. besprochene Werk des alten, tapferen Generales (vgl. Bd. III. H. 8. S. 467). „Operations du 13. Corps et de la Troisième Armée" führte uns bis 22. Januar 1871, dem Tage, an welchem Vinoy an Stelle Trochu's das Generalcommando übernahm; das vorliegende giebt uns eine eingehende, vom rein militärischen Standpunkte aus geschriebene Geschichte der Tage des Waffenstillstandes, der Uebergabe von Paris und des Ausbruches der Insurrection vom 18. März. Die Erzählung beginnt mit dem 20. Januar, dem Tage, da Trochu bis zur tiefsten Tiefe in der öffentlichen Meinung herabgesunken war, nach dem Fehlschlage des großen, schlecht geleiteten und schlecht vorbereiteten Ausfalles am vorhergehenden Tage, des letzten und schlimmsten unter den vielen militärischen Fehlern der Vertheidigung. Nach den Worten Jules Favre's „stieg die Wuth gegen den Gouverneur von Stunde zu Stunde". Der Mann, der frisch in der Gewalt mehr als vier Monate zuvor versucht hatte, dem Pöbel zu schmeicheln und ihn in gute Laune zu versetzen, fühlte nun die Nemesis für seine eigene Schwäche. Die Männer des 4. September, die Männer der entmuthigten Regierung der nationalen Vertheidigung, wußten in ihrer Angst vor dem Volke in Waffen nicht ein und aus; sie machten es Trochu klar, daß er nicht länger auf seinem Posten, auf dem er so ganz und gar Fiasco gemacht, bleiben könne. Dies geschah in einer nächtlichen Conseilssitzung am 21. Januar, in welcher es Jules Favre durchsetzte, General Vinoy an Trochu's Stelle zu berufen. Eine Stunde nach jener bedeutungsvollen Sitzung empfing der alte General seine Ernennung als Obercommandirender sämmtlicher Truppen in Paris, unter dem Titel Gouverneur von Paris, ohne Sitz und Stimme im Conseil. Mit Recht bemerkt

Vinoy, daß es nicht leicht einen schwierigeren Posten hätte geben können, als den seinen. Die Truppen waren demoralisirt. Die kühnsten Generale stimmten ohne Ausnahme dahin überein, daß fernerer Widerstand gegen den um Paris gezogenen Eisengürtel, der die Stadt der vollständigen Aushungerung entgegenführte, unmöglich sei. Doch um nichts unversucht zu lassen, wurden die energischesten Regimentscommandeure in's Hauptquartier berufen zu einem besonderen Kriegsrathe, und auch ihrer Meinung nach war an einen weiteren Widerstand nicht zu denken. Wohl mochte Vinoy sagen, es sei Unrecht, die Verantwortlichkeit der Capitulation auf die Schultern eines anderen Mannes zu wälzen, als auf den, welcher bislang den Oberbefehl getragen. Doch der Kriegsminister Le Flô stellte ihm die hohe Nothwendigkeit eines strammen und energischen Oberbefehles vor, und als der noch immer schwankende alte Haudegen erfuhr, daß man in der Nacht Mazas erbrochen und Flourens, Millière und andere der rothen Bande aus ihrer Haft befreiet hatte, und als dann noch Cresson, der Polizeipräfect, hinzukam und seinen Posten als unnütz und überflüssig niederlegte, da er gänzlich ohnmächtig sei, da meinte Vinoy nicht länger mit Annahme der ihm angetragenen hohen und verantwortlichen Stellung zögern zu dürfen. Ohne weiteres Sträuben übernahm er nun den Oberbefehl, der in seinen Händen bis zu dem Augenblicke verblieb, da ihn Mac Mahon ersetzte, als bereits die zweite Belagerung von Paris begonnen hatte. Es war die höchste Zeit, daß sich irgend Jemand fand, um prompt und energisch zu handeln. Die Stadt, oder wenigstens viele Tausende ihrer Bewohner, die nichts zu verlieren und während der Einschließung wie die Lilien auf dem Felde gelebt hatten, waren wüthend über die Nachricht von einer bevorstehenden Uebergabe: und Flourens und seine Partei leiteten die Agitation gemäß ihren Zwecken. Der letzte insurrectionelle Act während der Belagerung brach, wie gefürchtet, am 29. Januar aus, wurde jedoch durch die muthige Haltung eines einzigen Bataillons Mobilgarden der Bretagne sofort unterdrückt. Ein einziger energischer Act verschob die furchtbaren Tage der Commune.

Der Raum ist hier zu beschränkt, um auf die rein militärischen Details des Werkes einzugehen, welche in vieler Hinsicht eines ernsten Studiums werth sind, namentlich diejenigen, welche Vinoy's Ansichten über die Vertheidigung enthalten, und in denen er auf die Nothwendigkeit von Contre-Approchen hinweist, wie sie die Russen in Sebastopol anwandten.

Der Rest dieses Buches führt uns bis zum Siege der Commune über die Regierungstruppen, am 18. März, und wir finden in demselben einen genauen, ruhigen Bericht des nahenden Kampfes zwischen Ordnung und Unordnung, von dem der berüchtigte 18. März nur die erste Scene war. Alles, was uns Vinoy erzählt, ist nur eine neue Bestätigung der Thatsache, daß die ganze Insurrection nichts Anderes war, als eine Insurrection unvorsichtiger Weise bewaffneter Faulenzer, Spitzbuben und Tagediebe, an deren Spitze sich, um ihre eigenen Interessen zu fördern, die Männer der Internationale und der permanenten Revolution stellten.

Versailles pendant l'occupation. Recueil de documents publié par **E. Delerot.** Paris: Plon.

Das vorliegende Buch verdankt seine Entstehung dem Maire von Versailles, Rameau, der eine bedeutende Anzahl von Documenten, welche sich auf die Occupation der von ihm verwalteten Stadt beziehen, sammelte. Dieselben sind nun hier durch den Herausgeber in chronologischer Ordnung veröffentlicht und enthalten eine Menge wichtiger historischer Information. Daß es bei einer solchen Veröffentlichung nicht ohne gelegentliche Wuthausbrüche gegen die „Preußen“ abgehen kann, ist fast von selbst verständlich.

L'Allemagne sous Napoléon I. Par **Alfred Rambaud.** Paris: Didier.

Gelegentlich einmal einen Franzosen über die napoleonische Herrschaft und Wirthschaft in Deutschland zu hören, ist nicht ganz ohne Nutzen. Der Gegenstand des oben genannten Buches ist, die Resultate zu zeigen, welche durch die Schlachten von Austerlitz, Jena und Wagram hervorgerufen wurden, und den Zustand unseres Vaterlandes unter dem napoleonischen Regime zu beleuchten. Rambaud sucht den Nachweis zu führen, daß die von der französischen Revolution auf dem anderen Ufer des Rheines ausgeführte Propaganda von uns Deutschen nicht bloß mit Cordialität aufgenommen worden sei, sondern daß wir auch

mit Bonaparte's anfänglicher continentalen Politik sympathisirt hätten. Widerstand, so sagt er, sei erst dann eingetreten, als der französische Kaiser angefangen habe, Theorien, welche an sich untadelhaft waren, auf seine eigenen, selbstsüchtigen Absichten anzuwenden. Die Steuern seien durch den Eroberer viel gleichmäßiger vertheit worden, als unter den alten Verwaltungen, doch auf der anderen Seite wären sie jedes Jahr schwerer geworden. Auch die Aushebung zum Kriegsdienste sei anfänglich dem alten Recrutirungssysteme in Deutschland bei weitem vorzuziehen gewesen, doch nach und nach wäre aus ihr eine unerträgliche Plage geworden, und schließlich sei uns Deutschen die dictatorische Gewalt des Kaisers und seine beständigen Einmischungen in unsere inneren Angelegenheiten zu viel geworden. Dies sind, dem Autor gemäß, die Hauptursachen, welche die wohlthätigen Resultate des revolutionären Kreuzzuges schädigten und es dahin brachten, daß sich die Liberalen, wie Fichte, mit den Kämpen der alten Ordnung der Dinge verbanden, nicht bloß gegen den übermüthigen Eroberer, sondern auch gegen Frankreich. —

II. Anzeigen.

A. Gräf's Handatlas des Himmels und der Erde. 33 Blatt in Kupferstich, Farbendruck und Colorit. 5. Auflage. Weimar, geographisches Institut.

Dieser von uns bereits beim Beginne seines Erscheinens angekündigte Atlas (D. W., Bd. IV S. 120) liegt jetzt schon seit längerer Zeit vollständig vor. Er hat — das Zeugniß darf ihm nicht vorenthalten werden — gehalten, was er versprach, und er bewährt sich bei fortgesetztem Gebrauche gut.

Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Vorlesungen, gehalten an der Kopenhagener Universität von G. Brandes. Uebersetzt und eingeleitet von Adolph Strodtmann. Zweiter Band: Die romantische Schule in Deutschland. Berlin. Verlag von Franz Duncker. 1873.

Der zweite Band dieses Werkes, auf dessen ersten Band wir früher aufmerksam gemacht haben (D. W., Bd. IV, S. 763 fg.), übertrifft bei Weitem seinen Vorgänger. Zwar auch hier begegnet uns wenig neues Thatsächliches; der Verf. stützt sich auf bekante deutsche Vorarbeiten, namentlich das durch minutiösen Fleiß ausgezeichnete Werk von Haym. Aber seine anschauliche, zum geschlossenen Bilde zusammenfassende, mit sicheren Meisterstrichen die Beleuchtung gebende und mit bewundernswerth schlagender Kürze resumirende Darstellung ist sein Eigenthum, und von höchstem Werthe. Ohne Pedanterie und Schulfuchserei, die sich unter dem Schutze unglaublicher Gefühllosigkeit gegen jede poetische Idee bei uns an diesen Dingen versucht und durch die bestechende Marke des scheinbar „gesunden" Menschenverstandes sehr viel Verwirrung und kaum irgend welchen Vortheil gestiftet hat, weiß er die einzelnen Werke und Conceptionen unbefangen zu würdigen, aber vor allen Dingen hält er den Zusammenhang der Thatsachen fest, und mäkelt nicht bloß, sondern hat den Muth, zu verurtheilen. Prachtvoll und zwar sehr ketzerisch, aber unfehlbar richtig ist der Schlußsatz über den wunderlich schillernden Berliner Kreis, dessen Mittelpunkt Schleiermacher bildete, und in dem ja nach oder mit einander alle ersten Sterne der Romantik zusammentrafen. Wir theilen den Passus mit. Er wird mehr als jede Empfehlung zur Lectüre des Buches selber anregen: „Manche große Männer haben sich vergebens bemüht, die Frauen, welche sie liebten, dahin zu bringen, ihre Interessen zu theilen. Aber ich kenne keine schlimmere Anklage gegen begabte Männer und kein stärkeres Symptom ihrer Schwäche, als die Thatsache, daß sie, weit entfernt davon, die Frauen, welche sich ihnen hingaben und ihnen folgten, zu heben, dieselben herabgezogen, sie ihrer höchsten Interessen und edelsten Sympathien beraubt, und ihnen kleine und kleinliche dafür eingeflößt haben. Diese

Anklage trifft die Romantiker und muß sie treffen. Sie haben die großen Frauen, die gute Götter ihnen schenkten, eben so behandelt wie die großen Ideen, die sie als Erbtheil empfingen, sie haben sie des großen freisinnigen, socialen und politischen Gepräges beraubt, und sie erst romantisch und literarisch, dann christlich und endlich katholisch gemacht." (S. 117.)

Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Erste Lieferung. Augsburg. Lampert & Comp. 1874.

In unserer Uebersicht neuerer culturgeschichtlicher Literatur haben wir D. W., Bd. IV, S. 359 Anm. Veranlassung gehabt, uns auf eine vortreffliche culturgeschichtliche Arbeit Friedrich's von Hellwald, des Redacteures des „Auslandes", zu berufen. An jener Stelle hat er darauf hingewiesen, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaften und vor Allem die fundamentale Umkehrung der Anschauungen über sehr viele mit dem Werden und Wachsen der menschlichen Cultur in engstem Zusammenhange stehende Dinge durch die Darwin'sche Theorie und ihre Folgen in der modernen Culturgeschichtschreibung noch keine oder wenigstens keine genügende Verwerthung gefunden hat. Es ist nur freudig zu begrüßen, daß er selber sich zur Ausfüllung dieser Lücke verstanden hat. Er verspricht, nicht wie gewöhnlich geschieht, einen vorgefaßten einseitigen Parteistandpunkt an die Dinge mit heranzubringen, sondern die culturhistorischen Phänomene „objectiv zu beleuchten und auf einfache Gesetze zurückzuführen". Es heißt in der Ankündigung weiter: „Die hierzu nöthige Ruhe gewinnt der Verfasser dadurch, daß er die naturwissenschaftlichen Gesetze zu seinem Führer nimmt und die gesammte Cultur in ihrer natürlichen Entwickelung verfolgt, wobei er deren völlige Uebereinstimmung mit den von der Darwin'schen Descendenztheorie aufgestellten Gesichtspunkten nachweist." Das verheißt viel und verspricht unter allen Umständen ein beachtenswerthes, vielleicht epochemachendes Werk zu werden. Wir würden aber, scheint uns, wenig Verständniß für die Bedeutung seiner Grundidee zu haben verrathen, wollten wir uns nach der vorliegenden einen Lieferung bereits irgend ein fertiges Urtheil zu äußern erlauben, auch nur über den bereits veröffentlichten Theil des Werkes, da dasselbe als Ganzes angeschaut werden muß. Wir behalten uns daher ein genaueres Eingehen für den Zeitpunkt der Vollendung vor, die noch in diesem Jahre in Aussicht gestellt wird.

Christ. Dietr. Grabbe's sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Herausgegeben und erläutert von Oscar Blumenthal. Mit dem Portrait des Dichters. Vier Bände. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandluug. 1874.

Einen „zu früh Vergessenen" gilt es zu ehren. Ja, wenn nur das Gedächtniß der Menschheit wie des Einzelnen nicht so ein gar capriciöses Ding wäre! Wenn es einmal etwas nicht behalten mag, so hilft all kein Zureden: es findet sich auf jeder Gasse etwas, was es aufgreift, um einen Vorwand zu haben, das Andere doch wieder fallen zu lassen. Indessen ist die vorgelegte Arbeit dankens- und beachtenswerth. Es ist auf's dringendste zu wünschen, daß der Cultus der zuverlässigen, weil wirklich „kritisch" gearbeiteten Gesammtausgaben der oft unfindbar zerstreuten Geistesproducte ihrer Zeit bedeutender (wenn auch schon vergessener) Menschen etwas mehr in Blüthe kommt. Wie viel dabei zu thun ist, was der in einem Augenblicke der Noth einmal aus den vorhandenen und angeblich — oft scheinbar — lauteren Quellen schöpfende kaum ahnen kann, und was er doch wissen müßte, um seinerseits sicher zu gehen, zeigt in diesem Falle die Auseinandersetzung über das Verhältniß dieser „kritischen" und als solche „ersten" Gesammtausgabe zu der 1870 von Rudolph Gottschall besorgten. Dem Letzteren geht es jetzt recht schlecht. Alle Augenblicke will sich Jemand nicht mehr durch seinen Fabrikstempel imponiren lassen. Wohin soll das führen!

Zweck, Mittel und Erfolge des Mainzer Katholiken-Vereins, besonders in der Rheinprovinz. Von Emmerich Gladbach. Berlin. C. G. Lüderitz. 1874.

Der sachkundige, hinter dem (offenbar von zwei bekannten niederrheinischen Städten entnommen) Pseudonym „Emmerich Gladbach" vorsorglich gedeckte Verfasser giebt in obiger nach authentischen Quellen geschriebenen Schrift den voll-

ständig überzeugenden Nachweis, daß der Mainzer Verein als der vornehmste Träger aller ultramontanen Ideen und Intriguen, als ein in seinem ganzen Wirken wesentlich politischer Verein zu betrachten ist. Die Lectüre der sehr klar und objectiv gehaltenen Schrift ist allen denen angelegentlichst zu empfehlen, welche nach Art unseres entrüstet interpellirenden Centrums noch weitere „Beweise“ verlangen, daß der heutige kirchenpolitische Conflict durchaus als ein Kampf des Roms der Jesuiten mit dem Staate der Gegenwart, besonders aber dem deutschen Reiche zu gelten hat. Die Politik des Mainzer Vereines ist identisch mit der der Jesuitenpartei im Vaticane, darum erfreut er sich auch des päpstlichen Segens. J. S.

III. Besprechungen.

Klerikale Politik des neunzehnten Jahrhundert von Heinrich von Sybel. Bonn. (M. Cohen u. Sohn. 1874.) 120 S. 8.

Was in den letzten Jahren durch specielle archivalische Forschungen und durch historische Werke Neues über die moderne Kirchenpolitik zu Tage getreten ist, hat Sybel in drei Vorträgen übersichtlich zusammengefaßt und in seiner bekannten Meisterschaft ein überaus frappantes und charakteristisches Bild der Wechselwirkung von weltlicher und geistlicher Politik entworfen, wie sie sich seit sieben Decennien in dem größten Theile von Europa beobachten und nachweisen läßt.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schien die mittelalterliche Größe des Papstthums für immer überwunden zu sein. Die französische Revolution machte auch dem Kirchenstaate ein Ende. Aber indem sie sich nicht auf die Bekämpfung der Hierarchie beschränkte, sondern die Religion überhaupt zu vernichten strebte, erweckte sie die Reaction. In Frankreich, in den Schriften von de Maistre und Bonald traten die Theorien zu Tage, deren Verwirklichung das Streben Pius IX. ist. Als mit dem Sturze Napoleons die revolutionäre Periode abgeschlossen schien, verstand sich die Wiederherstellung des Kirchenstaates wie von selbst, und gerade die „ketzerischen Mächte“ Preußen, Rußland, England interessirten sich am wärmsten dafür.

In Deutschland trafen, als es sich um Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse handelte, mit den conservativen auch die particularistischen Neigungen der Regierungen zusammen, um die Dinge für Rom günstig zu gestalten. Die Reformbestrebungen Wessenbergs scheiterten nicht nur an der Abneigung der Regierungen gegen jede Art von freiheitlicher Regung, sondern auch an der Angst der Höfe vor einer ihre Souveränität beschränkenden Nationalkirche. Bayern, in solchen Fragen immer besonders empfindlich, beeilte sich, mit dem Papst ein Concordat abzuschließen, und suchte die in demselben zugestandene Geltung des kanonischen Rechtes in Bayern durch Verkündung des Concordates als Staatsgesetz zu neutralisiren. Für die meisten anderen deutschen Staaten, Preußen, Baden, Hessen, Hannover, erfolgte die Regelung der Verhältnisse von Staat und Kirche durch päpstliche Bullen, welche die Regierungen als Staatsgesetze publicirten. Im Allgemeinen hielt dabei Rom seine Ansprüche theoretisch aufrecht und verhielt sich gegenüber den thatsächlich bestehenden Rechtsverhältnissen schweigend; in Preußen ging die ganze Correspondenz der Curie mit den Bischöfen 20 Jahre lang durch das preußische Ministerium; die Regelung und Beaufsichtigung der Rechtsverhältnisse der Kirche war unbestritten Sache des Staates, und alle Welt befand sich dabei wohl. In Rom war man freilich innerlich mit dieser Sachlage nicht zufrieden, aber vorerst fand man in Deutschland keine Handhabe, diese Verhältnisse zu ändern. Um so mehr war man dort bestrebt, die günstigen Conjuncturen auszubeuten, welche in Südeuropa eine neue Aera geistlicher Machtentfaltung zu eröffnen schienen.

In Frankreich war Ludwig XVIII. so gut katholisch, wie es der äußere Anstand verlangte, aber innerlich ein Nationalist und keineswegs geneigt, den klerikalen Herschgelüsten seine königliche Autorität preiszugeben; dagegen fand der Klerus an dem Grafen Karl von Artois den eifrigsten Protector und an den Liberalen, welche durch ihre Opposition gegen das gemäßigt liberale

Ministerium den klerikalen Herrn v. Villèle, kaum gestürzt, neuerdings an die Spitze der Regierung brachten, unfreiwillige Bundesgenossen.

In Spanien, wo das klerikale System seit 1550 Staat und Politik, Gesellschaft und Wissenschaft beherscht und zu Grunde gerichtet hatte, benützte die clerikale Partei den König Ferdinand VII., einen der nichtswürdigsten Menschen, die jemals einen Thron verunehrt haben, um die Verfassung zu stürzen, Jesuiten und Inquisition wieder einzuführen, die Kirche zu bereichern, das Land völlig zu ruiniren. In Neapel, in Modena, in Sardinien wurden die Klöster wieder hergestellt, die Kirchen mit reichen Gütern ausgestattet, das Volk in permanenter grober Unwissenheit belassen. Als dagegen ein liberaler Rückschlag erfolgte, und nun die Anarchie mit demselben wilden Fanatismus wüthete wie eben noch die Frommen, schritt Frankreich ein, der Herzog von Angoulême warf den spanischen Aufstand nieder, und eine neue Schreckensherrschaft begann.

In Portugal erhob Dom Miguel die Fahne des absoluten Königthums, rebellirte mit clericaler Hilfe und mit clericalem Programme gegen seinen Vater, beschwor die Verfassung, um sie alsbald umzustürzen und, vom Papste gesegnet, von Jesuiten beherscht, das Land der Verarmung und Verwüstung zuzuführen.

Frankreich brachte der spanische Feldzug zwar weder Kriegsruhm noch Machtgebiet, wohl aber stieg der clericale Uebermuth, von Rom angestachelt, unermeßlich. Nach Karls X. Thronbesteigung war Villèle bald nicht mehr clerical genug, und schon verkündeten die Bischöfe in ihren Hirtenbriefen, daß das bestehende französische Recht mit den göttlichen Gesetzen unvereinbar sei und abgeändert werden müsse. Abermals überstürzten sich die Clericalen, und noch einmal verhalfen ihnen die Liberalen nach kurzer Niederlage zu neuem Siege, indem radicale Principienreiterei das gemäßigte Ministerium Martignac stürzte. Und nun schien der clericale Weizen zu blühen. Karl X. berief das Ministerium Polignac, das, von Wellington einer-, von Lambruschini andererseits gelobt und gefördert, Umsturz der Verfassung, gewaltsame Durchführung des clericalen Systemes plante. Lambruschini war der Nuntius jenes Pius VIII., der das berüchtigte Edict für den Kirchenstaat erließ, in dem allen Einwohnern bei Strafe der großen Excommunication befohlen wurde, allmonatlich jeden Fall oder Verdacht der Ketzerei der Inquisition anzuzeigen. Wellington, der glaubte, nur durch die Macht der Kirche lasse sich die Macht der Revolution besiegen, brachte gerade damals in das englische Parlament das Gesetz über die Wählbarkeit der Katholiken. Zu diesem Zwecke hatten die katholischen Bischöfe Irlands officiell erklärt: die Kirche behaupte nicht, daß der Papst einen König absetzen, sie behaupte nicht, daß ein katholischer Unterthan einem vom Papste abgesetzten Könige nicht länger gehorchen dürfe, sie behaupte nicht, daß der Papst in Glaubenssachen unfehlbar sei.

Aber die glänzenden Aussichten der clericalen Partei zerstörte die Julirevolution. An die Stelle des gläubigen Karl X. trat der rationalistische Ludwig Philipp, Don Carlos verlor das spanische Erbe, Dom Miguel wurde verjagt, in der Schweiz kam die radicale Partei an's Ruder, im Kirchenstaate selbst erhob sich der Ruf nach Beseitigung der Priesterherrschaft. Nur in Belgien gelang es den Clericalen, die nationale Antipathie gegen Holland benützend, sich eine neue Domäne für ihren Einfluß durch Losreißung Belgiens von dem oranischen Könige zu schaffen. In Deutschland trieb die Angst vor weiterer Ausbreitung der Revolution die Regierungen abermals der Curie in die Arme. In Bayern stärkte König Ludwig I. den Clerus besonders durch Berufung ultramontaner Professoren und Preisgebung der Schulen an bischöflichen Einfluß, in Preußen, wo der Kölner und Posener Bischofsstreit kurze Zeit energische, aber lediglich brutale und bureaukratische Maßregeln der Regierung hervorgerufen hatte, begann mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. für die Kirche eine Aera von Erfolgen. Auf seine Empfehlung war Droste-Vischering Erzbischof von Köln geworden, worüber sogar Cardinal Lambruschini in die Worte ausbrach: „Ist Ihre Regierung toll geworden?" Nun wollte der König der Kirche die weitest gehenden Freiheiten verstatten. Er beschränkte die Rechte der Krone bei Bischofswahlen, er begünstigte und empfahl die clericalen Candidaten, er unterwarf die Schule vollständig den Kirchenbehörden, er schuf die katholische Abtheilung im Cultusministerium, deren Räthe sich bald als die Vertreter der kirchlichen Interessen innerhalb der Staatsregierung gerirten. Wohl konnte Ketteler von ihm sagen, niemals in unserem Jahrhunderte habe sich ein Fürst größere Verdienste um die Kirche erworben, wohl konnte

ihm Windthorst das Prädicat des „Großen“ beilegen.

Aus der Februarrevolution von 1848 zog abermals die Curie den höchsten Vortheil. Ludwig Napoleon führte gerne den Papst nach Rom zurück, um dadurch die Hilfe der clericalen Partei für seine Kaiserprojecte zu gewinnen, auch fortan zeigte sich das zweite Kaiserreich der Kirche gefällig. In Deutschland glaubten die Liberalen der individuellen Freiheit einen großen Dienst zu leisten, wenn sie jede Einwirkung des Staates auf die kirchlichen Verhältnisse beseitigten. So entstand jener unglückliche Verfassungsparagraph: „Die bestehenden Kirchen verwalten ihre inneren Angelegenheiten selbständig.“ Nun war in Preußen Verfassungsgesetz, was bisher nur freiwillige Begünstigung der Staatsbehörden gewesen. Die Curie frohlockte. Als Lord Houghton den Cardinal Antonelli fragte, wie die englische Regierung die katholische Geistlichkeit in Irland befriedigen könnte, erhielt er zur Antwort: „Führen Sie die preußischen Kirchengesetze ein.“

Auf dem Gebiete der geistigen Bildung hatte das clerikale System, das man so ungestört zur Geltung kommen ließ, einen entschiedenen Rückschritt gebracht. Wie die clerikale Partei gegen die allgemeine Schulpflicht eifert, so hat sie es auch zu Stande gebracht, daß auf den preußischen Gymnasien und Realschulen die Zahl der katholischen Schüler im Vergleich zu den evangelischen kaum halb so groß ist, wie sie es nach dem Verhältnisse der Bevölkerungszahlen sein müßte. Daraus erklärt sich zur Genüge das Uebergewicht der Evangelischen in der Besetzung der höheren Staatsämter und der größere Wohlstand der evangelischen Bevölkerung in fast allen rheinischen Städten. Auch die Leistungen der katholischen Gymnasien in der Rheinprovinz sind im allgemeinen traurig zurückgegangen. Nach zwölfjähriger Erfahrung spricht Sybel es mit amtlicher Sicherheit aus, „daß von den dorther kommenden Studenten ein Viertel nicht grammatisch richtiges Deutsch schreiben, und vielleicht drei Viertel einen leichten griechischen oder lateinischen Schriftsteller nicht ohne Mühe lesen können“. Das waren die Folgen der Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV.

Auch in Oesterreich benützte die Kirche die durch die Revolution geschaffene Stimmung; nur war, was dort die Regierung that, deren Neigung, aber keine Verpflichtung band sie; im Gegentheil, die alten Gesetze, welche noch in Geltung waren, hielten den Clerus in Abhängigkeit von der Regierung. Es galt, die Kirche durch einen förmlichen Vertrag als Verbündeten, als Staat im Staate anzuerkennen und dem Staate jeden Einfluß auf die Kirche zu entziehen. Cardinal Rauscher benutzte in diesem Sinne 1853 ein Wundfieber des Kaisers nach dem Attentate Libeny's, und so entstand das Concordat von 1855, „der massivste Erfolg der clericalen Partei in unserm Jahrhunderte“. Neben seiner kirchlichen hatte es auch hohe politische Bedeutung. Das Concordat sollte in ganz Deutschland die clericale Partei um Oesterreich schaaren, wie einst der Zollverein die materiellen Interessen an Preußen gekettet hatte. So machte man an den kleinen Höfen gleichzeitig clericale und großdeutsche Politik. Die ganze Nachgiebigkeit Preußens hatte den instinctiven Haß der Curie gegen diesen Staat nicht besänftigen können, und als nun die nationale Bewegung in Deutschland neu auflebte, zeigte sich alsbald Alles, was clerical war, dieser unserer Nationalsache feindlich. Indeß hatte Rom die Zeit gekommen geglaubt, mit dem vollen Umfange der Ansprüche, mit der offenen Erneuerung aller mittelalterlichen Herscherrechte im Syllabus hervorzutreten, und „der Leichtsinn oder die Unkenntniß, womit die Staatsgewalten Europa's diese unumwundene Erklärung der päpstlichen Oberhoheit unbeachtet ließen, hat wenige Seitenstücke in der Geschichte“. Die Kirche wurde in ihrer Haltung nicht eingeschüchtert durch die Triumphe der nationalen Bestrebungen über die Clericalen im Kriege von 1866, nicht durch Einführung einer liberalen Verfassung in Oesterreich. Sie hoffte auch für sich den Sieg von dem Kriege Frankreichs gegen Deutschland. Als dort der Krieg beschlossene Sache war, wurde in Rom das Unfehlbarkeits-Dogma verkündet. So ist nichts natürlicher, als daß in dem neuen deutschen Reiche alsbald der Kampf gegen die clericalen Anmaßungen aus der Pflicht der Selbsterhaltung beginnen mußte. Mit ihnen steht in einer Reihe der Gefahren für das ganze Reich der Rachedurst des täglich erstarkenden Frankreich.

Aus sehr verschiedenen Gründen verfolgen Franzosen und Clericale dasselbe Ziel. Daher: „wer in einer wichtigen Angelegenheit die Wünsche der Clericalen fördert, eröffnet auch dem fremden Reichsfeind die Gränzen.“ So appellirt denn Sybel am Schlusse seiner Vorträge, deren reichen

Inhalt wir hier zu skizziren versuchten, gegenüber dem ultramontanen Schlachtrufe: „Unsere Leiber in Deutschland, unsere Seelen für den Himmel, unsere Herzen für Rom" — an das Wort unseres großen Dichters: „An's Vaterland, an's theure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen!" F. v. W.

Todtenschau.

Benedix, Roderich, der allbekannte dramatische Dichter, † am 26. September 1873 in Leipzig an den Folgen eines Schlagflusses. Am 21. Januar 1811 in Leipzig geboren, der Sohn eines Kaufmannes, besuchte er die Thomasschule seiner Vaterstadt und wandte sich 1831 nach Vollendung seiner Gymnasialstudien der Bühne zu. Schon vom älterlichen Hause her, wo er bei theatralischen Vorstellungen aus Anlaß von Familienfesten fleißig mitgewirkt hatte, besaß er eine gewisse Gewandtheit, die ihm nun, als er bei der Gesellschaft Bethmann's eingetreten war, recht wohl zu Statten kam. Mit Bethmann spielte er in Dessau-Bernburg, in Köthen, in Meiningen und Rudolstadt und fand endlich in Minden ein Engagement. Von Minden ging er nach Paderborn, Crefeld, Mainz und Wiesbaden und 1838 hinab bis nach Wesel. Hier brachte er 1841 sein Lustspiel „Ein bemoostes Haupt" auf die Bühne, und von hier aus machte es die Runde durch ganz Deutschland. Der große Erfolg des Stückes entschied über sein ganzes künftiges Leben: er entsagte der Bühne als darstellender Künstler, um sich ganz der literarischen Thätigkeit zu widmen. Was er im Bühnenleben an Erfahrungen gewonnen, legte er 1847 in einem eigenen Werke: „Bilder aus dem Schauspielerleben" nieder. Dem „Bemoosten Haupt" folgte das Preisstück „Dr. Wespe", das vom Publicum mit gleicher Freundlichkeit aufgenommen ward. Im Jahre 1844 übernahm Benedix die technische Leitung des Elberfelder Theaters und dann, drei Jahre später, die der Bühne zu Cöln, unter der Direction Gerlachs, und war von 1855 bis 1858 Intendant des Frankfurter Stadttheaters. Von dort wendete er sich seiner Vaterstadt Leipzig zu, wo er sich zum zweiten Male mit der Tochter des Wiener Hofburg-Schauspielers Paulmann vermählte. Man nannte ihn den Erben Kotzebues, und so wie dieser feierte er auch mit seinen Stücken gleiche Erfolge.

Aber seinen Bühnentriumphen waren nicht weniger als siebzehn Bände Schriften vorausgegangen, deren Inhalt an Buntscheckigkeit nichts zu wünschen übrig ließ: Volkssagen und Volkskalender, eine Batrachomyomachie und ein Handbuch für Reisende von Rotterdam bis Straßburg, Romane rc.*) Und trotz seiner ungewöhnlichen Erfolge doch nirgends eine gesicherte Stellung. Heute Redacteur einer Zeitschrift, morgen Oberregisseur, dann Sänger, weiterhin Intendant, und dazwischen Lehrer an einer Musikschule und schließlich gar Verfasser eines „Briefstellers für Liebende in allen Lagen des Lebens" — das Alles um des lieben Brodes willen! Und daneben erwarb er sich wieder akademische Grade, war er ein überaus tüchtiger Lehrer des mündlichen Vortrages, als welcher er eine Marie Seebach und eine Fanny Janauschek bildete.**)

Die Benedixische Muse schwebt nicht über den Wolken, sondern steht fest auf unserer Muttererde, sie ist weniger ätherisch als von derber Structur und kräftiger Gesundheit. Ihre Sphäre ist das klein-bürgerliche Leben. Aber Benedix hat das Auge dazu, die gewöhnlichen Verhältnisse des Alltagslebens von ihrer besten Seite zu sehen, sie zu einem anmuthigen, bisweilen sogar zu einem ergreifenden Bilde zu combiniren. Und wie er das mit sicherer Hand thut, schafft er

*) Es ist wahrscheinlich nicht allgemein bekannt, daß Benedix auch an dem gegenwärtigen großen Culturkampfe des Staates gegen die Kirche nicht bloß den allgemeinen Antheil des gebildeten Mannes auf der Seite der Freiheit und des Fortschrittes nahm, sondern auch thätig und ziemlich energisch in den Streit eingriff: unter dem Pseudonym Julius Roth veröffentlichte er im Verlage von Otto Wigand in Leipzig mehrere kleine Brochüren gegen die Unfehlbaren und ihre schwarze Bande, die in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet als Antitractätchen eine unberechenbar große Wirkung geübt haben. Red.

**) Er gab bekanntlich auch ein Lehrbuch des mündlichen Vortrages (Leipzig bei J. J. Weber, 1859) in drei Abtheilungen heraus. — Von seinem posthumen Werke „Shakespearomanie" ist neulich schon die Rede gewesen. Red.

Werke, die ebensowohl Meisterwerke sind, wie die Arbeiten eines Teniers, Ostade und Jan Steen. Diesen Erfolg aber verdankt er dem Umstande, daß er stets wahr ist, und daß er unter allen Umständen deutsch blieb und, allem wälschen Wesen von Herzen abgeneigt, sich jenen bedenklichen Stoffen fern hielt, mit denen die französischen Lustspieldichter der Gegenwart die Sinnlichkeit des Publicums kitzeln, unter dem Vorgeben, sie geißelten die Sittenlosigkeit. Benedix regt nicht auf, er beruhigt, er beschämt nie, er erfreut durch das Schöne, Anmuthige; er verbannt die Nachtseite des Lebens von den Brettern, welche die Welt bedeuten, und erquickt das Auge durch dessen Sonnenseite. Aber er ist darum doch kein Schmeichler: er hält das Häßliche nur für das, was es ist: für unästhetisch. Und darum ist auch seine Komik durch und durch gesund. Ob ein Gedanke neu ist, daran liegt ihm wenig, und das Publicum fragt sich gar nicht darum, denn der Dichter versteht es so trefflich, ihn zu verwerthen, daß er besser wirkt, als der neueste in weniger geschickter Hand.

Den Verhältnissen der deutschen Bühne und Literatur hatte es Benedix zu danken, daß er sich nie aus ärmlichsten Verhältnissen emporarbeiten konnte. Sein Volk wußte es und wollte wenigstens sein Greisenalter gegen die Noth sicher stellen: am 12. Januar 1874, als an seinem 63. Geburtstage, sollte dem Dichter, der seit vierzig Jahren Tausende bereichert und Millionen erfreut hatte, ein Ehrensold überreicht werden. Aber es war wieder einmal zu spät: Benedix starb, wie er gelebt, in Dürftigkeit.*)

Kern, Theodor von, Professor der Geschichte zu Freiburg, † zu Montreux am 18. November 1873. Ein hoffnungsvolles Leben hat der Tod in seiner schönsten Entwickelung dahingerafft. In Bruneck im Pusterthale am 8. Mai 1836 geboren, machte Kern, nachdem er zu Innsbruck die Gymnasialstudien vollendet, auf den Universitäten zu Heidelberg, Göttingen und München unter der Leitung von Häusser, Waitz und Sybel gründliche historische Studien und siedelte, nachdem er promovirt, als Mitarbeiter bei der Herausgabe der Deutschen Städtechroniken nach Nürnberg über. 1865 habilitirte er sich als Docent zu Freiburg, wo er 1866 außerordentlicher, 1870 ordentlicher Professor der Geschichte wurde.

Der ausdauernde Fleiß und die unermüdliche Energie Kern's war der Herausgabe der Nürnberger Chroniken gewidmet, von denen vier Bände erschienen sind, in welchen der größte Theil der historischen Commentirung der Texte sein Werk ist. Kern begnügte sich nicht, die nöthigsten Erklärungen zu geben, sondern mit einer Zähigkeit und Emsigkeit, wie sie nur die ächte Liebe zur Wissenschaft verleihen kann, vertiefte er sich in die mannichfachen Quellen der Geschichte von Nürnberg, so daß er dieser weit entlegenen und oft recht minutiöse Forschung bedingenden Verhältnisse, Localfragen und dergl. völlig Herr war und auf diese Weise ein für die politische und Culturgeschichte hochwichtiges Material zu Tage förderte. In Freiburg zog ihn alsbald auch die Localforschung an, die er zunächst durch Wiederbelebung des dortigen historischen Vereines zu fördern suchte. Allerlei schöne Pläne für künftige Arbeiten hat der Tod vernichtet. Die schwere Krankheit, die ihn erst an das Ufer des Genfersees und dann in's Grab führte, hat Kern in seinem Berufe sich geholt, als er in den Osterferien, schon unwohl, noch in Nürnberg bei archivalischen Arbeiten zu dem 5. Bande der Nürnberger Chroniken sich ernstlich erkältete. Von schwerer Brustfellentzündung eben

*) Dieser Passus, dessen Gleichen in tausend Wendungen durch fast alle Organe der deutschen Presse gegangen sind, ist ein recht handgreiflicher Beweis von der Macht der Phrase und der Gewohnheit. Der „karge Dichtersold" ist eine so stereotype und elegisch klingende Redensart für Dichterbiographien und Nekrologe, daß sie überall unfehlbar angewandt wird, wo ein Dichter irgend in zerrütteten oder auch nur beengten Verhältnissen gelebt hat und gestorben ist. Der Berliner Generalintendant Herr von Hülsen hatte vollkommen Recht, auf die ersten derartigen Jeremiaden bezüglich unseres Benedix, die nach dessen Tode laut wurden, die einfache Thatsache actenmäßig festzustellen, daß Benedix während etwa eines Jahrzehnts von der Berliner königlichen Bühne durchschnittlich jährlich über tausend Thaler Tantièmen bezogen hat. Das ist eine deutsche Bühne, wenn auch eine der größten. Man rechne aber mit diesem Maßstabe so ungünstig für Benedix, wie man irgend will und kann, und man wird unter allen Umständen auf eine Summe der jährlichen Einnahmen kommen, die es schwer begreiflich macht, warum Benedix jahrelang den allerdings „kargen" Dichtersold als Pensionär der deutschen Schillerstiftung genossen hat. Die Zeiten sind glücklicherweise lange vorbei — auch in Deutschland —, in denen es einem dramatischen Dichter von einiger Fruchtbarkeit und leidlichem Erfolge begegnen konnte, daß er nicht das liebe Leben von den Erträgnissen seiner Kunst gewann; zu geschweigen von einem Bühnendichter von der Fruchtbarkeit und der allgemeinen Beliebtheit wie Benedix. Für die versäumte Ausbildung der Dichter in wirthschaftlichen Grundsätzen wollen wir aber aufhören die deutsche Nation verantwortlich zu machen. Red.

erst genesen, ging er im Sommer vorschnell wieder an die Arbeit, mußte aber nur zu bald die Feder niederlegen.

Als Lehrer nicht glänzend, aber anregend, als Politiker voll der wärmsten Liebe zu Deutschland, das der geborene Tyroler stets als sein einziges Vaterland betrachtet hatte, ein treuer Freund, eine edle, reine Seele, so lebt Kern in der Erinnerung Aller fort, die dem stillen, bescheidenen Manne näher traten.

Stälin, Christoph Friedrich von, der hochverdiente Geschichtschreiber seines Heimatlandes Württemberg, † am 12. August 1873, 8 Tage nach Vollendung seines 68. Lebensjahres, bis kurz vor seinem Ende rastlos thätig, in frischer Kraft das Werk seines Lebens zum Abschlusse zu bringen. Geboren zu Calw im Schwarzwalde am 4. August 1805 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, durch die reiche Bibliothek seines Großvaters Dörtenbach frühzeitig auf den wissenschaftlichen Beruf hingeleitet, studirte Stälin, auf dem Stuttgarter Obergymnasium trefflich vorbereitet, zu Tübingen und Heidelberg Philosophie, Theologie und Philologie, und trat als Volontär an der königl. Bibliothek zu Stuttgart ein, an der er 1828 Bibliothekar wurde, und deren Leitung von 1846 bis zu seinem Tode ihm anvertraut war. Größere Reisen brachten ihn mit den Koryphäen der Wissenschaft in persönliche Berührung und verschafften ihm eine umfassende Kenntniß der bedeutendsten europäischen Sammlungen und ihrer Einrichtungen. Angeboren war ihm das wesentliche Erforderniß des tüchtigen Bibliothekars, ein vortreffliches Gedächtniß, ein strenger Ordnungssinn, ein kluges Verständniß für das Kaufmännische, Geschäftliche des Berufes; reiche, umfassende Sprachkenntnisse und eine bewundernswerthe Orientirung auf allen Gebieten der Wissenschaft hatte er sich in Studium und Leben zu erwerben gewußt; eine wohlwollende, jedem ernsten Streben gern gefällige Zuvorkommenheit und Aufopferungsfähigkeit war ihm in hohem Grade eigen. Für seine Bibliothek und die Verwaltung der ihm ebenfalls anvertrauten Münz- und Medaillen-, auch Kunst- und Alterthümersammlung hat er sehr Bedeutendes geleistet. Daneben aber geht eine Fülle von exacten und tief eingreifenden literarischen Arbeiten. An den vom statistischen Bureau herausgegebenen, vortrefflichen Oberamtsbeschreibungen nahm Stälin hervorragenden Antheil, in mehr als 30 von jetzt 55 Bänden ist der geschichtliche Theil der Beschreibung ganz oder theilweise sein Werk; nicht minder arbeitete er an den Jahrbüchern zur Statistik und Landeskunde eifrig mit, für die er u. a. die jährliche Zusammenstellung der württembergischen Literatur anfertigte. Das Hauptwerk seines Lebens aber war die „Württembergische Geschichte“ (Stuttgart 1841—73. 4 Bde.) Dieses Werk, das Muster, und setzen wir hinzu das bisher noch nirgend erreichte Muster einer Landes- oder Provincialgeschichte, zeichnet sich durch die Solidität der Forschung ebenso wie durch die Beherschung des gesammten Materiales aus. Es ist Stälin gelungen, die Geschichte seines Heimatlandes in dem engsten Zusammenhange mit der politischen und Culturgeschichte der Nation zu erfassen und darzustellen und dadurch sein Werk zu einem für die Geschichte Deutschlands wie für die Schwabens gleich werthvollen Schatze zu gestalten. Ein Mann, der sich ein so namhaftes Verdienst auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft erworben, durfte nicht fehlen, als in München die historische Commission gebildet wurde. Stälin nahm hervorragenden Antheil an der von der Commission veranlaßten Herausgabe der „Forschungen der deutschen Geschichte“. Von ganz besonderer und eigenartiger Bedeutung aber war seine persönliche Stellung in der Commission, in welcher er, in seiner äußeren Erscheinung und den Formen seines Auftretens der ächte Süddeutsche, durch seine alte Freundschaft mit den norddeutschen Gelehrten, von denen ihn kein Vorurtheil trennte, der stets objective Vermittler zwischen den den beiden Hälften Deutschlands angehörenden Mitgliedern war.

Stälin wird Allen, die ihn kannten, unvergeßlich bleiben, als eine Persönlichkeit von reicher, geistiger Bedeutung, von vielseitiger Anregung, von ächtem und wahrem Wohlwollen, seine schwäbische Heimat aber wird ihn stets unter den ersten und besten ihrer verdienten Söhne nennen.

Charles Sumner.

Von

Dr. Rudolph Doehn.

I.

Die nordamericanische Union hat, obschon sie noch nicht ein volles Jahrhundert besteht, keine geringe Zahl hervorragender Staatsmänner und Politiker aufzuweisen; zu den bedeutendsten derselben gehört aber ohne Zweifel Charles Sumner. Freund und Feind werden, wie sehr auch ihr Urtheil über den Werth und die Früchte seiner politischen Thätigkeit auseinandergehen mag, sicherlich darin übereinstimmen, daß er ein Mann von hoher Begabung, von ausgebreitetem Wissen, von seltener Energie, von unerschütterlicher Grundsatztreue und fleckenlosem Charakter war. Ueberall, wo Herzen für politische Freiheit schlagen, wird Sumners Name mit Ehren genannt werden.

Es war kaum zu erwarten, daß der Süden der Vereinigten Staaten, der so lange in Sumner den gefährlichsten und gehaßtesten Gegner erblickte, dem Andenken des Geschiedenen dieselbe achtungsvolle Sympathie darbringen würde, wie dies die übrigen Theile der Union thaten. Wenn aber trotzdem die gesammte Presse seines Vaterlandes an seinem Grabe trauerte und Worte aufrichtigen Bedauerns und ungeheuchelter Hochachtung für den verblichenen Apostel der Negerfreiheit fand, so darf dies wohl als ein Beweis für die ehrenvolle Ausnahmestellung gelten, welche Charles Sumner unter den americanischen Politikern der Gegenwart einnahm. Diese Stellung verdankte er der Uneigennützigkeit und Reinheit seines Strebens, seiner Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit, — Tugenden, welche gegenwärtig in dem Lande »des allmächtigen Dollars« leider nicht allzu häufig gefunden werden. Während der langen Dauer seines staatsmännischen Lebens hat der Argwohn und der Verdacht sich nie an seine Person gewagt; sein Name figurirte in keiner der vielen skandalösen Enthüllungen, welche die Bezeichnung eines Mannes als eines americanischen Politikers nahezu in der ganzen gebildeten Welt als anrüchig erscheinen lassen. Er hatte sein Leben der einen Idee, der Befreiung der Neger aus der Sclaverei und ihrer politischen Gleichstellung mit allen anderen Bewohnern der großen transatlantischen Republik, gewidmet und hat das Glück gehabt, für diese Idee mehr als vielleicht irgend ein Anderer wirken zu können und ihre nahezu vollständige Verwirklichung zu erleben. Die Geschichte des Kampfes gegen die Negersclaverei in den Vereinigten Staaten von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Abschlusse mit dem 13. und 14. Amendement zur Bundesverfassung der Union ist im Wesentlichen zugleich auch die Geschichte der politischen Thätigkeit Sumner's. Was er außerdem, besonders in der Eigenschaft eines Vorsitzenden des Senatsausschusses für

auswärtige Angelegenheiten, gethan hat, dürfte, wie wichtig und verdienstlich seine Wirksamkeit in öffentlichen Angelegenheiten nach verschiedenen Richtungen hin auch gewesen ist, seinem Kampfe für Aufhebung der Negersclaverei gegenüber doch mehr nur als Nebensache angesehen werden.

Charles Sumner wurde zu Boston im Staate Massachusetts am 6. Januar 1811 geboren. Die Familie, der er entstammte, zählt zu jener bürgerlichen Aristokratie dieses Staates, welche sich durch ein höheres, idealeres Streben auszeichnet und von Dr. Oliver Wendell Holmes als die „Brahmin Caste of New-England“ bezeichnet wird. Die Acten der Harvard-Universität zu Cambridge in Massachusetts weisen eine lange Liste von Sumners auf, die sich von 1723 an bis zum Jahre 1830, wo Charles Sumner daselbst ruhmvoll graduirte, durch Edelsinn, Wissenstrieb, Thatkraft und Intelligenz hervorthaten. Die Vorfahren Sumner's stammten ursprünglich aus Kent in England, zogen aber später nach Oxfordshire. Der Zweig der Familie, welcher nach America auswanderte, verläugnete aber weder hinsichtlich seiner physischen Kraft noch seiner geistigen Regsamkeit die kentische Abstammung. So werden z. B. wunderbare Geschichten von einem Sumner erzählt, der zu Roxbury in Massachusetts lebte und eine colossale Größe und staunenswerthe Körperkraft mit Fleiß und Umsicht in seinen bürgerlichen Beziehungen vereinigte. Der Sohn dieses Mannes war der hochgeachtete Increase Sumner, der Vetter von Charles Sumner's Vater, einer der besten Richter und Gouverneure von Massachusetts. Dieser Staat hat in der That vielfache Ursache zur Dankbarkeit gegen Increase Sumner; denn er gehört nebst Hancock und Adams zu den verdienstvollen Männern, welche in der kritischen Periode nach dem Unabhängigkeitskriege die inneren, in mancher Beziehung sehr zerrütteten Zustände von Massachusetts ordnen und eine den Zeitverhältnissen entsprechende Staatsverfassung ins Leben rufen halfen.

Um die Gesinnungen, welche Increase Sumner beseelten und überhaupt in der Sumner'schen Familie vorherschten, in Etwas zu charakterisiren, möge es uns erlaubt sein, hier auf zwei Aussprüche desselben hinzuweisen. So schrieb er kurz vor Beginn des Revolutionskrieges an einen Freund: »Der Mann, welcher ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, aus Privatinteressen geneigt ist, niedrige Maßregeln zu ergreifen und sein Gewissen, seine Ehre und sein Vaterland zu schädigen, muß, wenn er nicht ein ganz verhärteter Sünder ist, in seinem Herzen Qualen empfinden, mit denen sich nichts auf der Welt vergleichen läßt.« Und in einem seiner richterlichen Urtheilssprüche sagte er: »America zählt zu den wenigen Ländern, in denen die Verwirklichung der Menschenrechte und die Segnungen bürgerlicher Freiheit zu den Hauptzielen der politischen Institutionen gehören, in denen der Arme und der Reiche gleichmäßig geschützt sind, die Gewissensfreiheit vollständig gewahrt ist, und Fähigkeit und wahres Verdienst den einzigen Anspruch auf die Gunst des Volkes bilden. Und dürfen wir nicht aus diesem Grunde erklären, daß der Mann die wahren Grundsätze der Freiheit nicht besitzt und der Segnungen eines staatlichen Gemeinwesens nicht werth ist, welcher nicht zu allen Zeiten seine Kräfte der Unterstützung und Erhaltung einer Regierung leiht, von deren Bestehen seine politische Freiheit wie sein individuelles Wohlergehen abhängt?« —

Der Vater von Charles Sumner war seinem genannten Vetter in jeder Hinsicht ähnlich; er war ein fähiger Jurist und bekleidete längere Zeit das Amt eines ersten Sheriffs in Suffolk County. Seine Zeitgenossen und Landsleute hielten sein Andenken hoch in Ehren und rühmten namentlich seine Amtstreue und seinen rechtschaffenen Sinn.

Solche Familientraditionen blieben nicht ohne die nachhaltigste Einwirkung auf den jungen Charles Sumner, der in physischer und geistiger Hinsicht ein ächter Sproß seines Hauses war. Im Alter von 10 Jahren trat er in die lateinische Schule zu Boston, woselbst er sich durch Fleiß und musterhaftes Betragen verschiedene äußere Auszeichnungen erwarb. Namentlich liebte er schriftliche Arbeiten in der englischen Sprache, die Poesie der alten Römer und Geschichte. Für die Harvard-Universität bereitete er sich auf der sogenannten Phillips-Akademie in Boston vor und bezog erstere im Jahre 1826. Nach Verlauf von vier Jahren graduirte er daselbst, wie bereits erwähnt, und widmete sich, nachdem er noch ein Jahr hindurch Privatstudien betrieben hatte, namentlich unter der Leitung vom Richter Story, dem Studium der Jurisprudenz. Sein enormer Fleiß, sein musterhaftes Betragen und überhaupt sein nur dem Edlen und Schönen zugewandter Sinn gewannen ihm bald die Zuneigung und Liebe Story's, mit dem er denn auch ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, welches nur durch den Tod des berühmten americanischen Rechtslehrers gelöst werden konnte.

Schon als Student schrieb er einige beachtenswerthe Artikel für die juristische Vierteljahrsschrift „The American Jurist“, deren Herausgabe er späterhin für einige Zeit übernahm. Im Jahre 1834 wurde er zu Worcester unter die Zahl der Advocaten aufgenommen, ließ sich aber bald als Rechtsanwalt in Boston nieder und erwarb sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine ausgedehntere Praxis, als irgend einer seiner jüngeren Collegen daselbst besaß. Zum Referenten des Bezirksgerichtshofes der Vereinigten Staaten (Reporter of the United States Circuit Court) ernannt, veröffentlichte er drei als »Sumner's Reports« bekannt gewordene Bände der Entscheidungen des Richters Story. Während der ersten drei Wintersemester nach seiner Aufnahme in den Advocatenstand hielt er an Stelle des Richters Story, der in Washington beschäftigt war, Vorlesungen an der juristischen Facultät zu Cambridge und stand sogar, während der Abwesenheit des Professors Greenleaf, eine Zeit lang der Akademie ganz allein vor. Die ehrenvolle Aufforderung, die Stelle eines Professors an derselben zu übernehmen, lehnte er dankend ab (1836). Um diese Zeit gab er eine werthvolle juristische Arbeit „A Treatise on the Practice of the Courts of Admiralty in Civil Causes of Maritime Jurisdiction“ heraus; der eigentliche Verfasser dieser Schrift, Andrew Dunlop, war durch Krankheit an der Herausgabe derselben behindert worden. Außer seinen eigentlichen Berufsgeschäften als praktischer Jurist trieb er mit Vorliebe das Studium des constitutionellen Rechtes der Vereinigten Staaten und das Völkerrecht.

Im Jahre 1837 machte er, wohlversehen mit Empfehlungen bekannter Americaner, eine Reise nach Europa, woselbst er bis zum Jahre 1840 blieb, so daß er seinen Vater, der im Jahre 1839 starb, nicht wiedersah. Er verweilte in Deutschland, Frankreich, Italien und England und fand überall in den besten Kreisen der Gesellschaft freundliche Aufnahme. In London hielt er sich nahezu ein ganzes Jahr auf; er verkehrte daselbst mit den berühmtesten Juristen, besuchte häufig die Sitzungen des Parlamentes und versäumte nicht, interessanten Rechtsverhandlungen vor den dortigen Gerichtshöfen beizuwohnen. In Paris arbeitete er auf Wunsch seines Landsmannes, des americanischen Gesandten am französischen Hofe, Caß, eine Schrift aus, in welcher er die Unionsregierung in ihren damaligen Streitigkeiten mit Frankreich vertheidigte. Seine ausdauernde Strebsamkeit und sein stets reger Wissenstrieb verschafften ihm auch in Deutschland die Bekanntschaft mit hervorragenden Männern, mit denen er zum

Theil in intime Beziehungen trat. Ganz besonders anregend und genußreich war aber für Sumner der Aufenthalt in Italien, wo er viel mit Künstlern verkehrte und sich eine nicht geringe Kunstkenntniß erwarb, was er später bei verschiedenen Gelegenheiten bewies, so namentlich bei einer Debatte im Bundessenate zu Washington im Jahre 1866, als es sich darum handelte, mit Fräulein Vinnie Ream einen Contract für die Herstellung eines lebensgroßen Modelles und einer Statue des zu früh verstorbenen Präsidenten Abraham Lincoln abzuschließen. Sumner trat hier mit aller Entschiedenheit gegen die genannte Künstlerin auf, indem er u. A. erklärte: »Ich fühle mich verpflichtet, mit vollster Ueberzeugung und nach reiflicher Ueberlegung es auszusprechen, daß diese Candidatin nicht befähigt ist, das Werk zu schaffen, dessen Ausführung ihr zu übertragen man im Begriffe steht.«*)

Wohl Wenige von den vielen Americanern, welche zu uns über den Ocean kommen und Europa besuchen, haben dies besser und mit mehr Nutzen gethan, als Charles Sumner. Er erweiterte nicht nur seine Fachkenntnisse, erlernte nicht nur die Sprache und Literatur europäischer Nationen, sondern bildete vor Allem auch seinen ästhetischen Geschmack und seine humane Weltanschauung weiter und tiefer aus. Hierbei kamen ihm allerdings seine bereits in America erworbenen Vorkenntnisse und sein ungewöhnlich starkes Gedächtniß wesentlich zu Hülfe. Zum Beweise des zuletzt Gesagten mag es nicht unangebracht sein, hier eine kleine Episode mitzutheilen, welche Harriet Beecher Stowe in ihrem Buche „Men of Our Times“ S. 218 erzählt. In einem Kreise wissenschaftlich gebildeter und für Poesie und Kunst begeisterter Männer zu Cambridge citirte einst der bekannte Dichter Longfellow wegen ihrer Eleganz und ihres Wohllautes einige französische Verse, konnte sich aber in dem Augenblicke nicht des Namens ihres Autors entsinnen. Sogleich erhob sich Sumner, der ebenfalls anwesend war, eilte in das benachbarte Bibliothekzimmer, holte einen Band von Voltaire's Schriften und fand nach kurzem Suchen die interessanten Verse. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch gleich bemerken, daß man Sumner nicht selten den Vorwurf gemacht hat, er gebrauche bei seinem Reden zu häufig und fast in pedantischer Weise Citate aus den Classikern der verschiedensten Völker. Dieser Vorwurf ist nicht ganz unbegründet; er erklärt sich aber aus Sumner's großer Belesenheit und seiner genauen Bekanntschaft mit der inländischen und ausländischen Literatur, jedenfalls lag ihm jede komödiantenhafte Effecthascherei fern.

Im Jahre 1840 nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, widmete er sich von Neuem der Advocatenpraxis, hielt aber auch von Zeit zu Zeit öffentliche, im In- und Auslande mit großer Anerkennung aufgenommene Vorlesungen, meist über völkerrechtliche Fragen. In den Jahren 1844 bis 1846 besorgte er eine sehr fleißig bearbeitete Ausgabe von „Vesey's Reports“ mit Anmerkungen, in 20 Bänden.

In diese Zeit fällt denn nun auch der Beginn von Sumner's politischer Laufbahn. Als Politiker gehörte er ursprünglich der Whigpartei an, die er jedoch in eine Antisclaverei-Partei umzuwandeln bemüht war. Am 4. Juli des Jahres 1844, dem achtundsechzigsten Gedenktage der Unabhängigkeitserklärung von England, hielt er vor den

---

*) Die oben erwähnte Rede Sumner's ist von Hrn. August Glaeser ins Deutsche übersetzt und in einer kleinen Schrift, „Das Lincoln-Monument“ betitelt, zu Frankfurt a. M. in der Joh. Chr. Hermann'schen Buchhandlung (1868) erschienen. Besagte Schrift enthält auch interessante biographische Skizzen über die von Sumner in seiner Rede genannten americanischen Künstler.

höchsten Behörden seiner Geburtsstadt einen Vortrag über »die wahre Größe der Nationen« (the true Grandeur of Nations), dessen Grundgedanken folgende Worte von ihm enthalten: »In unserem Zeitalter kann es keinen Frieden geben, der nicht ehrenhaft, und keinen Krieg, der nicht unehrenhaft ist« (In our age there can be no peace that is not honorable; there can be no war that is not dishonorable). Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Wahrheit und Richtigkeit dieses Gedankens zu prüfen; so viel aber dürfte doch auch selbst von den Lobrednern des Krieges, die man gegenwärtig nicht selten findet, zugestanden werden müssen, daß schwerlich jemals ein Krieg entbrannt ist, bei dem nicht, sei es auf der einen oder auf der anderen Seite, oder auch auf beiden Seiten, ein Unrecht oder gar ein Frevel die Ursache dazu gewesen wäre. In wie weit nun ein ungerecht oder frevelhaft begonnener Krieg noch ganz ehrenhaft genannt werden kann, das lassen wir hier dahin gestellt sein.

Die äußere Veranlassung zu der erwähnten Rede oder vielmehr zu deren Hauptinhalte war, abgesehen von der Bedeutung des 4. Juli für die nordamericanische Union, der damals drohende Conflict zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico, zu dem der sclavenhaltende Süden wegen der beabsichtigten Annexion von Texas das Meiste beigetragen hatte. Sumner wollte dem Fluche der Negersclaverei kein neues Gebiet überantwortet wissen; er protestirte deshalb mit aller Energie gegen »die Kriegstheorie als die Theorie des Gottesgerichtes durch Schlachtenkampf, welches durch das bestehende Völkerrecht in unkluger Weise noch weiter zur schiedsrichterlichen Entscheidung über die Gerechtigkeit zwischen den Völkern benutzt werde,« und bestand darauf, daß diese Theorie »einer friedlichen Entscheidung über streitige völkerrechtliche Fragen weichen müsse, gerade so, wie das private Gottesgericht durch Zweikampf friedlichen Ersatzmitteln in der Handhabung der Gerechtigkeit zwischen Individuen gewichen sei.« Seine Rede erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit nicht nur in America, sondern auch in Europa, und führte zu den verschiedenartigsten Controversen; Richard Cobden erklärte sie für »den edelsten Beitrag aller modernen Schriftsteller für die Sache des Friedens«. Für die Union hatte sie aber noch in Hinsicht auf das damalige Verhältniß der politischen Parteien eine ganz besondere Bedeutung. Die Partei der Sclavenhalter war niemals mächtiger, aggressiver und übermüthiger gewesen, als zu jener Zeit. Die Macht dieser Partei beherschte die Regierung in Washington und beeinflußte sogar in gewaltiger Weise die öffentliche Meinung in den freien Staaten des Nordens der Union. Selbst in Boston war William Lloyd Garrison, der kühne Abolitionist, auf dessen Kopf der Gouverneur und die Legislatur des Staates Georgia einen Preis gesetzt hatte, mit einem Stricke um den Hals durch die Straßen der Stadt geführt worden; und die angesehensten und gebildetesten Bürger von Boston hatten dies nicht gemißbilligt. Da trat Charles Sumner mit seiner Rede für die Ansichten der Antisclaverei-Partei in die Schranken, unbekümmert um seine verwandtschaftlichen Beziehungen und die von seinen Vorfahren und Freunden in der Sclavereifrage befolgte Politik. So ist es erklärlich, daß seine Rede vom 4. Juli 1844 in der ganzen Union wie ein Blitz einschlug. Vergebens waren alle Warnungen und Bitten seiner alten Parteifreunde, vergebens die scharfen Verdammungsurtheile, die vom Süden und vom Norden her auf ihn geschleudert wurden; er schritt unbeirrt auf dem Wege weiter, den er aus vollster Ueberzeugung für den rechten erkannt hatte, und trat ganz entschieden gegen die Einverleibung von Texas in die Union auf der Basis des Sclavereisystemes auf. In rascher Reihenfolge hielt er eine Menge öffentlicher Reden, deren Grundton gegen die Sclaverei gerichtet war, vor

literarischen und akademischen Gesellschaften und in Volksversammlungen, die sämmtlich durch den Druck eine weite Verbreitung fanden. Mit großem Beifalle sprach er am 4. November 1845 vor einer äußerst zahlreichen Versammlung in der historisch berühmten Fanueil Hall zu Boston gegen den mexicanischen Krieg; sein politisches Ansehen war im Wachsen, wie sich dies durch verschiedene Wahlen bekundete.

Als die Whigpartei von Massachusetts im Jahre 1846 eine Staatsconvention hielt, trat Charles Sumner als Mitglied derselben auf und erklärte mit der größten Bestimmtheit der Negersclaverei einen Krieg auf Leben und Tod; das Thema seiner Rede war: »Die Antisclaverei-Pflichten der Whigpartei« (the Anti-Slavery Duties of the Whig Party). Wenn Sumner auch mit Garrison denselben glühenden Haß gegen die Sclaverei theilte, so stand er doch in deren Bekämpfung auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkte. Wie Garrison außerhalb der Constitution und gegen dieselbe die Sclaverei bekämpfte, so that dies Sumner innerhalb der Constitution und durch dieselbe.

Sumner behauptete mit Recht, daß die Constitution der Vereinigten Staaten, welche nach dem bezeichnenden Ausdrucke von J. Q. Adams »einem widerstrebenden Volke durch die zermalmende Nothwendigkeit abgerungen ist« (extorted from the grinding necessity of a reluctant people), in ihren Bestimmungen über das Institut der Sclaverei dem Sclaven nirgends sein Recht und seine Stellung als eine »Person« aberkenne, daß sie niemals von ihm als von einem bloßen Vermögensobjecte (as a chattel) spreche, dem der Charakter der Persönlichkeit fehle, daß sie vielmehr überall, wo sie den Sclavenhaltern gewisse Privilegien und Eigenthumsrechte an ihren Sclaven übertrage, diese Privilegien und Eigenthumsrechte nur als vorübergehend betrachte, indem sie nirgends und in keiner Weise dem Institute der Sclaverei den Stempel der Dauer für alle Ewigkeit aufdrücke. »Es findet sich in der Constitution«, sagte er u. A., »kein Compromiß über die Sclaverei, welches nicht gesetzlich und constitutionell (legally and constitutionally) abgeändert werden kann, und nur auf diesem Wege erstrebe ich eine Abänderung. Wo immer dem Congresse eine Machtbefugniß und ein Jurisdictionsrecht gesichert ist, da darf er unzweifelhaft diese Befugniß und dieses Recht im Einklange mit der Constitution praktisch ausüben. Und selbst bei Fragen, wo die geltende Machtbefugniß und das existirende Jurisdictionsrecht des Congresses nicht sogleich und direct angewandt werden können, da bietet die Constitution Mittel und Wege zum Handeln dar. Die Constitution enthält einen Artikel (Artikel V), welcher die Art und Weise angiebt, wie zur Lösung solcher Fragen Verfassungsänderungen gemacht werden können. Dieser Artikel ist von der höchsten Wichtigkeit, weil er der Constitution einen progressiven Charakter verleiht und die Möglichkeit darbietet, neuen Zeitanforderungen und neuen Anschauungen der Dinge gerecht zu werden. Die weisen Gründer des Staatsgrundgesetzes behandelten das Land nicht wie einen Chinesischen Fuß, der nach der Kindheit nicht mehr wachsen darf, sondern sie nahmen Rücksicht auf die Fälle, welche durch den Fortschritt der Zeit und das Wachsen des Landes Verfassungsänderungen erheischen würden. Die Zeit ist vorüber, wo man auf Grund der Bundesconstitution der Abschaffung der Sclaverei opponiren kann. Keine competente Autorität kann in Frage stellen, daß der Congreß durch bestimmte gesetzgeberische Acte die Sclaverei abschaffen kann.« — Demgemäß empfahl Sumner der Whigpartei für ihre politischen Kämpfe das Losungswort: »Abschaffung der Sclaverei nach den Bestimmungen der Constitution und den Gesetzen der föderalen Union« (repeal of slavery under the constitution and laws of the federal Government).

Die Vorschläge Sumner's, die allerdings später in der von ihm angedeuteten Weise thatsächlich verwirklicht wurden, fanden bei den Whigs vom Jahre 1846 kein Gehör. Umsonst forderte er bald nach der oben erwähnten Staatsconvention der Whigpartei den gefeierten Führer derselben, Daniel Webster, der den Beinamen »der große Erklärer der Constitution« (the great expounder of the constitution) trug, auf, im Bundessenate für die Abschaffung der Sclaverei zu wirken. »Uebernimm«, rief er ihm begeistert zu, »diese heilige, nur zu lange vergessene Pflicht! Das Alter wird Zeuge deiner That sein; die Jugend wird mit Stolz und feuriger Hingebung deinen Namen nennen; und die große Masse der von der Sclaverei Befreiten wird ihre Kinder und Kindeskinder lehren, dich zu segnen, während Alle dir einen anderen Namen geben werden, der weder im Himmel noch auf Erden vergessen werden wird, den Namen — »Vertheidiger der Menschlichkeit« (Defender of Humanity).

Allein Daniel Webster trug ein anderes Verlangen; er strebte nach dem Besitze der Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten; und um diese zu erlangen, mußte er sich die Gunst des sclavenhaltenden Südens erwerben; so wurde er kein »Vertheidiger der Menschlichkeit«, sondern ein Vertheidiger des Sklavenfanggesetzes vom Jahre 1850.

Wie Sumner sich an Daniel Webster wandte, um ihn für die Sache der Freiheit zu gewinnen, so richtete er auch im Jahre 1846 einen offenen Brief an Robert C. Winthrop, den Vertreter der Stadt Boston im Repräsentantenhause des Congresses, der seine Stimme zu Gunsten des Krieges mit Mexico abgegeben hatte. In diesem Briefe charakterisirte Sumner den mexicanischen Krieg als einen ungerechten Angriff auf eine Schwesterrepublik, nur unternommen, um für die Sclaverei neuen Grund und Boden zu gewinnen, als ein unehrenhaftes und feiges Vorangehen eines reichen und mächtigen Landes gegen einen schwachen und hülflosen Nachbar.

»Der Congreßbeschluß, Herr Winthrop,« schreibt Sumner, »für den Sie im Namen Boston's gestimmt haben, ist unter einem falschen Vorgeben (with falsehood) gefaßt worden. Durch Sie trägt das Volk von Boston die Mitschuld an einem im Interesse der Sclaverei begonnenen feigen und ungerechten Kriege, durch Sie unterstützt es die Blocade von Veracruz, die Eroberung von Californien, die Einnahme von Santa Fé und das Blutbad von Monterey. Unseren Soldaten und unseren Officieren kann man hierfür wenig Schuld beilegen, die volle Verantwortlichkeit trifft den Congreß, und durch Sie, mein Herr, sind die Hände der Wähler von Boston mit unschuldigem Blute befleckt worden. Ich möchte Sie daran erinnern, daß es Ihre Pflicht ist, im öffentlichen Leben dieselben Rechtsgrundsätze zu befolgen, die Sie in Ihrem Privatleben befolgen. Für Nationen gelten keine anderen Sittenregeln, als für Individuen. Sie verzeihen mir, wenn ich Ihnen erkläre, daß Ihre Handlungsweise mit diesem wahren Principe nicht in Einklang zu stehen scheint. Ihre Vertheidiger sagen, daß Sie nicht anders stimmten, als die Majorität der Whigpartei es that. Allein bei Fragen, wo es sich um Recht und Unrecht handelt, da kann der Umstand, daß einige schwache Menschen, welche eine sogenannte Majorität bilden, eine und dieselbe Meinung haben, nur von geringem Gewichte sein. Diese Majorität hält uns nicht ab, die begangene Schuld zu verdammen. Hoch erhaben über die Anschauungen einer von Parteileidenschaften geblendeten Menge stehen die heiligen Grundsätze des Rechtes, unverrückbar und unzerstörbar für alle Majoritäten. Immer kehrt die Frage wieder: War es Recht, für einen ungerechten und feigen Krieg zu stimmen, der nur im Interesse der Sclaverei, und zwar unter falschen Vorwänden begonnen wurde?«

Diese wenigen Auszüge aus dem Briefe an Robert C. Winthrop werfen ein helles Licht auf den edlen Charakter Sumner's und zeigen deutlich, daß er nicht wohl länger ein Mitglied der Whigpartei sein konnte. Er verließ dieselbe, um sich der sogenannten Freibodenpartei anzuschließen, deren Candidaten, Martin van Buren und Charles Francis Adams, er auf's Kräftigste während des Präsidentenwahlkampfes vom Jahre 1848 unterstützte. Der Wahlspruch der Freibodenpartei war: »Freier Boden; freie Rede; freie Arbeit; freie Menschen.« Diese Partei war wesentlich aus der demokratischen Partei hervorgegangen und behauptete, die Sclaverei müsse in der ganzen Union abgeschafft werden, jedoch nur auf gesetzmäßigem Wege; der Congreß dürfe niemals die Einführung derselben in die Territorien gestatten. Die numerische Schwäche der noch jungen Freibodenpartei und der Zwiespalt innerhalb der demokratischen Partei ließen nun aus dem erwähnten Präsidentenwahlkampfe die Whigs noch einmal als Sieger hervorgehen. Der General Zacharias Taylor und der nur wenige Tage (8. März 1874) vor Charles Sumner verstorbene Millard Fillmore, Advocat im Staate New-York, wurden erwählt. Man hätte nun glauben können, das ganze List- und Truggewebe der Sclavenhalter wäre durch diesen Sieg der Whigs beseitigt worden, die Anzettler des mexicanischen Krieges und die Befürworter von Annexionsplänen würden in ihren Proslavereibestrebungen gehemmt gewesen sein. Allein dies war nicht der Fall; auch unter der Whigadministration wußten die Sclavenhalter ihre freiheitswidrigen Ziele zu erreichen.

Nachdem Zacharias Taylor, der wenigstens in seiner ersten und einzigen Jahresbotschaft den Disunionisten von dem Schlage Calhoun's gegenüber die Auflösung der Union mit Energie verdammt hatte, am 9. Juli 1850 nach kurzer Krankheit eines ruhigen sanften Todes gestorben war, bestieg Millard Fillmore den Präsidentenstuhl und zeigte bald, wenn er auch nicht geradezu und vollkommen von den Whigs abfiel, doch ein starkes Schwanken zur demokratischen Partei, d. h. nach damaligen americanischen Parteibegriffen zur Partei der Sclavenhalter. Daniel Webster, welcher am 7. März 1850 im Bundessenate eine Rede zu Gunsten des infamen Sclavenjagdgesetzes hielt, dem auch vielfach weiße Leute, nicht bloß Farbige, zum Opfer fielen, und der dieses Gesetz, nur um die Stimmen der Sclavenhalter für die angestrebte Präsidentur zu erlangen, als »einen Gegenstand der Moral und des Gewissens« anpries, wurde von Fillmore zum Chef seines Ministeriums ernannt. An seine Stelle ward nun Charles Sumner im Jahre 1850 durch eine Coalition von Freibodenmännern und Demokraten in der Legislatur des Staates Massachusetts für den Bundessenat nominirt und auch nach einem langen und ernsten Wahlkampfe erwählt. Dieser Wahlkampf erregte die größte Aufmerksamkeit in der ganzen Union, und dessen Ausgang wurde von der stets wachsenden Antisclavereipartei überall als ein entscheidender Triumph der Freiheit gefeiert.

Fast in dem Leben eines jeden Menschen, der irgendwie höhere Ziele verfolgt, treten entscheidende Wendepunkte ein; dies war auch bei den beiden hervorragenden Söhnen des Staates Massachusetts, bei Daniel Webster und Charles Sumner, der Fall, und zwar zu einer und derselben Zeit. Der Kampf um das Sclavenjagdgesetz (the Fugitive Slave law) ließ Webster's Stern erbleichen und Sumner's Stern hell und glänzend aufgehen; an die Stelle des »großen Erklärers der Constitution« trat der edlere Vertheidiger und Verbesserer derselben. In seiner Rede vor der Staatsconvention der Freibodenpartei zu Boston im Jahre 1850 hob Sumner die »neuen Pflichten der Antisclavereipartei« hervor und tadelte scharf den Präsidenten, der das

Sclavenjagdgesetz unterzeichnet hatte. »Andere Präsidenten mögen vergessen werden,« sagte er u. A., »aber der Name dessen, der das Sclavenfanggesetz unterzeichnete, kann niemals vergessen werden. Wie es Höhepunkte des Ruhmes giebt, so hat die Schmach ihre unergründlichen Tiefen.« Der sittliche Unwille, den das genannte Gesetz im freien Norden erregte, richtete sich übrigens fast weniger gegen den Präsidenten Fillmore als gegen Daniel Webster, den Renegaten der Freiheit, der durch seinen Ehrgeiz zum willenlosen Werkzeuge der Sclavenhalter herabsank.

Sumner befand sich, als er in den Bundessenat eintrat, noch in einem verhältnißmäßig jugendlichen Alter, aber er besaß reiche Kenntnisse und unerschütterlich feste Grundsätze. Ein gründlicher Kenner der Constitution, wohbewandert im Staats- und Völkerrechte, mit allen Details der Antisclavereibewegung vertraut, war er tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das herschsüchtige und eigennützige Beginnen der südlichen Sclavenhalter für die Einheit und Freiheit der Union die größten Gefahren in sich schließe. Die große Mehrheit des Senates, der von dem Geiste John C. Calhoun's beherscht war, war selbstverständlich Sumner nicht freundlich gesinnt. Jefferson Davis aus dem Staate Mississippi suchte ihm durch ungeschminkte Frechheit zu imponiren; der sonst äußerst gewandte und glatte James M. Mason erklärte offen im Bundessenate: »Mein geehrter Staat Virginien ist immer darauf ausgegangen, die Sclaven in Unwissenheit zu erhalten. Das war und bleibt die Weise aller Sclavenstaaten. Die Negerrace darf nicht unterrichtet, nicht zum menschlichen Bewußtsein emporgehoben werden. Und dies ist nach meinem Dafürhalten eine geeignete, eine gerechte und einsichtsvolle Handlungsweise« (a wise policy, an expedient and a just one).

Stephen A. Douglas aus Illinois, der, wie Webster, heiß nach der Präsidentenwürde strebte, bekämpfte, wo er nur konnte, die Antisclavereipartei und setzte sich dabei über jegliches moralische Gefühl hinweg. Diese und andere gleichgesinnte, wenn auch weniger begabte Senatoren denuncirten die Beredtsamkeit Sumner's als eine gezierte, mit »flitterhaften Gemeinplätzen« (flittering generalities) ausstaffirte und nach dem Katheder schmeckende Rhetorik und suchten ihm den Fluch der Lächerlichkeit anzuheften. Allein ihr Bemühen war vergebens. Sumner überzeugte nicht allein sie gar bald, sondern auch das ganze Land, daß er ein ebenbürtiger Gegner der bedeutendsten Führer der Prosclavereipartei war, daß er, auf der Basis des Rechtes und der Sittlichkeit fußend, ebenso innig vertraut mit den Gesetzen und der Constitution sei, wie die geehrtesten und ältesten seiner Amtsgenossen. Obschon persönlich von gutherzigstem Naturell und von feinsten Manieren, verschmähte er es doch, mit seinen politischen Gegnern sich auf einen leidlich guten Fuß im gewöhnlichen Verkehre zu stellen. Gegen alle diejenigen, von denen er glaubte, daß sie gegen den Fortbestand der Union conspirirten, zeigte er eine so schonungslose und unbeugsame Opposition, daß ihn seine Freunde und Parteigenossen als die Personification des unnachgiebigen Geistes der Freiheit bezeichneten, während die Führer der Prosclavereipartei ihn als ihren gefährlichsten Feind fürchteten und haßten.

Ueber künstlerische Concurrenzen.

Mit Bemerkungen über den Bau eines Reichstagshauses und die Errichtung eines Nationaldenkmales auf dem Niederwalde.

Von

Bruno Meyer.

Im dritten Bande der »Deutschen Warte« (S. 749 fgg.) ist Bericht gegeben von vier sehr großen Concurrenzen, welche in Berlin binnen weniger Monate des Jahres 1872 stattgefunden haben: es handelte sich um ein Haus für den deutschen Reichstag, ein Göthemonument für Berlin, ein Denkmal Friedrichs des Großen für Marienburg und ein sogenanntes Nationaldenkmal auf dem Niederwalde. Die Angelegenheit des Friedrichsdenkmales wurde im Wege eines Compromisses erledigt; der Göthe ist in Folge einer engeren Concurrenz dem trefflichen jungen Bildhauer Fritz Schaper in Berlin zur Ausführung übertragen; das Niederwalddenkmal ist nach einer auch unfruchtbar verlaufenen zweiten Concurrenz bei dem in den beiden Wettrennen schon prämiirten bekannten Dresdener Bildhauer Johannes Schilling auf neuer Grundlage bestellt, und sein neuester Entwurf letztlich zur Ausführung angenommen worden. Bei der Reichstagsconcurrenz wurden, wie bekannt, fünf Preise ertheilt, aber keinem der preisgekrönten Concurrenten wurde die Ausführung des Baues — auch nur mit gewissen Vorbehalten und Modificationen — übertragen; vielmehr weiß man bis zu dieser Stunde noch nicht einmal, welche weitere Folge dem durch die Concurrenz Gewonnenen gegeben werden wird.

Es ist bereits an der vorerwähnten Stelle nachdrücklich, wiewohl in großer Kürze ausgesprochen worden, daß die Erfahrungen bei diesen massenhaften Versuchen im größten Maßstabe ganz dazu angethan seien, einem das ganze Concurrenzenwesen recht gründlich zu verleiden, wenn man bisher etwa noch die Schwachheit gehabt haben sollte, es noch als etwas mehr denn als Nothbehelf und allgemeines Uebel zu halten. Diese Ansicht, die durch die zwischenliegenden Entwickelungen jener Versuche und Erfahrungen an anderen Fällen eher befestigt als erschüttert werden mußte, abermals auszusprechen und gründlicher zu vertreten ist der hauptsächliche Zweck dieser Zeilen.

Wenn man sich den Ursprung der Idee zu Concurrenzen vergegenwärtigt, so liegt er in Folgendem. Wer eine bedeutsame Aufgabe zu vergeben hat, ist durchaus nicht immer in der Lage, zu wissen, wer im Stande und wer gewillt ist, gerade dieser Aufgabe seine Kräfte zu widmen, und dieses zwar so, daß ein befriedigendes Resultat dadurch erreicht wird. Man begiebt sich daher auf den Weg der öffentlichen Anfrage, und indem man auf diese Weise einen Ueberblick über die bereiten und fähigen Kräfte erhält, kommt man in die Lage, sich für das relativ Beste entscheiden zu können. Vorausgesetzt, daß das relativ Beste etwas absolut einigermaßen Gutes wäre, ist dies eine für den Auftraggeber sehr erwünschte Situation, die ihm die Verantwortung und die rein mechanische Erledigung seines Geschäftes wesentlich erleichtert.

Hierin dürfte aber auch der wesentlichste Nutzen der Concurrenz vollständig erschöpft sein. Denn auf Seiten des Auftragempfängers, also auf der Seiten der Künstler,

ist nur ein einziger Nutzen anzugeben, nämlich der, daß eine Persönlichkeit, an die gerade der bestimmte Auftraggeber bei dieser Gelegenheit vielleicht gar nicht oder erst in dritter, vierter Linie denken würde, die Möglichkeit gewinnt, ihre Bereitwilligkeit und Fähigkeit, die letztere vielleicht gar in hervorragendem, Alles aus dem Felde schlagendem Grade, darzuthun und so also zu einer Arbeit zu gelangen, welche sie sonst nicht übertragen bekommen hätte; eine Situation, welche gewiß namentlich für jüngere, noch unbekannte und unerprobte Künstler ungemein viel Verlockendes und scheinbar sehr und ausschließlich Günstiges hat. Damit aber sind wir auch auf dieser Seite mit dem Nutzen der Concurrenzen zu Ende, und nun beginnen die bedenklichen Schattenseiten, welche nicht nur in der Schwierigkeit der praktischen Abwickelung des ganzen Concurrenzgeschäftes — von der Programmausschreibung an bis zur Arbeitszutheilung — liegen, sondern die auch von allen Seiten hervortreten, sowie man sich der wesentlichen Schwierigkeiten des ganzen Verfahrens bewußt zu werden anfängt.

Es ist ja oft genug und genug Treffendes über die Unzulänglichkeit vieler Concurrenzprogramme geschrieben worden, um das über allen Zweifel erhaben hinzustellen, daß es schwierig, ja vielleicht unmöglich ist, ein alle berechtigten Forderungen an ein solches gleichmäßig erfüllendes Programm und namentlich eine allgemeine Norm für die Aufstellung eines solchen zu gewinnen. Es collidiren eben allzu viele Interessen. Der Auftraggeber entwickelt alles das, was ihm wesentlich ist, unbekümmert um die Conflicte, in welche er dadurch mit den künstlerischen Anforderungen geräth. Die äußeren Bedingungen, von dem Raume an bis zu den aufzuwendenden Mitteln hin, schränken den Künstler in einer Weise ein, die ihm weniger freie Bewegung gestattet, als es in den meisten Fällen für ihn möglich wäre, sich zu verschaffen, wenn er der Aufgabe direct gegenübergestellt würde und unter für ihn möglicher gleichmäßiger Berücksichtigung der praktischen Anforderungen und der künstlerischen Bedürfnisse dieselbe ohne programmmäßige Norm zu lösen übernehmen könnte.

Aber von allen diesen Schwierigkeiten, über die man sich ja verständigen, und die man auf der einen Seite aus Egoismus dem Künstler aufbürden, auf der anderen Seite, der des Künstlers nämlich, aus Lust zu einer Arbeit oder aus dem Wunsche, einen Auftrag zu bekommen, übernehmen könnte, erwachsen weitere Bedenken durch den Modus der Zutheilung der Preise sowohl, wie des definitiven Arbeitsauftrages. Hier kommt zunächst die Frage der Jurys in Betracht. Es ist bekannt, wie viel darüber gestritten worden ist, und wie viele der eclatantesten Mißgriffe dabei vorgekommen sind. Eines der glänzendsten Beispiele dieser Art, das seiner Zeit an dieser Stelle beleuchtet worden ist, war die Zusammensetzung der Jury für das Reichstagsgebäude.

Welche Interessen sollen zuerst und am meisten durch die Jury vertreten werden? die Interessen des Auftraggebers oder die Interessen der Künstler oder irgendwelche möglicher dritter Interessenten, die gleichzeitig zu berücksichtigen sind? In welches Verhältniß sind diese verschiedenen Interessen zu einander zu stellen, und welches ist die Art, Jedem in dem richtigen Verhältnisse auf das Beste zur Vertretung zu verhelfen? Bei der Reichstagsconcurrenz hatte man in geradezu rücksichtsloser Weise die Vertretung der »bauherrlichen« Interessen in den Vordergrund gestellt und den sie vertretenden Stimmen beinahe zwei Drittel eingeräumt. Es dürfte nicht allzu schwer sein, einen solchen Mißbrauch zu bekämpfen, sehr schwer aber, ihn auszurotten, weil bei der Ausschreibung der Concurrenz und der Wahl der Jury das Belieben des Auftraggebers vor und über jeder Kritik steht, man also befahren muß, in jedem beliebigen Augenblicke einer ähn-

lichen Behandlung der Sache zu begegnen, wie sie bei der Reichstagsconcurrenz gewesen ist.

Es scheint nun aber wohl einzuleuchten, daß das Urtheil über Concurrenzarbeiten zunächst und in erster Linie ein rein fachmännisches sein muß, und daß alle die verschiedenen Fachrücksichten ihre Vertretung finden müssen, welche mit dem gerade vorliegenden Gegenstande in irgend einer Beziehung stehen. Damals also beispielsweise, als es sich um den Berliner Dombau handelte, war es vollständig berechtigt, ja nothwendig, daß auch ein Prediger in der Jury war. Die nächsten Sachverständigen für jede künstlerische Aufgabe sind aber natürlich die Künstler, und zwar bei architektonischen die Architekten, welchen nur in dem Falle Bildhauer und Maler an die Seite gestellt zu werden brauchen, wenn zu gleicher Zeit die künstlerische Ausschmückung des zu errichtenden Gebäudes verhandelt und beschlossen werden soll.

Als ein die verschiedenen künstlerischen Individualitäten, Neigungen und Richtungen versöhnendes und neutralisirendes Element sollten ferner in den Jurys niemals kunstwissenschaftlich gebildete Männer fehlen, die persönlich nicht ausübende Künstler sind. Sie geben ein vortreffliches Mittel ab, um den Einseitigkeiten, von denen die Künstler, und zwar je bedeutender sie sind, um so weniger frei sind, ihre Gefährlichkeit zu nehmen.

Dagegen sollte sich der Auftraggeber resp. der Bauherr bescheiden, in der Jury nur eine ganz mäßige Vertretung zu beanspruchen, vielleicht gar ganz auf dieselbe verzichten. Was ihm als Bauherren am Herzen liegt, hat er ja schon in den Concurrenzbedingungen niedergelegt. Daß der Auftraggeber, diesen Gesichtspunkt übergehend, bei den vorgekommenen Concurrenzen meistens in sehr bedeutsamer Weise vertreten zu sein beansprucht hat, das ist in zweierlei Dingen begründet: erstlich einmal in dem bei ihm meist vorauszusetzenden und oft sogar nachweisbaren Mangel an Verständniß für das Wesen dessen, was die Concurrenz bezweckt, und was sie überhaupt kann — dieser Fall lag in sehr eclatanter Weise bei der Reichstagsconcurrenz vor —; zweitens aber sind die vielfachen Klagen über Erfolglosigkeit der Concurrenzen ein indirecter Grund geworden, den Auftraggeber zum Vorbehalte vieler Stimmen in der Jury zu veranlassen; denn man hat, um den Erfolg jeder Concurrenz möglichst zu sichern, die Forderung aufgestellt, daß die Ausführung auf Grund des Ergebnisses der Concurrenz auch wirklich in jedem Falle zugetheilt werden solle. Stellt man diese Bedingung als eine Norm für alle Concurrenzen auf, dann allerdings muß sich der Auftraggeber, um nicht mit dem Beschreiten des Concurrenzweges seine Selbständigkeit ganz einzubüßen und nicht blindes Werkzeug zu werden, eine entscheidende Stimmenzahl in der Jury vorbehalten; und nur wenn man grundsätzlich auf diese Bedingung der Concurrenzausschreibung verzichtet, kann man verlangen, daß der Auftraggeber sich mit einer geringen Stimmenzahl, vielleicht mit vollständiger Nichtbetheiligung bescheidet.

Im Wesentlichen liegt doch die Sache so, daß der Auftraggeber der Jury die Frage vorlegt: welche oder welchen von diesen Skizzen, Plänen oder was es ist, kann ich ausführen lassen, um zugleich meinen Zweck gut zu erreichen und eine künstlerische Arbeit in das Leben zu rufen, deren ich mich als mitbetheiligter Urheber nicht zu schämen brauche? — Darauf antwortet die Jury mit der Auswahl einer Anzahl diesen Bedingungen entsprechender Arbeiten. Nun aber muß der Auftraggeber doch unzweifelhaft das Recht haben, unter diesen vom fachmännischen Standpunkte aus wenn auch nicht gleich berechtigten, so doch jedenfalls gleich wenig nicht berechtigten Arbeiten nach seinem subjectiven Belieben, nach seinem Geschmacke wählen zu können. Dann muß jedoch eben

die Zutheilung von der Jury-Entscheidung getrennt werden, und der Concurrenzausschreiber muß sogar das Recht haben, die Concurrenz erfolglos bleiben zu lassen, wie es auch ganz sicher selbst bedenklich ist, der Jury die Verpflichtung zur Zuerkennung der ausgesetzten Preise aufzuerlegen und eine Erklärung der eingesandten Arbeiten für unwürdig aller oder einiger Preise zu verbieten.

Verzichtet man aber darauf, es zu fordern, daß jede Concurrenz zur Ausführung der betreffenden Arbeit führe, dann ist es allerdings nothwendig, die Höhe der Preise, welche für die bestgelungenen Arbeiten ausgesetzt werden, sehr erheblich gegen das jetzt im Allgemeinen Uebliche zu steigern, weil in dem Falle der Hauptgewinn bei diesem Spiele fehlt und also, um es in derselben Weise anziehend, mithin erfolgreich zu machen, die übrigen Gewinne entsprechend lohnender werden müssen.

Wenn man sich nun aber über diese mehr allgemeinen Sachen wirklich in's Einvernehmen setzt, wenn man zu gewissen Normen gelangt, auf die hin Künstlern und Auftraggebern gleichmäßig die Benutzung des Concurrenzwesens ermöglicht wird, so entstehen doch wieder eine Masse von Bedenken bei der Betrachtung dessen, was im weiteren Verlaufe geschieht.

Zunächst wird unbedingt bei jeder Concurrenz eine Menge von Arbeit aufgewendet, für welche der Natur der Sache nach kein Aequivalent geboten wird; in diesen Fällen wird also ausschließlich zu Gunsten des Auftraggebers ein Mißbrauch mit der künstlerischen Productionskraft getrieben, welcher einen unnöthig großen Verbrauch der Letzteren und damit also unzweifelhaft eine Abschwächung, eine Abstumpfung derselben hervorbringen muß.

Dieser Gefahr der Abstumpfung entzieht sich naturgemäß Jeder, der es nicht nöthig hat, sich ihr auszusetzen, d. h. also: es ziehen sich von den Concurrenzen — je mehr man diesen Weg betritt, um so mehr — gerade die hervorragendsten Capacitäten der Kunst zurück; man kommt durch die häufigen Concurrenzen immer mehr in die Lage, nur Mittelmäßigkeiten sich selbst zu den bedeutendsten, interessantesten und ausgiebigsten Arbeiten herandrängen zu sehen, während die bedeutenden, bereits anerkannten Kräfte lieber sich eine große Aufgabe, die sie vielleicht sehr gern übernähmen, entgehen lassen, als daß sie sich zehnmal bei verschiedenen Concurrenzen mit schlechtem Erfolge betheiligen sollten.

Nun wird freilich durch eine solche Zurückscheuchung der bereits bewährten Meister, die auch sonst Arbeit genug finden, jener Zweck scheinbar recht gut erfüllt, welchen wir als den Nutzen der Concurrenzen vom Standpunkte der Künstler hervorgehoben haben, daß nämlich noch unbekannte, ungeübte Kräfte erkannt und zum ersten Male mit würdigen Aufgaben betraut werden. Nur darf man nicht übersehen, daß diese Kräfte dann doch nur höchst unwahrscheinlich ganz hervorragende sind, welche, auch unter Voraussetzung, daß Meister ersten Ranges sich an dem Wettkampfe betheiligt hätten, eine Chance des Sieges für sich gehabt haben würden.

Jenen bedeutenden Uebelstand des Fernbleibens der ersten Capacitäten zu vermeiden und die großen Meister recht in die Concurrenz hineinzunöthigen, dazu giebt es zwei Wege, die in dem Grundprincipe dieselben sind, jene Meister direct mit dem Auftrage zu betrauen, einen Plan zu einem bestimmten Zwecke zu machen, und ihnen den ihrer Bedeutung gemäß und im Verhältnisse zu der aufzuwendenden Arbeit zu honoriren. Das kann man dann thun, entweder indem man von dem öffentlichen Concurrenzaufrufe gänzlich absieht und bloß eine beliebige Anzahl bedeutender Künstler auffordert,

unter einander mit honorirten Plänen zu concurriren, oder aber indem man die Vortheile der öffentlichen Concurrenz mitzugenießen sucht und neben der öffentlichen Concurrenzausschreibung sich die Theilnahme jener Capacitäten ersten Ranges dadurch sichert, daß man sie speciell unter Angebot eines Honorares auffordert, Pläne einzusenden, welche dann auch noch an der Concurrenz selbst sich betheiligen sollen, also die Chance haben, außer dem zugesagten Honorare so gut wie jeder der freiwillig eingesandten und nicht honorirten Pläne möglicherweise einen Preis u. s. w., sogar die Ausführung gewinnen zu können. Das Erstere nennt man bekanntlich die engere Concurrenz, für das Zweite hat man noch keinen besonderen Ausdruck — man könnte es die gemischte nennen. In letzterer Zeit ist auf architektonischem Gebiete eine interessante derartige engere Concurrenz abgehalten worden; es ist die für den Theaterbau in Frankfurt a. M., bei welcher, wie bekannt, Baurath Lucä in Berlin den Preis und den Auftrag der Ausführung erhalten hat.

Bei der Besprechung dieses Ergebnisses nahm nun die »Deutsche Bauzeitung«, welche sich als Fachorgan mit Recht berufen hält, die Concurrenzfrage fortwährend zu discutiren und ihre Meinung bei jeder Gelegenheit auszusprechen und zu begründen, Veranlassung, die Meister ersten Ranges förmlich zu warnen, sich in eine solche engere Concurrenz einzulassen. Sieht man von den in jenem Falle sehr nahe liegenden persönlichen Gründen zu einer solchen Auffassung ab, so hält es einigermaßen schwer, sich die Gedankenreihen klar zu machen, die ein architektonisches Fachorgan, welches es wagt, die Concurrenzen als das »Palladium seines Standes« anzusprechen, dazu führen können, die engere Concurrenz als etwas Gefährliches zu verpönen; das Letztere zumal, während dieselbe Bauzeitung bei einer so großen Concurrenz wie die für das Reichstagsgebäude auf das Allerentschiedenste dafür eingetreten ist, auf die allgemeine Concurrenz eine Concurrenz der Sieger und vielleicht sogar noch besonders dazu berufener anderer Architekten folgen zu lassen; dabei wurde dann auf die Parallele der improvisirten Generaldiscussion im Parlamente und der eigentlichen Specialdebatte über den Antrag hingewiesen, um das Verhältniß von erster und zweiter Concurrenz zu erläutern.

Jene drei Aussprüche mit einander in Harmonie zu bringen, dazu muß eine ganz besondere Logik gehören, von deren Paragraphen wir leider — oder glücklicherweise? — keine Kenntniß haben. Entweder ist jede engere Concurrenz verwerflich, und dann ist es selbstverständlich auch die engere Concurrenz, welche auf eine allgemeine, öffentliche folgt, — oder es muß auf jede größere allgemeine Concurrenz, die nicht sofort zum Resultate führt, noch, wie die Specialdiscussion auf die Generaldebatte, eine specielle Concurrenz zwischen besonders Aufgeforderten folgen: das Princip der engeren Concurrenz wird also angenommen. Dann aber muß mit einer solchen engeren Concurrenz auch begonnen werden können; denn gilt einmal die allgemeine Concurrenz, die erste nach der Ausschreibung, nur als eine improvisirte Generaldebatte, bei welcher man allgemeine Gesichtspunkte aufstellt und auf die geeignetesten, fähigsten Köpfe aufmerksam wird, so kann der Zweck dieser Debatte ganz wohl auch durch die vorangegangene Thätigkeit eines ganzen Künstlerlebens ersetzt werden. Es genügt also vollkommen, sich in kundigen Kreisen umzuthun und zu erfahren, welches diejenigen Persönlichkeiten sind, von welchen man bei einer Aufgabe wie die gerade vorliegende wohl mit einiger Zuverlässigkeit ein gutes Resultat der Arbeit erwarten könnte, und sich dann an diese durch ihre Vorarbeiten, freilich auf anderem Gebiete und in anderen Aufgaben, bewährten

Leute zu wenden, um mit ihnen unter Umgehung der allgemeinen Concurrenz sofort die für nothwendig erklärte zweite in Scene zu setzen.

Der einzige Unterschied, welcher wirklich und wesentlich zwischen der engeren und der zweiten Concurrenz gemacht werden kann, ist der, daß die zweite Concurrenz auf Grund specieller, für den Zweck und die Gelegenheit producirter Ideen, Formen und Gestaltungen veranlaßt wird, während bei der engeren Concurrenz ein solches Material noch nicht vorliegt. Jener ersten Sachlage aber den Vorzug vor der zweiten zu geben, dazu gehört eine Gewöhnung in bureaukratische, rein mechanische, geistlos nach Recepten wirkende Thätigkeit, wie sie leider in den maßgebenden Kreisen, aus welchen jene oben erwähnten Ansichten über das Concurrenzenwesen stammen, herscht und geltend ist. Ein unerhörter Mißbrauch eben ist es, alle Welt dazu einzuladen, ihre besten Ideen über eine bestimmte Sache preiszugeben, damit hinterher ein paar Auserwählte oder ein Auserwählter eine beliebige Ernte unter dem Besten halten kann, um daraus, vielleicht selbst ganz unfähig, etwas Besonderes zu produciren, ein leidliches Gebräu von fremden Brocken zusammenzustoppeln.

Man darf sich darüber auch nicht täuschen, daß, wenn man die Sieger einer allgemeinen Concurrenz zu der engeren heranzieht, von diesen selber eine Vertiefung ihrer Lösungen kaum zu erwarten steht, und daß sie, wofern sie gar wirkliche Künstler sind, durch die Nothwendigkeit, dieselbe Sache mehrmals vollständig durch- und umzuarbeiten, abgespannt werden und in späteren Arbeiteten selbst hinter dem Fluge und dem genialen Griffe ihrer ersten Lösung zurückbleiben. Es ist geradezu ein Verbrechen am künstlerischen Geist, daß man, in der Lage, einen Parlamentshausplan wie den Bohnstedt'schen zu haben, es noch auf eine neue Bewährung des Erfinders in einer zweiten Concurrenz ankommen lassen will, bei der der Künstler vielleicht nur zu dem Zwecke, um dann nach irgend welchem neuen Recepte noch einen dritten, endgültigen Plan, der vielleicht auch wieder Modificationen erfährt, aufstellen zu dürfen, sein Project mit einigen jetzt gewünschten Aenderungen noch einmal und vielleicht gründlich von unten an umarbeiten muß. Ein so genialer Wurf, wie ihn das Bohnstedt'sche Parlamentsgebäude darbietet, eine Leistung, über welche selbst das mäklichste und zur Aufweisung der unbrauchbar machenden Fehler höchst dringend verpflichtete Blatt, die »Deutsche Bauzeitung«, ein Urtheil abgeben mußte, wie sie es gethan hat, kann nur mit entschiedener Rücksichtslosigkeit und Verkennung des Allerwesentlichsten, um das es sich bei solchen Gelegenheiten handelt, der Gefahr der Nichtbenutzung preisgegeben, und sein Schöpfer bei einem so eminent bedeutenden Werke übergangen werden. Was an jenem Entwurfe mit der strengsten Kritik der Fachmänner, der Architekten, auszusetzen war, das bezieht sich auf einige Mängel, welche aus der schlimmsten aller Concurrenzbedingungen hervorgegangen sind, nämlich aus den räumlichen Dispositionen. Es hat sich bei sämmtlichen Concurrenten — bei dem Einen mehr, bei dem Anderen weniger — deutlich herausgestellt, daß im Verhältnisse zu dem programmmäßig an Räumen Geforderten das für das Gebäude angegebene Areal zu klein war. Ein Theil der Architekten hat sich aus der Schwierigkeit gezogen, indem sie die Räume in endlosen Etagen übereinander geordnet haben; Andere haben die Räume so klein, wie irgend programmmäßig möglich, gemacht, um sie unterzubringen. Dabei ist es Manchen passirt, daß sie den einen oder den anderen weniger wesentlichen Raum entweder ganz ausgelassen oder aber in einer nur formell zu nennenden Weise irgendwo nachgewiesen haben. So fehlte beispielsweise bei dem nächst Bohnstedt nach dem Urtheile der Jury ja ausgezeichnetesten Plane, dem von

Kaiser und von Großheim, der ausdrücklich geforderte Lesesaal der Abgeordneten, nicht jener der zu der Bibliothek gehört, sondern derjenige, welcher in der Nähe des Sitzungssaales zur unmittelbaren Disposition der Abgeordneten stehen soll. Bohnstedt, welcher gleichzeitig die praktischen Anforderungen erfüllen und ein wahrhaft künstlerisches Werk hinstellen wollte, der also weder seine Räume beschränken und ungeschickt anbringen konnte, noch auch drei oder vier Stockwerke übereinander thürmen durfte, — Bohnstedt hat seine Zuflucht zu dem einzigen Auskunftsmittel genommen, welches es giebt, d. h. zu einer colossalen Bebauung der gegebenen Fläche. Dadurch hat er ganz enorme Baukörper bekommen, welche für die großen Geschäftsräume des Hauptgeschosses sehr angenehm und sogar imposant sind und auch in Bezug auf Beleuchtung — wegen der in großem Umfange möglichen Einführung von Oberlicht — zum Theil gar keine, zum Theil nur sehr unerhebliche Schwierigkeiten machen. Dagegen ist es ihm nicht möglich gewesen, in dem Erdgeschosse bei der Anlage von Wohnräumen lauter Gelasse zu schaffen, welche ausreichendes Licht besitzen, — eine Consequenz, die so einleuchtend ist, daß sie weiter nichts beweist, als das, was man hätte vorher wissen können: daß der angewiesene Baugrund um ein Beträchtliches zu klein ist, die also weiter nichts als die Forderung des Architekten berechtigt, seinen genialen Plan in der Weise zu modificiren, daß er in einem ihm zum endgültigen Plane zur Disposition gestellten größeren Raume jene Ungeschicklichkeiten und Unzuträglichkeiten vermeidet, indem er gleichzeitig das Großartige seiner Leistung, das imposant Geniale, was sich bei ihm nicht läugnen und bei keinem Anderen durch zehn Concurrenzen erreichen läßt, in demselben erhielte. Bohnstedt müßte nicht ein Künstler sein, der eine solche Leistung überhaupt hinstellen kann, wenn er es aushielte, sich durch den beliebten weiteren Instanzenzug dieses Concurrenzenwesens hindurchzuschlängeln, ohne zu ermüden, und ohne schließlich von dem einzubüßen, was er einmal erfaßt, und womit er Alles — wenn man nicht thörichte Redensarten gelten lassen will — aus dem Felde geschlagen hat. Ich beispielsweise bin gewiß der Letzte, welcher dem Plane von Kaiser und von Großheim seine Bedeutung absprechen will; davon zeugt, was ich zu seiner Zeit an verschiedenen Stellen geschrieben habe. Aber das läßt sich nicht läugnen, daß eine ganze Anzahl von Bedenken bei diesem Plane geltend gemacht werden konnten, wie sie ähnlich dem Bohnstedt'schen gegenüber unmöglich sind. Ich weise nur darauf hin, daß unter Kaiser's Blättern die Hauptfaçade fehlte, und zwar wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ein so nicht leicht auffindbarer Constructionsfehler ihm die einheitliche, monumentale, große Durchführung derselben verwehrte und nicht zu einer solchen zu gelangen war ohne eine Modification des Gesammtplanes. Es ist doch auch ferner kein unberechtigter Vorwurf, wenn man die Säulenhalle nach dem Königsplatze, welche lediglich einen Corridor maskirt, für ein überhängendes Decorationsstück erklärt, welches unmöglich zur Empfehlung des Planes einer so einheitlichen, geschlossenen Leistung gegenüber, wie die Bohnstedt's ist, gereichen kann.

Wenn es daher richtig ist, was bald nach der Juryentscheidung verlautete, daß der Kaiser'sche Plan von Anfang an 9 Stimmen der Jury auf sich vereinigt hatte, unter welchen sich fast sämmtliche Architekten befanden, und daß der Bohnstedt'sche erst in mehreren Wahlgängen die übrigen Stimmen auf sich vereinigte und nur wenige der architektonischen Stimmen gewann; und ferner darauf hingewiesen wurde, daß jene anfangs zersplitterten Stimmen sich dem Bohnstedt'schen Plane zugewendet haben, weil sie nicht ein Product der Berliner Schule anerkennen wollten, — so ist das eine Imputation, die, so lange sie unerwiesen bleibt, auch sehr unberechtigt ist und sogar den Schein

der Ungenauigkeit in hohem Grade an sich trägt. Denn mit demselben Rechte könnte man ja von den Anhängern Kaiser's behaupten, daß sie den Berliner speciell berücksichtigt und bevorzugt haben. Auch bleibt es immer unerklärt, weswegen sich keine einzige von den anfangs nicht auf Kaiser gefallenen Stimmen noch zu ihm gewendet hat. Auch was sonst über die Vorgänge jener Jury bekannt geworden, so die Auseinandersetzung des Bauraths Lucae im Architektenvereine (in der »Deutschen Bauzeitung« publicirt), gewährt kein hinreichendes Licht und lenkt die Aufmerksamkeit von den wesentlichsten Punkten auf unwesentliche ab. Wenn Lucae sagte, daß über persönliche Verdächtigungen jedes Mitglied der Jury erhaben ist, so ist etwas Anderes auch von keinem Menschen sonst behauptet worden. Trotzdem aber bleibt es bestehen, daß es eine Schmach für die Jury auf ewige Zeiten sein wird, daß sie einem Scott'schen Plane hat den Preis zutheilen können. Wie sie ihren Geschäftsgang geregelt, und wie sich dieses Votum entwickelt hat, das noch ein gut Stück genauer zu wissen, als es nach den bisherigen Mittheilungen möglich ist, wäre allerdings sehr interessant, würde aber immerhin an dem Urtheile selber gar nichts ändern.

Solchen Vorkommnissen könnte bis zu einem gewissen Grade dadurch vorgebeugt werden, wenn man es als eine allgemeine Norm für Concurrenzen einführte, daß die Jury-Verhandlungen und Entscheidungen öffentlich sind, wobei sich wiederum aber nicht verkennen läßt, daß ein solcher Weg in mancher Beziehung sein Bedenkliches hätte. Abgesehen davon, daß solche Verhandlungen am passendsten vor dem Werke selber geführt werden, und daß häufige Besprechungen in engeren Kreisen das letzte Votum vorbereiten müssen, daß eine wirklich erschöpfende und klares Licht über alle Ansichten und Motive verbreitende Debatte sich nur in den seltensten Fällen entwickeln würde und könnte, steht dem die Rücksicht auf die Persönlichkeiten gegenüber. Es ist weder angenehm noch tactvoll, über Personen, seien sie nun genannt oder ungenannt (wie ja beides bei Concurrenzen vorkommt), öffentlich zu sprechen, noch ist es den Männern, welche die Jury bilden, zuzumuthen, daß sie ihre Ansichten über solche Personen vor einer beliebig zusammengewürfelten Menge aussprechen sollen.

Ganz etwas Anderes aber ist es, ob die Jury nicht unbedingt verpflichtet werden muß, ihr Votum in ganz gründlicher und einleuchtender Weise zu motiviren. Man hat bei der Reichstagsconcurrenz das gefordert und, da es nicht geschehen ist, schmerzlich vermißt. Was Lucae darauf erwiedert hat, ist absolut ungenügend; wenn er sagte, daß über die Motive des Urtheiles es kaum bei der Zustimmung, geschweige denn bei der Ablehnung zu einer gemeinsamen Aeußerung und Darlegung gekommen wäre, so mag das wahr sein, beweist aber weiter nichts, als daß die Jury in ihrer Zusammensetzung zu ihrer Arbeit unfähig war. Namentlich aber konnte und mußte man verlangen, daß sie über diejenigen Werke, welche sie des Preises nun endlich würdig gefunden, ein ganz eingehendes Votum abgab, durch das sie namentlich klar legte, weswegen keiner der Pläne sich zur Ausführung eignete, ja weswegen selbst keinem der Planurheber unter Verabredung gewisser Modificationen auf Grund seiner Arbeit die Ausführung des definitiven Planes übertragen werden konnte. Ueber diese Gesichtspunkte muß die Jury einig werden; und wenn sie das nicht kann, so ist sie auch nicht berechtigt, Preise zuzuerkennen; denn nicht die zufällig aus zwanzig verschiedenen, halb sachlichen und halb persönlichen Gründen zusammenfallenden Meinungen von einer schwachen Majorität können in solchen Sachen einen Ausschlag geben, sondern nur das Gewicht der sachlichen und greifbaren Gründe, zu welchen sich eine größere Anzahl competenter Leute vereinigt.

Wenn die Jury diese Verpflichtung eingesehen und anerkannt hätte, so würde sie unzweifelhaft sehr bald zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß gegen den Bohnstedt'schen Plan als Grundlage für den definitiven sich nichts Stichhaltiges einwenden läßt, und es würde sich, wenn man sich die Verpflichtung auferlegt hätte, seine Gründe klar darzulegen und für dieselben öffentlich ehrlich einzutreten, wahrscheinlich ein klareres und berechtigteres, ein entschiedeneres Urtheil auch in Bezug auf die Preisvertheilung herausgestellt haben. Es ist z. B. wahrhaft unerhört, daß diese Feuerwerkerei von Scott die Augen der Jury verblendet und zu einer Preiszuertheilung veranlaßt hat, und daß die großartige, gediegene, künstlerische, in sich abgerundete Einfachheit des Planes von Gropius und Schmieden zu fein für ihr Auge gewesen ist. Was als sachmännisches Urtheil über und gegen den Gropius'schen Plan verlautbart werde, ist derartig nichtssagend, daß es gegen das positiv Geleistete, das keine Sophistik wegdisputiren kann, gar nicht in die Wagschale fällt.

Aber der schlimmste aller Fehler bei dieser Concurrenz liegt nicht in der Mißhandlung dieses oder jenes einzelnen Künstlers auf Grund seiner eingereichten Arbeit, sondern in einer in seltenem Grade übermüthigen Bestätigung dafür, daß dem Concurrenzenwesen eine barbarische Nichtachtung der künstlerischen Kraft und Arbeit zu Grunde liegt. Man bekommt irgend einen mehr oder minder ausführbaren Halbgedanken, und sofort setzt man in sanguinischer Hast die ganze Künstlerschaft in Bewegung, — Schlösser auf dem Monde zu entwerfen; und wenn dieselben ehrlich auf den Zopf angebissen haben, erklärt man ihnen bedauernd, daß das Project in der Luft schwebe und aus diesem oder jenem Grunde nicht den Weg auf die Erde herab finden könne. Es wird immer als unerhört gebrandmarkt bleiben, daß und wie man »Geld und Zeit verthan«, indem man die Künstler Deutschlands und des Auslandes für das Reichstagsgebäude mit Hinblick auf einen imaginären Bauplatz concurriren ließ, der sich hinterher aus vorher leicht zu übersehenden Gründen (ich habe beispielsweise schon mehrere Monate vor dem Ausschreiben der Concurrenz — D. W., 1871, Bd. I., S. 229 — vermuthet, daß der Raum nicht ausreichen würde, was sich bestätigt hat) als ungeeignet und überdies als schwer zu erlangen auswies; und seitdem bewegt diese elende Bauplatzfrage die parlamentarischen und literarischen Kreise in einer wahrhaft kläglichen und noch immer gänzlich resultatlosen Weise, obgleich die Lösung so sehr schwierig gar nicht erscheint. Es dürfte sich noch jetzt rechtfertigen, diese Frage im Anschluß an eine kleine Schrift unter dem Titel »Für das Haus des deutschen Reichstages« zu behandeln, die, von den Baumeistern Fritsch und Jacobsthal in Berlin verfaßt, im vorigen Jahre erschienen ist, und welche die das Reichstagshaus betreffenden Fragen auf's Neue zu discutiren und auf eine neue Basis zu stellen unternahm. Sie bezieht sich hauptsächlich auf drei Punkte: erstlich in negativer Weise auf die Räumlichkeiten, welche in dem Hause unterzubringen sind, sodann auf die Gestaltung des Sitzungssaales und endlich auf den Bauplatz. Es kommt hier hauptsächlich auf den letztern Punkt an, zu dessen richtiger Beurtheilung jedoch die Erwägungen auch über die beiden vorangehenden Fragepunkte die Voraussetzungen abgeben.

Eingangs werden die Gründe dargelegt, welche es nicht zu einem endgültigen Ergebnisse der vorjährigen Concurrenz (1872) haben kommen lassen, und wiewohl ich nach dem Vorstehenden von der Nothwendigkeit dieser Erfolglosigkeit durchaus nicht überzeugt bin, so ist es doch vollständig richtig, daß bei dem Ausschreiben der Concurrenz namentlich durch die Unterlassung einer ausführlichen Erörterung der ganzen Aufgabe durch

eine Denkschrift gegen die zur Concurrenz berufenen Künstler ein schweres Unrecht begangen, und die Concurrenz selber in ihrem Ergebnisse geschädigt worden ist.

Nicht so übereinstimmend kann ich mich zu den weiteren Erörterungen der Verfasser verhalten. Sie stellen es als ein Resultat der Concurrenz hin, daß die Dienstwohnung des Präsidenten zweckmäßigerweise nicht mit dem Parlamentsgebäude zu vereinigen, sondern in einem Nebengebäude desselben unterzubringen ist; sie behaupten, daß die Aufgabe, eine Wohnung von größerem Maßstabe mit einem Monumentalbau zu einem organischen Ganzen zu vereinigen, eine höchst schwierige, beinahe unmögliche sei. Uns scheint im Gegentheile, daß die Präsidentenwohnung ein ganz wesentlicher Theil des Reichstagshauses nach der diesem zu Grunde liegenden Idee ist, wie ich es denn — um von Verwandtem ein Beispiel herzunehmen — für einen der größten Fehler in der ursprünglichen Berechnung und der endgültigen Ausführung beim Berliner Rathhause halte, daß die ursprünglich beabsichtigte Dienstwohnung für den Oberbürgermeister in demselben keinen Platz mehr gefunden hat. Der Reichstag soll in diesem Hause auf seinem Eigenen sein, und dafür ist der richtige Ausdruck darin gefunden, wenn der Leiter des Hauses und nicht der Portier in demselben den Wirth macht. Die Schwierigkeit, eine Wohnung von dem Stile, wie ihn diejenige des Reichstagspräsidenten haben muß, mit einem Monumentalbau zu vereinigen, ist, wie mir gerade die Concurrenz evident bewiesen hat, entfernt nicht so groß, wie sie die Verfasser hinstellen; die Schwierigkeit, welche sie sich machen, besteht eben nur für sie, da sie es für eine völlig räthselhafte Bestimmung des Saales erklären, der nach dem Programme gleichzeitig zu außerordentlichen festlichen oder geschäftlichen Verhandlungen der Reichstagsmitglieder benutzt werden und einen Theil der Präsidentenwohnung ausmachen sollte. Die mißverständliche Auffassung, die sie für naheliegend halten, ist nur von einem einzigen Concurrenten angenommen worden, daß nämlich den Verfassern des Programmes bei dieser Bestimmung die Eröffnung des Reichstages durch den Kaiser in diesem Raume vorgeschwebt habe. Es ist selbstverständlich, daß hiervon ja gar keine Rede sein kann, da der Natur der Sache nach der Kaiser die Abgeordneten seines Reiches nur bei sich empfangen, »um seinen Thron versammeln« und ihre officielle Thätigkeit dort für eröffnet erklären, nicht aber sich in ihr Haus begeben kann, um dort auf dem in Gestalt eines Klappstuhles mitgebrachten Original- oder einem dauernd aufgestellten Reserve-Throne — der Idee nach kann es nur einen Thron geben — einen officiellen Act zu vollziehen. Ganz natürlich und angemessen aber ist es, wenn ähnlich wie andere hochgestellte Beamte auch der Präsident des Reichstages in dieser seiner Eigenschaft zu einer gewissen Repräsentation verpflichtet ist, und in den Räumen, die ihm zur Verfügung stehen, von Seiten des Reichstages bei bestimmten Gelegenheiten Festlichkeiten veranstaltet werden, ebenso, wie dies bei den Ministern der Fall ist. Die durch das Programm angedeutete und von fast allen Concurrenten mehr oder weniger geschickt bewirkte Vereinigung der Präsidentenwohnung mit großen Festsälen, die wiederum ihrerseits mit einigen glänzenden, zum täglichen Gebrauche des Hauses bestimmten Räumen in Verbindung standen, um erforderlichen Falles mit diesen zusammen Verwendung zu finden, ist äußerst glücklich für die künstlerische Gestaltung, wie das mehrfache günstige Lösungen hinreichend gezeigt haben.

Die Verfasser sind vollständig im Rechte, wenn sie behaupten, daß über diesen Punkt, ob eine Präsidentenwohnung im Hause anzuordnen sei oder nicht, auf alle Fälle eine Entscheidung herbeigeführt werden muß: ich bin aber der Ansicht, daß diese nur im

34*

Sinne des vorigen Programmes für Beibehaltung dieses Theiles ausfallen darf. Die Verfasser sind zu ihrer ganzen Beweisführung dadurch gekommen, daß sie das Reichstagshaus selber gern auf eine möglichst kleine Grundfläche beschränken möchten, es ihnen aber mit allen denkenden Beobachtern der früheren Concurrenz klar geworden ist, daß, wenn an gewissen Plänen überhaupt irgend etwas auszusetzen war, es nur dadurch bedingt worden ist, daß der ursprünglich gegebene Raum für die in dem Hause geforderten Localitäten entschieden zu klein war. Sie haben nun — man möchte sagen rückwärts — so geschlossen: der sehr große Raum, welcher der vorigen Concurrenz geboten wurde, war zu klein, ein größerer ist kaum zu finden, folglich muß das Reichstagshaus so zurecht geschnitten werden, daß es auf einen kleineren hingeht. Diesen kleineren Raum hatten sie, wie aus dem folgenden Theile hervorgeht, bereits in petto, und so kamen sie zu dem Nachweise, daß die Präsidentenwohnung eigentlich nicht in das Reichstagshaus hinein gehöre und sich architektonisch sehr schwer in dasselbe einbauen lasse, — Beides nach meiner Ansicht durchaus falsch.

Verdienstlicher in vielfacher Weise ist der zweite Theil der kleinen Broschüre, welcher die Frage über die Gestaltung des Reichstagssaales behandelt, obgleich ich mich mit dem definitiven Ergebnisse, ihrem neuen Vorschlage, schwerlich einverstanden erklären kann. Die Verfasser gehen von der unbedingt richtigen Voraussetzung aus, daß die Anordnung eines solchen Sitzungssaales sich aus der parlamentarischen Praxis ergeben müsse, die ja nicht in allen Ländern die nämliche und bei uns gerade von derjenigen mancher anderen Länder wesentlich verschieden sei; trotz dieser großen Verschiedenheit aber sei überall dasselbe Schema der concentrischen Anordnung nach dem Vorbilde des antiken Theaters, wie es durch die französische chambre des députés gegeben ist, wiederholt worden. Sie erkennen an, daß diese Anordnung für den Fall, daß von der Rednertribüne gesprochen wird, die unübertroffene sei; hingegen behaupten sie, daß der Vorzug derselben verloren gehe, sobald die Verpflichtung für den Redner, sich auf die Tribüne zu begeben, wie das nach der deutschen Geschäftsordnung der Fall, aufgehoben ist. Alsdann nämlich hängt es lediglich von der zufälligen Stellung des einzelnen Abgeordneten ab, ob der Präsident, die Mitglieder, die Stenographen, die Journalisten auf ihrer Tribüne ihn verstehen können oder nicht, und daß sich daraus Unzuträglichkeiten und Schwierigkeiten aller Art ergeben, ist ja aus der parlamentarischen Praxis allerdings bekannt genug.

Noch grellere Unzuträglichkeiten, behaupten sie dann, gehen daraus hervor, daß es bei dieser Art von Anordnung nothwendig geworden ist, in dem provisorischen Reichstagsgebäude die Sitze für den Bundesrath in zwei Gruppen zu zertheilen, während das geschäftliche Bedürfniß doch eine nahezu ununterbrochene Communication zwischen den an den Verhandlungen theilnehmenden Vertretern der Regierungen erfordere. Das Letztere scheint nicht der Fall zu sein. Einmal zerfällt ja doch der Bundesrath dem Hause gegenüber in verschiedene Ausschüsse, deren Mitglieder, wenn ihnen zugehörige Angelegenheiten zur Verhandlung stehen, sich ja zusammen in den Vordergrund setzen können, und unsere Verfasser selber scheinen dies auch für ganz in der Natur der Sache liegend zu halten, da sie selber wenige Seiten weiter bestimmen, daß auf den vorderen Plätzen, die nach ihrer neuen Anordnung entstehen, neben dem Reichskanzler und dem Präsidenten des Reichskanzleramtes diejenigen Vertreter der Regierungen ihren Sitz nehmen mögen, welche zum Eingreifen in die auf der Tagesordnung stehenden Debatten bestimmt sind. Indessen mag es ihnen zugegeben werden, daß es wünschenswerther ist, die sämmtlichen Sitze für den Bundesrath zu einer Gruppe zu vereinigen.

Sie meinen nun, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung einmal das Präsidium äußerlich erscheine wie nicht zum Hause, sondern zum Bundesrathe gehörig, was mir nicht scheinen will; sodann, daß sowohl das Präsidium wie der Bundesrath verlangen kann, daß je mit ihren Sitzen im Inneren des Saales auch die zu ihrer eigenen Disposition stehenden Räumlichkeiten in unmittelbarem Zusammenhange stehen müßten; und um all' diese Schwierigkeiten mit einem Schlage zu beseitigen und all' diese Wünsche zu befriedigen, gehen sie auf die Anordnung des Abgeordnetenhaussaales zurück und ordnen die Plätze für den Bundesrath dem Präsidium gegenüber an. Sie erhalten dadurch vorgeblich die Möglichkeit, die sämmtlichen Bundesrathszimmer einer- und die sämmtlichen Präsidialzimmer andererseits mit dem Saale in Verbindung bringen zu können, was ihnen aber factisch keineswegs gelingt; denn in der beigegebenen Grundrißskizze muß der Reichskanzler von seinem Sitze im Hause bis zum Eingange seines Zimmers einen Weg von circa 45 Metern zurücklegen und 5 Thüren passiren, dem Präsidium aber vollends hat nach der entgegengesetzten Seite in der Längenachse des Gebäudes kein Raum angewiesen werden können, weil die programmmäßig erforderten Vordersäle nach dem Hauptportale zu hier sämmtliche disponiblen Räume vorweg in Anspruch nehmen. Die Präsidialzimmer befinden sich daher zur Seite, und der Präsident muß nach seinem Zimmer einen fast eben so langen Weg wie der Reichskanzler und gleichfalls nicht den bequemsten zurücklegen. Im Vergleiche mit dem Bohnstedt'schen Plane — ich nehme ihn nicht, weil er der beste von allen gewesen ist, sondern weil er mir gerade zur Hand liegt, es war dieser Punkt in anderen Concurrenzplänen eben so gut gelöst — sind Präsident und Reichskanzler je in ihren Zimmern nach einem Wege von etwa 25 bis 30 Metern. Aus Gründen also der architektonischen Bequemlichkeit braucht Präsidium und Bundesrath im Raume nicht einander gegenüber gesetzt zu werden.

Auch die ästhetisch-praktischen Rücksichten, daß der Bundesrath eine einheitliche Gruppe bilde, und der Reichskanzler an einem ausgezeichneten Platze gewissermaßen den äußeren Ausdruck seiner ausnahmsweisen Stellung finde, scheinen mir die neu vorgeschlagene Anordnung nicht allzusehr zu empfehlen. Die Bundesrathsmitglieder sprechen immer von ihren Plätzen, sie müssen also an derjenigen Stelle sich befinden, nach welcher die Blicke der Abgeordneten von ihren verschiedenen Sitzen aus naturgemäß gerichtet sind. Aus diesem Grunde hat man sie eben zu Seiten des Präsidiums und der Rednertribüne angeordnet. Die Stellung, welche sie im Abgeordnetenhause und nach dem neuen Plane von Fritsch und Jacobsthal einnehmen, ist nur möglich in einem Saale von schmalem und breitem Formate, wie es derjenige des Abgeordnetenhauses ist, und wie in natürlichem Verfolge ihrer Ideen unsere Verfasser auch für ihren neuen Vorschlag zu Grunde gelegt haben. Sie gehen nämlich von einer strengen concentrischen Anordnung aus. In der Mitte des Saales, dem tiefsten Punkte desselben, befindet sich der »Tisch des Hauses«, von diesem steigen nach allen Seiten amphitheatralisch die Sitze in die Höhe und zwar in der breiten Richtung des Saales nach der Querachse des Gebäudes fast noch einmal so weit wie bis zum Präsidium und bis zu den hintersten Sitzen des Bundesrathes. Dadurch werden sämmtliche Blicke nach der Mitte gerichtet und können folgerecht auch einem sprechenden Bundesrathsmitgliede verhältnißmäßig leicht folgen. Bedenklich aber ist es, daß eine ganze Gruppe von Abgeordneten der Rednertribüne bei dieser Anordnung den Rücken zuwendet, was sicherlich unter keiner Bedingung zu statuiren sein dürfte. Die Verfasser haben sich eben durch die zweifelhaft vortheilhafte Erlaubniß vom Platze zu sprechen, wesentlich bestimmen lassen und dieser Eigenthümlichkeit zu Liebe

das Naturgemäße vernachlässigt, dem Redner auf der Tribüne die Blicke und die Aufmerksamkeit der Anwesenden in erster Linie zuzuwenden.

Sie haben nun in der Querachse des Saales an zwei Stellen noch sogenannte Sprechplätze errichtet, von denen sie rühmen, daß die Einrichtung dieser, auf denen die Redner inmitten der ihnen nahe stehenden Partei zugleich an die Gegner, den Bundesrath und das Präsidium sich wenden könnten und von dem sie auch dem Präsidenten, den Stenographen und auch den in der Mitteltribüne etablirten Journalisten voraussichtlich stets verständlich wären, sich so praktisch erweisen, und ihr Gebrauch so beliebt werden würde, daß sie für alle die Gränzen einer Bemerkung überschreitenden Redner später sogar obligatorisch gemacht werden könnten, während die Haupttribüne für feierliche Gelegenheiten reservirt bliebe. Das Letztere würde ich nach meinem Gefühle für das allerwenigst Wünschenswerthe halten; diese doppelseitigen Zankkatheder aber halte ich unmaßgeblich für eine der unglücklichsten Erfindungen, die im parlamentarischen Leben gemacht werden könnten.

Vortheilhaft in diesem Entwurfe ist die Anordnung für die Stenographen, die der leidigen Nothwendigkeit überhoben werden, sich durch den Saal auf ihre Plätze und in ihre Zimmer zurück zu begeben, vielmehr durch eine besondere Treppe unmittelbar an ihren Tisch von unten her gelangen. Das sollte man in jedes zukünftige Programm aufnehmen.

Im Ganzen also kann meiner Ansicht nach diesem Vorschlage nur der Werth schätzbaren Materiales zugestanden werden, als einen direct anzunehmenden oder auch nur discussionsfähigen kann ich ihn nicht ansehen; die ganze Anordnung der Räume nach dem Vorschlage der Verfasser lohnt nicht durch frappante Vorzüge die großen Opfer, welche sie verlangen, einmal das Aufgeben der Präsidialwohnung im Gebäude und zweitens das Aufgeben der durch die vorjährige Concurrenz bereits gewonnenen positiven Resultate. Wenn von den vielen Kilometern Weges und den hundert Treppenstufen geredet wird, welche die Abgeordneten in Häusern wie die der prämiirten Entwürfe täglich zurückzulegen hätten, so ist darauf hinzuweisen, daß in den besten Entwürfen der 1872er Concurrenz von dem Principe ausgegangen war, sämmtliche wichtigen und zu den gewöhnlichen Verhandlungen des Hauses in Beziehung stehenden Räumlichkeiten in einem Stockwerke zu vereinigen. Ich habe seiner Zeit schon in denjenigen Plänen, welche bis zu 3 und 4 Stockwerken in die Höhe gingen, nichts weiter erblicken können als einen Beweis dafür, daß der zugewiesene Bauplatz für die geforderten Räumlichkeiten zu klein war, wie denn auch das Einzige, was sich irgendwie stichhaltig vor Allem gegen den Bohnstedt'schen Plan einwenden läßt, wie schon einmal gesagt, lediglich Fehler sind, zu denen er, das wichtigste praktische und ästhetische Erforderniß der Anordnung in einer Etage in erster Linie anerkennend, durch den mangelhaften Platz gezwungen war. Von ganz unerheblichen, im Handumdrehen zu beseitigenden Kleinigkeiten abgesehen, hat die schärfste, man möchte beinahe sagen die bitterste Kritik des Bohnstedt'schen Planes nichts als diesen Fehler, der nicht beim Architekten, sondern bei den Programmmachern lag, nachzuweisen vermocht.

Die Verfasser kommen dann auf die Bauplatzfrage, um, nachdem sie nachgewiesen, daß das Gebäude nicht so großen Raum brauche, wie man bis dahin angenommen, einen Vorschlag zu wiederholen, der bereits vor Ausschreibung der Concurrenz in der »Deutschen Bauzeitung« befürwortet worden ist. Bei dem Platze des Raczynski'schen Palais auf der Ostseite des Königsplatzes haben sich bekanntlich, abgesehen von Schwierigkeiten, die sich der Erwerbung desselben entgegen stellten, folgende Mißstände gezeigt.

Die angränzende Sommerstraße muß mit Aufopferung zum Theil großer Gebäude um ein Beträchtliches zurückgelegt werden; trotzdem bleibt nach den Ergebnissen der Concurrenz der Bauplatz noch zu beschränkt. Außerdem erfordert die Lage an einem so großen Platze wie der Königsplatz, daß die Façade nach dorthin gerichtet ist, während andererseits der gesunde Menschenverstand verlangt, daß die der Stadt zugekehrte Seite des Gebäudes sich als die Hauptfront charakterisirt. Ferner hat man — allerdings bloß gegen den Bohnstedt'schen Plan — auf die Unzuträglichkeit hingewiesen, daß die Front am Königsplatze gegen die Wetterseite liegt, und daß also große Loggien und offene Portale verschneit und verweht werden würden. Alle diese Schwierigkeiten fallen hinweg, und es werden Millionen gespart, wenn das Bauwerk auf die andere Seite des Königsplatzes verlegt wird, wo jetzt das Kroll'sche Etablissement steht; dort ist hinreichender Raum, die Façade nach dem Platze und nach der Stadt fallen zusammen, und diese Hauptfaçade liegt von der Wetterseite abgewandt.

Gegen diese Stelle war nur zweierlei zu erwähnen, erstlich daß es Schade ist, den Berlinern das in seiner Art einzige Kroll'sche Local zu nehmen, zumal derartige Dinge nicht unmittelbar ersetzlich sind; ad 2 wird angeführt, daß der Platz allzuweit von den Centralsitzen der Regierung und von den hauptsächlichsten Quartieren, in welchen die Abgeordneten abzusteigen gewohnt sind, entfernt liegt.

Das Erste ist allerdings für Berlin nicht angenehm, wird sich aber verschmerzen lassen: das Zweite halte ich für Vorurtheil. Ebenso wie man im Reichstagsgebäude jeden Schritt und jede Treppenstufe, die von irgend einem Raume zu irgend einem anderen zu machen ist, ängstlich auf die Goldwage legt, und Räume von colossalen Dimensionen in großer Zahl so dicht beisammen haben will, daß die mathematische Unmöglichkeit vorliegt, auch nur den zehnten Theil des Geforderten zu leisten, so verlangt man dasselbe auch für die Stadt, daß alle großen Etablissements der Regierung und Verwaltung so nahe zusammen liegen, daß die Minister wo möglich im Schlafrock und Pantoffeln von ihren Hotels in das Reichstagshaus und Gott weiß wo sonst hin gelangen können. Dergleichen ist einfach undurchführbar, und unter Zugrundelegung der gegenwärtig vorliegenden Verhältnisse in Berlin ist der Platz des Kroll'schen Locales nur als höchst günstig zu bezeichnen. Auf eine Entfernung von 1600 Metern vom Kroll'schen Lokale — für Berlin unzweifelhaft eine Entfernung, die kaum zu nennen ist, — liegen mit Ausnahme des landwirthschaftlichen (das im Reichstage bis jetzt wenigstens nichts zu suchen hat) sämmtliche Ministerien, und in demselben Umkreise würden auch für die Abgeordneten Wohnungen im besten Stadtviertel zu finden sein, und mit der Zeit natürlich immer noch mehr, da sich der vorgeschobene Stadttheil zur Seite des Thiergartens nach Moabit zu immer mehr und zwar in stattlichster Weise bebaut. Den Platz des Kroll'schen Etablissements aber als »außerhalb der Stadt« befindlich anzusehen und zu bezeichnen, ist ein geradezu thörichtes Gebahren. Berlin reicht bereits weit über jene Stelle hinaus, und sein elegantes Quartier dehnt sich gerade dorthin gewaltsam aus; es gehört wahrhaftig keine Sehergabe dazu, um es aussprechen zu können, daß in höchstens zwei Menschenaltern der Straßenzug der Sommer- und Königgrätzerstraße für Berlin etwa die Bedeutung wie für Paris die Boulevards haben wird. Dann liegt also Kroll nur vielleicht 500 Meter, nur durch einen großen Platz getrennt, von der großen Hauptader des städtischen Verkehres und Lebens.

Unsere Verfasser schlagen nun statt dieses Bauplatzes einen anderen vor, der dadurch gewonnen werden soll, daß das Grundstück der Oberhofbuchdruckerei von Decker, welches

sich zwischen dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und dem Reichskanzleramte von der Wilhelms- bis zur Königgrätzerstraße dehnt, erworben und mit diesen beiden als Bauplatz des Reichstagsgebäudes benutzt werde. Es ergiebt sich dadurch ein sehr breiter Durchbruch von der Wilhelms- nach der Königgrätzerstraße auf die Lennéestraße und den Thiergarten zu, und indem die gegenüberliegenden Häuser der Wilhelmsstraße angekauft werden, kann zugleich das lange schon zurückgestellte Project eines Durchbruches der Jägerstraße zur Ausführung kommen, und zu beiden Seiten der Verlängerung dieser sollen dann nach der Idee der Verfasser die beiden durch das Reichstagshaus verdrängten Ministerien ihre Stelle finden. Zur Ausführung dieses Projectes ist der Ankauf der Häuser 62, 63, 64 in der Wilhelmstraße und der Häuser von 40 bis 44 oder 45 in der Mauerstraße erforderlich. Die ganze Breite des Platzes für das Reichstagsgebäude beträgt 150 Meter, d. h. so viel wie die größte Dimension des auf dem Königsplatze angewiesenen Bauplatzes; die Breite des Gebäudes dürfte also in dieser Richtung allerhöchstens 110 Meter betragen. Dagegen ist die Tiefenerstreckung sehr beträchtlich, so daß, selbst wenn die Reduction des Gebäudes nach dem Vorschlage unserer Verfasser nicht angenommen würde, man eine hinreichend große Grundfläche gewinnen würde, freilich etwas langgestreckt, was für die innere Communication, die nahe Zusammenlegung der Räume unvortheilhaft ist.

Soweit scheint das Project ganz erträglich. Außer den enormen Kosten der Erwerbung jener Grundstücke in der Wilhelms- und Mauerstraße und des Decker'schen kommt nun aber bei diesem Vorschlage noch in Betracht, daß auf den beiden bisher schon fiscalischen Grundstücken in den letzten Jahren colossale Neubauten für die Verwaltung des Reiches aufgeführt worden sind, die nun alle gleich wieder abgerissen werden müßten. Ganz besonders unglücklich scheint mir auch die Idee, an der Königgrätzerstraße einen kleinen Raum zur Anlegung der Präsidentenwohnung auszusparen. Wenn die Präsidentenwohnung nicht im Hause ist, geht sie meiner Ansicht nach das Haus und das Reich gar nichts an; eine specielle Reichstagspräsidentenwohnung zu bauen, halte ich für absolut falsch.

In den Zeitungen ist auch eine Zeit lang für die Verlegung des Reichstagshauses an die Stelle eines Gebäudecomplexes in der Dorotheenstraße plaidirt worden, ein Project, welches, so viel ich übersehe, gar nichts für sich hat. Die Kosten der Grundstückerwerbung würden dort unübersehbar und jedenfalls colossal sein, und das Gebäude würde an eine Stelle kommen, die gar keine Aussicht hat, je eine große Hauptverkehrsader Berlins zu werden, während das Reichstagshaus an einen solchen Platz gehört, wie ihm am Königsplatze oder allenfalls auch nach dem Vorschlage unserer Verfasser zwischen der Wilhelmsstraße und dem Thiergarten geboten werden könnte.

Einstweilen ist die Bauplatznoth ein sehr handliches und bequemes Mittel für die Verschleppung der ganzen Angelegenheit. Wenn erst einmal an maßgebender Stelle die ernste Absicht vorhanden sein wird, wirklich zu bauen, dann wird die Bauplatzfrage gewiß bald zur Erledigung kommen, und mittlerweile vermuthlich Manches geschehen sein, wodurch die Annehmbarkeit des Kroll'schen Territoriums noch einleuchtender hervortritt, als jetzt schon der Fall ist. —

Wenn wir nun auf das Concurrenzenwesen an sich wiederum zurückkommen, so ist noch von einer Unzuträglichkeit desselben zu sprechen, welche zum Theil schon angedeutet ist, aber da sie in der Regel übersehen oder wenigstens unterschätzt wird, noch einer besonderen Besprechung bedarf. Es geht mit den Concurrenzen nämlich, wie es mit den

Patenten geht, und Beide sind daher auch von denselben Leuten in Affection genommen: die Patente locken einen Stand von Erfindern hervor, der ganz überflüssig ist, und die Concurrenzen locken einen Stand von monumentalen Künstlern hervor, der ganz unbrauchbar ist.

Eine Masse von Menschen, die recht Tüchtiges in bescheidenem Kreise leisten würden (manchmal auch das nicht einmal), betheiligen sich an jeder beliebigen Concurrenz, deren sie habhaft werden können, vergeuden die geringen Kräfte, die sie überhaupt zur Disposition haben, dort auf eine ganz unnütze, keinem Menschen zur Freude gereichenden Weise und verschleudern so das ihnen anvertraute Gut, welches in bescheidenem oder wenigstens anderem Kreise vielleicht etwas Erfreuliches wirken könnte.

Diese par force hervorgetriebene Production, die weit über das innere Bedürfniß hinausgeht, ist gerade auf dem Gebiete der bildenden Künste besonders schädlich, viel schädlicher als auf dem Gebiete der redenden Künste und auf dem Gebiete der Wissenschaft. Denn eine Concurrenzarbeit der Musik, der Poesie oder der Wissenschaft ist, wenn sie auch in der betreffenden Concurrenz nicht gekrönt worden, ein selbständig vorhandenes und vollständig fertiges Werk, welches als solches seine Existenzberechtigung und seine Existenzmöglichkeit hat. Wenn der Verfasser demselben irgend welchen Werth beilegt, so kann es, ob auch in der Concurrenz unterlegen, der Welt bekannt gemacht werden, und die Arbeit des Urhebers bringt ihm den seiner Fähigkeit entsprechenden Lohn in der Anerkennung, die seine Schöpfung findet. Was aber der bildende Künstler zum Zwecke einer Concurrenz schafft, das ist, je besser es für die Concurrenz selber gemacht ist, um so verlorener und unbrauchbarer, wenn es nicht prämiirt und zur Ausführung bestimmt wird; und hierbei wird nun der crasse Mißbrauch getrieben, daß mit der Arbeitskraft durch Einforderung von sehr ausgeführten Plänen, Modellen u. s. w. wahrhaft ruchlos geschaltet wird. Ein solcher Plan zu dem Reichstagsgebäude mußte, wenn er programmmäßig sein sollte, derartig durchgearbeitet sein, daß, um auf Grund dessen das Gebäude zu errichten, weiter nichts fehlte, als die Detailausführung in Naturgröße, alles Uebrige war vorhanden — mußte vorhanden sein; denn Pläne, in denen nur im geringsten gespart war, kamen gar nicht zur Perception. Darin steckt eine so furchtbare Masse von geistiger und von materieller Arbeit, daß die sehr berechtigte Frage sich nicht zurückdrängen läßt: ob es künstlerisch, menschlich und national-ökonomisch berechtigt ist, in dieser Weise ein Uebermaß von Mitteln zu einem bestimmten Zwecke aufzubieten, — ob es sich verantworten läßt, bei jeder Gelegenheit ein solches materielles und geistiges Capital in Umlauf zu setzen und zum Theil ja zu verbrauchen, um wenig oder nichts, je nach dem Ausfalle, dadurch zu erreichen. Sollte nicht, wenn man es sich ernsthaft überlegt, eine ganz colossale Masse von geistiger Productionskraft rein dadurch verloren gehen, daß fortwährend unnütz an Aufgaben gearbeitet wird, bei denen kein Ende abzusehen ist; die also ziellose Arbeiten sind? Ist es denn zu verwundern, daß ein Künstler, der eine Reihe von Malen zu Concurrenzen gearbeitet hat, in eine gewisse Schablone hinein geräth und sich die Sache so bequem wie möglich macht, so daß er bei jeder Concurrenz sein Gewissen beruhigt, doch auch daran Theil genommen zu haben? Mehr und mehr entzieht er sich der strengeren Durchbildung, der Anbequemung an die Idee und Bestimmung des Werkes und entwickelt eine oberflächliche Handfertigkeit, die ihm weder im einzelnen Falle zum erwünschten Ziele verhilft, noch für die Concurrenz im Großen und Ganzen ein Gewinn sein kann.

Stellt man sich diese Verhältnisse vor, so kann man dem gegenwärtig eingerissenen

Mißbrauche mit dem Ausschreiben von Concurrenzen nur kopfschüttelnd und bedauernd zusehen; man kann es nur durch eine Verwirrung der Köpfe erklären, wenn ein Fachblatt sich zu dem wunderlichen Ausdrucke hinreißen läßt: das Concurrenzenwesen ist das Palladium unseres Standes! Das ist grade so wahr und so lange wahr, wie das Andere: die Kette ist das Palladium des Sclaven! An dem Concurrenzenwesen gehen hundertmal so viel Künstler zu Grunde, wie durch dasselbe gefördert werden; in den Künstlern geht aber die Kunst dadurch verloren. Man rechne sich die Concurrenzen von den ersten Beispielen an bis auf unsere Zeit, namentlich aber die Concurrenzen unserer letzten Jahrzehnte zusammen, man betrachte den Aufwand an Mitteln, welcher bei denselben getrieben ist, man sehe die erzielten Erfolge, — und man wird staunen und es wird einem grauen, was das für ein Mißverhältniß ist, wie wenig und namentlich wie wenig Neues durch all jene furchtbare Arbeitsmasse erreicht worden ist! Wo sind die unsterblichen Werke, welche aus Concurrenzen hervorgegangen sind? Wo sind die bis da unbekannten colossalen Künstler, welche durch die Concurrenzen zum ersten Male hervorgetreten sind? Die Zahl wird furchtbar bescheiden ausfallen, wenn man einmal eine Umschau halten würde! Und darum dieser Aufwand? Sollte es nicht möglich sein, das auf anderem Wege zu erreichen? Leicht wird es allerdings nicht sein, den Modus zu finden, welcher zum Ziele führt, aber es wäre des Schweißes der Edeln werth, um die Kunst von dieser Sclavenkette des Concurrenzenwesens zu befreien, die sie in einer Weise materialisirt, daß das ideale Element gar nicht mehr in ihr zur Kraft und zum üppigen Gedeihen kommen kann. —

Daß über eine solche Auffassungsweise der Sache in gewissen Kreisen Zeter und Mordio geschrien wird, ist sicher. Eben so sicher aber steht die Erfahrung fest, daß die wirklichen Künstler dasselbe empfinden, wie ich denn z. B. keinen Grund habe, damit hinter dem Berge zu halten, daß ich den directen Anstoß zur Abfassung dieses Aufsatzes über eine Angelegenheit, mit der ich innerlich längst fertig bin, und über die ich ein letztes Wort gesagt zu haben glauben durfte, von einem der größten lebenden Meister der monumentalen Kunst empfangen habe. Sicher ist es, daß nicht die Unsicherheit des Ausganges, nicht die Trägheit zu einer etwa einmal unnützen Arbeit die meisten bedeutenden Künstler von den Concurrenzen fern hält, sondern das Bewußtsein jener Sclavenkette. Der Künstler, der es wirklich ist, der seine Bedeutung manifestirt hat, der sie anerkannt sieht, der hütet sich wohl, wenn er es irgend vermeiden kann, sich in eine Sclaverei zu begeben, in der sein Bestes verloren geht. Wenn immer wieder einmal bedeutende Leute in Concurrenzen auftauchen, so sind das eben Erfolge der Selbstüberwindung; es sind Folgen der Begeisterung für eine bestimmte Sache, es sind vielleicht in einzelnen Fällen Folgen des Bewußtseins, etwas schlagend Tüchtiges in der Concurrenz ohne Rücksicht auf die Concurrenz hervorbringen zu können und hervorgebracht zu haben. Jener Troß von Künstlern aber, der sich als Ballast in den Dutzenden und Schocken von Concurrenzwerken breit macht und den Ausstellungen der Concurrenzarbeiten geradezu den Stempel der Unerträglichkeit aufdrückt, — die schleppen die Sclavenkette und werden nie frei; aus den Kreisen entwickelt sich auch nichts.

Ganz braucht man deswegen nicht auf die Concurrenzen zu verzichten; unter gewissen Umständen mögen sie ihr Gutes haben, aber nimmermehr als ein Universalmittel gebraucht werden. Wie sie jetzt im Schwange gehen, sind sie ein Uebel, und als solches müssen sie laut und feierlich bezeichnet werden. Und weil sie ein Uebel sind, muß man

diese Gewohnheit des Concurrenzausschreibens, die nachgerade wirklich eine träge Gewohnheit geworden ist, verfolgen und brandmarken.

Die jetzt endlich zum Abschlusse gekommene Angelegenheit des Denkmales für den Niederwald ist wieder ein solcher Beleg für diese Behauptung. Ich will auf eine nähere Besprechung der einzelnen Phasen nicht eingehen; es hat selbst die Architektur mit der Sculptur um die Palme gerungen, und in architektonischen Kreisen sagte man, daß die Architektur den Sieg davon getragen habe. Ich habe es nie geglaubt; meiner Ansicht nach war in der ersten Concurrenz das bedeutendste und einzig ausführbare von allen Monumenten jene aus der Abbildung in der »Illustrirten Zeitung« bekannte Statue der »Wacht am Rhein« von Wilhelm Hornberger, eine bereits im großen Maßstabe ausgeführte Figur von großem Schlage, die in colossalen Dimensionen ausgeführt und auf einen Felsblock als Sockel aufgestellt Erfolg gehabt haben würde, während es allen anderen Modellen, die eingesandt waren, daran auf das Empfindlichste gebrach. Allen aber fehlte es an jener monumentalen Größe und Einfachheit, die einem schlagend sagte: So muß es sein, anders kann es gar nicht sein!

Die zweite Concurrenz, ein Monstre ihrer Art, brachte so gut wie keine Förderung; höchstens in so fern einen Wechsel der Scenerie, als diesmal — trotz der Wiederbetheiligung des auch vorher schon prämiirten Johannes Schilling — einige architektonische Entwürfe als die bedeutsamsten Gaben auftraten. Trotzdem wurde mit Schilling ohne weiteres Concurriren persönlich weiter verhandelt, und sein jetzt definitiv angenommener Plan wird trotz einzelner stilloser Theile sehr gerühmt. Bedarf es — fragt man sich unwillkürlich — einer Concurrenz, um zu erfahren, daß ein gewisser Schilling in Dresden recht achtbare Bildhauerarbeiten liefert? Man sollte meinen, der Name wäre ohne so viele Umstände in Erfahrung zu bringen. — Auch bei dieser Concurrenz war übrigens für die nöthige Frivolität des unreifen Monument- und Concurrenzfanatismus gesorgt: man hatte eine Summe als Norm für die Kosten angegeben, von der sich später herausstellte, daß nicht der dritte Theil vorhanden war, zu einer Zeit, wo ein blindes Vertrauen dazu gehörte, noch auf fernere bedeutende Eingänge zu rechnen.

Doch solche Einzelheiten hatten wirklich schon gar nicht mehr eingewirkt. Der Becher des Gerichtes über die Concurrenzen ist übervoll. Sie sind im Principe zu verwerfen. Als Unterrichts- und Anregungsmittel für Kunstbeflissene gleicher Ausbildung auf dem Standpunkte des Schülers und des Anfängers, mit dem vollen Bewußtsein von der praktischen Aussichtslosigkeit der Arbeit, lediglich zur Uebung, mögen sie gut sein. Darüber hinaus aber mögen die Kreise der Künstler und derjenigen, die künstlerische Aufgaben zu vergeben haben, beherzigen, daß die Concurrenz das Palladium der Künstlerschaft nur ist, wie die Kette das Palladium des Sclaven, — und danach thun!

Ein Wort über die Auswanderung.

Von

U. H. Knitschky.

»Bleibe im Lande und nähre Dich redlich«, heißt es im alten Sprüchwort; und doch, wie lächerlich veraltet klingt es hinüber in diese Zeiten moderner Völkerwanderung, wo Stämme mit Stämmen, Nationen sich mit Nationen mischen und im Laufe weniger

Jahre zu einem gemeinsamen Ganzen verschmelzen. Dort ziehen sie zu Tausenden und aber Tausenden geschaart, Engländer und Irländer, Dänen und Schweden, Polen und Russen, Italiäner und Spanier, Alle halfen den endlosen Zug vermehren. Aber nur kleinen Bächlein gleich, die bald in dem Hauptgewässer verschwinden, erscheint ihr Zufluß im Verhältnisse zu dem rauschenden Strome, der wachsend und wachsend sich durch die deutschen Gaue wälzt. Und unaufhaltsam Jahr aus Jahr ein treibt dieser gewaltige Menschenstrom deutscher Auswanderer, die dem Vaterlande für immer Lebewohl gesagt. Von Nord und Süd, von Ost und West strömen sie herbei, rüstige Männer, gesunde Frauen, blühende Kinder, viel tausend fleißige Arme, die dem deutschen Reiche entzogen werden, um in fernen Erdtheilen, Hunderte von Meilen hinweg, sich eine neue Heimat zu schaffen. Die Wiege ihrer Kindheit, der Boden, dem sie entwachsen, auf dem sie groß geworden, die Liebe und Anhänglichkeit an den altgewohnten Kreis, der sie umgeben, konnte die ihr Inneres verzehrende Sucht nach höherer Befriedigung nicht löschen. Sie mußten hinaus, fort in andere Zonen, über Berge und Meere in das Land, das ihre Träume und Hoffnungen ihnen als das »verheißene Land« ausgemalt. Dort winkt ihnen ein neuer Erdstrich, der ihnen ein neues Feld bietet für ihre Lebenspläne und Ziele, dort wissen sie ein neues Menschengeschlecht, das ihren eigenen Ideen, ihrem eigenen Geiste verwandt ist; dort werden sie nicht die Fesseln hemmen, welche hier Macht und Gesetz ihrer Befriedigung, der Verwirklichung ihrer Principien angelegt haben.

Und wie leicht glaubt sich der Mensch zurückgesetzt in seinem Antheil an irdischer Wohlfahrt, wie schnell gefunden und mannichfach sind die Ursachen, welche ihn an der Erreichung dessen gehindert haben, was er Bedürfniß seiner inneren Lebensbefriedigung nennt, und die ihn jetzt forttreiben aus altgewohntem Kreise in neue ferne Regionen. Verläßt hier nur der von Unglück heimgesuchte, von Noth und Mangel zur Verzweiflung getriebene Familienvater den alten Herd, um genügsam in fremder Herren Ländern für sich und die Seinen das tägliche Brod zu ernten, so begegnen wir dort dem mit nichts zufrieden zu stellenden Schätzesammler, den die alles Andere übertäubende Sucht nach irdischen Gütern, das Gelüste nach dem blinkenden Golde fremder Zonen hinausgetrieben hat aus dem Schoße der Familie. Sehen wir hier den von Furcht und Scham verfolgten Verbrecher der Heimat grollend den Rücken kehren, so mögen wir auch dort das edle gefurchte Antlitz des Mannes nicht vergessen, in dessen Auge die Thräne der Wehmuth zittert, der für die Freiheit daheim gekämpft und geblutet und jetzt nach langem, erfolglosem Ringen trauernd von der geliebten Heimat scheidet, um jenseits des Oceanes seinem eigenen Glauben, seiner eigenen Freiheit leben zu können.

In früheren Jahren freilich, wo die Wanderlust des Volkes noch nicht so weit um sich gegriffen, verband sich mit dem Worte »America« immer ein gewisses Gefühl der Verachtung für den fernen Erdtheil und natürlich ward dieses selbe Gefühl auch auf jeden Menschen übertragen, der sein Auge jenem Lande mit größerem Wohlwollen zuzuwenden wagte. America galt für nichts weiter als eine Strafanstalt in größtem Maßstabe, angefüllt mit dem lüderlichsten Gesindel der Welt, und Jeder, der nach demselben auswanderte, befand sich nach der Meinung der Leute unter einer gewissen zwingenden Nothwendigkeit, welche ihn das Vaterland verlassen hieß.

Oft genug hatten die Leute Recht mit jener Behauptung des Gezwungenseins; allein die Zeiten haben sich geändert, und ist die Ansicht mancher Leute unverändert geblieben, so zeigt dies ein thörichtes, unverzeihliches Widerstreben gegen den Wechsel der Zeit und ihrer Verhältnisse. Tausende und aber Tausende, die heute zum Wanderstabe

greifen, um jenseits des Oceanes eine neue Heimat zu gründen, können wahrlich offenen und ehrlichen Auges in das höhnende Antlitz der zurückbleibenden Spötter schauen. Ihr vergangenes Leben beweist es klar genug, daß nicht die Folgen niedriger, verbrecherischer Leidenschaften, sondern die lautersten, redlichsten Triebe und Regungen ihren Lebenspfad bestimmten.

Aber, ist der nächste Einwurf, dem wir zu begegnen haben: welcher ehrenhafte, gesittete Mensch kann denn hinausgehen in jene Gegenden, wo weder Sitte noch Gesetz auf festen Grundlagen basirt, in jene Wildniß, wo die Kraft des Armes unumschränkt Recht spricht?

Fast scheint es, als ob auch hier das heutige America noch mit dem vor fünfzig Jahren kaum bekannt gewordenen transoceanischen Reiche der Wilden verwechselt werde. Jene Leute ahnen nicht, mit welcher unglaublichen Schnelligkeit wenige Jahrzehnte hier öde Flächen und dichte Urwälder in herrliche fruchttragende Felder verwandeln konnten, und staunend würden sie, wenn plötzlich über's Meer versetzt, die dichtbevölkerten Staaten des Ostens überblicken, die, was Cultur anbetrifft, fast mit dem Besten Europa's wetteifern. Und mit der Cultur des Bodens ist auch die des Geistes ohne Unterbrechung gefördert worden, und diese wiederum hat Gesetz und Ordnung an die Stelle der Willkür gesetzt.

Anders verhält es sich allerdings noch mit dem großen Westen. Meilen trennen hier die einzelnen Wohnstätten von einander, und wie schwierig die regelrechte Ausübung der Gerichtspflege in solchen spärlich bewohnten Gegenden ist, liegt wohl auf der Hand. Und trotzdem vernimmt man verhältnißmäßig nur wenige Klagen von Ueberschreitungen der Gesetze. Die Männer, welche furchtlos vordrangen in jene unbekannte Wildniß und sich freiwillig zu Vorkämpfern der Cultur machten, erkannten wohl, daß es unmöglich sei, dort in den Urwäldern eine Gerichtsbarkeit zu unterhalten, wie sie in dem dichtbevölkerten Osten besteht. Sie empfanden das Bedürfniß nach einer strengeren, rascheren Rächerhand und schufen so die Lynchjustiz. Obwohl nun weit entfernt, dieser gefährlichen Art von Gerechtigkeitspflege das Wort sprechen zu wollen, können wir doch nicht umhin, sie unter den gegebenen Verhältnissen gut zu heißen, und daß sie sich im Westen bewährt, beweist die verhältnißmäßige Sicherheit von Leben und Eigenthum daselbst ohne Zweifel. Selbstverständlich nehmen wir hier die wenigen noch im vollen Bereiche der Indianerstreifzüge gelegenen Districte aus, und wir können dies mit um so mehr Recht, als der Westen noch Wohnplätze für Millionen bietet, ohne sie jener Gefahr allzu nahe zu bringen.

Fast mag es scheinen, als ob wir hier zu Gunsten der Auswanderung gesprochen hätten, allein wir verwahren uns ausdrücklich gegen jede solche Voraussetzung. Wir werden gezwungen sein, noch so manches warnende Wort gegen die Auswanderung zu sprechen, noch so manche Schattenseite des den Einwanderer erwartenden Lebens aufzudecken, daß wir uns selbst dem strengsten Gegner gegenüber von jenem Vorwurfe der Parteilichkeit vollständig zu rechtfertigen hoffen.

* * *

Früher als gewöhnlich ist es lebendig geworden auf dem Verdecke; die Gewißheit, daß das Schiff sich dem americanischen Festlande nähere, hat alle Gemüther in Auf-

regung versetzt: aber noch liegt ein dichter Nebel über dem Wasser und beschränkt den Gesichtskreis auf wenige Schiffslängen. Endlich, endlich erhellt ein lichter Schein das noch herschende Halbdunkel, wie von einem Zauber getrieben zertheilen sich die grauen Nebelwolken und eröffnen dem neugierig ausschauenden Auge Hunderter von reisemüden Wanderern den Anblick, nach dem sie so lange gelechzt. Dort vor ihnen liegt das Land ihrer Träume, goldbeschienen von der strahlenden Morgensonne und lächelt den Ankömmlingen das Willkommen. Vergebens sträubt sich da die traurige Erinnerung an das weit dort im Osten zurückgelassene Vaterland gegen die freudigen Hoffnungen und Erwartungen, welche das Herz bewegen. Mit unsagbarem Entzücken hängt das Auge an der näher und näher rückenden Küste und labt sich an dem Anblicke des jetzt bald erreichten Landes. Freudetrunken schwelgen Auge und Geist unter dem wohlthuenden Bewußtsein der glücklich vollendeten gefahrvollen Seefahrt, eine todte Vergangenheit liegt hinter ihnen, vor ihnen ein Feld, besäet mit dem goldenen Samen lang genährter Hoffnungen. — Jahre sind vergangen, seit ich selber diesen Eindruck erfahren, aber die Erinnerung daran ist noch heute so lebhaft in mir, als wären es nur Tage, die mich von ihr trennen. Neugierde, Aufregung, Freude, Hoffnung stürmen zusammen ein auf das Herz und versetzen es in jenen Taumel von Glückseligkeit, in dem Sorge und Trauer kein Gehör finden; und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Stunden, welche zwischen dem ersten Erblicken der americanischen Küste und der Landung selbst verstreichen, zu den glücklichsten im Leben eines Auswanderers zähle.

Aber auch diese Glücksstunden vergehen; der Hafen ist erreicht, und mit dem ersten Tritt auf den neuen Boden beginnen auch schon die Sorgen und Zweifel für die Zukunft sich zu regen. Die ungewohnte Umgebung, das gänzliche Fremdsein mit des Landes Sitte und Sprache fängt an, seinen Einfluß geltend zu machen und die gehegten Träume und Hoffnungen in den Hintergrund zu drängen. An wen, wohin sich wenden, das sind die ersten Fragen, welche der Auswanderer sich selbst vorlegt; freundlos steht er inmitten fremder Menschen. Aengstlich schaut er sich um nach den Gefährten der Ueberfahrt, aber Scherz und Sorglosigkeit, wie sie ihm in den Tagen der Reise entgegentraten, sind von den Gesichtern geschwunden, rathlos, thatlos steht ein Jeder da. Doch die Momente der Erschlaffung können nicht ewig dauern, die Erfordernisse der Gegenwart sind zu dringend, um diesen Zustand peinlicher Kraftlosigkeit zu verlängern. Der starke Arm augenblicklicher Nothwendigkeit rüttelt die Gemüther wieder auf aus ihrer kurzen Ohnmacht, und nun entspinnt sich jenes wirre Durcheinander, wo jeder sich selbst der Nächste ist und nur Sinn für das eigene Interesse besitzt. Kiste auf Kiste, Koffer auf Koffer ist dem Schiffsraume entstiegen, das letzte Stück Gepäck ist an's Land geschafft, und zwischen den hoch aufgethürmten Haufen drängt und schiebt sich die Masse der Ankömmlinge, jeder dem respectiven Eigenthum nachspähend. Daß es dabei nicht ohne komische oder auch tragikomische Scenen zugeht, versteht sich von selbst; die Friedlichkeit und nachbarliche Freundschaft, welche die Reise gekennzeichnet, ist verschwunden, jeder will der Erste sein, jeder ist dem Anderen im Wege, Stöße werden ausgetheilt, und Stöße erhalten. Dann erscheint hier das triumphirende Gesicht desjenigen, der sich glücklich wieder nach langer Trennung im Besitze seiner Habe befindet, dort erregt unser Mitleid der ängstlich spähende Blick des Anderen, der vergebens schon zweimal die Runde um das Gepäck gemacht hat. Und in dies bunte Leben hinein mischen sich die lauten Stimmen der Agenten, welche mit unverwüstlicher Lungenkraft jede mögliche Art von Hülfe anzupreisen suchen. Bald werden Eisenbahnfahrbillete nach dem fernen Westen,

bald Adressen für die besten und billigsten Kosthäuser dem armen Auswanderer von sechs verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit angeboten, — bis er sich endlich voll Verzweiflung dem größten Schreier in die Arme wirft.

Doch es würde zu viel Raum und Zeit verlangen, noch länger und ausführlicher bei diesen Scenen, welche mit jeder größeren oder kleineren Reise verbunden sind, zu verweilen; lassen wir es genügen, zu sagen, daß dies Leben und Treiben noch stundenlang fortdauert, bis endlich ein Jeder gefunden, was er gewollt, oder auch, — was er nicht gewollt. Trupp nach Trupp, Schaar nach Schaar hat den Landungsplatz (Castle Garden in Newyork) verlassen, und leise breitet die Nacht ihre dunkelen Schatten über den jetzt verödeten Ort.

Wo sie geblieben, wohin sie gegangen, diese Hunderte von Menschen, welche Heimat und Freunde verlassen, um einer schöneren Zukunft nachzujagen, Gott allein weiß es. Was das Schicksal jedem Einzelnen aufbewahrt, ob Glück oder Unglück oder gränzenloses Elend, Niemand kann es errathen. Menschlichen Augen ist es nicht vergönnt, in die Zukunft zu schauen, und so bleibt uns nichts als der Wunsch, daß Alle, daß wenigstens die Mehrzahl jener Wanderer finden möge, was sie suchten und — verdienten.

Bevor es der großen Masse der Einwanderer gestattet war, an's Land zu treten, hat schon ein allerdings kleiner Theil Bevorzugter das Schiff verlassen. Wie überall, so hat auch hier das Gold den Grund der Vergünstigung gebildet; die sogenannten Cajütenpassagiere, die von einem glücklichen Geschick mit reicheren Mitteln ausgestattete Classe der Einwanderer, sind die Ersten, denen es vergönnt war, den fremden Boden zu betreten.

Ihrer Hülfsmittel bewußt überschreiten sie sicher und unbefangen die schmale Landungsbrücke, welche zu der neuen Heimaterde führt, denn Geld und Vermögen öffnen ja Thür und Thor überall. Der Bemittelte findet unaufgefordert der dienstwilligen Freundeshände genug; auch in America ist Reichthum der große Magnet, der Alles an sich zieht, und trotzig mag der, welcher in seinem Besitz ist, sich in das Leben der Zukunft stürzen. Der Kraft des Geldes vertrauend, die seinen Arm stärkt, mag er getrost hinausstreichen in das weite, vor ihm liegende Meer americanischen Lebens und mag seine Stärke erproben. Aber zu gleicher Zeit mag er ausschauen, daß die höher und höher sich hebenden Wogen, die ihn dahin tragen mit ihrem aufsprühenden Schaume, ihm nicht des Auges Klarheit trüben; wohl mag er des Wechsels alles Irdischen gedenken und nie vergessen, daß Klippen und Riffe unter der Oberfläche verborgen liegen, und daß zwischen ihnen reißende Strudel der nahenden Beute harren. Mit anderen Worten, der bemittelte Einwanderer mag den Vortheil nicht überschätzen, den sein Besitz ihm giebt. Er kann nicht zu genau prüfen, kann nicht zu genau untersuchen, bevor er sich zum entschiedenen Handeln entschließt. Er ist reich, er dünkt sich sicher im Besitze seiner Mittel, aber er ist ein Fremder, ein Neuling in den ihn umgebenden Verhältnissen; Lug und Betrug mögen seine Schritte umlauern und um so sicherer ihre Pläne zur Reife bringen, je tiefer und verborgener ihre Minen gelegt waren. Doch wir wollen keine Unglückspropheten sein, wir wollen nur warnen; da aber reiche Leute wieder nur allzugern über solche Warnungen sich erhaben zu fühlen pflegen, so haben wir dieselben wenigstens möglichst kurz sein lassen.

Unserer Ueberzeugung nach besteht der eigentliche Vortheil des Geldes nicht in der dadurch schnell erworbenen Selbständigkeit und der Möglichkeit sofortigen materiellen

Gewinnes; der Hauptwerth des Besitzes beruht in der dadurch bedingten Freiheit des Handelns, in der durch seine Hülfe erlangten Muße, sich ohne Sorge für das Heute oder Morgen umzuschauen in den neuen Lebensverhältnissen und Land und Leute, Sitten und Gewohnheiten, Gesetze und Gebräuche von Grund aus kennen zu lernen. Menschenkenntniß und Erfahrung wiegen in America den Werth des für die Erwerbung geopferten Geldes in jeder Beziehung auf, denn sie gehören zu den Gütern, die kein Schicksalswechsel uns entreißen kann. Natürlich wollen wir auch hier nicht dem Einwanderer gerathen haben, sein Vermögen in kostspieligen Reisen oder in unnützen Versuchen zu opfern und erst an eine feste selbständige Ansiedelung zu denken, wenn die Noth daran mahnt. Wir wissen nicht und wollen auch nicht wissen, ob er tausend oder zehntausend Thaler mit sich herüber gebracht, und wir überlassen es dem gesunden Menschenverstande des Besitzers, zu beurtheilen, wie viel davon er als Lehrgeld opfern will und kann; wir wollten ihm nur zu Gemüthe führen, daß es besser ist, eine Weile bei verhältnißmäßig geringen Aussichten oder gar auf eigene Kosten zu leben, als sofort auf eigene Hand auftreten und handeln zu wollen.

Wie wohlgemeint und unanmaßend dieser Wink ist, mag Manchen bald, Manchen später, sicher aber Allen einmal einleuchten, welche unter den angedeuteten Verhältnissen den americanischen Boden betraten. Hunderttausende wandern jetzt als Bettler durch die Straßen, Tausende ereilt jährlich dasselbe Schicksal, welche zu spät die Wahrheit unserer Behauptung einsahen und jetzt vergeblich streben, ihr voreiliges Handeln wieder gut zu machen.

Doch genug! Hoffen wir, daß ein Jeder, der mit vollem Säckel über's Meer gekommen, sich seines Besitzes ungestört erfreuen möge und nicht vergebens in dem großen America nach dem Plätzchen suche, das seine Phantasie sich einst als sein Paradies auf Erden ausgemalt.

Wenden wir unseren Blick und unsere Gedanken lieber einer anderen Gruppe von Einwanderern zu, die sich nahe dem Ausschiffungsplatze gebildet hat. Lachend und scherzend treiben dort eine Anzahl junger Leute ihr Spiel miteinander, so daß wir fast in Zweifel gerathen, ob wir hier auch wirklich Einwanderer in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft vor uns haben. Ist die laute Fröhlichkeit, welche zu uns herüber tönt, in Wahrheit der Ausfluß innerer Zufriedenheit? Stammt jenes Lachen aus wirklich froh und heiter fühlenden Herzen? Wir zögern mit der Antwort in Erinnerung an die uns unter den gleichen Verhältnissen einst selbst bewegenden Gefühle, und dann, lesen wir recht in den Gesichtern jener Ankömmlinge, so lautet sie zweifach »Ja« und »Nein«. Hier strahlt uns ein Antlitz voll heiterer Sorglosigkeit entgegen; das schalkhafte Auge glänzt im Wohlgefühle der glücklichen Ueberfahrt und im Genusse der sich vor ihm entfaltenden Neuheit; vielleicht auch enthält die wohlverwahrte Tasche einige jener blanken Goldstücke, die den dunkelen Schatten der Sorge für einige Tage oder gar Wochen fern zu halten bestimmt sind. Scherzend klopft er dem schmächtigeren Nebenmanne auf die Schulter und deutet auf die im fernen Westen sich senkende Sonnenscheibe; dort sucht er seine Zukunft, dort, ja dort liegt das Ziel seiner Wünsche, und in ihm wohnt die Kraft und die volle Zuversicht, dasselbe zu erreichen.

Wie aus tiefster Träumerei ist der Angeredete bei der plötzlichen Berührung aufgeschreckt, aber auch seine Stirne scheint sich bei den ihm zugesprochenen Worten allmählich zu glätten. Weiter und undeutlicher tritt das Bild der Heimat zurück vor den ihm ausgemalten Hoffnungen, der ermunternde Zuspruch des Reisegefährten übt eine unwider-

fiehliche Gewalt über ihn und jetzt stimmt auch er ein in den fröhlichen Chor der Gefährten.

Aber das Lachen, das aus seinem Munde tönt, klingt gar verschieden von demjenigen des stämmigen Handwerkers, und schnell, wie es entstanden, ist es auch wieder verschwunden in jener Miene unentschlossener Aengstlichkeit. Furchtsam, ja neidisch schaut sein Auge auf die kraftvollen Glieder des Anderen, und leise schleicht sich schon in sein Gemüth die Sorge für den Tag, wo der letzte Cent des mitgebrachten Sümmchens verausgabt sein wird. Und nicht allein Sorge für die Zukunft ängstet ihn, noch mehr wohl drückt ihn die Reue um eine verlorene Vergangenheit, und es drängt sich ihm die peinliche Frage auf: »was beginnen, welcher Beschäftigung mich zuwenden, nun, da ich auf meine Fähigkeiten, nur auf mich selbst angewiesen bin?« Arbeit ist ihm fremd geblieben daheim im Aelternhause, spöttisch hat er oft auf den armen Handwerker herabgeschaut, der vom Morgen bis zum Abend arbeitet, um für sich und die Seinen das tägliche Brod zu erwerben. Da gab's für ihn keinen Zweck der Thätigkeit; sorglos lebte er dahin, denn ein vermögender Vater, eine treue Mutter dachten und schafften für ihn und sorgten, daß er nicht darbe.

Wie verschieden das Einst von dem Jetzt! Mit rauher Hand haben des Schicksals Schläge des Vaters Reichthum dahingerafft, in Sorge und Kummer sind die Aeltern in's Grab gestiegen, und da steht er jetzt, das verwöhnte, gehätschelte Kind, ohne Freunde in seiner Noth, sich selbst überlassen mit dem Wenigen, das ihm als Erbschaft zugefallen. Wie reuevoll denkt er jetzt zurück an die Stunden tollen Uebermuthes, wie beneidet er jetzt den armen Handwerker, der seiner Kraft und seiner Kunst bewußt, ohne Bangen vor der Zukunft ihm jetzt gegenüber steht und in seinem Frohsinn auch dem Zaghaften einen Wiederschein der eigenen Gemüthsstimmung mitzutheilen sucht.

Gar Manchem unserer verehrten Leser mag das hier soeben niedergeschriebene nur als das Schreckbild einer allzu lebhaften Phantasie erscheinen, doch er mag unserer Wahrheitsliebe vertrauen. Ist es auch keine selbsterlebte Scene, so ist es doch eine Schilderung, in der wir nicht ein einzelnes Individuum, sondern eine ganze Classe von Einwanderern vorführen wollten, und leider nur zu häufig bietet sich dem schärferen Beobachter ein dem eben entrollten gleiches oder doch wenigstens ähnliches Bild dar. Aber je trauriger uns der Anblick einer solchen Scene berührt, um so weniger Grund haben wir, länger bei derselben zu verweilen. Reue, selbst die aufrichtigste, kommt zu spät in dem gegebenen Falle; die Vergangenheit ist unabänderlich dahin, und an ihre Stelle tritt jetzt die Zukunft mit allen ihren Forderungen und Bedürfnissen. Die unwillkürliche Frage: »was thun, was beginnen?« muß beantwortet sein, und hier mag es uns vergönnt sein, mit eigener Lebenserfahrung dem jungen Ankömmlinge helfend zur Seite zu treten.

Möge der Einwanderer vor allem Anderen sich bewußt werden, daß die »Neue Welt« ihre Bewohner nur nach den Begriffen von »Reich und Arm, Geld haben oder keines haben« einzutheilen beliebt, und daß jeder sonstige Standes- oder Rangesunterschied als solcher im americanischen Leben vollständig wegfällt. Nicht daß der Herr Baron dem schlichten Handwerksmann an äußerem Ansehen vorangehe, sondern wer Geld hat und Geld zu verdienen weiß, ist hier zu Lande der Mann, dem die Welt in Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit huldigt. Geld ist, wie schon in der alten Welt, so in noch höherem Maße in America das Losungswort, das Alle gemeinschaftlich gewählt, und nur über die Art und Weise, wie in seinen Besitz zu gelangen, konnte die Menschheit bisher nicht eines Sinnes werden. Gelderwerb ist also für den weniger besitzenden Einwan-

derer das Hauptaugenmerk, und die Vor- und Hauptbedingung für Erreichung dieses Zieles ist natürlich, ein Feld der Thätigkeit für sich zu finden. Wo und wie dasselbe zu »finden«, ist aber eine Frage, deren Beantwortung dem eigenen Ermessen und dem Glücke des Betreffenden anheimgestellt werden muß; wir begnügen uns mit der Lösung der Frage »wo« und »wie« ein solches Feld des Erwerbes zu »suchen«.

Haben wir nun, wie erinnerlich, dem reicheren Einwanderer gerathen, sich in der Wahl eines künftigen Erwerbszweiges nicht zu überstürzen, sondern mit Muße sich umzuschauen und dann nach reiflicher Prüfung zu entscheiden, so sehen wir uns genöthigt, dem weniger Bemittelten gerade den entgegengesetzten Rath zu ertheilen. Die wenigen Thaler, welche er von Hause mitgebracht, sind gar rasch dahin, drum mag er in der einzuschlagenden Richtung nicht gar zu wählerisch sein und nicht in Unentschlossenheit oder mitgebrachtem Eigendünkel warten, bis endlich die bittere Noth an seiner Thüre pocht und ihm die Zwangsjacke der Nothwendigkeit über die schlaffen Glieder streift. Hinweg mit jener falschen Schamhaftigkeit, die anfangs den leichten Hammer des Blechschmiedes verschmäht, um später den schweren Eisenhammer des Grobschmiedes schwingen zu müssen. Nur zugegriffen mit dreister Hand, wo die Gelegenheit des Erwerbes sich bietet, und liege das Feld der neuen Beschäftigung dem in der alten Heimat geführten Leben auch noch so fern; zu verlieren hat er wenig oder gar nichts, also kann er nur gewinnen bei seinem kühnen Versuche, und glückt's ihm dann auch nicht beim ersten Griffe, das Glück beim Schopfe zu packen, nun so hat er wenigstens Zeit und Gelegenheit gewonnen für einen zweiten vielleicht erfolgreicheren Versuch. Mag die dort drüben in Seide und Sammet wühlende Hand hier getrost zur Axt oder zur Schaufel greifen, ihr Besitzer wird durch den Wechsel nichts an seiner Ehrenhaftigkeit einbüßen, im Gegentheil, er wird sich, neben materiellem Gewinne, die Achtung Anderer in um so höherm Maße erwerben, je williger und standhafter er dem herben Geschicke mit rechtschaffenem Wirken die Stirne geboten. Ueberdies, bleibt ihm nicht stets die Hoffnung auf das Eingreifen einer ihm gnädigeren Schicksalshand, die ihn wieder emporreißt aus Nothdurft und Entbehrung? Er würde nicht der Erste sein, den wir aus tiefster Armut zu der Höhe unendlichen Reichthums sich erheben sahen, und wie mannichfach und verschieden auch die Wege waren, auf denen jene »self made men« zu ihrem Ziele gelangten, sie Alle hatten einen Zug des Charakters gemeinsam, der sie leitete, nämlich den nie und durch nichts zu beugenden Muth im Kampfe mit widrigem Geschicke und die stete feste Hoffnung eines endlichen Sieges.

Daß aber der Mensch hart zu kämpfen und hart zu ringen hat, um zu solchem Ziele zu gelangen, lehrt die beschränkte Anzahl solcher aus dem Dunkel ungünstiger Verhältnisse an's Licht der Welt tretenden Persönlichkeiten. Wie groß mag dagegen die Zahl derer sein, welche im Kampfe unterliegen, wie groß die Zahl derer, welche nicht einmal den Muth besitzen, in diesen Kampf mit dem Leben einzutreten? Für die Beantwortung dieser Fragen bietet wohl kein Land auf der ganzen Erde ein geeigneteres Feld der Beobachtung als die Staaten der neuen Welt. Zu Hunderttausenden kommen die Menschenschaaren daher, voll der Hoffnung, voll des künftigen Glückes zerstreuen sie sich nach allen Weltrichtungen hin, um, der Eine hier, der Andere dort, das gemeinsame Ziel zu verfolgen. Aber nur einzelne Wenige steigen empor zu der geträumten Höhe des Glückes, Hunderte bleiben in derselben Sphäre, welcher sie bei ihrer Ankunft angehörten, Tausende sinken von Tage zu Tage tiefer unter das Niveau einstigen gesitteten Lebens. Und wie kann es uns wundern, daß die Zahl der letztgenannten Classe sich so schrecken-

erregend in einem Lande vergrößert, wo fern von dem Auge einer treuen, liebenden Mutter, fern von der Hand des sorgenden Vaters dem Bedrängten statt mitleidigen Trostes nur ein höhnisches »help yourself« entgegen tönt? Fast könnte man es da dem unerfahrenen Jünglinge verzeihen, wenn er im Kampfe mit dem Leben vom Stande seiner Gesittung in die Tiefe rohen Lasters herabsinkt. Wohl möge daher ein Jeder seine Kräfte prüfen, bevor er den Kampf mit dieser Welt aufnimmt, wohl möge er die Folgen überlegen, bevor er dem Schoße der Familie sich entwindet und seine Schritte der unbekannten Ferne zulenkt.

»Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang,« heißt es in dem Liede von der Glocke, und wahrlich, wir geben dem Dichter Recht in seinen Worten, die, obwohl dort auf andere Verhältnisse angewandt, sehr zeitgemäß aus alter Schulzeit unsere Erinnerung kreuzen. Lassen wir mit ihnen zugleich unsere Warnung abschließen und uns hoffen, daß dieselbe nicht ganz unberücksichtigt von denen bleibe, welchen diese Zeilen vielleicht zu Gesichte kommen. Wenden wir unseren Blick lieber jenen unermeßlichen Schaaren zu, welche den eigentlichen Kern der Auswanderung bilden, und die daher auch den größten Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit haben.

Ein kurzer Monat ist seit unserem Aufenthalt in Newyork und seit den dort gemachten Beobachtungen verflossen. Hunderte, Tausende Europamüder Einwanderer sind an uns vorübergezogen, und wir sind ihnen mit unseren Blicken gefolgt, bis endlich sich der Strom zertheilte, und die einzelnen Bruchstücke im Gewühle der Weltstadt unserem Auge entschwanden. Aber die eine Frage ist uns unbeantwortet geblieben, wohin diese Tausende und aber Tausende wandernder Menschen ziehen, wohin sich dieser lebendige Strom wälzt, ohne zu stocken und doch ohne je sein Grab zu überfüllen? Ununterbrochen sehen wir Woge auf Woge daher brausen, aber gleich dem Bächlein der Wüste, das nach kurzem Laufe unbemerkt im Sande verrinnt, geht eine nach der anderen bald unserem neugierig nachschauenden Auge verloren. Staunend stehen wir da und können es kaum fassen, wenn wir hören, daß »der Westen« das große allmächtige Becken ist, in das dieser von Jahr zu Jahr anschwellende Strom seinen Ausfluß findet. Fast scheint es unmöglich, daß ein Land der Erde diese Menschenzahl in sich aufzunehmen vermöge, und doch geben uns die letzten 25 Jahre den klaren Beweis nicht nur der Möglichkeit, sondern der vollen Wirklichkeit des Thatbestandes.

Aber wer vermöchte auch sich eine richtige Vorstellung von den Raumverhältnissen des westlichen Nordamerica zu machen, ohne mit eigenen Augen jenen Erdtheil überschaut zu haben? Wir glauben nicht weit irre zu gehen, wenn wir nicht mehr als einem Einzigen unter je zehntausend Deutschen eine nur annähernd zutreffende Schätzung der hier noch uncultivirten Ländereien zutrauen, und bei noch Wenigeren mögen wir mit der keineswegs übertriebenen Behauptung Glauben finden, daß dort nicht nur Millionen, sondern Billionen Acker Landes noch der fleißigen Hand des Bebauers harren.

So gern wir nun auch jeden Zweifel gegen das eben Gesagte verzeihen, so ungern bemerken wir auf der anderen Seite manche falschen Begriffe von der Beschaffenheit jener noch menschenleeren Landstriche, und zwar, weil wir gerade in diesen irrthümlichen Vorstellungen einen Hauptbeweggrund für die Einwanderung zu erblicken glauben. Woher diese Irrthümer stammen, und welcher Art sie sind, brauchen wir wohl kaum zu sagen, sie rühren aus jenen »Briefen aus America«, welche jeden Fuß breit Landes daselbst als das Paradies auf Erden, als das glückliche Schlaraffenland schildern, in dem man nur zu wünschen braucht, um auch zu haben, wo die Muttererde ihre ernährenden Früchte

bietet, ohne daß eine fleißige Hand die Saat gesäet. Und bei all' dieser mühelosen Herrlichkeit, heißt es weiter, ist dem Einwanderer noch eine freie Auswahl seines Antheiles vom Allerbesten gelassen, so daß er nur zu sagen braucht: »Hier gefällt's mir, hier will ich mich niederlassen, dies Stück Land gehört mir,« — um damit sein Besitzrecht für ewige Zeiten zu besiegeln. Wir erinnern uns genug solcher gewissenlosen Schreibereien und würden denselben schon hier ernsthafter entgegenzutreten suchen, wenn wir nicht späterhin noch Gelegenheit finden würden, dem Leser den Sachverhalt, so weit unsere Erfahrung reicht, der Wahrheit gemäß schildern zu können. Begnügen wir uns hier, solche Briefe als das Machwerk geldgieriger Interessenten oder auch als leere Prahlereien der Schreiber selbst zu bezeichnen, welche sich ohne Grund schämen, zu gestehen, daß sie hier gerade so hart und oft noch härter für den Lebensunterhalt arbeiten müssen, wie sie es einst in der alten Heimat zu thun verschmähten.

Doch wir haben uns schon zu lange bei dieser Abschweifung aufgehalten. Schon ist der Zug unserer Einwanderer uns weit vorausgeeilt, und wollen wir unsere Beobachtung nicht schon hier abschließen, so lenken auch wir besser unsere Schritte weiter westwärts. Dahin fliegen wir von Stadt zu Stadt, von Staat zu Staat; auf Windesflügeln geht's dahin über Flüsse und Länder, durch Berge und Schluchten, ein ewig wechselndes und mit seinem Wechsel ermüdendes Bild für das Auge des Wanderers. Ermüdet lehnt Einer nach dem Anderen das Haupt auf die Polster und bemerkt nicht, daß der Tag dem Dunkel der Nacht gewichen. Weckt dann wirklich bei einem Haltepunkte der Ruf des Conducteurs die müden Schläfer, so ist die verursachte Störung von kurzer Dauer; das Geräusch der rollenden Räder und das ewige Hinundhergeschütteltwerden hat den Körper so vollständig ermattet, daß der Geist vergebens sich wach zu erhalten strebt. Und Tageslicht ist wiederum der Nacht gefolgt, und weiter und weiter geht's Tag und Nacht gen Westen, als ob der Reise kein Ende wäre. Gedankenlos, halb wachend, halb träumend sitzen die erwachten Schläfer da, bis endlich, endlich gegen Abend eine jener neu entstandenen Weltstädte den Strapatzen der Fahrt ein vorläufiges Ende macht. Auch wir steigen aus, und währt der gegönnte Aufenthalt auch nur wenige Stunden, so genügt er doch, um Geist und Körper wieder einigermaßen zu erfrischen und uns die Kraft der Beobachtung wieder zu geben. Langsam schlendern wir durch die Hallen des großartigen Union Pacific Depot's und mustern in Ermangelung anderer Beschäftigung die einzelnen Gruppen der dort Versammelten. Doch vergebens wandert unser Auge über die auf und ab wallende Menge, um darin ein Interesse erregendes Etwas zu entdecken; die uns begegnenden Alltagsgesichter lassen uns im höchsten Grade gleichgültig, und schon stehen wir im Begriff, auf den nächst gelegenen Straßen Befriedigung unserer Schaulust zu suchen, als unser Auge zu guter Letzt noch das vergeblich Gesuchte und sogar in nächster Nähe erblickt. Dort im Halbdunkel, in einen Winkel zusammengekauert, sitzt eine Schaar unserer alten Freunde, der Einwanderer, und hat uns unser Gehör nicht betrogen, so waren dort soeben deutsche Worte gesprochen worden. Welch günstige, verführerische Gelegenheit, die Langeweile zu tödten und zugleich den Umfang unserer Beobachtungen zu erweitern. Mit kühnem Schritte treten wir der Gruppe näher und, nachdem wir mit einigen Worten in deutscher Zunge die Einleitung gemacht, halten wir uns zu der Frage des »woher« und »wohin« berechtigt genug. Wider Erwarten aber scheint diese Berechtigung in der Ansicht des finster und mürrisch blickenden Mannes nicht zu existiren, denn ein halblaut gemurmeltes »Das kümmert Niemanden« ist die einzige und gerade nicht ermunternde Antwort. Allein wir

haben uns vorgenommen, uns nicht so leichten Kaufes abweisen zu lassen, und unsere Taktik ändernd wenden wir uns an den weiblichen Theil der Familie, wie es scheint Mutter und Tochter. Wirklich scheinen wir hier erfolgreicher zu sein; wir sind auf mittheilsamere Wesen gestoßen und trotz anscheinender Furchtsamkeit von ihrer Seite bald mit Beiden in ein Gespräch verflochten, zu dem hin und wieder, nachdem das Eis der Zurückhaltung einmal gebrochen, jetzt auch der Mann seinen Antheil liefert.

Was wir in der nächstfolgenden Stunde erfahren haben, mag im Folgenden wiedergegeben sein; es bildet den ersten wirklich dunkelen Schatten, der auf den Pfad des Einwanderers fällt, und so traurig auch die Aufgabe für uns sein mag, solche Schilderungen niederzuschreiben, wir thun es in der Hoffnung, daß Andere daraus lernen mögen, in der redlichen Absicht, zu helfen, wo wir noch helfen können. Führen wir also die Betreffenden selbstredend ein und horchen ihrer Erzählung:–

Es war im letztverflossenen Sommer, als die Familie, bestehend aus Vater, Mutter und drei Kindern, den americanischen Boden betrat. Im fernen Westen hatten alte Bekannte den Kommenden eine sorgenlose Heimat versprochen, und voll von glühender Zuversicht brachen sie nach kurzer, glücklicher Ueberfahrt nach jenen glückverheißenden Gefilden auf. Selbst die Mutter, welche, von Natur kränklich, die Unbilden der Seereise am härtesten gefühlt, schaute heute in der Hoffnung eines nahen Endes der Wanderung wieder heiterer um sich. Tage und Nächte ging's also fort gen Westen, und je länger die Fahrt dauerte, um so zuversichtlicher und lauter äußerten sich die Erwartungen des Vaters und der Kinder. Anders dagegen verhielt es sich mit der Mutter. Die Anstrengungen der neuen Verhältnisse schienen von Stunde zu Stunde mit größerem Nachdruck auf ihre Lebenskraft zu wirken, und bleich, mit halbgeschlossenen Augen, saß sie da, theilnahmlos und unempfindlich gegen die endlosen Fragen, ja selbst gegen die Liebkosungen der herandrängenden Kinder. Mit banger Sorge ruhte des Mannes Auge jetzt auf der leidenden Gattin; er sah den Zustand völliger Entkräftung nahe und wußte, daß nur ein Weg der Rettung offen stehe, daß die Reise unterbrochen werden müsse, um ihm selber die theure Lebensgefährtin, den Kindern die treue Mutter zu erhalten. Und so geschah es; *** war der Ort, an dem die Familie traurig und niedergeschlagen von den übrigen Reisegefährten Abschied nahm.

Es war ein harter Schlag, durch den die Familie so plötzlich aus allen ihren freudigen Hoffnungen gerissen war, allein, er mußte ertragen werden, und geduldig fügte sich der tief gebeugte Vater dem drohenden Geschicke. Keine Sorge, keine irgend erschwingliche Ausgabe scheute er, die Linderung für das leidende Weib versprach. Er vergaß die Außenwelt in der unermüdlichen Pflege und Sorge für die Seinen. Und so ging's von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, und mit Schrecken blickte er eines Tages auf den kleiner und kleiner werdenden Rest des Geldes, das er für so ganz andere Zwecke mit herübergebracht. Schon hatten hier und da manche Ausgaben erspart werden müssen; die nothwendigsten Arzeneimittel für die Kranke, der Unterhalt der Familie und die Forderungen des Arztes hatten die Geldtasche ungeahnt rasch geleert, und woher weitere Mittel für diese Zwecke nehmen, wenn bald der letzte Cent dahingegangen? Wie ein drohendes Ungewitter stieg das Gespenst der kommenden Noth in den Gedanken der schwer Geprüften auf. O, wie ganz anders hatten sie doch die Zukunft wenige Wochen vorher geträumt! Wie hatte sich schon das Bild des Landes verdüstert, das sie als neue glückverheißende Heimat kaum erst betreten!

In seiner Bedrängniß entschloß sich der Vater endlich, die Hülfe derjenigen anzu-

sprechen, welche ihn mit schönen Reden in dieses ferne Land gerufen. Tage lang wartete er vergebens auf die Antwort, und als dieselbe kam, wie wünschte er da, daß er nie diesen Schritt gethan. Sie, die vorher sich für reiche, im Ueberflusse schwelgende Leute ausgegeben, erklärten sich jetzt in augenblicklicher Geldverlegenheit, welche die verlangte Unterstützung unmöglich mache. Aus jedem Worte, aus jeder Zeile klang das kalte „help yourself" dem Lesenden entgegen und erfüllte ihn mit den bittersten Gefühlen gegen Gott und Mitmenschen. Furchtbar sah er sich in Allem getäuscht, was er seine »glückliche Zukunft« genannt; von Freunden und Bekannten verlassen stand er da und gedachte der alten Zeit, der theueren Heimat, von der viel tausend Meilen ihn jetzt trennten. Aber schwerer und schwerer senkte sich die Noth auf die Verhältnisse der Unglücklichen; Armut, tiefste Armut war über sie hereingebrochen, und es galt jetzt einen letzten Entschluß.

Treu und unermüdlich hatte der Vater bisher die Pflege der nur langsam genesenden Mutter überwacht; fortan mußte er diese gern ertragene Mühe den Kindern überlassen; er selbst will Arbeit suchen und arbeiten, um das Schlimmste von den geliebten Seinen abzuwehren. Von den heißesten Glückwünschen begleitet eilt er von dannen, bald hierhin, bald dorthin, wo immer ein Hoffnungsschimmer für Beschäftigung dämmerte. Von Werkstätte zu Werkstätte trieb's ihn ohne Rast und ohne Murren, überall bot er seine Arbeitskräfte an, für den kleinsten Verdienst wollte er die schwerste Arbeit verrichten, aber überall ward ihm dieselbe verneinende Antwort. Ueber die Ursache konnte er nicht lange im Unklaren bleiben. Schneller als gewöhnlich war der Winter hereingebrochen und hatte mit seinem Erscheinen dem größten Theile erwerbreicher Thätigkeit ein vorläufiges Ende gesetzt. Statt Mangels an Arbeitskräften hatte der Fabrikherr bei erzwungener Einschränkung der schaffenden Hände genug. Was Wunder, wenn man da, der Tüchtigkeit des soeben in's Land Gekommenen mißtrauend, eine tüchtige kundige Arbeitshand dem guten Willen und den starken Muskeln vorzog? Und was Anderes hatte er daheim gelernt, als mit Schaufel und Hacke das Feld zu bebauen?

Spät Abends kehrte er erschöpft zurück. Mit tausend Fragen auf den bleichen Lippen blickten ihm die hungernden Kleinen entgegen, mit ängstlichem Blicke harrte die sorgenvolle Mutter, und er brachte ihnen kein Brod für den Morgen, nicht einmal ein Wort des Trostes und der Hoffnung. Ja das war ein trauriger Abend für die Armen, und viele heiße Thränen flossen, ohne die tiefbetrübte Brust zu erleichtern.

Das so eben Erzählte sind die Erlebnisse der vorgeführten Familie bis zum gestrigen Abende. Enthalten schon sie des Traurigen genug, so erfahren wir auf unsere letzten Fragen doch, daß der heutige Tag den Armen noch ein neues Weh vorbehalten, — das Weh der Trennung. Draußen, Meilen entfernt von der Stadt, heißt es, ist ein Hoffnungsschimmer für Erwerb, eine neue Bahnstrecke soll eröffnet werden, und dorthin will jetzt der Vater, nachdem er das Letzte für die Seinen dahingegeben. Nur wenige Minuten noch, und er muß scheiden von seinen Lieben, und wird die Trennung jetzt auch nur eine zeitweilige genannt, wer weiß, wie, wer weiß, wann sie enden wird. Mitleidig greifen wir in unsere Taschen, und wissen wir auch, daß wir nichts Großes an Hülfe leisten können, so mag doch unsere kleine Gabe, der schuldige Tribut für unsere Neugierde, nicht ganz ohne Werth sein; wenigstens können wir uns mit dem Bewußtsein einer guten That von solchem Elend abwenden. Tief bewegt besteigen wir den eben sich wieder in Bewegung setzenden Zug, aber unsere Gedanken weilen noch lange bei dem, was wir gesehen und gehört, und wenden wir uns endlich anderen erfreulicheren Dingen zu, so

ist es mit dem aufrichtigen Wunsche, daß Scenen dieser Art unserem Auge nicht allzuhäufig begegnen mögen.

Nachdem wir den Einwanderer hiermit durch die östliche Hälfte des nordamericanischen Continentes hindurch begleitet, bleibt uns noch die Aufgabe, einen Blick auf sein Thun und Treiben in jenen westlichen Gegenden zu werfen, welche sein eigentliches Ziel, seine »neue Heimat« bilden. Gewiß, ein jeder unserer Leser wird schon mit Interesse eine oder mehrere Erzählungen gelesen haben, deren Schauplatz an jene westliche Gränze americanischer Civilisation verlegt war, und gar mancher wird sich wohl in Folge dieser Studien schon ziemlich eingehend mit den dortigen Verhältnissen vertraut meinen. Ob aber, diese Phantasiebilder mit den Erfahrungen des Einwanderers übereinstimmen, möchten wir bezweifeln. Die Schuld dieses Mißverständnisses können wir aber wohl unmöglich dem Verfasser solcher Erzählungen aufwälzen, der, lediglich die Befriedigung des Geschmackes seiner Leser im Auge habend, natürlich die heitere, romantische Seite des »Westlichen Lebens« in den Vordergrund zu schieben bemüht war. Das Mißverständniß ruht unserer Ueberzeugung nach viel schwerer auf dem Leser selbst, der, jenen Zwang des Schreibers vergessend, das für Befriedigung seiner Phantasie Geschriebene in eine geographisch statistische Abhandlung umzudrehen beliebt. Machen wir deshalb hier auf einige kleine Nebenpunkte »westlicher Romantik« aufmerksam, welche der Beobachtung solcher Leser bisher entgangen sein mögen.

Wie gesagt, der Einwanderer ist jetzt in dem großen Westen angelangt. Hinter ihm liegen Städte und Dörfer und niedliche Farmhäuser, umgeben von reich bebauten Aeckern; vor ihm liegt die Wildniß, der ihre Rauheit zu nehmen und zu gleichen fruchttragenden, ernährenden Gefilden umzuwandeln er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Vergebens horcht er hier auf den schrillen Ton der Locomotive oder auf das dumpfe Rollen des dahinsausenden Zuges; statt ihrer knarrt und ächzt unter ihm die Axe des schwerbepackten Wagens, den die Zugthiere auf dem holperigen, zerrissenen Wege nur langsam daherschleppen. Ueber Berge und Felsen, durch Flüsse und Wälder hat er seinen Weg zu bahnen; überall von Gefahren umgeben, auf Schritt und Tritt mit den mannichfachen Hindernissen des Bodens und der Natur im Kampfe. Hier gähnt ein steiler Abhang dem Dahinziehenden entgegen und macht das Entladen des Gefährtes zur Nothwendigkeit, dort kreuzt ein Strom die Fortsetzung der Reise, und Stunden vergehen, bis eine Furth gefunden, die den Uebergang ermöglicht. Hier liegt einer jener Riesen des Urwaldes vom Sturme quer über die schmale Lichtung geschleudert und weicht erst der von kräftigen Händen geschwungenen Axt; dort deutet das weicher und feuchter werdende Erdreich die Gefahr eines Sumpfes an und räth zu meilenweiten Umwegen oder gar Umkehr.

Mit der größten Vorsicht hat er so einen Theil des Marsches zurückgelegt, und schon denkt er sich dem Ziele nahe, da trifft ihn ein neuer unvorhergesehener Unfall und hält ihn für Stunden und oft Tage zurück. Der Wagen ist trotz der größten Umsicht endlich dem Gewichte der Ladung und den Unbilden des Weges zum Opfer gefallen, die Axe ist zerbrochen. Da geht's wiederum an ein Entladen und Oeffnen von Kisten und Kasten, angefüllt mit den nothwendigsten Bedürfnissen und Geräthen, und mit eifriger Hand wird die Ausbesserung des erlittenen Schadens begonnen. Aber, o weh, die Handwerksgeräthe, welche er doch mit der größten Umsicht ausgewählt zu haben meinte, erweisen sich kaum genügend für die jetzt an sie gestellten Anforderungen und das noch um so mehr, als die sie führende Hand ihres Gebrauches kaum kundig ist.

Mißmuthig und ärgerlich versucht er bald dies, bald jenes Instrument, keines will ihm passen, und doch war, was er an solchen Geräthschaften mitgenommen, schon fast mehr, als der für dieselben bestimmte Raum erlaubte. Aber was hilft's? Er fängt an einzusehen, daß die Zeiten der Bequemlichkeit und des Ueberflusses vergangen sind, und daß er sich mit seinen Anforderungen und Bedürfnissen einzuschränken habe. Er sieht eine neue Lehr- und Schulzeit des Lebens vor sich, in der die Nothwendigkeit als Lehrmeisterin sich ihm aufdrängt; da ist Niemand, der ihm helfen könnte, außer seinem eigenen »Selbst«, und sein Trost ist das bittere »Muß«.

Aber Unannehmlichkeiten der eben erwähnten Art sind kaum erst der Anfang der Mühen und Leiden, welche dem Einwanderer entgegenstarren. Lassen wir ihn wirklich einmal an der neuen Heimatstätte anlangen, und der Begriff »Westlichen Lebens« wird ihm von Stunde zu Stunde klarer werden. Vor sich, hinter sich, ringsum unbetretene Wildniß, allein auf sich selbst, auf seine eigene Kraft und Ausdauer angewiesen, beginnt er den Kampf mit dem neuen selbstgewählten Leben. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat tönt der Hieb der Axt durch den stillen Wald; ob Regen, ob Sonnenschein, ob unerträgliche Hitze, ob erstarrende Kälte, er darf keinen Ruhetag machen in dem großen Werke, das er sich vorgesetzt. Mit dem ersten Strahle der Morgensonne schreitet er hinaus an das schwierige Tagewerk, und mit unverdrossenem Eifer schwingt er die gewichtige Axt, bis endlich spät Abends das hereinbrechende kurze Dämmerlicht auch ihn zu Rast und Ruhe ruft. Und wo, fragt man, findet er diese Ruhe nach des Tages harter, ermüdender Arbeit? In einer ärmlichen, aus rohen Baumstämmen zusammengezimmerten Hütte, die kaum vor den Unbilden des Wetters den Körper zu schützen vermag. Ihm selbst freilich würde diese Behausung vollständig genügen; aber er besitzt eine Familie, deren jedes Mitglied je nach Kräften an dem Tagewerke mitgearbeitet und somit ein gleiches, wenn nicht noch größeres Anrecht auf das schützende Obdach besitzt. Gewiß wird sich da oft genug Gelegenheit finden, das Unzureichende des schirmenden Daches zu erkennen oder die Härte des ärmlichen Lagers zu verwünschen, und doch wissen Alle, daß noch Monate, vielleicht Jahre vergehen können, bevor eine geräumigere, bequemere Wohnung diese Hütte ersetzen wird. Endlich nach Wochen und Monaten unsäglicher Arbeit schweigt der Schall der Axt; eine kleine Lichtung ist rund um die Wohnung geschaffen. Aechzend sanken die Riesen des Urwaldes unter der Hand des frechen Eindringlinges; aber das Ohr desselben hörte den Klageton nicht, unbarmherzig schwang er die scharfe Axt und ruhte nicht, bis der schöne Stamm zerstückelt und verstümmelt, seinen Plänen entsprechend, dort lag. Wohl kam ihm bisweilen der Gedanke, welcher Reichthum unter anderen Verhältnissen in diesen Stämmen verborgen liege, aber für ihn sind sie jetzt vollständig werthlos, im Gegentheil, sie sind ihm und seiner Arbeit nur im Wege, und ohne Grämen überliefert er sie, nachdem vielleicht wenige Theile als nutzbar bei Seite gelegt, den Alles verzehrenden Flammen. Und welchen trefflicheren Bundesgenossen hätte er wählen können als das Feuer? In wenigen Stunden hat der Flammen Gewalt hinweggeräumt, was die Axt nach Tage langer Arbeit nicht verrichten konnte, und bald sucht das Auge vergebens auf dem jetzt mit Asche und Kohlen besäeten Boden nach den Anzeichen einer früher hier bestandenen Herrlichkeit.

Mit Stolz schaut der Ansiedler auf diesen Theil der Arbeit als gethan; er hat die erste Probe des neuen Lebens kennen gelernt, und er hat sie bestanden; aber offen und ehrlich gesteht er, wieviel Mühe, wieviel Geduld, wieviel Entbehrung das Werk ihm gekostet. An Ruhe und Rast ist aber noch keineswegs zu denken. Er weiß gar wohl, daß er

noch manche harte Arbeit vor sich hat, daß noch mancher Schweißtropfen von seiner Stirne perlen wird, bevor er den Lohn für sein Schaffen zu ernten beginnen kann. Statt der Axt muß die Hand jetzt den Pflug ergreifen, um aus der kaum entstandenen Lichtung nun ein fruchttragendes, ernährendes Feld zu schaffen. Wiederum geht er muthig an's Werk, aber fast möchte der stärkste Arm bei diesem Versuche erlahmen, fast möchte die Geduld des ruhigsten Mannes dieser Probe unterliegen. Fast scheint es, als ob der freie Boden sich sträube, dem Willen des neuen Gebieters sich zu unterwerfen, wenn hier die unter der Oberfläche sich hinstreckenden Wurzeln, dort ein lose verdeckter Felsblock oder ein sonstiges Hinderniß sein Wirken hemmen. Aber die Kreuz und Quer, zwischen den alten Grabsteinen gleich aus dem Boden ragenden Baumstumpfen, wo immer eine freie Stelle es erlaubt, windet sich das scharfe Eisen in allen möglichen Richtungen und zieht seine dunkelen Furchen als Zeichen der gewaltigen Kraft des menschlichen Willens und menschlicher Ausdauer. Unaufhörlich reiht sich Furche an Furche, folgt ein hartes Tagewerk dem anderen, und doch — wie langsam erweitert sich der Umfang des so der Wildniß abgerungenen Bodens. Wie lange, wie mühsam, wie geduldig hat der Ansiedler noch zu arbeiten, bis endlich der Ertrag der geschaffenen Felder ihn und die Seinen zu ernähren vermag? Monate, Jahre des äußersten Fleißes, der äußersten Sparsamkeit und Enthaltsamkeit müssen nothwendiger Weise noch diesem glücklichen Zeitpunkte vorangegangen sein, damit der Ansiedler sich dann mit Recht einer mehr als gewöhnlichen Willenskraft, die allen Nöthen unter allen Verhältnissen erfolgreich die Stirne geboten, rühmen möge.

Erinnern möchten wir aber den Leser, daß diese kurz gemachten Notizen nichts weiter als die alltäglichen, normalen Verhältnisse des »Westlichen Lebens« zeichneten, und daß wir dabei von jeden außergewöhnlichen Zufällen, welche den jungen Ansiedler bedrohen, gänzlich abgesehen haben. Lassen wir beispielsweise Krankheit mit all ihren traurigen Gefolgen über die Familie in ihrer Abgeschiedenheit hereinbrechen und die fleißige, arbeitende Hand gerade dann zur Unthätigkeit zwingen, wenn sie am nothwendigsten gebraucht wird, oder lassen wir eine Seuche den mühsam mitgebrachten Viehstand heimsuchen und auch nur eines der nothwendigen Thiere dahinraffen; — wie oder wo will der von jedem Verkehre mit der Außenwelt abgeschiedene Ansiedler den erlittenen Schaden oder den Verlust an Arbeitskraft und Zeit ersetzen? Er ist geradezu unersetzlich, und was schlimmer ist, der Betroffene fühlt sich vollständig hilflos gegen solches Unglück in seiner einsamen Wildniß, wo der geringste Zufall die bedeutendsten Folgen nach sich zieht und ihn in seinen Hoffnungen für Monate, vielleicht für Jahre zurücksetzt.

Nehmen wir noch einen anderen Fall, wo vielleicht ein kleiner unbeachteter Funke den jungen kaum entstandenen Haushalt in ein feuriges Flammenmeer hüllt und alle die nothwendigen Werkzeuge und Vorräthe, auf denen die Zukunft des armen Ansiedlers beruhte, aufzehrt, oder wo des Wetters Unbilden die erste hoffnungsvolle Ernte, Alles, was Jahre langer Fleiß geschaffen, in einigen Stunden vernichtet. Würde unter solchen Umständen nicht des Stärksten Muth gebeugt, und seine Kraft gebrochen werden? Wir enthalten uns, die Folgen solcher Zufälle weiter auszumalen, und wollen uns mit den angeführten Beispielen begnügen, trotzdem dieselben nur einen kleinen Bruchtheil der Fährlichkeiten bilden, welche den Ansiedler im fernen Westen umgeben. Dagegen möchten wir noch einmal auf das volle Gewicht und die Härte solcher Schicksalsschläge aufmerksam machen und zu bedenken geben, daß die Isolirtheit des Ansiedlers ihm jede Hilfe und Unterstützung von fremder Seite absolut unmöglich macht. Unterstützungsvereine und

andere wohlthätige Gesellschaften mögen in dichtbevölkerten, leicht zugänglichen Ländern von hohem Werthe sein, hier würden sie vollständig zwecklos bleiben, da die Entfernung und Beschwerlichkeit der Beförderung auch die bereitwilligste Hilfe vereiteln würde.

Wie schon oft vorher gesagt, des Ansiedlers Zukunft ruht in seiner eigenen Kraft und Ausdauer, in dem vollen Bewußtsein, jeder Widerwärtigkeit, jedem Geschicke ohne fremde Hilfe mit Erfolg die Stirne bieten zu können; und dies wird wahr bleiben, so lange der Begriff »Leben und Ansiedelung im Westen« nicht erstorben ist. Bis dahin aber werden wohl noch manche Jahrzehnte vergehen, und bis dahin wird wohl noch mancher Deutsche die Heimat verlassen haben, um die Wahrheit dessen zu erfahren, was wir zu schildern versuchten.

Wohlan, mag ein Jeder seinem Wunsche gemäß handeln, wir wünschen ihm aus vollem Herzen, daß er von allen oder doch manchen der angedeuteten Gefahren verschont bleibe und seine Hoffnungen im vollsten Maße erfüllt sehe. Sollte er aber zu kämpfen und zu ringen haben, nun, so mag er sich dessen erinnern, was wir hier geschrieben haben, und uns in unserem Bestreben unterstützen, dort die Wahrheit zu verbreiten, wo viel Aberglaube und Unwissenheit ihr Wesen treiben.

Das Glaubensbekenntniß eines Altkatholiken.

Von

N. M.

Die erste Synode der Altkatholiken in Bonn, die jüngsten parlamentarischen Debatten über das »Altkatholikengesetz« in Baden lassen neben früheren ähnlichen Vorgängen in anderen deutschen Staaten, zu denen in erster Linie die hier und da erfolgte staatliche Anerkennung des Bischofes Reinkens gehört, das Interesse an dem Werden und Wollen des Altkatholicismus — dieser großartigen und nach der Reformation unstreitig historisch bedeutsamsten Reaction des deutsch-nationalen Freiheitssinnes in Glauben und Wissen gegen die Uebergriffe und Excesse der von Rom prätendirten Lehrauctorität in religiösen und profanen Dingen — für jeden Gebildeten wieder entschieden in den Vordergrund treten. Wird es dem Altkatholicismus in seiner heutigen Gestalt, die bekanntlich in vielen Punkten von dessen anfänglicher Formation divergirt, gelingen, die 13 Millionen deutscher Katholiken um sein Panier, seine Führer zu schaaren? Wird er einen ähnlichen Umschwung der Geister, eine solche entscheidende Neugestaltung der Dinge in seinem Gefolge haben, wie die gewaltige Glaubensbewegung des 16. Jahrhunderts?

Offen gestanden, einen etwas starken Zweifel an der Realisirung dieser von jedem Altkatholiken und auch wohl von anderen patriotischen Deutschen gehegten Wünsche können wir bei jenen ernsten Fragen nicht unterdrücken. Grund zu diesem Zweifel giebt aber einerseits der religiöse Indifferentismus, der heutzutage bei gebildeten Katholiken, auf die doch in erster Linie der Altkatholicismus rechnen müßte, als das Bekenntniß derjenigen katholisch Getauften, die denken gelernt und auf die Vernunft noch nicht verzichtet haben, ebenso gäng und gäbe ist wie bei den Bekennern

der anderen Confessionen, und der sich nur ungern aus seinem Schlendrian wecken läßt durch dogmatische Spitzfindigkeiten der Theologen. Andererseits bietet auch die verhältnißmäßig nur geringe Betheiligung des profanum volgus, der eigentlichen Masse des katholischen Volkes an den Bestrebungen der von ihm sogenannten »Neuprotestanten«, die trotz nunmehr dreijährigen Bestehens nur sporadisch sich bildenden und räumlich äußerst getrennten altkatholischen Gemeinden in Deutschland hinlänglich Stoff zum Nachdenken.

Nimmt man hiezu die in specifisch katholischen Gegenden und Provinzen systematisch betriebene Renitenz gegen die moderne Staatsentwickelung überhaupt, welche nicht bloß von dem ultramontanen Clerus mit Erfolg in's Werk gesetzt und geleitet, sondern auch von der durchaus überwiegenden Mehrheit gebildeter und ungebildeter katholischer Laien gebilligt und gerechtfertigt wird, so wird man im Großen und Ganzen unser unten näher begründetes „caeterum censeo“ berechtigt finden, daß auch von dem dogmatisch-confessionellen Altkatholicismus als solchem für den Staat und die Nation kein sonderliches Heil zu erhoffen ist.

Man hat nun, Angesichts jener Thatsachen und offenbaren Zeichen der Zeit, hier und da den Kampf, den das Deutsche Reich als Ganzes und einzelne deutsche Staaten wiederum für sich im Vereine mit gewissen freisinnigen confessionellen Bestrebungen gegen den kirchlichen Despotismus unternommen haben, herb getadelt, demselben ein verderbliches Prognostikon für die Zukunft gestellt, leise und laut gemahnt und gewarnt, abzustehen von dem ungleichen Kampfe, aus dem der Clerus ja doch wieder gleich der lernäischen Hydra, vielköpfiger und gestärkter als Sieger hervorgehen werde. Diese Expectorationen, Ausflüsse eines schüchternen und im Kampfe noch nicht gestählten Gemüthes, scheinen uns entschieden irrig und verfehlt. Wir meinen umgekehrt, der Staat müsse weiter gehen auf dem einmal beschrittenen Wege der Klärung der Verhältnisse zwischen sich und der Kirche, soll nicht sein Stillstand einem Rückschritte ähneln. Er müsse sich nicht scheuen, selbst die äußersten Consequenzen zu ziehen in der einmal begonnenen Auseinandersetzung und Abrechnung, welche die Fehler von Jahrzehnten wieder gut machen soll.

Diese äußerste Consequenz besteht aber unseres Ermessens nicht etwa in der Errichtung einer Staatskirche nach englischem Muster, wie Einige wollen, — einer Institution, die augenblicklich in dem Lande ihrer Geburt selbst beklagt, und an deren Abänderung und Abschaffung mit allen Kräften gearbeitet wird —, sondern in der Proclamirung des obersten Grundsatzes: »Das Staatswesen als ein auf historischer Basis beruhender, rein menschlicher Organismus ist religions- und confessionslos!« Innerhalb der Gränzen der Staatsgesetze aber ist den einzelnen Staatsindividuen vollkommene Freiheit der Religionsübung gestattet, unabhängig von den Schranken einer bestimmten staatlich anerkannten Confession mit bestimmt formulirtem Bekenntnisse. Das ist americanisches Muster, und fast die einzig richtige Version des bekannten Cavour'schen Problemes der »freien Kirche im freien Staate«; mit einzelnen Modificationen und theilweisen Entstellungen allerdings auch neuerdings adoptirt vom Centrum des deutschen Reichstages und in seiner verwegensten Bedeutung selbst ein Fundamentalsatz der rothen Internationale, darum aber nicht minder wahr und richtig. Oder sollte, weil die Ultramontanen und die Socialisten sich heutzutage auf diesen dem fortschrittlichen Liberalismus entstammenden Grundsatz gleichfalls steifen, derselbe darum ein verwerflicher sein? Dies behaupten, hieße doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Allerdings giebt es heuer, namentlich in Preußen, eine gewisse Strömung, die Alles, was von sog. reichsfeindlichen Parteien ausgeht oder mit ihnen auch nur im Entferntesten zusammenhängt, verdammt und kurzweg

von der Hand weist. Daher schreibt sich denn auch die neuerliche Polemik gewisser halb und halb officieller Broschüren gegen das obige altliberale Princip. Dies ist aber, wie wir glauben, verwerflich und kann nimmer zum Ziele führen.

Allerdings bedarf es, ehe man zu jener ultima ratio gelangt, gewisser Uebergangsstadien, als deren erstes wir die einstweiligen Periode der kirchenpolitischen Gesetze betrachten, die ja doch zum Theil eingestandenermaßen den Stempel transitorischer Nothgesetze an der Stirne tragen. Das folgende Stadium würde das der völligen und rücksichtslosen Scheidung des Kirchlichen vom Staatlichen sein, wie auf dem Gebiete der Ehegesetzgebung, so auf dem des Vermögensrechtes der Gemeinden und der einschlägigen Fragen des Patronatrechtes und dergl., ein Stadium, in welches die deutsche Gesetzgebung schon in der vorigen Legislaturperiode mit einem Schritte getreten ist, welcher trotz aller augenblicklichen Quengeleien der Einzelstaaten nicht mehr leicht wird zurückgethan werden können; das dritte endlich das Stadium organischer Gesetze rücksichtlich der Bildung religiöser Corporationen innerhalb des Staatsorganismus, deren Gränzen möglichst schrassirt gezogen, deren innere Freiheit jedoch rücksichtlich der Anordnung des Cultus, der Wahl ihrer Vorsteher, der selbständigen Verwaltung des kirchlichen Gemeindevermögens eine völlig unbeschränkte und vom Staate ungestörte bleiben müßte. Vorausgesetzt wird natürlich bei alledem, daß kein Staatsbürger vom Staate oder sonstwie gezwungen werden könnte, in irgend eine dieser religiösen Corporationen einzutreten oder seine Kinder durch irgend einen staatlich geschützten Act in dieselben aufnehmen zu lassen. So denken wir uns die Verwirklichung des obigen kirchenpolitischen Princips im Gegensatze zu dem des Staatskirchenthums.

In allen diesen Punkten hätte Preußen, wie in so vielen anderen, den ersten Schritt zu thun. Das Reich würde dann ohne Bedenken in dessen Fußstapfen eintreten. Erst dann könnte die oft und heute sonderbarer Weise von allen Parteien angerufene und prätendirte Gewissensfreiheit ihre ersten Triumphe feiern. Erst dann könnte man von den Staatsbürgern energisch verlangen: »Gebet Gotte, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist«, ohne sie, wie jetzt oft, in unlösliche Collisionen mit der Macht des Gewissens oder der des Staates zu verwickeln. Mit der Proclamirung einer Staatskirche aber würde der Staat jedenfalls niemals aus den augenblicklichen und schon tausend Jahre alten kirchlichen Wirren hinauskommen; und diese eben zerfressen die Wurzel des Staates und vergiften das sociale Zusammenleben der Staatsbürger. Denn germanischer Staat und romanische Kirche — N. B. auch die evangelische Kirche ist romanischen Ursprunges! — sind unversöhnliche Widersacher von jeher sowohl aus natürlichen wie aus historischen Gründen. Mit einem Worte: Die Proclamirung einer Staatskirche hieße bei dem augenblicklichen Stande der Dinge den Teufel durch Belzebub vertreiben wollen.

Nehmen wir beispielsweise an, das deutsche Reich oder die deutsche Regierung erklärte den Altkatholicismus für die recipirte deutsch-katholische Staatsreligion: Wer giebt uns da die Bürgschaft, daß wir in Zukunft vor ähnlichen kirchlich-politischen Wühlereien und Convulsionen, wie wir sie heute erleben müssen, verschont bleiben? Würde uns dies vor dem Despotismus und dem pfäffischen Dünkel der dereinstigen altkatholischen Geistlichen in politischen Dingen irgendwie sicher stellen? —

Wie wenig Heil in der That von einer sogenannten Staatskirche zu erhoffen ist, d. h. einer solchen, wo ein bestimmt formulirtes Bekenntniß die Grundlage ihrer staatlichen Reception bilden soll, das zeigt zur Genüge eine kleine Broschüre, die zufällig in

unsere Hände gekommen, betitelt »Mein Glaubensbekenntniß«, die, von einem der früheren Koryphäen des Altkatholicismus verfaßt, vor Kurzem in zweiter Auflage in der Honer'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienen ist.

Wir haben glücklicherweise die Zeiten der „confessiones", von der Augustana bis zur Helvetica und dem consensus Tigurinus, weit genug hinter uns, um besorgen zu müssen, daß etwa dieses »Glaubensbekenntniß«, wie einst das Augsburger oder die Concordienformel, zur Grundlage einer neuen, staatlich anerkannten altkatholischen oder neuprotestantischen Confession gemacht oder als der reine, durch die »Häresie der Infallibilität« noch nicht getrübte Ausdruck der augenblicklich noch in Reception befindlichen katholischen Kirche von Staatswegen erklärt werden dürfte. Im ersteren Falle wären wir ohnedies versichert, daß eine große Anzahl unserer heutigen Altkatholiken sich mit diesem Bekenntnisse nicht einverstanden erklären dürfte. Im anderen würde der dieses als unfehlbares katholisches Glaubensbekenntniß proclamirende Staat die ganze Rotte der heutigen Infallibeln unfehlbar auf's Neue gegen sich aufreizen, und dann würde diese Meute noch weit entsetzlicher heulen und belfern über Glaubensverfolgung u. dergl. als heutzutage. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als dieses »Glaubensbekenntniß« für die Darlegung des subjectiven Meinens oder, wenn man will, Ueberzeugtseins des Verfassers in religiösen Dingen zu halten, selbst trotz der Verwahrung gegen eine solche Auffassung seitens desselben, »als ob er sich den Glauben subjectiv zurecht lege«. Dann aber kann es nicht zum Schaden des Altkatholicismus als solchen gereichen, noch viel weniger als eine Kritik seiner Organisation oder seines Bekenntnisses erscheinen, wenn wir den Inhalt dieses etwas transcendentalen Werkchens einer cursorischen, also, als den Zwecken unseres Organes ziemlich fernliegend, einer nicht allzu eingehenden Besprechung unterziehen. —

Der Verfasser, Dr. Michelis, verwahrt sich zunächst feierlichst gegen den Strauß'schen Rationalismus und bekennt sich, »dem kleinlauten theologischen Geständnisse von Strauß gegenüber, daß wir nicht mehr Christen sind und die Religion nur noch in dem unbestimmten Abhängigkeitsgefühle von einer höheren Macht sehen, als einen an seinem Glauben und seiner Weihe nie irre gewordenen katholischen Priester«. Er steht nämlich auf dem bisher noch keineswegs bis zur Evidenz bewiesenen theologischen Standpunkte, daß Glauben und Wissen identisch sei, einem Standpunkte, der uns, wie er richtig argwöhnt, »ohne Zweifel als ein etwas naiver« erscheinen muß. Und das um so mehr, als auch er von der unumstößlichen Richtigkeit dieses Principes doch nicht so ganz überzeugt zu sein scheint, wie Sätze z. B. auf p. 16: »Doch will ich jetzt nicht mein Denken durchsetzen, sondern meinen Glauben darlegen« und p. 19: »weil ich mich nur am erklärten Dogma halten will« u. a. m. darthun, Sätze, die doch in contradictorischem Widerspruche stehen zu den allerdings unbewiesenen Thesen der Einleitung: »Ich bin mir bewußt, daß mein Glaube meinem Denken (resp. Wissen) coincidirt,« und »ich bin noch gar nicht bis zum Standpunkte eines Widerspruches zwischen der Vernunft und dem Glauben, zwischen dem Denken und der Auctorität gekommen«. Für uns giebt es im Denken eben keine Auctorität, als die logischen Gesetze der Vernunft selbst. Glauben aber heißt bei uns nicht Begreifen, sondern nur vorläufiges Fürwahrhalten dessen, was wir einstweilen noch nicht verstehen.

Der also auch nach ihm »thatsächlich vorhandene Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen« (p. 4) ist jedoch, wie er meint, nicht im Glauben und im Dogma zu suchen, oder wenn einmal im Dogma, so doch nicht in dem Inhalte, sondern nur in der Form

desselben, oder vielmehr — und das ist das Alpha und das Omega der ganzen Broschüre — in der mangel- und fehlerhaften Weise, wie sich der Denkproceß in der Philosophie bisher vollzogen hat. Daran aber, daß die Menschen bisher stets nur in fehlerhafter Weise ihre Denkoperationen vollzogen haben, trägt nach seiner Meinung einzig und allein Aristoteles die Schuld, der das bekannte logische Gesetz der Identität oder des Widerspruches »als den Regulator unseres Denkens (!), als das oberste Realprincip desselben in die Philosophie eingedrängt« (sic!) und ihm eine solche Geltung verschafft habe, daß es heutzutage mit der Vernunft selbst identificirt werde. An Letzterem ist aber eigentlich wiederum nur Spinoza Schuld, »der wahre Gesetzgeber der neueren Philosophie«, (p. 9) der hier allerdings als der bloße Adept des Aristoteles figurirt. Diese beiden Philosophen haben denn auch, wie wir auf der letzten Seite gewahr werden, im Grunde genommen den heutigen Glaubenszwiespalt innerhalb der katholischen Kirche veranlaßt, »deren Endresultat der Ketzerei der Infallibilität wir zu erleben bestimmt waren«. O unglückseliger Aristoteles, o böser Spinoza! Doch lassen wir diese beiden altersgrauen Sünder und Infallibilisten, sowie den beherzigenswerthen Satz des Fallibilisten Dr. Michelis, »daß doch kein Mensch ein richtiges Denken prätendiren könne, der die grammatische Satzbildung nicht verstehe,« auf sich beruhen und wenden uns zu seinem eigentlichen Glaubensbekenntnisse.

Dieses zerfällt nach Art der älteren Symbola in mehrere Abschnitte, in deren jedem der einzelne Glaubensartikel mit prägnanten Worten vorausgeschickt wird, woran sich alsdann eine theologisch-philosophische Deduction des betr. Dogmas anschließt, eine Art Compendium einer ziemlich abstrusen Religionsphilosophie. Zunächst das Dogma der Trinität. Diese ist nach Michelis »die begriffliche Form für die absolute Persönlichkeit Gottes, eine Form, die aber weder eine willkürliche, noch durch eine andere oder bessere zu ersetzen« sei (?). Was die Dreizahl der Personen angeht, so erkennt er klar, daß diese nicht etwa nur ein symbolischer (!) Ausdruck ist für den Begriff der absoluten Persönlichkeit Gottes. Nichtsdestoweniger und trotz jener klaren Erkenntniß findet er gleich darauf in dem endlichen menschlichen Ausdrucke der Dreiheit der Personen »ein wesentliches Moment für das Geheimniß des unendlichen Bewußtseins.« Auch giebt er zu, daß jene Worte, als menschliche, der Sache nicht wahrhaft entsprechen können. Doch trage daran, daß heutzutage dieses christliche Grundgeheimniß der menschlichen Vernunft so befremdend vorkomme, wieder nichts Anderes Schuld, als jener Bann, den der Formalismus des aristotelischen Denkgesetzes auf unser ganzes Denken gelegt habe, gerade »als ob ein Schuster nach seinem Leisten die Schönheit einer raphaelischen Madonna messen wolle«, — eine kühne Metapher, die jedenfalls mehr als in einem Punkte hinkt.

Wenn sich nun Dr. Michelis dem aristotelischen Nominalismus gegenüber an den platonischen Idealismus anklammert, so ist es allerdings richtig, daß Plato im Timaeus, in der Epinomis und in einem Briefe an Dionysius den Jüngeren die Trinität anzudeuten scheint. (cf. Plato: tom. II. p. 986 in Epinom.) Er spricht da ganz deutlich von einem »λόγος«, welcher das Universum eingerichtet und sichtbar gemacht habe. Philo, Proclus, der Philosoph Sallust und die jüngeren Platoniker enthalten noch deutlichere Anzeichen eines ähnlichen Glaubens. Plato selbst hatte nach eigenem Geständnisse jene Andeutungen eines Trinitätsdogma's vom Timaeus aus Locri, der es wiederum aus der italiänischen Schule entlehnt hatte. Hier finden wir, zunächst bei den Pythagoräern, die mit der Arithmetik bekanntlich eine ungeheure Mystification trieben, eine merkwürdige Hoch- und Heilighaltung der Zahl 3. Die Drei, sagten sie, ist nicht

erzeugt, und sie erzeugt alle anderen Brüche. Daher hat sie in der pythagoräischen Schule den Namen »Zahl ohne Mutter«. Eine ähnliche mystische Theologie finden wir bei den Stoikern, wie uns Tertullian bezeugt, der den Zeno und Kleanth anführt. In Indien und Persien bekannten gleichfalls die Buddhaisten die Vorzüglichkeit der Dreizahl in allen Abstufungen des Theismus; und immer ist da das Wort, λόγος, die höchste Kundgebung des göttlichen Geistes. (cf. Chateaubriand: génie du Christianisme t. I. liv. 1. chap. 3.) Der Upnekhai, eine persische Sammlung aus den heiligen Büchern der Vedas (übersetzt und hggb. von Anquetil Duperon) enthält mehrere Stellen, die dem christlichen Dogma noch näher kommen als die Anspielungen der griechischen Philosophen. Einem Auszuge aus diesem Werke entnehmen wir der Vergleichung halber folgende, auch in dem bekannten Werke: »Philosophische Studien über das Christenthum« von August Nicolas citirte Stelle: »Das Wort des Schöpfers ist selbst der Schöpfer und der große Sohn des Schöpfers. Sat (d. i. die Wahrheit) ist der Name Gottes und Gott ist Trabrat, d. h. die dreimal Eins, welche nur Eins ausmacht.« Noch auffallender hinsichtlich der Uebereinstimmung mit christlichen und jüdischen Dogmen ist eine Stelle des Chinesen Laotseu, des Stifters einer platonischen Schule, welche, wie heutzutage nachgewiesen ist, unstreitig im 6. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung in China florirt hat, und die mit den Lehrsätzen der Akademie zu große Aehnlichkeit hat, als daß man Beide nicht als Sprößlinge derselben Familie betrachten dürfte. Die Stelle heißt in der Uebersetzung des Abel Rémusat, folgendermaßen: »Was ihr suchet und nicht findet, hat den Namen J (I), was ihr höret und nicht verstehet, heißt Hi (H), was euere Hand erstrebt und nicht berühren kann, hat den Namen Wei (V). Diese drei sind unerforschlich und bilden zusammen nur Einen. Der Erste unter ihnen ist nicht glänzender, und der Letzte ist nicht dunkler. Sein Name heißt Gestalt ohne Gestalt, Bild ohne Bild, ein unerklärbares Wesen.« Offenbar deuten jene drei Buchstaben in ihrer Zusammensetzung IHV auf den unaussprechlichen Namen Gottes der Hebräer »Ie Ho Vah« hin, mit dem nach der Meinung einiger Philologen auch der Genitiv von Jupiter „I (eH) o Vis" zusammenhängen soll.

Doch dienen alle diese mystischen, theosophisch-philologischen Speculationen und theilweise Phantasien u. E. zu nichts Weiterem, als zu dem Beweise, daß die Religionsphilosophie aller Völker in ihrem letzten Keime stets auf denselben Ursprung zurückzuführen ist, nämlich auf die eine menschliche Vernunft des Individuums, mit der hier und da der tückische Kobold Phantasie sein heiteres Spiel getrieben hat. Höchstens weisen sie auf eine äußerst nahe Verwandtschaft aller vorchristlichen philosophischen Schulen und Systeme und im letzten Grunde auf eine solche des Menschengeschlechtes überhaupt hin. Keineswegs aber vermögen sie uns davon zu überzeugen, daß, wie im vorliegenden Falle, bei der Trinität, »alle diese Aehnlichkeiten bei Völkern, die so verschieden sind, und über einen Gegenstand, der so abstract ist, den Beweis abgeben von einem ursprünglichen göttlichen Unterrichte, von einer Uroffenbarung Gottes selbst an die Menschen«. Noch viel weniger sind sie im Stande, uns plausibel zu machen, wie Michelis will, daß die Trinität die beste und dem Menschen gewissermaßen angeborene Form für die Darstellung der absoluten Idee Gottes sei, daß »dies Geheimniß als die reellste, gemeinste Wirklichkeit« klar vor unseren Augen liege, oder überhaupt die Vernünftigkeit und Vernunftgemäßheit dieses allerdings dem aristotelischen Identitätsgesetze direct in's Gesicht schlagenden Dogma's unserem simplen Verständnisse auch nur in etwas näher zu legen. Allenfalls wollen wir seinem wohlgemeinten Rathe Gehör geben, »nicht zu spotten,

sondern der gemeinsamen Misère und ihrer wahren Gründe, die nicht auf einer Seite liegen, eingedenk zu bleiben«.. (p. 11.) Für uns ist das Dogma der Trinität, wie es einmal vorliegt, eben nicht beweisbar, auch nicht nach platonischer Ideologie, unbeweisbar in sich selbst, wie auch die ersten Theoreme der Mathematik und der anderen strengen Wissenschaften: Nur mit dem colossalen Unterschiede, daß die Letzteren an sich klar und verständlich sind, das Erstere nicht. Lehrt doch selbst der Catechismus Romanus, dieses echte Machwerk jesuitischen Eigendünkels und theologischer Hyperorthodoxie, in Pars I. cap. II. qu. 10: »Weil man in keiner anderen Sache, was Begriff und Erklärung angeht, mit größerer Gefahr forschen und bedeutender irren kann, als in dieser erhabensten und schwierigsten von allen, so möge der Pfarrer lehren, die Wörter Wesenheit und Person, durch welche dieses Geheimniß bezeichnet wird, seien sorgfältig auseinander zu halten; die Einheit liege in der Wesenheit, die Unterscheidung in den Personen!« Ja! Aber hier liegt auch eben der circulus vitiosus, aus welchem auch Herr Dr. Michelis keinen Versuch macht, sich und uns herauszuleiten. Auch er bietet, wie die Anderen, den Kindern Steine statt Brot. —

Uns von der logischen Folgerichtigkeit und reellen Vernünftigkeit dieses Dogma's zu überzeugen, eines Dogma's, mit dem allerdings der christliche Glaube steht und fällt — „initium et radix totius iustificationis nostrae", wie das Concil zu Trient dasselbe betitelt —, das ist weder den bedeutenden Cartesianern des 17. Jahrhunderts: Malebranche, D'Aguesseau, Bossuet, Fénélon (cf. Bossuet: Sermon sur le mystère de la très-sainte Trinité) gelungen, noch den großen Religionsphilosophen und Apologeten des Christenthums der neueren Zeit, einem Chateaubriand, Möhler und wie sie Alle heißen mögen. Viel weniger also möchte dies dem »selbstbewußten Philosophen« von Braunsberg gelingen mit Sätzen, wie: »Daß das Geheimniß der Trinität dem Identitätsgesetze nicht widerspricht, weil wir ja nicht drei göttliche Wesen und ein göttliches Wesen oder nicht drei Personen und eine Person setzen, also nicht durch die Einheit die Dreiheit oder durch die Dreiheit die Einheit aufheben, sondern den einen Gott nach dem Sein durch die Einheit und nach dem Persönlich- oder Bewußtsein durch die Dreiheit signalisiren« ꝛc., Sätze, die in sich so viel Pythagoräisch-Geheimnißvolles, Mystisch-Dunkeles und zugleich Hegelianisch-Dialektisches und Theologisch-Spitzfindiges enthalten, daß wir von unserem Standpunkte es kaum begreiflich finden können, wie Herr Dr. Michelis jenen offenbaren Antithesen und Paradoxen in wundersamer Naivetät den Satz hinzufügen kann, »das wisse ja am Ende Jeder, der nicht absichtlich den Glauben ignoriren will«. Herr Dr. phil., woher haben Sie diesen triftigen Beweisgrund? Ich glaube gar, wir ertappen Sie auf seltsamen Irrwegen? Den Grund können Sie doch nur aus der alten theologischen Rüst- und Rumpelkammer vor anno 1870 hergeholt haben. Bei den Infallibeln ist es allerdings seit jeher Mode gewesen, dem Zweifler, der Gründe verlangt für sein Denken und Glauben, einfach vorzuwerfen: »Du willst dich nicht überzeugen lassen, du ignorirst absichtlich den Glauben«, und damit Beweis basta. Woher aber dieses sonderbare „Quod erat demonstrandum" bei einem denkenden und vernünftigen Altkatholiken? Nein! Herr Dr., das weiß nicht »am Ende Jeder,« selbst wenn er den Glauben keineswegs absichtlich ignoriren will. Dem Mysteriendeuter aber mögen mit Verlaub folgende Worte aus der Théodicée des herrlichen Philosophen Leibnitz zur späteren Nachachtung dienen: »Von den Erklärungen der Geheimnisse, wie sie hie und da aufgetischt werden, kann man sagen, was die Königin Christine von Schweden auf einer Denkmünze über die Krone sagt, die sie niedergelegt hatte: »Non

mi bisogna e non mi basta!" »Ich hab's nicht nöthig, und mir genügt's nicht!« (Theod. Disc. 1.).

An sich verständlicher ist schon der Nachsatz, daß »desungeachtet uns dieser Glaube so mystisch dunkel anmuthe, weil die lebendige Wirklichkeit vor Allem in der uns so wunderbar erschlossenen Natur gewissermaßen den Horizont unseres Denkens erfüllt,« oder besser, weil die lebendige Wirklichkeit und die Natur gerade das Gegentheil von dem unserer Vernunft sagt, was Herr Michelis unserem Verständnisse klar legen will. Mit dem Glauben und dem Wissen, dem Dafürhalten und dem Verstehen ist das eine ganz andere Sache. Uebrigens steht Herr Michelis hier, wie allenthalben, auf dem Standpunkte des Bekenntnisses des vierten lateranensischen Conciles, in welchem der auch von ihm behauptete Zusammenhang zwischen der dreigliederigen Schöpfung und dem Glauben an den dreipersönlichen Gott im dogmatischen Ausdrucke schon fast vollständig autoritative Bedeutung gewonnen hat. (p. 14.) —

Auf die übrigen Punkte des altkatholischen Glaubensbekenntnisses des Dr. Michelis können wir nach dieser ausführlicheren Darlegung nur eklektisch eingehen. Der zweite und dritte Abschnitt behandelt das Dogma von der Erbsünde und der Menschwerdung. Hier fiel uns vor Allem der eine Satz auf: »Ich glaube, daß das, was, als nicht Gott seiend, real vorhanden ist, die Geisterwelt, ... durch den freien Willen Gottes da ist und im Dasein besteht.« Also die Geisterwelt ist real vorhanden für den Philosophen, sie existirt wirklich, folglich auch die bösen Geister! Wir unsererseits müssen bekennen, daß wir an der realen Existenz des leibhaftigen Gottseibeiuns von jeher einen gelinden Zweifel nicht unterdrücken konnten. Herr Dr. Michelis doch wohl auch? Denn, wie läßt sich sonst folgender Satz seines Glaubensbekenntnisses erklären: »Was die Hölle angeht, so halte ich es damit, wie mit den Zuchthäusern; zu meinem Glauben und zur Freude meines Lebens gehören diese nicht! Viel lieber wäre es mir, sie wären nicht; jedenfalls aber denke ich, da mein Wunsch sie nicht vernichten kann (!), so zu leben, daß ich nicht hineinkomme.« Jedenfalls enthält u. E. der erste Satz einen Widerspruch in sich selbst, der zweite aber eine unsägliche Trivialität.

In Sachen der Erbsünde hält Herr Michelis sich, wie gesagt, nur am erklärten Dogma, von dem er gleichfalls einen mißlungenen Erklärungsversuch giebt. Hier ist ihm »das menschliche Bewußtsein im einzelnen Menschen sowohl wie im ganzen Menschengeschlecht eine unerklärliche Thatsache (!), die für jeden Menschen intact bestehen bleibt«, (p. 15) und die er nur durch das Grundgesetz des chemischen Processes, die Neutralisation, sich zurecht zu legen weiß (p. 16). Auf der anderen Seite ist wieder die Offenbarungslehre von der Erbsünde die beste Form, die einzige Möglichkeit eines Verständnisses der geschichtlichen Wirklichkeit der Entwickelung des Menschengeschlechtes, der gegenüber die Annahme einer allmählichen Herausbildung der Menschheit aus der Thierheit ihm einfach als eine Verdumminung des Bewußtseins (!) erscheint, welches, nachdem es in Kraft jener göttlichen Pädagogik (!), die im Erlösungswerke der Bestialisirung der Menschheit (!) entgegenwirkt, die höchste Stufe, nämlich im Christenthum, erreicht hat, nun hoffährtig der leitenden Hand der Wahrheit glaubt entbehren zu können (p. 20). Lauter unbewiesene Hypothesen und Paradoxen, die den staunenden Leser im Zweifel lassen, ob er es hier mit dem crassesten Materialismus oder dem überspanntesten Supernaturalismus zu thun hat. O, die herrlichen Theologen und Hellseher! Sie berechnen möglicherweise Fixsterne vierter Größe und vergessen darüber ganz und gar unseren Planeten. Sie verstehen klar das Uebernatürliche und durchschauen das Geheimniß: vor dem all-

täglichen und geschichtlichen Natürlichen aber stehen sie — wie die Ochsen am Berge. Unwillkürlich aber fühlt man sich bei jenen Sätzen zu der Frage veranlaßt: Hat denn Herder umsonst gelebt? Oder gehört seine »Philosophie der Geschichte« heutzutage schon zu den bestaubten Folianten, die man keines Blickes mehr, höchstens der zweifelhaften Ehre für werth hält, in irgend einem versteckten Repositorienwinkel irgend eines Bibliomanen als Lückenbüßer zu gelten? Lesen Sie Herder, Herr Michelis, lesen Sie jenes Werk des trefflichen Mannes, der auch ein gelehrter Theologe war. Vielleicht finden Sie darin noch eine andere »Möglichkeit eines Verständnisses der geschichtlichen Wirklichkeit der Entwickelung des Menschengeschlechtes«, ohne sich stets vor der Vogt'schen Scylla der »Bestialisirung der Menschheit« fürchten zu müssen, noch auch, wie es Ihnen passirt ist, von den theologischen Strudeln der unfehlbaren Theorie der »Erbsünde« mit fortgerissen zu werden.

In der Menschwerdung erscheint dem modernen Bekenner Christus als der »neue reine Repräsentant der Menschheitsidee«, als der »ideale Mensch«, wogegen im Grunde genommen nichts einzuwenden sein möchte, wie auch nicht gegen das naive Geständniß auf S. 23: »In der That, wie durch den Tod des Gerechten die Sünde compensirt, und die Gerechtigkeit des Einen den Anderen zugerechnet werden kann, das habe ich nie recht verstehen können, und der Compromiß der Liebe Gottes mit seiner Gerechtigkeit hat mir immer etwas von einem spanischen Auto an sich gehabt.«

Es folgen die Dogmen von der übernatürlichen Geburt Christi und von der unbefleckten Empfängniß Maria's, welches letztere dem Verfasser selbstverständlich als »ein dogmatischer Exceß« der römischen Curie erscheint, und das in einer Sache, welche selbst noch nach dem starren Tridentinum und dem Bekenntnisse des Augustinus weit besser dem »Gefühle« hätte überlassen bleiben können. Weiter das Altargeheimniß und die Transsubstantiation in Verbindung mit dem Meßopfer, wobei wieder der aristotelische Despotismus und die von ihm stammende Begriffs- und Ideenverwirrung bezüglich des Begriffes »Substanz« eine grausame Rolle spielt, wir aber einstweilen dem Verfasser in seinen etwas transcendentalen Speculationen nicht folgen wollen. — Ueber die »letzten Dinge« hält er nur nöthig zu sagen, »daß Jeder, der nicht geradezu ein verkommenes Subject ist, sich irgendwie ein Ziel der Entwickelung denke«, ein Satz, den bisher unseres Wissens noch kein Mensch bezweifelt hat, und der sich wieder äußerst naiv, um nicht zu sagen, trivial, inmitten aller jener metaphysischen Phantasien ausnimmt.

Der Schluß ist charakteristisch: »Ich zweifle nicht, daß denen, welche jetzt mit hierarchischer Gewalt ihre Schwachheit als Gottes Offenbarung durchzusetzen bemüht sind, auch wenn sie, statt Unwahrheiten und Verleumdungen in Hirtenbriefen zu verkünden, sich herbeilassen würden, dies zu lesen, meine Ausführung als ganz subjectiv erscheinen würde.« Auch Anderen, Herr Dr., wie Sie sehen! — »Hätte ich im 15. Jahrhundert gelebt, so wäre ich wahrscheinlich verbrannt worden, auch wenn ich nicht Hussens, sondern diese meine Glaubensüberzeugung gehabt und bekannt hätte. — Mit der Häresie der Infallibilität ist es entweder dem Feinde gelungen, die Kirche Christi zu zerstören, oder — da dies nicht möglich ist — (sic! wo bleibt da der logische Gegensatz?), so wird sie erneut und verschönt durch die echte*) Reformation aus diesem Kampfe hervorgehen.«

---

*) Inwiefern die heutigen altkatholischen Reformen eher Anspruch auf dieses Prädicat machen sollten als die der Reformation des 16. Jahrhunderts, ist nach den neuesten Beschlüssen der alt-

Wir unsererseits wünschen alles Glück und Wohlergehen zu diesen schönen Hoffnungen, können uns aber nicht enthalten, gleichfalls mit einem höchst merkwürdigen Satze desselben Verfassers zu schließen, wobei wir nur statt des Wörtchens »scholastisch« — »theologisch« zu setzen uns erlauben: »Die theologische Formel des Uebernatürlichen ist nichts Anderes als ein Brett, welches man den Ochsen vor den Kopf bindet. Solchen geh' ich lieber aus dem Wege!« —

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Frankreichs

von

H. B.

(Fortsetzung.)

L'état de la France au 18 Brumaire. Par M. Felix Rocquain. Paris: Didier.

In ähnlicher Weise wie Lanfrey in seinem großen Werke über Napoleon I. gegen die napoleonische Legende in Frankreich ankämpfte, sucht Rocquain, in einem überaus interessant geschriebenen Buche, die revolutionäre Legende zu zerstören, welche bislang noch die Welt und namentlich Frankreich mit ihrem Heiligenscheine blendet. Das vorliegende Werk ist um so werthvoller, als es die Revolution so zu sagen für sich selbst sprechen und Zeugniß ablegen läßt durch den Mund ihrer geachtetesten und glaubwürdigsten Agenten. Es scheint, daß im Anfange des Jahres IX die Consularregierung verschiedenen Staatsräthen, wie Fourcroy, Barbé, Marbois, Champagny, Lacuée, Thibaudeau, Duchâtel u. a., den Auftrag ertheilte, eine Serie von Rapporten über die Lage des Landes auszuarbeiten. Thiers in seinem Werke über das Consulat und das Kaiserreich erwähnt dieser Documente und hatte sie augenscheinlich in Händen. Verschiedene dieser auf Befehl der Consularregierung angefertigten Rapporte gingen unglücklicherweise verloren, während andere nur in Zwischenräumen von zwei bis drei Jahren an's Tageslicht kamen, und deshalb nicht wohl als ganz genaue Reflexe des Zustandes der Dinge, welche sie behandeln angesehen werden können. Jedoch in den von Rocquain veröffentlichten Documenten findet man genügende Details, um sich eine richtige Idee von Frankreich zu der Zeit machen zu können, da das Directorium unter der allgemeinen Verachtung der Nation zusammenbrach, und die ausgezeichnete Einleitung des Autors bringt den durch die Thatsachen angedeuteten Schluß ganz klar vor unsere Augen. Es wird ihm außerdem leicht, zu zeigen, daß die Consularregierung nicht, wie sich manche Historiker einbilden, mit Enthusiasmus und allgemeiner Sympathie begrüßt wurde; im Gegentheil, der Strom der öffentlichen Meinung war ihr entgegen und man sah sie als ein temporäres politisches Experiment an.

Histoire de la Revolution de 1848. Par M. Victor Piène. Paris: Plon.

Wenn Garnier Pagès seine Geschichte der Revolution von 1848 vom republicanischen Standpunkte aus geschrieben, so hat der Autor der vorliegenden den entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. In Allem, was er sagt, ist er höchst einseitig, und seine Ansichten sind beschränkte Parteiansichten. Doch nichtsdestoweniger ist er genau in der Angabe der Thatsachen, und sein Buch ist, so einseitig es auch sein mag, lesenswerth und interessant. In dem einleitenden Capitel desselben, wo er von den Vorboten der Ereignisse spricht, welche den Fall

---

katholischen Synode nicht recht ersichtlich, da die Letzteren meist nur zu praktischen Resultaten führen, die wir kühnlich als jetzt schon dreihundertjährige Errungenschaften der ersten, echten Reformation bezeichnen dürfen.

Louis Philippe's herbeiführten, bezeichnet er die Septembermassacres als die Taufe der Republik und zeigt, daß Gewaltthaten und Blutvergießen die steten Begleiter der Revolution in ihren verschiedenen Phasen waren. Beide, Bonaparte und die Republik, waren Kinder von 93; ihr gemeinsamer Ursprung war die Gewalt; das Mittel ihrer Regierung — Dictatur, ihre Absicht — allgemeines Nivelliren zu Gunsten des Staates. Eine entschiedene Hinneigung zur Centralisation, Ungeduld mit aller Opposition und eine supreme Verachtung für alle religiösen und moralischen Principien, — das sind die hervorstechendsten Charakterzüge des Bonapartismus und des Republicanismus. Der einzige Unterschied, so sagt der Autor, zwischen dem Alten und dem Neuen ist ganz und gar zum Vortheile des Ersteren, weil die Bourbonen in der Epoche, welche dem Jahre 1789 voraufging, ihren Despotismus niemals unter der Maske liberaler Maximen verbargen. Zu welcher politischen Partei der Autor gehört, ist aus seinem Werke nicht klar zu sehen. Doch das Eine ist klar, daß seiner Ansicht nach — republicanische Institutionen unmöglich in Frankreich sind, und daß von Lamartine bis Caussidière auch nicht ein in der Episode verwickelter Mensch existirt, der vor dem Tribunale der Geschichte ohne Tadel bleiben wird.

Histoire de la Géographie. Par M. Vivien de Saint-Martin. Paris: Hachette et Co.

Seit lange ist uns nicht ein so fähig geschriebenes und so nützliches Buch vorgekommen, wie vorliegende Geschichte der geographischen Wissenschaft, welche mit den frühesten Zeiten beginnt und bis auf die neuesten Entdeckungen von Livingstone, Rohlfs, Fritsch, Sir S. Baker u. A. reicht. Mit Recht bemerkt der Autor, daß die Geographie namentlich die Wissenschaft der aryanischen und semitischen Racen ist, denn sie allein besitzen die Eigenschaften der Assimilation und Expansion, welche zu geographischen Entdeckungen führen, durch die natürliche Tendenz auszuwandern und zu colonisiren. Selbst die Chinesen kennen wenig jenseits der Gränzen ihres Reiches, und die africanischen Wilden fragen nichts nach dem, was jenseits ihrer Wälder und Sümpfe liegt. Wie es bei einem Werke, wie dem vorliegenden nicht anders sein kann, sind die Berichte über die vielen berühmten Reisenden nur kurz, doch sie sind hinreichend zur Belehrung und Orientirung. Ein Schlußcapitel beschäftigt sich mit dem gegenwärtigen Zustande der geographischen Wissenschaft, ihren letzten Resultaten und ihren Anforderungen. Ein historischer Atlas von zwölf vorzüglich gezeichneten Karten erhöht noch den Werth des Werkes.

Histoire de l'astronomie. Par le Dr. F. Höfer. Paris: Hachette et Co.

Im 8. Hefte des III. Bandes nahmen wir Gelegenheit, auf Dr. Höfer's Geschichte der Physik und Chemie aufmerksam zu machen. Wir sagten damals, das Buch scheine viel Gelehrsamkeit zu enthalten, doch verliere es sich als eine Geschichte zu sehr in Einzelheiten und bekümmere sich nur um Resultate, lasse dagegen die Theorien ganz unbeachtet, was fehlerhaft sei. Ein gleiches Urtheil müssen wir über seine Geschichte der Astronomie fällen, in welcher uns, so weit wir es beurtheilen können, namentlich sein Capitel über den gegenwärtigen Zustand der von ihm behandelten Wissenschaft, höchst mangelhaft erscheint. Es ist dies jedoch ein Fehler, der allen sogenannten populären Werken schwieriger Wissenschaften anhaftet.

Vie des Savants illustres: savants de l'antiquité. Par Louis Figuier. Paris: Hachette et Co.

Louis Figuier, der wohlbekannte und fähige Herausgeber der „Année scientifique et industrielle", liefert uns im vorliegenden Buche den zweiten Band seiner Biographien berühmter Gelehrten: er enthält sechs mit Gewandtheit und Gelehrsamkeit entworfene Skizzen. Archimedes beginnt den Reigen, und den Schluß bildet eine Schätzung der alexandrinischen Schule. In seiner Beschreibung der Werke des Plinius und der Würdigung seiner Verdienste als Naturforscher nimmt Figuier Gelegenheit, auf die abweichenden Urtheile Buffon's und de Blainville's hinzuweisen. Der Erstere habe ihn vielleicht zu sehr gepriesen, der Letztere aber habe ihn ganz ungerecht und systematisch verkleinert. Cuviers Ansicht über den gelehrten Römer sei nach Allem die richtigste und die von den meisten Kritikern angenommene.

Mémoires d'un journaliste. Par H. de Villemessant. Vol. 3. Paris: Dentu.

De Villemessant's „Memoiren eines Journalisten", deren wir bereits früher (IV. Bd. H. 7 S. 425) eingehend gedachten, sind bis zum dritten Bande gediehen. In diesem wird uns auf amüsante Weise von der Gründung des Figaro erzählt, sowie von seinen Correspondenten, Mitarbeitern und Abonnenten. Wir haben vor uns eine Portraitgalerie, in der literarische Zigeuner, wie Louis Enault, Léo Lespès und Jouvin erscheinen, aber in der auch die Bildnisse von Victor Hugo, Alfred de Musset, George Sand, Thiers, Gambetta, Ranc u. a. aufgehängt sind. Ein ganz besonderes Capitel, und das merkwürdigste von allen, beschäftigt sich mit dem Herzoge von Morny.

II. Besprechungen.

Der Rastadter Gesandtenmord. Studie von J. A. Frh. v. Helfert. Wien 1874. Braumüller. 361 S.

Die dunkle That, die am Abende des 28. April 1799 vor den Thoren von Rastadt geschah und den Schrecken und Unwillen von ganz Europa erregte, ist heute, nach 75 Jahren, noch eben so wenig aufgeklärt, wie wenige Wochen nachdem die in Karlsruhe versammelten deutschen Congreßgesandten ihren gemeinschaftlichen Bericht über den entsetzlichen Vorgang abgefaßt und verbreitet hatten. Eine Menge von einzelnen Erzählungen, Aussagen, Anekdoten liegt uns über den Mord der französischen Gesandten vor, die politischen Verhältnisse, die Charakteristik der namhaftesten Personen, die in der Politik jener Tage eine Rolle spielten, sind in zahlreichen, zum Theil ausgezeichneten, zum Theil wenigstens auf gründlichen archivalischen Forschungen beruhenden Werken erörtert und klargestellt; aber immer noch stehen wir vor demselben Räthsel: wer denn die eigentlichen Urheber der Schreckensthat gewesen?

Vor wenigen Jahren hat ein Büchlein des Professors Karl Mendelssohn-Bartholdy die Frage neu aufgegriffen und mit mehr Eifer und Leidenschaft als strenger historischer Kritik versucht, die Vertheidigung der von der öffentlichen Meinung und den gangbarsten literarischen Werken der Hauptschuld bezüchtigten österreichischen Regierung durchzuführen und die That auf die französischen Emigrirten überzuwälzen. Diese Schrift hat wieder andere hervorgerufen, die ihrerseits an der althergebrachten Auffassung festhielten, und so ist es immerhin ein Verdienst des Frh. von Helfert, in seiner „Studie" all das vorhandene Material gesammelt, gesichtet, besprochen zu haben. Mit dieser compilatorischen Thätigkeit war Herr v. Helfert glücklicher als mit seinen kritischen und historischen Versuchen. Es ist ihm, unseres Erachtens, zwar wohl gelungen, gewisse Schwächen, Lücken, auch wohl tendentiöse Einseitigkeiten und Absichtlichkeiten in verschiedenen Berichten und Darstellungen nachzuweisen. Da er aber selbst aus seiner specifisch österreichischen, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Preußen mit gehässigen Ausfällen verunglimpfenden Tendenz kein Hehl macht, da er mit advocatischer Sophistik der preußischen Politik und ihren Vertretern geradezu die Schuld daran zuschieben will, daß die öffentliche Meinung die Regierung seines Vaterlandes der Urheberschaft oder zum mindesten der Mitwissenschaft jenes Verbrechens anklagt, so hat die „Studie" des Herren von Helfert viel mehr den Charakter der sogenannten „Rettungen" als einer objectiv wissenschaftlichen Arbeit. Indessen bringt er es in dem Plaidoyer zu Gunsten seines Clienten nicht weiter, als daß dieser, um einen processualischen Ausdruck zu gebrauchen, allenfalls von der Instanz entlassen werden könnte. Der Client bleibt unter polizeilicher Aufsicht und wird, sobald sich neue Indicien ergeben, abermals vor Gericht gestellt. Schon in der Polemik, die sich zwischen Mendelssohn und einigen seiner Kritiker entspann, spielte ein geheimnißvoller Actenschrank eine gewisse Rolle, den selbst der Einfluß des Herren v. Beust nicht zu öffnen im Stande war. Auch dem Frhn. v. Helfert, einem Manne, auf dessen Discretion und österreichischen Patriotismus man sich in Wien doch unbedingt verlassen kann, sind die Acten nicht vorgelegt worden, auf die schließlich Alles in diesem Processe ankommt.

Die zwei Briefe Lehrbach's an den Erzherzog Karl und den Minister Thugut, die Helfert mittheilt, beweisen gar nichts. Aber die Untersuchungsacten der von dem Erzherzoge sofort nach dem Ereignisse niedergesetzten Villinger Militäruntersuchungscommission und gewisse Papiere, die Graf Ludwig Cobenzl im Jahre 1804 an den Cabinetsminister, Grafen Colloredo, sandte, und von denen er meinte, es wäre nicht gut, wenn „tant de gens" davon Einsicht nehmen könnten, würden sicher „Etwas mehr Licht" in diese dunkle Frage bringen. Jene Acten und diese Papiere, was sagt von ihnen Herr v. Helfert? „Es ist sehr die Frage, ob sie überhaupt noch existiren, etwa in irgend einem Archivwinkel vergraben liegen." Darauf können wir nur erwidern: Credat judaeus Apella, wir glauben's nicht. Acten von solcher Wichtigkeit, geeignet hervorragende Personen, eine vielfach angegriffene Politik, ja sagen wir es geradezu, die Ehre des Staates und seiner Regierung zu compromittiren oder (wie Herr v. Helfert sich zu glauben die Miene giebt) zu retten, — solche Papiere legt man nicht in irgend einen Winkel, wo sie eines schönen Tages ein untergeordneter Beamter findet und seinerseits das lange und sorgsam verhüllte Geheimniß enthüllt. Solche Papiere werden, zumal in so wohlgeordneten Archiven, wie die kaiserlichen Archive zu Wien, recht gut aufbewahrt, aber sie werden Niemandem gezeigt, nicht einmal dem Frhn. v. Helfert. Nein, so lange diese Acten nicht zum Vorscheine kommen, wird der Verdacht nicht aus der Welt verschwinden, den die öffentliche Meinung in Deutschland, ja in Europa auf die damalige österreichische Regierung bezüglich der Mitschuld an dem Rastadter Gesandtenmorde geworfen hat, und wir fürchten, diese Acten werden in dem Helfert'schen „Archiv-Winkel" vergraben bleiben. Es wird wohl bei dem sein Bewenden haben, was — einer wohlverbürgten Mittheilung zufolge — kurz nach Erscheinen der Mendelssohn'schen Schrift der Erzherzog Albrecht, der Sohn des Erzherzoges Karl, geäußert haben soll: „In dieser Sache sind wir nicht rein zu waschen."

F. v. W.

Todtenschau.

Johann, König von Sachsen, † am 29. October 1873 nach einem länger als eine Woche dauernden Todeskampfe in seinem schönen Schlosse Pillnitz an der Elbe. Der Heimgegangene muß zu den hervorragendsten Persönlichkeiten in der Reihe der jetzigen Fürsten gezählt werden, und darum ward die Nachricht von seinem Ableben selbst über die Gränzen des deutschen Reiches hinaus mit schmerzlicher Theilnahme vernommen: war der Verlebte doch nicht nur ein Fürst, dem in der Geschichte Deutschlands ein ehrenvolles Andenken gesichert ist, sondern zugleich auch — auf Thronen selten genug — ein Mann ernstester Wissenschaft.

Johann Nepomuk Maria Joseph war am 12. December 1801 als Sohn des Prinzen Maximilian von Sachsen und der Prinzessin Caroline Maria Therese von Parma geboren und ward als Bruder des Königes Friedrich August II. dessen Nachfolger. Er erhielt von seiner frühen Jugend an eine sehr sorgfältige Erziehung, studirte Rechtswissenschaft und schöne Künste und wurde durch seine Mutter, eine hochgebildete Dame, in die italiänische Literatur eingeführt. Kaum zwanzig Jahre alt, trat er in das damalige geheime Finanzcollegium ein, um sich mit dem praktischen Staatsleben vertraut zu machen, und unternahm im Jahre 1821 mit seinem Bruder, dem Prinzen Clemens, eine Reise nach Italien, wo sich seine Vorliebe für die italiänische Literatur noch mehr befestigte. Namentlich Dante fesselte den Prinzen. Im Jahre 1826 gab er unter dem Namen Philalethes eine wohlgelungene Uebersetzung der ersten zehn Gesänge der „Hölle" in reimlosen eilfsylbigen Versen heraus. Als die Frucht langjähriger, eingehender Forschungen erschien endlich von 1839 bis 1849 seine Uebersetzung von Dante's „Divina Comedia" in reimlosen Jamben mit sehr werthvollen historischen und kritischen Erläuterungen.

Aber über seinen wissenschaftlichen Studien — er betheiligte sich auch lebhaft an dem 1824

gegründeten sächsischen Alterthumsvereine — vergaß er die Pflichten des künftigen Regenten nicht. Er ward 1825 Präsident des oben erwähnten Finanzcollegiums und 1830, nachdem sein älterer Bruder Friedrich August zum Mitregenten des Königes Anton ernannt worden war, auch Präsident der Commission zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, sowie Generalcommandant der Communalgarden. Auch erhielt er Sitz und Stimme im geheimen Rathe und nach dessen Auflösung im Staatsrathe. In diesem nahm er an dem Zustandekommen der sächsischen Verfassung hervorragenden Antheil und saß dann in der ersten Kammer. Nach dem Tode König Antons, am 6. Juni 1836, bestieg des Prinzen Johann älterer Bruder als Friedrich August II. den Thron. Neun Jahre später schädigte das blutige Ereigniß des 12. August 1845 in Leipzig die Popularität des bis dahin allgemein beliebt gewesenen Prinzen, auf bedauerliche Weise. Ein erregter Volkshaufe hatte ihn beleidigt, und das Militär war mit Pulver und Blei eingeschritten.

In den vierziger Jahren betheiligte er sich lebhaft an den gesetzgeberischen Arbeiten des Landtages, namentlich in Bezug auf Strafrecht und Strafgerichtsverfahren.

Da, am 9. August 1854, starb der König plötzlich und unerwartet, in Folge eines Sturzes des Wagens, nächst Brennbichel in Tyrol, und Prinz Johann folgte ihm in der Regierung, indem er seine Regentenlaufbahn mit sehr umfassenden Reformen der Civil- und Strafgesetzgebung auf Grund moderner Principien eröffnete. Bald folgten die Einführung der Gewerbefreiheit, die Vervollständigung des Eisenbahnnetzes und andere das Wohl des Landes fördernde Maßregeln. Als im Jahre 1862 der deutsche Zollverein von einer schweren Krisis bedroht war, da stand König Johann unter den Ersten, welche sich für die Erneuerung desselben und für den Beitritt zum preußisch-französischen Handelsvertrage aussprachen. Er zögerte auch nicht, als sich die öffentliche Meinung für die Anerkennung Italiens und den Anschluß an den preußisch-italiänischen Handelsvertrag aussprach.

Auch am „Frankfurter Fürstencongresse" fehlte König Johann nicht. Der Congreß blieb ohne ein faßbares Ergebniß, eine friedliche Umgestaltung des „Bundestages" in nationalem Sinne war unmöglich, und nun ward auch noch die schleswig-holsteinische Frage durch Ableben des Königes Friedrich VII. von Dänemark, der keine Leibeserben hinterließ, zu einer brennenden. König Johann stand mit beiden sächsischen Kammern und der „öffentlichen Meinung" Deutschlands auf der Seite des Erbprinzen von Augustenburg, dessen Anerkennung der Bundestag beschloß. Graf Beust schrieb seine diplomatischen Noten gegen die Politik der beiden Vormächte. Bald folgten sich die Ereignisse Schlag auf Schlag. Sachsen stand, als Preußen erklärte, der deutsche Bund sei gesprengt, auf der Seite Oesterreichs.

Nun kamen schwere Tage für König Johann und sein Land. Am 18. Juni 1866 besetzten die Preußen die sächsische Hauptstadt, und am 19. ging König Johann an der Spitze seiner Armee über die böhmische Gränze, um sich mit Benedek zu vereinigen. Die Tapferkeit der Sachsen konnte den Tag von Sadova nicht günstiger gestalten. König Johann verpflichtete sich im Frieden zu Berlin, am 21. October, zum Eintritt in den Norddeutschen Bund und kehrte am 3. November unter dem Jubel der Menge nach Dresden zurück.

Seitdem stand König Johann mit derselben Treue zum norddeutschen Bunde wie vorher zum deutschen und begrüßte die Wiedergeburt des Reiches mit aufrichtiger Freude. Seine Söhne führten die sächsische Armee von Sieg zu Sieg, und selbst der greise König ließ es sich nicht nehmen, seine Truppen vor Paris zu besuchen.

König Johann herschte als Katholik über eine nahezu ganz protestantische Bevölkerung. Trotzdem machte sich diese Religionsverschiedenheit nie bemerklich. Er war seit dem 21. November 1821 mit der am 13. November 1801 geborenen Prinzessin Amalie Auguste von Bayern, der Tochter des Königes Maximilian II., vermählt. Aus dieser Ehe entsprossen drei Prinzen und sechs Prinzessinnen, von denen die Prinzen Albert, jetzt König, und Georg und die Prinzessin Elisabeth, verwittwete Herzogin, noch am Leben sind. Alle anderen Kinder gingen dem Vater im Tode voraus.

Sprechsaal der Redaction.

Hans von Wolzogen's Aeußerung auf die „Beiträge zur Wagner-Frage" — in einem Briefe d. d. Berlin, den 17. März 1874 —, deren Mittheilung jüngst (S. 427) in Aussicht gestellt wurde, lautet wie folgt:

Ihren Artikel zur Wagner-Frage habe ich mit Interesse gelesen, wenn ich auch im Ganzen anderer Meinung bleiben muß. Ich gestehe, daß die Empfindung unserer festen Ueberzeugung vom „Anders-sein" uns vielfach zu einer „dionysischeren" Art des Ausdrucks hinreißt, als empfehlenswerth und auch geradezu verständlich ist. Ich glaube auch, daß bei Manchem diese froh empfundene Ueberzeugung nur blinder Glaube ohne eigene geistige Erfahrung, Nachbeten und Nachäffen des Meisters und dergl. sein mag. Ich hoffe aber auch, daß Viele gleich mir diese Ueberzeugung unter ernsten geistigen Kämpfen sich selber gewonnen haben und in ihrer „Parteilichkeit" nur ehrlich und wahrheitsgetreu zu reden sich bewußt sind, und lügen müßten, wenn sie anders redeten.[1]) —

Sie wundern Sich, weshalb ich Ihnen nicht meinen „Versuch"*) angeboten? Erstens stand ich seit Jahren mit Herren Fritzsch betreffs der Veröffentlichung meiner Wagnerischen Arbeiten in Verbindung; zweitens war jener Aufsatz, der drei Vierteljahre lang die Spalten des armen Wochenblattes füllte, viel zu lang für die Warte; drittens war er auch dafür zu wenig befriedigend in seiner ganzen Form ... Das Wochenblatt ist tendenziös**); da geht Manches wohl mit durch eben seiner Tendenz wegen, auch wenn ihm hie und da die formelle Vollendung mangelt. Erschien aber eine Besprechung der Wagner-Sache in einem Blatte, wie dem Ihren, so mußte das allerdings auch in optima forma geschehen, und manch ein Satz durfte nicht mehr mit dem enthusiastischen Ausrufungszeichen, er mußte mit dem nüchternen Punctum schließen.[2]) —

*) Den über das erste deutsche Bühnenfestspiel im „musikalischen Wochenblatte" (s. D. W., Bd. V, S. 644). Red.

**) Es ist das natürlich nicht in schlimmem Sinne zu verstehen, bedeutet nur: es ist Partei- und Agitationsorgan der Wagnerianer. Red.

Erlauben Sie mir, meinem Gewissen Erleichterung zu verschaffen, wenn ich in kurzen Worten Ihnen die Hauptpunkte bezeichne, in denen ich von Ihrer Ansicht über die Wagner-Frage abweichen muß.

Daß W. den Zusammenhang seines künstlerischen Wirkens mit der gesammten historischen Entwickelung der Musik bis auf Beethoven ableugne oder abgeleugnet wissen wolle, also in seiner Ausschließlichkeit ein lächerlicher Grundfehler seines ganzen Auftretens zu rügen sei, eine solche Behauptung widerlegt W. selbst so zu sagen auf jeder Seite seiner Schriften[3]); das Gegentheil nachzuweisen, ist gerade der evidente Zweck seines „kritischen Bestrebens"; nur ein totales Verwechseln von innerer Entwickelung und äußerer Form[4]) konnte trotzdem diesen Irrthum verschulden. Aber gerade die innere Entwickelung durchbrach mit Nothwendigkeit — von innen heraus also — jene äußere Form, welcher allein nach beurtheilt allerdings der Componist des Tristan mit dem des Figaro wenig Aehnlichkeit mehr verräth. Auch Sie haben aber eben durchweg irrthümlich „Gluck" und „Mozart" mit dem Begriffe „Oper" schlechtweg identificirt[5]), während doch gerade in ihren altförmlichen Opern der „Gluck" und der „Mozart" dem Geiste nach bereits über die Oper hinaus ragten[6]), so daß es nur auch noch der congenialen Formerweiterung bedurfte, um diesen hoch entwickelten musikalischen Geist völlig aus jenen eben nicht Gluck-Mozartischen „Schlendrian"-Fesseln der Opernhaftigkeit[7]) frei zu machen. Beethoven entrückte kühn das musikalische Drama aus der Opernsphäre in's offene Meer der Symphonie[8]); seinem also befreiten musikalisch-dramatischen Geiste gab nun W. die erforderte ächt dramatische Form und erfüllte somit den Drang dieses Geistes[9]), der schon in Gluck und Mozart seinem Wesen nach die Opernform, die er nur äußerlich noch bewahrte und bewahren mußte, überragt hatte an ächt dramatischer Bedeutung.

Ich kann zweitens nicht zugestehen, daß W.'s Gesammtkunstwerk den Tod aller Einzelkunst bedeute, daß es daneben nichts weiter auf dem ganzen Gebiete der Kunst geben solle. Das wider-

spricht geradezu der Bedeutung, dem Wesen dieses Kunstwerkes, wie W. sehr gut später eingesehen, nachdem er nur in seinen ersten Schriften sich darüber getäuscht hatte. Solch eine Vereinigung aller Einzelkünste zu einem allerhöchsten so zu sagen festlichen Zwecke kann eben auch nur etwas Außerordentliches, nicht etwas Alltägliches, Gemeines, ausschließlich Gültiges sein. Ja, es kennt aus sich selbst heraus kaum eine Entwickelung. Es ist vielmehr das zusammengefaßte Resultat der gesammten Kunstentwickelung in ihren einzelnen Zweigen, die jeweilige Summa der Einzelkünste auf dem Wege ihres stets in irgend welchen Punkten stattfindenden historischen Fortbewegens. Dazu müssen aber gerade die einzelnen Künste durchaus lebendig bleiben, stets Material schaffen für diese festliche Abrechnung im Gesammtkunstwerke, gleichwie heute W.'s Bemühen es ist, die Einzelkünste auf der Stufe unserer Zeit zum höchsten Zwecke des musikalisch-dramatischen Kunstwerkes zu vereinen, gleichviel wie es ihm gelungen sein mag. Daß es ihm nicht einfalle, selbst den Tristan „als Modell des Ideales betrachtet wissen zu wollen", ist sein eigenes Bekenntniß. — Ein solches Ideal der Vereinigung vor Augen, hat aber jede Kunst zu aller Zeit auf ihrem eigenen Felde sich rüstig fort zu entwickeln; am nothwendigen Punkte wird sich der Genius schon finden, der sie alle wieder verbindet. Andernfalls bliebe dies Ideal für alle Ewigkeit ein großer Leichnam. Der stets lebendige Zufluß fehlte![10])

Drittens behaupte ich die nationale Eigenart der Kunstwerke W.'s aus drei Gründen. Der Kenner der Musikgeschichte erstens weiß, daß W.'s Musik in stetiger Fortentwickelung aus dem Geiste der deutschen Musik, wie er zuletzt durch Beethoven zu reinster Geltung gekommen ist, geboren; daß gerade das Deutscheste der deutschen Musik: die Symphonie, die Instrumentalmusik, das Orchester in Verbindung mit einem auf der deutschen Sprache als solcher eigenartig begründeten Gesange (gegenüber der italiänischen und fremden Gesangsmelodie) das Charakteristicum des musikalischen Theiles seines Kunstwerks ausmacht.[11]) Zweitens ist der Stoff seiner Dramen nationaldeutsch, was nicht dasselbe wie modern-populär, sondern der Ausdruck des deutschen Geistes in mythischer Form, und zwar neu belebt durch desselben Geistes Eigenart in seiner neuesten Form, der philosophischen, die gerade hierbei die überraschendste, aber doch allernatürlichste Urverwandtschaft mit jener ersten, unbeholfenen, fragmentarischen mythischen Form verräth. Hierüber ließe sich viel sagen. Daneben aber genüge, darauf hinzuweisen, daß speciell im Nibelungendrama der Stoff nicht dem durch fremdartige, künstliche Umarbeitung entstellten Nibelungenliede, das uns nur literarisch lieb und werth geworden, sondern der ursprünglichen, mythischen und bis heut im Volke als Märchen, Sage und Volksbuch lebendig gebliebenen Gestaltung dieses Mythos entnommen ist.[12]) — Endlich drittens ist der Gedanke der periodischen Vereinigung aller Künste zum Gesammtkunstwerke, wie W. selbst betont hat, ganz eigenartig deutsch: das deutsche Wesen war von jeher ein particularistisches und zugleich periodisch in höherer Einheit sich zu finden und verbinden verlangendes. Das heutige „Reich" selbst ist nur ein anderes Bild dieses alten nationalen Wesens, obwohl es ebenso durch Gewalt entstanden, wie dem Anscheine nach das Kunstwerk unseres „Bismarckes von Bayreuth".[13]) — Indem ich Sie bitte, diese eilige Skizzirung meiner Entgegnungen auf Ihren Artikel nachsichtig entgegen zu nehmen, ꝛc.

Mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenst

Hans v. Wolzogen.

[1]) Ich glaube dies nicht als Vor- oder Einwurf aufnehmen zu müssen. Der Unterschied besteht selbstredend, die Geister scheiden sich leicht, und man kommt kaum in die Verlegenheit, sie bei der Behandlung miteinander zu verwechseln. Man braucht nur Hans von Wolzogen und H. Dr. Dräseke — oder in einem anderen den Lesern jetzt gerade öfter in die Erinnerung gebrachten Falle Kreyßig und den Anonymus des „D. Wochenbl." oder die Kämpen des „Centralorganes" — mit einander zu vergleichen, um sofort Bescheid zu wissen. Aus gründlicher Sachkenntniß und reiflichem Nachdenken gewonnene, besonnen und ehrlich vertretene Ueberzeugung ehrt Jeder, und ich habe im vorliegenden Falle um so weniger Veranlassung, derselben die schuldige Hochachtung zu versagen, als ich nur wiederholen kann, was ich schon gesagt habe, daß der Wagnerkreis ganz thöricht handelt, wenn er mich als Feind behandelt, da ich sehr viele und bereitwillige Anerkennung und Bewunderung für das

viele Schöne und Gute in Wagner's Werken, ja sogar eine ganz ausgesprochene Vorliebe für sein „Gesammtkunstwerk" als eine berechtigte Kunstform und die für ihn selber unzweifelhaft berechtigteste, vielleicht einzig berechtigte hege.

[2]) Mir scheint, bei der sehr „dionysischen" Stimmung der meisten Wagnerschwärmer brauchte man gerade bei ihnen am wenigsten mit Ausrufungszeichen zu schüren! Dagegen sollte ein besonnener und vertrauenswürdiger Verehrer wohl gerade kühleren Betrachtern gegenüber auch mit seiner Begeisterung nicht allzu ängstlich zurückhalten. Die Begeisterung solcher hat eine gewisse überzeugende Kraft.

[3]) Ich habe bemerkt und gezeigt, daß die rühmenden Erwähnungen der Classiker und die Anknüpfungen an dieselben entweder gar keinen Bezug auf die hier zu erörternde und zu entscheidende Frage haben, oder aber beschönigende und begütigende Phrasen sind, die durch klare und ernst gemeinte Worte und durch Thaten Lügen gestraft werden. Das, was ich meine, und was ich von jeder wahrhaft großen Kunsterscheinung in ihrem Verhältnisse zu den großen Vorgängern als Legitimation zu fordern mich berechtigt halte, äußert sich zuerst und am entscheidendsten in vollem, hingebendem Verständnisse derselben in ihrer Ganzheit und der daraus erwachsenden Pietät. Daß alle Classiker zusammengenommen uns noch viel zu thun übrig gelassen haben, ist eine begründete Ueberzeugung, ohne welche die moderne Kunst und ihre Vertreter keinen Muth zum Leben, geschweige denn zum Schaffen haben könnten. Aber das, was jene geschaffen haben, muß so, wie sie es geschaffen haben, dem nachfolgenden Meister der Kunst, der sich nicht frech und frivol über sie hinwegsetzt, und ihm vor Allen heilig sein. Was thut aber Wagner? Die Schamröthe steigt einem in das Gesicht, wenn man den Brief zu Gesichte bekommt, welchen Charles Gounod, der Componist der „Margarethe", aus Anlaß einer von Richard Wagner unternommenen neuen Orchestrirung der neunten Symphonie von Beethoven an den Musikreferenten des „Siècle", Herren Oscar Comettant hat richten dürfen, und den wir, des Dankes unserer Leser sicher, hier einschalten:

Taristock-House, London, 6. Mai.

Lieber Freund! Die englische Musikzeitung „The Orchestra" enthält in ihrer Nummer vom 1. Mai einen Artikel mit dem Titel: Restoring Beethoven (Beethoven in restaurirter Form). Gestatten Sie mir, obgleich ich mit dem Verfasser dieses Artikels in mehreren Punkten einverstanden bin, einige Bemerkungen, die vielleicht nicht ohne Interesse sind. Ich kenne nicht die Symphonie mit Chören von Beethoven „nach Wagner"; ich kenne sie nur „nach Beethoven", und ich gestehe, daß mir das genügt. Ich habe dieses gigantische Werk oft gehört und oft gelesen und weder in dem einen noch in dem anderen Falle jemals das Bedürfniß einer Verbesserung empfunden. Uebrigens kann ich schon im Principe nicht zugeben, daß man, auch wenn man ein Wagner, ja selbst wenn man ein zweiter Beethoven ist (den wir gewiß eben so wenig erleben werden wie einen zweiten Dante oder Michel Angelo), sich das Recht anmaße, die Meister zu verbessern. Man überzeichnet und übermalt nicht einen Raphael oder Leonardo da Vinci; es wäre nicht nur höchst anmaßend, sondern auch eine Verleumdung, den Werken dieser gewaltigen Genies, die hoffentlich wußten, was sie thaten, und warum sie es thaten, einen fremden Zug aufzudringen. Um aber auf den besonderen Fall der Symphonie mit Chören zurückzukommen, so kann ich schlechterdings nicht absehen, worauf man den Anspruch gründen will, an diesem Werke etwas zu ändern. Was zunächst den rein instrumentalen Theil, also die drei ersten Sätze und die sehr umfangreiche Einleitung des vierten betrifft, so besitzt Beethoven eine so tiefe Kenntniß und eine so wunderbare Behandlung der orchestralen Mittel, des Klanges und der Eigenart der verschiedenen Instrumente, daß ich nicht begreife, wie man auch nur einen Augenblick daran denken mag, ihm in dieser Hinsicht einen Rath zu ertheilen. Dazu muß man Herr Wagner sein, welcher aller Welt Lectionen giebt, Beethoven so gut wie Mozart und Rossini. Ich habe die neunte Symphonie unter der Direction Habeneck's, des berühmten Gründers der Pariser Conservatoriums-Concerte, gehört. Die einzige leise Veränderung, welche sich dieser kundige Dirigent, nicht am Texte oder an der Instrumentirung, sondern nur an einer Schattirung, erlaubte, war ein Mezzoforte statt eines Forte in dem großen unisono der Saiteninstrumente, welche die Sexten und Terzen der Gesangstelle des Scherzo begleiten. Diese leichte Veränderung hatte den

Zweck, die Flöten, Clarinetten und Fagotte, welche die Melodie führen, nicht unter der Wucht des Streichquartettes zu begraben. Was aber den vocalen Theil angeht, die Soli und Chöre, welche dieses Werk von unvergleichlicher Majestät beschließen, so bestreite ich mit aller Entschiedenheit, daß die executirenden Künstler und das Publicum darüber ein unwiderrufliches non possumus verhängt hatten. Diesem non possumus begegnet man jedesmal bei der ersten Muthlosigkeit Angesichts einer künstlerischen Neuerung; man hörte es, als es galt, die Beethoven'schen Symphonien in Frankreich einzuführen; man hörte es bei den Opern Meyerbeer's, bei „Robert", den „Huguenotten", dem „Propheten"; man hörte es in Deutschland selbst noch kürzlich bei den letzten dramatischen Werken Richard Wagner's, welche die Künstler und die Choristen sich außer Stande erklärten, auswendig zu lernen und zu singen; man hörte es und hört es noch jetzt von vielen Leuten hinsichtlich der letzten großen Quartette von Beethoven. Mit der Zeit verlieren sich die Schwierigkeiten, und hier, wie in so vielen anderen Fällen, erscheint heute ganz einfach, was man gestern für unmöglich erklärte. Gewiß ist der vocale Theil der neunten Symphonie schwer aufzuführen, und die Art, wie da die Stimmen behandelt sind, erfordert eine viel höhere musikalische Ausbildung, als im Durchschnitte bei den Sängern und Choristen zu finden ist. Doch muß ich im Widerspruche mit den Behauptungen des Kritikers, dem ich entgegentrete, bemerken, daß ich im Jahre 1842 in Wien einer Aufführung der neunten Symphonie unter der Leitung Otto Nicolai's beigewohnt habe, in welcher 1200 Musiker (450 Instrumentisten und 750 Sänger) mitwirkten, und die in jedem Betracht: Ensemble, Richtigkeit im Einsatz und Rhythmus und Beobachtung auch der allerfeinsten und schwierigsten Nüancen, bewunderungswürdig war. Allerdings eignet sich das Register und der Klang der Sopranstimmen in Deutschland ganz besonders zu einer reinen Intonirung und zum Aushalten der hohen Noten; aber nicht wenig trägt dazu auch die in der deutschen Erziehung durch obligatorische Uebung des Notenlesens in den Schulen allenthalben verbreitete Musikkenntniß bei. Hiervon konnte ich mich selbst überzeugen, als ich in Wien ein Requiem meiner Composition, welches nicht weniger als vierzehn Stücke enthielt, nach einer einzigen Probe aufführen ließ: die Execution war tadellos, und die Kinder lesen ihre ersten und zweiten Stimmen vom Blatte, als ob sie in einem Buche lesen.*) Ein kleiner Junge von zwölf oder dreizehn Jahren, Lehrling in einer Buchhandlung, in der ich ein Werk gekauft hatte, überbrachte mir dasselbe und warf einen lüsternen Blick auf mein Piano. „Spielen Sie etwa Clavier?" fragte ich. „Ach, nur ein klein wenig", antwortete er schüchtern. Ich setzte ihn gleich an das Clavier, und er spielte mir die große F-moll-Sonate von Beethoven auswendig vor. Man findet in Deutschland selten eine Familie, deren Mitglieder nicht ein Ensemblestück wie geschulte Musiker vom Blatte sängen. Wenn man also beweisen will, daß der vocale Theil der neunten Symphonie, obgleich, wie Rossini zu sagen pflegte, „in schlechtem Fingersatze für die Stimme", doch vollkommen ausführbar ist, so muß man mit Choristen und Sängern zu thun haben, die nicht bloß gute Stimmen besitzen, sondern auch Noten zu lesen verstehen, was freilich in England nicht häufig zu finden ist. Wie dem auch sei, rühren wir nicht an die Werke der großen Meister: es ist das eine gefährliche und unehrerbietige Verwegenheit, und man könnte auf dieser schiefen Bahn nicht mehr innehalten. Legen wir nicht unsere Hand an die Hand jener Unsterblichen, deren so edle Linien, so strenge Structur und so majestätischer Adel die Nachwelt unverhüllt bewundern soll, und vergessen wir nicht, daß es besser ist, einem großen Meister seine Unvollkommenheiten zu lassen, wenn er solche hat, als ihm die unserigen aufzudrängen.

Charles Gounod.

[4]) Das ist allerdings tödtlich für einen Geschichtsforscher im Gebiete der Kunst, wenn ihm eine solche Verwechselung von innerer Entwickelung und äußerer Form mit Recht zum Vorwurfe gemacht werden kann. Doch zweifle ich bis jetzt, daß dies hier der Fall ist. Es wird dieser Zweifel nach den folgenden Anmerkungen hoffentlich als begründet erscheinen.

[5]) Wenn ich nicht berechtigt bin, an Stelle des abstracten ästhetischen Begriffes „Oper" mit

*) Es ist Schade, daß die Wahrheitsliebe gebietet, hier und in einigen der folgenden Sätze eine im Munde eines Franzosen doppelt auffallende allzu vortheilhafte Schilderung der musikalischen Volksbildung in Deutschland abzulehnen. Allerdings, mit der französischen und englischen verglichen mag sie einem Ausländer leicht in so fast idealem Lichte erscheinen. Red.

den concreten historischen Erscheinungen, aus denen jener Begriff abgeleitet ist, den Opern Gluck's, Mozart's und einiger anderen auch größtentheils von mir Genannten, zu operiren, so hört alle Möglichkeit eines Verkehres in diesen Dingen auf. Chemisch reine ästhetische Kategorien, die a priori zu construiren wären, giebt es nicht. Jene Meister sind die Classiker der allgemein sogenannten Oper, und wenn ich bei ihnen nicht vollkommen richtig und erschöpfend erfahren kann, was eine Oper ist, und wie sich's mit dieser Kunstform verhält, so kann meinethalben jeder Beliebige von der Oper als ästhetischem Begriffe behaupten, was er will: er hat von vornherein die Genugthuung, absolut Recht zu haben, nämlich mit Bezug auf das, was er zufällig und willkürlich unter „Oper" versteht; doch muß er sich damit begnügen, lediglich die Luft erschüttert zu haben.

⁵) Ja, genau so wie der Tischler über den Begriff der Rechtwinkligkeit und sonstiger Formbestimmtheiten hinausragt. Nur der Virtuos und der Manierist ragt geistig nicht über die von ihm cultivirte und benutzte Kunstform hinaus. Aber Gluck und Mozart sind so weit davon entfernt, in der Opernform eine unbequeme und hemmende Schranke zu empfinden, daß sie vielmehr der Form nach sehr verschiedenen Richtungen erst zu ihrer Vollendung verholfen haben. Sie fanden in der That eine erweiterungsbedürftige Form vor, aber die nöthige Erweiterung fühlten sie sich vollkommen Manns genug derselben zu geben. Ihnen jenes geistige Hinausragen über die Oper zuzuschreiben, heißt einmal: ihre Classicität leugnen; denn wer sich in den Kunstmitteln vergreift und die Fesseln zu eng gewordener Formen nicht zu sprengen vermag, um dem erweiterten und vertieften Gedankengehalte eine adäquate Form zu schaffen, der steht einfach nicht auf der Höhe classischer Kunstvollendung. Es bedeutet aber zum zweiten: jenen Meistern etwas unterschieben, wofür es keinen Beweis giebt, und was im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich, ja so recht eigentlich unmöglich ist; einfach schon deswegen unmöglich, weil ihre ganze Kunst viel zu wenig reflectirt war. — Was heißt denn die ganze Wendung Anderes als: Schade, daß ein Mann wie Mozart sein schätzbares Talent mit dem unersprießlichen Opernschmieren vergeudet hat; — und heißt das — um Alles in der Welt — Verständniß und Achtung vor den großen Meistern der Kunst haben?

⁷) Das, was von Seiten der „Wagnerei" „Schlendrian" genannt wird, ist auch in den Gluck'schen und Mozart'schen Opern. Wenn die Oper überhaupt Schlendrian ist, so ist es auch die Ihre, und um so mehr, wenn sie nur aus Faulheit und Schwachheit die alte, schon längst zu eng gewordene Form weiter benutzten. Gerade das wäre Schlendrian in der Potenz.

⁸) Mit der „dramatischen" Symphonie lasse ich mir nun einmal nach dem neulich schon Gesagten kein X für ein U machen. Köstlin (in Vischer's Aesthetik § 816) theilt die Symphonien ein in (rein) lyrische, episch-lyrische und dramatisch-lyrische; d. h. also lyrisch, nicht dramatisch, ist der Grundcharakter der Symphonie. Zu „entrücken" hatte Beethoven nichts mehr nöthig, denn die Form existirte bereits vollständig entwickelt, wenngleich noch einer Steigerung ihrer Wirkung fähig. Auch cultivirte Beethoven keineswegs ausschließlich die „dramatisch"-lyrische Symphonie: seine C-dur-Symphonie gehört der rein lyrischen Gattung an, die A-dur-Symphonie führt Köstlin mit Recht als Beispiel der „episch"-lyrischen Gattung an; auch die sinfonia pastorale gehört dieser selben Gattung zu. — Die Redensart mit dem „Entrücken" macht sich nur leidlich nett, weil Beethoven nicht mehr als eine Oper geschrieben hat; allein dies steht in vollkommen richtigem Verhältnisse zu der auffallend mäßigen Zahl seiner Vocalcompositionen überhaupt. Wenn man diesen Punkt theoretisch richtig bezeichnen will, dann sollte man sagen: Beethoven bewirkte die entschiedenste Wiedereinkehr der Musik bei sich selbst, wozu er in der häufigen Cultivirung der dramatisch-lyrischen Symphonie das geeignetste Mittel fand. Denn (zwar in dem bösartigen System-Jargon, aber sachlich) vollkommen zutreffend sagt Köstlin (a. a. O.): „Als höchste Form (der Instrumentalmusik) erscheint diese dramatisch lyrische Symphonie auch dadurch, daß sie die objective Formenmannichfaltigkeit der Instrumentalmusik einerseits zu reichster Entwicklung kommen läßt, andrerseits aber dieselbe auch wieder zurückbiegt zum eigentlich Musikalischen, zur unmittelbaren Schilderung des Herzensgefühls; diese Art von Symphonie ist mit aller ihrer dramatischen Lebendigkeit doch nur ein großartiger Gefühlserguß mit derselben sich einfach wie sie ist gebenden Innigkeit, welche das

Wesen der Vocalmusik ausmacht. Die Instrumentalmusik realisirt sich hier nicht bloß nach der Seite ihrer besonderen Eigenthümlichkeit, sondern läßt in ihr zugleich das allgemein Musikalische zur Erscheinung kommen; mit der dramatischlyrischen Symphonie schließt sich so der ganze weite Umkreis der Musikformen harmonisch ab, die Bewegung kehrt wieder in ihren Anfang, zur unmittelbaren Gefühlsmusik zurück; weitere Formen können nur noch dadurch entstehen, daß die an der Symphonie in eminentester Weise zu Tage tretende Befähigung der Instrumentalmusik zu wirksamer Mitaussprache des Gefühls nach allen seinen Richtungen Anlaß zu einer Combination der Instrumente mit der Vocalmusik giebt." — „Weitere" Formen, über die gehaltreichsten und tiefsten lyrischen hinaus liegende, das sind dramatische Formen. Wenn sich innerhalb deren dann wieder der Stilunterschied wiederholt, dann ist die dramatischeste von allen (musikalischen) dramatischen Formen — die Oper. Von dieser Höhe herab kann kein musikalisches Drama „gerettet" werden.

[9]) Das heißt seines Geistes, der sich kopfstellen könnte und gar keine Oper im Sinne Mozart's zu Stande bekäme, für sich aber eine besondere Art Oper erfunden hat so gut wie Andere, und in deren Berechtigung für ihn von Niemandem beunruhigt wird, ja die Genugthuung hat, daß seine neue Art von Oper als ein Halt auf dem bedenklich abschüssigen Wege der modernen deutschen Oper (nach Weber) erkannt und freudig begrüßt wird.

[10]) In dem hier entwickelten Sinne verhält sich das Gesammtkunstwerk zu den verschiedenen Kunstgattungen ähnlich wie die Gesammt- oder Orientirungswissenschaft — heiße sie, wie sie wolle, Philosophie oder Culturgeschichte — zu den einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen; — mit dem wesentlichen Unterschiede natürlich, daß die Orientirungswissenschaft alle Ergebnisse aller Forschungszweige aufnehmen muß und kann, das Gesammtkunstwerk den Kunstgattungen gegenüber nimmer in demselben Falle ist. Was macht das Wagnerische Gesammtkunstwerk z. B. mit der in unserer Zeit mindestens doch extensiv in höchster Blüthe stehenden Romanschriftstellerei? Was bereitet diese jenem vor? Etwa die Gewöhnung des Publicums an Geduld? — Doch ernsthaft: Jenes ganze Verhältniß ist eine Fiction. Wissenschaft und Kunst sind in dieser Beziehung unvergleichbar, und was in jener möglich ist, ist dieser versagt. Die Wissenschaft stellt sich in ihren Ergebnissen sehr einfach dar. Man schreibt jedes einzelne auf einen Zettel und ordnet das Material nach diesem oder jenem Systeme, welches passend und gut zu finden selbstredend eine ungewöhnlich schwierige That des Geistes ist. So etwas existirt aber in der Kunst — entweder gar nicht, oder immer. Jeder Künstler faßt in sich eine Anzahl von Richtungen oder Strebungen zusammen, unter ihnen auch solche, die sich außerhalb des eigenen Kunstgebietes bemerkbar machen. Aber er reproducirt die Eindrücke in der Sprache seiner Kunst. Die „Kunst" ist eine nur in der Idee. So wie es sich um die Realität der Kunst, um die Realisirung des künstlerischen Gedankens handelt, besondert sich die eine „Kunst" alsobald in die einzelnen „Künste"; und wo sich mehrere Künste zu vereinter Wirkung verbinden, da sind im geschichtlichen Verlaufe — Schwärmereien für eine utopische Kunst der Zukunft haben kein Anrecht auf irgend welche Berücksichtigung — drei unzweifelhaft sichere und höchst bemerkenswerthe Beobachtungen zu machen. Erstens: Die räumlich bildenden und die in der Zeit erscheinenden Künste treten einander als scharf begränzte Gruppen entgegen, deren Theile sich nur unter einander, nicht mit denen der anderen Gruppe verbinden. Nur das höchste Kunstwerk, das dramatische, zieht bei seinem scenischen Auftreten die Gruppe der räumlich bildenden Künste in seinen Dienst. Das heißt also: das dramatische (auch das musikalisch-dramatische) Kunstwerk selber stellt nicht eine Verbindung der räumlichen und der zeitlichen Künste dar, sondern nur die Kunst der scenischen Reproduction bedarf sichtbarer Hülfsmittel, deren Formen — roh oder fein — das Erzeugniß der bildenden Künste sind. (Der Tanz ist Erscheinung des Rhythmischen an der schön bewegten lebendigen Naturform, mithin nicht Verbindung zeitlicher und räumlicher Kunst, nicht Vereinigung der rhythmischen Musik mit einer — künstlerisch hervorgebrachten — Form, sondern mit einer — zeitlich erscheinenden — Bewegung). Zweitens: Bei jeder Vereinigung von Künsten ist eine die entschieden herschende, und zwar innerhalb der Gruppe der ruhenden räumlichen Künste die ruhendste, die am strengsten auf die fast mathematische Gliederung des Stoffes angewiesene, die Baukunst, — in der Gruppe der durch Be-

wegung darstellenden Künste immer die bewegteste und beweglichste, die Dichtkunst. Auch bei dem höchst complicirten Kunstwerke der scenischen Darstellung ist sie das unbestritten Dominirende. (Hierbei sei an die nicht genug beachtete Schrift von Pabst: „Die Verbindung der Künste auf der dramatischen Bühne" erinnert, welche für diese ganze Streitfrage über das dramatische „Gesammtkunstwerk" die wichtigsten Gesichtspunkte aufschließt.) Drittens: Mit wenigen Ausnahmen, welche unbestritten nicht durch die allseitig gelungensten Beispiele und Muster gebildet werden, treten bei der Vereinigung mehrerer Künste auch verschiedene Meister, jeder als Vertreter seiner an dem Gesammtwerke betheiligten Kunst, auf. Der einzige Künstler, von dem ich weiß, daß er alle fünf Künste productiv betrieben hat, Leonardo da Vinci, scheint in den zeitlich darstellenden Künsten immerhin relativ sehr wenig bedeutend gewesen zu sein: wir haben nichts von seiner Musik und äußerst wenig — ein Sonett — von seiner Poesie übrig; und er hat kein von ihm selbst errichtetes Gebäude mit Sculpturen und Malereien geschmückt; und obgleich die Zahl derjenigen Renaissancekünstler, welche nachweislich als Baumeister, Bildhauer und Maler neben einander und mit fast oder ganz gleicher Auszeichnung thätig gewesen sind, keine ganz geringe ist, so haben solche Meister sich doch nur selten mit sich selber begnügt, wenn es darauf ankam, ein Höchstes an Pracht und Reichthum in dem Zusammenwirken der drei räumlich bildenden Künste zu erreichen. In der Regel arbeiteten mehrere Meister zusammen, und ich gestehe, daß mir Raphael's Loggien in dem Bau Bramante's, seine Fabel der Psyche in Peruzzi's Farnesina und — last not least — die Decke Michelangelo's in der überaus schlichten sixtinischen Capelle Baccio Pintelli's als „Gesammtkunstwerke" vollkommen genügen. — Von dem gleichen Verhältnisse bei poetisch-musikalischen Kunstwerken will ich gar nicht reden: dasjenige soll noch geschaffen werden, dessen beide Theile von einem und demselben Meister herrühren, und welches gleichzeitig nach beiden Seiten auch nur erträglich wäre: solche Versuche, die in beiden Richtungen unerträglich sind, giebt es genug. Dies Urtheil muß ich uneingeschränkt aufrecht erhalten, unbeschadet der geistreichen Bemerkungen Wolzogen's über das erste deutsche Bühnenfestspiel und derjenigen Anderer über andere Wagnerische Dichtungen. Man könnte — wofern das Wort „gelehrt" auch als Bezeichnung für einen hohen Grad des poetischen Gehaltes und Verständnisses zugelassen wird — auf den Dichter R. Wagner und seine Ausleger das von dem alten Christian Wernicke fehlgeschossene Verslein anwenden:

> Wir deuten jedes Wort mit viel Verstand und Müh',
> Die Leser machen ihn gelehrter, als er sie.

— Es scheint mir nicht sonderlich schwer, den Grund einzusehen, weshalb zwar zu bildnerischen, nicht aber zu rednerischen „Gesammtkunstwerken" fähige Kräfte existiren. Die bildenden Künste haben eine gemeinsame technische Grundlage, das Zeichnen. Eine derartige gemeinsame Grundlage haben Poesie und Musik nicht, und da sie in Bezug auf die Schärfe der Individualisirung des künstlerischen Gedankens vollends soweit wie überhaupt möglich von einander verschieden sind, so begreift sich, daß keine menschliche Phantasie gerade für diese zwei Richtungen des künstlerischen Bildens und Gestaltens einigermaßen gleichmäßig veranlagt sein kann. Hat denn etwa Wagner das von der dichterischen Einzelkunst „beschaffte Material" — das kann doch bloß heißen: die geistige Vertiefung und die formale Läuterung — seinem musikalisch-dramatischen Kunstwerke einzuverleiben vermocht? Wo ist die hohe Formvollendung geblieben, wo die entzückende Mannichfaltigkeit, an die uns die namhaften Dichter unseres Jahrhunderts gewöhnt haben? Ich habe weiß Gott schon oft sehr viel bessere Verse von dem Gerüste gerichteter bescheidenster Privatgebäude herab sprechen hören, als der anspruchsvolle Meister des „Gesammtkunstwerkes" von der Höhe seines „Nationaltheaters" herab zum Besten zu geben die unqualificirbare Bescheidenheit gehabt hat. Und wenn schon nur von seinen dramatischen Productionen gesprochen werden soll — „jede Zeile verrathe den Dichter, wofern er es ganz ist", fordert Platen mit Recht —, welches Frösteln läuft einem über den Rücken, wenn man Wagnerische Verse hört oder liest, nachdem man etwa bei Wilhelm Jordan mit staunendem Entzücken gewahr geworden ist, welcher dichterischen Schönheit und welchen zauberhaften Wohllautes noch in unserer heutigen Sprache der Stabreim fähig ist! Die Operntexte taugen in ihrer dichterischen Form alle nicht viel, aber da wird einem doch nicht verwehrt, ruhig zu lachen oder die Achseln zu zucken. Aber wenn auf solche Sachen gepocht wird, dann ist

man auch berechtigt, Ansprüche zu machen. Wenn einem Musiker für seine Zwecke sein eigener grob zusammengeschlagener Text genügt, und sein musikalisch-dramatisches Kunstwerk mit demselben Erfolg hat, so ist es ja gut; aber wenn das dann ein „Gesammtkunstwerk" mit eximirtem ästhetischem Gerichtsstande sein will, so untersucht man im Einzelnen seine Berechtigung dazu, und da findet man Wagner's Werke dichterisch — „drunter durch". Das darf sich nicht spreizen, die Einzelkünste auf der Stufe unserer Zeit zu repräsentiren, und für den Versuch, dies zu thun, giebt es keine Beschönigungen, kein „Gleichviel": er muß gelungen sein, sonst war sein Urheber zu dem Versuche nicht berechtigt und berufen. Ein sich stolz so nennendes „Gesammtkunstwerk" muß die „festliche Abrechnung machen", aber nicht im Stile der Prügelei nach dem Kirchweihfeste. — Was in dem Wagnerischen Gesammtkunstwerke als dem Producte des alle Einzelkünste „auf der Stufe unserer Zeit" zusammenfassenden Genius die Betheiligung der bildenden Künste betrifft, so hat sich vermuthlich noch keiner seiner Nachbeter klar gemacht, daß es damit Wind ist. Wagner faßt die bildenden Künste genau so „zusammen", wie Göthe im Egmont die Musik. In Parenthese einen Hülferuf zu formuliren, daß man hier gerne von dem und dem unterstützt oder aus der Noth gerissen werden möchte, das kann ein Jeder, und hat jeder Dramatiker mit thunlichster Selbstbeschränkung im Gebrauche des Mittels gethan, ohne deshalb zu prätendiren, das Sonntagskind der Jahrtausende zu sein und „zum höchsten Zwecke" des „Gesammtkunstwerkes" die Einzelkünste „auf der Stufe seiner Zeit" „zusammenzufassen". Ob Wagner, wenn er etwas mehr von der bildenden Kunst verstände oder gar wirklich einiges Talent für dieselbe hätte, nicht bescheidener und besonnener mit seinen scenischen Anforderungen sein und namentlich sich mehr auf den decorativen Bühnenkünstler als auf den Maschinisten stützen würde, ist mir wenigstens nicht fraglich. — Wozu aber — mein caeterum censeo in dieser „Frage" — der ungeheure Eifer um die Classification der neuen Werke? Ein Kunstwerk soll nur sagen: „Hier bin ich." Es ist geschmacklos und verdächtig, wenn es sich durch Verkleinerung alles Uebrigen die Stelle und ein Piedestal zu verschaffen vorlaut bemüht ist, anstatt ruhig seine Wirkung abzuwarten und seine Würdigung von der Zukunft zu gewärtigen.

[11]) Der erste Grund für die nationale Eigenart Wagner's, von der musikalischen Seite seines „Gesammtkunstwerkes" hergenommen, zerfällt in drei Theile. Erstens: W. ist Fortentwickelung der deutschen Musik. Richtig! Daraus folgt, was dieses Beweises gar nicht bedarf, sondern bereits aus Heimat, Aufenthalt und Muttersprache W.'s unzweifelhaft hervorgeht, daß seine Musik deutsche Musik ist, nicht aber, daß sie national ist. Diesen Unterschied habe ich bereits in den „Beiträgen" hinreichend deutlich gekennzeichnet. Die Verwechselung beider Begriffe brauchte mir also nicht wieder zu begegnen. Zweitens: Das „Deutscheste der deutschen Musik", das natürlich noch ein paar Mal in den Superlativ erhoben werden könnte, ohne damit national zu werden, die Symphonie, ist hier durch eine jener unvermerkten Unterschiebungen, durch welche wesentliche Unterscheidungen verwirrt und die allerunmöglichsten Trugschlüsse möglich gemacht werden, — bekanntlich eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der Wagner'schen Logik und der Nietzsche'schen Aesthetik — mit Instrumentalmusik und gleich noch weiter speciell mit Orchester gleich bedeutend gesetzt. Die Symphonie ist Symphonie und hat irgend welche ihr zuzulegende Bedeutung durch ihre Form. Diese hat Wagner in seinem dramatischen Kunstwerke natürlich gar nicht brauchen können. Daß er ihrer mächtig ist, hat er außerdem nicht bewiesen. Instrumentalmusik und Orchester sind ebenso französisch und italiänisch wie deutsch. Drittens: Auf der deutschen Sprache begründeten Gesang, zu Deutsch kurz: deutschen Text haben andere Operncomponisten auch schon gehabt. Oder sind die Libretti z. B. der Zauberflöte, des Fidelio, des Freischützen nicht ursprünglich deutsch gewesen? Und weiter macht der deutsche Text die Oper wiederum nur deutsch, nicht national.

[12]) Der zweite Grund für die nationale Eigenart ist von den Stoffen oder der dichterischen Seite des Gesammtkunstwerkes hergenommen und zerfällt in einen allgemeinen und einen speciellen Theil oder besser eine Exemplification. Der allgemeine Satz ist insofern falsch, als keineswegs alle Stoffe W.'s jemals nationaldeutsch, d. h. der Ausdruck des deutschen Geistes in mythischer Form gewesen sind. Tannhäuser behandelt eine Sage über einen wenig bedeutenden mittelhochdeutschen Dichter. Tristan ist eine keltische Sage, die sich an den bretonischen Sagenkreis angehängt hat. Der Inhalt des Lohengrin ist genau so national wie Virgil's Aeneide, d. h. es ist eine

häßliche Erfindung eines höfischen Dichters. Und wie viel beweist denn am letzten Ende der nationale Charakter der Stoffe für den des Bearbeiters? Die Hohenstaufenzeit ist gewiß ein eminent nationaler Stoff; aber wem ist es eingefallen, Raupach's Staufentragödien für nationale Kunstwerke zu halten? Hingegen ist Schiller's Jungfrau von Orleans trotz des französischen Stoffes ein nationales Kunstwerk allerersten Ranges. — Was die Nibelungen-Trilogie anbelangt, so ist erstens das Nibelungenlied nicht als „fremdartige, künstliche Umarbeitung" abzuthun: es stellt uns das Resultat einer ganz natürlichen (und in diesem Falle auf deutschem Boden vorgegangenen) Entwickelung des Mythos dar, seines Herabsinkens von Göttermythe zu Heroenmythe und seiner schließlichen Verquickung mit geschichtlichen Elementen. Wenn diese Wandelung sich vollzieht, so ist das ein Beweis, daß der ursprüngliche Mythos als Göttermythos todt ist. Dann ist sein Inhalt aber natürlich auch nicht mehr national. Davon, daß dieser ursprüngliche Göttermythos, wie ihn Wagner wieder aufgenommen hat, im Volke lebendig geblieben, ist mir leider nichts bekannt geworden. Richard Wagner soll unbestritten unser nationalster Künstler sein, wenn in einer beliebigen, zufällig zusammengelaufenen Volksmenge in Deutschland, wie sie etwa durch irgend ein öffentliches Schauspiel angelockt wird, nur der hundertste Mensch den Nibelungenmythos in seinem ursprünglichen Zusammenhange kennt (und glaubwürdig versichern kann, daß er ihn nicht aus den Wagner'schen Operntexten oder aus Erzählungen desselben bei Gelegenheit von Besprechungen Letzterer kennen gelernt hat).

[15]) Der dritte Grund für die nationale Eigenart des Gesammtkunstwerkes wird hergenommen von der Vereinigung des musikalischen und des poetischen. Da die „periodische" Vereinigung aller Künste zum Gesammtkunstwerke bisher noch keine Periode gehabt hat, so ist nicht bewiesen, daß der Gedanke einer solchen Vereinigung ganz eigenartig deutsch ist. Und da — wie vorhin gezeigt — eine solche Vereinigung in irgend einem wesentlich anderen und höheren Sinne, als eine solche schon unzählige Male zwischen mehreren (oder allen) durch verschiedene oder durch dieselben Meister vertretenen Künsten stattgefunden hat, weder bei Wagner vorliegt noch überhaupt der Natur der Sache zufolge jemals zu gewärtigen steht, so ist wohl mit einigem Fug daran zu zweifeln, daß sie „ganz eigenartig deutsch" ist. Denn glücklicherweise hat ja Deutschland aufgehört, das prädestinirte Vaterland aller unmöglichen Hirngespinnste zu sein. — Die schließliche Parallele zwischen der Begründung des neuen deutschen Reiches und derjenigen des Festtheaters in Bayreuth ist eine jener naiven Ungeheuerlichkeiten, die in der Wagnerei an der Tagesordnung sind, und die mir ein vollgültiger Beweis für einen pathologischen Zustand zu sein scheinen. Der Letztere zieht natürlich für manches Unbegreifliche und Unverzeihliche, das sonst noch aus diesem Kreise kommt, als mildernder Umstand.

Nichts für ungut! B. M.

Die chemische Industrie.

Von

Otto Dammer.

1. Schwefelsäure und Soda.

Was dem Techniker, der nur die Formen gegebener Stoffe verändert, Hammer und Walzwerk, Schraubstock und Feilen, das sind dem Chemiker die Säuren und Basen, mit denen er Verbindungen löst oder bildet und neue Körper, für die verschiedensten Zwecke tauglich, herstellt. Darum sind Säuren und Basen der chemischen Fabriken auch häufig nur Zwischenproducte, welche von anderen Industriezweigen oft in denselben Fabriken, wo sie erzeugt wurden, sofort wieder verbraucht werden, um mit ihrer Hülfe die fertigen Handelsartikel zu gewinnen. Die Fabrication dieser Körper bildet den Gegenstand einer Industrie von eminenter Bedeutung, und besonders die Schwefelsäure und die Soda stehen an der Spitze aller chemisch technischen Thätigkeit.

Die Natur ist karg mit der Darbietung von Säuren. Zwar bildet Kieselsäure einen der an Masse hervorragendsten Bestandtheile der festen Erdrinde, nimmt Theil an der Bildung der wichtigsten Gesteine und bedeckt als Sand ganze Länder, aber diese Säure ist unlöslich in Wasser, bei gewöhnlicher Temperatur sehr indifferent und nur in seltenen Fällen tauglich, dem Techniker als Säure Dienste zu leisten. Ihr gegenüber steht die Kohlensäure, welche sich in geringer Menge in der Luft findet und in oft mächtigen Strömen dem Erdboden entsteigt. Aber die Orte, an denen solche Kohlensäureexhalationen sich finden, sind nicht gerade häufig, und dann ist die Kohlensäure eine so schwache Säure, daß sie auch nur für wenige Zwecke genügt. Man kann sich leicht überzeugen, mit welcher Energie Schwefelsäure oder Salzsäure die Kohlensäure aus ihren Salzen austreiben, und diese mächtigen Agentien, namentlich die Schwefelsäure, erscheinen daher dem Techniker ganz besonders wünschenswerth. Sie aber gehören zu den sehr seltenen Vorkommnissen in der Natur, und die sauren Flüsse der Cordilleren, wie z. B. der Rio Vinagre, welcher, aus vulcanischem Gebiete entsprungen, in 1 Liter Wasser 1,1 Gramm wasserfreie Schwefelsäure und 1,2 Gramm Salzsäure enthält, so daß er täglich 46,873 Kilogramm Schwefelsäurehydrat und 42,150 Kilogramm Salzsäure liefert, gehören zu den größten Naturmerkwürdigkeiten.

Wohl kommt Schwefelsäure in sehr großen Mengen an Basen gebunden vor, und der schwefelsaure Kalk oder Gyps steht in jeder wünschenswerthen Menge zur Verfügung, aber seine Schwefelsäure vom Kalke zu trennen hat bisher nicht in ausgiebiger Weise gelingen wollen. An Versuchen in dieser Richtung hat es nicht gefehlt. So schlug von

Seckendorf vor, den Gyps mit Chlorblei zu zersetzen und das dabei gebildete schwefelsaure Blei mit Salzsäure zu behandeln, wobei freie Schwefelsäure und Chlorblei entsteht, welches nun wieder auf Gyps wirken kann. Margueritte dagegen zersetzte phosphorsaures Blei mit Salzsäure und erhitzte die dabei frei werdende Phosphorsäure mit Gyps, so daß er wasserfreie Schwefelsäure und phosphorsauren Kalk erhielt, welcher mit dem anfänglich gebildeten Chlorblei wieder phosphorsaures Blei liefert. Man würde auch zufrieden sein, wenn es gelänge, die Schwefelsäure des Gypses in Form von schwefeliger Säure leicht abzuscheiden, denn die letztere kann ohne Schwierigkeit wieder in Schwefelsäure verwandelt werden. So hat Tilghman den glühenden Gyps durch Wasserdämpfe zu zersetzen gesucht und erhielt dabei Aetzkalk, etwas Schwefelsäure, schwefelige Säure und Sauerstoff. Siemens ließ den Wasserdampf mit Kohlensäure auf ein geschmolzenes Gemisch von Kochsalz und Gyps einwirken und Kuenzi schmolz Gyps mit Quarz, Thon und Sand zusammen, um schwefelige Säure zu erhalten. Cari-Mantrand leitete Salzsäuregas über glühenden Gyps, wobei schwefelige Säure, Sauerstoff und etwas unzersetzte Schwefelsäure entweichen. Endlich hat man auch versucht, den Schwefel des Gypses in der Form von Schwefelwasserstoff abzuscheiden, welcher bekanntlich leicht zu schwefeliger Säure und Wasser verbrennt. Alle diese Verfahren sind aber bis jetzt für die Technik so gut wie bedeutungslos geblieben, und man hat daher allgemein auf die Schwefelsäure des Gypses verzichtet.

Dagegen gelingt es leicht, aus schwefelsaurem Eisenoxyd Schwefelsäure abzuscheiden. Dieses Salz findet sich nun zwar nicht in der Natur, aber es entsteht leicht bei der Einwirkung von Luft auf Eisenvitriol, den man durch Verwitterung von Schwefelkiesen erhält. Der Eisenvitriol selbst verliert seine Schwefelsäure bei sehr starkem Erhitzen, aber die Hälfte der Säure wird dabei zersetzt, indem sich auf ihre Kosten der Eisenvitriol oxydirt. Bei der Bereitung des Vitrioles wird nun unvermeidlich ein Theil des Letzteren durch den Sauerstoff der Luft oxydirt, und das gebildete schwefelsaure Eisenoxyd sammelt sich in den Mutterlaugen an. Verdampft man diese zum Trocknen und röstet den Rückstand im Flammenofen, so wird auch der Rest des Eisenvitrioles oxydirt und man erhält ein Product, welches bei starker Erhitzung in nicht sehr großen, aus Schmelztigelmasse hergestellten Retorten seine Schwefelsäure vollständig abgiebt. Diese entweicht als wasserfreie Schwefelsäure und würde als solche Schwierigkeiten mannichfacher Art bereiten. Man füllt deshalb in die den Retorten angefügten Vorlagen ein wenig Wasser und erhält dann immer noch eine Schwefelsäure von so hoher Concentration, daß sie an der Luft raucht (rauchende Schwefelsäure, Vitriolöl) und beim Eingießen in Wasser zischt.

Diese Fabrication hatte ursprünglich ihren Hauptsitz auf dem Harz und seiner Umgegend, und die rauchende Säure heißt noch jetzt im Handel Nordhäuser Vitriolöl. Aber die günstigen Bedingungen einer vortheilhaften Erzeugung sind am Harz längst geschwunden, und gegenwärtig wird rauchende Schwefelsäure fast ausschließlich in Böhmen bereitet. Hier wurde diese Industrie 1802 durch J. D. Starck begründet, und seine Fabriken sind bis auf einige kleinere bei Pilsen fast die einzigen Oleumhütten. Ihre Production bezifferte sich im Jahre 1872 auf 34,410 Ctr. Starck war ein unternehmender Mann; er hatte ursprünglich die Weberei erlernt, pachtete aber 1792 das Messingwerk Silberbach in Böhmen und errichtete daselbst die erste Oleumhütte. In der Folge sicherte er sich durch Erwerbung von Erzgruben das Rohmaterial für seinen Betrieb und errichtete 1797, um nicht mehr die Thongefäße zur Bereitung und Ver-

packung des Vitriolöles aus Sachsen beziehen zu müssen, eine eigene Töpferei, an welche sich später eine Reihe von weiteren Thonwaarenfabriken mit einer Jahresproduction von mehr als 1 Million Stück Apparaten und 12,000 Ctr. Thon- und Chamottesteinen anschlossen. Der Rückstand in den Destillationsgefäßen von der Bereitung der Schwefelsäure besteht aus rothem Eisenoxyd und bildet als Caput mortuum eine ordinäre Farbe. Starck wußte den wenig werthvollen Rückstand zu veredeln und gegenwärtig bereitet man daraus 19 Nuancen und 41 Sorten Roth bis Braun. 1872 wurden 20,000 Ctr. davon in den Handel gebracht.

In Frankreich hat man rauchende Schwefelsäure aus saurem schwefelsaurem Natron bereitet. Das gewöhnliche schwefelsaure Natron oder Glaubersalz verliert auch in stärkster Hitze keine Schwefelsäure; wenn man es aber mit ebensoviel Schwefelsäure versetzt, wie es schon enthält, so entsteht saures schwefelsaures Natron, und wenn man dieses Salz nach dem Trocknen erhitzt, so entläßt es die Hälfte seiner Schwefelsäure im wasserfreien Zustande. Da nun saures schwefelsaures Natron bei einigen technischen Processen als Nebenproduct auftritt, so kann man mit diesem vortheilhaft die Darstellung rauchender Schwefelsäure verbinden. Andererseits hat man die Letztere in Zusammenhang mit der Boraxbereitung gebracht. Der Borax wird aus toscanischer Borsäure und kohlensaurem Natron bereitet; man kann aber auch die feuerbeständige Borsäure mit entwässertem Glaubersalz erhitzen, wobei dann die Schwefelsäure ausgetrieben, und Borax gebildet wird.

Die rauchende Schwefelsäure hatte einst großen Werth für die Industrie, bei der heutigen Entwickelung der Letzteren sind die geringen Mengen Schwefelsäure, welche auf die angegebene Weise überhaupt nur gewonnen werden können, ohne Belang, und man würde ihre Fabrication längst vollständig aufgegeben haben, wenn man nicht zu manchen Zwecken, z. B. zum Auflösen des Indigos, einer Säure von so bedeutender Concentration bedürfte. Für alle anderen Zwecke genügt eine schwächere Säure, und zur Bereitung dieser Letzteren hat man auf die von der Natur fertig gebildete vollständig verzichtet, um sie aus nicht oxydirtem Schwefel selbst zu erzeugen. Da bietet sich als einfachstes Rohmaterial natürlich der gediegene Schwefel selbst dar, welcher ja in großer Menge besonders auf Sicilien vorkommt. Und in der That lieferte diese Insel noch vor etwa 30 Jahren so gut wie ausschließlich das Rohmaterial für die Schwefelsäurefabrication. Diese schwefelführende Formation erstreckt sich in ungeheurer Ausdehnung fast über die ganze Breite Siciliens und besteht aus Kalkstein-, Mergel- und Gypslagern, in welchen der Schwefel als unregelmäßiger Gemengtheil enthalten ist. Die Mächtigkeit dieser so gut wie unerschöpflichen Lager wird auf 3—30 Meter angegeben, und unter günstigen Verhältnissen könnten sie die Basis einer der blühendsten Industrien abgeben. Mangel an Capital, an Verkehrsmitteln und leider auch an Brennmaterial haben aber den Betrieb ungemein erschwert, und die sehr billigen Gestehungskosten des geförderten Rohmateriales haben das Uebrige gethan, um Verbesserungen fern zu halten. Erst in der neuesten Zeit macht sich ein Umschwung zum Besseren bemerkbar, und die Eröffnung der neuen, das Land durchschneidenden Eisenbahn wird hoffentlich sehr günstig wirken. Man zählt gegenwärtig 250 Gruben mit planlosem, nur auf augenblicklichen Gewinn gerichtetem Betriebe, fängt nun aber an, durch rationellen Abbau, Abteufen von Schachten, Entwässerung durch Stollen und Ersatz der Handarbeit durch Dampf bessere Verhältnisse herbeizuführen. Das geförderte Mineral schichtet man nach dem unvortheilhaften Calcaronebetriebe in gemauerten Umzäunungen in bedeckten Haufen von

500 bis über 1000 Cubikmeter auf und zündet es von der Sohle aus an, so daß ein Theil des Schwefels verbrennt und die zum Aussaigern des Restes nöthige Wärme liefert. Man gewinnt auf diese Weise 10 bis 15 Proc. Rohschwefel. Ein bedeutender Fortschritt würde wohl durch die Anwendung von Schwefelkohlenstoff oder Steinkohlentheeröl zur Extraction der Erze oder durch deren Behandlung mit überhitztem Dampfe angebahnt werden, es sind dazu taugliche Apparate construirt worden, und bei Neapel hat man schon vor einigen Jahren Versuche in dieser Richtung angestellt.

Der Rohschwefel ist für die Schwefelsäurefabrication direct verwendbar, für viele andere Zwecke aber muß er raffinirt werden. Man hat jetzt angefangen, diese Arbeit auch in Italien vorzunehmen, der bei Weitem größte Theil des sicilianischen Schwefels geht aber nach Marseille, wo 16 verschiedene Anstalten mit der Schwefelraffinerie beschäftigt sind, und nach Belgien, wo die größte Raffinerie in Dam (Antwerpen) 1868 errichtet wurde. Die Reinigung geschieht durch Sublimation, indem man den Schwefel in linsenförmigen Retorten, die 600—700 Kilogramm fassen, erhitzt. Die Vorlage ist sehr geräumig und die Schwefeldämpfe verdichten sich darin zu den bekannten pulverförmigen Schwefelblumen. Bei dieser Verdichtung wird viel Wärme frei, und wenn man schnell arbeitet, so erwärmt sich die Vorlage endlich bis zum Schmelzpunkte des Schwefels, der dann in Stangen gegossen wird. Die Production in Sicilien beträgt nach dem amtlichen Berichte von Parodi 2,000,000 Ctr., viermal mehr als vor 40 Jahren. Auch in der Romagna, zu Radoboj bei Crapina in Croatien und in Spanien wird Schwefel gewonnen, und durch den Suezkanal sind die Minen von Djemsah und Ranga zugänglich geworden. Djemsah allein vermag monatlich an 6000 Ctr. Schwefel zu liefern.

Man ist aber bei der Schwefelgewinnung nicht auf den gediegen vorkommenden beschränkt, sondern kann ihn auch durch Erhitzen aus den meisten natürlichen Schwefelverbindungen der Schwefelmetalle erhalten. So giebt der Schwefelkies (Zweifachschwefeleisen) 26,65 Proc. Schwefel ab und hinterläßt Einfachschwefeleisen, welches auf Eisenvitriol verarbeitet werden kann. In der Praxis begnügt man sich, 13 bis 14 Proc. Schwefel abzuscheiden und erhält dann einen nicht geschmolzenen, leichter zu verarbeitenden Rückstand. Kiesige Kupfer- und Bleierze, welche zum Behufe des Ausbringens der Metalle zunächst geröstet werden müssen, erhitzt man derart, daß ein Theil des Schwefels der Oxydation entgeht und durch Verdichtung gewonnen wird. Ein besonderes Interesse erregt noch die Schwefelgewinnung bei der Jodfabrication, indem hier die Asche der Meeresalgen das Rohmaterial bildet, und der Schwefel durch gegenseitige Zersetzung von Schwefelwasserstoff und schwefeliger Säure abgeschieden wird. Vegetabilischen Ursprunges ist auch der bei der Leuchtgasfabrication aus verbrauchter Laming'scher Reinigungsmasse gewonnene Schwefel. Alle diese und einige andere Methoden sind aber quantitativ unerheblich und tragen zu der europäischen Gesammtproduction, welche auf ca. 7 Millionen Ctr. geschätzt wird (wobei freilich die italiänische Production sehr abweichend von der obigen Angabe mit 6,860,000 Ctr. beziffert ist), wenig bei.

Der Schwefel findet bekanntlich zur Fabrication des Schieß- und Sprengpulvers, zu Zündrequisiten, zum Bestäuben des Weinstocks bei der Traubenkrankheit, zum Schwefeln des Weines und Hopfens, zum Vulcanisiren des Kautschuks und der Gutta-Percha, zum Bleichen mittelst schwefeliger Säure und auch sonst zur Darstellung dieser Säure, zur Fabrication von schwefeligsauren und unterschwefeligsauren Salzen, Schwefelkohlenstoff, Ultramarin, Zinnober, Musivgold u. s. w. eine ausgedehnte Anwendung.

Wie schon erwähnt, lieferte Sicilien früher fast ausschließlich das Rohmaterial

für die Schwefelsäurefabrication. Der Schwefel wurde in passenden Gefäßen verbrannt und die dabei sich entwickelnde gasförmige schwefelige Säure in Räume geleitet, in welchen man sie zu Schwefelsäure oxydirte. Im Jahre 1838 griff aber die neapolitanische Regierung mit einer übel berechneten Maßregel in die freie Ausfuhr des Schwefels ein. Sie verlieh der Firma Tair u. Comp. in Marseille ein Monopol, und die Folge war, daß der Centner Schwefel von $1^2/_3$ auf $4^2/_3$ Thlr. stieg. Eine so bedeutende Vertheuerung des Rohmateriales wäre gewiß für die Schwefelsäurefabrication verhängnißvoll geworden, wenn man nicht sehr schnell gelernt hätte, andere Quellen für die Gewinnung der schwefeligen Säure zu erschließen. Man benutzte dazu die natürlich vorkommenden Schwefelungsstufen der Metalle, besonders Schwefelkies, und erkannte in dessen Verwendung alsbald einen solchen Fortschritt, daß man auch dann nicht zum sicilianischen Schwefel zurückkehrte, als jenes verhängnißvolle Monopol aufgehoben wurde. Gegenwärtig benutzt man italiänischen Schwefel nur noch in sehr geringer Menge und fast ausschließlich zur Darstellung reiner, besonders arsenfreier Schwefelsäure.

Die ersten Versuche, Kiese für die Schwefelsäurefabrication zu verwerthen, sollen in Fahlun angestellt worden sein. 1833 gelang es Perret bei Lyon, in seiner Fabrik günstige Resultate mit dieser Methode zu erzielen, und zu gleicher Zeit fand sie durch Brem in Böhmen Anwendung. In England wurden 1838 Keys und Clough für diese Fabrication patentirt. Das neue Verfahren fand wesentliche Begünstigung durch das reiche Vorkommen geeigneter Kiese. In England verwerthete man zuerst die Lager in der Grafschaft Wicklow in Irland, dann die Kiese von Cornwall, Dorset und Devon und lernte später auch die schwefelreichen Rückstände von der Aufbereitung der Steinkohlen benutzen.

Gegenwärtig bezieht England und Frankreich, welches im Dep. de Gard selbst ein bedeutendes Lager besitzt, colossale Mengen von Kiesen aus Spanien. Die Pyrite finden sich dort in einer fünf Leguas breiten Zone, die sich der Sierra Morena parallel durch die Provinz Sevilla und das südliche Portugal auf eine Länge von 30 Leguas bis an's Meer erstreckt. Die Lagerstätten bestehen durchaus aus gleichmäßiger Kiesmasse mit eingesprengtem Quarz, haben eine Mächtigkeit von 20 bis 36 Lachter und finden sich in seichter Teufe, an einigen Stellen schon 1 bis 2 Lachter unter der Erdoberfläche. Im Alterthum und — freilich in viel beschränkterem Umfange — seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden diese Lager auf Kupfer bebaut, aber erst seit 1855 hat man sie auf Schwefelkies in Angriff genommen, und gegenwärtig werden sie von 25 Gesellschaften ausgebeutet, die jährlich über 1,5 Millionen Ctr. Kiese von den Häfen Huelva und S. Lucar de Guadiana verschiffen.

Bei uns wurde ein sehr bedeutendes Schwefelkieslager im Jahre 1852 bei Meggen, nahe an der Ruhr-Sieg-Eisenbahn, aufgefunden. Es ist dem Streichen nach auf 5,86 Kilometer Länge bekannt und bis 6,9 Meter mächtig. Die über die Thalsohle anstehende Erzmasse wird allein auf 85 Millionen Ctr. geschätzt. Das Erz ist in allen Teufen gleichartig, ganz derb, und enthält 47,5 Schwefel und 43,5 Eisen. Von der Production geht ein sehr bedeutender Theil nach England. Um nun aus den Kiesen schwefelige Säure zu gewinnen, werden sie in besonderen Oefen (Kilns) geröstet, d. h. unter Zutritt der Luft erhitzt. Diese Oefen besitzen sehr verschiedene Construction, häufig sind sie Schachtöfen, den gewöhnlichen Kalköfen nicht unähnlich. Die neuere Zeit hat jedoch auch hier sehr wesentliche Verbesserungen gebracht. Zuerst tauchte vor 10 Jahren Gerstenhöfers Röstofen auf, in welchem die gepulverten Erze, durch thönerne Bänke auf-

gehalten, langsam von Etage zu Etage fallen, während ihnen Gebläseluft oder gewöhnliche Zugluft entgegenströmt. Dieser Ofen hat sich glänzend bewährt, einen ähnlichen, der auch die Verarbeitung sinternder Erze gestattet, ließ sich Stetefeld patentiren, und in den letzten Jahren erregte der Ofen von Hasenclever und Helbig die Aufmerksamkeit der betheiligten Kreise. Aus diesen Oefen wird die schwefelige Säure in die Apparate geleitet, in welchen man sie zu Schwefelsäure oxydiren will, die Abbrände aber haben Veranlassung zu einer neuen Industrie gegeben, die sich auf den Kupfergehalt der Kiese gründet. Die ersten Versuche in dieser Richtung datiren von 1851, wo J. u. W. Allen in ihrer Sodafabrik zu Wallsend aus Kiesen und Kochsalz Chlor entwickelten und aus den Rückständen mittelst Schwefelsäure Kupfervitriol extrahirten. Einige Jahre später wurden auch die zur Schwefelsäurefabrication benutzten Kiese mehrfach auf Kupfer verwerthet, und 1865 entstanden die großen Kupferwerke zu Hebburn, in welchen man die Rückstände der spanischen Kiese, welche 3 bis 4 Proc. Kupfer enthalten, verarbeitete. Seit dieser Zeit hat die Kupfergewinnung aus den Kiesbränden große Dimensionen angenommen, und schon 1869 wurden in den Fabrikdistricten am Tyne 82,000 Ctr. Kupfer producirt. Hütteninduſtrie und chemische Industrie sind dadurch in nahe Beziehung zu einander getreten, und die höhere Verwerthung der Kiese hat eine bedeutende Verringerung der Schwefelpreise zur Folge gehabt. Seit 1865 sanken letztere um 40 Procent. Im Jahre 1869 wurden in England 319,947 Tonnen Pyriten eingeführt (davon 140,805 Tonnen aus Portugal, 99,648 aus Spanien, 69,091 aus Norwegen 2c.), und 75,949 Tonnen producirt; von diesem Quantum waren 265,453 Tonnen kupferhaltig. Schon im Jahre 1870 stieg die Einfuhr auf 400,000 Tonnen. Aber man hat sich mit der Kupfergewinnung nicht begnügt, sondern jetzt auch angefangen, den fast niemals fehlenden geringen Gold- und Silbergehalt der abgerösteten Kiese, welcher etwa 0,0001 und 0,0027 Proc. beträgt, nutzbar zu machen. Da die Abbrände der Kiese im Wesentlichen aus Eisenoxyd bestehen, so bilden sie ein reiches Eisenerz, dessen Verhüttung nur der Schwefelgehalt im Wege steht. Man kann denselben nun zwar durch ein geeignetes Verfahren erfolgreich bekämpfen, doch entstehen dann leicht andere Uebelstände. Immerhin ist es hier und da gelungen, die Abbrände auf Eisen zu verarbeiten, und in Wien stellte die Gesellschaft von St. Gobain, Chauny und Cirey aus Kiesabbränden gewonnenes brauchbares Eisen aus.

Die Verwendung der Pyrite an Stelle des gediegenen Schwefels hat also, wie wir sehen, ungeahnte Folgen für die chemische Industrie gehabt, doch sind dieselben mit den erwähnten Thatsachen noch nicht einmal erschöpft. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Gewinnung von schwefeliger Säure aus natürlichen Schwefelverbindungen die Aufmerksamkeit der Techniker auf jene enorme Masse desselben Gases leitete, welche bei der Verhüttung geschwefelter Erze zum großen Nachtheil der Umgebung in die Luft entweichen. Nach Leplays Berechnung repräsentirt der in solcher Weise in den Hütten von Süd-Wales ausgetriebene Schwefel einen Werth von 200,000 Pfd. St. Jährlich gingen gegen 46,000 Tonnen verloren, welche der Atmosphäre 92,000 Tonnen schwefeliger Säure, entsprechend 1,400,000 Ctr. Schwefelsäure, zuführten! Hier war also ein großes Problem zu lösen, und durch Gerstenhöfers Röstofen ist man in der That dahin gelangt, so enormen Verlusten vorzubeugen. In den Okerhütten am Harze hat man übrigens schon 1841 angefangen, die Röstung der Erze mit der Schwefelsäurefabrication zu verbinden, und 1861 begann man damit auf der Muldner Hütte zu Freiberg. Im Jahre 1867 producirte das Communion-Bergamt Goslar 50,000 Ctr.

und die erzgebirgischen Hütten 66,000 Ctr. Schwefelsäure aus Erzen, welche unter allen Umständen geröstet werden müssen, früher aber die ganze dabei entstehende schwefelige Säure an die Luft abgaben. Kupfererze, Bleierze, vor allem auch Zinkblende, sowie Kupferrohstein, also ein Zwischenproduct des Hüttenprocesses, werden jetzt zur Schwefelsäurefabrication herangezogen.

Das der Darstellung der Schwefelsäure aus schwefeliger Säure zu Grunde liegende Princip wurde von Lefevre und Lemeric angegeben und seit 1836 in England, zuerst in Glasgefäßen, aber dann sehr bald in Kammern aus zusammengelöthetem Bleiblech ausgeführt. Die erste derartige Kammer soll 1746 von Dr. Roebuck zu Preston-Pans in Schottland erbaut worden sein. Von England ging der Betrieb in einer Kammer aus Bleiblech 1774 durch Holker in Rouen zu den Franzosen über, welche 1834 an die Stelle der einfachen Kammer die heutzutage üblichen Systeme von Kammern und damit an die Stelle des unterbrochenen den ununterbrochenen Betrieb setzten. Wir können hier auf den Schwefelsäurebildungsproceß nicht näher eingehen; er besteht bekanntlich im Allgemeinen darin, daß man in den Bleikammern die schwefelige Säure mit Hülfe von Salpetersäure oxydirt. Die Salpetersäure, welche meist aus Chilisalpeter entwickelt wird, giebt an die schwefelige Säure Sauerstoff ab und verwandelt sich dabei zuletzt in Stickstoffoxyd. Dieses Gas aber nimmt sofort aus der Luft in den Bleikammern Sauerstoff auf und bildet einen in rothen Dämpfen auftretenden Körper, der alsbald wieder schwefelige Säure oxydirt und dadurch in Stickstoffoxyd sich zurückverwandelt, welches von Neuem Sauerstoff aufnimmt u. s. w. Es genügt mithin eine geringe Menge Salpetersäure zur Oxydation der schwefeligen Säure, auf welche beständig Sauerstoff übertragen wird, so lange nur für genügenden Luftzutritt, für eine mäßige Temperaturerhöhung und für Gegenwart von Feuchtigkeit gesorgt wird. Sind alle Bedingungen erfüllt, so sammelt sich in den Bleikammern eine Schwefelsäure von mittlerer Concentration (50° Baumé), welche als Kammersäure in der Sodafabrication, zur Darstellung von Salpetersäure, Stearinsäure, Eisenvitriol, zum Aufschließen der Phosphate in Düngerfabriken 2c. benutzt, wenn sie aber versendet werden soll, durch Abdampfen concentrirt werden muß. Hierzu ist schließlich ein Platinkessel erforderlich, natürlich ein höchst kostbares Inventarstück der Fabriken. Ein prachtvoller Kessel, welcher täglich 200 Ctr. Säure zu concentriren gestattet und auf der Wiener Weltausstellung die Aufmerksamkeit fesselte, wurde z. B. für 99,500 Frcs. an die chemische Fabrik in Liesing bei Wien verkauft.

Um so hohe Ausgaben zu ersparen, hat man sich namentlich in England nicht gescheut, zur Concentration der Säure zerbrechliche Glasretorten zu verwenden, in neuerer Zeit benutzt man auch zuweilen gußeiserne Kessel, nach einem bedeutenden Preisrückgange des Platins aber doch am häufigsten dieses Material. Wesentliche Ersparnisse gewährt die Einführung des Glover'schen Thurmes, der, aus Mauerwerk aufgeführt, in seinem unteren Theile mit feuerfesten Ziegeln, in der Mitte mit Quarzsteinen und im oberen Theile mit Coaks gefüllt ist. Diesen Apparat stellt man zwischen die Kiesbrenner und die Bleikammern, so daß ihn die heiße schwefelige Säure von unten nach oben durchströmen muß. Indem man nun die Kammersäure in entgegengesetzter Richtung durch den Thurm rinnen läßt, wird sie bedeutend concentrirt, zu gleicher Zeit aber beugt man auch durch diesen und den ähnlich construirten Gay-Lussac'schen Thurm dem Verluste an Salpetersäure thunlichst vor.

Welche vielseitige Verwendung die Schwefelsäure in der Technik findet, darüber

mögen einige Angaben hier eine Stelle finden. Als sehr starke Säure ist sie im Stande, andere Säuren aus ihren Salzen auszutreiben, und man bereitet mit ihrer Hülfe Salpetersäure, Salzsäure, Phosphorsäure, Kohlensäure, Wein- und Citronensäure, Stearin-, Palmitin- und Oelsäure, vielfach wird sie wieder zu schwefeliger Säure reducirt, sie dient, wie schon erwähnt, zur Fabrication von Superphosphaten und Phosphor, Wasserstoff, Chlor, Glaubersalz (für die Sodafabrication), schwefelsaurem Kali (für die Darstellung von Potasche), schwefelsaurem Ammoniak, Alaun, Eisen- und Kupfervitriol, Barytweiß, zum Zersetzen des Kryolithes, dann in der Theerfarben- und Kerzenindustrie, zur Scheidung des Goldes vom Silber, zur Entsilberung des Kupfersteines und des Schwarzkupfers, zum Raffiniren von Rüböl, Solaröl, Petroleum, Paraffin, zur Darstellung von Krappräparaten und künstlichem Alizarin, von Stärkezucker und Spiritus ohne Malz, von Pergamentpapier, Wichse, zum Trocknen von Luft, zum Beizen des Schwarzbleches u. s. w. Die Production der Schwefelsäure in Deutschland ist von 1,156,505 Ctr. im Jahre 1867 auf 1,685,274 im Jahre 1872 gestiegen. —

Ist die Natur schon karg in der Darbietung freier Säuren, so sind freie Basen in noch sehr viel geringerer Menge zu finden. Für die meisten Zwecke kann man sich freilich mit den Kohlensäuresalzen an Stelle der Basen begnügen, und von diesen sind einige Vorkommnisse sehr beachtenswerth. Viel benutzt wird der kohlensaure Kalk, welcher bekanntlich ganze Gebirge bedeckt, durch einfaches Erhitzen seine Kohlensäure verliert und dann Aetzkalk liefert. Wo der Kalk nicht anwendbar ist, hat man bis vor nicht gar langer Zeit am häufigsten die Potasche, also kohlensaures Kali benutzt. Dieses zerfließliche Salz findet sich gar nicht in der Natur, aber man gewann es leicht durch Verbrennen von Vegetabilien und Auslaugen der Asche. Namentlich wurde Holzasche verarbeitet, aber mit dem Fortschreiten der Cultur haben sich die Holzbestände ebenso stark vermindert, wie der Bedarf an kohlensauren Alkalien gestiegen ist, und man hat deshalb in der Technik ganz allgemein das kohlensaure Kali durch kohlensaures Natron, Potasche durch Soda ersetzt. Soda kommt als Naturproduct vor, sie blüht aus verschiedenen Gesteinen aus, findet sich im Auswurfe der Salsen und Schlammvulcane und in vielen Quellen. Man hat berechnet, daß z. B. die Karlsbader Quellen in einem Jahre 6,685,000 Kilogramm kohlensaures Natron fördern. Sie enthalten in 1 Liter bis 1,358 Gramm kohlensaures Natron, die Quellen von Bilin dagegen 2,888 und die von Vichy sogar 3,414 Gramm. Wenn solche Quellen in Niederungen die Bildung von Natronseen veranlassen, so können sich im Sommer in Folge der Verdunstung ansehnliche Mengen von kohlensaurem Natron ausscheiden. Dies geschieht z. B. auf der Debrecziner Heide in Ungarn, wo sich mehr als 20 Natronseen von höchstens 1,5 Meter Tiefe finden, die im Sommer fast gänzlich austrocknen und eine Rinde von Soda hinterlassen. Aehnliches wiederholt sich in einem großen Theile der ungarischen Niederungen, wenn das Regenwasser den natronhaltigen Boden auslaugt, in Vertiefungen sich sammelt und in der wärmeren Jahreszeit verdunstet. Auch Aegypten, Fezzan, Kleinasien, Armenien, Persien, Hindostan, Tibet, die Tartarei, Mongolei, China und Südamerica besitzen solche Natronseen, und das Product derselben kommt mehrfach in den Handel. Ungarn liefert Szek, Aegypten die Trona, Südamerica Urao. Ehemals mochte solche Waare nicht unerheblichen Werth besitzen, doch schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts war sie, wenigstens im nördlichen Europa, stark zurückgedrängt worden, und gegenwärtig benutzt man sie fast ausschließlich nur in den Productionsländern, wo sie zur Darstellung von Seife und Glas dient. Aegyptische Soda wird noch nach Venedig exportirt (Ausfuhr 50,000 Ctr.) und bei der Glasperlenfabrication benutzt.

Neben dieser natürlichen Soda gewann man und gewinnt zum Theil noch heute an den Küsten des Mittelmeeres und der Nordsee durch Einäscherung von Strandpflanzen eine alkalische Masse, welche kohlensaures Natron in freilich oft nicht sehr bedeutender Menge enthält. Arten von Salsola, Salicornia, Atriplex, Chenopodium, Statice, Mesembryanthemum wurden besonders benutzt und an den spanischen Küsten, namentlich in der Provinz Valencia, zum Theil auf ausgedehnten Flächen cultivirt. Auch im südlichen Frankreich, in Aegypten, Syrien, auf Sicilien und Sardinien, am Kaspischen Meere und in der Araxesebene wird solche Sodaasche bereitet, und auf Sardinien sollen jährlich 100,000 Ctr. gewonnen werden. Man benutzt sie meist wie die natürliche Soda zur Fabrication von Seife und Glas. Ihr Verbrauch hat aber bedeutend abgenommen, seitdem die künstliche Soda in ungleich vorzüglicherer Qualität und zu sehr billigen Preisen hergestellt wird. Die schnelle und großartige Entwickelung der Industrie, welche gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann, veranlaßte eine ungemein lebhafte Nachfrage nach Potasche und Soda. Erstere war aber bei dem sinkenden Holzreichthume immer mehr im Preise gestiegen und mußte vom Auslande, aus America und Rußland, bezogen werden. Die Sodaproduction genügt bei Weitem nicht, und Frankreich, welches nur eine sehr geringwerthige Waare lieferte, sah sich in großer Abhängigkeit von Spanien, dessen Barilla- oder Alicantesoda doch wenigstens 25 bis 30 Proc. kohlensaures Natron enthielt. Jährlich gingen 25 bis 30 Millionen Franken für Soda in's Ausland, und vergeblich setzte die französische Akademie der Wissenschaften große Geldpreise aus für die Lösung der Aufgabe, eine der Barilla an Wohlfeilheit und Güte gleichkommende Soda zu liefern. Als nun vollends in den Revolutionskriegen die Einfuhr von Soda und Potasche gehemmt war, und die in Frankreich selbst producirte Potasche sofort von den Salpetersiedern und Pulverfabricanten consumirt wurde, stieg die Calamität auf's Höchste.

Nun hatte Duhamel du Monceau schon 1736 die Verschiedenheit der Base des Kochsalzes von der der Potasche nachgewiesen, und sein Zeitgenosse Marggraf in Berlin, derselbe Mann, der als intellectueller Urheber der Rübenzuckerindustrie angesehen werden muß, hatte die Unterschiede der Natronsalze von den Kalisalzen mit bewundernswerther Klarheit festgestellt. Man wußte nun, daß Natron, also der wesentliche Bestandtheil der aus den Strandpflanzen gewonnenen Soda, auch im Kochsalz, Glaubersalz, im kubischen Salpeter und in vielen Mineralien und Gesteinen vorkommt, und die Bemühungen richteten sich daher vor Allem auf die Gewinnung von Soda aus Kochsalz. Der Erste, welcher sich auf diesem Gebiete versuchte, war 1778 der Benedictinerpater Malherbe. Er calcinirte Glaubersalz (welches mit Hülfe von Schwefelsäure leicht aus Kochsalz zu gewinnen ist) mit Eisen und Holzkohle im Flammenofen und gewann durch Auslaugen der Masse kohlensaures Natron. Dieses Verfahren, welches eine Zeit lang in Favelle bei Paris von dem Techniker Alban praktisch ausgebeutet wurde, gewährt manchen Vortheil, es wurde 1855 durch Kopp verbessert und fand in einer englischen Fabrik Eingang, die Albansche Fabrik aber ging noch vor der Revolution wieder ein. Eben so wenig Erfolg hatten Guyton de Morveau und Carny, welche 1782 zu Croisic in der Picardie nach dem von Scheele entdeckten Verfahren ein Gemisch von Kochsalz und Kalk der Luft aussetzten, während der Vorschlag von De la Metherie, Glaubersalz mit Kohle zu glühen, zum Theil auf unrichtigen Voraussetzungen beruhte und jedenfalls unzulängliche Ergebnisse liefern mußte. De la Metherie sprach 1789 in seiner Veröffentlichung die sichere Erwartung aus, daß fortgesetzte Beobachtungen den betretenen

Weg zum gedeihlichen Abschlusse bringen würden, und diese Erwartung wurde bald genug glänzend erfüllt. Denn noch in demselben Jahre entdeckte Leblanc, daß Zusatz von kohlensaurem Kalke das Problem vollständig löse.

Nicolas Leblanc, 1753 zu Issodun geboren, war Pharmaceut und Chemiker, Leibchirurg des Herzoges von Orléans (Philippe Egalité), zur Zeit auch Officier de santé und Administrateur du Depart. de la Seine. Er machte, gleich nachdem ihm seine große Entdeckung gelungen, dem Herzoge den Vorschlag, das neue Verfahren auszubeuten, und fand auch bereitwilliges Entgegenkommen. Auf den Wunsch des Herzoges ließ der Professor der Chemie am Collége de France in Paris, der berühmte d'Arcet, Leblancs Methode durch seinen Assistenten Dizé untersuchen und gab dann am 24. März 1790 ein völlig befriedigendes Gutachten ab. Daraufhin kam es zwischen dem Herzoge, Leblanc, Dizé und dem herzoglichen Rentenverwalter Shée zu einem Vertrage, in welchem der Herzog sich zur Deponirung eines Capitales von 200,000 Livres, die anderen Theilnehmer zur Errichtung und Leitung einer chemischen Productenfabrik bereit erklärten, indem Leblanc insbesondere sich zur Einführung seiner neuen Methode der Sodafabrication, Dizé zur Einrichtung eines Verfahrens der Bleiweißbereitung verpflichtete. Am 25. September 1791 erhielt Leblanc ein Patent auf sein Verfahren für 15 Jahre. Die Fabrik wurde in Maison de Seine bei St. Denis errichtet, und Leblanc, der rastlos an der Vervollkommnung der neuen Industrie arbeitete, entdeckte sehr bald die richtigen Verhältnisse, wie sie im Wesentlichen noch heute in Anwendung sind, und die großen Vortheile, welche die Ausführung des Schmelzprocesses im Flammenofen anstatt in Tiegeln gewährt. Dennoch sollte ihm das gewöhnliche Loos der großen Entdecker nicht erspart werden. Die Revolution führte zur Beschlagnahme der Güter des Herzoges, die Sodafabrik und alle Stücke ihrer Einrichtung kamen unter den Hammer, und zugleich verlangte der Wohlfahrtsausschuß 1793 auf Antrag des bereits erwähnten Bürgers Carny, »daß alle Bürger gehalten sein sollten, alle ihnen bekannten Mittel und Wege der Sodaerzeugung binnen zwei Dekaden zum Besten des Staates und mit Hintansetzung aller besonderen Vortheile und Privatspeculationen in die Hände einer besonderen Commission niederzulegen«. Dreizehn Methoden wurden mitgetheilt, und von allen die Leblanc'sche als die beste erklärt. Aber dieser Ruhm brachte dem Erfinder nichts ein. Zwar wurde ihm später die Fabrik zurückgegeben, mehrere Minister des Inneren sowie die Societé d'encouragement ließen ihm namhafte Unterstützungen an Geld zukommen, allein es gelang nicht, die Fabrik wieder in Gang zu setzen, und Leblanc starb, gebrochen an Leib und Seele, im Jahre 1806 durch eigene Hand im Armenhause.

Sein Verfahren war durch mehrfache Veröffentlichung zur allgemeinen Kenntniß gekommen, die Stürme der Revolution aber und das Monopol, welches auf dem Salze lastete, verhinderten das Emporblühen der Industrie. Zwar erschienen schon 1806 auf der Pariser Industrieausstellung Spiegel von Saint-Gobain, zu deren Herstellung künstliche Soda, nach Leblancs Verfahren erhalten, verwendet worden war, und hier und da wurden Fabriken gegründet, aber die großartige Entwickelung der Sodaindustrie datirt doch erst von 1823, in welchem Jahre in England das Salzmonopol aufgehoben, und eine große Sodafabrik von James Muspratt in Liverpool begründet wurde. Im Jahre 1814 war die Tonne (20 Ctr.) krystallisirter Soda mit 60 Pfd. St. bezahlt worden, der Preis sank 1824 auf 15 Pfd., im Jahre 1861 auf $4^1/_2$ und 1865 sogar auf 4 Pfd., und 50 Sodafabriken producirten damals 4,225,000 Ctr. calcinirte, 2,500,000 Ctr. krystallisirte Soda und 300,000 Ctr. doppelt kohlensaures Natron. In Deutsch-

land wurde das Leblanc'sche Verfahren um 1828 durch die chemische Fabrik von Hermann und Sohn in Schönebeck eingeführt, aber 1843 producirte man noch nicht viel mehr als 200 Tonnen. Die zweite Fabrik war die von Pfeiffer, Schwarzenberg u. Co. in Cassel, ihr folgte eine Fabrik in Duisburg, eine im Schwarzwalde u. s. w. Im Jahre 1867 producirte man in Deutschland 524,988 Ctr. calcinirte, 120,545 Ctr. krystallisirte und 17,800 Ctr. kaustische Soda. In Oesterreich begann die Sodafabrication erst 1851, in welchem Jahre Miller und Hochstetter eine Fabrik in Hruschau in Mähren gründeten.

Der Leblanc'sche Proceß beginnt mit der Umwandelung des Kochsalzes in schwefelsaures Natron, Sulphat. Man erhitzt das Kochsalz mit Schwefelsäure (Kammersäure) und erhält als Nebenproduct Salzsäure, welche gasförmig entweicht und durch Berührung mit Wasser condensirt werden muß. Anfangs führte man die Operation im Flammenofen aus und ließ die Salzsäure mit den Feuerungsgasen sich mischen, dadurch wurde aber die Verdichtung so erschwert, daß von der gesammten entwickelten Menge 16 Proc., in einigen Fällen selbst 40 Proc. in die Atmosphäre entwichen. Man hat berechnet, daß aus den englischen Fabriken in einer Woche über 1 Million Kilogramm oder 800,000 Cubikmeter Salzsäure in die Luft ausströmten. Bei feuchtem Wetter waren die Fabriken von dichten Wolken saurer Nebel eingehüllt, und diese übten auf eine Umgebung von wenigstens 600 bis 2000 Meter einen höchst nachtheiligen Einfluß, besonders auf die Vegetation aus. Die herschende Windrichtung zeichnete sich oft durch einen Strich von schwarzen, verdorrten Bäumen aus, alle metallenen, besonders eisernen Geräthschaften rosteten unaufhaltsam, und selbst die Mauern der Gebäude wurden angegriffen. Natürlich blieben Klagen nicht aus, und die Fabriken wurden oft zu Entschädigungen gezwungen.

Man versuchte nun dem Uebel zu steuern, indem man sehr hohe Schornsteine baute, durch welche die Salzsäure sofort in die oberen Luftschichten abgeleitet wurde. Die Fabrik von Muspratt besaß einen Schornstein von 128 Meter Höhe, und der zu Glasgow erreichte mit 133 Meter sogar die Höhe des Stephansthurmes in Wien. Aber der Zweck wurde auch hierdurch nicht erreicht, die Nebelbildung dauerte fort, und die saueren Wolken senkten sich nur in etwas größerer Entfernung zu Boden.

Gegenwärtig sind diese Uebelstände fast vollständig beseitigt. Schon 1836 begann man mit der Verbesserung der Sulphatöfen, indem man anerkannte, daß die Erhitzung und Verdünnung des Salzsäuregases durch die Feuerungsgase das wesentlichste Hinderniß ihrer vollständigen Condensation sei. Man construirte deshalb Oefen, in welchen die Zersetzung des Kochsalzes in geschlossenen Räumen verläuft, und gelangte so zu den jetzt gebräuchlichen Apparaten, welche die Anlage von Sodafabriken selbst in dicht bevölkerten Gegenden erlauben. Das Bestreben der Fabrication, die Salzsäure zu verdichten, wurde überdies durch das Auftauchen neuer und sehr ergiebiger Verbrauchsquellen unterstützt, und in England wurde durch die Alcali-act vom 28. Juli 1863 bestimmt, daß nicht mehr als 5 Proc. der entwickelten Salzsäure unverdichtet entweichen dürfen. Dieses Gesetz hat ungemein wohlthätig gewirkt, und die amtliche Controlle ergab schon 1864, daß im Gesammtdurchschnitte sämmtlicher britischen Fabriken nicht mehr als 0,94 Proc., entsprechend etwas über 43,000 Kilogramm trockenen Salzsäuregases, der Verdichtung entgingen. Man benutzt zur Verdichtung seit 1836 die von Gossage eingeführten Coaksthürme, welche 12 bis 14 Meter hoch und mit Coaksstücken gefüllt sind. Auf die Coaks fließt fortwährend kaltes Wasser und rieselt dem unten eintretenden Salzsäuregas

entgegen. Eine senkrechte Scheidewand theilt den Thurm in zwei Abtheilungen, und somit muß das Gas die ganze Höhe des Thurmes zweimal zurücklegen. Das Wasser, welches genügend mit Salzsäuregas beladen ist, bildet die rohe Salzsäure des Handels.

Das schwefelsaure Natron, welches durch den beschriebenen Proceß gewonnen worden ist, wird nun im Flammenofen mit Kalk- und Stein- oder Braunkohlenklein unter Umrühren geschmolzen. Das Product, die Rohsoda, wird, namentlich in England, in beträchtlicher Menge zur Seifenfabrication, in der Bleicherei und zur Fabrication von Bouteillenglas verwendet, sonst aber wird sie systematisch ausgelaugt, um aus der Lösung, je nach den Marktverhältnissen, Producte von verschiedener Reinheit zu gewinnen. Die schöne krystallisirte Soda, welcher man im gewöhnlichen Leben am häufigsten begegnet, enthält oft kaum 1 Proc. Verunreinigungen, aber über 62 Proc. Wasser.

Der Leblanc'sche Proceß ist in den fünfzig Jahren, welche seit der Begründung der Sodaindustrie verflossen sind, zur fast absoluten Alleinherrschaft gelangt. Und doch kleben diesem Processe sehr bedeutende Mängel an. Welche Last den Fabriken die Salzsäure gewesen ist, haben wir schon erwähnt; viel wichtiger aber ist der totale Verlust der Schwefelsäure, deren Schwefel sich als Schwefelcalcium in den Rückständen von der Auslaugung der Rohsoda findet. Jede Tonne Alkali giebt nicht weniger als 1,5 Tonnen trockenen Rückstand, und die auf diese Weise erzeugten enormen Massen werden gewöhnlich in der Nähe der Fabriken aufgehäuft, wo sie oft ganze Berge von beträchtlicher Höhe bilden. Welche Capitalien hierin begraben liegen, ergiebt sich aus einer Notiz, nach welcher der in der Sodafabrik von Dieuze in den festen Rückständen aufgespeicherte Schwefel auf 3,75 Millionen Franken geschätzt wird. Aber die Rückstände sind überdies eine Quelle der größten Belästigung für die Umgebung. Sie entwickeln, namentlich bei heißem Wetter, bedeutende Mengen Schwefelwasserstoff, und der Regen laugt aus ihnen eine gelbe Flüssigkeit aus, welche reich an Schwefelcalcium ist und das Wasser aller Brunnen und Wasserläufe, zu denen sie Zutritt hat, vergiftet.

Diese Angaben werden genügen, um zu zeigen, daß die Sodafabrication mehr als irgend ein anderer Industriezweig Veranlassung hat, auf die Verwerthung von Nebenproducten bedacht zu sein. Derartige Bemühungen haben früh begonnen und sehr erfreuliche Resultate geliefert. Die Salzsäure, welche anfänglich kaum irgend welchen Werth besaß, führte zur Begründung der Chlorindustrie, die jetzt ganz gewöhnlich mit der Sodafabrication verbunden ist. Man läßt die Salzsäure auf Braunstein einwirken und leitet das sich entwickelnde Chlorgas in Kammern, in welchen feuchter gelöschter Kalk ausgebreitet ist, der sich hierbei in Chlorkalk verwandelt. Dieses zuerst 1798 von Tennant in Glasgow dargestellte Bleichmittel wird in enormen Mengen verbraucht, zumal es auch zur Desinfection und als Oxydationsmittel und Solvens, z. B. bei der Extraction von Gold aus kiesigen Erzen, Verwendung findet.

Aber die Chlorfabrication ergiebt abermals Nebenproducte, Rückstände. In den Chlorentwickelungsgefäßen findet sich zuletzt eine Flüssigkeit, welche im Wesentlichen Manganchlorür und freie Salzsäure enthält. Man hat dieselbe in verschiedener Weise zu verwerthen gesucht, als Desinfectionsmittel, zum Reinigen des Leuchtgases, zur Darstellung einer violetten Farbe oder eines Manganpräparates, welches, beim Hochofenproceß als Zuschlag benutzt, ein zum Bessemerprocesse sehr geeignetes manganreiches Eisen liefert. Am wichtigsten aber sind die Bemühungen, welche auf die Gewinnung eines zur Chlorbereitung sofort wieder verwendbaren Präparates, also auf Regeneration des Braun-

steines zielen. Dunlop, welcher zuerst diesen Weg mit Erfolg betrat, ließ sich 1855 ein Verfahren patentiren, nach welchem aus den Rückständen durch Einwirkung von kohlensaurem Kalk und Wasserdampf von 2 bis 4 Atmosphären Spannung kohlensaures Manganoxydul erzeugt wird, welches beim Erhitzen auf 300 bis 400 Grad seine Kohlensäure verliert und sich höher oxydirt. Dieses Verfahren kam in der Tennantschen Fabrik in Glasgow zur Ausführung. Doch hinderte die Kostspieligkeit der erforderlichen Apparate und die immerhin unvollständige Regeneration eine weitere Verbreitung. Viel mehr Glück hatte das von Weldon angegebene Verfahren, bei welchem eine Verbindung von Mangansuperoxyd mit Kalk (oder Magnesia) gewonnen wird, während Hofmann mit der Regeneration des Braunsteines die Verwerthung der Sodarückstände zu verbinden sucht.

Mögen nun aber auch diese Methoden recht befriedigende Resultate ergeben und erhebliche Vortheile gewähren, so wird doch selbst bei ihrer allgemeinen Einführung die Sodafabrication immer noch die Zufuhr bedeutender Mengen von Braunstein erheischen, und da dies Mineral stetig im Preise steigt, so ist man darauf bedacht gewesen, das Chlor ohne seine Mitwirkung aus Salzsäure zu erzeugen. Es ist eine seit lange bekannte Thatsache, daß Salzsäuregas, welches aus einer chemischen Verbindung von Chlor mit Wasserstoff besteht, beim Erhitzen mit Luft Chlor und Wasserdampf liefert, indem der Sauerstoff der Luft den Wasserstoff der Salzsäure zu Wasser oxydirt. Schon früher hatte Oxland versucht, diese Reaction technisch zu verwerthen, aber erst Deacon gelang es 1870, die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Zersetzung sich mit hinreichender Leichtigkeit, Sicherheit und Vollständigkeit herbeiführen läßt. Diese Bedingungen bestehen im Erhitzen der Gase auf 300 bis 400 Grad und Berührung derselben mit porösen Massen (Thonkugeln), die mit Kupfervitriol getränkt und ausgeglüht worden sind. Nachdem die Gase den Zersetzungsapparat passirt haben, werden sie durch Wasser geleitet, welches unzersetzt gebliebene Salzsäure absorbirt, und treten dann in die Chlorkalkkammern. Dieses schöne Verfahren, welches, wie man sofort sieht, die wesentlichsten Vortheile gewährt, mag noch mancher weiteren Ausbildung bedürfen, es zählt aber jedenfalls zu den bemerkenswerthesten Errungenschaften der letzten Jahre und hat auch bereits in manchen sehr bedeutenden Fabriken Eingang gefunden.

Bedeutende Quantitäten von Salzsäure hat man auch zur Bereitung von Düngemitteln, namentlich zum Aufschließen von Knochen benutzt und dabei als Nebenproduct Leim und Knochenfett erhalten. Diese Production an Düngemitteln spielt jetzt eine sehr wichtige Rolle bei den chemischen Fabriken. Sie haben dadurch Gelegenheit, einen großen Theil ihrer Schwefelsäure selbst zu verbrauchen, mithin ihren Betrieb auszudehnen, ohne Ueberproduction fürchten zu müssen. Im Jahre 1872 producirten z. B. die »Silesia« 180,000 Ctr. Düngemittel, Heufeld 55,000 Ctr., Griesheim 36,000 Ctr.

Weniger glücklich als bei der Verwerthung der Salzsäure ist man bei den Versuchen gewesen, den in die Auslaugerückstände übergegangenen Schwefel wiederzugewinnen. Seit 30 bis 40 Jahren hat man sich um diese Aufgabe bemüht, aber erst seit 1863 wird Schwefel in regelmäßigem Betriebe aus Sodarückständen gewonnen. Gossage, Guckelberger, Mond, Schaffner und Hofmann haben sinnreiche Verfahren angegeben, welche sämmtlich darauf beruhen, daß bei der Einwirkung der Luft auf die Sodarückstände, wie schon angegeben, eine gelbe Flüssigkeit gebildet wird, welche Schwefelcalcium und unterschwefeligsauren Kalk enthält. Diese Flüssigkeit wird gesammelt und durch eine starke Säure, selbstverständlich Salzsäure, zersetzt. Dabei scheidet sich Schwefel als körnige Masse aus, und es ist nun Schaffners großes Verdienst, zuerst die Schmel-

zung und Reinigung dieses Schwefels durch Dampf von hoher Spannung unter Wasser eingeführt zu haben. Erst hierdurch ist das ganze Verfahren recht praktisch geworden, denn nun liefert es den reinen Schwefel als gangbare Handelswaare und erscheint so vortheilhaft, daß es in sehr vielen, ja vielleicht in den meisten großen Fabriken ausgeführt wird. Es werden erhebliche Mengen Schwefel auf diese Weise gewonnen, die Rhenania producirte 1872 über 5700, Griesheim 4000, Heufeld 2300, Heinrichshall und Lüneburg je 2000 Ctr. ꝛc. Immerhin ist das nur ein Bruchtheil des jährlich in den Sodarückständen verschwindenden Schwefels, welcher 80 Proc. von dem Schwefel der Schwefelsäure beträgt, die zur Zersetzung des Kochsalzes verbraucht wurde. Auf je 100 Ctr. Soda gewinnt man heute 12 Ctr. Schwefel und verbraucht dazu 2 bis 2,25 Ctr. Salzsäure. Und vom Preise dieser letzteren hängt es ab, ob der Proceß mit Vortheil ausführbar ist oder nicht. Hat der Fabricant einen guten Käufer für seine Salzsäure, so läßt er seine Rückstände unbearbeitet und zu Hügeln sich thürmen, die endlich, nachdem sie vollständig oxydirt sind, im Wesentlichen aus Gyps und kohlensaurem Kalk bestehen und dann für den Landwirth als Dünger, als Material für Fußpfade und ähnliche Verwendungen tauglich sind. Besser aber werden die Rückstände auf unterschwefligsaures Natron verarbeitet, indem man die gelbe, ausgesickerte Flüssigkeit, welche neben Schwefelcalcium auch viel unterschwefeligsauren Kalk enthält, mit schwefelsaurem Natron zersetzt. Das unterschwefligsaure Natron wird in der Photographie, in viel größerer Menge aber noch beim Bleichen benutzt, um Spuren von rückständigem Chlor, welche dem gebleichten Stoffe mit der Zeit verderblich werden würden, unschädlich zu machen. Außerdem dient es in der Metallurgie zum Auslaugen von Silber- und Kupfererzen, zur Darstellung von Antimonzinnober, Anilingrün ꝛc. Das vor noch nicht langer Zeit wenig beachtete Salz wird jetzt in so enormen Mengen verbraucht, daß die Rhenania allein jährlich 2000, die Fabrik in Außig sogar 6000 Ctr. producirt. —

Nachdem wir die Verarbeitung der Nebenproducte und Rückstände der Sodafabrication besprochen, bleibt uns noch übrig, zweier Fabricate zu gedenken, die ebenfalls in diesen Kreis gehören. Das eine ist das Aetznatron, welches die reine Base des kohlensauren Natrons darstellt, und das andere ist das doppeltkohlensaure Natron, dessen Gehalt an Kohlensäure noch einmal so groß ist wie der der Soda. Man gewann Aetznatron früher durch Behandlung von Sodalösung mit frisch gelöschtem Kalk. Die Kohlensäure ging dabei von der Soda an den Kalk über, und die erhaltene Natronlauge konnte oft ohne weitere Bemühungen, das Aetznatron in feste Form zu bringen, benutzt werden. Nun enthält aber schon die aus der Rohsoda gewonnene Lauge neben kohlensaurem Natron erhebliche Mengen von Aetznatron, und der Sodafabricant hatte besondere Operationen auszuführen, um Letzteres mit Kohlensäure zu sättigen. Wenn dann z. B. der Seifenfabricant die Kohlensäure wieder von der Soda trennte, so war dies, wie Gossage sich ausdrückte, »ein Fortschritt rückwärts«. Um den zu vermeiden, begann man seit 1853, und zwar auf Anregung von Gossage, die Mutterlauge, aus welcher das kohlensaure Natron abgeschieden war, in den Sodafabriken direct auf Aetznatron zu verarbeiten. Das allgemein gebräuchliche Verfahren besteht einfach darin, die sog. Rothlauge mit Chilisalpeter zu verdampfen und endlich in glühenden Fluß zu bringen. Der Salpeter zerstört die verunreinigenden Schwefelverbindungen und wirkt in höchst interessanter Weise auch auf die Cyanverbindungen, welche aus der Rohsoda in die Lauge übergegangen sind. Cyan besteht bekanntlich aus Kohlenstoff und Stickstoff, Letzterer

wird zum großen Theil in Verbindung mit Wasserstoff als Ammoniak abgeschieden, der Kohlenstoff aber tritt in der Modification auf, in welcher er das wichtige Mineral **Graphit** bildet. Der Kohlenstoff, dessen Verbindungen ungemein zahlreich und verschiedenartig sind, zeigt auch als Element eine auffallende Vielgestaltigkeit. Schön krystallisirt tritt er als Diamant auf, in anderer Form als Graphit und amorph in dem Zustande, welchen wir an der Holzkohle, am Ruß &c. erkennen. Die Graphitmodification ist ungleich seltener als die Letztere, und für die Bleistiftfabrication, welche noch dazu nicht jeden Graphit benutzen kann, ist die Aufdeckung einer Quelle von gutem Rohmaterial äußerst wichtig. Darum machte **Rudolph Wagner** auf die Abscheidung des Graphites beim Aetznatronbetriebe aufmerksam, und **Schaffner** zeigte, daß man bei dem erwähnten Processe in der That sehr erhebliche Mengen eines ganz vorzüglichen Präparates gewinnen könne. Das Aetznatron kommt als Soda- oder Seifenstein in den Handel, und wird besonders in der Seifenfabrication, zur Darstellung von Wasserglas, bei der Verarbeitung des Braunkohlen- und Torftheeres zur Gewinnung von Paraffin, Solaröl, Carbolsäure, zum Reinigen des Erdöles &c. benutzt.

Für alle diese Zwecke genügt auch ein minder reines Fabricat; bisweilen aber bedarf man eines ganz reinen Präparates, und dieses gewinnt man jetzt aus **Natrium**, d. h. aus dem Metalle, welches sich zum Aetznatron so verhält, wie das Eisen zum Rost. Als man aus den Natronsalzen das Natrium und aus den Kalisalzen das Kalium abzuscheiden gelernt hatte, feierte die Wissenschaft einen ihrer größten Triumphe, für die Praxis blieben die merkwürdigen Metalle aber ohne Bedeutung, und man zeigte sie nur in den chemischen Laboratorien als Körper, welche gar nicht ohne besonderen Schutz existiren können und stets unter Steinöl aufbewahrt werden müssen. Auf frischer Schnittfläche besitzen sie freilich den ganzen prachtvollen Silberglanz, aber derselbe erlischt mit fast blitzartiger Geschwindigkeit, und in kürzester Zeit ist ein Kügelchen des Metalles an der Luft durch und durch verrostet, oxydirt, in Aetzkali, resp. Aetznatron umgewandelt. Seitdem nun unter den Auspicien Napoleon III. die Aluminiumindustrie in's Leben gerufen worden ist, gehört wenigstens das Natrium, mit dessen Hülfe man das Thonerdenmetall aus seiner Chlorverbindung abscheidet, zu den Handelsartikeln und nicht einmal zu den theuersten. Man stellt es in großen Mengen dar, und man konnte daran denken, es zur Bereitung von Aetznatron zu benutzen, welches sich, auf diesem Wege gewonnen, zwar nicht sehr billig stellt, aber dafür auch absolut frei von fremden Beimengungen ist.

Das doppeltkohlensaure Natron oder **Natriumbicarbonat**, welches eine Zeit lang vom Geheimmittelschwindel aufs Schild gehoben worden war und als »Bullrich'sches Salz« ehrbare Leute zu allerlei Thorheiten verführte, ist gleichfalls ein Product der Sodaindustrie. Es entsteht, wie schon sein Name sagt, durch Bereicherung der Soda mit Kohlensäure und kann auf verschiedene Weise dargestellt werden, da die Kohlensäure sowohl auf eine Lösung von kohlensaurem Natron wie auch auf die Krystalle des Salzes einwirkt. Die Kohlensäure aber kann man aus verschiedenen kohlensäurehaltigen Mineralien, wie Dolomit, Magnesit, Marmor, durch eine Säure abscheiden, man kann die aus gährenden Flüssigkeiten, wie Most oder Branntweinmaische, sich entwickelnde oder die der Erde entströmende Kohlensäure benutzen. Das Salz wird in großen Mengen bereitet, denn seine Verwendung ist eine sehr vielseitige. Man benutzt es in der Medicin als säuretilgendes Mittel, zur Bereitung von Brausepulver und moussirenden Getränken und als Backpulver statt der Hefe, wobei dann die Kohlensäure, welche den Teig lockert,

nicht wie beim gewöhnlichen Backverfahren durch Zerstörung werthvoller Mehlbestandtheile aus einem Gährungsprocesse, sondern durch Zersetzung des kohlensäurereichen Salzes mit einer Säure erhalten wird. Wendet man Salzsäure an, so entsteht aus dem doppeltkohlensauren Natron Kochsalz, man benutzt aber auch sauren phosphorsauren Kalk und ersetzt dann auf zweckmäßige Weise die in der Kleie verloren gehenden, für die Ernährung sehr werthvollen Mineralbestandtheile des Getreides. In den Vereinigten Staaten ist dies Horsfordsche Backpulver sehr allgemein im Gebrauch und gestattet eine leichte und bequeme Bereitung des Brodes im eigenen Haushalte. Bei uns hat Liebig mit beredten Worten die Nachahmung dieses auch volkswirthschaftlich wichtigen Verfahrens empfohlen, es scheint aber trotzdem sehr wenig Eingang gefunden zu haben. Das doppeltkohlensaure Natron wird auch benutzt zum Entsäuren des Bieres, zum Fällen der Thonerde in der Kryolith- und Bauxitindustrie, zum galvanischen Vergolden und Verplatiniren, und da es Wolle und Seide viel weniger angreift als Seife und Ammoniak, so hat man es zum Entschälen der Seide und zum Waschen der Wolle empfohlen.

Der Leblanc'sche Proceß wird im Wesentlichen heute noch in derselben Weise ausgeführt, wie ihn sein genialer Urheber angegeben hat. Es ist dies jedenfalls ein Beweis, daß er mindestens bis zu einem gewissen Grade ziemlich hoch gestellten Anforderungen entspricht und der Industrie wesentliche Vortheile gewährt. Andererseits ist Unverbesserlichkeit eine zweifelhafte Ehre, und die sehr große Anzahl von Vorschlägen, Soda auf andere Weise zu bereiten *), welche seit Einführung des Leblanc'schen Processes unaufhörlich gemacht sind, zeigt deutlich, wie lebhaft man das Bedürfniß empfand, über das gebräuchliche Verfahren hinauszugehen. In der That liegen die Mängel des Leblanc'schen Processes klar auf der Hand. Der Fabricant producirt zunächst Schwefelsäure und erhält dabei Nebenproducte, welche eine umständliche Verwerthung erheischen. Er bereitet dann Glaubersalz, und die dabei massenhaft abfallende Salzsäure zwingt ihn zu einer ganzen Reihe von Nebenindustrien. Dann erst gelangt er zur Darstellung von Soda, aber wieder thürmen sich Abfälle auf, und von allen in diese Processe eingeführten Stoffen kehrt kein einziger in den Kreislauf zurück, und erst in den letzten Jahren konnte man daran denken, unter besonderen Verhältnissen mit einem Theile des bis dahin total verloren gegangenen Schwefels dieser vorzüglichsten Forderung einer wahrhaft rationellen Fabricationsmethode gerecht zu werden. Ueberdies sind die Verluste beim Leblanc'schen Processe ganz bedeutend. Beim Sulphatbetriebe gehen von der Schwefelsäure in geschlossenen Oefen bis 6 Proc., in offenen bis 12 Proc. verloren, und vom Natrium, welches in der Form von Kochsalz eingeführt wurde, berechnet sich der Verlust auf 14 bis 15, ja bis auf 20 Procent.

Es ist daher sehr begreiflich, daß man sich seit lange bemüht, die Soda einfacher und besonders aus dem Kochsalze direct darzustellen. Man hat dieses Ziel mit Hülfe des Bleioxydes, des Aetzkalkes, der doppeltkohlensauren Magnesia, der Thonerde, Kieselsäure, Kieselflußsäure und des Chromoxydes zu erreichen gesucht, bisher aber ohne Erfolg. Nur ein Verfahren hat sich in der Praxis bewährt, ist in aller Stille weiter ausgebildet worden und trat zur Zeit der Wiener Ausstellung in einer solchen Vollendung auf, daß die hervorragendsten Chemiker, wie A. W. Hofmann, und die erste Autorität auf dem Gebiete der chemischen Technologie, Rudolph Wagner, unumwunden aus-

*) R. Wagner giebt in seinen „Regesten der Sodafabrication" (Leipzig 1866) Nachricht von mehr als 50 Sodabildungsprocessen!

sprachen: »daß, wenn auch Leblanc's Proceß für einzelne Gebiete der Industriestaaten Bedeutung auch in der Zukunft behalten mag, doch für die meisten Orte ein anderes Verfahren in der allernächsten Zeit eingeführt werden und die Leblanc'sche Methode gänzlich ersetzen wird«.

Dieses wichtige Verfahren ist nun keineswegs neu, es gründet sich auf die vor mehr als einem Dritteljahrhundert festgestellte Thatsache, daß aus einer concentrirten Lösung von Kochsalz durch doppeltkohlensaures Ammoniak der größte Theil des Natriums als doppeltkohlensaures Natron gefällt wird, während Chlorammonium in Lösung bleibt. Das doppeltkohlensaure Natron giebt beim Erhitzen Soda und Kohlensäure, und diese Letztere tritt wieder mit dem Ammoniak zusammen, welches Aetzkalk aus der Lösung des Chlorammoniums entwickelt. Damit ist der Kreislauf vollendet, und als Nebenproduct tritt nur Chlorcalcium auf. Könnte man das Ammoniak durch Magnesia aus dem Chlorammonium frei machen, dann würde man Chlormagnesium erhalten, und dies giebt beim Erhitzen wieder Magnesia und Salzsäure, die jedenfalls besser zu verwerthen ist, als das Chlorcalcium.

Mit diesen wenigen Worten ist der ganze »Ammoniakproceß« in seinen Grundzügen beschrieben, er ist von überraschender Einfachheit, verläuft ohne eine Exhalation lästiger Gase und liefert bei Weitem nicht so viele Nebenproducte wie der Leblanc'sche Proceß. Neu ist das Verfahren aber nicht, das erste Patent, welches von Harrison Dyar und John Hemming darauf genommen wurde, datirt von 1838, sechzehn Jahre später ließ es sich Tyrck für Frankreich und Schlösing für England und Frankreich patentiren, und 1855 bildete sich in Paris eine Gesellschaft zum Betriebe des Schlösing'schen, von Rolland ausgebildeten Verfahrens. Die in Puteaux bei Paris begründete Versuchsfabrik ging aber 1858 wieder ein, angeblich weil das Salzmonopol keine hinreichend vortheilhafte Production zuließ. Um so mehr überraschte, daß auf der Pariser Industrieausstellung im Jahre 1867 Ernst Solvay in Couillet (Hennegau in Belgien) nach dem Ammoniakprocesse fabrikmäßig erzeugte Soda ausstellen konnte, und bei Gelegenheit der Wiener Ausstellung hat man erfahren, daß die belgische Fabrik jährlich 80,000 Ctr. Soda nach dem neuen Verfahren gewinnt, daß es bei Honigmann in Aachen und seit mehreren Jahren in Kasan ausgeführt wird und nun auch in Liverpool und Preston festen Fuß gefaßt hat. Man hört, daß in den Marmaros in Ungarn, in der Schweiz, in Westphalen, Thüringen und Baden großartige Fabriken nach dem verbesserten Ammoniakverfahren entstehen, und so dürfte sich in wenigen Jahren eine große Umwälzung in der Sodaindustrie vollziehen. Denn wenn das neue Verfahren auch nur ernstlich mit dem Leblanc'schen Processe concurriren sollte, so würde es doch auf den Schwefelverbrauch, die Schwefelsäurefabrication, den Preis der Salzsäure und des Chlorkalkes einen für jetzt noch unberechenbaren Einfluß ausüben.

Daß aber der Ammoniakproceß zu einer solchen Bedeutung mindestens gelangen wird, scheint zweifellos zu sein. Er gestattet die directe Verarbeitung starker Soolen, da aus diesen stets nur doppeltkohlensaures Natron gefällt werden kann, er liefert ein sehr hochgrädiges Product, welches absolut frei von Schwefelverbindungen ist, und gewährt große Ersparniß an Arbeit und Brennmaterial. Die Beschaffung der nöthigen Kohlensäure hat keine Schwierigkeiten, und selbst wenn sie durch Brennen von Kalk erzeugt werden muß, so ist der gebrannte Kalk ein guter Handelsartikel; etwas bedenklicher gestaltet sich dagegen der Ersatz des unvermeidlichen Verlustes an Ammoniak, denn für dieses fließen die Quellen durchaus nicht sehr reichlich, und die Landwirthschaft

macht seit Jahren große Ansprüche an die freilich auch sehr gesteigerte Production. Vor Allem aber müßte der Ammoniakproceß im Stande sein, das Chlor des verbrauchten Kochsalzes der Industrie in der Form von Salzsäure zu liefern, denn diese wird in großen Quantitäten verlangt, und lieferte sie der Leblanc'sche Proceß nicht als Nebenproduct, so würde man sie heute in besonderen Fabriken darstellen müssen.

Jedenfalls bietet sich in diesem Wettbewerbe zweier Methoden ein höchst interessantes Schauspiel dar. Der Leblanc'sche Proceß, so complicirt und mit Mängeln behaftet er ist, hat im Laufe eines halben Jahrhunderts eine den Verhältnissen genau entsprechende Ausbildung erfahren und hat seinerseits mächtig beigetragen, gewisse Industriezweige zu schaffen oder umzugestalten. Nun tritt ein neues, der Theorie nach vortreffliches Verfahren auf, welches noch mit allen Schwierigkeiten der ersten Versuche zu kämpfen hat, und versucht die großartigen bestehenden Schöpfungen sich zu unterwerfen! Da wird es ein gewaltiges Ringen geben, und schwerlich ist heute abzusehen, auf welche Seite sich die Wage endgültig neigen wird, ob überhaupt eine vollständige Umwälzung stattfinden wird. Locale Verhältnisse dürften schließlich für das eine oder das andere Verfahren entscheiden. Wie bedeutend aber die Macht der heutigen Sodaindustrie ist, davon mögen zum Schlusse noch einige Zahlen sprechen.

Man schätzt die Gesammtproduction von Soda gegenwärtig auf mehr als 12,000,000 Centner. Davon kommt weit über die Hälfte, nämlich 7,350,000 Ctr. auf England, 2,300,000 Ctr. auf Frankreich und fast ebensoviel, nämlich 2,100,000 Ctr., auf Deutschland, aber nur 385,000 Ctr. auf Oesterreich. An der Spitze der deutschen Sodafabriken steht gegenwärtig der »Verein chemischer Fabriken in Mannheim«, welcher es durch Association auf eine jährliche Production von 180,000 Ctr. Soda, 100,000 Ctr. Sulphat, 140,000 Ctr. Säure und 60,000 Ctr. Chlorkalk gebracht hat. Die Gesellschaft, 1854 gegründet, besitzt Fabriken in Mannheim, Heilbronn, Neuschloß in Hessen und Louisenthal an der Saar und beschäftigt 1085 Arbeiter. Verbraucht wurden 1,000,000 Ctr. Kohlen und Coaks, 300,000 Ctr. Schwefelkies und Schwefel, 60,000 Ctr. Braunstein ꝛc. Diesem großartigen Institute reihen sich würdig an der Verein »Silesia« in Saarau mit 64,300, die chemische Fabrik »Rhenania« in Aachen mit 32,646, Griesheim bei Frankfurt a. M. mit 32,000, die königl. preuß. chemische Fabrik in Schönebeck mit 51,000, Heinrichshall mit 20,000, Heufeld in Bayern mit 30,000 Ctr. Soda. Trotz so gewaltiger Thätigkeit ist aber dem Bedarfe noch lange nicht genügt, denn gegenüber einem höchst unbedeutenden Exporte wurden 1872 noch 298,361 Ctr. Soda in Deutschland eingeführt.

Sprach- und Stimmbildung und ästhetische Gymnastik.

Von

Adolph Schwarz.

1.

Wenn sich Jemand irgend einem Berufe widmet, so weiß er, daß er sich einer Lehrzeit unterziehen muß; nur Redner und angehende Schauspieler sind in diesem Punkte häufig anderer Meinung. Wenn der Redner auf Deutlichkeit und guten Vor-

trag — insofern es sich um die Tonbildung handelt — freiwillig Verzicht leistet, so wird dieser Mangel immerhin erträglich, wenn er nicht zu lang und, was die Hauptsache ist, wenn er »zur Sache« spricht, denn hier bestimmt der Inhalt allein den Werth der Rede. Nicht so beim Schauspieler. Er kann der schönen Form nicht entbehren und dies um so weniger, als er oft genug in der Lage ist, uns über die Gehaltlosigkeit seiner Rede hinwegtäuschen zu müssen.

Es ist wahr, die Schauspielkunst kann nicht erlernt, sie muß »erlebt« werden; dies gilt aber nur in Bezug auf das eigentliche Talent und kann auf die äußerlichen Vorbedingungen, zu denen ich Sprach- und Stimmbildung nebst ästhetischer Gymnastik rechne, keine Anwendung finden. Freilich lernt Jeder bei der Bühne »mit der Zeit« besser sprechen, aber darum lange noch nicht gut, und die Meisten lernen es nie, wie die geringe Anzahl mustergiltiger Sprecher beweist. Fast Jedem haftet von Haus aus, mehr oder weniger ausgesprochen, eine bestimmte Mundart an, die das unverkennbare Gepräge der Landschaft, oft einer einzelnen Stadt an sich trägt.

Welcher gewaltige Unterschied in der Sprechweise zwischen dem Bewohner der norddeutschen Ebene und dem im gebirgigeren Süden Geborenen! Welche Dialekt-Wandelungen vom Alemannischen bis zum Oesterreichischen durch die Zwischenstufen des Schwäbischen, Bairischen und Fränkischen! Das Rheinländische bildet, besonders von Köln abwärts, eine ganz besondere Mundart. Welche Unvermitteltheit der Aussprache bei den unter gleichen Breitengraden lebenden und zusammengränzenden Sachsen und Schlesiern, welche die Scheide zwischen den beiden Sprachregionen bilden, bei deren südlicher nur die Schweiz und Tyrol wegen ihrer unangenehmen Kehllaute gar nicht in Betracht kommen.

Im Norden wird man über den Ostpreußen, den Hannoveraner oder Märker wohl keinen Augenblick in Zweifel sein, und unter den Letzteren wird sich der Berliner mit seinem todtgeborenen »r« (Vata, Mutta), seinem gutturalen »i« (Sülber, wüld) oder seinem »ebend« sofort als solcher zu erkennen geben. So weit wie Gefühl und Verstand liegt der derbgutmüthige, dunkel gefärbte Grundton der Wienerischen von der hellen Klangfarbe der geschliffenen und abgeschliffenen Berliner Redeweise auseinander.

Dies kann uns bei der Entfernung nicht Wunder nehmen, aber selbst in den Gegenden, wo durchweg der platte Dialekt gesprochen wird, nehmen wir von Westphalen beginnend durch Hannover, Braunschweig, Hamburg, Lübeck, einerseits nach Holstein, andererseits nach Mecklenburg übertretend, sehr bedeutende Abweichungen wahr. Die Bewohner der drei Hansestädte erkennen einander sogleich an der Aussprache, und diese Nuancen übertragen sich auch auf die hochdeutsch sprechenden Gebildeten. So wird man den Hannoveraner nicht leicht mit dem Braunschweiger oder Hamburger verwechseln.

Wenn wir noch einen Blick auf den Süden werfen, so unterscheiden wir in Oesterreich neben dem specifisch Wienerischen die steyrische und die Mundarten ob und unter der Enns. Bayern als rein deutsches Land bietet dem Fremden das reichste Feld zu Dialektstudien. Im Süden wird in den benachbart liegenden Städten München und Augsburg, hier schwäbisch und dort »alt«-bayrisch gesprochen. Die Münchener liebten es, sich im Gegensatze zu den durch die napoleonischen Kriege an Bayern gekommenen Schwaben oder Neu-Bayern, mit Stolz Alt-Bayern zu nennen. Im Norden dieses Königreiches wiederholt sich dieser jähe Wechsel der Mundart zwischen

dem nahen Nürnberg und Würzburg. In ersterer Stadt wird fränkisch, in letzterer pfälzisch gesprochen, was auch in Frankfurt, Mainz und Mannheim der Fall ist. Wie viele Spielarten desselben Dialektes sind hier auf wenige Quadratmeilen zusammengedrängt, wozu die Abgeschlossenheit der früheren Reichsstädte nicht wenig beitrug!

Selbst wenn der Betreffende seines sprachlichen Gebrechens — für die Bühne wenigstens — inne wird, wohin soll er sich um Heilung wenden? Wir haben in Deutschland keine Akademie, kein Conservatoire. Soll der Sprachgebrauch entscheiden? Da werden die zehn Millionen Süddeutscher das »g« nach »e« und »i« wie »k«, da wird der Schwabe »Fenschter« und »Fürschtendiener« und der Hannoveraner »stehen« und »spielen« ohne den »sch« Laut aussprechen, was er jedoch auf der Bühne nicht dulden würde. Kann die Schule maßgebend sein? Wir haben eine begabte Schauspielerin gekannt, die zuletzt am Berliner Hoftheater engagirt war, und die »Pfantasie« und »Elepfant« sagte, denn so hatte sie es ihr Leipziger Schullehrer aussprechen lassen. Ein Plus, dem man in Berlin »Ferd«, »Flanze«, »Farrer« als ein Minus entgegen stellen könnte. Die aufgeblähte Theatersprache mit ihren »eichenen« Söhnen und Töchtern übertyrannt wieder den Sprachgebrauch. In diesem Gewirre von Mundarten ist nun der ernststrebende Kunstjünger übel daran und sucht zunächst den eigenen Dialekt am fremden wohl oder übel zu rectificiren. Hier also vermag ein erfahrener, richtig sprechender und fein hörender Lehrer wesentliche Dienste zu leisten, wenn er anfänglich mit pedantischer Strenge auf die möglichste Deutlichkeit hält, ohne welche die Zungenfertigkeit keinen Werth hat; ferner die Zweifel, aus denen die Unsicherheit entsteht, zu berichtigen vermag, wobei er den Sprachgebrauch und ganz besonders den Wohlklang nicht außer Acht lassen darf. Er muß die verschiedenen Gattungen der Buchstaben, d. h. ihre Bildung kennen und sie dem Schüler zum Bewußtsein bringen; er muß wissen, daß wir ein eben so vielfaches »e« wie die Franzosen, ein zweifaches »a«, ein doppeltes »ch« »l« »r« haben. Dieser letztere Buchstabe ist für den tragischen Schauspieler von der größten Wichtigkeit, da pathetische Stellen ohne richtiges »r« gar nicht zu voller Wirkung kommen können.

Man unterscheidet ein Zungen- und Gaumen-»r«, von denen das Erstere durch Vibration der Zungenspitze, das Letztere durch Vibration des Gaumensegels hervorgebracht wird. Manchen ist die Fähigkeit, das Zungen-»r« zu bilden, thatsächlich versagt. In diesem Falle darf der Lehrer mit Versuchen nicht zu viele Zeit verlieren, besonders wenn der Schüler nicht das tragische Fach aspirirt; diese Uebung wird leicht für beide Theile zur Qual. Ist aber die Anlage vorhanden, so ist es die Pflicht des Lehrers, zum unablässigen Exercitium zu ermuntern, wobei freilich der Privatfleiß das Meiste thun muß; denn es können Jahre vergehen, ehe das Zungen-»r« bühnenreif ist. Aber wie lange braucht nicht der Sänger oft zur Bildung eines vollendeten Trillers? Das vollkommene Zungen-»r« wird mit einer einzigen Vibration ausgesprochen. Sänger und Sängerinnen thun in der Regel viel mehr für die Gewinnung dieses Lautes als Schauspieler, und bei italiänischem Text ist er unumgänglich nothwendig. Es ist bekannt, daß sich die schönste Stimme ohne das richtige »r« auf keiner Bühne Italiens behaupten kann. Es muß übrigens bemerkt werden, daß es dem Sänger leichter wird, weil er zur Formirung des Lautes mehr Zeit hat. Eine Ausnahme dürfte nur der Buffo machen, weil er eben oft mehr sprechen, als singen muß, und doch entwickeln alle italiänischen Buffoni bei dem »r« eine große Virtuosität. Aber auch das naturalistische Gaumen-»r« will geübt sein, sonst leistet es mehr im

Versagen als im Gewähren, was schon oben in Bezug auf die Berliner constatirt wurde. Für beide Arten empfiehlt sich jedoch, wie überall, die richtige Mitte, denn das Ohr wird ebenso durch ein aufdringliches Schnarren wie durch ein übertriebenes Rollen dieses Lautes belästigt. Eine wesentliche Unterstützung zur Bildung einer reinen und deutlichen Aussprache gewährt der erste Theil von R. Benedix' »Mündlichem Vortrage«, weil durch die zweckmäßige Nebeneinanderstellung ähnlich lautender Wörter die Unterschiede scharf vor's Ohr treten, und es so derselben klar bewußt wird; eine Uebung jedoch, die nicht der Controlle entrathen kann. — —

2.

Es war im Jahre 1841; Holtei hielt unter außerordentlichem Zulaufe seine Shakespeare-Vorlesungen im Leopoldstädtischen Theater in Wien. Ich, ergriffen von der Macht seines Vortrages, suchte seine persönliche Bekanntschaft zu machen und fand freundliches Entgegenkommen. Als ich meiner Bewunderung über die Kraft, Ausdauer und Willigkeit seines Organes freien Lauf ließ, bemerkte er mir, daß er seinem Vorbilde Tieck viel zu verdanken habe, und bei dieser Gelegenheit gab er mir eine Lehre, die ich dauernd beherzigte und bei mir wie bei Anderen immer vom besten Erfolge begleitet sah. »Bilden Sie vor Allem die Tiefe ihrer Stimme, das ist die nöthige Grundlage, wie das Fundament bei dem Bau eines Hauses!« Ich ließ mir das gesagt sein und bildete mir nach und nach ein Uebungssystem aus, dessen Ersprießlichkeit sich in einer dreißigjährigen Praxis erprobt hat.

Indem ich nämlich jeden mir zu Gebote stehenden Ton in Mitleidenschaft ziehen wollte, mußte ich einsehen, wie sehr die Sänger bei ihren Solfeggien gegen den Schauspieler im Vortheil sind, da sie den Ton aushalten, an- und abschwellen können, wodurch der Ton feststehend, stark und geschmeidig gemacht wird; Eigenschaften, die der Schauspieler auch anzustreben hat, die er sich aber auf diesem Wege nicht aneignen kann, da das Verweilen auf dem Tone das Sprechen aufhebt. Ich sagte mir also: »Kann ich auch den Ton nicht halten, so kann ich doch denselben wiederholen, so oft ich will, und zwar stark oder schwach, nach meinem Belieben.« Mit anderen Worten: »ich werde Scala sprechen.«

Ich wählte zu diesen Uebungen den Hexameter, weil der gleitende Rhythmus des am häufigsten wiederkehrenden Daktylus denselben hiezu am meisten befähigt. Ich begann nun in dem mir bequemsten Tone der Mittellage — dem gewöhnlichen Sprechtone — zu lesen, wobei der Sinn des Gelesenen, die Interpunctionen und der Zeitpunkt des Athemholens nicht in Betracht kamen, da es mir nur darum zu thun war, mich selbst zu hören und die Tonhöhe festzuhalten. Nachdem ich auf diese Weise nach jeweiliger Disposition, drei, fünf bis zehn Verse gelesen hatte, ging ich in gleicher Weise zu einem tieferen Intervall über und so fort, bis ich an der unteren Gränze angelangt war. Die Uebung wurde dann rückwärts über die Mittellage hinweg bis an die obere Gränze fortgesetzt, und zurückgehend mit dem tiefsten Tone beschlossen. Das Resultat war überraschend und hat sich auch jederzeit bei Anderen im Verhältnisse zu der vorhandenen Anlage bewährt. Die Lernenden erstaunen selbst am meisten über die ihnen zu Gebote stehenden Mittel, von deren Vorhandensein sie bis dahin oft keine Ahnung hatten; jedenfalls besaßen sie noch nicht das Vermögen, einen gewünschten Ton mit Bestimmtheit zu treffen. Diese Herrschaft über das Organ wird aber durch diese Uebung mit Sicherheit und in verhältnißmäßig kurzer Zeit erworben, und man gelangt zu einer Feinfühligkeit, daß

man den Ton, so zu sagen, im Bewußtsein empfindet, noch ehe er angeschlagen wird. Man besitzt auf diese Weise einen Regulator, der uns in Affectstellen und besonders bei Indisposition genau angiebt, wie weit wir gehen können, ohne mit der Stimme umzuschlagen, was sehr leicht Gelächter — oder uns gar »im Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft« zu überschreien, was gewöhnlich Heiserkeit zur Folge hat.

Die Dauer dieser Uebung, die am besten des Morgens vor dem Frühstück vorgenommen wird, ist auf eine Viertel- bis auf eine halbe Stunde zu normiren. Anfänger können dieselbe einige Stunden nach dem Mittagbrote wiederholen. Auf die Größe der Intervalle kömmt es bei dieser gesprochenen Tonleiter nicht an; es ist nur darauf zu achten, daß sie eben nicht in ein Singen ausartet. Ferner sind alle gepreßten, alle Kehl- und Kopftöne zu vermeiden, denn nur der veredelte Brustton ist brauchbares Material; und zu diesem Behufe muß der Tonstrahl concentrirt nach vorn gebracht, und das Zerfahren oder Explodiren desselben vermieden werden. Anlautende Vocale müssen, wie beim Gesange, angeschlagen und dürfen nicht gehaucht werden. Individuen, die musikalisches Gehör haben, befreunden sich sehr schnell mit dieser Uebung, deren Erfolg um so größer ist, je flexibler das Organ sich erweist, wie es bei jungen Personen der Fall ist. Obwohl ich gefunden habe, daß der Umfang einer Octave für das Schauspiel ausreichend ist, so haben doch die meisten meiner Schüler zwölf Töne gewonnen; ja, ein Americaner, der sich bei mir zum Redner ausbildete und ein anfänglich sprödes Material mitbrachte, verfügte schließlich über einen Umfang von siebzehn Tönen. Sehr zweckmäßig läßt sich die Uebung für Reinheit und Deutlichkeit der Aussprache mit der obigen verbinden, weil dieselbe langsam gemacht werden muß, und zwar je tiefer, desto langsamer.

Demnächst werden die nothwendigen Regeln über die richtige Athmung gegeben werden müssen, deren erste und wichtigste lautet: »Man muß Athem holen, ehe man ihn braucht, weil es dann schon zu spät ist.« Unser Luftreservoir, die Lunge, muß vorsorglich immer gefüllt werden, damit ihr »der Stoff« nie ausgehe, und dabei kommen mancherlei Hilfen in Anwendung. Wie der einzelne Tact in der Musik in Unterabtheilungen zerfällt, so ergeben sich auch bei dem jeweiligen Athemvolumen Zwischenstufen, von denen die Ueberfüllung die unzuträglichste ist. Wie man beim Gesange nicht auf dem guten Tacttheil und nicht mitten im Worte athmen darf, so darf auch der Schauspieler die Sätze durch dieses Moment nicht zerreißen; er muß die passenden Einschnitte der Rede benützen, wobei ihm die Interpunction zu Hilfe kommt, die aber für den Redner nur einen bedingten Werth in Bezug auf ihre Zeitdauer haben kann, wie dies z. B. das Studium des Lessing'schen Dialoges lehrt. Häufig können diese Zeichen gar nicht in Betracht kommen, andererseits wird man sich bei dem langsameren Tempo, in welchem Verse gesprochen werden, zuweilen in die Nothwendigkeit versetzt finden, zu der Finte einer verdeckten Athmung zu greifen, wenn es z. B. gilt, drittehalb Zeilen in einem Zuge zu recitiren. Nie darf das Ein- oder Ausathmen hörbar werden, außer bei der künstlerischen Reproduction gewisser körperlichen Vorgänge, wie das laute Lachen und Weinen, das Seufzen 2c.; Fertigkeiten, die Gutzkow zum schauspielerischen Handwerkzeuge rechnet, und über deren Zustandekommen der Darsteller sich klar sein muß, wenn er der Wirkung sicher sein will.

Man muß die Unterschiede der Brust- und Zwerchfellathmung und die Vortheile der Letzteren für die Oekonomie und Festigkeit des Tones kennen, wie es uns alle Singvögel zeigen; man muß durch die Nase zu athmen verstehen, wobei wieder das Zwerch-

fell ins Spiel kommt, damit nicht im Affecte die Stimmbänder zu schnell trocken werden, und Rauhigkeit eintritt. Wer als Autodidact alles Das erst selbst finden will, was Theorie und Praxis seit Quintilian bis in unsere Tage als erprobt hingestellt haben, der wird jedenfalls viel Zeit verlieren; ein Artikel, der für Niemanden kostbarer ist, als für den Schauspieler, und besonders die Darsteller des Liebhaberfaches; denn man ist nur einmal jung, und diese Periode dauert in der Regel ein Decennium, dann heißt es: in ein anderes Fach übergehen! So lange währt es aber oft bei Naturalisten, bis sie eine erträgliche Routine im guten Sinne — Bühnenfreiheit nicht Bühnenfrechheit — erworben haben, während ein gut vorbereiteter strebsamer Anfänger nach zweijähriger öffentlicher Wirksamkeit, in welcher er bereits ein Repertoire gewonnen hat, sehr wohl Herr aller dieser Aeußerlichkeiten geworden sein kann. In Bezug auf den zuletzt besprochenen Punkt werden mir wohl die Leser beistimmen, daß es für den Kunstkenner nicht leicht ein kläglicheres Schauspiel geben kann, als einen Helden zu sehen, dessen hörbares Athmen sich zu einem vollständigen Keuchen steigert, und der, nachdem er sich recht abgeäschert hat, durch einen Mitleids-Applaus belohnt wird.

3.

Während des letzten Semesters der philosophischen Facultät an der Wiener Universität im Jahre 1840 war ich nach einem Probegastspiele, das auf dem Burgtheater an einem Vormittage vor dem Director Holbein und den Regisseuren stattfand, auf ein Talent hin engagirt worden, dem es zur Zeit noch an jeder technischen Unterlage gebrach. Regisseur Anschütz gab sein Urtheil dahin ab, daß noch »das Salz« fehle. Erst dessen Sohn verhalf mir zu dem Verständnisse, daß damit der Wechsel in den Tonschattirungen gemeint sei. Zu meinen Gunsten gab der Umstand den Ausschlag, daß man in der Klangfarbe meines Organes Aehnlichkeit mit dem Fichtners fand. Aber ich hatte gehört, daß mir etwas fehle, wovon ich nicht wußte, wie ich es mir verschaffen sollte, und nun kam die Angst. Es sollte noch schlimmer kommen!

Im Juli, der Ferienzeit, erschienen — unerwartet, wie es hieß — der Prinz und die Prinzessin von Salerno zum Besuche am österreichischen Hofe, und man wollte für die hohen Gäste einige kleine Schauspielvorstellungen im Schönbrunner Schloßtheater veranstalten, zwischen welchen die eben anwesende Fanny Elsler in einem pas seul mitwirken sollte. Da war nun guter Rath theuer. Alle ersten jüngeren Kräfte waren in die »Sommerfrische« gegangen; für »ein Königreich« waren in der Eile keine Liebhaber aufzutreiben, und so kam es, daß ich, obgleich mein Contract erst mit dem August beginnen sollte, mit einem anderen jungen Manne schon im Juli zur Mitwirkung herangezogen wurde. Ich spielte den Peter in den »Rosen des Herrn von Malesherbes« und hatte in einer Scene abzulaufen. Ich that dies in höchst naturalistischer Weise, indem ich mit dem ganzen Fuße auftrat. »Um Gotteswillen!« rief Herr von Holbein, »Sie dürfen nicht so auftrampeln.« Ich blieb erschrocken stehen und sah ihn verblüfft an. »Wie soll ich es denn machen?« »Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen, aber keinesfalls so.« Ich war nun so klug wie zuvor und kann noch heute nicht begreifen, daß er mir nicht mit einem Worte die richtige Weise bezeichnete; denn als ich bei der Wiederholung, um das »Trampeln« zu vermeiden, instinctiv nur auf den Ballen auftrat, war ich so glücklich, seinem Wunsche zu entsprechen. Das Turnen war zu der Zeit in Wien wegen mangelnder Publicität fast noch ganz unbekannt, sonst hätte ich schon durch den Dauerlauf gewußt, wie ich es anzufangen hätte. Aber die Brüder von

Stephany aus Berlin, die im Jahre 1839 einen Turnsaal am Kohlmarkt einrichteten, der nach dem ganzen Zuschnitte vorzugsweise der Aristokratie zugänglich war, machten es erst ein Jahr darauf in einem neuen Locale dem größeren Publicum möglich, sich an den Uebungen zu betheiligen. Tanzen hatte ich wohl gelernt, aber beim Tanzen lernt man nicht laufen. Genug, ich fühlte, daß ich etwas thun müsse, um einer ähnlichen Beschämung für die Zukunft vorzubeugen, erkundigte mich überall nach einem Lehrer und erfuhr endlich, daß Monsieur Pitrot, Mimiker des Hofoperntheaters, solchen Unterricht ertheile, wie ich ihn suchte. Was nutzte es mir, daß ich schon vor Jahr und Tag die zwei dicken Bände von Engels Mimik durchstudirt hatte? »Grau ist alle Theorie« und »Probiren geht übers Studiren«.

Fast wäre mir mein Vorhaben unmöglich geworden, denn Herr Pitrot war ein Stockfranzose, der mich fortwährend mit technischen Ausdrücken regalirte, und mit meinem Französisch war es zu der Zeit nicht weit her. Aber da ich einmal angefangen, schämte ich mich abzubrechen, und ich hatte es nicht zu bereuen; denn ich habe was Tüchtiges gelernt und mußte mich noch nachträglich immer fragen, wo ich denn die Keckheit hergenommen, öffentlich aufzutreten, ohne daß ich einen Begriff von Gehen und Stehen hatte. Mit den glücklichsten Anlagen und der entschiedensten Begabung kann man durch eine ungeschickte Bewegung zu Falle kommen, d. h. ausgelacht werden; in Bezug auf Stimm- und Sprachbildung kann man mit aufmerksamem Ohr auf sich und Andere viel eher selbsterzieherisch wirken, und ich stehe keinen Augenblick an zu erklären, daß für eine oberflächliche und erste Schulung mimischer Unterricht dem rhetorischen, im Interesse des Schülers, voranzustellen sein dürfte. Mängel in der Bewegung werden viel leichter bemerkbar als solche in der Betonung, und alles Talent vermag den Anfänger in dieser Beziehung nicht vor dem Lächerlichwerden zu schützen.

Es ist selbstverständlich, daß das Turnen, die pädagogische Gymnastik, der ästhetischen vorangehen soll, von welch Ersterer die Freiübungen jeden Morgen im Zimmer vorzunehmen sind; aber sie allein mit ihrem Todten- oder Riesensprung, ihrer Bauch-, Kreuz- oder Kniewelle ist nicht geeignet, Anstand und Grazie, die ästhetischen Ziele, zu fördern, um welche es der rationellen Gymnastik der Griechen zu thun war, die sich bestrebte, dem Geiste das Bewußtsein der Herrschaft über den Leib zu verschaffen und die volle Harmonie in der inneren und äußeren Erscheinung darzustellen. Die ästhetische Gymnastik hat demnach die Aufgabe, die durch die pädagogische Gymnastik gekräftigten und elastisch gemachten Gliedmaßen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen, und die Bewegungen derselben nach den Gesetzen der Schönheit stattfinden zu lassen, so daß die Empfindungen der Seele klar und schön zur Erscheinung kommen. Leider kennen nur sehr Wenige diese ewigen Gesetze, und kaum der Zehnte von ihnen versteht es, außer dem gewöhnlichen Gewerbsgeleise — ein bloßer Tänzer wird hiefür nie ausreichen — seinen Unterricht für ein Laienpublicum nutzbar zu machen. Wir können eigentlich nur von Ausnahmen sprechen. So hat der Mimiker Ebel in Berlin seit Jahren höchst ersprießliche Resultate mit Bühnenaspiranten erzielt, und ein Balletmeister in Breslau hat vor einiger Zeit geradezu Unterricht in der »ästhetischen« Gymnastik angekündigt.

In einem solchen Cursus wird nun zunächst mit dem Stehen und Gehen und der Bewegung der Arme und der Hände zu beginnen sein. Was die einzelnen Gliedmaßen betrifft, so muß z. B. bei einer Dame der obere Theil der Arme bis zum Ellenbogen von dem Schultergelenk an senkrecht auf die Hüfte fallen, während die unteren Theile von dem Ellenbogen bis zur Handwurzel nachlässig nach vorn längs

der Taille herabhängen, wobei man die rechte Hand über die linke legt und die Finger um dieselbe schließt. In der Bewegung hingegen wird auch bei der kleinsten Linie, welche die Hand beschreibt, die Hogarth'sche Schönheitslinie anzustreben und somit jede Hebung von innen nach außen, jede Senkung umgekehrt auszuführen sein. Im Allgemeinen dürfen die Armbewegungen, welche immer von der Schulter ausgehen müssen, nie über dieselbe hinausgehen; auch werden die Bewegungen der Unterarme um so niedriger und seltener sein, je höher die Person steht, denn: »Die Würde hat keine Arme.« Auch die mannichfachen Unarten, die sich bei vielen Menschen aus der Gewohnheit, die Hände zu beschäftigen oder dieselben unterzubringen, wie in ihrem Gange entwickelt haben, werden von dem aufmerksamen Lehrer auszumärzen sein. Besonders Damen werden es lernen müssen, mit langem Kleide vor- und rückwärts zu gehen, im Stehen und Gehen sich rechts, links und seitwärts zu wenden und umzukehren. Herren und Damen müssen das große und kleine Compliment zu machen verstehen und wissen, wie man mit Anstand eine Thür öffnet und schließt, für sich oder einen Anderen einen Stuhl setzt, sich darauf niederläßt, mit demselben rückt, wieder aufsteht und denselben wegsetzt. Auch das Knien will gelernt sein, und mit welchem Fuße es zu geschehen hat. Die Handhabung des Hutes, Stockes, Fächers ist leicht nach vorhergegangener Anleitung, während von selbst Mancher und Manche sie nie erlernen.

Daß diesen aufs Gerathewohl aufgezählten Anforderungen aber von jedem Bühnenmitgliede entsprochen werde, ist um so mehr zu verlangen, da in neuester Zeit die Beherschung solcher »Lebensformen« als wesentliches Bildungs-Ingrediens anerkannt ist. Dr. Bruno Meyer sagt in seinen höchst interessanten Vorträgen »Aus der ästhetischen Pädagogik«, die ganz neue Gesichtspunkte für die Erziehung begründen: »Nur in erstaunlich seltenen Fällen giebt die Natur selbst uns Anmuth und Feinheit der Bewegungen von Hause aus mit auf den Lebensweg, . . . im Allgemeinen muß die Kunst der angemessenen, vorwurfsfreien, ja einnehmenden Bewegung gelernt — und also auch gelehrt werden«, aber nicht wie ein anderer Unterrichtsgegenstand, sondern sie muß uns durch stätige Uebung »anerzogen werden, damit sie zur anderen Natur wird, . . . weil die Erziehung zur Schönheit nur bei beständiger Ueberwachung, Anleitung und Ermahnung ihres Zieles einigermaßen gewiß werden kann.« Er betont ausdrücklich, daß die geforderte Schönheit nicht ein Erforderniß sei, dessen nur gewisse Menschen, wie Schauspieler, öffentliche Redner und Andere, die mit ihrer Persönlichkeit vor dem Publicum erscheinen und auf dasselbe wirken, zu ihrem Berufe nöthig haben. Er vindicirt der Schönheit der Körperbewegungen eine hervorragend sittliche Bedeutung und erinnert in der Definition derselben an die ideale Anschauung der Griechen. Welchen Werth diese auf die Gymnastik und die Tanzspiele legten, geht daraus hervor, daß die größten Männer sich eifrig mit Beiden beschäftigten. Sophokles, Epaminondas waren berühmte Tänzer, und Sokrates fand nichts Unanständiges darin, in seinem Alter noch den Tanz fleißig zu üben, weil, wie er meinte, Tanz allein zu äußerem und innerem Ebenmaße führe. Die größte Sittsamkeit im Blicke sowohl wie im ganzen Benehmen war eine unbedingte Nothwendigkeit jener Zeit, und schon ein schneller Gang war gegen den Anstand. Demosthenes stellte freches Sprechen und schnelles Gehen in eine Kategorie. Man ging bei den alten Hellenen so weit, daß man von dem Gange und den Bewegungen einer Person auf deren Charakter schloß.

Wie weit sind wir von dieser Feinfühligkeit zurückgekommen! Und wie Schade, daß dem so ist! »Die Schönheit der Bewegung,« sagt Bruno Meyer in dem obengenannten

Werke, »die wir uns stets zu beobachten üben, und die wir nach langer, ernster Anstrengung nie zu verletzen uns gewöhnen, ist ein Damm, den wir der Leidenschaft entgegensetzen, dem verzehrenden Feuer, das unseren Willen und nur zu häufig unser Handeln über das erlaubte Maß hinauszuschreiten drängt.« »Die Gymnastik, im weitesten Sinne des Wortes, ist Bildnerkunst im lebendigen Naturstoffe, Durchbildung der leiblichen Erscheinung zum lebendigen Kunstwerke.« Den Mangel an feinen gewinnenden Formen findet Bruno Meyer in der schnöde vernachläßigten körperlichen Beredtsamkeit, welche er als die natürliche, in ihren rohen Anfängen unwillkürliche und allgemeine Theilnahme des Körpers an der redenden Bethätigung unseres Geistes charakterisirt, die aber im Leben leider bis auf den Namen verschollen ist. »Unsere öffentlichen Redner haben sich derselben begeben, unsere Schauspieler beinahe auch, und das ist noch der günstigste Fall; denn was sie davon bieten, dient nicht nur nicht, die Wirkung des Wortes zu erhöhen, sondern kann ein ästhetisches Gefühl zur Verzweiflung bringen durch Einförmigkeit und Ungewandtheit.«

Hier haben wir es mit einem direct gegen den Schauspielerstand gerichteten Vorwurfe zu thun, den zu entkräften wir jetzt um so weniger im Stande sind, als durch die auch das Theater umfassende Gewerbefreiheit und den dadurch gesteigerten Bedarf dem crassesten Naturalismus Thür und Thor geöffnet worden ist. Es wird also für den Schauspieler, den man für eine Thätigkeit bezahlt, deren wesentliche Ergänzung die lebendige Plastik bildet, um so mehr eine unabweisliche Pflicht, diesen Zweig seiner Kunst nicht zu vernachlässigen, da nun diese Forderung an jeden Gebildeten gestellt wird. Und wer möchte behaupten, sie sei nicht berechtigt?

Wir glauben wenigstens so viel gezeigt zu haben, daß Stimm- und Sprachbildung nebst ästhetischer Gymnastik ein untrennbares Ganzes von propädeutischen Kenntnissen ausmachen, die jeder Kunstjünger sich zu eigen gemacht haben sollte, ehe er es wagt, die Bühne zu betreten und die Geduld des Publicums auf die Probe zu setzen.

Die Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Karl Schmeidler.

Nicht selten haben Völker, welche zu Macht und Ansehen gelangten, oder doch wenigstens deren Staatslenker, den errungenen Einfluß nicht allein zum Besten des Landes, zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens, zur Förderung des Wohlstandes, des Aufblühens von Handel, Künsten und Gewerben benutzt, sondern damit Mißbrauch getrieben, um den Nachbarn ihr Uebergewicht fühlbar zu machen oder sie unter den nichtigsten Vorwänden, wenn nicht ohne solche, zu unterwerfen, ihre Eigenthümlichkeiten zu unterdrücken und nur die eigenen Sitten, Gebräuche und Anschauungen geltend zu machen. Wir haben zum Beweise dessen nicht nothwendig, auf die Römerzeit oder die Völkerwanderung zurückzugreifen, die letzten Jahrhunderte geben uns der Beispiele genug. Wo in America, an der Westküste von Mexico bis nach Chile, die Spanier ihre Eroberungen gemacht, da ist heute noch die spanische Sprache und spanische Art, obwohl

die Eroberer längst ihrer übeln Herrschaft entsetzt sind, zu finden; in ähnlicher Weise sehen wir an der Ostküste Südamerica's die portugiesische Herrschaft erhalten, während im Norden das englische Element erst in den letzten Jahrzehnten einigermaßen von dem deutschen eingeschränkt wurde. Die französische Geschichte zeigt einen gleichen Einfluß; war doch die französische Sprache weit über ein Jahrhundert die Sprache aller Diplomaten Europa's, nachdem sie die lateinische verdrängt. Mit der Sprache, die sich einbürgert, finden sich unwiderstehlich auch die Anschauungen und Sitten ein. In Rußland beobachten wir dieselbe Erscheinung, nur daß sich eine solche Bewegung dort ganz allmählich, aber unaufhaltsam vollzieht.

Viel natürlicher schon erscheint der umgekehrte Fall, daß ein groß gewordenes Volk, d. h. ein Volk, welches durch seine Intelligenz und seine moralische Thatkraft zu einer bevorzugten Stellung unter seinen Nachbarn gelangt ist, in Versuchung geführt wird, gewisse Prätensionen den Nachbarstaaten gegenüber zu erheben, in welchen die mißlichen Verhältnisse der in nationaler Verwandtschaft stehenden Gebietstheile die Theilnahme zu erregen geeignet sind. Es will keineswegs erobern, es will dem anderen Volke nicht seine Sprache, seine Einrichtungen, seine Regierung aufdrängen, es will nur schützen, conserviren, was seine Eigenart schon gehabt und noch hat und bewahrte; es muß mit Schmerz zusehen, wie diese Insel im anderen Reiche in ihren gewährleisteten Rechten, ihren Gewohnheiten und ihrer Sprache verkümmert wird. Es steht aber wie zwischen Thür und Angel, denn es will dem Nachbarn nicht in seine Gerechtsame eingreifen, es hat kein materielles Recht dazu, seinen Wünschen die entsprechende Ausführung folgen zu lassen.

Sowie kein Fürst oder Staatslenker mehr in seiner inneren Politik lediglich seinen Neigungen entsprechend regieren, kein Parlament ohne Rücksicht auf die Regierung des Landes und auf die Mittel und Kräfte desselben schalten und allein Principien verfolgen darf, ohne die Interessen des Volkes zu schädigen, so muß auch das Volk seinen Wünschen in der äußeren Politik Fesseln anlegen, um nicht in zwecklose Conflicte zu gerathen und sich dem Vorwurfe auszusetzen, es mißbrauche seine Macht.

Doch noch die neueste Zeit hat uns belehrt, daß nicht überall so gedacht wird, und daß sowohl Volk wie Staatslenker mancher Länder der Meinung sind, der Staat müsse überall da einschreiten, wo in fremdem Lande die Interessen der Nationalität beeinträchtigt sind, welches auch immer die Folgen davon sein mögen. Schreien doch die Franzosen fortwährend nach Rache, weil ihnen ein nur französirtes, doch ehemals deutsches Land wieder abgenommen worden ist. Aber in Deutschland denkt man so, und wenn die Erfahrungen, welche die Deutschen in allen Ländern gemacht haben, zu Rathe gezogen werden, so ist der Standpunkt ein ganz richtiger und berechtigter.

Lange genug ist der Deutsche im fremden Lande gedrückt und zum Theil mißachtet gewesen, obwohl er überall durch seine Intelligenz sich zu halten verstanden hat, es ist ihm dadurch eine Zähigkeit und Ausdauer eingepflanzt worden — auch daheim —, mit der er sein Streben fortgesetzt hat und endlich doch zum Ziele gelangt ist. Er hat dadurch gelernt, daß seine Bestrebungen den richtigen Weg gehen, und daß er sich und seiner Kraft etwas zutrauen darf, daß Alles, was eine feste Basis hat, auch Bestand halten kann. Das deutsche Reich schützt, nachdem es mächtig geworden ist, seine Staatsbürger wie seine Stammesgenossen, aber es weiß auch, daß sie selbst dazu beizutragen befähigt sind, ihren Standpunkt zu wahren. Und diese Zähigkeit haben sie auch überall bewiesen: das deutsche Element in America hat sich gehalten und ist bereits zu bedeutendem Ansehen gelangt, es hat sich erhalten in Elsaß und Lothringen trotz zweihundert-

jähriger französischer Herrschaft, und in den Ostseeprovinzen Rußlands wird es sich eben so kräftig wehren gegen die Russificirungssucht einzelner Parteien, wie es bisher widerstanden hat.

Davon werden auch die »Siebenbürger Sachsen« keine Ausnahme machen, die Nachkommen der im zwölften Jahrhundert vom Könige Geisa II. dorthin zur Colonisation gezogenen Niederrheinländer. Und wenn es dennoch so scheint, als würden sie ohne auswärtige Hülfe unterdrückt werden, so ist der nächste Gedanke die Frage, ob es wirklich ein benachbartes Culturvolk im Angesichte der übrigen Staaten wagen sollte, eine Nationalität in einem Theile des Landes zum Scheindasein herabzudrücken und die Intervention herbeizuführen. Oder sollte es an der Lebensfähigkeit eines Volksstammes zweifeln, der seit 700 Jahren seine Nationalität bewahrt und selbst die Stürme einer Türkenherrschaft überstanden hat? Eine nähere Betrachtung der Zustände in Ungarn und in dem zu den Ländern der Stephanskrone gehörigen Großfürstenthum Siebenbürgen soll diese Fragen beleuchten. —

Seitdem durch das kaiserliche Handschreiben vom November 1868 der Dualismus der österreichischen Monarchie sanctionirt worden, suchte Ungarn das Uebergewicht über die cisleithanische Reichshälfte zu gewinnen, was ihm zum Theil allerdings glückte. Aber das Streben ging über alle Gränzen hinaus und führte einerseits zum financiellen Niedergange, auf der anderen Seite zum politischen Größenwahnsinne, der seine Wirkungen bis tief in das Innere der anderen Reichshälfte ausdehnte und dort die Eifersucht und die Agitation der übrigen Nationalitäten aufregte. Anstatt alle Aufmerksamkeit den inneren Zuständen zuzuwenden und die großen Aufgaben, die der selbständigen Regierung nun allein zu lösen blieben, mit allen Kräften zum Gegenstande der Berathungen zu machen, suchten die Parteien sich gegenseitig zu bekämpfen, um einander die Herrschaft streitig zu machen. Man sah Auftritte in den Volksvertretungen, wie man sie sonst nur in Frankreich und Spanien, den verkommensten Parlamenten Europas, zu schauen gewöhnt war. Dabei wurde eben nichts, außer den Bauten einiger Eisenbahnen für das Land gethan; man sorgte nicht für Herstellung neuer Straßen, um die verschiedenen Eisenwege auch mit allen Theilen des Landes zu verbinden, sondern ließ auch die vorhandenen Straßen verfallen; die Flüsse wurden nicht regulirt und versandeten entweder oder ergossen sich über die fruchtbarsten Aecker und Wiesen und lagerten da ihren Sand ab. So war in wenigen Jahren die Kornkammer Ungarns dem Ruine preisgegeben, den verarmten Bewohnern pfändete man auch ihr Vieh ab, um die Steuern einzutreiben. Feld- und Gartenland wie Weinpflanzungen waren vernichtet, was sollten die Leute jetzt noch betreiben, so verschuldet wie sie waren. So schilderte die »Wiener Presse« die Zustände im südlichen Ungarn und setzte dann hinzu: »Auf die Hauptstadt vergeudet man Millionen, die Provinz erstickt im Sumpf oder ersäuft!« Dabei erwarben manche Minister, wie man ihnen offen im Abgeordnetenhause vorwarf, prachtvolle Paläste und es wurden für herabgekommene Adelige Sinecuren im Staate creirt, um ihnen ein einträgliches Einkommen zu verschaffen.

Die Finanzen wurden immer schlechter, und während Cisleithanien sich zu erholen begann und, statt dem früher befürchteten Staatsbankerott entgegenzugehen, sogar die furchtbare Katastrophe aushalten und dabei noch in seiner Ausstellung in glänzendem Gewande erscheinen konnte, war das Hauptstreben und Trachten des ungarischen Finanzministers und des ungarischen Reichstages fortwährend in steigender Linie auf die Deckung oder Beseitigung des ständig gewordenen Deficites gerichtet. Und bei diesem Treiben die

unbesiegbare Neigung, die Sprache der herschenden Partei, die ungarische, als alleinige Staatssprache einzuführen und aller wohlthätigen Folgen der Wirksamkeit einer anderen Nationalität und Sprache, der Einrichtung von Schulen und Volkslesevereinen, der Hebung von Handel und Industrie, welche unläugbar feststehen, zu vergessen, in der Sprachenwuth Alles über den Haufen zu werfen, was ihr zu widerstehen suchte! Alles wurde seit einigen Jahren magyarisirt, ja man scheute sich auch nicht einmal, selbst der Technik die magyarische Sprache aufzudrängen, welcher dafür mancherlei Ausdrücke ganz und gar fehlten. Wie groß die Genugthuung in vielen Kreisen darüber war, daß Graf Andrassy als Minister des Aeußeren an Beust's Stelle berufen wurde, kann man sich denken; denn wenn auch bekannt war, daß dieser solche Stellung nicht zu der Beeinträchtigung der cisleithanischen Interessen zu Gunsten der ungarischen verwerthen werde, so war man schon damit zufrieden, daß doch ein Ungar den höchsten Platz im Reiche einnahm. Doch bemerkte man später nicht mit Unrecht, daß die Gesandtschaften mit Ungarn besetzt würden: Karolyi in Berlin, Apponyi in Paris, Zichy in Constantinopel. Andrassy's Entfernung von Pest brachte aber eine Zerfahrenheit in die Pester Regierung, die Parteien hatten ihre Programme abgenützt, und es war kaum möglich, die Budgets nur durchzubringen. Die Minister standen namentlich in der letzten Zeit fortwährend in der Schwebe, von einem gemeinschaftlichen Handeln im Interesse des Landes war nicht die Rede, und die Partei, welche die Regierung in allen wichtigen Fragen desselben unterstützt hatte, war durch die Abwesenheit ihres greisen kranken Führers Deak ohne einflußreichen Leiter.

So nur konnte es kommen, daß ein Minister seinen speciellen Anschauungen, dem Principe der Magyarisirung entsprechend, besonderen Nachdruck zu geben wagen konnte, und dadurch einen wahrscheinlich nicht erwarteten Sturm gegen sich heraufbeschwor. Durch ein Rescript des Ministers des Inneren, Grafen Szapary, vom 27. Januar 1874, wurde der sächsischen siebenbürgischen Nationsuniversität das Recht der Verhandlung und Berathung über politische Angelegenheiten entzogen, welches bisher innerhalb ihres verfassungsmäßigen Wirkungskreises lag, und das die Sachsen stets besessen hatten. Aber es waren dieser flagranten Verletzung ihrer verbrieften Rechte schon mehrere andere Thatsachen vorausgegangen, welche den Minister ermuthigten, nun auch seinerseits einen Beitrag zur Unterdrückung des verhaßten culturfähigen Elementes zu liefern.

Mag es zu viel behauptet sein, wenn die Siebenbürger Sachsen versichern, allein den Deutschen, ihrer Arbeit und ihren Ansiedelungen verdanke Ungarn, was es an Gewerbefleiß und Handel Nennenswerthes aufweist; so viel steht unläugbar fest, daß unter ihren fleißigen Händen Viehzucht und Ackerbau emporblühte, Metalle aus den Gebirgen geschürft wurden, und Städte und Burgen (sieben Burgen) entstanden auf dem Sachsengrund oder fundus regius. Die meist regelmäßige Bauart der Häuser, das reinliche Weiß der Mauern und das frische Roth der Ziegeldächer zeichnet die Wohnungen der Sachsen vor denen der Walachen und Ungarn vortheilhaft aus, selbst in einigen Dörfern, besonders um Hermannstadt, sind gerade Straßen mit Holzhäusern, die meistens aus sogenannten Emporhäusern bestehen, d. h. aus solchen, zu deren Zimmern man erst auf einer Treppe emporsteigen muß, oben mit Balcon versehen und mit Bänken zum Sitzen. Die Bewohner der sächsischen Comitate und Districte zeichnen sich durch ihre Sparsamkeit, Mäßigkeit, Häuslichkeit und Ordnungsliebe aus, ihr Fleiß hat ihnen Wohlstand gebracht, wogegen der Walache, namentlich der Mann, faul und dem Trunke

ergeben ist und von den Deutschen ebenso wenig geschätzt wird wie von den Ungarn, welche sich als Herren des Landes wohl immer bemerkbar zu machen gewußt haben.

Wenn wir nun auch den Fortbestand aller der guten Eigenschaften anerkannt haben, wenn wir zugeben, daß die Sachsen auch für den Schulunterricht, besonders für den höheren, gesorgt und auch Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht errichtet haben, so muß doch auch über die Resultate gesprochen werden, die dadurch erzielt wurden; und in dieser Beziehung liegen ganz bedenkliche statistische Zusammenstellungen vor. Die Volkszählung*) von 1870 wies bezüglich des Bildungsgrades in Ungarn nach, daß nach Abzug der Kinder im Alter von 1—6 Jahren von der Gesammtbevölkerung 58,16 Procent weder lesen noch schreiben, wogegen von den Bewohnern der einzelnen Länder lesen oder lesen und schreiben konnten, in Ungarn 48,99 Procent, in Fiume 46,48, in der Militärgränze 32,95 und in Siebenbürgen nur 21,33 Procent (in Croatien noch weniger, nämlich 15,90 Procent). Ein auffallendes Verhältniß ist dies jedenfalls, selbst wenn man annehmen will, daß der größere Theil in den sächsischen Comitaten, also ein noch geringerer Procentsatz bei den ungarischen, walachischen und czeklern zu suchen ist. Sonst haben die Deutschen auf die Umgebungen so bedeutenden Einfluß geübt, daß Alles von der Cultur beleckt wurde, und wir sehen heute als überzeugendstes Beispiel, wie man sich in Nordschleswig dem deutschen Einflusse zu unterwerfen beginnt, wie sich die sonst starren dänischen Bewohner ganz gern in die deutschen Schulen und deutschen Anschauungen einleben. Wie mag es nun wohl kommen, daß hier keine Spur von Einfluß auf die Nachbarn möglich war?

Die Sachsen haben auf besonderem Fuße mit den Ungarn fast niemals gestanden, wenigstens besonders geliebt haben sie sich nicht, nur der Haß gegen die Walachen, welche zum größten Theile den Ungarn unterthänig sind, ist bei ihnen gemeinschaftlich. Sie haben sich in ihrem eigenthümlichen Gemeinwesen von jenen abgesondert gehalten: Bürger und Landleute, alle freie Männer und Eigenthümer, ohne Adel, die zwar eine eigene Mundart haben, alle aber Hochdeutsch sprechen und verstehen, zu allen Zeiten in lebhafter Verbindung mit dem fernen Deutschland. »Ihre Städte bieten noch ganz das Bild deutscher Reichsstädte, freilich wie diese, auch nicht ohne eingeschlichene Mißbräuche. Ein ämtersuchendes, durch Gewohnheit entstandenes Patriciat, eine kleinstädtische Abneigung gegen Alles, was nicht zu ihnen gehört, überhaupt viel Spießbürgerliches wird ihnen vorgeworfen.« **)

Wie man in Ungarn selbst darüber klagte, daß die Magyarisirungssucht dem deutschen Elemente so sehr nachstelle, so waren auch namentlich aus Siebenbürgen vielfache Beschwerden laut geworden, daß den Sachsen die alten ererbten Vorrechte beeinträchtigt, und vor Allem ihrer Sprache Gewalt angethan würde. Abgesehen davon, daß im ungarischen Reichstage, obwohl nur ein Drittheil der Mitglieder aus Magyaren bestehe, nur ungarisch gesprochen werden dürfe, und nur die Croaten den Gebrauch ihrer Sprache durchgesetzt hätten, würden im ganzen Lande alle Gesetze nur magyarisch verkündet, die Uebersetzungen ließen unendlich lange auf sich warten; auf alle Eingaben antwortete die Regierung nur magyarisch, ebenso führte man die Grundbücher. Nach-

*) Ergebnisse der in den Ländern der ungarischen Krone im Anfange des Jahres 1870 vollzogenen Volkszählung. Pest 1871; vergl. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, herausg. von Prof. Dr. Koner. Berlin 1872. (VII.) 3. Heft. Seite 258 u. ff.

**) Hummel, Handbuch der Erdkunde. Leipzig 1874. Seite 471.

dem bereits früher Posten und Telegraphen ungarisch geworden waren, folgten auch ungarische Einrichtungen im Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr auf Grund eines Erlasses des Communicationsministers vom 31. December 1873. Der Entwurf einer neuen Advocatenordnung schreibt den Advocaten den Gebrauch der magyarischen Sprache vor, der Mittelschulgesetzentwurf bestimmt, daß die Ablegung der Maturitätsprüfung in derselben Sprache erfolge. Von den Kreisvertretungen des Sachsenlandes, in welchen fast nur Deutsche oder Rumänen sitzen, verlangt der Minister die Führung der Protocolle in magyarischer Sprache, obwohl fast keiner derselben mächtig ist, auch bei den Gerichten erster Instanz wird sie zur Amtssprache im Sachsenlande gemacht.

Hiezu kamen in neuester Zeit noch zwei besonders verletzende Anordnungen der ungarischen Regierung, die oben erwähnte Beeinträchtigung der Nationsuniversität, und die beabsichtigte anderweite Eintheilung des Sachsenlandes, welche beide in Zusammenhang miteinander stehen.

Die sächsische Nation hielt bisher auf dem Rathhause zu Hermannstadt ihre öffentlichen Versammlungen ab, welchen sie den Namen »Nationsuniversität« beigelegt hatte. Es ist ein Erbstück von municipaler Einrichtung, an dem die Sachsen festhalten, obwohl es, wie wenigstens die Ungarn behaupten, mehr feudalen Charakter enthält, als sich mit den liberalen Anschauungen der Jetztzeit verträgt. Für die Conservirung feudaler Institutionen würde sich jetzt schwerlich in Deutschland Enthusiasmus finden, um so weniger, als dabei die Frage des Deutschthumes eigentlich nicht in Rede kommt. Die ungarische Regierung behauptet nun, die Ausübung der politischen Rechte sei den Sachsen nicht verkümmert, sie schickten, wie alle anderen Staatsbürger, ihre Vertreter in den ungarischen Reichstag; wollten sie in der Nationsuniversität auch noch politische Verhandlungen abhalten, so gingen sie über ihre Berechtigung hinaus, sie beanspruchten Rechte, die sie nicht gehabt, und darum habe auch der Reichstag die Anordnung des Grafen Szapary gebilligt. Nach dem Staatsrechte und der Verfassung Siebenbürgens seien die Sachsen von Alters her und heute noch in der Gesetzgebung nicht durch die Nationsuniversität zu vertreten, und das von denselben verwaltete gemeinsame Vermögen (das ist des Pudels Kern) der Municipien des Königsbodens sei nicht Sondereigenthum der sächsischen Nation und nicht Privatvermögen, sondern gemeinsames Vermögen der gesammten Bewohnerschaft des Königsbodens.

Die zweite Anordnung beabsichtigt durch eine anderweitige Eintheilung eine mit Ersparungen zu verbindende Reform der Administration und Jurisdiction, zumal viele der in Frage kommenden Municipien eine allzu unregelmäßige Configuration haben und zu klein sind, um die Kosten der autonomen Administration bestreiten zu können. Mit dieser Arrondirung sollte eine Theilung von Siebenbürgen und zwar des sächsischen Terrains in vier größere Stücke, statt der bisherigen neun Stühle und zwei Districte vorgenommen werden, wodurch die Municipalverfassung abgeändert würde.

Die Regierung behauptete, die Territorialarrondirung sei vom höchsten Landesinteresse, und ebenso die Regelung des Wirkungskreises der sächsischen Nationsuniversität ein nothwendiges Correlat des repräsentativen Systemes und der parlamentarischen Regierungsform. Ungarn habe sämmtliche Privilegien des Adels und die aus der alten Ständeverfassung geflossenen Vorrechte, wie die Steuerbefreiung desselben, abgeschafft, es habe den drei Ständen, den Magnaten, Prälaten und den Adelsclassen, die Rechtspflege aus den Händen genommen, die Obergespäne, Ober-Königsrichter und Richter der königlichen Tafel des Rechtes der Parlamentsmitgliedschaft beraubt, die freie Wahl der obersten

Beamten durch das Volk beseitigt. Die Sachsen allein wollten eine die gründliche Umgestaltung hindernde Sonderstellung in ihrer Nationsuniversität aufrecht erhalten und stellten die Sache nun, um ihre feudalen Institutionen zu bewahren, so dar, als wenn ihr Deutschthum unterdrückt werden sollte.

Eine solche Darlegung war in einer Schrift officiös erschienen unter dem Titel: Der Kampf der Siebenbürger Sachsen für die Ueberreste des Feudalwesens*), um eine in München im Interesse der Sachsen herausgekommene Broschüre**) zu widerlegen. Wenn man nun diese selbst kennen lernt, so wird man im Hinblick auf die Thatsachen aus den letzten Jahren sehr begründete Zweifel zu hegen haben, ob die von der Regierung getroffenen Anordnungen wirklich als Fortschritte zu bezeichnen, und ob sie nicht vielmehr als eine weder durch innere noch äußere Nöthigung hervorgerufene brüske Terrorisirung der Sachsen zu betrachten sind. Auch andere bemerkenswerthe Stimmen haben sich dagegen erhoben, und in Wien, wo sich bald die deutsche Partei den Protesten gegen das Vorgehen der Regierung in Pest anschloß, erkannte man sehr wohl, daß diese mit ihren Argumenten nicht besonderes Glück machte.

Bitter waren die Proteste der Sachsen, in denen sie von Mißachtung des Rechtes, Mißachtung der Grundbedingungen des staatlichen Wohles und des Erwerbes sprachen, welche die ungarischen Machthaber als durchaus unfähig erwiesen habe, das Ungarreich in den letzten sechs Jahren auch nur einiger Blüthe entgegen zu führen. »Unzufriedenheit zeigt sich überall, kein Geld ist in den Kassen, und nur die magyarische Großmannssucht ist unversehrt geblieben; ihr sollen auch heute noch Ruhe, Glück und Wohlstand vornehmlich der deutschen Bewohner des Landes geopfert werden.« Es wurde sodann aber actenmäßig nachgewiesen, daß die ganze Vertheidigung der Regierung vor den Gesetzen völlig hinfällig sei, und die Heranziehung einer gar nicht in Betracht kommenden Frage, ob die Nationsuniversität eine liberale oder feudale Institution sei, nur als Hülfsmittel, als »Fechterkunststück« benutzt werde. Im Krönungseide schwor der König: »Gewährleistung der gesetzlich bestehenden Freiheiten, Privilegien, gesetzlichen Gewohnheiten Ungarns und seiner Nebenländer.« Speciell heißt es in dem vom ungarischen Reichstage gegebenen Gesetze im Art. 42 von 1870, § 88: »Ueber die Regelung des Königsbodens verfügt in Gemäßheit der Bestimmung des § 10 des 43. G. A. von 1868 ein besonderes Gesetz.« Und jener § 10 bestimmt, daß der vorzulegende Gesetzentwurf »gehörig berücksichtigen« solle sowohl die auf Gesetzen und Verträgen beruhenden Rechte, als auch die Gleichberechtigung der auf diesem Territorium wohnenden Staatsbürger jeder Nationalität; § 11 sagt dann, daß die sächsische Nationsuniversität auch hinfort in dem dem XIII. siebenbürgischen Ges. Art. von 1791 entsprechenden Wirkungskreise belassen werde. »Wenn nun«, so heißt es in der Auseinandersetzung der Deutschen in Wien, »der Minister durch die neue Arrondirung das Sachsenland einfach zerreißt, die Universität beseitigt, so ist das eine flagrante Rechtsverletzung, er vernichtet das Rechtssubject, die sächsische Nation, damit das Rechtsobject, die gesetzliche Municipalverfassung des Königsbodens, hinfällig werde.«

Demnach würden also bei Ausführung der Absichten des Ministers die nicht deutschen Theile mit deutschen zusammengeworfen, Letztere von einander getrennt; und damit deren Zusammenhang unmöglich gemacht werde, müßten ihre gemeinsamen Versammlungen auf

*) Budapest, lit. Anstalt des Franklin-Vereins, 1874.

**) Löher, der Erwürger der deutschen Nationalität in Ungarn.

dem Rathhause in Hermannstadt, die Nationsuniversität, verhindert werden. Aus dem von den Sachsen allein in Anspruch genommenen Vermögen werden zum großen Theile die deutschen Schulen erhalten, und kärglich genug sind dort noch die Besoldungen der Lehrer.

In der Sitzung der Nationsuniversität am 16. Februar wurde das Decret des Ministers zunächst schweigend aufgenommen, aber die 34 sächsischen Abgeordneten legten hierauf Verwahrung ein gegen die beabsichtigte Zerstückelung des territorialen Gebietes des Königsbodens und gegen die Vernichtung der municipalen Einheit der Stühle und Districte wie gegen die zugemuthete Verfügung über das Nationalvermögen. Die Abgeordneten waren eben damit beschäftigt, wegen der neuen Arrondirung eine Deputation aus ihrer Versammlung an den Reichstag zu beauftragen, als ihnen das Decret des Ministers über die Aufhebung der Universität zuging. So beugte er vor, daß die Sache im Reichstage nicht zur Sprache käme und den sächsischen Abgeordneten nicht Gelegenheit gegeben würde, die Beschwerden vorzutragen.

Nachdem die Vertretung der siebenbürgischen Stadt Kronstadt sich dem Proteste der Nationsuniversität angeschlossen und den Beschluß gefaßt, für eine Deputation an das königliche Hoflager die Kosten zu tragen, und außerdem eine Petition an das Abgeordnetenhaus in Pest zu senden, dasselbe möge den Grafen Szapary in Anklagezustand versetzen, trat auch Hermannstadt einstimmig dieser Petition bei. Man sagte sich zwar, daß sie in Pest wohl nur mit Gelächter aufgenommen werden würde, aber man wollte wenigstens den gesetzlichen Weg des Protestes wählen. Der Abgeordnete Gall aus Siebenbürgen stellte im Hause darauf den Antrag, dasselbe möge die Ministerialverordnung für ungesetzlich erklären; aber nach erfolgtem Drucke des Antrages wurde das Vorgehen der ungarischen Regierung, wie die Sachsen befürchtet hatten, gebilligt.

Jetzt erhoben sich die Deutschen in Wien, und der Deutsche Verein erließ eine Resolution, in welcher er die Handlungsweise des ungarischen Ministers des Inneren und die Billigung seitens des ungarischen Parlamentes auf das tiefste beklagte und in Erwägung, daß seit dem Ausgleich ein Vernichtungskampf gegen das Deutschthum in Ungarn geführt werde, und durch Gewaltmaßregeln sich manifestire, daß das Culturleben immer mehr dort gefährdet, und eine Reorganisirung des bereits arg zerrütteten ungarischen Staatswesens in Frage gestellt werde, daß endlich die Wirren in Ungarn auch einen nachtheiligen Einfluß auf die andere Reichshälfte ausüben müßten, — für seine Pflicht erklärte, seine Stimme zu erheben und vor der Fortsetzung des verderblichen Beginnens zu warnen. Zugleich wurde den Deputirten der Nationsuniversität die Anerkennung ausgesprochen, und damit die Aufforderung verbunden, in dem Kampfe auszuharren.

In den Sitzungen der Delegationen wurden mehrere Interpellationen an den Grafen Andrassy gerichtet, über welche man aber nicht viel erfahren hat, da namentlich im Ausschusse der österreichischen Delegation die Geheimhaltung dieses Vorganges beschlossen wurde. Nur soviel verlautbarte aus dem Siebenbürgisch-deutschen Tageblatte, daß außer Falk auch der Abgeordnete Dr. Giskra am 9. Mai den anwesenden Minister des Aeußeren, Grafen Andrassy, in der Ausschußsitzung interpellirte, ob nicht die Bedrängung der Sachsen, die in der wohlwollenden Theilnahme der deutschen Presse eine moralische Unterstützung fänden, in letzter Linie eine Trübung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Oesterreich zur Folge haben werde. Graf Andrassy antwortete ausweichend und versicherte, wie er es in ähnlicher Weise auch in der ungarischen Delegation gethan hatte, daß die deutsche Reichsregierung der Haltung der deutschen Presse fern stehe. Das

heißt eben, wie aus der Erklärung in der ungarischen Delegation hervorgeht, daß der deutsche Botschafter nur die Beziehung seiner Regierung zu den Artikeln der Presse in Abrede gestellt; damit ist aber noch gar nicht gesagt, daß die deutsche Regierung auch nicht einverstanden sei mit dem Inhalte der Artikel, deren Berechtigung sie ebensowenig läugnen kann, wie man es von der österreichischen erwarten muß, wenn sie auch versuchte, die Sache todt zu schweigen.

Das Letztere scheint nämlich seit Kurzem nach allgemeiner Uebereinstimmung ausgeführt zu werden, und das ist wohl dem Einflusse zuzuschreiben, den das gegen Ende März d. J. nach langen Wehen und in Folge persönlicher Intervention des Monarchen zu Wege gebrachte neue Ministerium Bittó ausgeübt hat. Zwar ist darin Graf Szapary in seiner Stellung verblieben, aber er hat in Pest im April Conferenzen eröffnet, deren Zweck die Beleuchtung des Gesetzentwurfes über die Municipal-Arrondirung vom Standpunkte der siebenbürgischen Verhältnisse und Interessen ist, und zu denen sich fast alle siebenbürgischen Abgeordneten der Einladung des Ministers zufolge eingefunden hatten. Diese Versammlung wählte ein Subcomité, welches sich sofort unter dem Vorsitze des Ministers constituirte und an die Berathung jener Detailfragen ging. Als die wichtigsten derselben wurden zunächst diejenigen behandelt, welche sich auf die Einverleibung der Enclaven und vorspringenden Territorien beziehen, sodann jene über die Vereinigung solcher Territorien, welche sich historisch eigenartig entwickelt haben. Die Verhandlungen, auf welche die Zusammensetzung des neuen Cabinetes, das im Ganzen als ein deakistisches erscheint, also aus der Partei, zu welcher auch die Sachsen gehören, einen günstigen Einfluß üben muß, gehen nun sehr still vorwärts, und es wird sich bald herausstellen, ob sie zum Ziele, zur Befriedigung der Sachsen führen. Jedenfalls scheint es genügt zu haben, die ungerechte Sache an die Oeffentlichkeit zu bringen, um nicht allein die ungarische Regierung von weiteren Gewaltschritten abzuhalten, sondern auch die Deutschen in Oesterreich wie im Deutschen Reiche auf die Absichten der Ungarn aufmerksam und wachsam zu machen. Es steht andererseits zu hoffen, daß die Sachsen sich denjenigen Anforderungen, welche der moderne Staat in Verwaltung und Jurisdiction stellen muß, auch wenn die ungarische Regierung solche an sie stellt, auf die Dauer nicht entziehen werden, so lange ihnen Sprache, Sitte und Nationalität erhalten bleiben und gedeihen können.

Aus einem alten Hefte.

Von

Julius Duboc.

Seit Jahren habe ich die Gewohnheit, in einem besonderen Hefte diejenigen mir werthvollen Briefe aufzubewahren, deren Verfasser durch ihr über die Privatsphäre hinaus reichendes Wirken eine mehr oder minder erhebliche öffentliche Bedeutung erlangt haben. Ich scheide diese Actenstücke von meinen Privatbriefen, weil mein Interesse an ihnen anderer Natur ist. Diese haben ihren Schwerpunkt in den Beziehungen zu mir und meinem Lebensinhalte, jene, ohne diese Beziehungen ganz auszuschließen, weit mehr

doch in dem Charakterbilde, der geistigen Individualität ihrer Schreiber. Es ist nicht so eigentlich das Interesse des Autographensammlers, was ich dabei im Auge habe. Ich habe im Gegentheil für handschriftliche Reichthümer mich niemals zu begeistern vermocht. Aber aus ganzen Briefen, und seien sie noch so flüchtig hingeworfen, weht mich, nehme ich Alles, Ton, Stil, Handschrift, Aussehen zusammen, so viel vom Geiste des Verfassers an, daß ich mich einer gewissen magischen Einwirkung derselben auf mein Vorstellungsvermögen nie ganz entziehen konnte. Allmählich gewinnt — ein schmerzlicher Gewinn! — mein Heft übrigens neben seinem in diesen Beziehungen für mich liegenden Werthe eine gewisse melancholische Bedeutung. Zu der Zahl mitwirkender, dem Leben noch angehörender Zeitgenossen, gesellt sich, mit den fortschreitenden Jahren ebenmäßig fortschreitend, die Zahl derjenigen, die bereits von uns geschieden. Rellstab, Waldeck, L. Feuerbach gehören zu solchen auf meiner Autorenliste vertretenen Heimgegangenen, und zu ihnen hat sich vor Kurzem wieder ein Name gesellt, von gutem, durch ganz Deutschland überall wie ein Festgeläute herzlich willkommenem Klange: **Hofmann von Fallersleben**.

Als ich den Sänger von »Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt« — eines Liedes von so vollem Brusttone, wie nur je eines gesungen, — kennen lernte, war er bereits nach den vielen Wanderfahrten seines Lebens auf dem prächtig gelegenen Schlosse Corvey, bei Höxter in Westphalen, einer Besitzung des Fürsten von Ratibor, als Bibliothekar installirt. Ein bischen einsam war's auf dem Schlosse für den rüstigen alten Herren, der froher Geselligkeit gern sein freundliches Gesicht zuwandte, aber gleichwohl war es für einen Dichter und Denker und namentlich für einen Naturfreund ein beneidenswerther Aufenthalt. Corvey hatte die schönsten Eichen weit und breit in der Runde, und seine idyllische Einsamkeit lag dem Weltrauschen gegenüber da wie eine heilige Einsiedelei. Nicht einmal eine Eisenbahn war damals bis zu ihm vorgedrungen. Dies konnte gewissermaßen als eine Auszeichnung in dem schienendurchfurchten Westphalen gelten, obwohl Hofmann diesen Umstand wegen der durch denselben in verstärktem Maße herbeigeführten Isolirung keineswegs mit günstigen Augen zu betrachten geneigt war. Als ich im Jahre 1861 die Redaction der Westphälischen Zeitung, des einzigen größeren Blattes der Provinz von liberaler Färbung, übernahm, suchte ich die Berührung mit Hofmann, um mir einen Ersatz für manche durch das Scheiden aus dem bewegten hauptstädtischen Leben erlittene geistige Einbuße zu verschaffen. Ich traf auf das bereitwilligste Entgegenkommen, wie Hofmann es Allen gewährte, die ihm herzlich und unverstellt gegenübertraten. So lange ich in der Provinz verblieb, war er ein regelmäßiger und, wie sich von selbst versteht, mir stets hoch willkommener Mitarbeiter an dem meiner Leitung untergebenen Blatte. Aus jener Zeit und den nächsten Jahren stammen die nachfolgenden brieflichen Mittheilungen, die, ohne große Probleme zu berühren, gleichwohl Interesse haben dürften, weil sie in ihrem schlichten Gewande, in ihrer kernigen Ausdrucksweise, in ihrer strammen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Fortschrittsgesinnung Hofmann's Art und Weise auf's Genaueste wiederspiegeln. Es giebt Leute, von denen das Behagen gewissermaßen elektrisch auszuströmen scheint. Sie besitzen ein ansteckendes Wohlgefühl, etwa in dem Sinne, wie der heiligen Jungfrau früher eine chasteté pénétrative, eine, wie Bayle erläutert, nicht nur immanente, sondern transcendente, gleichsam ansteckende Keuschheit zugeschrieben wurde (vgl. L. Feuerbach: über den Marienkultus). Hofmann war eine solche Natur. Wenn er in seiner bekannten grauen Juppe oder dem braunen Mantel, der manchen Sturm gesehen, mit freundlichen Augen zwinkernd Einem die Hand

schüttelte, so war sofort das Behagen da, das sich vollends sonnig verklärte, wenn sich beim Glase Wein eine bald launige, bald ernste Unterhaltung anspinnen ließ. Etwas von diesem Sonnenscheine liegt auch über diesen Briefen ausgebreitet, namentlich freilich auch über ihrer Manuscriptform, weil ihre Handschrift so klar, bestimmt und wohlbehaglich drein schaut, als ob ihrem Schreiber nie ein Leides widerfahren wäre oder widerfahren könnte.

Corvey, 13. December 1861.

Geehrter Herr Doctor! Meinen verbindlichsten Dank für Ihre gütigen Zusendungen! Ihre Zeitung finde ich sehr gut: sie hat vor der Kölner den großen Vorzug, daß sie kurz und kurzweilig ist und dabei doch nichts Wichtiges außer Acht läßt. Was ich dafür thun kann, werde ich gerne thun. Von Zeit zu Zeit will ich Ihnen etwas schicken; ich begehre kein Honorar, als daß ich künftig meine Sendungen unfrankirt machen darf. Es wäre mir lieb, wenn Sie auf das Volksschulwesen Ihr besonderes Augenmerk richteten. Es ist ein von der Presse bei Weitem nicht genug berücksichtigter Gegenstand. Schon heute sende ich Ihnen etwas darauf Bezügliches.

Wenn Sie die eben erschienene Ausgabe meiner Gedichte »Auswahl von Frauenhand« (Hannover, Rümpler) anzeigen wollten, so würde es mich recht freuen. Die Sammlung ist jetzt dermaßen gekoschert, daß selbst die Kreuzzeitung nichts Widerhaariges darin finden kann.

Leben Sie recht wohl und seien Sie überzeugt, daß ich recht gerne Ihre Zeitung unterstützen werde.

Ihr ergebenster

Hofmann.

Corvey, 28. December 1861.

Geehrter Herr Doctor! Schönsten Dank für Ihre Anzeige! Ich bin sehr zufrieden. — Die Beethoviana im Feuilleton haben mir sehr gefallen. Manches kannte ich allerdings schon. Sie meinen, der Verfasser habe »zu hoch gegriffen«. Jedenfalls besser zu hoch als zu tief. Uebrigens finde ich das gar nicht. Je tiefer wir uns das Publicum denken, desto tiefer kommen wir selbst, und zuletzt begeben wir uns alles erhebenden Wirkens. So wünsche ich denn, daß Sie ebenfalls mehr das Publicum zu sich erheben, als zu ihm herabsteigen mögen. Sorgen Sie nur dafür, daß Alles in Ihrer Zeitung klar und wahr ist. Der Artikel über das Gottesgnadenthum war so einer und hat gewiß gute Wirkung gethan. Die vielen raisonnirenden und salbadernden Artikel unserer größeren Zeitungen mit sollte, könnte, möchte, würde u. s. w. würde ich an Ihrer Stelle nur gelegentlich als nothwendige Lückenbüßer benutzen. Statt dessen theilen Sie uns lieber einige interessante vermischte Nachrichten mit und bessere und mannichfaltigere als die Kölner, die mit ihrem reichen Material nichts anzufangen weiß und oft wirklich recht ledern ist.

Ich wünsche Ihnen ein fröhliches Neujahr!

Hofmann.

Crefeld, 9. November 1862.

Geehrter Herr Doctor! Meine Rundreise durch Deutschland ist vollendet. Ich kehre jetzt wieder nach Corvey zurück. Es wäre mir sehr angenehm, wenn ich Ihre persönliche Bekanntschaft machen könnte, und Sie also die Güte haben wollten, sich zu einer Zusammenkunft in Dortmund auf dem Bahnhof einzufinden. Ich komme dort

um 12 Uhr 7 Min. Mittags an. Sie werden mich an meiner grauen Juppe oder dem braunen Mantel sofort herausfinden.

Mit den besten Grüßen

Hofmann.

Corvey, 14. November 1862.

Anbei, geehrter Herr Doctor, das versprochene Gedicht. Lassen Sie es nun sofort abdrucken (nach sorgfältigster Correctur), und senden Sie mir gefälligst vier Exemplare unter Kreuzband. Gut wäre es wohl, wenn Sie auch je ein Exemplar mittheilen wollten der Magdeburger Zeitung, dem Halle'schen Courrier, der Volkszeitung und dem Kladderadatsch. Es hat mir leid gethan, daß wir nicht länger beisammen sein konnten. Hoffentlich wird das uns im künftigen Jahre möglich werden. Ihrem Verleger meinen besten Gruß, und er sollte den Schinken nicht vergessen.

Ade!

Hofmann.

Das beigeschlossene Gedicht, charakteristisch für die damalige politische Stimmung, die sich dem Versuche der Regierung, die bisherige Majorität des Abgeordnetenhauses durch eine Neuwahl aufzulösen, in die einzige Parole »Wiederwahl« zusammendrängte, lautete wie folgt:

Fortschrittmann's Morgenlied vor den Wahlen.

Melodie: Was ist des Lebens höchste Lust?

Und wer die Wahl hat, hat die Qual;
Das pflegt oft so zu sein.
Doch keine Qual macht mir die Wahl,
Ich finde leicht mich drein,
Und fängt das Wählen wieder an
So wähl' ich wieder meinen Mann.
Vivallerallera, vivallerallera,
Vivalleralle rallera!

Mein Mann, der stimmet just wie ich,
Ich stimme just wie er,
Gewissenhaft vertritt er mich
Als ob ich's selber wär'.
Gefällt er den Ministern nicht?
Was schadt's? thut er nur seine Pflicht.

Das Steuerzahlen muß zwar sein,
Das ist mal so der Brauch;
Ich finde mich geduldig drein,
Wie And're zahl' ich auch.
Doch ist es keine Ungebühr,
Wenn man auch wissen will, wofür?

Recht ist es, daß man Steuern nimmt,
Doch wenn man nimmt zu viel,
Ist's Recht, daß man dawider stimmt,
Sich wehrt mit Stumpf und Stiel.
Muß Alles haben Maß und Ziel,
Denn was zu viel ist, ist zu viel.

Kein Landrath, Schulz und Pastor bringt
Mich ab von meiner Wahl;
Wenn's ihnen anderswo gelingt,
Fest bleib' ich allzumal,
Fest bleib' ich heut' und so fortan:
Ich wähle wieder meinen Mann.

Das Lied that die beste Wirkung und galt in der Gegend, in der es seine erste und nächste Verbreitung fand, als Trutzlied der renitenten fortschrittlichen Wählerschaar.

Schloß Corvey, 9. Januar 1864.

Geehrter Herr Doctor! Schönen Dank für Ihr »Nationalität und Demokratie«*). Allerdings »Schleswig-Holstein muß deutsch bleiben«, aber vor allen Dingen müssen auch wir Uebrigen recht deutsch sein wollen. In Preußen sieht es damit nicht sonderlich aus. Im Osten, sogar in Berlin, ist die Theilnahme flau, und im Westen scheint es auch nicht glänzend damit zu stehen. Hier bei unseren Hörter'schen Hinterwäldlern ist keine Spur von Begeisterung vorhanden. In dieser bewegten Zeit hört man nur jammern, daß die »Gartenlaube« verboten ist.

Von meinen schleswig-holsteinischen Liedern ließ ich Ihnen von Cassel aus ein Exemplar zukommen. Der Sicherheit wegen sende ich Ihnen noch eines und frage zugleich an, ob Sie dort nicht einige Exemplare verkaufen können. So viele Silbergroschen Sie einsenden, so viele Exemplare kann ich Ihnen verschaffen.

Der Nationalverein mag von dergleichen poetischen Bestrebungen nichts wissen, und doch wird durch nichts mehr die gute Stimmung lebendig erhalten, auch wohl geweckt als durch Lieder.

Unsere Actien stehen schlecht: Bismarck ist groß, und die Kreuzzeitung sein Prophet. Das wird sich übermorgen entscheiden. Unsere Abgeordneten werden dann schon wissen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.

Ihnen meinen herzlichen Neujahrsgruß!

Hofmann.

Bei meinem bald darauf erfolgten Eintritte in die Redaction der National-Zeitung schrieb mir Hofmann:

Schloß Corvey, 31. Januar 1864.

Willkommen in Berlin!

Es freut mich sehr, daß Sie jetzt Ihre Zeit und Kräfte einer Zeitung widmen können, die sich durch ihre deutsche Gesinnung, ihre würdige Haltung und Gediegenheit vor Allen auszeichnet. Sagen Sie das meinem alten Freunde, Dr. Z. Wenn das auch nur eine einzelne Stimme ist aus dem Lande der Hinterwäldler, so ist es doch eine, die man gerne hört.

Meine sechs schleswig-holsteinischen Lieder sind in Berlin, Dresden, Cassel und Hannover gedruckt worden. In Berlin haben sie, wie mir Erk schreibt, nicht gepackt. Herausgekommen muß wohl nichts sein, denn ich finde keinen Beitrag der Art verzeichnet.

---

*) In der Schrift „Nationalität und Demokratie" (Hamburg, E. Richter) bekämpfte ich vom nationalen Standpunkte aus diejenige Richtung der extremen Demokratie, welche sich damals zu der Auffassung bekannte, man müsse Schleswig-Holstein an's „freie Ausland" (Dänemark) abtreten, um dasselbe, erlöst von deutscher Sclaverei, „zum Rütli der Nationalbefreiung" zu machen.

Es ist in allen unseren politischen Dingen so viel Philisterei, solche lederne Prosa, die wie Unkraut Herzen und Lungen der Abgeordneten, der schleswig-holsteinischen Ausschüsse, der National- und sonstigen Vereine überwuchert, daß kaum eine poetische Grasspitze durchbrechen kann.

Enslin veranstaltet jetzt eine neue Ausgabe meiner »Vier Jahreszeiten, 4 Kindergesangfeste«. Da ich weiß, daß Sie für das frische, fröhliche Leben der Kinderwelt beseelt sind, so darf ich wohl hoffen, daß Sie einmal in unpolitischen Stunden irgendwo und wie das Büchlein besprechen.

Sie würden mich sehr erfreuen, wenn Sie mir recht bald Einiges mittheilen wollten, was zwischen den Zeilen steht.

Herzlich grüßt

Ihr Hofmann.

Leider wurden der »unpolitischen Stunden«, von denen Hofmann in diesem Briefe spricht, für mich gerade jetzt immer weniger und weniger, und mit ihrem Versiechen kam auch trotz der Verehrung, die ich dem vortrefflichen Manne bis an sein Lebensende bewahrte, unser brieflicher Verkehr gänzlich in's Stocken. Selbst die Fürbitte für seine »Kindergesangfeste« blieb im Drange der Geschäfte und schließlich, wie es gewöhnlich geht, weil man sich schämt, mit der Erfüllung so lange gesäumt zu haben, unberücksichtigt. Und diese Vernachlässigung möchte ich selbst heute, nach 10 Jahren, noch einigermaßen wieder gut zu machen suchen. Die Hofmann'schen Kinderschriften veralten ihrem inneren Werthe nach so wenig wie die Kinderwelt, der sie gewidmet sind, und was sie vor zehn Jahren werth waren, sind sie auch heute noch. Nur die Gefahr besteht, daß sie von den ruhmrediger auftretenden und verlockender ausgestatteten Jugendschriften neueren Datums immer weiter zurückgedrängt werden und schließlich gänzlich in Vergessenheit gerathen. Und diese Gefahr erachte ich deshalb für eine nicht geringe, weil meiner innigen Ueberzeugung nach trotz des colossalen Reichthumes unserer Jugendliteratur so wenig des Gediegenen und Empfehlenswerthen in ihr vertreten ist, daß das wenige vorhandene Gute um so mehr seinen Platz behaupten muß und einen immer erneuerten Hinweis verdient. Wie die sogenannten Speckter'schen Fabeln (Fünfzig Fabeln für Kinder. Von W. Hey. Mit Bildern von Otto Speckter. Gotha, F. A. Perthes) ein ganz vortreffliches Kinderbuch sind, welches in der neuen Ausgabe nur durch einen im schwülstigsten, hyperreligiösen Stil abgefaßten »ernsthaften Anhang« (den man aber leicht von dem Buche abtrennen kann) entstellt ist, so verdienen das gleiche Lob, vortreffliche Kinderbücher zu sein, die zahlreichen Hofmann'schen Liedersammlungen, namentlich auch seine Schullieder und seine 44 Kinderlieder mit Clavierbegleitung (Leipzig 1862). Die »Vier Jahreszeiten« sind eine Sammlung von Gedichten — im Ganzen 77 — sämmtlich durch untergelegte einfache Weisen singbar gemacht, welche Frühling, Sommer, Herbst und Winter besingen und die jeder Jahreszeit eigenthümlichen Freuden aus Kindesmund erklingen lassen. Hofmann hat sich einen Kreis von Knaben und Mädchen, größeren und kleineren gedacht, und die Lieder so eingerichtet, daß sie theils von Allen gemeinsam, theils abwechselnd von Knaben und Mädchen im Chore, theils von einzelnen Knaben und Mädchen strophenweise zu singen sind. Auch Gedichte zum Declamiren sind diesen »Kinder-Gesangfesten« eingeschaltet. Der Ton des Ganzen ist jener einfach jubelfrohe Klang, der wie Vögelgezwitscher im Walde, wie Lerchengeschmetter überm Acker uns anmuthet. Niemandem standen diese Töne so zu Gebote wie Hofmann, der den Ausdruck aus Kindesmund immer traf, ohne je erst dem Eigenthümlichen

desselben nachforschen zu müssen. Eine Gebetsmiene trägt keines dieser unschuldigen Lieder, und doch wie schön ist kindlich frommem Sinne ein Ausdruck verliehen in dem reizenden Gedichtchen:

Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträußchen auf dem Hut,
Sein Aug' ist mild und heiter,
Er meint's mit Allen gut.

Er steiget auf die Berge,
Er wandelt durch das Thal,
Er ladet zum Gebete
Die Menschen allzumal.

Und wie in schönen Kleidern
Nun pranget Jung und Alt,
Hat er für sie geschmücket
Die Flur und auch den Wald.

Und wie er Allen Freude
Und Frieden bringt und Ruh,
So ruf' auch du nun Jedem
„Gott grüß' dich!" freundlich zu.

Was Hofmann in seinen Liedern für die Kinderwelt geleistet, ist so entschieden verdienstlich, daß wir gar nichts Besseres thun können, als zu ihm zurückzukehren, als ihn zu erwählen, daß er der Geleitsmann unserer Kinder sei, zur Natur, zur Einfachheit und zur Reinheit des Empfindens.

Zeitgenössische Staatsmänner Englands.

Politische Studien und Charakterskizzen

Von

Dr. Frd. Wiesehahn.

III.

John Bright.

1. Der Redner.

Ein jedes freie Land muß als eine nothwendige Folge seiner Freiheit von Zeit zu Zeit eine ihm gehörige Reihenfolge von Demagogen*) hervorbringen, damit diese das Volk durch ihr Ansehen und durch ihren Einfluß auf dem Pfade der freiheitlichen Entwickelung weiter führen und es vor einem Stillstehen — in das die privilegirten und begüterten Classen ganz naturgemäß sehr leicht verfallen — auf demselben bewahren. Armut, Unwissenheit, Anmaßung und Unzufriedenheit bestehen überall in der Welt und

*) Wir bemerken ausdrücklich, daß wir den Ausdruck „Demagoge" hier im rein wörtlichen Sinne auffassen, wie dies z. B. in Bezug auf Perikles seitens der Griechen geschah.

unter jeder Regierungsform. Wenn es im demokratischen America in Folge des Ueberflusses an fruchtbarem Lande nur wenig Armut giebt, so findet man doch alle Zeit Unwissenheit, Anmaßung und Unzufriedenheit genug, um dem Demagogen Gelegenheit zu geben zu segensreicher Thätigkeit und zur Ausübung seines Einflusses. In despotischen Staaten wird die Armut väterlich behandelt, die Unwissenheit ist unaggressiv; die Anmaßung wagt es weder, noch hat sie Gelegenheit, sich zu zeigen, und mit der Unzufriedenheit verfährt man, wenn sie sich erkühnt, im vollen Lichte zu erscheinen und die Form eines Widerstandes gegen das Gesetz anzunehmen, summarisch mit Axt, Galgen oder Guillotine. In freien Ländern aber ist der Demagoge einheimisch — kräftig und dem Boden angehörig — und muß, da er eine wichtige Mission im inneren Entwickelungsgange der Nation zu vollbringen hat, nicht nur ertragen, sondern erwünscht und gepflegt werden. So lange wie er ein Volksführer und nicht ein Volksverführer ist, so lange wie er nur des Volkes Wohl und nicht seine eigenen Interessen im Auge hat, so lange wie er sich innerhalb der Schranken des Gesetzes hält, ist es weise gehandelt, ihn gewähren zu lassen und Vortheil aus ihm zu ziehen.

So lange die Menschen Menschen bleiben, so lange sie der weißen Gewänder und der schneeigen Flügel der Seraphim und der Cherubim ermangeln, so lange wird es Gründe zur Klage, so lange wird es Mängel und Beschwerden geben — selbst unter den besten Staatsverwaltungen, und diesen gegenüber ist nichts besser als offene Discussion. Denn politische Unzufriedenheit muß ihr Ventil in der Discussion finden, oder man läuft die Gefahr eines Ausbruches mit Schwertern, Piken und Salpeter. Viel besser ist's, daß die Krankheit des Blutes durch Pusteln und Beulen auf der Haut sich zeige, als daß sie nach Innen schlage auf ein Lebensorgan und so mit einer Katastrophe ende.

England hat im Laufe seiner langen und glänzenden Geschichte eine beträchtliche Anzahl dieser politischen Agitatoren hervorgebracht. Man sah Demagogen auftreten, die mit dem Schwerte, mit Pulver und Blei argumentirten, und Demagogen, die ihre Argumente mit keiner tödtlicheren Waffe verfochten, als ihrer Zunge; Demagogen, die den Gentleman oder Patricier spielten, und Demagogen, die sich ihres niederen Herkommens rühmten und stolz waren auf die Gemeinheit ihrer Manieren. Es gab gebildete und ungebildete, schlaue und verrückte Demagogen, professionelle Demagogen, welche auf diese Weise ihr elendes Brod verdienten, und Liebhaberdemagogen, die aus reiner Liebhaberei und nicht für Lohn sich abmühten; Demagogen, die wirkliche Uebelstände aufnahmen, und Demagogen, die keine Beschwerden hatten, sondern solche erfanden.

Seit den Tagen Daniel O'Connel's hat Großbritannien keinen würdigeren Prätendenten auf den Titel eines Demagogen, eines Volkstribunen, hervorgebracht, als den Vertreter des demokratischen, baumwollespinnenden Birmingham's, als den Handelsminister im gefallenen Cabinete Gladstone, als den Quäker und Großindustriellen John Bright. Er ist eine hervorragende Figur in der englischen Geschichte der letzten dreißig Jahre — eine Figur, fast eben so einzig in der Politik, wie ein thätiger Vulcan in einem ruhigen und friedlichen Lande mit waldigen Abhängen und sonnigen Hochebenen. Ungleich den Agitatoren früherer Tage, die nur einem Zorne Luft machten, in welchem die Erde um sie herum bebte, hat John Bright Wolken auf Wolken von Asche in die Luft geschleudert, welche die politischen Brände vergangener Zeit zurückgelassen hatten, — Strahl auf Strahl lebenden demokratischen Feuers, Strom auf Strom siedender Anklagen gegen aristokratische Institutionen, ohne eine sichtbare Verbindung mit dem

aufgeregten socialen Stratum, aus welchem solche Ausbrüche gewöhnlich fließen. Vielleicht dürfte man annehmen, daß die vulcanische Kraft, wie in anderen ähnlichen Fällen, in unterirdischer und submariner Verbindung mit den revolutionären Elementen und Gefühlen in Polen und Frankreich stand, wäre es nicht notorisch, daß sie, so weit sie übrigens von denselben abhängig ist, nicht durch eine Sympathie mit dieser Bewegung, sondern durch eine Antipathie gegen sie genährt wird. Sie scheint vielmehr mit dem transatlantischen, als mit dem europäischen Phänomen in Verbindung zu stehen, und vielleicht ist es eine Folge des solitären Charakters des Ventiles, daß sich die unruhigen Kräfte, welche in America sanft und lenksam erscheinen, so feurig und zerstörend in Europa zeigen. Doch dem sei, wie ihm wolle, es ist der Kennzug John Bright's als Politiker, in den ruhigen Zeiten in England bloße populäre Unzufriedenheit in beißende Ironie und erhabene Verachtung zu concentriren und, so weit wir sehen können, in noch glühenderem und beredterem Zorne gegen die Aristokratie aufzutreten, seitdem sie aufgehört hat, sich den dringendsten populären Reformen zu widersetzen.

In einer seiner Reden zu Birmingham sagt Bright von sich selbst, daß er während seines ganzen öffentlichen Lebens, und dies dehne sich über ein Vierteljahrhundert aus, maßlose Beleidigungen erduldet habe und durch Oceane von Schmähungen gegangen sei. Dies ist wahr genug und eine natürliche Folge seiner Stellung als Demagoge, als Volkstribun. Doch andererseits, und dies ist vielleicht das größte Mißgeschick, das ihn in seiner öffentlichen Laufbahn betroffen, war er einer Schmeichelei ausgesetzt, eben so grob und blind, wie die Schmähungen waren, mit welchen er überhäuft wurde. Einem Theile seiner Landsleute war er ein Auswurf der Gesellschaft, einem anderen ein Abgott. Während man ihn in England einen unheilbringenden Demagogen hieß, nur darauf ausgehend, eine Classe der Gesellschaft gegen die andere aufzuhetzen, verehrte man ihn in America als einen Mann, der den Gipfel britischer Staatskunst erreicht habe. Auf der einen Seite verhöhnte man ihn als einen Platformdeclamator und Pöbelredner, auf der anderen stellte man ihn hin als einen Meister der reinsten und erhabensten Beredtsamkeit. Die öffentliche Meinung ist vernünftiger Weise von diesen entgegengesetzten Extravaganzen zurückgekommen, und jetzt, da er ein gefallener Minister ist, hat man nicht mehr zu fürchten, daß seine wirklichen Verdienste und hohen Eigenschaften des Geistes und Charakters sei es unter unvernünftigen Lobhudeleien, sei es unter ungerechten Anklagen und Beschimpfungen erstickt werden.

Doch was man auch von John Bright als Politiker und Staatsmann denken möge, das Eine muß man ihm zugestehen — und wir sind sicher, auch die Zukunft wird ein gleiches Verdict fällen —, daß er einer der größten lebenden Redner ist, und daß er im ersten Range jener Männer steht, die dem englischen Unterhause jenen Ruf für parlamentarische Beredtsamkeit gaben, welche kaum von einer anderen modernen gesetzgebenden Versammlung in gleichem Maße besessen wird.

Während unseres Aufenthaltes in England ist es uns zur Gewißheit geworden, daß Jene, welche Bright am häufigsten gehört, und Jene, welche am fähigsten sind, seine Rednergabe zu beurtheilen, sich eine hohe Meinung von derselben gebildet haben. Es ist etwas, das man mit Worten nicht beschreiben kann, etwas, das man fühlen muß, um es zu würdigen; und doch wieder etwas, das Männer aller Parteien, aller Meinungen, mit Bewunderung betrachten. Einer der scharfsinnigsten Parlamentskritiker des Tages, ein Mann, der beständig gegen Bright's Ansichten und Politik ankämpft und die Idee verlacht, daß er sich für einen Staatsmann hält, hat ihn als Redner mit

einem alttestamentarischen Dichter oder Führer — mit einem Moses, David oder Jesaias — verglichen, einfach, weil er ihn für inspirirt, und nur für inspirirt hält, wenn er den Strom jener glänzenden Reden dahinfließen läßt, welche ohne Frage einst dazu bestimmt sind, einen Theil der unsterblichen Literatur Englands zu bilden.

Wenn nun praktische, klar denkende, mit gesundem Menschenverstande begabte Männer solche Ansichten über John Bright als Redner haben, und wenn wir wahrnehmen, daß die Mitglieder des Unterhauses, gewöhnt wie sie sind an die Beredtsamkeit verschiedener der beredtesten Männer der Zeit, sich herbeidrängen, um keine Gelegenheit zu verlieren, ihn sprechen zu hören, so werden wir naturgemäß unsere flüchtige Studie zuerst mit Bright's Charakter als Parlamentsredner beginnen.

Bei einer solchen Betrachtung drängt sich uns vor Allem und ganz von selbst die Frage auf: Worin bestehen eigentlich die Eigenschaften der modernen Beredtsamkeit, namentlich der parlamentarischen?

Die Redekunst der Alten ward von ihren eigenen Kritikern, und nach ihnen von denen der modernen Zeiten, studirt und erläutert: doch wenn unsere zeitgenössischen Schriftsteller sich über moderne Beredtsamkeit auslassen, dann sind sie auffallend mangelhaft. Die über dieselbe niedergelegten Regeln werden hauptsächlich alten Kritikern entlehnt, die ganz natürlicher Weise nichts von dem wußten, was wir unter »Debatte« verstehen; und wenn sie über die moderne Beredtsamkeit im Senate reden, so zeigt sich häufig, daß sie selten parlamentarische Reden gehört, vielleicht gar gelesen haben. Zwar meinen sie Letzteres gethan zu haben und halten die in sogenannten Redesammlungen sich vorfindenden für die wirklichen von den betreffenden Persönlichkeiten gehaltenen Reden. Doch selbst wenn sie einen genauen Bericht von Parlamentsdebatten gelesen haben sollten, so liegt doch die Möglichkeit nahe, daß Männer, welche in der Studirstube über solch einen Gegenstand schreiben, in Irrthümer verfallen.

Parlamentarische Beredtsamkeit ist eine ganz und gar von der Beredtsamkeit in den Gerichtshöfen, auf den Kanzeln und in öffentlichen Versammlungen verschiedene Species. Juristen haben nur selten und mit nur wenigen Ausnahmen den ersten Rang unter den Parlamentsrednern eingenommen, und ein Gleiches gilt von den Predigern und den Rednern der Volksversammlungen. In England, dem Lande der Meetings, giebt es nur zwei nennenswerthe Ausnahmen von der letzten Kategorie — nämlich Cobden und den Gegenstand unserer gegenwärtigen Studie.

Worin besteht nun also der wirkliche Charakter der parlamentarischen Beredtsamkeit?

Ueber diese Frage finden wir bei einem americanischen Diplomaten eine gute Auskunft. Richard Rush, der lange Jahre americanischer Gesandter beim Hofe von St. James war, führt in seinem Werke über seine »Residenz am Hofe zu London« eine Unterhaltung an, in welcher Sir James Mackintosh sich äußerte, parlamentarische Beredtsamkeit müsse nur im Lichte einer lebhaften Conversation über öffentliche Geschäfte betrachtet werden, und selten habe eine Rede Erfolg im Hause, wenn ihr eine andere Basis zu Grunde liege. Canning stimmte dem bei und sagte, es gelte in der That als allgemeine Regel, daß der Redner im Parlamente zur Basis seiner Rede mehr die Conversation nehmen müsse, als etwas Studirtes und Pomphaftes. Das Haus sei eine geschäftsthuende Körperschaft, und diesem Charakter müßten sich die Redner anbequemen. Es sei eifersüchtig auf Ornamentation in der Debatte, welche, wenn sie überhaupt stattfände, als etwas ganz Unwillkürliches kommen müsse. Gleichfalls sei Methode nothwendig, doch diese müsse man mehr im Effecte fühlen, als wahrnehmen in der Art und

Weise des Vortrages; — formelle Eintheilungen, geordnete Einleitungen und Schlüsse, wie sie von den alten Rhetorikern gelehrt würden, seien nicht angebracht. Im Anfange und am Ende und überall müsse man auf die Urtheilskraft der Hörenden abzielen, und wenn man beredt sein könne, so möge man dies zu jeder, aber nicht zu einer bestimmten Zeit sein.

Parlamentarische Beredtsamkeit ist also diesen Autoritäten zufolge eine auf Vernunftschlüsse basirte Conversation über öffentliche Geschäfte. Wie die alten Annalen erzählen, war dies in den ersten Parlamenten Englands der Fall, und es ist mehr als je so in den modernen. Disraeli mißt Robert Peel die graduelle Einführung eines neuen Stiles in der parlamentarischen Beredtsamkeit bei, nämlich des didaktischen, der für das Zeitalter und die neuen Elemente der Versammlung, welche er zu lenken gehabt habe, paßte. »Er hatte«, so sagt der heutige Premierminister Englands in seinem »Leben Lords« George Bentick's«, mit größeren Details als seine Vorgänger zu thun, und in manchen Fällen mußte er sich in seinen Reden an Jene wenden, denen alle Vorkenntnisse fehlten. Es mischte sich deshalb etwas von Vorlesung in seine Auseinandersetzungen.« Ein anderer moderner englischer Schriftsteller sagt: »Die Anforderungen moderner Kritik haben eine Classe öffentlicher Sprecher in's Leben gerufen, deren Ergießungen in permanenter Schönheit eben so weit hinter dem professionellen Redner zurückbleiben, wie sie denselben an unmittelbarer Schönheit übertreffen. Da der Charakter des durch die Reformbill umgeformten Hauses mehr geschäftsmäßig geworden ist, so sind die populärsten und kräftigsten Sprecher die, welche, das Schöne bei Seite lassend, sich mit dem Praktischen befassen.« »Das Haus der Gemeinen«, so bemerkt der scharfsinnige Verfasser des Werkes »der Fremde im Parlamente«, »bewundert Macaulay, wenn er einen Essai zum Besten giebt, doch weit mehr noch bewundert es Mr. Walpole, wenn er eine Gesetzvorlage erklärt — weil es eben Geschäft ist.« Dies war schon lange vor dem neuen Reformparlamente richtig, wie es am deutlichsten der Fall mit Burke beweist. Seine Reden, wie sie uns jetzt gedruckt vorliegen, sind für den jungen Schriftsteller höchst belehrend, aber einem jungen Redner würden sie als Modelle bis zur Vernichtung schädlich sein. Burke war im Parlamente kein populärer Redner, ausgenommen bei jenen seltenen Gelegenheiten, wo alle anderen Bedenken dem Wunsche Platz machten, das zu hören, was ein hoher Verstand über Dinge zu sagen hatte, welche das Lebensmark des Staates betrafen. Recht treffend ist Goldsmith's köstliches Couplet über den Effect der Burke'schen Reden:

»Too deep for his hearers, he went on refining,
And thought of convincing, while they thougt of dining.«

Der Umstand, daß die modernen Redner gezwungen sind, mehr das Nützliche als das Schöne bei ihren Reden in's Auge zu fassen, hat zu der häufigen Annahme geführt, die Beredtsamkeit sei in modernen Zeiten, verglichen mit dem Alterthum, in Verfall gerathen. Doch dem ist nicht ganz so. Die Beredtsamkeit der beiden Perioden ist ohne Frage verschieden; doch ihre Verschiedenheit besteht ganz und gar in den jetzt und früher von den Rednern zur Erlangung der Zustimmung ihrer Hörerschaft angewendeten Mitteln. Diese Mittel müssen zu allen Zeiten von der Lage der Gesellschaft an die Hand gegeben werden, welche selbst wieder abhängig ist von dem geistigen Zustande und seiner Entwickelung in den Menschen und Nationen, die überredet oder überzeugt werden sollen. Nun ist aber bekannt, daß die Nationen des Alterthums mehr von ihren Sensationen und Leidenschaften, mehr von ihrem Gefühl und weniger von ihrer Vernunft gelenkt

wurden, als jene, welche sich zur Größe und zur Civilisation im modernen Europa aufgeschwungen haben. Die ganze Differenz zwischen der Beredtsamkeit der Vergangenheit und der Gegenwart ist eine Folge dieser einen Ursache, denn aus ihr sind eine Menge verschiedener Modificationen in den Formen der Regierung und folglich der Debatte entstanden, welche alle darauf hinauslaufen, den Einfluß des Enthusiasmus in Nationalvertretungen abzuschwächen, und alle großen Angelegenheiten der Menschen, so viele deren auch sein mögen, in den Bereich der Vernunft zu ziehen. Leidenschaftliche Beredtsamkeit, zu der man heute weniger greift, weil sie nicht mehr so wirksam ist, mag in Verfall gerathen sein, aber die Beredtsamkeit der Vernunft blühte niemals so sehr, wie unter den modernen Nationen.

Wenn wir uns nun den allgemeinen, die Kunst der Beredsamkeit leitenden Principien zuwenden, so will es uns scheinen, als ob der Hauptzweck der Beredtsamkeit bei dem, der zu den Menschen spricht, nicht etwa in der Verkündigung oder Bekräftigung oder im Aufdringen einer Wahrheit besteht, sondern im Beugen ihres Geistes zu einem gewissen, ihm am Herzen liegenden Zwecke, und deshalb sind die bösen Zwecke, zu welchen man die Beredtsamkeit benutzte, eben so übereinstimmend mit ihrem wahren Wesen, wie die reinsten und besten. Denn die Beredtsamkeit hat in sich selbst keine moralische Eigenschaft, — sie ist eine Kunst der Kraft — zu jeglicher Anwendung fähig. Doch da sie eine Kraft ist, so legt sie dem, der sie besitzt, eine Pflicht auf, sie wohl anzuwenden, um der Dinge willen, über welche sie eine Herrschaft ausübt; und da sie eine Kunst ist, bei welcher die höchsten Eigenschaften des Geistes in Anwendung kommen, so ist sie diesen Eigenschaften gegenüber verbunden, sich nicht herabzuwürdigen, sich nicht zu entehren, indem sie sich zu einem unwürdigen Gebrauche herbeiläßt. Es ist der Zweck der Beredtsamkeit, die Meinungen und den Geist Anderer unter den Willen des Sprechers zu beugen. Wenn sein eigener Geist der Wahrheit unterthan ist, so wird er aufrichtig sein, und sein Zweck wird darin bestehen, die Wahrheit überzeugend zu vertreten. Ist er aber unaufrichtig, dann wird er versuchen, zu Etwas zu überreden, was er selbst nicht glaubt, aber für den Augenblick als Wahrheit hinstellt, damit er es als eine solche in dem Geiste derer, die ihn hören, aufbaue. Folglich ist das erste Princip der Beredtsamkeit ein intellectuelles. Sie geht darauf aus, die geistigen Fähigkeiten der Menschen zu beeinflussen, zu beherschen — ihr Urtheil zu fesseln. Und vollkommene Beredtsamkeit ist die intellectuellste — niemals verläßt sie sich auf die Gefühle allein; in ihrem tiefsten Pathos und den heftigsten Aufregungen der Leidenschaft bewahrt sie der Vernunft alle Zeit ihre natürliche Oberherrschaft und nährt selbst in dem verwunderten und aufgeregten Geiste das Bewußtsein ihres beständigen Gehorsames gegen die Vernunft. Doch diese vollkommene Beredtsamkeit kann eine aufrichtige, kann eine falsche sein. Es ist ihr möglich, die Wahrheit zu verkünden mit der Kraft der Vernunft, — oder nur gehüllt in das schimmernde Gewand der Vernunft vermag sie die Fähigkeiten mit Vernunft begabter und unsterblicher Geister zu verführen. Da jedoch das Urtheil und die Ueberzeugungen aller Geister theilweise durch ihre Gefühle zugängig sind, so werden auch die höchsten Geister den höchsten Wahrheiten nur durch das Gefühl geöffnet; und da die Geister einer niederen Ordnung ihren Verstand ganz und gar ihren Gefühlen unterordnen, so ist es wesentlich für die höchste Beredtsamkeit, das Gefühl sowohl wie den Verstand der Menschen in der Hand zu haben, während dagegen eine niedere und in der That unächte Beredsamkeit sich ganz und gar auf ihre Leidenschaften verläßt. Folglich werden die Charakterzüge der höchsten Beredtsamkeit, ob moralisch lauter oder

unlauter, zu gleicher Zeit intellectuell und pathetisch sein, und keine richtige Betrachtung der Kunst der Beredtsamkeit darf diesen zwiefachen Charakter außer Acht lassen.

Wenn es nun auch wahr ist, daß die Beredtsamkeit in sich selbst keine nothwendige Bestimmung trägt, aufrichtig oder falsch zu sein, so vermag sie doch in einem jeden dieser beiden Fälle ihren eigenen vollkommenen Charakter als eine mächtige Kunst aufrecht zu erhalten; doch ist dabei nicht zu übersehen, daß diese zwei Arten der Beredtsamkeit in der Geschichte der Menschheit ein ganz verschiedenes Geschick gefunden haben. Denn die in ihrem Zwecke corrupte und falsche Beredtsamkeit hat die Herrschaft über die Geister der Menschen nur auf einen Augenblick besessen; doch die aus der Tiefe des Herzens aufsteigende hat sich so zu sagen mit dem Leben der Menschheit selbst verschmolzen, — eingefügt in dasselbe als ein unzertrennbarer Theil ihrer Existenz. Denn die allgemeinen und permanenten Ideen und Ueberzeugungen der Menschheit sind auf Wahrheit gerichtet; und wenn auch die Leidenschaften von Individuen sie bisweilen gewaltsam von allem Guten trennen, so sind doch jene Gefühle, mit denen fast alle Menschen sympathisiren, für das Gute. Und folglich erfaßt durch alle Zeiten hindurch der universelle Geist der Menschen mit aller Kraft die Beredtsamkeit der Wahrheit, während er zu jeder Zeit die der Unwahrheit von sich zurückstößt. Denn es ist wohl möglich, daß die von der Beredtsamkeit in allen aufeinander folgenden Zeitaltern über die Geister der Menschen in der Gesellschaft ausgeübte Herrschaft thatsächlich eine solche ist, von deren Größe wir uns gewöhnlich keinen Begriff machen. Aber wiederum ist es nicht vernunftwidrig, Zweifel an dieser Größe zu hegen, wenn man bedenkt, was eigentlich Reden ist. Reden ist nichts Anderes als der Ausdruck des Geistes selbst: und die Gewalt, welche der höchste und größte der Menschengeister über andere besitzt, kann recht wohl in der Rede bestehen, einfach weil die Höhe und die gewaltige Ausdehnung des Gedankens und die tiefe und unzerstörbare Kraft endloser Affectionen und unbegränzten Begehrens, welche jene Gewalt ausmachen, ihren angemessenen und bleibenden Ausdruck und eine auf immer bestehende Realität in den Worten der Rede finden. Wir wollen hier nicht von den höchsten Zwecken sprechen, um derentwillen die Worte der menschlichen Sprache benutzt wurden. Indem wir ganz von diesen absehen und unsere Gedanken bloß auf die Sphäre der rein menschlichen Macht beschränken, wollen wir einmal versuchen, irgend eine richtige Auffassung zu gewinnen, bis zu welchem Grade die Kraft des menschlichen Geistes in der Rede verkörpert werden, und bis zu welcher Ausdehnung sie selbst auf ferne Zeiten einwirken kann.

Die mächtigen Geister, die unter den Menschen erstehen, üben ihr natürliches Uebergewicht auf verschiedene Weise aus. Alle besitzen eine gewisse Herrschaft über die Menschheit. Einige regieren sie als Staaten, herschend oder gesetzgebend; Einige führen sie in den Krieg; Einige weisen ihr durch Erfindungen und Entdeckungen einen Weg für ihre individuellen Kräfte an; Einige gebieten durch das Beispiel ihrer Aufführung, durch die Thaten ihres täglichen Lebens und das Temperament ihrer Seelen: — Einige sammeln all ihre Kraft in ihr Genie, und indem sie sich von der Theilnahme an dem activen Leben ihrer Nebenmenschen absondern, herschen sie über dieselben einfach durch die Manifestation ihrer Geisteskräfte: und ihre Stimme erschallt unter den Menschen und bleibt unter ihnen für immer lebendig, belehrend, anfeuernd, überwachend. — Doch was kann solch ein Geist wissen, was kann er vollbringen? — Worin bestehen seine Ideen, welche für die Menschen von so hoher Wichtigkeit werden können? — In dem, was ihnen von Anfang an wichtig war. Ihr eigenes Leben, beseelt durch ihre eigenen Seelen. Der

Geist, der auf ihr Leben schaut und mit seinen ausgedehnten und mannichfaltigen Ansichten in sich selbst eine lebende Welt bildet, — der Geist, der in ihren eigenen Seelen liest und aus ihrem innersten Geiste ihre verborgensten Geheimnisse ihnen zum hellen Bewußtsein bringt. — Dieser Geist übt über sie die Herrschaft aus, welche über ihr innerstes Leben ausgebreitet ist. Durch ihr lebendes Selbst lenkt er sie. Sein Geist ist der Spiegel ihres Lebens — ein Zauber über ihr Wesen. Es ist keine neu geschaffene, sondern eine dauernd befestigte Macht. — Denn in uns selbst giebt es keine solche. Indeß der Unbestand und die Noth des Lebens — kleinliche Sorgen und niedrige Begierden — stürmen beständig auf den Geist ein und stören seine höheren Kräfte. Er kommt nicht zu sich selbst. Obgleich er Größe und Reinheit an sich trägt, so ist er doch weder groß noch rein. Er ist befleckt, gedemüthigt, entkräftet. Doch die Stimme jenes Geistes, der, inmitten der Demüthigungen und Sünden der Menschen, seine eigene Majestät aufrecht erhalten und seine reine und ungeschwächte Kraft bewahrt hat, schlägt in allen ihren Nöthen und Entehrungen an ihr Ohr — ruft in ihrem Geist das Bewußtsein seiner selbst wach — erweckt in ihm sein eingeborenes Leben — erhebt ihn durch seine eigene Kraft und giebt ihn auf einen Augenblick seiner ursprünglichen Würde und Energie zurück.

Wenn es nun also wahr ist, daß es derartige Geister giebt; wenn Menschen lebten, die, mit der Menschheit sympathisirend, sich dennoch von ihr entfernt hielten — die mit gewaltiger, umfassender Liebe das gesammte Leben der Menschheit aufnahmen, die mit hohem und mächtigem Verstande alle Beziehungen, alle Verhältnisse ihres Daseins überschauten — und welche, treu sich selbst, ihre Kraft unvermindert in dem Heiligthum ihres Herzens bewahrten — dann ist Grund genug für die Herrschaft dieser Geister über ihre Nebenmenschen vorhanden: und wenn die Rede ein Mittel ist, mit welchem solche Geister ein dauerndes Bild von sich selbst und ihrem unsterblichen Einfluß unter den Menschen gründen können, dann ist genügender Grund dazu vorhanden, in der Beredtsamkeit die Mittel zu einer dauernden und mächtigen Herrschaft zu finden.

Doch wenn wir im Besonderen den Gang der Culturgeschichte unter civilisirten Nationen betrachten, dann werden wir wahrnehmen, daß die auf diese Weise ausgeübte Herrschaft von Wichtigkeit für die höchsten Arten des Einflusses auf die Beschaffenheit der Gesellschaft war. Denn die Civilisation hat unter den Menschen keineswegs in der Sicherheit durch das Gesetz, noch in der Erfindung der Künste des Lebens bestanden, sondern in der Beschaffenheit des Geistes derer, die den höchsten Platz in der Gesellschaft einnahmen. Zu allen Zeiten aber ward der Zustand ihres Geistes durch das Wissen bestimmt, das in der Gesellschaft vorhanden war. Jenes Wissen aber war wesentlich verkörpert in der Sprache, welche in ihrer Wesenheit in den geschätzten, entweder durch Schrift oder durch Tradition aufbewahrten, Worten der größten Geister besteht. Wenn diese Worte verloren gingen, dann siechte das Wissen; in den Worten aber lebte der Geist weiter. Wenn wir noch näher auf unseren Gegenstand eingehen, so finden wir, daß zu jeder Zeit wirkliche Belehrung nicht bloß in solchen geschriebenen oder traditionellen Berichten bestand, sondern vielmehr in der lebenden Rede der Lehrer einer jeden Generation. Doch nicht minder wahr ist es, daß solche Belehrung wesentlich in überlieferten Worten bestanden hat: auf welche alle lebenden Reden sich bezogen, indem sie in der That nur eine Art Commentar zu denselben bildeten; und jede Zunge, welche Belehrung verbreitete, war erst an dieser Quelle genährt.

Und wenn wir nun mit solchen Ansichten auf die civilisirten Länder des Alter-

thumes zurückblicken, oder die Länder betrachten, in denen wir selbst die Civilisation gekannt haben — dabei in unserem Geiste so viel wie möglich alles das absondernd, was in diesen Letzteren nicht menschlich war —, so werden wir uns bald überzeugen, daß, was immer in einem dieser Länder an geschriebener oder traditioneller von erhabenen und mächtigen Geistern vergangener Zeiten gehaltener Rede sich vorfand, die dauerhafte Grundlage, oder vielmehr den starken und ewigen Geist ihrer hohen Civilisation bildete. Man wird jedoch leicht verstehen, daß solche Belehrung nicht bloß auf die Reden — geschriebene oder tradionelle — beschränkt war, welche speciell philosophisches und moralisches Wissen behandelten. In welchen Schranken und unter welcher Form auch die Ideen hoher und umfassender Geister aufbewahrt wurden, sie waren solche Belehrung. Sie findet sich in den Gedichten des Homer eben so sehr wie in den Doctrinen Zoroasters. Sie lebt eben so sehr in den Werken eines Shakespeare, Göthe und Schiller, wie in denen eines Cicero oder Seneca. In Allen wird derselbe Zweck erreicht. Die Ideen des höchsten Geistes in seinem höchsten Kraftzustande werden in gewisser Hinsicht zu den permanenten Ideen der gewöhnlichen Menschen gemacht. Eine Macht wird in ihnen wachgerufen, welche sich im Kampfe mit dem alltäglichen Leben befindet. Wie nun im dunkelen Thun und Treiben und im Kampfe der Menschen diese einzelnen Geister sich abgesondert halten in ihrer stillen Macht, so erhebt sich in der Menschen Brust inmitten ihres mühe- und sorgenvollen Lebens in gleicher Stärke dieselbe Macht, wie ein Sanctuarium im Reiche des Krieges, wie ein Stern in der dunkelen Nacht des Sturmes. Solch eine Macht darf, so weit sie eben unter Menschen bestehen kann, nicht aufgefaßt werden als begränzt auf die wenigen großen Geister unter den Menschen, die von ihrem eigenen Volke oder der Menschheit niemals vergessen werden können, obgleich sie sich in ihnen am stärksten manifestirte: — sondern sie schöpft ihre Stärke gleichfalls aus jenen zahllosen Köpfen, die, theilnehmend an demselben Geiste, Quellen des Guten für die Menschheit sind. Und wenn wir, namentlich in Ländern mit hoher Civilisation, die Kraft abschätzen wollen, welche beständig durch die geschriebenen Berichte der Geister vergangener Zeiten ausgeübt wird, so müssen wir uns hüten, unsere Vorstellung nicht bloß auf solchen Einfluß zu beschränken, den wir vielleicht in den Werken individueller Geister zu entdecken vermögen, sondern wir müssen vielmehr zu verstehen suchen, welches denn eigentlich die Macht ist, von der wir Zeugen gewesen sind, und die wir in der großen Masse der in allen Formen der Sprache geschriebenen Rede gekannt haben, welche, in einem Volke von Zeitalter zu Zeitalter sich aufhäufend, eine dauernde Macht unter ihm ist, und seinen Geist überwacht und Theil nimmt an der Bildung seines Charakters. Doch was auch immer unter uns, und unter Nationen gleich uns, als Macht der geschriebenen Rede besteht, das war bereits in einem höheren oder geringeren Grade unter Nationen von niederer Kunst, in der primitiven Form getreuer und mächtiger Tradition vorhanden.

Wir haben versucht, in der Kürze einige der Principien anzudeuten, welche einer Untersuchung der wirklichen Macht, welche der Rede möglich ist, zur Richtschnur dienen müssen. Wenn nun die Rede wirklich eine solche gewaltige Macht hat, wie wir sie angenommen haben, dann folgt als nothwendige Consequenz, daß jene, welche ein Talent zur Beredtsamkeit in sich fühlen und dasselbe cultiviren, sich nicht bloß auf die Ausübung einer müßigen Kunst vorbereiten, sondern auf eine solche, welche ihnen die Verpflichtung auferlegt, achtsam den Geist zu überwachen, der aus ihren Worten sprechen soll. Der verführerische Ruf der Geschicklichkeit, der Meisterschaft in einer glänzenden

Kunst kann ohne irgend welche Sorgsamkeit für die Würde jener Macht erlangt werden, welche in der Praxis ausgeübt wird. Doch wenn es für den auf einen guten Ruf eifersüchtigen Geist einen Ruhm giebt, theurer als augenblicklicher Beifall, dann giebt es auch um des Ruhmes der Beredtsamkeit willen ein Motiv, die innere Ehre des Geistes, der sich in der Beredtsamkeit manifestiren soll, zu pflegen und zu hegen: auf daß, wenn ihre Stimme erschallt, das Herz sein eigenes Entzücken billigen möge, während das Ohr mit Vergnügen lauscht, — auf daß der Zauber, den es fühlt, nicht mit dem Athem verwehe, sondern durch das Herz dem inneren Leben zugeführt werde, und sich dennoch von einem Herzen zum anderen stehle, dahin gleitend auf dem Strome der Zeit, wie das zarte Gemurmel der Wellen eines mächtigen Flusses.

Wenn wir uns nun nach den von uns angedeuteten Principien der Beredtsamkeit an eine Schätzung derjenigen Bright's machen, so finden wir zuerst, daß er, der aus dem Volke hervorging, und der die handeltreibenden Classen sowohl im Gefühle wie kraft des parlamentarischen Gesetzes vertritt, vornehmlich der Leidenschaft gehorcht. Diese Leidenschaft aber wird gemildert, ja fast verwischt durch das ihm innewohnende Bewußtsein, im Parlamente eine Pflicht zu erfüllen, welche er als eine heilige zu betrachten gelernt hat, — als eine Wirklichkeit und nicht als eine bloße Form; und diese moralische Triebkraft verleiht seinen Reden das gewaltige ihnen innewohnende Feuer. Er ist mehr dogmatisch als argumentativ, und seine Beredtsamkeit zieht ihr Interesse aus der engen Verbindung des Redners mit seinem Gegenstande. Er stellt keine Theorien auf, sondern er redet von Nothwendigkeiten, Realitäten; die öffentlichen Geschäfte bilden den Nerv seiner Reden. Diese waren alle Zeit von einem ihm selbst klaren Zwecke beseelt, einem Zwecke, welchen er niemals unterließ seinen Zuhörern klar zu machen. Jedermann konnte wahrnehmen, worauf er abzielte. Obgleich er wesentlich ein schlichter Sprecher, sowohl im literarischen wie im moralischen Sinne des Wortes, war, so kann doch nichts falscher sein, als ihn für einen rohen und unpolirten zu halten. In gewisser Hinsicht ist er der cultivirteste Sprecher im Hause der Gemeinen, weil er seine natürlichen Rednergaben auf das sorgsamste und erfolgreichste geschult hat. Eine schöne, in die Augen fallende Erscheinung, ein Organ, welches sofort das Ohr fesselt, und eine langsame, bedächtige Aussprache, welche das beste Wort zu suchen und das nächste so zu wählen und zu placiren scheint, um den Eindruck des ersten wenn nöthig zu mildern und zu qualificiren, zwingen zur Aufmerksamkeit und rufen das Interesse wach.

Wemyß Reid in seinen im vorigen Jahre veröffentlichten geistreichen »Cabinet-Porträts« entwirft uns von Bright ein so richtiges und so packendes Gemälde, daß wir nichts Besseres zu thun wissen, als es theilweise hier wieder zu geben: »Diejenigen,« so heißt es an einer Stelle, »welche vorgefaßte Meinungen über Bright mitbringen und sich ihn als einen rücksichtslosen Demagogen vorstellen — redselig und wüthig —, werden in dem ruhigen und leidenschaftslosen, fast unbeweglich vor ihnen stehenden Sprecher, der einen Strom edler Sachsenworte dahinfließen läßt, deren Einfachheit und Angemessenheit dem Redner einen Theil der ihm gebührenden Ehre rauben, kaum den großen Parlamentsredner wieder erkennen. Doch plötzlich, während der Fremde sich noch über die Verblendung derjenigen wundert, die auf das Haupt dieses Mannes die Krone der Beredtsamkeit gesetzt haben, sieht er sich in den Kreis seines Einflusses hineingezogen, und seine vorgefaßten Meinungen und seine Enttäuschung und seine ganze Theorie über die Redekunst vergessend, lauscht er wie bezaubert dem Manne, der die schwierigsten Fragen seiner Hörerschaft so klar darzulegen vermag, und in dessen Händen die trockensten

Gegenstände interessant werden. Dann wenn der Sprecher all seine Hörer in Mitleidenschaft gezogen hat, dann beginnt er, gleich einem geschickten Harfenspieler, auf ihre Gefühle einzuwirken. Und zuerst erregt er durch ein paar einfache Worte, welche, am nächsten Morgen gelesen, ganz und gar unschuldig erscheinen, doch welche, als sie gesprochen wurden, den Gegenstand seines Zornes schlimmer schädigten als die bittersten Invectiven, in ihrer Brust Hohn auf Hohn. Nirgends vielleicht ist Bright so stark wie in seinem Sarkasmus. Die Art und Weise, mit der er durch eine bloße Modulation seiner Stimme den intensivsten Hohn ausdrücken und zwar so ausdrücken und seine Gefühle seinen Zuhörern besser mittheilen kann, als wenn er sich stundenlang abgemüht hätte, sie zu erklären, ist wahrhaft Staunen erregend. Wir erinnern uns verschiedener Fälle, wo er durch den bloßen Ton seiner Stimme eine so gränzenlose Verachtung für seine Gegner ausdrückte, wie sie keine, auch die geschickteste Redewendung, hätte hervorbringen können. Doch nicht so bald ist des Redners Zuhörerschaft durch seinen Sarkasmus in Aufregung versetzt worden, als er auch schon in der ruhigsten und bedächtigsten Weise anfängt, eine Geschichte zu erzählen. Mr. Bright ist ein wunderbarer Erzähler, und einige der besten Anekdoten und Illustrationen der modernen Zeit rühren von ihm her. So z. B. die Geschichte von dem alten Herren, der zu sagen pflegte, ein Loch trüge sich nicht so schnell ab, wie ein Flicken, ist würdig, an die Seite der Geschichte der Frau Pardington gestellt zu werden, jener alten Dame, »die sich alle Zeit innerlich so unwohl befand«, und des syrischen Mönches, »dem Thränen so natürlich waren, wie die Transpiration«. Das sind gute Beispiele eines schlagfertigen Witzes, mit welchem er ein jedes von ihm angewandte Argument passend illustrirt. Bemerkenswerthe Beispiele derselben Art sind in jener großen Rede zu finden, in welcher er die »Adullamiten« taufte, und ein neues Schlagwort — die Höhle — dem Wortschatze der politischen Parteien hinzufügte. Die Rede selbst war ein Triumph von Humor, in welcher nichts so unwiderstehlich grottesk war, wie die unvergeßliche Beschreibung der Partei der Zwei *), welche einem so behaarten Schoßhündchen ähnlich sehe, daß man nicht wisse, wo man den Kopf oder den Schwanz suchen solle.«

Vielleicht macht keine der Eigenschaften Bright's als Sprecher ihn im Parlamente wie im Lande so populär, wie sein Humor. Und eine Besonderheit dieses Humors ist es, daß er sich desselben unbewußt scheint. Wenn er eine seiner besten Geschichten erzählt oder eines seiner besten Schlagworte zum Besten giebt, so bewegt er kaum einen Muskel in seinem Gesicht und scheint in keiner Weise an der Belustigung seiner Zuhörer Theil zu nehmen. Es ist nahezu bedauerlich, daß er so manche seiner Illustrationen einem Buche entnimmt, das in gewissen Kreisen heutzutage etwas aus der Mode gekommen ist. Doch es sind gute Gründe vorhanden, warum sich Mr. Bright classischer Citate enthalten muß, und da dieselben Niemandem zur Unehre gereichen, so brauchen wir dieselben auch hier nicht zu verschweigen. Im Laufe seines Unterrichtes in den Quäkerschulen und -Collegien, wo er seine ganze Ausbildung erhielt, wird den Classikern kein Platz gegönnt. Das Studium der todten Sprachen wird bei der Secte, welcher er angehört, als eine bloße Schwäche und Eitelkeit angesehen, und daher kommt es, daß der große englische Redner sich niemals des Vortheiles erfreute, die Meisterstücke seiner Rivalen in Griechenland und Rom in der Ursprache zu lesen. Daß er sie so viel wie möglich mit Hülfe von Uebersetzungen studirte, ist evident, und in der That hat er mehr als einmal den Werth einer classischen Vorbildung zugegeben.

*) Mr. Lowe und Mr. Horsman.

Wenn ihm nun die reichen Fundgruben classischer Gelehrsamkeit fast ganz verschlossen sind, so hat er doch einen vorzüglichen Gebrauch von jenen anderen Quellen des Wissens gemacht, welche seinem Studium offen standen. Kein anderer öffentlicher Mann besitzt eine solche Herrschaft über Alles, was kräftig, rein und adelig in der Sachsensprache ist, während wenige eine größere Bekanntschaft mit unseren englischen Classikern — mit den Werken der Dichter und Dramatiker der elisabethanischen Epoche und ihrer Nachfolger — besitzt wie er. Alle seine Reden sind durch außerordentlich geschickte und passende Citate, theils aus der heiligen Schrift, theils aus den classischen Autoren des Landes illustrirt. Niemand, der diese Citate hört, kann wähnen, daß sie einem »Lexikon eleganter Ausdrücke« oder einem Werke ähnlicher Art entlehnt sind. Sie zeigen des Redners innige Bekanntschaft mit jenen Schriftstellern, die für die englische Sprache das Meiste gethan haben. Und in der That sagt man sich, daß Mr. Bright die Gewohnheit habe, alljährlich einige Werke eines unserer großen Dichter auswendig zu lernen.

Eine unbeschränkte und zu gleicher Zeit edle und einfache Beherschung der Sprache macht in sich selbst noch keine Beredtsamkeit aus. In der Macht, die Herzen zu rühren und die Sympathien der Hörer zu gewinnen, darin liegen die höchsten Eigenschaften eines Redners, und mit diesem Maße gemessen war Bright's Erfolg ein vollständiger. Wir haben bereits von dem Effecte gesprochen, den er zu Zeiten im Unterhause hervorbringt. In einer während des russischen Krieges gehaltenen Rede befindet sich eine Stelle, welche das Haus im buchstäblichen Sinne mit Rührung durchschauerte und Herzen, welche dem Sprecher keineswegs freundlich gesinnt waren, bis in die tiefsten Tiefen rührte. Es ist jene Stelle, in welcher er von einem möglichen Eintreffen schlechter Nachrichten aus der Krim — man muß sich hierbei wohl erinnern, daß er zu einer Versammlung sprach, welche durch tausend Bande mit der Armee vor Sebastopol verknüpft war, — sagte: »Ich glaube durchaus nicht, daß Ihre Soldaten im offenen Kampfe mit dem Feinde geschlagen, oder daß sie in die See getrieben werden; doch dessen bin ich gewiß, daß manche Familien in England, in welchen jetzt noch ein eitles Hoffen auf die Rückkehr der fernen Lieben waltet, bei dem Eintreffen der nächsten Post trostlos gemacht werden. Der Engel des Todes ist durch's Land gezogen, fast kann man das Rauschen seines Flügels vernehmen. Und Niemand ist da, der, wie zur Zeit, da der Herr alle Erstgeburt in Aegyptenland schlug, hinginge, um die beiden Pfosten an der Thüre und die oberste Schwelle mit Blut zu bestreichen, damit er schone und vorübergehe: er nimmt seine Opfer aus dem Schlosse des Hohen, dem Palaste des Reichen und der Hütte des Armen und Niedrigen, und für alle diese verschiedenen Classen erhebe ich diesen feierlichen Aufruf.« Kaum ein anderer Redner des Landes hätte diese Anspielung an den »Engel des Todes« machen dürfen, ohne in den Irrthum des Bombastes zu fallen; doch in dem Falle von Bright fühlte die Hörerschaft nichts als die feierliche schreckliche Wirklichkeit, welche ihr auf diese Weise figürlich dargestellt ward. Sie befanden sich unter dem Zauberstabe des Magiers.

Hiermit müssen wir unsere Betrachtung Bright's als Redner schließen, wobei wir jedoch noch bemerken wollen, daß er durchaus kein häufiger Redner ist, sondern nur dann spricht, wenn er die gebieterische Nothwendigkeit dazu fühlt; auch sind seine Reden, theilweise wenigstens, das Resultat sorgsamer Vorbereitung und ernsten Nachdenkens. Und dies Letztere muß Bright zum großen Verdienste angerechnet werden, denn nichts trägt so sehr zu einer Corruption der Beredtsamkeit bei wie die Gewohnheit, ex tempore

zu sprechen, eine Gewohnheit, welche von Personen, die öffentliche Versammlungen besuchen, sehr schnell angenommen wird. Wie viele giebt es, die, beim unrechten Ende anfangend, Reden zu halten versuchen, ehe sie einmal die Redekunst studirt oder selbst ihren Geist mit den Schätzen des Gedankens und der Sprache versehen haben. Die Wahrheit ist: eine gewisse Fertigkeit im öffentlichen Sprechen kann mit fast unfehlbarer Bestimmtheit von einem Jeden erlangt werden, der sich die Mühe giebt, es häufig zu versuchen, und der sich gegen das Schmerzliche eines häufigen Fehlschlages abhärtet. Selbstbeherschung und Flüssigkeit werden auf diese Weise fast mechanisch gewonnen, und mit geringer oder fast gar keiner Beziehung zum Talente dessen, der sich in Besitz derselben setzt. Ist er ein Mensch ohne Fähigkeiten, so werden seine Reden natürlich schlecht sein; ist er aber selbst ein Mensch von Genie, so werden sie trotzdem nie beredt, nie künstlerisch vollendet sein. Eine gefühlvolle Bemerkung oder ein feines Bild mag häufig vorkommen, doch die lose, unordentliche und ärmliche Diction, der Mangel in der Kunst der Combination und der Disposition der Ideen, die Unfähigkeit, zahlreiche Gedanken zu produciren, und die gänzliche Incompetenz, sie sicher in der besten und wirksamsten Form darzustellen, werden solch einen Redner aller Anwartschaft auf den Charakter eines wirklichen Redners berauben und ihn auf das Niveau eines bloßen Sprechers herabdrücken.

Tartüffe im Recipienden-Rocke.

Von

F. C. Peterssen.

Paris, Ende März.

Es ist doch etwas Verführerisches um die akademische Unsterblichkeit! Wie Mancher müht sich im schönen Frankreich darum, spannt um der Reizenden willen jahrelang all seine Kräfte in's Joch! Und wie Wenige kämpfen mit Aussicht auf das Erringen des beglückenden Lorbeers! Freilich, das Bild der Göttin mit der Waage führt die edle Unsterblichkeitsverleiherin nicht im Schilde. Ein Mitglied der Académie française soll als Schriftsteller sich einen Namen gemacht haben. Nicht immer aber sind die Werke eines Candidaten maßgebend: auch und vornehmlich die Stellung, der Einfluß, das Ansehen der Persönlichkeit kommen in Betracht, und wer in der Beziehung noch Zweifel hegen sollte, der schenke doch nur dem Jemand einen Blick, der vor etlichen Tagen als Recipiend hierselbst vor seiner hochlöblichen akademischen Prüfungscommission sich producirte.

Anno 1870 ward dieser Jemand zum Akademiker gewählt, und worin bestand damals sein literarisches Gepäck? Eigentlich konnte von einem solchen gar nicht die Rede sein. Aber der Mann stand erhaben da, als eine Art Vicepotentat mit Ministerrang und gewaltiger Stirn, hatte unter Darbringung schwerer (!!) Meinungsopfer den alten Oppositionsadam abgestreift und zu glorreicher Regentenhöhe sich emporgeschwungen; und welcher biedere Akademiker hätte nicht darin ein Etwas erblickt, werth, mit dem Nimbus der Unsterblichkeit bekrönt zu werden! Demnach erfolgte die Wahl.

Wer stolz auf diese Wahl gewesen, hat nachher in Demuth sein Fehlen einsehen können. Auf den Hochmuth des Ministers, der in dem Frevelworte gipfelte, er über-

nehme die Verantwortlichkeit für die Folgen der Kriegserklärung an Preußen mit »leichtem Herzen«, folgte der Fall, der um so nachhaltiger wirkte, als jene Folgen die schmählichsten Niederlagen umfaßten, die ein Volk zu erleiden vermag. Auf Emile Ollivier lastete und lastet der Fluch Frankreichs. Aber wie hätte es der Bescheidene länger in dem Dunkel aushalten können, in das ihn die Pointe seines Leichtsinnes gebannt! Auf seine staatsmännische Ehrlichkeit hatte er in einem Buche schon gepocht; eine prächtige Gelegenheit zum Beschönigen seiner politischen Verirrungen bot sich ihm beim Entwerfen der Rede dar, die er anläßlich seiner Aufnahme in die Körperschaft der französischen Akademie zu halten hatte. Das Beschönigen mußte auf Kosten seines Freundes und Vorgängers im Stuhle Lamartine geschehen — was lag daran! Der Zweck heiligt die Mittel. Ein guter Jesuit handelt immer dem Spruche gemäß.

Keck trat der Held vor den Ausschuß hin, der mit dem Prüfen der Rede beauftragt war. Ach, er war nicht mehr Minister, das merkte man. Das Prestige des Staatspolitikgewaltigen war von ihm gewichen. Und als Monsieur Ollivier seine Rede vortrug, murrten die edlen Herren. Einer von ihnen, der greise Guizot, machte sogar in etwas derber Weise seiner Entrüstung Luft. Gleichwohl zog der Recipiend insofern beruhigt von dannen, als die Prüfungscommission erklärt hatte, die Rede sei der Akademie würdig. Doch wie sah sich Ollivier in seiner Erwartung getäuscht! Die sämmtlichen Akademiker wollten nachträglich den merkwürdigen Discurs prüfen. Herr Patni, der ständige Secretär, ward mit der Vorladung an den Recipienden entsendet. Nein, dieser Bescheid! Und das muß bemerkt werden, wenn Ollivier sich nicht bereit finden ließ, der Aufforderung zu entsprechen, so war er vollkommen dazu berechtigt. Auf den Beschluß der Akademie, die Aufnahme des Gewählten auf unbestimmte Zeit zu vertagen, antwortete Ollivier mit der Veröffentlichung seiner Rede im »Figaro«, und dadurch kamen wir in die Lage, wie es sich gehört, das interessante Plaidoyer mit der Tartüffefolie mustern zu können.

Emile Ollivier hat seinen Vorgänger im Stuhle geliebt und bewundert; deshalb erklärt er ihn gleich eingangs für einen ehrlichen Mann und ein Muster von Vollendung in Bezug auf die menschliche Natur. Lamartine hat beide Revolutionen, die politische und die literarische, gutgeheißen, aber nicht in ihrer brutalen Ausschreitung. Er glänzte mit Victor Hugo, de Vigny und Musset unter der siegreichen Plejade, die Frankreich den auf ihre berühmten Sänger stolzen Nationen entgegenstellen konnte. Ihm war es vorbehalten, mit seinen »Méditations« allem Dichtervolke den sprachlichen Verjüngungsquell zu erschließen, den vor ihm schon die Prosaisten J. J. Rousseau, Bernardin de Saint-Pierre, Chateaubriand aufgedeckt hatten. Nach einer Würdigung des Lamartine'schen Dichterausdruckes in diversen wohlabgezirkelten Phrasen heißt es: »Seine Poesie ist Rührung durch das Schöne. Fordert nicht von ihm das Schöngeisterische der städtischen Dichter von der Familie eines Horaz oder Béranger; er ist, gleich Virgil, ausschließlich ein Bauer von Genie.« (sic!)

So groß aber die Schönheit der »Méditations« und der später veröffentlichten »Harmonies«, über beiden Dichterleistungen steht »Jocelyn«, dieses »unvergängliche Meisterwerk«. Weßhalb? Ollivier sagt es uns: »Jocelyn« ist die Legende vom vereitelten Lebenshoffen (des destinées brisées), und wie viel irdische Existenzen wurden nicht, wenigstens von einer Seite, in ihrer Blüthe zu nichte! Jedenfalls auch die Ollivier'sche. Aus dem Grunde fühlt sich denn auch Ollivier, wenn er »Jocelyn« zumacht, besser. Nun ja, wer wollte das nicht glauben! »Du hast für uns, o Dichter,«

ruft Ollivier in Begeisterung, »aus dem verborgenen Quell den Tropfen des Friedens und der Liebe springen lassen.« Den Tropfen! la goutte! Nicht charmant? —

Uebrigens wendet nun Ollivier dem Dichter den Rücken, um sich fortan fast nur noch mit dem Politiker zu beschäftigen. Das ist Wasser auf seine Mühle. An dem Bilde, das er zu entwerfen hat, kann er schlau demonstriren, was ihm vor Allem am Herzen liegt, darthun, daß er es immerdar gut gemeint, und wenn er dies und das gethan, besondere Gründe dazu vorlagen, die der Kurzsichtige allerdings nicht bemerkt haben kann. Die Revolution von 89 besteht nach Ollivier in gewissen Principien und einer Actionsmethode. Die Principien: regelmäßige Controlle seitens der Nation, bürgerliche Freiheit, Abschaffung der Privilegien, Gleichheit Aller vor dem Gesetze, Gewissensfreiheit, nennt er wahr und neu. In der Actionsmethode, dem Pessimismus, dem mündlichen und thätlichen Terrorismus, erblickt Ollivier etwas Verkehrtes und Altes. Die Freunde der Revolution sind oft der Methode und den Principien zugethan, die Feinde derselben erklären sich wider diese wie jene. Lamartine hat sich derartiger Uebertreibungen enthalten: allerdings spendete er dem Wahren von 89 stets reichliches Lob, aber ein Terrorist war er keineswegs; freilich tauchte sein Name bei einer Revolution auf, aber er war ganz gewiß kein Revolutionär. Kurz und gut, Lamartine hat immer auf der »goldenen« Mittelstraße sich einherbewegt, es den Einen und den Anderen recht machen wollen; Ollivier giebt sich alle erdenkliche Mühe, es uns zu beweisen. Bei der Julirevolution tadelte Lamartine sowohl Royer-Collard, den Verfasser der Adresse der Zweihunderteinundzwanzig, wie den Fürsten von Polignac, den Unterzeichner der Ordonnanzen. Nach der Julirevolution fiel ihm ein, dieselbe dürfte doch wohl etwas allzu hart die Rechte der Monarchie mitgenommen und nicht in genügender Weise dem Rechte des Volkes, den Interessen der Demokratie Vorschub geleistet haben. Als Diplomat nimmt Lamartine seine Entlassung, weil er den von ihm geheischten Eid nicht leisten will; als er aber nach seiner Reise in's gelobte Land, die Ollivier kaum berührt, von den Dünkirchenern zum Deputirten gewählt worden, legt er den Eid gemüthlich ab, »und zwar nicht, um ihn zu brechen, wie er 1834 als Vertheidiger Molé's und der Prärogative des Königes bewiesen«.

Alles das soll höchst wahrscheinlich beweisen, daß Ollivier wohl werth ist, in dem Saale unter der Institutskuppel des Verstorbenen Fauteuil einzunehmen. Aber es kommt noch besser. Anno 1847 vermied es Lamartine sorgfältig, sich an den Reformbanquetten zu betheiligen. »Er wollte lieber isolirt dastehen, als im Vereine mit Anderen ungerecht handeln und systematisch opponiren.« Aus dem Grunde schied auch wohl Ollivier einst aus dem Kreise der Opponenten? Gleichwohl sollte am 22. Februar 48 auch Lamartine sich vergessen: energisch protestirte er wider das Banquettverbot der Regierung. Indessen, daran war nur sein martialer Charakter schuld, meint Ollivier; »die Gefahr trieb ihn vorwärts, und er machte eine Situation ganz durch«. Lamartine hat sich hinreißen lassen, und welchem Kämpfer in Staatssachen ist nicht einmal etwas Aehnliches passirt? Es ist ja wahr, Ollivier spricht aus eigener Erfahrung.

Mit dem Besprechen der Februarrevolution legt man die Basis zum Beschönigen der Jesuitenrolle, die man in späteren Tagen gespielt. Vor allen Dingen wird natürlich die Revolution verdammt. Es gereicht Lamartine zum Ruhme, daß er sich den »Wackeren« gesellt, welche, ohne zu der Revolution irgendwie beigetragen zu haben, es sich angelegen sein ließen, das Verderbliche derselben zu mildern. An Lamartine's Sturze belegt man den Undank des Volkes; »allein, wer kam nicht seit 89 zu Falle? Wer ward

nicht vom Gipfel seiner Hoffnung gestürzt?« Leider (!) befand sich der conservative Republicaner am Ende seiner Laufbahn zwischen der »Provocation« einer Versammlung und dem Staatsstreiche der Regierung, d. h. zwischen einer Anarchie (!!) und einem Schwerte. Keines von Beiden vermochte Lamartine für sich einzunehmen; aber er wunderte sich doch nicht über die Maßen, als das Volk auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes dem Schwerte den Vorzug gab. — Guter Ollivier! —

Fortan ganz seinen literarischen Arbeiten lebend, machte Lamartine gleichwohl in seinen »Entretiens« von Zeit zu Zeit einen Abstecher auf das Gebiet der Politik hinüber, und dabei ließ er denn auch dem Herscher Gerechtigkeit widerfahren, gegen dessen Thronbesteigung er Einsprache erhoben hatte. Aber er hätte ihm nicht nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, heißt es in der Rede weiter, er hätte ihn auch liebgewonnen, wäre er, wie wir, mit ihm in nähere Berührung gekommen. Die Tirade, in der Ollivier seiner napoleonischen Begeisterung Ausdruck leiht, ist classisch und macht dem Recipienden in seiner staatsmännischen Bedeutung Ehre. Lamartine's glänzende Laufbahn ist (wie die Ollivier's!) nicht frei von Wandelungen geblieben. Er hat sich durch die Ereignisse, die in diesen enthaltenen Lehren witzigen lassen, nicht etwa der Gesellschaft den Fortschritt und den Individuen Stillstand gepredigt. Den Weg der Wahrheit einzuschlagen, sobald man ihn entdeckt, hat ihm verdienstlicher geschienen als aus Berechnung oder auf Grund geistiger Schwäche sich gleich zu bleiben. So geht es weiter. Die Lobrede auf den Staatsmann Lamartine ist nichts Anderes als eine Herausstreichung des Staatsmannes Ollivier. Aus jeder Zeile schielt uns der pro domo predigende Jesuit an.

Ollivier geruht zuzugeben, daß Lamartine hauptsächlich als Redner und Historiker Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. Weiter unten aber äußert er duckmäuserisch, seine Anerkennung als Geschichtsschreiber sei beanstandet worden. Und bald erfahren wir weßhab. In seiner »Geschichte der Girondisten« sprach sich Lamartine vom demokratischen Standpunkte über Marie Antoinette, Robespierre und die Guillotine aus. Ollivier führt dies an, nennt die Ausdrücke Irrthümer, Sophismen, fügt hinzu, übrigens habe dieselbe kein Kritiker nachdrücklicher getadelt als der Autor selbst, und citirt nun die Stellen aus Lamartine's »Kritik der Geschichte der Girondisten«, in denen der Historiker besagte Urtheile widerruft. Ollivier nennt dieses Widerrufen ein »hochherziges Eingestehen«. Er nimmt es mit seiner Würdigung so genau nicht, wie man sieht. Wenn Tartüffe nur seinen Zweck erreicht! . . . Es geht doch nichts über den Selbsterhaltungstrieb.

Das müssen wir, in Summa, sagen: Ollivier hat uns mit dem Bildnisse Lamartine's, dem er wechselsweise mit Fußtritten und Lobhudeleien aufwartet, in einer Weise sein eigenes Bild vorgeführt, die trotz aller oratorischen Schönpflästerchen seine Charakterlosigkeit brillant belegt und die Titelworte vollkommen rechtfertigt: Tartüffe im Recipiendenrocke.

Kleine Umschau.

Leporiden. Die Kaninchenzucht, welche in Frankreich und in neuerer Zeit auch in Belgien lebhaft betrieben wird, scheint nun endlich auch bei uns die verdiente Würdigung zu finden. Was das zu bedeuten hat, deutet Hochstetter, der sich um die Einführung der Kaninchenzucht in Würtemberg verdient gemacht hat, mit den Worten an: „Das Kaninchen ist das Vieh des Armen, und mit diesem

Thier kann eine Familie verhältnißmäßig ebensoviel Geld verdienen, wie der wohlhabende Bauer und Landwirth mit dem großen Vieh." Ein gutes Zuchtthier liefert ohne große Anstrengung 40 und als Maximum 50 am Leben bleibende Junge in einem Jahre, welche mit sechs Monaten 3—4 Kilogr., also so viel, wie im Allgemeinen die zum Verkaufe gebrachten Feldhasen wiegen. Wer die Kaninchenzucht energisch zu betreiben versteht, kann mit 2 Zibben 8 Würfe à 5 Junge, also zusammen 80 Kaninchen aufziehen und producirt in einem Jahre mindestens 5 Cntr. Fleisch. Bei sehr ungünstiger Berechnung ergiebt sich für eine einzige Zibbe ein Reingewinn von 20—25 fl. im Jahr. — Es ist vorauszusehen, daß endlich das lächerliche Vorurtheil gegen den allgemeinen Genuß des Kaninchenfleisches besiegt werden wird, und daß wir dann eine neue, reichlich fließende Quelle für die Befriedigung unseres Fleischbedarfes gewinnen werden. Unter den Kaninchenracen, welche von erfahrenen Züchtern besonders empfohlen werden, erregen die Leporiden ein ungewöhnliches Interesse, weil sie sehr allgemein als das Resultat einer Kreuzung zwischen Feldhasen und Kaninchen betrachtet werden und mithin für die Entscheidung der naturwissenschaftlichen Streitfrage, ob Bastarde sich unter einander fortpflanzen können, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besitzen. Manche Forscher läugnen bekanntlich durchaus, daß ächte Bastarde ohne sogen. Anpaarung fortpflanzungsfähig sind und gehen so weit, die Aeltern vorbedingungslos fruchtbarer Bastarde dieser Thatsache halber für Racen oder Varietäten Einer Art zu erklären, auch wenn zahlreiche zoologische Merkmale für ihre Artverschiedenheit sprechen. So ist z. B. nicht zu läugnen, daß es Bastarde von Rindern und Zebu giebt, welche sich unter einander fortpflanzen, und nun sollen Zebu und Hausrind zu derselben Art gehören, obwohl sehr bedeutende Verschiedenheiten im Skelet beider Thiere, in der äußeren Gestalt, der Stimme und den Gewohnheiten existiren, welche wohl alle Zoologen veranlaßt haben, sie als gute Arten von einander zu trennen. Auch von Yak und deutschem Rind, von verschiedenen Fasanenarten, von Canarienvogel und Hänfling, von Hund und Wolf, Hund und Schakal 2c. sind fruchtbare Bastarde erzielt worden. Auch die Bastardezucht zwischen Ziege und Schaf existirt wirklich in Chili, und über fruchtbare Bastarde von Ziege und Steinbock im Berner Oberlande haben Tschudi und Fitzinger berichtet. Fruchtbare Fischbastarde sind im Freien beobachtet und in der ersten österreichischen Centralanstalt für künstliche Fischzucht von Nawratil gezüchtet worden. Es giebt also eine ganze Reihe von Thatsachen, welche gegen die alte Lehre, daß ächte Bastarde nicht fortpflanzungsfähig sind, aufgeführt werden können. An den Leporiden ist aber der alte Streit erneuert und um so lebhafter geführt worden, als die specifische Verschiedenheit von Hase und Kaninchen nicht wohl zu läugnen ist. Namentlich in ihren Instincten, in ihren Neigungen und in ihrer Lebensart herscht ein solcher Gegensatz, daß es unmöglich ist, sie zu verwechseln. Nun wurden im Jahre 1773 von dem Abte Domenico Gagliari in Maro in Oberitalien eine eingefangene ganz junge Häsin mit einem gleich alten männlichen Kaninchen in einem wohlverschlossenen Zimmer aufgezogen. Die beiden Thiere wurden sehr vertraulich mit einander, und im folgenden Jahre warf die Häsin erst zwei, dann vier Junge, die alle am Leben blieben. Eines der jungen männlichen Thiere ließ der Abt schlachten und aß es. Das Fleisch war roth wie das des Hasen, es hatte denselben Geschmack, war aber noch etwas zarter. Durch dieses gastronomische Ergebniß lüstern geworden, beschloß der Abt, die Race zu erhalten und zu vermehren. Der Kaninchenvater starb zwar, aber die Häsin zeugte mit ihren Söhnen und dann mit ihren Enkeln eine zahlreiche Nachkommenschaft. Gleichzeitig paarten sich alle diese Bastarde und waren fruchtbar unter einander. Amoretti, ein wohlbekannter Naturforscher, hat 1780 über diese Zucht berichtet. Die Thiere hatten gedrungene Formen, zeigten große Abweichungen in der Farbe, hatten aber alle rothes Fleisch und konnten in dieser Beziehung für Hasen gelten.

Es ist bekanntlich bei den Kreuzungen nicht gleichgültig, wie sich die Geschlechter auf die beiden Arten vertheilen. Zwei bekannte Beispiele bilden das Maulthier und der Maulesel. So entstand nun auch hier die Frage, wie sich wohl die Bastarden zwischen Hasen und Kaninchenweibchen erhalten würden. Hierauf beziehen sich die 1847 begonnenen Versuche des Herren Alfred Roux, Präsident der Ackerbaugesellschaft in der Charente, welche die günstigsten Resultate ge-

liefert haben sollen. Das Product, die Leporiden, erlangte bald eine große Berühmtheit und wurde zu hohen Preisen an zoologische Gärten 2c. verkauft. Professor Broca, ein berühmter Anatom und Physiologe, welcher die Zuchten des Herren Roux selbst in Augenschein genommen, berichtete sehr ausführlich über die Leporiden und gab an, daß deren Zucht schon 1857 einen sehr einträglichen landwirthschaftlichen Betrieb bildete. Im Laufe eines Jahres hatte Roux mehr als 1000 Stück auf den Markt gebracht. 1859 hatten die Leporiden die zehnte Generation erreicht, die Race war schöner als im Anfange und übertraf an Kraft und Masse die beiden Arten, aus welchen sie entsprungen war. Dies Alles ist höchst auffallend, weil die natürliche Abneigung, welche zwischen Hasen und Kaninchen herscht, fast eben so groß ist wie die sprüchwörtlich gewordene zwischen Hund und Katze. Nun wird zugegeben, daß die Kreuzung nur gelingt, wenn 3—4 Wochen alte Thiere mit einander aufgezogen werden, aber D. aus dem Winckell hat beobachtet, daß auch dann die Thiere um so bitterere Feinde werden, je mehr sie heranwachsen. Von manchen Seiten ist daher auch die ganze Leporidenzucht des Herren Roux in Zweifel gezogen worden, und schon 1867 wurde in der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" mit großer Bestimmtheit ausgesprochen, daß hier ein „Irrthum" vorliege. Herr Gayot, der sich um die Popularisirung der Broca'schen Mittheilungen bemüht hatte, soll von Roux selbst das Eingeständniß empfangen haben, daß er die eigenthümliche Race bei einem Verwandten gefunden und durch die Art und Weise der Thiere, die Löffel zu tragen, sowie durch die Farbe des Felles zu dem Glauben an ihre Bastardnatur gekommen sei! Mag es sich nun also auch mit der französischen Zucht etwas zweifelhaft verhalten, so zweifelt doch wohl Niemand, daß Bastarde zwischen Hasen und Kaninchen vorkommen können, seitdem Owen den Schädel eines solchen Mischlinges, eines Leporiden, beschrieben. Daß Feldhase und wildes Kaninchen auch in der Freiheit sich paaren, hat schon Mancher beobachtet. Die werthvollsten Beiträge zur Lösung der Frage hat aber Professor Zürn in seinen, wie es scheint, wenig bekannt gewordenen „zoopathologischen und zoophysiologischen Untersuchungen" (Stuttgart 1872) geliefert. Er berichtet von einer erfolgreichen Bastardzucht zwischen weiblichen Kaninchen und Hasen-Rammlern, welche Professor Conrad 1866 in Westpreußen veranlaßte. Ein Pärchen dieser Bastarde lieferte 30 Nachkommen, und von der dritten und vierten Generation wurde eine gleiche Zahl erzielt. „Die Leporiden", sagt Conrad, „zeigen in durchaus deutlicher Weise Eigenthümlichkeiten beider Aeltern vereinigt, doch ist der Einfluß der Stammmutter ein entschieden überwiegender. Der Figur nach gleichen sie sehr den Kaninchen, nur sind die Hinterfüße, die Ohren, sowie der ganze Kopf ein klein wenig länger. Die Farbe ist hasenartig bräunlich, mitunter allerdings mit weißen Flecken an Hals und Füßen, der Grund des Felles ist aber nicht weiß (wie gewöhnlich bei den Hasen), sondern grau. Ungeachtet der bedeutenden Zahl der erzielten Leporiden sind doch nur bei zwei Würfen, einem der zweiten und einem der dritten Generation angehörigen, wesentliche Abweichungen von der Regel zu notiren, indem davon je zwei Exemplare einen Rückschlag auf die Vorvorältern zeigten. Sie waren schwarz mit kleinen weißen Flecken an Brust und Füßen (während die Stammmutter silbergrau gewesen war) und hatten überhaupt ganz den Typus der gewöhnlichen Stallhasen." Das weiße Fleisch der Thiere hatte den specifisch süßlichen Geschmack der Kaninchen ganz verloren und näherte sich wesentlich dem des Hasen. Von diesen Thieren hat nun Zürn auf der landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Jena in reinster Inzucht die sechste Generation erzüchtet. Die Thiere zeigten sämmtlich Eigenthümlichkeiten, die man sonst nur als charakteristisch für den Hasen ansieht, und eine vergleichende Prüfung der Skelette von Hasen, Leporiden und zahmen Kaninchen ergab gleichfalls sehr deutliche Beweise für die Bastardnatur der Leporiden. Mit diesen Nachweisungen dürfte die ganze Streitfrage wesentlich zum Abschlusse gebracht sein, aber immerhin bleibt es wünschenswerth, daß noch recht vielfach unzweideutige Versuche angestellt werden, nicht sowohl, um die unzweifelhaft existirenden Bastarde zwischen Hasen und Kaninchen zu erhalten, als zur Züchtung mehrerer Generationen von solchen ächten Bastarden ohne Anpaarung.

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Frankreichs

von

H. B.

Reise- und Länderbeschreibungen.

Une descente aux enfers — Virgile et le Tasse. Par Henry Johanet. Paris: Didier.

Unter den wenigen diesmal von uns zu erwähnenden Reisebeschreibungen hat uns die von Johanet in hohem Grade interessirt: sie ist halb wissenschaftlich, halb descriptiv, und giebt vor, ein Reisebericht zu sein nach Neapel und dessen Umgebungen — der Lokalität, wo sich der Eingang zur Hölle befinden soll. Vielleicht ist es in der Erinnerung Mancher, daß bereits 1804 Bonstetten die Erzählung einer „Voyage pittoresque sur le théatre des dix derniers livres de l'Enéide" schrieb. Dem Beispiele dieses schweizer Archäologen folgend, hat Johanet einen pittoresken Commentar zu der Episode der Fahrt des trojanischen Helden in die Unterwelt geschrieben. Sein Buch hat ihm ohne Frage viel Mühe gekostet, und seine vielfachen Forschungen werden durch eine Abhandlung über das Grab Virgils und die mit demselben zusammenhängenden Traditionen vervollständigt; auch Torquato Tasso findet am Ende des Buches einen passenden Platz. Der Verfasser, einmal in Neapel, konnte kaum verfehlen, Sorrento zu besuchen, und so die beiden Dichter des alten und des neuen Italiens mit einander in Verbindung zu bringen. Eine feingestochene Karte versinnbildlicht die von Aeneas mit der Sibylle unternommene Fahrt.

L'Espagne. Par le baron Ch. Davillier et Gustave Doré. Paris: Hachette & Co.

Die Touristenliteratur über die Iberische Halbinsel begann mit den dreißiger Jahren und hat seitdem sich reichlich vermehrt. Den Reigen hat ein Franzose, Hr. von Custine, eröffnet, der im Jahre 1831 elegante Briefe über Spanien veröffentlichte. Einen ähnlichen Anstrich hat das uns von Baron Davillier und Gustave Doré gemeinschaftlich dargebotene recht artig illustrirte Buch. Es sind à la Alexandre Dumas (Vater) erzählte Reiseeindrücke, mit ihren Wechselfällen von Annehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, kleinen Unfällen und Vergnügungen, komischen und halbtragischen Abenteuern, welche der Zeichenstift Doré's auf phantastische und pittoreske Art uns im Bilde vorgeführt hat, während Davillier sie uns eben so passend wie anziehend mit Worten schildert. Die beiden Touristen setzen von Perpignan aus und machen ihren Weg bald in dem Correo, der Galera, dem Carro oder der Tartana — alles ebenso orginelle wie unbequeme Fuhrwerke. Sie gehen zuerst nach Tarragona, von da nach Valencia, dann nach Granada, Jaen, Sevilla, Cordova, Madrid, Salamanca und Burgos; und kehren alsdann nach einem kurzen Abstecher nach den balearischen Inseln durch die baskischen Provinzen heim. In diesem wahrhaft unterhaltenden Buche ist vergangene wie Tagesgeschichte auf angenehme Weise mit Skizzen aus der Gesellschaft, mit Anekdoten und Beschreibungen landschaftlicher Scenen durchwoben.

Voyage aux pays des Bayadères. Par Louis Jacoliot. Paris: Dentu.

Dies Buch führt uns von Aegypten nach Indien und Ceylon: es ist in jeder Hinsicht ein ächt französisches Buch; wir meinen damit, daß es auf Gaumenkitzel lüsterner Leser ausgeht. Der Verfasser, jedenfalls um recht viele Käufer seines Buches zu finden, ist wahrhaft verschwenderisch in seinen Beschreibungen der Tänzerinnen sowohl in Cairo wie im Orient, und er giebt uns eine recht wehmüthige Idee von der traurigen und unwürdigen Lage, in welcher sich das weib-

liche Geschlecht in jenen Ländern noch befindet. Doch noch wehmüthiger und bedauernswerther ist sein Bericht über die französischen Ansiedler, die, ihm zufolge, unter den Einflüssen der orientalischen Sitten und des Klimas schnell entnervt werden und bald Europa vergessend nur dem Vergnügen leben und in wilden Genüssen untergehen. Der Verfasser ist ein großer Bewunderer Indiens, und alle über die Gefahren des Lebens in diesem Lande veröffentlichten Berichte sind seiner Ansicht nach höchst übertrieben: doch so sehr Jacoliot Indien bewundert, ebenso sehr haßt er die Engländer als Nation, wenngleich er nicht umhin kann, einzugestehen, daß sie individuell ehrlich und aufrichtig sind.

Politik und Socialwissenschaften.

La vérité sur l'essai de restauration monarchique. Paris: Dentu.

Noch frisch im Gedächtniß Aller ist der Versuch der Royalisten Frankreichs, aus dem Grafen Chambord einen Heinrich V. und einen Retter der Gesellschaft zu machen; noch erinnert sich Jedermann, wie dieser Kämpe der Legitimität und des Ultramontanismus, diese Hoffnung aller Unfehlbaren nach Paris kam, um, wenn der Coup gelänge, gleich bei der Hand zu sein: die Zeitungen haben s. Z. viel, aber selten Genügendes und Zuverlässiges berichtet. In dem vorliegenden, von anonymer Hand geschriebenen Pamphlet aber haben wir einen genauen und aus besten Quellen geschöpften Bericht über die Unterhandlungen und alle mit denselben in Verbindung stehenden Umstände. Der Verfasser ist ein entschiedener Royalist und verhehlt in keiner Weise seine Enttäuschung über das Fehlschlagen der ganzen Affaire; doch zu gleicher Zeit meint er, die Conservativen hätten als Partei durch die ganze Angelegenheit gewonnen, und die orleanistischen Prinzen sich durch ihre Zurückhaltung und Selbstverleugnung mit Ruhm bedeckt. — Nun, wir wollen diesem Gläubigen seine Ansichten und Hoffnungen nicht schmälern und ihm danken, daß er uns einen Blick hat thun lassen in das schamlose Intriguengewebe, das von den Royalisten, den Ultramontanen und ihren Helfershelfern, den Jesuiten, in Paris verbrecherischer Weise gesponnen wurde. — Sie werden noch recht lange, so meinen wir, spinnen können, bis die Stricke fertig sind, mit denen sie nicht bloß Frankreich, sondern Licht, Recht und Freiheit in allen Landen zu knebeln gedenken.

La réforme de l'enseignement secondaire. Par M. Jules Simon. Paris: Hachette & Co.

Wir sind zu wenig in der Pädagogik bewandert, um irgend ein Urtheil über das vorliegende Werk von Jules Simon fällen zu können, doch das vermögen wir zu erkennen, daß es zu wichtigen Resultaten in Frankreich führen würde, wären die Franzosen, trotz aller ihrer revolutionären Neigungen, nicht völlig in der Routine verknöchert. Der Haupteinwand des Verfassers gegen das augenblicklich in Frankreich herschende Unterrichtssystem für Mittelschulen ist, daß es die Jugend nicht auf den Kampf um das Dasein vorbereitet, sondern sie einfach zum erfolgreichen Bestehen ihrer Examen schult. „Non vitae, sed scholae discimus," sagt Seneca, und diese Bemerkung paßt wie gemacht auf die Franzosen. Jules Simon will keineswegs die Examen für das Baccalaureat abgeschafft sehen: doch er will es auf seine eigentlichen Gränzen beschränken, nämlich auf eine Probe des in den Collegien ertheilten Unterrichtes. Die erste Abtheilung des Buches enthält eine Kritik der bestehenden Unterrichtsanstalten; die zweite und dritte aber Vorschläge zu Verbesserungen und zur Reform.

De la souveraineté dans l'église. Par J. B. Picot. Paris: Thorin.

Solche Bücher wie das erwähnte sind selten in Frankreich und bedürfen deshalb einer besonderen Empfehlung und Würdigung: es ist ein gelehrtes Manifest für die demokratische Constitution der Kirche. Der Autor beginnt mit dem Nachweise, daß die Constitution der primitiven Kirche ganz klar und deutlich die Souverainität sowohl wie ihre drei Attribute — nämlich das legislative, richterliche und administrative — der ganzen Congregation der Gläubigen beilegt, und nicht etwa den Dienern der Kirche ausschließlich. Die heilige Communion ist, so behauptet er, eine Bestätigung dieser Ansicht und eine genügende Widerlegung derjenigen, welche die Kirche als eine Monarchie oder eine Aristokratie ansehen. Die Kirchengeschichte, so

sagt er, beweist den Mangel an Harmonie unter den Christen, und die Menge der Secten und Häresien kommt einfach daher, daß man das demokratische Element in der Constitution der Kirche durch das monarchische ersetzte; eine Ersetzung, die endlich selbst den Fall des Papstes herbeiführen muß. — Picot, das muß man ihm lassen, hat seine Gedanken mit großer Klarheit und Schärfe dargelegt, und er verdient uneingeschränktes Lob für den von ihm versuchten Nachweis, daß eine rechte Auffassung des Christenthums mit einem Schlage alle Einwände der Ungläubigen zum Schweigen bringen würde. Wisse man erst nur einmal, so sagt er, daß Demokratie die Essenz der Kirche ist, und man wird die Mehrzahl der Freidenker ihr zurückgewinnen.

II. Besprechungen.

Die rationelle Kirche Pater Prutek's. Wien und Teschen, Carl Prohaska 1874.

Ein wackerer echter Kämpfer für „Wahrheit, Freiheit und Recht", aus den Reihen des Clerus selbst, eine populäre und originelle Persönlichkeit in der deutschen Fehde gegen die Anmaßungen der römischen Hierarchie ist der edle Menschenfreund und fromme katholische Priester Dr. Georg Prutek in Teschen, im Volksmunde „Pater Prutek" genannt. In seiner, der genannten kleinen Schrift vorausgeschickten Selbstbiographie erzählt uns der würdige 67jährige Greis u. A. Folgendes:

„1861 wählten mich die Teschener Landgemeinden als Abgeordneten zum Troppauer Landtage, worauf ich bald bemerkte, daß mein Bischof, Dr. Förster von Breslau, mit mir unzufrieden wurde, als er sah, daß ich die Wohlfahrt des Volkes dem clericalen Egoismus vorzog. Nachdem ich aber 1864 bei einer Landtagsverhandlung über Landwirthschaft bemerkt hatte, daß die Geistlichen zur Rechtfertigung ihres Vornamens Pater (Vater) dem Schullehrer beim Unterrichten helfen sollten, um ihre geistlichen Kinder zu intelligenten Arbeitern heranzubilden; daß sie ihnen die überflüssigen Wallfahrten widerrathen, dagegen fleißige Arbeit und Benützung der Sparkassen empfehlen sollten: befahl mir der Bischof, das Landtagsmandat niederzulegen, mit der Drohung, mich sonst aus der Schule zu entfernen. Ich gehorchte und legte das Mandat nieder; er aber setzte mich dennoch ab, schloß mich von der Haupt-, Unterreal- und Lehrerbildungsschule aus, suspendirte mich von allen priesterlichen Verrichtungen, und hält mich in der Kirchenstrafe fort, mit der einzigen Ausnahme, daß er mir später erlaubte, bei einem Seitenaltare eine stille Messe zu lesen. So belohnte mich der Bischof für den Antrag, daß die Priester zum Wohlstande des Volkes väterlich mitwirken sollen."

Natürlich folgte darauf die weitere oberhirtliche Weisung: „Pater Prutek muß todtgeschwiegen werden." Aber Pater Prutek sagte: „Ich will nicht, nach dem Ausdruck der Bibel, als ein stummer Hund verenden, sondern meine Ansicht über katholische Kirche und Geistlichkeit dem Publicum bekannt machen, damit die Kirche nicht länger dazu gemißbraucht werde, den Hader, Haß und die Verwirrung zwischen den Confessionen, zwischen der geistlichen und weltlichen Regierung zu vermehren."

In einer Reihe von offenen Briefen und gelegentlichen Anreden löste Prutek sein Versprechen. Dieselben liegen nun in der angezeigten Schrift gesammelt vor, welche in allen ihren Aeußerungen freiheitliche Bildung und Humanität als den Kern der Lehre Christi verficht. Es ist sehr erfreulich, daß solche freie Stimmen sich mehren, daß es überall noch Männer giebt, die es wagen, gegen den Strom der allgemeinen Corruption und Lüge zu schwimmen!

Im Folgenden seien einige durch ihre schlichte Wahrheit und ihre volksthümlich einfache und eindringliche Sprache sich empfehlenden Sätze der (zur Bestätigung des Satzes: „Religiöse Intoleranz ist nur die giftige Frucht einer vernunftfeindlichen Dressur" dem Teschener Rabbiner dedicirten!) Schrift unseren mit uns gegen das römische Pfaffenthum stimmenden Lesern vorgelegt.

„In der katholischen (römischen) Kirche entstand schon früh eine hartherzige, lieblose Partei von Kaiphas'scher Grausamkeit, welche die von Christus eingeführte Ordnung verkehrte und die katholische Kirche, statt sie durch wohlthätige

Predigten und gemeinnütziges Wirken allen Menschen heilsam zu machen, durch Zwang, Intoleranz, Ungerechtigkeit, Grausamkeit verhaßt, ja schädlich machte und auszurotten drohte .... Die Kaiphas'sche Partei machte dagegen die Dogmatik zur Hauptsache, die Moral zur Nebensache, indem sie Räuber, Mörder, Brandleger absolvirte, Andersgläubige aber, so gemeinnützig sie auch handeln mochten, verketzerte, durch Inquisition, Kerker, Lebendigverbrennen ausrottete, sie nicht einmal nach dem Tode bei ihren katholischen Angehörigen zu begraben erlaubte .... Christus stellt den Fortschritt in der Vollkommenheit als allgemeine Pflicht auf: er nannte sich vor Pilatus den König der Wahrheit. Die Kaiphas'sche Partei behandelte aber den Fortschritt als Ketzerei, hieß die Wissenschaft auf der Stufe der Bibel stehen bleiben, verpönte die Naturstudien, beschnitt, verstümmelte die Lehrbücher, verketzerte, maßregelte, verfolgte vorurtheilsfreie Forscher der Wahrheit, und gleich dem chinesischen Stillstande arbeitete sie an einer christlichen Stagnation; weßhalb alle Freunde steigender Vervollkommnung ihre Gegner werden mußten. — Gegen die von einem egoistischen Clerus im eigensten Interesse begünstigten Mißbräuche, Wallfahrten u. dgl. finden Papst und Bischöfe es nicht der Mühe werth, ihre Stimme zu erheben; nur gegen Freigeister, Freimaurer, Redacteure, Protestanten, Juden declamiren sie bis zum Ekel in ihren Allocutionen und Hirtenbriefen."

Jener Egoismus aber äußert sich mit denselben entsittlichenden Wirkungen in dem ganzen Treiben der ultramontanen Hierarchie. „Egoismus ist es, wenn der Papst eine Universalmonarchie anstrebt und so unbescheiden ist, daß er sich die Unfehlbarkeit beilegt; durch welche Anmaßung er der römischen Kirche eine giftige Wunde geschlagen hat, woran sie allmählich aussterben muß. Egoismus ist es, wenn Bischöfe die kirchliche Constitution beseitigen, den Absolutismus wiederherstellen, das Volk seiner Vertreter berauben wollen. Egoismus ist es, wenn Pfarrer und Capläne ihren Pfarrkindern nicht einmal das Lesenlernen gönnen, damit sie keine Zeitungen lesen, sondern den Geistlichen unbedingt glauben, wenn diese den modernen Staat, die Schule, die anderen Confessionen, die Presse von der Kanzel mit Tadel überschütten und ihnen unfähige Personen zu politischen Vertretern empfehlen, um Land- und Reichstage in ihren gemeinnützigen Berathungen zu stören.

Was das Verhalten des katholischen Clerus gegen den Staat betrifft, haben in den ersten christlichen Jahrhunderten die katholischen Kirchenvorsteher jede factische Regierung anerkannt und ihr aufrichtigen Gehorsam geleistet. Ganz anders ist später das Betragen der katholischen Hierarchie gegen die weltlichen Regierungen geworden, als die Staatsoberhäupter und ihre Völker die katholische Religion angenommen und die Kirchenfürsten mit Ehren, Gütern, reichem Einkommen überhäuft hatten. Dann wollten die Kirchenfürsten über die weltlichen Regenten herschen, entwarfen für weltliche Angelegenheiten sogenannte kanonische Gesetze, welche sie für vollkommen, für unverbesserlich, für göttlich erklärten und den weltlichen Regierungen aufdrängen wollen. Wenn aber diese die Mängel der kanonischen Gesetze, ihre Härte, Ungerechtigkeit, unvernünftige, unchristliche Tendenz bemerken, und nach den Erfahrungen des In- und Auslandes gerechtere, mildere Gesetze verfassen, — sind nicht selten Papst und Bischöfe so selbstsüchtig und anmaßend, daß sie durch die Seelsorger das Volk auffordern lassen, bei den kanonischen Gesetzen zu bleiben, und die Staatsgesetze nicht zu befolgen. Was sind Papst und Bischöfe werth, wenn sie das Volk gegen den Staat, die unentbehrliche Grundlage jeder Ordnung, jeder heilsamen Anstalt widersetzlich machen?"

Wir empfehlen das Schriftchen auf's Beste.

J. S.

Todtenschau.

Rianzares, Fernando Munnoz, Herzog von, Gemahl der spanischen Königin Christine, † am 11. September v. J. zu Havre in Frankreich an den Folgen eines Nervenschlages. Am 4. Mai 1808 zu Parancon in der spanischen Provinz Cuença von dunkelen Aeltern geboren, ging derselbe als Jüngling unter die Soldaten. Als hochwüchsiger, schöner, stattlicher Mann der Leibgarde

der Regentin Christine eingereiht, zog er eines Tages, wie erzählt wird, deren Aufmerksamkeit auf sich, indem er auf einem Escorteritte von Buen Retiro nach Madrid der Fürstin das Taschentuch, welches sie hatte fallen lassen, überreichte. Das verführische Aeußere und die ritterlichen Manieren des Gardisten machten auf die Wittwe Ferdinands VII. einen so tiefen Eindruck, daß sie ihn zu ihrem Kammerherren ernannte, und, über alle und jede Convenienz sich hinwegsetzend, am 28. December 1833, drei Monate nach dem Ableben ihres Gemahles, insgeheim mit Fernando Munnoz sich vermählte. Erst zehn Jahre darauf, am 13. October 1844, ward die Verbindung, welche natürlich im Lande viel Aergerniß erregte, durch die kirchliche Trauung öffentlich besiegelt. Jedes politischen Ehrgeizes baar, begnügte sich Don Munnoz mit der Rolle, die er als Gemahl Christinens zu spielen vermochte. Einmal war, nach Fama, bei Hofe die Rede davon, mit Hülfe des Generales Flores das alte spanische Ecuador wieder mit der monarchischen Regierungsform zu beglücken, und Don Fernando die Krone anzutragen. Aus dem Ex-Gardisten Munnoz ward mittlerweile ein Herzog von Rianzares, spanischer Grande erster Classe und Ritter des goldenen Vließes, dem anläßlich der spanischen Heiraten Ludwig Philipp das Großkreuz der Ehrenlegion verlieh. An seinem Sarge standen die Ex-Königin Isabella, Prinz Alphons von Asturien und Herzog Franz von Assisis, der Erstgenannten Gemahl. Welch trauriges Beispiel des Unbeständigen fürstlicher Macht!

Coste, Jean Jacques Marie Cyprien Victor, berühmter französischer Naturforscher, Mitglied des Institutes von Frankreich, † am 19. September v. J. zu Paris nach mehrtägigem schwerem Leiden in Folge einer Darmverschließung. Geboren 1807 zu Castres im Departement Hérault, kam der Verstorbene jung nach Paris, wo er mit Eifer naturwissenschaftlichen Studien sich hingab. Nachdem ihm von Deutschland aus, wo damals die Embryogenie den Gegenstand erfolgreicher Forschungen bildete, die Anregung dazu geworden, gab er 1834 im Vereine mit Delpech sein Werk „Untersuchungen über die Zeugung der Säugethiere und die Entstehung der Embryos" (in 4⁰ mit Tafeln) heraus und errang sich damit die Anerkennung der Gelehrten nicht nur, sondern auch eine Auszeichnung seitens der Akademie der Wissenschaften, die ihm eine goldene Preismedaille verlieh. Weitere lohnende Folgen seiner Forschungen bestanden für ihn in dem Rufe an's naturgeschichtliche Museum, wo er in Vorlesungen sein Denken und Wissen bezüglich der Embryos näher erörtern konnte, sowie in der Errichtung eines besonderen Lehrstuhles à son intention am Collége de France. 1837 erschien sein erster „Cursus vergleichender Embryogenie", mit Tafeln in Quartformat. 1838 gab er in Erwiederung auf die Briefe des berühmten englischen Botanikers Robert Brown († 1858) seine „Oologie des Kängurus", 1847 seine „allgemeine und besondere Geschichte der Entwickelung der organischen Körper" nebst Atlas heraus. Am 10. Februar 1857 erfolgte seine Aufnahme in der Akademie der Wissenschaften. — Besonders verdient machte sich Coste noch um die volkswirthschaftliche Frage der sogenannten künstlichen Fischzucht, für deren Verbreitung in Frankreich er das Mögliche that. Als 1842 zwei Landwirthe in den Vogesen die ersten praktischen Versuche mit der künstlichen Forellenzucht gemacht hatten, befürworteten Coste und Milne-Edwards bei der Regierung die Anwendung des Verfahrens im Großen, worauf 1852 zu Hüningen im Elsaß auf Staatskosten eine große Fischerzeugungsanstalt gegründet ward, aus der in zwei Jahren über 600,000 Lachse und Forellen zur Besetzung der Rhône hervorgingen. Coste selber sorgte für die Erzeugung neuer Fischarten, die er in besonderen Behältern im Collége de France aufzog. 1855 ergieng an ihn der Auftrag, die Gewässer im Boulogner Wäldchen mit Fischen zu besetzen. Die 1853 von ihm veröffentlichten „praktischen Anweisungen zur Fischzucht" erschienen 1856 in zweiter Auflage. Interessant für Fischzüchter ist ebenfalls sein 1855 erschienenes Buch über seine Forschungsreise durch die französischen und italiänischen Küstenlande, ein Werk, das den Leser mit dem Fischzuchtverfahren der Anwohner verschiedener Landseen und Meeresbuchten vertraut macht. In einem Berichte an Napoleon III., der am 8. April 1861 im „Moniteur" erschien, faßte er die Organisirung der Seefischerei vom Standpunkte der Vergrößerung von Frankreichs Seemacht ins Auge. Mit seiner Ernennung zum Generalinspector der See- und Flußfischerei sprach die Regierung am 26. April 1862 ihm ihre Anerkennung aus.

Giudici, Paolo Emiliano, ein hervorragender italiänischer Schriftsteller und Deputirter, geboren am 13. Juni 1812 zu Mussomeli auf Sicilien, † Ende October 1872, während eines kurzen Aufenthaltes in England. Weit bekannt durch seine literarischen Arbeiten und seine politischen Freundschaften, lebte er seit 1849 in Florenz, als ihn die Ereignisse von 1848 als Professor an die Universität Pisa brachten, die er jedoch nach dem Siege der Oesterreicher innerhalb dreier Monate wieder verlassen mußte. Als Italien ein einiges und freies Königreich wurde, berief man ihn als Professor der Aesthetik an die Akademie der schönen Künste nach Florenz und machte ihn zum Secretair der Akademie. Er war der unmittelbare Nachfolger seines Freundes, des Dichters Nicolini, der seinen Abschied nahm. Drei Jahre lang lehrte der Verstorbene, dann entsagte er den literarischen Arbeiten und trat 1867 für sein Geburtsland, das er seit 30 Jahren nicht gesehen hatte, als Deputirter ins italiänische Parlament.

Die literarischen Arbeiten Giudici's, der eine große Notorietät in Italien genoß, bestehen aus einer klassischen „Storia della letteratura italiana" (Florenz, zuletzt 1853); einer Uebersetzung der englischen Geschichte von Macaulay und einer „Storia del teatro italiano (Mailand 1860 und öfter). Ferner verdankt man ihm eine Geschichte der italiänischen Gemeinwesen „Storia dei Communi" (Florenz 1854 u. öfter).

Lowther, William, 2ter Graf von Lonsdale und Baron Lowther von Whitehaven, das Haupt des großen nordenglischen Hauses Lowther, † am 4. März v. J. zu London im Alter von 84 Jahren. Wenn der Verstorbene auch gerade keine hervorragende Größe im politischen und socialen Leben Englands war, so spielte er wenigstens in demselben eine charakteristische, wenn nicht namhafte Rolle. Schon das Alter seines Hauses, das angelsächsischen Ursprunges bereits vor Wilhelm dem Eroberer in Westmoreland und Cumberland ansässig war, sein ungeheurer Reichthum und noch mehr sein ausgedehnter Landbesitz, mußten ihm einen weitreichenden Einfluß bei seiner Partei, den Tories, sichern. Und in der That war er, obgleich er kein Rednertalent besaß, insofern ein Leiter derselben, daß in seinem Hause in Carlton-Terrace große extraparlamentarische Zusammenkünfte gehalten wurden, in denen man antiliberale Pläne entwarf und discutirte. Der Verstorbene war jedoch mehr als ein bloßer Politiker, er gehörte zu den unermüdlichsten und geschätztesten Förderern der Landwirthschaft in England sowie zu den freigebigsten Protectoren der Oper in London. Nicht weniger war er bekannt als der Besitzer einer unschätzbaren Sammlung von seltenem und schönem Porcellan. Geboren am 21. Juli 1787 zu Uffington bei Stamford, trat er nach Beendigung seiner Studien zu Cambridge, 1808, als Abgeordneter für Cockermouth ins Unterhaus, wo er bis zum Antritte der Pairswürde, 1841, für verschiedene Flecken saß. Graf Lonsdale war außerdem unter mehreren Toryministerien jüngerer Lord der Admiralität, dann Lord des Schatzamtes, Vicepräsident der Board of Trade, Generalpostmeister und Präsident des Staatsrathes.

Beaulieu, Baron A de, belgischer Staatsmann und Gesandter am Hofe von St.-James, † am 11. October 1871 in seiner Residenz zu London am Schlage. Der Verstorbene, der in hoher Gunst und Achtung bei seinem Könige stand, war vor ungefähr 66 Jahren zu Namur geboren und begann, nachdem er eine sorgfältige Erziehung genossen, seine Lebenslaufbahn als Ingenieurofficier. Nach einigen Jahren jedoch trat er in den diplomatischen Dienst über und ging als Gesandtschaftsattaché nach Berlin, von dort nach Stockholm und dann mit progressiv höheren Graden nach Frankfurt, Washington und dem Haag, auf welch letztem Posten er den Titularrang eines Generales empfing. Im Jahre 1869 wurde er als belgischer Minister beim Hofe von St.-James beglaubigt, an dem er bis zu seinem Tode seinen König und sein Vaterland vertrat. Baron de Beaulieu war in zweiter Ehe mit der dänischen Gräfin Aschfeldt verheiratet, jedoch diese letzte, sowie die erste Ehe blieben kinderlos. Belgien hat in dem Verstorbenen einen gereiften, umsichtigen und geschickten Diplomaten verloren, sein König einen ergebenen und treuen Berather.

Cochrane, Sir Thomas John, Senior-Admiral der englischen Flotte seit 1869, † am 12. October 1872 zu London. Er war der Sohn des Admirales Sir Alexander Forrester Inglis Cochrane, 5ten Sohnes des 8ten Grafen

Dundonald. Geboren 1789, trat er 1796 in die Marine und diente bis 1798 auf der nordamericanischen Station, und dann als Midshipman in den Expeditionen gegen Quiberon, Belle Isle, Ferrol und Aegypten. Als Capitain der Fregatte „Jason" nahm er im Januar 1807 das französische Linienschiff „Favorite" und bestand bald darauf mit der Fregatte „Ethalion" einen glorreichen Kampf gegen die seinem Schiffe überlegene französische Fregatte „Amphitrite". Ferner diente er gegen Martinique und les Saintes und war bei dem Angriff auf Washington, an der Küste Americas, zugegen. Bereits 1812 zum Ritter geschlagen, stieg er 1863 zum Vice-Admiral, 1865 zum Admiral und endlich 1869 zum Senior-Admiral der englischen Flotte auf. Auch war er zu verschiedenen Zeiten Commandeur en chef zu Portsmouth, in Ost-Indien und auf den chinesischen Stationen, sowie von 1825—34 Gouverneur von Newfoundland. Im Unterhause saß er für Ipswich von 1837—41.

Carpenter, Mary Susanne, eine der hervorragendsten Portrait-Malerinnen Englands, † am 13. November 1872 zu London. Die Verewigte, eine Tochter des Capitains Geddes, war 1793 zu Salisbury geboren. Sie begann ihre Kunststudien in der großen Gemäldesammlung Lord Radnor's zu Langford Castle und kam 1814 nach London, wo sie sich schnell einen Ruf als Portraitmalerin schuf. Im genannten Jahre stellte sie in der königlichen Akademie das Portrait einer Dame (Mrs. Sparle) aus und in der britischen Institution „Wahrsagerin" und „Bauernknabe". Von jener Zeit an bis 1866 verging kaum ein Jahr, ohne daß sie Portraits und Phantasiestücke ausstellte, die alle vorzüglich gemalt und zart behandelt waren. Besonders zu nennen sind die Gemälde des Richters „Coleridge"; von „Lady King", Lord Byron's Tochter; dann „John Gibson", der Bildhauer — jetzt in der National-Portrait-Galery — „Ergebenheit", Portrait des berühmten Miniaturmalers Stewart; „die Geschwister", Portraits zweier Töchter der Künstlerin, und „die Kirche zu Ockham". Die drei letztgenannten befinden sich jetzt im Museum zu South Kensington. Verschiedene ihrer Gemälde wurden durch Stich vervielfältigt. Im Jahre 1817 heiratete die Verstorbene den Kunstkritiker W. H. Carpenter, der 1845 zum Conservator der Stiche und Gemälde im britischen Museum gemacht wurde. Unter ihren verschiedenen Kindern ist ihr ältester Sohn William als Künstler wohl bekannt. Nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1866 verlieh ihr die Königin eine Pension von 100 Pf. Sterl.

Fisk, William, ein seiner Zeit viel genannter englischer Maler, insbesondere bekannt durch sein Gemälde „die Krönung von Robert Bruce", † zu London am 8. November 1872. Verschiedene seiner Gemälde wurden gestochen und waren vor zwanzig bis dreißig Jahren außerordentlich beliebt in England. Im Jahre 1840 stellte er ein großes historisches Gemälde „der Mordversuch auf Lorenzo de Medici" aus. Dieses in seiner Composition, Farbe und Wirkung bedeutende Werk gründete mit einem Schlage seinen Ruf, und er erhielt in demselben Jahre die von der Ausstellung zu Manchester für das beste historische Gemälde gebotene große goldene Medaille. Zahlreiche Aufträge waren die Folge hiervon, und im Laufe der nächsten sieben Jahre malte er unter anderen zahlreichen Werken seine drei berühmtesten: „der Proceß des Grafen von Strafford"; „der Proceß Karls I." und „Leonardo da Vinci sterbend in den Armen Franz I." Der Stich, der nach dem erstgenannten Bilde angefertigt wurde, hatte eine solche Popularität, daß der Verleger es sofort in großem Formate stechen ließ und den Verstorbenen beauftragte, „den Proceß Karls I." zu malen, der alsdann als Pendant zum ersten Stiche verlegt wurde. Obgleich die beiden Platten seit Jahren abgenutzt sind, finden die davon noch immer abgezogenen Bilder schnellen Absatz. Durch andere zahlreiche Gemälde schnell reich geworden, kaufte er sich ein großes Gut in Essex und zog sich auf dasselbe, der Malerei entsagend, in dem frühen Alter von 53 Jahren zurück.

Berichtigung.

In der Abhandlung „Die Eisenbahnlinien nach Centralasien" gehören S. 478 mit 482 zwischen 468 und 469; Seite 477 bildet den Schluß.

Eine Excursion von Isola nach dem Lago Fucino in den Abruzzen.

Von

A. Knop.

Ein schöner Augustmorgen fand uns zu Isola reisefertig. Carluccio war um 5 Uhr bereits vorgefahren, und mein in dieser Gegend seit 18 Jahren wohlbekannter Bruder hatte für einige Pollastri, für Wein und Brot gesorgt, damit wir von dem primitiven Zustande der Osterien in den höheren Abruzzen unabhängig wären. Zunächst führte uns der Weg nach Sora, einem Orte von 12000 Einwohnern, welcher, einst die nördlichste Stadt der Volsker in Samnium, noch heute seinen antiken Namen führt und auf dem schroffen Felsenkegel, an dessen Fuße die Stadt lagert, noch die polygonalen Steinmassen alter Mauern, und auf dem Gipfel die Reste der mittelalterlichen Burg Sorella erkennen läßt. Von hier aus biegt die Straße links, fast nach Norden ab, in ein enges, vom Liri durchflossenes Felsenthal, die Valle di Roveto, welche in der angegebenen Richtung bis an die Quellen jenes Flusses bei Cappadocia führt. Der Thalgrund ist mit Eichen, Castanien, Oelbäumen, Wein und Feigen bewachsen, während Strauchwerk und Dornengebüsch, nach dem das Thal seinen Namen trägt, die felsigen Gehänge überwuchert. Ueber die Zone des Gebüsches hinaus ragen sterile Kalksteinmassen bis zu Höhen, die wir auf 4—5000 Fuß schätzten.

Am Eingange des Rovetothales bemerkt man auch hier, wie im ganzen unteren Lirithale, eine Terrasse von Kalktuff. Malerische feuchte Grotten darin sind mit Farren und Lebermoosen (Marchantia) ausgekleidet. Weiter hinauf tritt unter ihm das unvermeidliche Kalkconglomerat als ständiger Begleiter des Tuffes auf, und noch weiter, bei Balzorano, wo diese Gesteinbildungen sich auskeilen, taucht unter ihnen eine ziemlich mächtige, graubraune Mergelablagerung hervor, die mit mehr oder minder starken Lagen eines festen glimmerreichen schwärzlichgrauen Sandsteines wechsellagert, ein vielfach gewundenes und verstauchtes Schichtensystem bildet und den Gesteinsmassen des Abruzzenkalkes zur Unterlage dient. Bis in die Nähe von Capistrello, woselbst der Claudische Emissarius des Lago Fucino in das Bett des Liri mündet, ist diese Mergelschichte zu verfolgen. Sie ist die Ursache der rundlichen Gestaltung von Thalhügeln, die, mit freundlichen Ortschaften und üppiger Baumvegetation besetzt, wesentlich gegen die höher gelegenen, steilen und knochigen Abhänge des Kalkmassives contrastiren. Kaum vom Felsen selbst zu unterscheiden, erscheinen Dörfer wie Schwalbennester daran geklebt, auf welche Erscheinungsweise sich wohl der Name des Oertchens »Rondinaro« (Schwalbennest) bezieht.

Balzorano, mit einem schönen, von Conte Lefebvre restaurirten Schlosse, beherscht das untere Rovetothal. In's obere führt die Straße, mit vielfachen Windungen, bald

im schroffen Felsen ausgehauen, bald die flachen Rollkegel lieblicher Buchten benutzend, zunächst nach Civitella Roveto, einem Orte von 2300 Einwohnern, in welchem die Post und andere Fuhrwerke wegen Fütterung der Pferde einen Halt zu machen pflegen. Es ist derselbe Ort, in dessen Nähe sich die schönen Romitofälle des Schioppo befinden, die sich aus den Kalksteinfelsen als solide Wasserstrahlen in die Tiefen des Thales stürzen.

Wenn ich als Maler gereist wäre, würde ich nicht versäumt haben, ein Bild der Osteria zu geben, in welcher wir uns hier restaurirten, aber lediglich von dem Vorrathe, den wir selbst mitgebracht hatten. Den vino cotto, eingekochten Wein, der in den Abruzzen, wegen längerer Haltbarkeit, viel dargestellt wird, probirten wir zwar, gewannen dabei aber die Ueberzeugung, daß er dem Kutscher besser als uns schmecken und bekommen müsse. Im Hintergrunde der großen und finsteren Hausflur, die gleichzeitig als Küche, Waschraum und Trockenspeicher fungirte, befand sich noch eine Art von Passagierzimmer für die bevorzugte Classe von Reisenden. Ein großer hölzerner Tisch und einige Schemel, sowie Holzbänke an der Wand zeugten von dem Luxus, den man sich in den Abruzzen erlaubt. Sonst hatten wir Ursache, uns der Vorsorge meines Bruders bezüglich der Verpflegung zu freuen.

Ebenso wie bei uns in kleinen Gebirgsorten, zogen auch hier die Fremden die Neugierde der Bevölkerung lebhaft auf sich; selbst eine gegenüber in einem Municipalgebäude einquartirte Abtheilung Carabinieri verließ die Fenster nicht eher, als bis wir ihren Blicken durch die Abreise entzogen waren.

Vor Capistrello gelangten wir wieder auf Abruzzenkalk. Eine angenehme, frische Bergluft mäßigte die Wirkung der Sonnenstrahlen, als wir dicht vor jenem Orte, der Straße von Neapel nach Aquila und Chieti folgend, rechts vom Lirithal abbogen und, nachdem wir die Enge zweier prachtvollen, fast absolut vegetationsleeren Bergabhänge passirt hatten, die Campi Palentini erreichten. Vor uns, östlich nach Avezzano hin durch den Monte Salviano begränzt und bei Tagliacozzo, Magliano und Scurgola mit dem Bassin des Lago Fucino verfließend, bilden sie einen Theil des Schauplatzes blutiger Kämpfe, welche vor ungefähr 600 Jahren, am 23. August 1268, zwischen Conradin, dem letzten Sproß der Hohenstaufen, und Karl von Anjou stattfanden, und an denen sich auch Friedrich von Baden betheiligte.

Der lange Rücken des Monte Salviano nimmt die aus dem Grunde der Campi Palentini kommende Straße in langen Serpentinen auf. Die Lichtlöcher des vom Fucino nach dem Liri unterirdisch verlaufenden Emissarius zur Rechten erreichten wir langsam die Höhe von etwa 3000 Fuß, von welcher aus sich vor unseren Augen das großartige und höchst eigenthümliche Gebirgspanorama des Marsenlandes ausbreitete, eine Landschaft, die wohl mit zu den schönsten gehört, die Italien aufzuweisen hat, wiewohl ihr Auge, der Fucinersee, bereits gebrochen ist. Aus einer Tiefe von etwa 1000 Fuß leuchteten in der Mittagssonne die freundlichen, meist neuen Häuser von Avezzano zu uns herauf. Eine Fläche von etwa 3 Quadratmeilen, eine Oase inmitten einer schroffen und starren Felsenwüste, der ehemalige Boden des Sees, war mit einem breiten Gürtel üppiger Vegetation umkränzt und verlief allmählich durch eine Region wuchernder Unkräuter zu einer weithin spiegelnden Pfütze, dem letzten, gezähmten Reste des einst gefürchteten Wassers.

Es würde übertrieben sein, wollte man für den Eindruck, welchen die Felsengebirge hier machen, den Ausdruck der wilden Zerrissenheit, der für manche Regionen der Alpen geeignet erscheinen mag, in Anwendung bringen. Die kühn geschwungenen Contouren,

die in den Hörnern und scharfen Rippen hart gebrochenen Linien können zwar die transitorische Vorstellung einstiger Bewegtheit der Gebirgsmassen hervorrufen; sie wird jedoch gemildert durch den Parallelismus des wenig geneigten Schichtenbaues, den man bis in die hoch aufstrebenden Ketten des Hintergrundes verfolgen kann, und welcher mit dem Bilde der melancholischen Einförmigkeit das der starren Ruhe vereinigt.

Im Norden, unmittelbar hinter Magliano, erhebt sich der imposante Klotz des Monte Velino bis zu 7866 Par. Fuß, im Südosten die 6800 Fuß hohe Meta, während hinter den etwas niedrigeren Bergzügen des nordöstlichen Mittelgrundes lange Rücken den Horizont begränzen, welche schwerlich andere sein dürften, als die des 9494 Fuß erreichenden Gran Sasso d'Italia mit dem dahinter liegenden Stocke der Majella, der im Monte Cavallo die Höhe von 8700 Fuß besitzt.

Nirgends ist die Einförmigkeit dieser steinigen Einöde durch Waldung unterbrochen. Die tieferen Gebirgszonen verrathen zwar durch ihre bräunliche Färbung verdorrte Reste eines spärlichen niederen Pflanzenwuchses, der stellenweise durch dunkle Flecken von wildem Buchsbaum sich erhöht; über denselben aber dehnt sich eine zweite von bläulichgrauer Farbe, durch Flechtenkrusten erzeugt, aus und verläuft endlich in den höchsten Gebirgsregionen in eine dritte, fast rein weiße, über die man zweifelhaft sein kann, ob sie nicht Schnee- und Gletschermassen ihren Ursprung verdanken. Sie besteht indessen in Wirklichkeit lediglich aus nackten Kalksteinfelsen, auf denen der nur kurze Zeit, nämlich während der heißesten Sommermonate, verschwindende Schnee überhaupt keine Vegetation aufkommen läßt. Nur in Schluchten und Spalten hält sich während dieser Zeit ein körniger Firnschnee, der in Süditalien einen Gegenstand ausgedehnten Handels bildet.

Das Auge des Malers mag beim Anblicke dieser Gebirgsregion eine hohe Befriedigung finden, insofern die Schönheit der Bergformen mit der ihrer Farben wetteifert. Diese werden in der Ferne luftperspectivisch derart herabgestimmt und denen des Himmels so genähert, daß das schwach gegen den Horizont contrastirende Gebirge gleichsam als geisterhaftes Luftgebilde vor dem Beobachter schwebt.

Aber auch das Auge des Geologen fühlt sich nicht minder mächtig angezogen durch die Fremdartigkeit des Eindruckes, den ein regelmäßig gebautes Hochgebirge macht, welches der Ersteigung eben so wenig Schwierigkeiten entgegensetzt wie dem Studium des Gesteinwechsels, der weder durch Pflanzenwuchs, noch durch Ackerkrume dem forschenden Blicke entzogen wird.

Auf der sehr allgemein gehaltenen geologischen Karte Europa's von Dumont sind die Kalkablagerungen der höchsten Erhebungen dieses Gebietes dem Jura zugetheilt worden, welcher stellenweise von eocänen Nummulitenbildungen überlagert wird, an die sich in der unmittelbaren Umgebung des Fucino, der Längserstreckung Italiens angemessen, Kalkmassen der Kreideformation anlagern.

Als wir vom Monte Salviano den Ostabhang nach Avezzano hinunter fuhren, konnten wir an den Anbrüchen des Kalksteines unmittelbar am Wege zwei Varietäten unterscheiden. Die eine dicht, klingend, von schwach isabellgelber Farbe, genau wie der von Isola, die andere schneeweiß, lockerer und fast körnig. Letztere trat in Gestalt untergeordneter Einlagerungen in ersterer auf; sie wurde oberhalb der antiken Emissare am Monte Salviano gebrochen und als Baumaterial für Häuser in Avezzano benutzt, wo uns eine reiche Sammlung davon zur Verfügung stand. Diese weiße, lockere Varietät des Kalksteines zeigte sich reich an Petrefacten, von denen indeß nur wenige Species gefunden werden konnten. Vorwaltend war sie aus Hippuriten zusammengesetzt, während

es uns nur einmal gelang, einen Hohlraum zu entdecken, der von einem Turrilites herrühren konnte.

Bei dem Bau des Hauptcanales im Fucinersee werden vorzugsweise die dichten gelblichen Kalksteine verwandt. Auch in ihnen waren Hippuriten zu entdecken, so daß die Zusammengehörigkeit beider Varietäten zu derselben Formation außer Zweifel steht. Da aus der Terra di lavoro schon seit langer Zeit Hippuriten bekannt sind, und die Kalksteine von Rocca secca, Isola und Umgebung auch übrigens mit denen der Umgebung des Lago Fucino petrographisch übereinstimmen, so geht daraus wohl mit Sicherheit hervor, daß die ganze Kalksteinmasse, die ich früher als Abruzzenkalk bezeichnete, der Kreideformation angehört.

Das ganze Becken des Lago Fucino liegt im Hippuritenkalke der mittleren Kreideformation nahezu 2000 Fuß über dem Meere. In ihm sammeln sich die aus den benachbarten Bergen zusammenfließenden Gewässer, ohne einen natürlichen Abfluß zu haben. Das Oscillationsgebiet des Wasserspiegels war daher von je sehr bedeutend, und es wird angegeben, daß unter den Consuln M. Aemilius und C. Hostilius Mancius der See seine Umgebung 5000 Schritte weit von seinen gewöhnlichen Ufern aus unter Wasser setzen konnte.

Nach den Angaben des Herrn Rotrou *) hatte der See, wie er noch vor kurzer Zeit existirte, ungefähr die Form einer Ellipse, deren größere Axe von Nordwest nach Südost gerichtet war. Die Länge dieser betrug 19,500 Meter = 2,6 geogr. Meilen, die kleinere Axe dagegen 10,000 Meter oder 1,3 geogr. Meilen. Von den Schwankungen, denen der Wasserstand des Sees unterworfen war, kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Zahlen vergleicht, welche der Ingenieur, Herr Brisse, der mit der Triangulation des Sees beauftragt war, angiebt.

In den Jahren 1816 bis 1818 betrug die Oberfläche des Sees 16511 Hektaren, aber nach den Ueberschwemmungsspuren zu urtheilen, soll sie 1816 wenigstens 17000 Hektaren (oder 47600 bad. Morgen = 3 geogr. Quadratmeilen) erreicht haben.

Vom Jahre 1818 bis 1835 verminderte sich der Wasserstand um 12,68 Meter, so daß die Tiefe desselben von 23 Meter auf 10,32 Meter sank und eine Oberfläche von 13,489 Hektaren (= 2,4 geogr. Quadratmeilen) annahm.

Von 1835 bis 1861 stieg der See wieder um 8,355 Meter, so daß im Juli des letzten Jahres seine Tiefe 18,67 Meter betrug. Im October 1860 nahm die Oberfläche einen Raum von 15,762 Hektaren (oder 44,133 bad. Morgen = 2,8 geographische Quadratmeilen) ein.

Diese Schwankungen werden durch die wechselnden Mengen der atmosphärischen Niederschläge erzeugt, die während der Jahre im Gebirge fallen.

Am Fuße der Gebirge, rings um den See zerstreut, liegt eine Anzahl größerer und kleinerer Ortschaften, von denen einige, wie Avezzano, Luco, Trasacco und S. Benedetto, dicht an der Gränze des Ueberschwemmungsgebietes oder, wie das auf einem Hügel gelegene Ortucchio, im Ueberschwemmungsgebiete selbst sich befinden. Ihnen drohte längst ein gleiches Schicksal, wie es das antike Marruvium ereilte, dessen Trümmer bei der großen Trockenheit im Jahre 1752 bei San Benedetto wieder zum Vorscheine kamen, unter denen man die Statuen des Claudius, der Agrippina, des Nero, des Hadrian und der Faustina fand. Mit Celano, Gioja, Cerchio, Ajelli u. a. Orten zählt die nähere

*) In: Prosciugamento del Lago Fucino eseguito dal Principe D. Alessandro Torlonia (Firenze 1871).

Umgebung des Sees etwa 32000 Bewohner, die sich kümmerlich vom Fischfang nährten, welcher ihnen eine jährliche Bruttoeinnahme von etwa 66000 Lire verschaffte; das machte auf den Kopf etwa 2 Lire. Besonders war der See von der Schleie (Tinca Chrysitis) bevölkert, welche nach einer alterthümlichen Methode, mit sogenannten »Mucchii« gefangen wurde. Unter diesen Mucchii versteht man nämlich Faschinen, Reiserbündel, die haufenweise in das Wasser geworfen und von Netzen umgeben werden. Die zwischen ihnen Schutz suchenden Fische werden alsdann, nachdem die Faschinen wieder beseitigt worden sind, mit den Netzen aus dem Wasser gezogen. Viele vermoderte Reste dieser Faschinen findet man jetzt noch im Schlamme des Sees.

Der Zustand, in dem sich die Bewohner der Ufer des Fucino noch vor etwa 20 Jahren befanden, wird als ein erbärmlicher geschildert. Die Ortschaften glichen mehr denen der Südseeinsulaner, als solchen einer civilisirten Nation. Zerlumpt, schmutzig, schlecht genährt, ohne Energie und Selbstgefühl, verfielen sie in tiefste Unmoralität und machten die Abruzzen durch jenes rohe Räuberthum unsicher, welches in früheren Zeiten auch bei uns eine schaurige Romanliteratur und Bänkelsängerei auf Jahrmärkten und Messen hervorrief.

Heute sieht es hier indessen anders aus; die trüben Erinnerungen an jene Zeiten werden verscheucht durch das freundliche Aussehen des neuen Avezzano. Eine große Zahl nett gebauter Häuser ladet zum gastlichen Empfange ein. Das große Kornmagazin Torlonia's faßt kaum die Erträge der reichlichen Ernten, und die wohlgepflegte Gartencultur zeugt von dem gewaltigen Aufschwunge des landwirthschaftlichen Gewerbfleißes. Die Bewohner haben das Fischnetz mit dem Pfluge vertauscht, der den Grund und Boden lockert, dessen Ernte nicht mehr das tückische Gewässer dahinrafft. Selbst an den Bergabhängen sieht man jede kleine Vertiefung, in welcher sich wenige Quadratmeter flachen Ackerlandes ansiedeln konnten, mit Feldfrüchten bestellt.

So sieht man jetzt hier durch lohnenden Fleiß, durch ernste Arbeit das Glück und den Wohlstand von Tausenden von Familien begründet.

Vieles erinnert in dieser Gegend noch an Thaten und Fabeln aus dem classischen Alterthum.

Dem Monte Salviano gegenüber, unterhalb Pescina, zertheilt sich der Giovinco, ein Gebirgsfluß, in drei Arme, mit denen er sich in den See ergießt. Strabo und A. erzählen von ihm, daß seine in den hohen Gebirgsregionen entspringenden Wasser so rein und so leicht seien, daß sie sich nicht mit denen des Sees mischten, sondern, nachdem sie diesen durchflossen, sich unter den Bergen im Nordwesten sammelten, um bei Subiaco hervor zu treten, von wo aus sie durch den Prätor Quintus Marcius Rex im Auftrage des Senates im Jahre 608 der Stadt Rom (146 vor Chr.) in einer 46 Miglien oder 61,710 Schritte langen theils ober-, theils unterirdischen Leitung nach Rom geführt wurden. Die Aqua Marcia galt schon im Alterthum für das beste Wasser und ist, wie das in Rom die Trinkbuden beweisen, noch heute in hohem Ansehen.

Schon Julius Cäsar hatte es sich zur Aufgabe gestellt, gleichzeitig mit der Trockenlegung der pontinischen Sümpfe, dem Hafenbau von Ostia an der Tibermündung, der Canalisation des Isthmus von Korinth den Fucinersee für die Landwirthschaft zu gewinnen.

Der Dolch des Brutus verhinderte Cäsar bekanntlich an der Ausführung seiner großartigen und für Rom bedeutungsvollen Pläne, die darauf gerichtet waren, der Stadt eine hinreichende Kornzufuhr zu sichern und die Theuerungen zu verhindern, welche die Plebs zu Unruhen und Aufständen reizten.

Der häufig eintretende Mangel an Lebensmitteln zu Rom, welcher auch die Regierungen des Cäsar Octavianus Augustus, des Tiberius und des Caligula sehr erschwerte, ließ es dem auf den Thron gesetzten Claudius rathsam erscheinen, die cäsarischen Projecte, zunächst den Hafenbau von Ostia und die Trockenlegung des Fucinersees, zur Ausführung zu bringen. Wenn Claudius diese Unternehmungen als eine öffentliche Nothwendigkeit und gleichzeitig auch wohl als eine seine Regierung glorificirende That betrachtete, so setzte sich sein mächtiger Günstling Narcissus leicht über diese Auffassung hinweg und behandelte die Angelegenheit als ein Geschäft, aus welchem er für sich einen möglichst großen Nutzen ziehen zu müssen glaubte. Narcissus war klug genug, sich mit tüchtigen Ingenieuren zu umgeben, die ein Project der Trockenlegung des Sees ausarbeiteten, ein Project, welches noch heute seiner Idee nach und bei den geringen technischen und industriellen Hilfsmitteln damaliger Zeiten von Sachverständigen bewundert wird. Der schlaue Narcissus hatte sich unterdessen zum alleinigen Unternehmer und Ausführer des Projectes aufgeworfen und wußte sich durch seine Autorität derart über jede Censur und Verantwortlichkeit zu erheben, daß er den Staat ungestraft betrügen konnte, und daß sein und des Claudius Name innig mit dem Werke verwachsen erscheinen, während die der Ingenieure in tiefer Vergessenheit begraben liegen.

Dem genehmigten Projecte gemäß wurde der Monte Salviano durchbohrt. Man durchdrang Strecken von

2800 Meter in festem Felsen,
1135 Meter in Kalksteinbreccie und Conglomerat,
860 Meter in Lehm und Kalkgerölle, und
865 Meter in Thon.

In Summa 5660 Meter Gebirge,

also nahezu eine Wegstunde, zum großen Theil in festem Gestein und ohne Anwendung von Sprengmitteln, nur vermittelst des Meißels; — eine Riesenarbeit, die in 11 Jahren, anno 52 nach Chr., vollendet wurde.

Noch heute sieht man am Fuße des Monte Salviano die antiken Bögen des Emissars und Zeugen von der Höhe des früheren Wasserstandes.

Die Mündung des Tunnels oder Emissars und der Ausfluß desselben in den Liri besaßen einen Höhenunterschied, welcher das mittlere Gefälle von 1,5 pro 1000 gestattete.

Die Nebenarbeiten für die Ausführung des Hauptcanales waren übrigens nicht unbedeutend. Um diesen an vielen Punkten gleichzeitig in Angriff nehmen zu können, mußten viele Schächte von den Campi Palentini aus über 80 Meter tief gegraben werden, um das Niveau des Tunnels zu erreichen und um die Förderung der gelösten Fels- und Erdmassen sowie den nöthigen Luftwechsel zu ermöglichen. Diese Schächte, welche theils eine schiefe Lage hatten, mußten einander vielmehr genähert sein, als es bei unseren wirksameren Hilfsmitteln der Förderung, unseren Werkzeugen und Sprengmitteln, erforderlich ist, so daß die Menge des ausgeraumten Materiales aus diesem Schacht- und Stollensysteme auf mehr als das Doppelte von dem veranschlagt wird, welches der Hauptcanal lieferte. Der Bau dieser im Ganzen ziemlich unregelmäßigen unterirdischen Gänge und Schächte wird als ungemein verwickelt und kühn geschildert, als eine Arbeit, »welche eher von Kaninchen als von Menschen herzurühren scheine«.

Die Verlängerung des Emissares in den See hinein wurde auf die Weise bewerkstelligt, daß man von den Ufern aus in diesen einen Damm construirte, hinter dem das Wasser durch Auspumpen entfernt wurde. Die jetzt noch erkennbaren Spuren dieser

Arbeiten beweisen, daß vom Emissar aus ein Canal ziemlich nach der Mitte des Sees gerichtet war. Da nun aber die tiefste Stelle desselben nicht mit seinem Mittelpunkte zusammenfällt, so hegt man gegründete Zweifel, ob es die Absicht gewesen sein könne, eine totale Trockenlegung des Sees zu bewirken. Nach den altrömischen Intentionen konnte mit dieser Canalisation des Seegrundes der Wasserspiegel etwa nur auf die Hälfte seiner Oberfläche reducirt werden. — Durch 11 Jahre hindurch waren an der Ausführung dieses Planes 30,000 Arbeiter beschäftigt.

Zur Eröffnungsfeier des Emissares ließ Claudius, wie Tacitus mittheilt, ein ernstes Seegefecht unter verurtheilten Verbrechern abhalten. Er rüstete Galeeren mit 3 bis 4 Ruderbänken und 19,000 Bewaffnete zu diesem Zwecke aus, ließ den See mit Flößen einfassen, auf denen Rotten aus den prätorischen Cohorten zu Fuß und zu Roß standen, damit keiner entweiche. Brustwehren waren angebracht, um mit Catapulten und Ballisten werfen zu können. Den übrigen Theil des Sees bedeckten gedeckte Schiffe mit Matrosen. Die Ufer, Hügel und Bergabhänge erfüllte eine unzählige Menschenmenge, während Claudius selbst in prächtigem Feldherrenmantel und Agrippina in golddurchwirktem Obergewande den Vorsitz führten. Es wurde gekämpft mit dem Muthe tapferer Männer, die nach vielen Wunden von der Todesstrafe befreit wurden.

Nach vollendetem Schauspiele wurde der Emissar geöffnet, wobei sich aber herausstellte, daß der Wasserabzug nicht genügte. Es wurde in Folge dessen der Canal vertieft und später eine zweite Eröffnungsfeier abgehalten, bei der man auf einer Bühne über dem See Gladiatorenspiele abhielt, während ein großes Gastmahl am Emissare den Augenblick vorbereitete, in welchem die Wasser in den Tunnel stürzen sollten. Als der Wasserschwall losgelassen wurde, wirkte er dermaßen zerstörend auf die Canal- und Schleusenarbeiten ein, daß er Alles mit sich fortriß und das Schauspiel mit Schrecken und Verwirrung endigte.

Trotz fehlerhafter Constructionen konnte der Spiegel des Sees doch um 4,5 Meter sinken. — Wenige Monate nach dieser zweiten Eröffnungsfeier starb Claudius. Später hatte in den letzten Jahren seiner Regierung Trajan (98 nach Chr.) die Absicht, den Canal wieder ausbessern zu lassen, doch führte erst 60 Jahre nachher Hadrian dieses Vorhaben aus, indem er nur den aus dem See zum Emissare laufenden offenen Canal bis zur Sohle des Emissares austiefen ließ; jedoch ohne Erfolg; der Wasserstand des Sees nahm nicht weiter ab.

Im dreizehnten Jahrhundert wurden unter dem Kaiser Friedrich II. (1215—1250) nochmals schwache Versuche gemacht, den Fucino trocken zu legen, die aber ebenfalls nicht zum gewünschten Resultate führten. Am Ende des 18. Jahrhunderts galt das Unternehmen für ein übermenschliches, und man verlor die Lust, den Plan weiter zu verfolgen.

Im Jahre 1783 fing der See wieder an, in drohender Weise zu steigen und stieg unaufhaltsam bis zum Jahre 1816. In diesen 33 Jahren erhob sich sein Spiegel um 10 Meter, so daß die angränzenden Ebenen überschwemmt, und ganze Ortschaften mehrere Jahre hindurch dem Elende preisgegeben waren.

Den Bitten der Bevölkerung jener Gegenden nachgebend, regte Ferdinand IV. von Neapel 1790 die Sache wieder an. Die Aufnahme derselben wurde indessen durch die politischen Ereignisse des Jahres 1799 und der Folgezeit, in welcher die Franzosen die parthenopeische Republik gründeten, Napoleon dann nacheinander seinen Bruder Joseph und 1808 seinen Schwager Joachim Murat zu Königen einsetzte, verhindert, bis in Folge des Wiener Congresses jener bourbonische König unter dem Namen Ferdinand I. den Thron wieder bestieg.

Dieser ließ die Studien über die Trockenlegung des Sees sofort wieder aufnehmen, aber es knüpften sich daran Fragen über die Ursachen des bisherigen Mißlingens aller Versuche, von denen man meinte, daß sie zuerst dem Gutachten aller akademischen Körperschaften der Erde zu unterwerfen seien. 1816 und die folgenden zehn Jahre beschäftigten sich diese weniger mit der Sache selbst, als vielmehr mit der Deutung derjenigen Nachrichten, welche Plinius, Suetonius, Tacitus und Dio Cassius über die antiken Unternehmungen hinterlassen haben. Der ruinenhafte Zustand des Emissares und der Wasserstand in ihm erlaubten nicht, sich eine richtige Vorstellung von der Art der Ausführung desselben zu bilden, und die Meinungen schwankten zwischen der des Plinius, welcher sie als eine bemerkenswerthe Arbeit seiner Zeit behandelte, und der des Tacitus, der sie geradezu als ein schlecht ausgeführtes Werk bezeichnete, und in Denkschriften wurde behauptet, Plinius und Tacitus seien Lügner gewesen, weil sie gesagt hätten, daß der Emissar des Claudius seiner ganzen Länge nach fertig gewesen sei.

Man stritt sich noch über diese Punkte, als ein Ingenieur den Vorschlag machte, man möge doch den Claudischen Emissar einmal trocken legen und der directen Beobachtung zugänglich machen, um sich von der wahren Beschaffenheit seines Inneren überzeugen zu können. Die Regierung nahm diesen Vorschlag des Ingenieurs Afan di Rivera an und ließ ihn durch diesen ausführen. Die Untersuchung wurde im Jahre 1835 beendet, wobei ihm der tiefste Wasserstand des Sees, dessen man sich erinnern konnte, zu Hilfe kam, denn er erreichte ein 12 Meter tieferes Niveau, als das vom Jahre 1816.

Rivera arbeitete auf Grund seiner im Inneren des Emissares gemachten Erfahrungen ein neues Project der Trockenlegung des Sees aus, welches im Wesentlichen auf eine Correction des römischen Emissares hinauslief. Indessen nahm die Regierung die Ausführung desselben nicht auf ihre Schultern, sondern zog es vor, die ganze Angelegenheit in die Hände einer Gesellschaft zu geben, welche sie auf eigene Rechnung und auf eigene Gefahr durchzuführen beabsichtige. Diese Gesellschaft fand sich im Jahre 1852. Sie übernahm das Geschäft gegen die Zusicherung, daß das ganze vom Wasser entblößte Gebiet ihr Eigenthum werde.

Fürst Torlonia in Rom hatte sich bei dieser Gesellschaft bereits mit der Hälfte des ganzen Actiencapitales betheiligt. Wenn auch dieses Unternehmen kein sehr gewagtes war, so ist es doch ungewöhnlich, daß ein großer Capitalist einen bedeutenden Theil seines Vermögens in ein Geschäft von ungewissem Erfolge steckt. Um sich nicht dem Vorwurfe auszusetzen, kleinere Capitalisten lediglich auf die Autorität seines Namens hin in risquirte Geschäfte verwickelt zu haben, kaufte Torlonia alle Actien der Gesellschaft auf und unternahm die Trockenlegung des Lago Fucino auf eigene Verantwortung.

Seit 1800 Jahren gewöhnt, jedes auf den Fucino gerichtete Unternehmen mißlingen zu sehen, wurde es Italien schwer, diesem das Vertrauen entgegen zu bringen, welches es verdiente. Das Mißtrauen äußerte sich in dem damals circulirenden Sprüchworte:

»O Torlonia secca il Fucino, o il Fucino secca Torlonia.« (Entweder legt Torlonia den Fucino trocken oder der Fucino Torlonia.)

Es war die erste Sorge Torlonia's, die betreffenden Arbeiten einem tüchtigen Ingenieur zu übergeben. Es wurde dazu ein Schweizer, Herr de Montricher, ausersehen, welcher früher schon die Ausführung des Aquäductes der Durance nach Marseille geleitet hatte.

Herr de Montricher arbeitete zwei Projecte aus, zwischen denen Fürst Torlonia zu wählen hatte. Das eine bestand darin, daß der römische Emissar erweitert und

corrigirt würde, in der Weise, daß zwar der ganze See ausgetrocknet werden könnte, die niedrigsten Theile desselben jedoch während einiger Wochen des Jahres in Folge der Regenzeit überschwemmt blieben. Das andere Project war großartiger und kostspieliger, weil dabei der römische Emissar ganz verschwinden und durch einen neuen, von dreimal größerem Querschnitt ersetzt werden sollte, während das Seebecken das ganze Jahr hindurch keine partielle Ueberschwemmung zu fürchten hätte. — Torlonia gab dem zweiten, dem weitestgehenden Projecte den Vorzug und dem Ingenieur die Mittel, ein Werk auszuführen, welches die Ansprüche an Solidität eben so sehr befriedige, wie es in seiner äußeren Erscheinung großartig und seiner Geschichte würdig sei.

Torlonia ließ bei der Ausführung der Arbeiten im Emissare Rücksicht nehmen auf den Werth und die Beschaffenheit der antiken Bauten, damit ein ausreichendes Material geschaffen werde, die Bedeutung derselben zu würdigen und die Ursachen des Nichterfolges früherer Unternehmungen mit möglichster Genauigkeit zu erfahren.

Das Innere des antiken Emissares zeigte allerdings vielfach die Spuren der Unvollkommenheit der Werkzeuge, wie auch eine im Laufe von 1800 Jahren weit fortgeschrittene Zerstörung. Trotz des ruinenhaften Zustandes, in welchem es sich beim Angriffe der Torlonia'schen Arbeiten befand, war doch dem Auge der Ingenieure klar, daß viele Erscheinungen als Zeichen gewöhnlichen Betruges aufzufassen seien. Dahin gehört z. B. der große Unterschied in den Dimensionen, welche der Emissar an verschiedenen Stellen seiner Erstreckung besaß, und ferner die Anwendung von schlechtem Materiale für den Ausbau des Inneren. Die Mündung des Emissares am See war von monumentaler Bauart und von 10 bis 11 Quadratmeter Querschnitt. Im Inneren zog sich dieser jedoch bis auf vier Quadratmeter zusammen und bot alsdann im weiteren Verlaufe des Tunnels solche Unregelmäßigkeiten dar, daß er unmöglich den Ausfluß der gesammten Wassermenge des Sees hätte aushalten können. In den Wänden bemerkte man stellenweise Einschnitte, die Theile angebend, die den Unternehmern in Accord gegeben waren. Diese mußten dem Narcissus ungeheure Summen zahlen, von denen wohl ein Theil in die Taschen der Agenten desselben floß, welche über Qualität und Quantität der Arbeiten, die sich dem kritischen Blicke der nicht direct Betheiligten entzogen, die Augen zudrückten. Doch nicht alle Unternehmer scheinen sich einer solchen Gunst erfreut zu haben, denn man fand manche Strecken mit größerer Sorgfalt als andere ausgeführt.

Für Narcissus war das Unternehmen ja nichts Weiteres als eine hohe Speculation, ähnlich denen, die noch heute unsere Gründungen charakterisiren, wobei die Hauptunternehmer durch ihre Namensunterschrift am Fuße der Actenstücke einen großen Gewinn ziehen, während die eigentlichen Arbeiter durch dritte oder vierte Hand einen Almosen erhalten, der kaum hinreicht, um das Leben zu fristen.

Der folgenschwerste Fehler aber, welcher bei der Ausführung der unterirdischen Tunnelarbeiten begangen wurde, war bedingt durch einen großen Mangel an Genauigkeit der markscheiderischen Arbeiten. Das Gefälle des Canales, dessen strenge Regelmäßigkeit bei Entwässerungsanlagen von der größten Wichtigkeit ist, war zwar im Allgemeinen, den Niveauunterschied zwischen Ein- und Ausflußmündung betreffend, richtig gewählt, die specielle Ausführung desselben jedoch vollständig verfehlt, denn die Axe des Emissares ließ in ihrem Verlaufe Biegungen und Windungen von solcher Größe bemerken, daß bereits auf einer Strecke von 1 Kilometer Länge der Boden des Tunnels sich in einem 0,1 Meter höheren Niveau befand, als der der Einmündungsstelle des Emissares. Die nothwendige Folge dieses elementaren Fehlers mußte natürlich die sein, daß trotz aller

die Austiefung des offenen Canales im See oder der Einmündung des Emissares bezweckenden Arbeiten durch den Tunnel kein tieferer Wasserstand erreicht werden konnte, als ihn das Niveau jener Erhebung innerhalb des Emissares anzeigte. Derselbe elementare Fehler, in monumentaler Form ausgeführt, verhinderte durch 1800 Jahre die Culturentwickelung der Bewohner des Marsenlandes.

Die Arbeiten Torlonia's wurden im Jahre 1855 begonnen. Nach dreißig Monaten unausgesetzter Thätigkeit war bereits der dritte Theil des römischen Emissares verschwunden und durch einen neuen, von dreimal größerem Querschnitte, ersetzt, als am 28. Mai 1858 Herr de Montricher im 48. Lebensjahre zu Neapel am Typhus starb. An seine Stelle trat Herr Bermont und der Director der Arbeiten, Herr Brisse, zwei Männer, welche mit unausgesetztem Fleiße das Unternehmen in demselben Sinne fortsetzten und sich am 9. August 1862 bereits in der Lage befanden, in Gegenwart einer ungeheuren Volksmenge, das Wasser des Lago Fucino in geregelter Weise durch den Emissar dem Liri zusenden zu können.

Nach 1800 Jahren, nach so vielen vergeblichen Versuchen, jetzt das erste Gelingen eines für die Abruzzen so segensreichen Unternehmens! Das freudige Staunen der neugierigen Zuschauer machte sich in den Worten Luft:

»Se ne va davvero questa volta Fucino!« (Dieses Mal geht der See wahrhaftig fort.)

Die Operation des Wasserablassens wiederholte sich öfters, wenn von Zeit zu Zeit die Canalbauten, vom Emissare aus in den See hinein, hinreichende Fortschritte gemacht hatten. Dieser Canal verläuft anfangs unterirdisch, beginnt bei etwa 20 Meter Tiefe, unterhalb der Mündung des römischen Emissars, und kommt in einer Entfernung von 660 Meter im Seebecken selbst zu Tage. An dieser Stelle ist nun die Mündung des Emissares Torlonia mit monumentalen Schleusenbauten versehen, deren Abschluß im Jahre 1869 erfolgte. Der Torlonia'sche Tunnel besitzt eine Gesammtlänge von 6303 Meter.

Von jenen, mit einem Standbilde der Madonna gekrönten Bauten aus übersieht man jetzt die ganze Fläche des früheren Seebodens. In gerader Linie erstreckt sich von hier aus der Hauptcanal bis auf eine Entfernung von 11,478 Kilometer, wo er in der Gegend von San Benedetto den tiefsten Punkt des Sees erreicht. Dieser Hauptcanal ist dazu bestimmt, alle Gewässer, die sich in das Seebecken ergießen, durch Seitencanäle in sich aufzunehmen und dem Emissare zuzuführen. Er hat an den Schleusenwerken eine Tiefe von 11,39 Meter, an der Sohle eine Breite von 15 Meter, die sich auf einer 3 Meter hohen, an den beiderseitigen Böschungen befindlichen Terrasse bis auf 21 Meter erweitert, während der Abstand der oberen Ränder 41,78 Meter beträgt. Bei diesen Dimensionen, die in einem höchst zarten, im feuchten Zustande plastischen, im trockenen zu einer feinen, lockeren Erde zerfallenden Mergelschlamme ausgearbeitet sind, ist der felsige Untergrund noch nicht erreicht. Dieser Schlamm bildet eine unerschöpfliche Ablagerung des ergiebigsten Ackerbodens.

Die Seitencanäle, welche aus allen Regionen des Beckens die periodischen und perennen Gewässer dem Hauptcanal und einigen Hilfscanälen zuführen, bilden ein rechtwinkliges Coordinatensystem auf diesem. Durch sie wird der Seeboden in Streifen von je einem Kilometer Breite zerlegt, in deren Mitte ein ähnliches System von Straßen den Verkehr für die Culturarbeiten vermittelt.

Um den Vortheil des Kleingrundbesitzes mit dem des Großgrundbesitzes zu ver-

binden, auf allen Punkten also gleichzeitig die Landwirthschaft intensiv betreiben zu können, werden über die ganze Fläche zerstreut, in Distanzen von Kilometer zu Kilometer, Wohnhäuser mit den nöthigen Nebengebäuden hergestellt, in denen die Colonistenfamilien leben und das erforderliche Vieh ein Unterkommen findet.

Das ganze hier gewonnene Grundeigenthum Torlonias beträgt 14005 Hektaren, von denen 219 durch Straßen, Canäle und Gräben eingenommen werden. Es bleiben also 13786 Hektaren productiv.

Im April 1873 bedeckte das Wasser noch 3500 Hektaren, die indessen in etwa zwei Jahren ebenfalls trocken gelegt sein werden. Um den ganzen Gütercomplex verläuft eine Chaussee von 55 Kilometer Länge; sie ist von Pappeln, Weiden, Ulmen, Ailanthus und Nußbäumen eingefaßt. Die frühere Seegränze, zur Zeit, als die Wasserfläche noch 16000 Hektaren maß, ist aber durch schön gearbeitete Kalksteinpiedestale bezeichnet, auf denen gußeiserne Standbilder der Maria immaculata angebracht sind.

Von Interesse sind die Kostenberechnungen, welche Herr Rotrou in seinem oben citirten Werke bezüglich der antiken römischen Bauten im Vergleiche mit den Torlonia-schen giebt.

Die 30,000 Menschen, welche bei den Arbeiten des Claudischen Emissares beschäftigt waren, zerfielen in zwei Classen, nämlich in Sklaven und Freie. Nimmt man an, daß ein Viertel der Gesammtzahl den Freien angehörte, drei Viertel den Sklaven, ferner, daß nach den Angaben von Dureau de la Malle (Dell' economia politica), gestützt auf Mittheilungen des Columella, ein Sklave jährlich 600 Francs, in unserem Geldwerthe ausgedrückt, gekostet hat, ein Freier aber das Doppelte, so kosteten per Jahr:

22,500 Sklaven	13,500,000 Frcs.
7,500 Freie	9,000,000 Frcs.
Das ergiebt für 11 Jahre eine Ausgabe:	
für Sklaven von	148,500,000 Frcs.
für Freie von	99,000,000 Frcs.
In Summa	247,500,000 Frcs.

Rechnet man, um jede Uebertreibung zu vermeiden, die Summe rund zu 200 Millionen Frcs., so bezieht sich dieselbe doch nur auf die Arbeiten am Emissare; man hätte damit nur die Trockenlegung eines Theiles des Sees erreicht. Um das gewonnene Land aber in den Culturzustand zu versetzen, würde wohl noch die Hälfte dieses Capitales erforderlich gewesen sein, so daß der römische Staat für die Gewinnung von etwa 10,000 Hektaren Landes 300,000,000 Frcs. ausgegeben hätte. Es wäre ihm die Hektare auf 30,000 Frcs. gekommen, während sie zu jener Zeit einen Werth von 15- bis 1600 Frcs. hatte.

Die Gesammtkosten Torlonia's, von der Canalisirung des Monte Salviano bis zur Trockenlegung des Sees, dem Bau der Entwässerungscanäle, der Straßen und Häuser, bis zur Cultivirung des fertigen Ackerbodens belaufen sich dagegen nur auf nahezu 30 Millionen Frcs., und man gewann damit 17,000 Hektaren Landes, von denen Torlonia 2500 an die Gränznachbarn gratis abtrat. Der Preis für die Hektare berechnet sich hiernach auf nahezu 2000 Frcs.

Die Rentabilität des gewonnenen Landes gestaltet sich nach den Angaben des Professors Luigi Clemente Jacobini*) etwa in folgender Weise: Es wird vorausgesetzt,

*) In: Il disseccamento del Fucino, memoria letta alla Reale academia dei Lincei, nella tornata del 9. Giugno 1873.

daß der ganze See trocken gelegt ist, und daß von den 13,786 Hektaren productiven Landes 256 Hektaren für Weinbau, 298 für Wiesen, 2157 für Korn, Mais, Bohnen, das Uebrige für wechselnde Culturen bestimmt sei.

Man kann dann erhalten einen jährlichen mittleren Ertrag von

Korn	224,512	Hektoliter	=	4,000,000 Lire
Mais	122,266	»	=	1,000,000 »
Bohnen	67,353	»	=	480,000 »
Heu	15,360	Centner	=	50,000 »
Viehfutter durch 9 Monate	. . . . . .		=	25,000 »
Wein	5,000	Hektoliter	=	50,000 »
		Also einen Gesammtwerth von		5,580,000 Lire.

Es lassen sich ferner noch mit großer Wahrscheinlichkeit cultiviren: Krapp, Hanf, Leinen und Zuckerrüben, welche jene Beträge noch bedeutend erhöhen.

Man schätzt die Zeit nicht mehr fern, daß auf dem Boden des ehemaligen Fucinersees gegen 40,000 Arbeiter beschäftigt sein werden, welche jährlich einen Rohgewinn von 6 Millionen Lire produciren.

Freundlich hatte uns Avezzano zum gastlichen Empfange gewinkt, als wir es tief unter uns von Monte Salviano aus begrüßten. Wir kehrten in einem der beiden Gasthöfe ein, einem Hause, dessen Einfahrt zugleich die Durchfahrt zu einer engen Straße bedeutete, und dessen unterer Stock von einer großen schwarz geräucherten Küche eingenommen wurde. Ein hölzerner Tisch und hölzerne Stühle standen in der Mitte des finsteren Raumes, der fast mehr Licht von dem lustig flackernden Feuer auf dem Herde empfing, als von den kleinen oben in der Wandmauer zum Abzuge des Rauches angebrachten Oeffnungen.

Es gehörte keine bedeutende Phantasie dazu, unter einigen schwarzbärtigen, romantischen Gestalten, die hier ihre Collazione einnahmen, sich einen Rinaldo Rinaldini vorzustellen. Wir wurden in das beste Zimmer des oberen Stockwerkes geführt. Es war geräumig und mit drei Betten bestellt. Die Ecken und Winkel, dicht mit Spinnengeweben besetzt, ließen der Vermuthung Raum, daß die Erzeugerinnen derselben heilig gehalten würden. Wir fanden keinen Grund mehr, an dieser Vermuthung zu zweifeln, als wir unsere Blicke in die Tiefen der beutelförmig herabhängenden Netze versenkten, welche mit Haufen von leeren Häuten von Wanzen (Cimex lectularia) ausgefüllt waren. Sofort wurden die Betten untersucht. Unter den Kopfkissen waren ganze Schwärme davon zu finden. Und da sollten wir schlafen! »Einzig in ihrer Art steht die übel berüchtigte Bettwanze da«, steht in Brehms illustrirtem Thierleben; »schon den alten Griechen war sie als Koris, den Römern als Cimex bekannt. Heutigen Tages erscheint die Wanze wohl fast überall als treuer Begleiter der Menschen.« Wie harmlos auch die weitere naturhistorische Beschreibung dieser Species klingen mag, eine tiefe Entmuthigung bemächtigte sich unser. Wir eilten hinaus ins Freie. An dem weiten Kornmarkte vor dem Gasthofe waren Bruchsteine des Abruzzenkalkes für den Bau von Häusern massenhaft angehäuft. Sie erfreuten das Auge des Geologen durch die reichlichen Einschlüsse von Hippuriten, aber es erforderte das ganze Herz eines für die Wissenschaft Begeisterten und kein geringes strategisches Talent, denselben nahe zu kommen, denn sie waren umlagert von Substanzen, welche ihre Bestimmung eher auf den trocken gelegten Feldern des Lago Fucino gefunden hätten. An den Straßenecken wurde

von Seiten der Ortspolizei zwar aufgefordert, die Gassen reinlich zu halten, nichtsdestoweniger waren dieselben Zeugen davon, daß man den Werth der Abfälle für die Landwirthschaft nicht zu schätzen verstand. Die Nacht brach herein. In einem freundlichen Caffé lasen wir ungewöhnlich lange an den Zeitungen; wir interessirten uns zu lebhaft für deren Inhalt, der uns im Grunde doch sehr gleichgültig war. Endlich gegen 11 Uhr Nachts fanden wir Muth, wieder in unseren Gasthof zurückzukehren. Zwei neapolitanische Handelsleute erzählten uns viel von den höheren Abruzzen, besonders aus der Gegend von Aquila, und so hatten wir das Glück, wieder ein Paar Stunden der Nacht abgerungen zu haben. Doch endlich überwältigte uns die Müdigkeit. Wir ließen uns ein anderes Zimmer geben. Wiewohl überzeugt, daß wir in diesem nicht besser aufgehoben sein würden, hatten wir doch wenigstens nichts g e s e h e n! Es ging uns wie dem Strauß, der seinen Kopf in den Busch steckt. Halb angekleidet wickelten wir uns in das Plaid und legten uns direct auf die Bettdecke. Doch dauerte es nicht lange, als wir auffuhren, Licht anzündeten und einen blutigen Krieg gegen die Descendenten der griechischen Koris und der römischen Cimex führten, in welchem sogleich an 90 Stück ihr Leben einbüßten. Von Zeit zu Zeit wiederholten sich diese Ausfälle, bis der Morgen graute und uns von unserer Angst erlöste.

Unsere beiden Handelsleute lagen im Nebenzimmer nackt und beisammen noch im tiefen Schlafe, als wir an ihnen vorbeischlichen und dem Caffèhause zueilten. Carluccio spannte unterdessen die Pferde an, holte uns darauf ab, und wir fuhren zu dem Emissare Torlonia.

Durch die reiche Gartencultur näherten wir uns allmählich einer Zone, auf der man die diesjährige Kornernte aufbereitete. Eine Reihe von Eseln, mit Maishalmen bis zum Verschwinden bepackt, so daß man nur noch ihre Füße erkennen konnte, braun gebrannte, auf dem Bauche liegende Buben tragend, machte auf uns einen seltsamen Eindruck, während in einiger Ferne haushohe Haufen ausgedroschenen Strohes wie Dörfer erschienen. Zwei in Thätigkeit begriffene Dreschmaschinen brachten ein reges, von vielen Arbeitern unterhaltenes Leben in diese Culturoase der unwirthlichen Abruzzen. Zwei Mönche kauerten neben den Maschinen auf Strohbündeln. Ihre Functionen, die sie dabei verrichteten, konnten wir nicht erfahren.

Eine concentrische, dem Mittelpunkte näher liegende Zone des Seebeckens war noch nicht bebaut. Sie war bezeichnet durch ungemein üppig wuchernde Unkräuter, unter denen Plantago Psyllium weite Flächen überdeckte, andere Gruppen bildeten, die über Mannshöhe erreichten.

Auf den schön angelegten Straßen erreichten wir bald die monumentalen Bauten der Mündung des Emissares Torlonia. Sie waren ausgeführt in festem, gelblichem Hippuritenkalksteine des Monte Salviano und mit einer Solidität und einem Geschmacke, der den betheiligten Architekten und Ingenieuren alle Ehre macht. Dieser Kopf des Emissares enthält im Wesentlichen die Schleusenwerke und Katarakte, welche zur Regulirung der abfließenden Wasser des Sees während der Trockenlegung und nach derselben dienen. Im Principe einfach, sind sie für jede Eventualität und sehr dauerhaft construirt.

Von der Ueberbrückung dieses Kopfes aus wurde unser Auge lange gefesselt durch die weite Aussicht auf das flache Seebecken, durch die Tausende von Arbeitern, welche noch an der Canalisirung beschäftigt waren, sowie namentlich durch die Perspective der 7 Kilometer langen Parallellinien des Hauptcanales, die in der Ferne ihren Verschwindungspunkt zu erreichen schienen. Nahe an 40 Fuß tief schnitt der Hauptcanal in die noch plastische Schlammablagerung des Sees ein, deren homogene Beschaffenheit und

Mächtigkeit uns eine Ahnung fassen ließ von den immensen Zeiträumen, während welcher der von den Wassern mitgeführte und suspendirte Gebirgsdetritus zum ruhigen Absatze gelangte. Etwa 4 Meter unter dem oberen Rande der Canalböschungen bemerkte man indessen eine Zone von etwa 1 Meter Höhe, in welcher 4 handhohe Parallelstreifen conform mit jenem Rande verliefen. Bis etwa eine Stunde weit haben wir dieselben in den See hinein verfolgt, ohne daß sie an Mächtigkeit verloren. Es waren offenbar 4 parallele Lagen eines fremdartigen Materiales, welche das Seebecken einnahmen, und zwar eines Materiales, welches durch seine grobsändige Beschaffenheit verrieth, daß in vier in gewissen Intervallen auf einander folgenden Perioden Ursachen ganz anderer Natur gewirkt haben als diejenigen, die den feinen Seeschlamm ausbreiteten.

Eine oberflächliche Untersuchung mit der Lupe an Ort und Stelle ließ sogleich in diesem Sande die Bestandtheile einer vulcanischen Asche erkennen und veranlaßte mich, eine zur näheren Untersuchung hinreichende Menge desselben mitzunehmen. Es mußte ferner auch von hohem Interesse erscheinen, die geologische Natur des feinerdigen Seebodens selbst kennen zu lernen; denn, gegenüber den geognostischen Verhältnissen, unter denen der Fuciner See seit unberechenbaren Zeiten existirte, inmitten einer sterilen Felsenwüste, bestehend aus Kalksteinen von großer Reinheit, fern von vulcanischen Gebirgen, trat eine so mächtige Ablagerung des feinsten, frischen Mergelbodens, wie er den Grund des Sees bis zu unerreichten Tiefen zusammensetzt, dem Geologen als ein vollständiges Räthsel entgegen. Es scheint mir von allgemeinerem Interesse, die Resultate der später in dem mineralogischen Laboratorium des Polytechnikums zu Karlsruhe angestellten Untersuchungen über diesen Gegenstand kennen zu lernen, weshalb ich mir erlaube, dieselben hier mitzutheilen. Die Hippuritenkalksteine, welche zunächst dem See die Gebirge bilden, sind so rein, daß sie sich in Salzsäure fast ganz, bis auf einen nur 0,09 Proc. betragenden Rückstand auflösen, in welchem sich jedoch, wie das bei Kreidekalksteinen häufig der Fall ist, keine Formen verkieselter Organismen erkennen lassen. Außerdem fanden sich darin nur 0,66 Proc. Magnesia und 0,05 Proc. Phosphorsäure. Aehnlich war auch die kreideweiße Varietät des Gesteines zusammengesetzt. Wesentlich kann dieser Kalkstein demnach nur durch seine mechanischen Zertrümmerungsproducte, wie sie durch die Bearbeitung in Flußbetten gebildet werden, zur Erzeugung von Ackerboden beitragen und nicht etwa durch beigemengten thonigen Seeschlamm, wie er sonst in mergeligen Kalksteinen bis zu ziemlich hohen Procentsätzen enthalten zu sein pflegt und nach der Auflösung des Kalksteines durch kohlensaures Wasser rückständig bleibt.

Dieser Auffassung entspricht auch vollkommen die Natur des mächtigen Schlammabsatzes im Becken des Fuciner Sees. Im feuchten Zustande dunkelgrau, fast plastisch, im trockenen hell weißgrau, leicht zerreiblich und sehr homogen, gab er an schwache Säuren nur etwa 32 Proc. kohlensauren Kalk ab, während ein Rückstand von etwa 68 Proc. aus kieselsauren Salzen verschiedener Art bestand. Das Mikroskop zeigte in diesem Rückstande eine Anzahl von Mineralien, wie sie vulcanischer Asche eigenthümlich sind, besonders glasigen Feldspath (Sanidin), Leucit, Augit, Olivin und Magnesiaglimmer.

Diese Zusammensetzung wirft ein interessantes Licht auf die Ausfüllung des Seebeckens und steht in genauem Zusammenhange mit den vier Lagen vulcanischer Asche, die als solche noch deutlich in dem Profile des Hauptcanales zu beobachten sind.

Es ist mir nicht bekannt geworden, daß in der historischen Zeit Aschenregen bei Eruptionen der italiänischen Vulcane in den Abruzzen beobachtet worden sind. Es ist wahrscheinlich, daß diese Producte einer vorhistorischen Periode vulcanischer Thätigkeit angehören. Und wenn auch in den niederen Bergreihen der Terra di lavoro, wie

überhaupt am Fuße der südlichen Apenninen vulcanische Asche in den Thälern, stellenweise auch auf Hügeln gefunden worden, von der Ausbreitung derselben in den höheren Abruzzen hatte man bisher keine Ahnung.

Die vulcanischen Aschen, welche in dem Schlamme des Fucino als besondere Lagen erkennbar waren, führten vorwaltend kleine, bis linsengroße Stückchen von bimssteinartiger, schaumiger Structur. Nur selten konnte ich einige solide Körper von denselben Dimensionen herauslesen. Doch war es möglich, von ihnen Feinschliffe für mikroskopische Beobachtungen herzustellen, um die Frage zu entscheiden, von welchem der italiänischen Vulcane jene Aschen herrühren möchten. Man konnte noch deutlich in dem Feinschliffe glasigen Feldspath, die achtseitigen Contouren der Leucitkrystalle sowie bereits braune, in palagonitische Substanz verwandelte Augitkrystalle entdecken, sowie Magneteisenkrystalle, welche das Gemenge durchschwärmten. Es wurde dadurch eine Structur des Gesteines bedingt, wie sie genau ein Feinschliff von Vesuvlava zeigte, die ich selbst von dem Strome des Jahres 1872 aus der Gegend von San Sebastiano mitgenommen. Ich glaube um so weniger an der Herkunft der Aschen vom Vesuv zweifeln zu dürfen, als die bimssteinartigen Stückchen, wenn sie mit einem weichen Körper zerdrückt wurden, eine größere Zahl kleiner Leucitkrystalle mit wohlerhaltener charakteristischer Form hervortreten ließen, und als eine chemische Analyse die Hauptbestandtheile der Aschen in denselben Quantitäten herausstellte, in welchen sie in den Vesuvlaven enthalten sind.

Indessen ist Leucit auch ein Bestandtheil der Laven der Rocca Monsina bei Teano und des Albaner Gebirges bei Rom, so daß möglicher Weise auch diesen ausgestorbenen Vulcanen ein Antheil an der Bildung des Fucino-Schlammes zugeschrieben werden kann. Wenn auch die letzteren beiden Vulcane etwa 10 Meilen vom Fuciner See direct entfernt sind, der Vesuv aber gar 22 Meilen, so ist selbst diese letztere Entfernung kein Einwurf gegen die Möglichkeit des Aschentransportes durch die Luft, da es bekannt ist, daß im Jahre 1794 die Vesuvasche 25 Meilen weit nach Calabrien, im Jahre 472 sogar bis nach Constantinopel getragen wurde.

Wir müssen uns demnach die Bildung des Fucino-Schlammes entstanden vorstellen aus der Zusammenschwemmung der über die Abruzzen ausgebreitet gewesenen feinen vulcanischen Aschen, welche mit dem Pulver mechanisch zertrümmerter Kalksteine gemengt zum Absatze gelangte, während einige Aschenregen so stark fielen, daß sie im See direct etwa handhohe Lagen selbständig bildeten. Es ist denkbar, daß jene Aschenablagerungen an geschützten Stellen im Gebirge noch heute erhalten geblieben sind, und daß dieselben bei der im Gange befindlichen italiänischen geologischen Landesuntersuchung eine nähere Berücksichtigung finden werden.

Was den landwirthschaftlichen Werth des Ackerbodens betrifft, der aus dem Schlamme des Fuciner Sees hervorgeht, so habe ich eine Probe davon meinem Bruder Wilhelm, Professor der Agriculturchemie an der Universität zu Leipzig, zur näheren Untersuchung gesandt. Er führte die agronomische Analyse des Bodens aus, sowohl nach seinen Bestandtheilen wie nach seinem Absorptionswerthe für Pflanzennahrungsmittel, besonders Ammoniak, und seinem Düngungszustande. Er fand, daß der Boden ein vorzüglicher und seinem landwirthschaftlichen Werthe nach gutem Mergelboden gleich zu achten sei.

Trotz manches Ungemaches, welches die Abruzzen dem Wanderer bieten, fiel es uns schwer, wieder von ihnen scheiden zu müssen. Der Geologe findet hier genug des Interessanten, um mehrere Frühlings- oder Herbstperioden, im Sommer wohl auch im hohen

Gebirge beschäftigt zu sein. Es war bereits hoher Mittag, als wir uns zur Abfahrt rüsteten.

Seitdem wir am 23. Juli von Hospenthal aus über den St. Gotthardt marschirt waren, wobei uns ein schweres Gewitter auf den Fersen folgte, hatten wir keine Wolke mehr gesehen. Ein unwandelbar heiterer Himmel breitete sich über ganz Italien aus; doch jetzt, es war am 17. August, machte sich auch hier der etwas tiefere Sonnenstand bemerklich, weniger für die Empfindung, als vielmehr für die atmosphärischen Erscheinungen, für welche das Gebirge ein Prophet ist. Ueber dem Fucino hatte sich bereits eine Wolke condensirt, als wir in Avezzano wieder anlangten. Das Angedenken an die vorige Nacht, die Angst vor einer zweiten erleichterten uns den Abschied von dieser originellen Gegend. Wir hatten das Wichtigste gesehen, zu eingehenden wissenschaftlichen Untersuchungen reichte die Zeit nicht, und der Wunsch, den Ingenieur, Herren Brisse, kennen zu lernen, wurde durch den unglücklichen Umstand vereitelt, daß derselbe an einem Armbruche krank, an's Bett gefesselt war. Carluccio fütterte nur noch die Pferde, und dann ging's hinaus, zunächst wieder auf die Serpentinen des Monte Salviano. Nur langsam, etwa in einer Stunde, erreicht man seine Höhe. Die Wolke über dem Fucino hatte sich gewaltig vergrößert und verfinsterte die Fläche des breiten Beckens. Lange Regenfahnen hingen aus ihr herab und zuckenden Blitzen folgte nach längerer Pause ein dumpf rollender Donner. Im hohen Gebirge begannen mächtige Cumuluswolken emporzuquellen und die Kalkhörner, noch beleuchtet und aus finsterer Umgebung hervorragend, ließen darüber streiten, ob sie mit Schnee bedeckt seien oder nicht. Noch einen Blick warfen wir auf die großartige Landschaft, und sie war durch den Rücken des Berges unseren Blicken entzogen, in der Stimmung aber noch lange nachwirkend.

Der heitere Himmel vor uns provocirte wieder den guten Humor, der Angesichts des drohenden, aber trägen Ungewitters über dem Fucino sich etwas eingeengt fühlte. Unter uns übersahen wir bereits die Gefilde der Campi Palentini, auf denen ein paar opalisirende, durchscheinende Luftsäulen den Kampf der atmosphärischen Wasserdämpfe mit der sich erniedrigenden Temperatur andeuteten. Nur wenige Minuten noch, und sie begannen, sich zu verdunkeln; kaum hatten wir Zeit, den Hut des Wagens aufzuschlagen und uns ins Plaid zu wickeln, als wir uns fast plötzlich von dichten Wolken umhüllt fanden. Der heulende Sturmwind überschüttete uns mit nußgroßen Hagelkörnern. Rasch gestaltete sich die Straße zu einem Wildbache, die Pferde scheuten und brachten uns in wenigen Minuten in die Gegend von Capistrello, von wo aus wir noch unter heiterem Himmel längere Zeit hindurch unsere isolirte Hagelwolke auf dem Rücken des Salviano lagern sahen.

Wir fuhren das Lirithal, unter dem leisen Regen eines leichten Stratus, der bei Sora endigte, hinab. Am Abende in Isola angelangt, genossen wir noch lange die Kühle der Nacht von etwa 24 ° C. Von dieser Zeit an sammelten sich jeden Mittag Gewitter auf den Bergen, deren Regen die tropische Sommertemperatur allgemein so weit herabstimmt, daß das herrliche Klima vorbereitet wird, welches vom Ende des Septembers das Reisen in Italien so zauberisch erscheinen läßt.

In einer poetischen Beschreibung des Lago Fucino in seinem „Itinerario da Roma a Napoli“ sagt Alexandre Dumas, auf das Torlonia'sche Werk der Austrocknung des Sees weisend:

„Principe, voi compiete un' opera fallita nell' antichità. Roma avrebbe elevato un tempio a quello fra i suoi imperatori che vi fosse riuscito.

I moderni, più ingrati, sdegnano di decretare civiche ricompense ai grandi cittadini; in ogni caso, se vi si vota un tempio, eccovi la mia pietra! —

Du vollbrachtest ein Werk, o Fürst, welches im Alterthum mißglückte. Rom würde dem seiner Kaiser einen Tempel errichtet haben, dem es gelungen wäre.

Die jetzigen Menschen, undankbarer geworden, verschmähen es, für ihre großen Bürger öffentliche Belohnungen zu beschließen; für jeden Fall sollte dir ein Tempel votirt werden: hier ist mein Stein dazu!

Indessen hat sich Torlonia einen Tempel selbst gebaut, eine Begräbnißcapelle in der Laterankirche zu Rom, deren Pracht wohl mehr kosten dürfte, als ein armes Volk zu erschwingen vermag, dem man durch die Trockenlegung des Sees aufhelfen will. Die Kreuzesabnahme Christi und dessen Grablegung in tadellosem Marmor; der prachtvolle Altar, dessen vordere Flächen mit symmetrisch geschnittenen und polirten Platten sibirischen Malachites und tiefblauen Lapis lazuli bedeckt sind, kann man als Symptome des überreichen Luxus auffassen; ein Denkmal aber setzte sich Torlonia durch die Cultur des Fucino; ein Werk, welches die Vortheile einer tüchtigen Speculation mit den Forderungen edler Humanität zu verbinden wußte und Tausenden von Familien eine auf Arbeit gegründete rechtschaffene Existenz gewährt.

Der Pariser Salon.

Von

Friedrich Karl Peterssen.

Repräsentanten des militärischen Chauvinismus haben auch heuer im Salon sich wenig erbauen können; gleichwohl war das ihnen Gebotene numerisch bedeutender als im verwichenen Jahre. Nach einem wirklichen Schlachtenbilde sieht man sich vergebens um. Der Brüsseler Castellani malte eine Episode aus den Sedantagen, die kein Gefecht, sondern einen Versuch französischer Panzerreiter, die deutschen Linien zu durchbrechen, darstellt. Von allen Seiten mit Flintenkugeln begrüßt, bricht die im Frühlicht über die Ebene einhergaloppirende Schwadron, der auf einem erbeuteten Cuirassierpferde ein wild die Flinte schwingender Turko voraneilt, förmlich im Fluge zusammen. Es ist ein Vorwärtsrasen, ein Ausgreifen, ein Sturmjagen der Rosse, daran sich jeder Sportfreund ergötzen muß. Aber in den zu Tode getroffen stürzenden und gestürzten Reitergestalten tritt zu sehr das tragische Element zu Tage, als daß Chauvin, den nur ein directes Siegen der Seinen zur Begeisterung entflammt, seine Freude daran haben könnte. Der Urheber des Bildes ist denn auch in Chauvins Augen ein Vermessener, der nach dramatischem Effecte hascht, aber seinen Zweck nicht erreicht. Hätte Castellani nur die mindeste Niedersäbelungsparade mit Prussiensvertilgung gemalt, so würde ihn Chauvin in den Himmel erheben.

Nicht glücklicher als unser Brüsseler war der Pariser Edouard Detaille mit seiner »Cuirassiercharge im Dorfe Morsbronn (6. August 1870)«. Läßt es sich dieser Soldatenmaler nicht beikommen, ein ganzes Regiment Panzerreiter in die heilloseste Klemme zu bringen, und damit die Unfehlbarkeit der französischen Corpsbefehlshaber darzuthun? Bis an die Barricade, die doch wahrlich der Kurzsichtigste schon am Ein-

gang der Straße bemerken mußte, ließ der Obrist die Leute vorsprengen. Nun soll Kehrt gemacht werden; aber da halten die armen Teufel, dicht zusammengedrängt, unter dem Kugelregen der aus den Fenstern schießenden Deutschen, und können nicht vor- noch rückwärts. Detaille ist ein gewandter Darsteller; trotzdem verwerthete er den Stoff vom dramatischen Standpunkte nichts weniger als genial.

Unser volles Lob verdient dagegen in der Hinsicht Alphonse de Neuville mit seinem »Gefecht an einem Schienenwege«. In zahlreichen Figuren veranschaulicht der Künstler das Gespanntsein, welches beim Soldaten die kriegerische Action bedingt, die auf mannichfache Art sich offenbarende Kriegsmisère. Von der Anhöhe im Hintergrunde schleudern deutsche Geschütze herwärts ihre Sprenggeschosse. Am Bahnwalle sind Mobilgardisten zum Souteniren eines Häufleins Vincenner Scharfschützen, die plänkelnd im Gehölze jenseit der Bahn vorgehen, eingetroffen. Hier stehen und liegen sie spähend an der Böschung. Oben halten ein paar Officiere sich duckend Ausschau. Einen streckte bereits eine Kugel hin. Hintenüber stürzt getroffen jener Gardist. Nebenan steigt ein anderer mit der Büchse in der Hand beherzt empor. Drei, vier liegen bäuchlings, mit der Flinte neben sich, da. Mit einer Kugel im Beine rutscht dieser den Wall herab. In wilden Sätzen bemißt der Länge nach, verwundet oder todt, jener den Abhang. Ein paar Gefallene, Deutsche und Franzosen, vervollständigen die Darstellung, die in Bezug auf Anordnung und Malerei, auf Alles gelungen zu nennen ist.

Vier Künstler versuchten es, Chauvin betreffs ihrer zu überschwänglichem Lobe zu begeistern, erreichten aber nicht ihre Absicht. Antoine Duvaux faßte den heroischen Entschluß, französische Reiter bei Gravelotte eine Legion deutscher Uhlanen und Cuirassiere vernichten zu lassen, überzeugt uns aber durch seine Composition, daß das Gegentheil geschehen. Besser ergeht es kaum Jean Beaucé mit seinen französischen Jägern, die ein deutsches Uhlanenregiment vernichten sollen. Dagegen ließ Emile Brisset eine preußische Uhlanenpatrouille wirklich in einen Hinterhalt gerathen und zum Theil durch französische Fußsoldaten mit Chassepots ins Gras beißen. Das Bild mag Chauvin leiden.

Die Bravour der Ex-Papstzuaven verherrlichte Lionel Boyer mit einem Chargenbilde aus der Schlacht bei le Mans: »Vorwärts, für Gott und Vaterland!« ruft der berühmte General Gougeard, und bedächtig schreitet das Corps, sich schußfertig machend, die Anhöhe hinan, indeß hier im Winkel ein paar Helden ihr Müthchen an einem wehrlosen Gefangenen kühlen. Von bedeutender Drastik ist eine Skizze von Etienne Delrieux, einen Cuirassierangriff darstellend. Unter dem stahlgrauen, fahl durchleuchteten Gewitterhimmel strömt das Gros der Reiter auf der Ebene zum Angriffe vor. Es ist ein wildes, unbändiges, rasendes Jagen; der Roß- und Reiterknäuel wälzt sich förmlich im Sturme dahin.

Den Allarmruf »Der Feind ist da«! verwerthete Alexandre Protais zu einer Leistung. Just erscholl das Signal. In das Gebüsch rücken die Scharfschützen vor. Die Linientruppen harren in Haufen des Momentes zum Angriffe. Keuchend und schwitzend treffen ein paar Nachzügler ein, und barsch verweist ihnen ihr Ausbleiben der diensteifrige Unterofficier.

Mit einer köstlichen Persifflage producirte sich Louis Henry Dupray. Wie der General Ducrot, der Admiral La Roncière-le-Nourry und andere große Feldherren zur Zeit der Belagerung von Paris die Vorposten besuchten, zeigt er uns. Die Herren kamen bei Sturm und Regen herangeritten. Dort stehen unter der Obhut Gemeiner ihre Pferde. Dicht in den Mantel gehüllt bewegen sich die Besucher herwärts. Die Gesichter erglänzen im schönsten Roth. Man merkt wohl, bei ihnen ist Schmalhans

noch nicht Küchenmeister, und das Frühstück, welches sie eingenommen, bestand nicht in Pferdefleisch und Seinewasser. Jovial zeigt drum auch der Vorausschreitende mit dem Rohrstock auf den mageren Roßcadaver, der dort am Wege liegt. „Ce sont des pochards!“ rief in meinem Beisein Jemand lachend vor dem Bilde aus. Und, mein' Seel', der Jemand hatte nicht Unrecht.

In verschiedenen Soldatenbildern kam das elegische Element zu Geltung. Der Metzer Louis Devilly hat in die Fußstapfen Protais' treten und eine Abschiedsscene bei Metz dramatisch darstellen wollen; es ist aber beim Wollen geblieben: die Officiere stehen wohl recht betrübt und zerknirscht da, aber es geht ihnen das Ungezwungene, das Natürliche ab, und der Greiner in Uniform, der uns das Gesicht zuwendet, macht nahezu den Eindruck des Tragikomischen. Wie die Officiere des 1. Gardegrenadier-Regimentes bei Metz ihre Fahne zerrissen und die Fetzen an die Mannschaften vertheilten, zeigt uns Emanuel Massé in einem Bilde, das allerdings eine gewisse Pietät bei den Soldaten zu Tage treten läßt, aber doch nicht den rechten Eindruck macht. Gelungen ist die Darstellung eines Défilés in der Belagerungszeit von Emile Bayard. Am Richtpfahl im Grase liegt mit der weißen Augenbinde am Kopfe der Erschossene. Vorüber marschiren die Truppen. Und in den Zügen der seitwärts nach dem gerichteten Cameraden Schauenden äußert sich das von dem Anblicke bedingte Empfinden in charakteristischer Weise. Nicht minder drastisch stellte Bayard einen Auftritt aus jenen Tagen dar, der uns einen Zug für das Schlachthaus bestimmter alter, abgemagerter Pferde vorführt. Es liegt in diesen durch den feuchtkalten Decembermorgen sich dahinschleppenden wandelnden Thiercadavern Etwas wie das handgreifliche Drohen der Hungersnoth ausgedrückt.

Mit einer Leichenparade gedachte Auguste Lançon seine patriotischen Landsleute zum Bewundern seines Maltalentes zu bearbeiten. Allein wenn der Anblick seiner todten Marinefüsiliere und der lebendigen Baiern, die jenen den Garaus gemacht, den nervenschwachen Epicier mit Wehmuth und Revanchelust erfüllte, so wandte die Kritik dem Bilde mit einem bezeichnenden Achselzucken den Rücken. Der Trauer des Offiziers um den gefallenen Cameraden widmete Beaucé eine Leinwand. Ergreifend wie die einsame Gestalt vor dem schmucklosen Grabe im Walde wirkt der greise Officier auf der Steinbank im Freien, den Protais als um das verlorene Metz trauernd uns vorführt.

Mehrere Atelierpatrioten befaßten sich mit dem Verherrlichen der Franctireurs. Narcisse Chaillou malte eine Sterbescene, die in einem Stallraume im Elsaß spielt. Mutter, Tochter und der verwundete Sohn in Uniform bilden die Hauptgruppe. An der Thüre im Hintergrunde halten Zwei behutsam Ausschau, denn — der Feind kommt. Léon Antoine Couturier zeigt dem Salongast ein paar Franctireurs, die hinter einer Hofmauer als Scharfschützen ihr Wesen treiben. Wie die Franctireurs, die im Walde von Fontainebleau spukten, aussahen, zeigt uns Paul Jazet. Nein, der kunterbunten Bande! Die Darstellung des Banditenkampfes ist übrigens lebenswahr.

Mit Bezug auf das gedemüthigte Frankreich und den Elsaßjammer ist aus dem Salon nicht viel Neues zu melden. Joseph Ranvier ließ es sich beikommen, einen lebensgroßen Prometheus mit Lämmergeier-Appendix zu malen und zur Seite eine Elsässerin nebst ihrem Töchterlein oder einer Lothringerin zu postiren, die erwartungsvoll auf den nackten Bogenschützen und Befreier im Hintergrunde blickt, indeß ihre Gefährtin beim Anblicke der Schreckensscene hier vorn entsetzt die Hände ringt. Das arme Frankreich! Der Befreier soll wohl Heinrich V. oder der Kleine von Chiselhurst sein? Wenn Ranvier kein Patriot ist, so giebt es in Neugallien keine Patrioten mehr. Auch

Camille Pabst kann die Niederlagen der »großen Nation« noch immer nicht verschmerzen. In einem Bilde führte er uns Elsäßer vor, die 1873 zu dem Einzuge französischer Truppen in die Garnisonstädte im Osten Kränze winden, in einem andern eine elsässische Mutter, die ihrem Söhnlein die dreifarbige Cocarde zeigt. Pabst hat als Darsteller Talent; Schade, daß er am Franzosenfieber kränkelt! — Eine vernünftige Patriotenäußerung ist Alphonse Muraton's »Frankreich, von der Zeit wieder emporgebracht«. Der dargestellte Kronos mit der Hippe ist freilich ein sehr wenig rühriger Gesell; aber der vor ihm knienden Pariserin in Trauerkleidern scheint es, trotz ihres blassen Aussehens, schon nicht mehr an Energie zu fehlen, mit Vehemenz drückt sie die vom Schafte genommene schöne blau-weiß-rothe Fahne an's Herz. Am Schafte ragt die famose Tricolore in dem wunderschönen Bilde, mit dem Philibert Léon Couturier seinen Patriotenhumor belegt. In der Wirthsstube ergötzen sich ein paar militärpflichtige Jünglinge, die »Recruten der Revanche«, wie Couturier sie nennt, mit Gesang, indeß etliche Stammgäste zuhören und eine gehobene Revanchestimmung anstreben. Bravo, ruft Chauvin. Hat er angesichts des Corps der Rache nicht alle Ursache dazu? Daß ein gewisser Heldenmuth dazu gehört, im Wirthshause einen Revanchesang zum Besten zu geben, ist einleuchtend. Jakob Lustau aus Saarlouis läßt vor einer Jahrmarktsbude mit Zielpuppen einen patriotischen Piougiou auf den Wink eines tapferen Husarenofficiers mit einer Billardkugel einen kleinen Pickelhauben-Prussien bombardiren und betitelt seine Pinselthat »Die Niedermetzelung der Unschuldigen«. Welch' ein geistreicher Mensch! —

Von den wenigen officiellen Porträts, die ausgestellt sind, bietet das des Marschalles Mac Mahon, von René Princeteau, ein gewisses Interesse dar. Wir erblicken den Generalissimus, wie er, seinem Stabe vorausreitend, eine Truppenmusterung abhält. Das röthliche Gesicht mit dem weißen Schnurr- und Kinnbart und den etwas verschleierten Augen hat auch Princeteau zu keinem vielsagenden emporidealisirt. Kappe und Uniform sind im besten Paradezustande aus den Farbtöpfen hervorgegangen, was kann man mehr verlangen? Und dennoch sind die Pariser — die Undankbaren! — nicht entzückt von dem Bilde.

Sehr wenig symbolisch-historische Bilder sind ausgestellt. Geistvoll ist die von Marie Bader geschaffene Leinwand »Der Nachruhm«. Im Rahmen einer düsteren Landschaft sitzt, sinnend herwärts blickend, eine Frauengestalt in violetter Gewandung als Spenderin der Palme und des Lorbeers. Zu ihren Füßen ruhen ein todter Dichter und ein entschlafener Sänger. Der Straßburger Franz Ehrmann stellte ein Bruchstück von einem die Geschichte der Kunst veranschaulichenden Friese mit vielen sinnig verketteten ausdrucksvollen Figuren aus. Joseph Mazerolle widmete ein von Weidenzweigen umranktes formenüppiges, hochwüchsiges Frauenbild mit einer Zackenmuschel als Kopfschmuck dem Fischfange. In dem Bilde einer à l'orientale drapirten Mutter, die zu dem eigenen Kinde ein fremdes angenommen, verherrlichte William Bouguereau die Nächstenliebe. Die Kritik findet die Malerei dieses Künstlers etwas allzu säuberlich; allein das muß selbst der Neid anerkennen, im zarten Hervorrunden des Menschenantlitzes und der Körperformen ist Bougueran Meister, und auf treffende Weise bringt er das charakteristische Seelenleben zur Anschauung. Die beiden schlummernden Knäbchen auf dem Schoße der Mutter sind reizend; das Antlitz der Letzteren strahlt in mildem Glanze deren keusches Denken und Empfinden aus.

Unter den zahlreichen Künstlern, welche einen Stoff aus der Mythologie Verwertheten, thaten sich zwei: Henry Gervex und Louis Priou, als Humoristen her-

vor. Jener malte einen Satyr, der mit seinem Liebchen, einer hübschen Bacchantin, tändelt. Weidlich zerzaust der zottige Bursch der rücklings auf seinem Schoße Gebetteten das aufgelöste lange Blondhaar, während Schönevchen schelmisch lächelnd heroisch den Geliebten am schwarzen Schopf packt. Nun lacht der Gesell, als wolle er aus der Haut fahren; weit reißt er den breiten Mund auf, die lange, classische Nase bekommt den Lachkrampf, hoch fährt der energisch sich krümmende linke Arm empor. Ergötzlich! Gervex schuf auf Leinwand eine in Vater, Mutter und Sohn bestehende Satyrfamilie. Eben wurde im Freien gespeist; in Ueberfluß liegen noch die köstlichsten Früchte umher. Da hat der zottige schwarzbärtige Vater mit den Weinblättern im Haare beschlossen, das talentvolle Söhnchen solle ein wenig Musik machen, und hat es auf's linke Knie genommen. Nun musicirt der kleine Rothhaar auf der Doppelflöte und bläst, so herzhaft er kann, indeß der Vater, beide Hände vorstreckend und mit der Zunge schnalzend die Rolle des Anfeuernden spielt, und die blondhaarige Mutter, auf das andere Knie des Mannes sich stützend, behaglich zuhört. Solche Bilder betrachtet man mit Vergnügen, trifft man aber leider selten auf der Ausstellung an.

Eine hervorragende Leistung ist ferner Edouard Blanchard's »Hylas und die Nymphen«. Durch jene Lichtung im Walde kam der schöne Jüngling mit dem Kruge, Wasser zu schöpfen. Eben legte er sich bäuchlings auf den Rand des Baches nieder. Aber schon faßte ihn eine rücklings auf der dunkelen Fluth sich wiegende Najade am Arme, streichelt ihm eine andere, seitwärts aus der Fluth auftauchende die gebräunte Wange, bricht eine dritte energisch durch das Röhricht. Von wunderbarer Tiefe sind die dunkelen Augen der unter dem Laubwerke sitzenden Nymphe; es leuchtet darin eine verzehrende Liebesgluth. Der Elsässer Johann Zuber verwerthete denselben Stoff in einem kleineren Bilde, im Rahmen einer duftigen Frühlingslandschaft.

Bemerkenswerthes lieferten in dem Gebiete noch Joseph Danton (»Hercules zu den Füßen der Omphale«), Armand Heullant (»Opfergabe an Venus«), Emile Levy (»Amor und die Narrheit«), Henri Picou (»Reißaus vor Amor«), Lecomte-Vernet (»Penelope«), Lecomte du Nouy (»Eros«) und Andere mehr.

Alttestamentliche Stoffe wurden auch zu dieser Ausstellung vielfach verwerthet. Einen wahren Riesenkain malte Pierre Cabanel, und einen recht kleinen Abel dazu. Aus den Wolken guckt der liebe Herrgott hervor. Allein trotz der interessanten Zugabe hält die Kritik mit ihrer Anerkennung hinter dem Berge. Wahren Schmerz äußert das Aelternpaar, welches nebst dem erschlagenen Sohne unter dem Titel »Die erste Trauer« Edouard Ponsan uns vorführt. Die Hände ringend kniet der Vater zur Seite der gesenkten Hauptes den entseelten Leichnam betrachtenden Mutter. Die Composition ist meisterhaft angeordnet, die Malerei ist ferm und gesund. Wie Jahel den bösen Sisara vom Leben zum Tode brachte, demonstrirt in einem großen Rahmen François Grellet. Das Weib in dem faltenreichen weißen Gewande sieht nach der Missethat etwas verstört drein und ballt dramatisch die Hand. Aber es war auch keine Kleinigkeit, mit dem schweren Hammer, den ihr Grellet geschenkt, den Streich zu vollziehen, und der Bolzen, den sie dem Bejammernswürdigen durch den Kopf getrieben, sitzt mit schrecklicher Capacität in der Wunde, indeß der Festgenagelte gräulich die Augen verdreht. Ein tröstlicheres Bild lieferte Eugène Thirion mit seiner »Rebekka am Brunnen«. Die aufrecht dastehende schlankwüchsige Jungfrau in dem rothen Gewande bildet mit dem tief gebückt aus dem ihm dargereichten Kruge trinkenden Manne im braunen Wanderkleide eine Gruppe von bezaubernder Schönheit. Den keuschen Joseph und die böse Frau Putiphar stellte Pierre Dupuis dar, und zwar, wie sie am Lager der

liebeskranken Dame im besten Ringen begriffen sind. Nun ja, die Dame ist unternehmungslustig, Dupuis hat das eingesehen; wie der arme Joseph ihren Fängen entgehen soll, das wissen die Götter. Einen recht netten kleinen David mit einem recht abscheulichen Goliathhaupt an der Hand malte Elie Delaunay. Dem armen Simson und der perfiden Delila verhalf Paul Rouffio zu einigem Ansehen, und Hiob kam durch Louis Capdevielle auf Mist, wenn auch nicht in seiner Bedeutung, zu Ehren, denn so feist darf wohl ein Capuciner sein, kein Hiob. Nicht weniger als drei Künstler versuchten mit einer Judith ihr Glück. Das originellste Judithbild schuf Bernard de Gironde. Die Feldbinde von schwarzem Tüll war überflüssig, thut aber der Wirkung keinen Eintrag. Finster blickt die Dargestellte auf das blutige Haupt, das die Mohrin zu ihren Füßen in ein Tuch bindet. Die Gestalt ist dramatisch gehaltvoll. Zwei Maler: Paul Roussel und Alexandre Le Bihan, nahmen sich der keuschen Susanna mit ihrem Pinsel an; aber die Jungfrau fuhr just nicht gut dabei.

In arger Weise ward vielfach auch heuer Jesus Christus von Nazareth auf Leinwand maltraitirt. Am schlimmsten kam der Gekreuzigte bei Léon Bonnat, dem eminenten Coloristen, weg, dessen Christus in einem Saale im Justizpalaste ein Unterkommen finden soll. Bonnat stellte den nackten Leib auf dem düsteren Wolkenhintergrunde mit einer Kraft dar, daß man meinen könnte, derselbe hange in Fleisch und Blut da. Aber er wählte zum Vorbilde einen Leichnam von so abscheulichem Aussehen, daß man bei dem Anblick an alle Leibergräuel des Spitales und der Morgue denkt, nur an die Gestalt des großen Reformators nicht, die der Salongast erschauen sollte. Die Figur ist in ihrem Aussehen das Urbild der Gemeinheit und belegt einen Mißbrauch der Kunst von haarsträubender Vermessenheit. Das benevolente Urtheilen guter Freunde bringt dem Künstler keinen Gewinn, im Gegentheil. Johann Henner, ein anderer gewiegter Colorist, benutzte das Bild einer Elsässerin zu einer büßenden Magdalena. Leider enträth der entblößte Oberkörper der Schlummernden nicht einer gewissen Steifheit. Besser verwerthete Henner die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Ein ganz vorzügliches Kunstwerk schuf Ferdinand Humbert als Darsteller der Jungfrau mit dem Sohne und dem kleinen Johannes. Das Harmonische der Anordnung und der Farben frappirt auf den ersten Anblick.

Bei den ausgestellten Märtyrer- und Heiligenbildern halten wir uns nicht lange auf. Das originellste Märtyrerbild lieferte Gustave Doré. Die Leinwand führt uns das Innere einer Arena vor, in der gefangene Christen reißenden Thieren preisgegeben wurden. Das nächtliche Dunkel erhellt ein bläulicher Himmelsschein, in dessen Fluthung mehrere lichte Engelsgestalten in den Raum herniederschweben. Auf der Circusbühne liegen in grausigem Durcheinander die Leichen der gewürgten Gläubigen. Rings stehen und lagern, in Gruppen und einzeln, die wilden Thiere, Löwen und Leoparden. Bewunderungswürdig ist an den Märtyrergestalten die Darlegung der heiteren Ruhe, welche der wahre Gottesglaube bedingt. Pierre Lehoux, der Phantasiegewaltige, verherrlichte das Mal den h. Lorenz. Der arme Heilige liegt rücklings auf einem mächtigen Roste, unter dem ein schreckliches Feuer lodert. Aber ein über ihm schwebender Engel scheucht die Flammen seitwärts, so daß der Märtyrer ungebraten bleibt. Rings thun zahlreiche Kriegs- und andere Knechte, was ihres Amtes ist. Jene halten die Ordnung aufrecht, diese tragen Holz herbei, schüren und speisen das Feuer. Lehoux malte lauter Riesen, und es sind unter den dargestellten nackten und halbnackten Männern ein paar Gestalten wirklich imposanten Aussehens; aber die Anordnung ist sinnlos: die Figuren stehen und hocken so gedrängt zusammen, daß man sich wundert, wie sie sich zu rühren

vermögen. Auf Grund seines Maltalentes hat Lehoux eine Preismedaille und den neugestifteten sogenannten »Salonpreis« davongetragen; möge ihm derselbe in den drei Jahren, die er auf Staatskosten zu Rom verleben darf, zur Erkenntniß der Wahrheit verhelfen, damit er auf alle Zeiten vor phantastischen Ausschreitungen gesichert sei. — Einen von Pfeilen durchbohrten h. Sebastian, bei dem zwei barmherzige Schwestern Samariterdienste versehen, malte Louis Courtat. Die mit den Händen an einen Baumast geknüpfte Gestalt ist fest und kräftig hervorgerundet.

Auffallend groß ist die Zahl der Mönchsbilder, und an der Tagesordnung ist auf dem Gebiete noch immer das Persiffliren. Der Genfer Edouard Castres tritt mit einer gemalten Persifflage auf den Müßiggang der Ordensbrüder vor den Beschauer hin. In seinem Bilde »Der Klosterbrunnen« macht sich auf fünf, sechs Punkten die mönchische Faulenzerei breit. Hier unten auf der Landstraße am Quai als Angler, am Brunnen als Plauderer, auf dem Klosterwege als Bummler, am Parapet als Lungerer, dort oben auf der schattigen Terrasse als Schäfer, ganz oben an den Fenstern im Kloster als Gaffer — wie könnte das Volk der Tagediebe sich in einem besseren Lichte zeigen!

Einen fleißigen Mönch stellt uns Joseph Dantan mit seinem »Holzschneider« vor. Dieser Bruder Capuciner ist auf der Werkstatt zu Hause, das sieht man ihm an. Mit klugem Lächeln schaut der Graubart, momentan Hammer und Meißel ruhen lassend, von dem Christusbilde, an dem er arbeitet, zu uns auf. Das blaue Sacktuch trägt er vorn in der Kutte, denn er nimmt gern eine Prise, und — time is money.

Einen in seiner Zelle arbeitenden »Bruder Schneider« zeigt uns Leon Olivié, und auch das ist ein vortreffliches Bild. Doch da stehen wir vor dem »Bruder Fischer«, dessen Anblick Louis Loustauneau uns schenkt. Ich habe im schönen Frankreich manchen vom Himmel mit Embonpoint gesegneten Capuciner gesehen, aber ein so prachtvolles, tonnenrundes Exemplar noch nicht. Hat sich in's grüne Gras niedergelassen, der Bruder Fischer, dicht am Klostergraben, in dem fette Hechte und Karpfen leben; sicher hält er die Angelruthe, unverwandt den Blick auf das rothe Holz im Wasser gerichtet. Hat auch manchmal Durst, der Bruder Fischer, und den weitläufigen Steinkrug dort nahm er wohl nicht leer mit. Lassen wir es gut sein, Loustauneau kennt seine Leute.

Einen recht netten Pendant zu dieser Mönchsfigur malte Jehan Vibert mit seinem »Pfarrer«. Der corpulente Braunrock hat im Garten trefflich gefrühstückt und ruht von den Kau- und Schlingstrapazen im Lehnstuhle aus. Eben will er sich dem süßen Schlummer hingeben; läßt es sich da nicht jenes Malefizweib auf der Steinbank beikommen, der Tochter die Leviten zu lesen, und den Herren Pfarrer um einen Verweis für dieselbe zu ersuchen? Das darf man ihr doch nicht abschlagen. Der Herr Pfarrer ermannt sich drum, rückt die Brille von den Augen, nimmt eine Prise, verzieht heroisch den glänzenden Mund, das feiste, hochrothe Gesicht und rückt — ein zürnender Kanzelgott — gegen das bestürzt vor sich niedersehende Mädchen mit der erwarteten Philippika heraus.

Fast ebenso anziehend wie diese Dorfmajestät ist der »ehrwürdige Vater«, den Jean Léon Pallière malte. Die Corpulenz im Dominicanergewande ruht gleich der Braunkutte im Lehnstuhle; und vier junge, Blumen bringende Spanierinnen kommen, sich nach dem Befinden des reverende Padre zu erkundigen und ihm in Demut die Hand zu küssen. Eben vollführt eine den Act. Lächelnd nimmt der Padre die Huldigung entgegen. Wer aber nicht lächelt, das ist die alte Magd, der Hausdrache des Ehr-

würdigen. Beide Hände auf den Tisch stemmend, sieht sie zornig die Handküsserin an. O, es wird harte Worte setzen hernach!

Endlich führt uns der Lyoner François Biard einen corpulenten Pfarrer vor. Beim Herren Präfecten geht ein Zweckessen vor sich. Die geladenen Gäste sind eingetroffen, bis auf zwei: den Pfarrer und den Maire. Ei, da kommen sie! Keuchend halten sie ihren Einzug über die Schwelle der Saalthüre. Zufällig ist diese nicht ungewöhnlich breit, das eintreffende Paar nicht ungewöhnlich mager. Und so begiebt es sich, daß die Corpulenzen, um den Vortritt kämpfend, in schwere Noth gerathen und einander mit Blicken bekriegen, die einem Tiger keine Schande machen würden. Vermessen hat der Maire den weißen Seidenhut auf's linke Ohr gesetzt, und wie breit drängt er den Schmerbauch mit der theuren Amtsschärpe hervor! Der Schwarzrock hat den Hut abgenommen und tritt nicht minder energisch auf. Kein Zweifel, auf politischem Gebiete gehen die Zwei nicht Hand in Hand. Die dritte ergötzliche Figur in dem Rahmen ist jener Officier am Tische. Indeß alle Welt nach dem Paar in der Thür schaut, leert er verstohlen sein Glas. Biard schuf eine Persifflage auf den französischen Parteiegoismus und Zerfahrenheitsjammer, nichts Anderes.

Jean Paul Laurens malte einen in zwölferlei Roth gekleideten, in einem rothausgeschlagenen Zimmer im rothen Lehnstuhle sitzenden »rothen Cardinal«, und außer dieser Skizze ein großes gehaltvolles Klosterbild, das uns den h. Bruno vorführt, wie er in Begleitung etlicher Klosterbrüder die ihm von dem Grafen Roger von Calabrien dargebotenen Geschenke anzunehmen verschmäht. Die Figuren sind in Lebensgröße dargestellt. In der Haltung der Diener des Grafen offenbart sich gemeiner Servilismus. An den fünf auf der Thürschwelle stehenden Mönchsgestalten legte der Künstler den ganzen Charakter des Klostermenschen dar: Hochmuth, Arroganz und Duckmäuserei.

Verschiedene Dominicaner, die im Kloster einer Familie kleiner Italiäner die Füße waschen, führt uns in einem großen, vortrefflichen Bilde der Akademiker Isidore Augustin Pils vor. Noch mehrere andere Künstler: Charles Dupasseau, Adrien Marie, Hugues Picard, Auguste Herlin, stellten gelungene Mönchsbilder aus. Der Lyoner Eduard Meyse malte, wie immer, ein paar Priester in schwarzer Tracht. Der Römer Anatole Scifoni läßt uns beim Titusbogen zu Rom einer Procession mit buntscheckigen Hellebardieren, in Trauer gehenden Frauen, einer Eminenzcarrosse, nebenher rennenden Gamins und Hunden anwohnen. Das beste Kirchenbild schuf Auguste Barthélémy Glaize mit seiner Leinwand »Die geweihte Asche«. Es ist das eine drastische Darlegung der Gefühle, die in der Menschenseele die Erinnerung an unser Staubsein hervorruft. Die Großen und Mächtigen der Erde stehen in diesem Gotteshause zur Seite der Elenden und Armen. Zerknirscht sinkt der reuige Sünder in den Staub, andächtig richtet der fromme Christ den Blick nach oben, trotzig blickend steht der von maßlosem Ehrgeize beherschte Cäsar.

Nur einige wenige große Geschichtsbilder sind ausgestellt. Das größte und interessanteste schuf der Krakauer Johann Matejko. In zahlreichen lebensgroßen Figuren führt uns der Künstler den Auftritt vor, der 1532 den Krieg zwischen Stefan Bathori und Iwan dem Schrecklichen zum Abschluß brachte. Unweit der Stadt Pskow empfängt der König von Polen Iwans Abgesandte, und Antonio Possevini, der päpstliche Nuntius, den der Czar durch das Versprechen, er wolle nebst seinem Volke zum Katholicismus übertreten, für seine Sache gewonnen hat, stellt dieselben vor. Stephan hat vor dem prächtig mit Bannern geschmückten Zelte auf einem Sessel Platz genommen; unter den Füßen hat er ein braunes Bärenfell. Er trägt über dem reich damascirten Brustpanzer

einen über die Schultern zurückgeschlagenen Mantel von Goldbrocat, schwarzblaue Sammet-Beinkleider, Handschuhe und Schuhe von Goldstoff, ein schwarzes Barret mit schwarzer Feder in silberner Agraffe. Den entblößten Degen hat er über beide Knie gelegt, in der Rechten hält er den Griff, mit dem Mittelfinger der Linken drückt er die Klinge nieder. Streng schaut der König auf den vor ihm im Schnee knienden Wladick von Polock herab, der ihm in goldener Schüssel das zum Zeichen der Unterwerfung geheischte Brot und Salz darreicht. Nebenan steht mit bloßem Kopfe der schwarzgekleidete päpstliche Nuntius, das Urbild des Jesuiten, und breitet segnend die mageren Hände über die Schüssel aus. Hinter dem Wladick, der eine rothe, mit Gold verbrämte, mit Hermelin umsäumte Rundmütze sowie einen weiten, kostbaren, in allen Farben schimmernden Ueberwurf trägt, giebt sich der Bojar Iwan Naszczokin Mühe, mit einer Gelegenheitsmiene vor dem gestrengen Monarchen zu erscheinen, bringt es aber nur zu einer ergötzlichen, tragikomischen Grimasse. Dann erblicken wir den greisen Fürsten Ilecki, der den polnischen Ritter Stanislaus Zolkiewski, neben dem Balthasar Bathori, den jungen Neffen des Königes, grüßend das weiße Barett lüftet und die von Iwan unterzeichnete Vertragsurkunde überreicht. Weiter rechts legt der in braunes Pelzwerk gekleidete Russe Romin Wasilewki Olferiew durch einen Fußfall seine Unterwürfigkeit an den Tag. Entrüstet ob dem Anblicke wirft sich hinter ihm, auf dem Wappenschilde sich stützend, sein gelber Narr in die Brust. Zur Seite wendet voll Abscheu der ganz in Eisen gehüllte Ritter Theodor Lichow, der verkehrt das entblößte Schwert unterm Arme trägt, den Blick ab. Im Hintergrunde, wo vor den Zelten lustig Fähnlein flattern, und geharnischte Reiter mit phantastischem Flügelschmucke Spalier bilden, drängen sich die übrigen Gesandten. Neben und hinter dem Könige, zur Linken, hat dessen Hofstaat sich niedergelassen. Unter dem Zelte hervor schreitet, mit der Linken sich auf den Tisch stützend, in der Rechten das Reichssiegel haltend, Johann Zamoiski, der ein von oben bis unten zugeknöpftes langes weites purpurrothes Oberkleid tragende Großkanzler. Am Tische sitzt ein Schriftstück durchlaufend der greise Constantin Bazyli Ostrogski. Der herwärts blickende schöne Mann mit dem weißen Schnurrbart ist Filon Kmita Czarnobylski, Woiwode von Smolensk, sein Nachbar Sienawski. Dann sitzen da in prachtvollen Galakleidern Johann Grobowski, Castellan von Danzig, Fürst Dymiter Sulikowski und eine Menge anderer hervorragender Persönlichkeiten mehr. Die Composition ist in ihrer Größe imposant; die Köpfe sind charaktervoll. Der Künstler verwandte auf Figuren und Beiwerk einen Fleiß, der ihm Ehre macht. Die Preisjury hätte es angezeigt finden dürfen, Matejko mit dem großen Ehrenpreise auszuzeichnen. Ja, wäre Matejko ein Franzose, und das Dargestellte nicht ein Glanzpunkt aus der Geschichte Polens gewesen!

Pierre Puvis de Chavannes verherrlichte in einem großen Bilde den Sieg, den 732 Karl Martel bei Poitiers über die Sarazenen erfocht. Zur Rechten ritt der Held im Eisenkleide, mit beiden Händen hoch die Streitaxt emporhaltend, an der Spitze seiner geharnischten Mannen vor; just gebot er den Seinen Halt, und in die Scheide rasseln die Schwerter. Zur Linken schreitet den Befreiern ein Haufen Priester mit einem den Krummstab führenden Bischof an der Spitze entgegen. Im Vordergrunde hocken an der Erde mehrere von den Sarazenen verlassene Gefangene, und beeilen sich etliche Frauen, den Verschmachteten einen Labetrunk darzureichen. Diese schlank- und hochwüchsigen Frauengestalten in den langen, züchtig herniederwallenden Gewändern sind der Vollausdruck des Lieblichen, ein Figurenhymnus auf das göttliche Mitleid. Die Kriegsknechte im Schuppenpanzer veranschaulichen drastischer Weise den Gewaltarm des alle Hindernisse überwindenden Fortschrittes.

Die Niedermetzelung der Abencerragen wollte Georges Clairin in einer großen Leinwand darstellen. In der prachtvollen Vorhalle treiben ein riesiger Mohr und einige Mauren mit den abgeschlagenen blutigen Köpfen ihr Spiel; im Hintergrunde taucht der Blick in die Halle mit den die Blutthat vollführenden Bewaffneten. Vorüber! —

Das historische Genre ward heuer von recht vielen Künstlern angebaut. Zwei überaus interessante Bilder stellte Lourens Alma-Tadema aus. Das eine: »Die zehnte ägyptische Plage; das Hinsterben der Erstgeborenen«, führt uns eine Figurengruppe vor, die in ergreifender Weise das Herzeleid der Mutter um den ihr auf immer entrissenen Sohn darlegt. In dem düstern Vordergrunde hockt an der mit Hieroglyphen bemalten, den Raum in der Mitte theilenden Wand mit dem rücklings daliegenden entseelten Leichnam eines Jünglinges auf dem Schoße eine Frau. In Schmerz aufgelöst verbirgt das Gesicht an der Brust des Todten, faßt dessen Rechte mit ihrer Rechten eine Andere. Weiter rechts erblicken wir im matten Scheine der im Hintergrunde brennenden Kerzen drei, vier Priestergestalten, welche mit der Linken am Hinterhaupt und erhobener Rechten an der Erde liegen. Rechts und links hinter der Wand im Mittelplane liegen Männer und Jünglinge dem Harfen- und Flötenspiel ob, und in phantastischer Beleuchtung erscheinen ganz hinten zur Rechten zwei hohe in weiße Gewänder gehüllte Männergestalten. Man kann lange vor dem Bilde verweilen, ehe das Auge, an das Dunkel gewöhnt, den Werth der Darstellung ermessen hat; sie ist im vollen Sinne des Wortes ergreifend.

Eine römische Patricierfamilie, die im Atelier eines Bildhauers auf bestellte Portraitbüsten wartet, stellt uns der Künstler in dem anderen größeren Bilde vor. Drei Mitglieder der Familie, zwei Männer und eine Frau, haben auf der Steinbank zur Linken Platz genommen. Die jüngere Frau mit den zwei Kindern blieb hinten stehen. Alle Sechs blicken auf eine mächtige schwarze Basaltvase, die ein Gehilfe auf den Wink des jüngeren Mannes auf dem Sockel herumdreht. Ganz hinten weiter die Bildhauer-Werkstatt mit zahlreichen Inschriften an der Hinterwand. Es liegt in all den Figuren eine classische Ruhe offenbart. Die Gesichter strahlen einen wunderbaren Liebreiz aus. Mit bezaubernder Treuherzigkeit blicken die Frauen und Kinder. Alles in dem Rahmen ist mit solchem Verständnisse, so wahr und natürlich dargestellt, daß auch kein Salongast nicht bewundernd vor dem Bilde den Schritt anhält.

Den Tod der Kleopatra benutzten Georges Moreau de Tours und Jean André Rixens zu einer Darstellung. Dramatisch gehaltreicher als diese Bilder ist »Der Tod der Lucretia« von Eduard Rosales (†). Der Düsseldorfer Albert Anker versetzt uns mit einem interessanten Bilde in die Zeit der Pfahlbauten zurück. Vor der Hütte über dem See sitzt auf der Strohbekleidung des Pfahlgerüstes die junge Mutter mit dem schlummernden Kinde und schaut hinaus auf die Wasserfläche, an der weit hinten im Boote der Gatte dem Fischfang obliegt. Die Frauengestalt in der primitiv schmucklosen Kleidung ist von classischer Schönheit. — Der Verbrennung der Leiche des Pompejus läßt uns Henri Jules de Vignon mit einer großen Leinwand anwohnen. An dem Scheiterhaufen züngeln bereits die Flammen empor. Da tritt der Consul Lentulus vor und spricht: »Das wärest du, großer Pompejus? Dir bescherte das Verhängniß ein solches Loos?« Recht dramatisch; aber wozu die riesengroßen Figuren, der weite Rahmen? —

Originell ist die Leinwand des Belgiers Andreas Hennebicq: »Messalina verläßt Rom und wird vom Pöbel beschimpft«. Sie hat zu Fuß die ganze Stadt durchschritten, ist am Thor in einen mit Ochsen bespannten Düngerkarren gestiegen. Dort

kommt sie herangefahren. Gleichmüthig schaut die Verabscheute auf das sie höhnende und mit Unrath bewerfende Volk herab. Höchst interessant ist noch das Bild »Die Via Appia zur Zeit des Augustus« von Gustave Boulanger. Welch ein Leben auf der Fahrstraße, dem Trottoir, welch' ein Menschengewoge! Dort fahren in zweirädrigen, mit Teppichen belegten Wagen rothhaarige Römerinnen, hier bewegen sich hoch zu Rosse stattliche Kriegergestalten in Eisenrüstung einher, von drei, vier Punkten gehen, kommen hochwichtige Sänftenträger mit ihrer Last. Am Wege drängen sich Spaziergänger, Blumenmädchen, Bettlerinnen. Eine piquante Gruppe bilden die drei riesenhaften schwarzen Läufer mit dem Lendenschurze, dem metallenen Halsringe und Brustschmucke, welche dieser Sänfte der stattlichen Dame voranrennen. Jeder ist mit einem langen Stocke bewaffnet, und wehe dem, der ihnen nicht stracks aus dem Wege geht! Dem langen sie Eines über wie der linke Flügelmann hier eben dem behend Reißaus nehmenden Gamin. Wären alle Figuren so trefflich ausgeführt wie diese drei, so könnte man das Bild ein Meisterwerk nennen.

An Ingres erinnert mit seiner Malweise der Florentiner Luigi Mussini, der einen Auftritt aus dem Leben des Nero darstellte. Von dem bedrohlichen Fortschreiten des Aufstandes unterrichtet, ist Nero mitten in der Nacht aufgestanden, um sich bei seinen Freunden in der Stadt Rathes zu erholen. Bei Tagesanbruch kehrt er in den Palast zurück. Sein Schlafzimmer steht leer. Die Thürhüter und Sclaven sind geflohen, haben die Bettdecke nebst der goldenen Giftdose mitgenommen, und Nero ruft, nachdem er vergebens mit Schmerz den Wunsch geäußert, es möge ihn Jemand tödten: »So hab' ich denn hier weder Freund noch Feind mehr!« Die Malerei ist prachtvoll, die Figur des durch das Zimmer stürmenden Tyrannen bezüglich des Gesichtsausdruckes total mißlungen.

Eine vortreffliche Leistung ist das von Bouguereau geschaffene Bild »Homer und sein Führer«. Der Künstler läßt den Dichter blind sein und stellte ihn dar, wie er auf einem Feldwege an dem Arme eines Jünglinges langsam einherschreitet. Die gramdurchfurchten Züge des Mannes bilden zu dem jugendlich schönen Antlitze des Knaben einen ergreifenden Gegensatz. In der Hand trägt der Führer Kieselsteine, damit die den Dichter anbellenden Hunde zu vertreiben. Schade, daß Bouguereau das Märchen von der Blinden- und Bettlerexistenz des großen Dichters als Stoffquelle benutzte! —

Die Sage von dem großen Trojapferde verwerthete Paul Motte nicht ohne Geschick zu einem Gemälde. Das Treiben der nächtlicher Weile dem Pferde entsteigenden und sich davonschleichenden Krieger gewährt einen interessanten Anblick.

Verschiedene Darstellungen aus der französischen Geschichte mustern wir mit Interesse. Den Besuch, den am 22. August 1572 Karl IX., Katharina von Medici, die Herzöge von Anjou und Alençon dem verwundeten Admiral Coligny abstatteten, benutzte Theophile Gide als Vorwurf zu einem anziehenden Bilde. Theilnehmend erkundigt sich am Lager des Verwundeten der gekrönte Heuchler nach dem Befinden desselben. Ruhig wohnt im Lehnstuhle Katharine der Scene an, während die übrigen Anwesenden im Winkel plaudernd die Köpfe zusammenstecken. Joseph Victor Chavet zeigt uns Heinrich III., wie er am 1. August 1589 zu Saint-Cloud den Dominicaner Jacques Clément empfängt. Lässig sitzt der König am Camine. Dort kommt der Mönch durch den Gang, mit den Händen unter der weiten Soutane, dem Rosenkranz an der Seite. Mißtrauisch schaut ihm der Wache stehende Soldat nach. Die Mordscene stellte Alfred Garnier dar. Am Fenster steht der Monarch und liest das ihm von dem Dominicaner

überreichte Schreiben. Vor ihm duckt sich, wie ein zum Sprunge sich bereit legendes Raubthier, mit dem Dolch in der Rechten der Mönch.

Jean Léon Gérôme stellte drei Genrebilder aus und bekam dafür den großen Ehrenpreis. Gebührte ihm dieser wirklich? Nun, wir wollen deshalb mit der Jury nicht rechten. Viele Künstler meinen, nein! Seine Leinwand „Une collaboration“ führt uns zwei Gelehrte vor, die an einem Tische zusammarbeiten. Man sieht Dem und Jenem in dem Rahmen eine etwas flüchtige Behandlung an. Das zweite Bild: »Die graue Eminenz« ist eine Persifflage auf den Knechtsinn und den Dünkel des Schranzenvolkes. Oben, auf dem Absatze der vor uns ansteigenden Treppe im Palais Cardinal steht der Pater Joseph dem Anscheine nach in eine Lectüre vertieft. Und vorbei schreiten, tief sich vor der Eminenz verneigend und mit dem Federhute die Steinstufen abkehrend, die Höflinge. Zwei, drei schritten bereits vorüber; oben wenden sie das Haupt und schenken der grauen Eminenz, vor der sie sich soeben unterthänigst gebückt, einen Blick der Geringschätzung. Kurzum, ächte Schranzen! — Das dritte, dem Frankfurter Banquier H. Oppenheim gehörende Stück: „Rex Tibicen“ ist in Bezug auf sorgfältige Ausführung und vollendete Malerei das Beste. Es zeigt uns Friedrich den Großen als Flötenbläser. Der König war auf der Jagd. Rasch zu der geliebten Flöte, in das Studirzimmer hinauf! Der Hut flog an die Erde, item der Stock. Der eine Handschuh liegt auf dem Secretär, am Fußboden der andere. Und da steht der Monarch, gestiefelt und gespornt, im Waffenrocke mit den noch nicht losgenestelten Schößen, und bläst, daß es eine Art hat, indeß von dem schwarzen Wandsockel im Büstenbilde mit grinsendem Lächeln der Philosoph von Ferney auf ihn herabsieht. Die Figur ist einzig in ihrer Art, classisch, erzclassisch, von einer charakteristischen Lebendigkeit, die zur Bewunderung hinreißt. Die vier Windspiele haben es sich im Zimmer bequem gemacht, eines räkelt sich behaglich im Fauteuil, die anderen liegen glatt am Parquet. Die im Zimmer herschende Unordnung ist grauenhaft. In der Wandnische hinten steht ein Globus; davor, im Winkel, liegen und stehen, halb und ganz aufgerollt, unzählige Landkarten. Auf dem Secretär, den Sesseln und Bücherborden liegen Bände und Brochüren, Manuscripte, kunterbunt untereinander gewürfelt. Am Fußboden treiben sich zerknitterte Briefe und sonstige Papiere umher. Schlauköpfe haben in der Darstellung eine Art Persifflagenbild erkennen wollen. Lassen wir sie dabei; ich bin überzeugt, Gérôme und sein Gönner Oppenheim machen sich über sie lustig.

Noch viele andere Künstler bauten das historische Genre an. Ich nenne: Jules Garnier (»Der König [Franz I.] amüsirt sich«), Eugen Hillemaker (»Der Knabe Türenne«), Lucien Mélingue (»Die Herren vom Tiers Etat vor der kgl. Sitzung vom 23. Juni 89«), Hector Leroux (»Eine Vestalin«), Désiré Laugée (»Ludwig IX. und seine Busenfreunde«), Alfred Didier (»Der Tod des Fiesco, nach Schiller«), Julian Devriendt (»Dornröschen«), Coëssin de la Fosse (»Das Rolandslied«).

Groß ist, wie immer, die Zahl der Künstler, welche das eigentliche Genre cultivirten. Stark wurde natürlich das Familiengenre angebaut, und auch einzelne Schulbilder gelangten zur Ausstellung. Allerliebst ist der kleine nackte, von der Mutter im Gehen unterrichtete Staatsbürger, den Bonnat uns in dem Bilde »Die ersten Schritte« vorführt, und auch die drei kleinen Schwestern von seiner Hand verdienen das Epitheton. Einen kleinen pausbackigen Musicanten, der herzhaft im Zwangstuhle die Kinderflöte bläst, malte Anker. Gustave Brion erfreute uns mit dem Anblick eines Zuges elsässischer Hochzeitsleute. Das voranschreitende Musicantenpaar ist in Bezug auf nonchalantes Wesen, Schäbigkeit und Zerflicktheit des Decorums mustergiltig. Braut

und Bräutigam sind gelungene Dorftypen. Gut dargestellt ist eine von dem Straßburger Friedrich Lix gemalte elsässische Familienscene: »Der Musikunterricht«. Der Vater begleitet auf dem Violoncell, und die beiden Söhne singen, daß Mutter und Schwestern ihre Freude daran haben. Als Liebling der Pariser gerirte sich auch heuer der Frankfurter Heinrich Schlesinger mit dem Bilde eines von der Kirche heimkehrenden Geschwisterpaares. Der kleine frischwangige Krauskopf und die hübsche Blondine mit dem Rosenantlitze bezaubern jede Salonbesucherin. Einen erschütternden Eindruck macht, trotz kleiner Mängel, das schwedische Familienbild »Leer steht die Wiege«, von der Frau Zetterström. Durch die offene Hausthüre erblicken wir ein paar Gestalten, die mit einem kleinen Sarge davonschreiten. Die Hände ringend blickt ihnen die alte Großmutter nach; denn ihren Liebling trägt man hinaus. Und dort im Winkel, über die leerstehende Wiege, brach schluchzend die arme Mutter zusammen.

Vielfach ward ingleichen das Volksgenre angebaut. In erster Linie ist mit seinen bekannten Bildern: »Im Leihhause« und »Nachtstrolche«, Mihaly Munkacsy zu nennen. Alle Figuren in beiden Rahmen sind interessant, und so soll es sein. Die escortirten Strolche sind Typen der städtischen Uncultur, die Höckerinnen ächte Repräsentantinnen der aus plebejischer Gutmüthigkeit und Derbheit gekneteten Marktweiberkaste. Und was für piquante Wahrnehmungen macht man vor dem Bilde! Weßhalb wendet der Bursche mit dem Filzhute beim Anblicke der Dirne mit dem Marktkorbe am Arme scheu das Gesicht ab, weßhalb fährt diese erschrocken zurück? Eines hat das Andere erkannt. Und auf wen deutet dieser Gassenjüngling im Winkel? Was ficht das entsetzt an die Wand zurücktretende Mädchen an? — Auch die Figuren in dem Leihhausbilde sind ächte Volkstypen. Und in welch ergreifender Weise veranschaulichte der Künstler darin das Elend des Volkes! Seht den alten Spielmann mit der Geige und dem Bogen unterm Arme! Die Noth zwingt ihn, sein Instrument, das einzige Mittel zum Broterwerbe, hinzugeben. Seht jene arme Mutter mit den Kindern! wer sähe ihnen nicht den entsetzlichen Hunger an! — Wohl den Künstlern, die gleich Munkacsy ihr Talent nicht zu geistig gehaltlosen Darstellungen mißbrauchen!

Die Gänserupferinnen des Berliners Max Liebermann hat mancher Franzmann mit Interesse gemustert und auch gelobt, aber nur eben so lange, wie er durch den Katalog nicht die Herkunft des Urhebers erfahren hatte. Es hat zu der Vermessenheit des Prussiens, der es gewagt, im Salon zu erscheinen, selbst eine hohe Kritik nicht geschwiegen. Die Leute laboriren eben am Chauvinismus, und seit sie wieder in Etwas zu Kräften gekommen, eifern sie noch schrecklicher denn zuvor. Die Ausstellung ist eine internationale, und wie hätte es heuer um den Glanz derselben ausgesehen ohne die 150 vertretenen Ausländer! Das sollten die Schreier bedenken. —

Zwei schöne Montenegrinerinnen stellte der Prager Jaroslaw Czermak im Bilde aus. Bittere Ironie würzt das originelle Zweiblatt, mit dem der Pariser Ernest Ange Duez vor den Beschauer hintrat. Eine Cocotte malte dieser Künstler, eine ächte, rechte Cocotte mit schwarzen Augenwimpern, buttergelbem Haargewirr, hohem Federhute, dem unvermeidlichen Schooßhündchen, kurz, in der besten, nobelsten, fashionabelsten Verfassung, als Pendant zu dieser Cocotte aber eine — alte triefäugige, zerrissene und zerschlissene Lumpensammlerin!! Die Darstellung ist gelungen und bedarf keines weiteren Commentares. Duez hat den ihm zuerkannten Preis redlich verdient.

Der Naturalist Manet machte mit einem Genrebilde: »Frau und kleines Mädchen an einem Bahnhofsgitter« Fiasco. Gute ernste Genrebilder stellten noch aus: Johann Benner, Gustav Jundt, Hugo Salmson und Andere mehr.

Auch im Gebiete des komischen Genres ist es das Mal ein recht genußreiches

Mustern. Der verlegene Kesselflicker des Genfers Simon Durand ist ein Capitalstück. Auf köstliche Art veranschaulichte Paul Grolleron in seinem Bilde „Quand les maîtres n'y sont pas“ die Unverschämtheit und den Affensinn eines vom Communismus inficirten Bedientenvolkes. Die Herrschaft ist nicht zu Hause; also raucht man des theueren Gebieters theuere Havannacigarren, trinkt man seinen Champagner und thut dabei mit seinem vornehmen Gebahren groß. Ungemein erheiternd wirkt das Bild, welches unter dem Titel »Das Gepäck des schwarzen Mannes« (le bagage de croquemitaine) Timoléon Lobrichon ausstellte. Da steht das Gepäck in Gestalt einer alten Kiepe, die mit vier pausbackigen Kleinen, drei Knaben und einem Mädchen, belastet ist. Eines von den Vieren schreit Mordzeter und weint helle Thränen. Das Kleinste hängt mit den Armen über den Vorderrand und hält noch an den Füßen die Puppe. Das Dritte hat in Verzweiflung den Fuß durch die Korbwand gebohrt. Das Größte drückt stumm das Gesicht an die hintere Korbwand. Zur Seite, im Winkel, kauert ein Fünftes, das uns aus großen dunkeln Augen treuherzig ansieht. Köstlich! Eine Ruthe und ein fürchterlicher Knittel bilden die liebenswürdige Zugabe. Ein heiteres Bildchen schuf auch die Livornerin Elisa Koch. Der kleine Italiänerknabe mit der Tasse in den Händen und dem vielsagenden Blicke (»Du bekommst nichts ab!«) auf den theilselig schnurrenden Murner ist eine gelungene Figur. Als Anbauer des komischen Genres sind noch anzuführen: Jean Rudaux, Adolphe Lesrel, François Compte-Calix, Charles Delort, Etienne Berne-Bellecour.

Unter den Künstlern, die aus dem Oriente sich einen Stoff zulegten, glänzt Henriette Browne mit zwei kleinen geistvollen Aegypterfiguren und Eugène Fromentin als gewiegter Darsteller arabischer Pferde. Drei Aussteller erschlossen uns die Geheimnisse des Harems. Das interessanteste Harembild lieferte Fernand Cormon. Einem Raubthiere gleich krallt sich das bäuchlings auf dem Lager ruhende Weib an den Bettrand; mit dämonischem Lächeln weidet die Eifersüchtige das Auge an der rothen Brustwunde, die der entseelt daliegenden schöneren Rivalin ihr Stilet beigebracht hat. Der zu Häupten des Lagers stehende braunhäutige Eunuch mit dem hohen schmutzigblauen Turbane erhöht noch das Schreckhafte des Auftrittes. Es wäre noch manches andere Beachtenswerthe aus dem Gebiete anzuführen

Im Portraitfache glänzten meist alte Bekannte. Nélie Jacquemart malte das Bildniß einer Dame und zwei Herrenportraits. In reizender Gruppirung stellte Alexandre Cabanel, der sich mit einem Johannesbilde auch im religiösen Gebiete hervorthat, die schöne Herzogin v. L. nebst ihren beiden Töchterchen dar. Ungemein elegant! Es spielt aber doch, wie in manchem anderen Portraitbilde, die Robe eine Hauptrolle dabei. Alexis Pérignon malte die vielgeliebte, liebreiche Mademoiselle Schneider vom Variété-Theater als Heldin Offenbachs in der Rolle der Grande-Duchesse. Nun ja, piquant! Ferner leisteten als Portraitmaler Vorzügliches Antoine Hébert, Felix Giacomotti, Carolus Duran, Pierre Cot, Charles Chaplin u. A.

Heuer ist eine Abkehr von der Nacktheit zu constatiren. Das Hervorragendste in dem Gebiete schuf C. Duran mit dem Bilde „Dans la rosée“. Die mit beiden Händen das lange, üppige Blondhaar aufnehmende Frauengestalt ist auf dem bläulichen Nebelhintergrunde herrlich modellirt und in Formen und Linien eine keusche Darlegung des ästhetisch geläuterten Kunstsinnes. Ebenso trefflich modellirt wie originell ist die von Evariste Luminais gemalte Gallierin. Madame hat sich just vom Lager erhoben; da darf es ihr doch gestattet sein, Reckgelüste zu verspüren. Der Künstler aber schlug Capital daraus.

Das Mustern der Landschaft war heuer ein Genuß. Unter den Landschaftern und Genremalern begrüßen wir Jules Beton mit einem Strandbilde. Hinaus auf die See schaut die am Gestade ruhende Maid; dort, dort weilt Er, der ihrem Herzen der Liebste ist. Die Mädchenfigur ist geistvoll, aber keine der besseren Leistungen des eminenten Künstlers. Dann bemerken wir Pierre Billet mit seinen Holzleserinnen und Tabakschmugglern, François Feyen-Perrin mit seinen heimkehrenden Austernfischerinnen; Jules Veyrassat mit seinen Holzhackern, Schnittern und Schnitterinnen. Mit drei Bildern, poesievollen Dämmerungs- und Mondscheinstücken, ist Jean Corot vertreten. Der Mensch Corot ist alt geworden, als Künstler und Dichter bleibt er jung. Viele verstehen den Dichter nicht, aber die ihn verstehen, haben der Jury zugerufen: Ihm, nicht Gérôme, den Ehrenpreis! — Von dem leider unlängst gestorbenen Landschafter Antoine Chintreuil musterten wir drei Bilder, die uns nicht sowohl das poetische Empfinden als vielmehr die Virtuosität des Künstlers im Darlegen der Natur bewundern ließen. Mit dem Anblicke einer herrlichen Gebirgslandschaft erfreute uns der Triester Carl Kuwasseg. Vor uns dehnt sich eine tiefe Schlucht mit einem Bergwasser aus. Zur Rechten ragen hohe, zackige, vielfach zerklüftete Felsen. »Wild ist es hier und schauerlich öd!« Zu dieser Gegend passen die Dichterworte. Interessant als Staffage ist der braune Platz unten. In der Winterlandschaft und im Dämmerungsstücke leistete Emil Breton wieder Bemerkenswerthes. Auch François Français als Anbauer der heiteren, frühlingsfrischen Waldlandschaft blieb der Alte. Item der Realist Charles Daubigny. Poetisch empfundene, gluthvolle Stillandschaften malten Paul Alfred de Curzon und Paul Flandrin. Das prachtvollste Aehrenfeld mit Kornblumen schuf der Elsässer Alexis Kreyder.

Ungewöhnlich viele Marinisten haben ausgestellt. Jules Masure, der Holländer Mesdag, der Norweger Bennetter, der Schwede Wahlberg sind alte Bekannte, die auf dem alten Standpunkte verharren. Urheber des besten Strand- und Seestückes ist ein Russe, Johann v. Alheim. Zwei treffliche Fels- und Brandungsstücke mit diversen, eben nicht staffagemäßig behandelten Figuren stellte Jean Alexandre Antigna aus. Den Eindruck des Großartigen macht das Seebild mit den schwarzen Felsen und dem Wogenanpralle bei Sonnenuntergang von Alfred de Knyff, und als einen der besten Wassermaler gerirte sich Jacob Eduard van Heemskerk van Beest aus Kampen in Holland.

Freunde des edlen Waidwerkes finden im Salon eine lohnende Augenweide. Hirsch-, Eber-, Fuchs-, Hasen- und Kaninchenjagden laden zum Beschauen ein. Hervorragendes bemerken wir gleichwohl auf dem Gebiete nicht, wenn auch manches Gute. Originell ist das Bild »Jagdbeute im Walde von Fontainebleau; 1870—71« von dem Züricher Karl Bodmer. Den Hirsch da hat ein wirklicher Jäger nicht erlegt, vielleicht traf ihn die Kugel eines Franctireurs oder deutschen Soldaten. Nun fallen gierig Raben über den Gestürzten her, und »mit der Nase im Winde« schleicht beutegierig auch Reineke nebst Familie heran. Bodmers Künstler-Daheim ist der dunkle Forst, das Thierleben im Walde hat für ihn großen Reiz, und er schildert es drastisch. Mit einem anziehenden Waldbilde: »Jagdhunde zum Wechseln« belegte Jules Gélibert sein Darstellungstalent. Edmont Rudaux ist Humorist; das beweist auch sein Jägerstück „Jamais Bredouille!“ Ein ächter Waidmann kommt nie mit leerer Tasche nach Hause; war ihm Hubertus nicht günstig, nun, so zieht er den Beutel und sorgt für Ersatz.

Zwei schöne, poesiereiche Stücke: »Schneeflocken« und »Haideblumen« stellte der Thiermaler und Landschafter August Schenck aus. Die Winterlandschaft durchfegt

ein Schneesturm; heim treibt der berittene Hirte die Schafe, und dicht gedrängt, von dem wachsamen Phylax behütet, bewegt sich die Heerde vorwärts. In der Sommerlandschaft mit dem violetten Haideblümchen und den fernen blauen Bergen lagern Lämmlein und Schafe sich sonnend am Grunde, indeß in der Nähe, mit dem Rocken in der Hand, die Hirtin sitzt. Die Zahl der Bewunderer des Bilderpaares ist Legion. Wäre Schenck ein geborener Franzose, so hätte ihn die Kritik längst auf Druckpapier zum Range eines Schafraphaels erhoben.

Mit einer Büffel- und einer Ochsenheerde im Rahmen einer römischen Landschaft producirte sich der Wiener Otto v. Thoren. Wir haben schönere und bessere Bilder von diesem Künstler gesehen. Unter den Stilllebenmalern treffen wir heuer Blaise Desgoffe mit drei größeren Bildern an. Der Künstler hat, will uns bedünken, auf die Ausführung des sinnig Angeordneten nicht den alten Fleiß verwendet. Die besten Trauben und Pfirsiche malte Alexis Kreyder. Als Rosenmaler verdient der Oesterreicher Ferdinand Krumholz, als Darsteller von Küchenvictualien der Schwede August Jernberg Anerkennung.

Das Gebiet der Plastik betretend, constatiren wir zunächst, daß jene Flamme des Republicanismus, welche vor zwei Jahren so prächtig zu lodern schien, inzwischen total erloschen ist. Einzelne Bildhauer meißelten einen Sklaven und trugen damit Frankreichs jetziger Lage Rechnung. Die Fackel der Kriegesbegeisterung beginnt zu flackern, qualmt aber noch jämmerlich und wird so bald ein helles Licht nicht verbreiten. Vor der Hand findet das trauernde und resignirte Frankreich noch Verherrlicher. Séraphin Denéchau ermannte sich zu einer Darlegung der Rachedrohung, die das heranwachsende Geschlecht äußern könnte, beweist aber mit seinem »Sohne des Besiegten« nur, daß er der Aufgabe nicht gewachsen war. Der Bajonnettsäbel in der Hand des Jünglinges ist allerdings gelungen. Mit einem Schwertstumpf in der Rechten steht eine übergroße France da, welche Hippolyte Maindron als ein Bild der Resignation uns vorstellt. Ach! Sie könnte imposant sein, wäre sie nicht plump. Schade um den Marmor! Einen Schwertstumpf hält auch die riesengroße Gyps-France von Amédée Doublemard und einen Eichenkranz für die am 19. Januar 1871 zu Saint-Quentin gefallenen Franzosen dazu. So colossal die Gestalt ist, so schrecklich ist das Gesicht. Für ein vortreffliches Kunstwerk kann dagegen die allegorische Bronzefigur gelten, welche Ernest Eugène Hiolle für ein Grabmal, dem Gedächtnisse der für's Vaterland gefallenen Söhne Cambrais gesetzt, schuf. Die von dem Kanonenlaufe steigende Frauengestalt mit den Eichenkränzen in den Händen imponirt. Etwas Großartiges hat Auguste François schaffen wollen. »Frankreich, wie es 1873 seine Fahne wieder aufnimmt und unter die Obhut seines Schwertes stellt,« ist ein hoch klingender Titel; die Statue, welche den Sinn desselben veranschaulichen soll, gehört in den Froschpfuhl.

Für das schwungvollste Stück auf der Ausstellung gilt Antonin Mercié's „Gloria victis", eine Figurengruppe, die ihrem Urheber den großen Ehrenpreis eintrug. Die rasch einherschreitende geflügelte Frauengestalt in den fliegenden Gewändern, mit dem sterbenden Krieger auf dem Arme, ist in der That eine imposante Erscheinung, herrlich in ihrer ausdrucksvollen Lebendigkeit; die seitlings hinsinkende Gestalt des Jünglinges mit dem Schwertstumpf in der Hand veranschaulicht drastisch das Erschöpftsein, die Hoffnungslosigkeit des nach hartem Strauße überwundenen Kämpfers, und selbst das auf den ersten Anblick nicht befriedigende Antlitz desselben trägt das Gepräge des Situationsgemäßen zur Schau. Darum kein kleinliches Mäkeln, und dem Künstler unser volles Lob!

Unter den historischen Bildwerken ist ein Vercingetorix von Aimé Millet sowie Louis Rochet's »Wilhelm der Eroberer« bemerkenswerth. Die Riesenbüste des behelmten Wilhelm im Panzerhemde hält Publicus gern für die des deutschen Kaisers. „Voyez Guillaume", heißt es; „a-t-il l'air martial!" Nun ja, freilich!

Eine lange Reihe berühmter und bekannter Persönlichkeiten wird uns vorgeführt, meist in gelungenen Büsten. Da sehen wir den Marschall Mac Mahon, den Duc d'Aumale, Léon Gambetta, die Kaiserin Eugenie, Mesdemoiselles Schneider und Croizette, den Prinzen Louis Napoleon, den Prinzen Alphonse von Asturien, den Marschall Niel, Nassereddin, den Dichter Lamartine, die Akademiker Villemain und Vitet, Pio Nono, Théophile Gautier, den Chansonnier Charles Vincent und manche Andere. Vorzügliche Büsten schufen Alexandre Falguière, Robert David d'Angers, der Genfer Karl Töpffer, Louis Laforesterie &c. Das geistvollste Kopfstück lieferte René de Saint-Marleaux mit einem Knabenportrait von gebranntem Thon.

Gestalten aus dem alten Testamente führten uns mehrere Künstler vor. Etienne François Captier kann sich rühmen, in Bezug auf Leibesstärke und Ungeschlachtheit unsere Stammältern Adam und Eva nicht stiefmütterlich behandelt zu haben. Der Brudermörder Kain fand in Joseph Michel Caille und Eugène Ernest Chrétien gewiegte Darsteller. Von den ausgestellten Jesusbildern verdienen Frédéric Louis Bogine's »Christus im Oelgarten« und Alfred Lenoir's »Christus im Grabe« Beachtung. Jules Isidore Lafrance imponirte der Kritik mit einem keck-lich einherschreitenden kleinen Johannes.

Zahlreich sind die mythologischen Darstellungen. Das heroische Element ist in einem Bellerophon- und drei Perseus-, das tragische in zwei Prometheus-Bildern vertreten. Unter den übrigen Kunstwerken spielt die Tändelei eine Hauptrolle. Das Unkraut des Nichtigen, Geistlosen wuchert noch immer üppig in dem Bildergarten. Ein schönes marmornes Jungfrauenbild, das nur nicht rücklings genau gemustert werden darf, meißelte Pierre d'Epinay. Die Holde legt aufrecht dastehend den Goldgürtel an, und — »Guter Ruf ist besser als Reichthum«, siehe da des Bildes Sinn. »Lesbia mit dem Sperling« (Catull, Carmen III.) wählte François Truphême als Vorwurf zu einer interessanten Kunstschöpfung. Die marmorne Jungfrau ist von hoher Lieblichkeit, das Lächeln, mit dem sie nach dem kleinen gefiederten Lieblinge auf ihrer Schulter sich umsieht, bezaubernd. Verwandtes schuf der Pariser Eugène Delaplanche in seiner »Jungfrau mit der Taube«. Das Täubchen ist der Liebesbote, und fragend schaut es die Reizende an. A quoi rêvent les jeunes filles, wovon jungen Mädchen träumt, zeigt uns auf sinnige Weise Eugène Louis Lequesne. Das Mädchen schlummert; Amoretten legen ihr ein kostbares Halsband an, stecken ihr den Trauring an den Finger, bekränzen sie mit Rosen. Eine ausgezeichnete, in jedem Punkte vollendete Leistung ist Antony Paul Noël's »Netzfechter«. Die Gestalt hat auf dem Arm und mit der Faust das Netz gefaßt, bückt sich, tritt vor und holt zum Wurfe aus. Es wäre zu wünschen, ähnlicher kernhaftem Manneswesen Ausdruck gebender Bilder möchten recht viele geschaffen werden. Allein der Kunstmodegeschmack und die Bibelotliebe geben den Ausschlag; wahre Kunstbegeisterung ist selten, und der Kampf ums liebe Brot ein arger Dämpfer.

Correggio und Soddoma.

Zwei Künstlerbiographien.

Von

Bruno Meyer.

I.

Das Jahr 1870 hat der kunstwissenschaftlichen Literatur, insbesondere der monographischen, zwei sehr vorzügliche und dankenswerthe Arbeiten hinzugefügt, die Biographien des Correggio und des Soddoma.

Correggio*) ist von dem bekannten Verfasser der Geschichte der »modernen französischen Malerei« und dem Herausgeber des »Allgemeinen Künstler-Lexikons«, dem gegenwärtigen Director der Berliner Gemäldegalerie Julius Meyer geschrieben und ist ein wahres Muster sowohl von exacter Forschung wie von eleganter Bewältigung und Darstellung des Stoffes. Julius Meyer vertritt in der Kunstwissenschaft mehr, als leider im Allgemeinen in deren Kreisen Sitte ist, die literarische und Quellenforschung, und er ist in der Auffindung und Zusammenstellung der urkundlichen Quellen für die Darstellung der von ihm gewählten kunstgeschichtlichen Gegenstände von unermüdlicher Geduld; und er zeigt durch den Erfolg, wie wichtig gerade dieser Zweig des Studiums für die Erkenntniß hervorragender Momente in der Geschichte der bildenden Künste ist.

Julius Meyer geht von dem Gedanken aus, daß, wie man Aehnliches ja auch bis vor Kurzem von manchem anderen Meister sagen konnte, bis monographische Darstellung und sehr genaue, weit verzweigte Nachforschung mehr Licht über sie und ihre Kunst verbreitete, Correggio zwar den Gebildeten kaum weniger als die größten Meister der Kunst bekannt ist, daß aber sowohl von seinem Leben die allgemeinere Kenntniß sich auf einige dunkle und unzuverlässige Sagen beschränkt, wie auch von seinen Bildern nur eine geringe Auswahl, zum Theil rein zufällig, sich der Gunst allgemeinster Bekanntschaft und Anerkennung zu erfreuen hat. Gleichwohl erkennt er in Correggio einen der größten Künstler aller Zeiten, mit welchem eine genauere Bekanntschaft zu vermitteln, als selbst die bisherigen literarischen Hülfsmittel ermöglichten, ihm sehr ersprießlich und fruchtbar erscheint, zumal sich für ihn mit dem genaueren Studium dieses Meisters eine andere Frage verbindet, die seiner Ansicht nach kaum bei einer anderen Veranlassung, bei der Anlehnung an eine andere kunstgeschichtliche Erscheinung so gründlich und zweckentsprechend abgehandelt werden könnte, nämlich die Frage nach dem Wesen der Malerei. Er sagt (S. VI): »Dieselben Widersprüche, die sich in der Beurtheilung Correggios finden, finden sich auch in den heutigen Ansichten über die Malerei; daher schien sich mir für deren Ausgleichung das Richtige zu ergeben, indem in der Erkenntniß Correggios selber als Künstlers das Richtige erstrebt würde.«

Neben seiner umfassenden literarischen Kunde besitzt Julius Meyer aber für diese

*) Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1871. (Vordatirt und bereits vorher im „Allgemeinen Künstlerlexikon“ — Bd. I., S. 335—481 — erschienen; s. D. W., Bd. I., S. 126.)

Aufgabe gerade noch eine Qualität, um derentwillen seine »Geschichte der modernen französischen Malerei« fast mehr noch Anerkennung gefunden hat und werthvoll ist, als durch die Bewältigung eines weit zerstreuten Denkmälervorrathes und die Anordnung desselben zu einem lichtvollen und erschöpfenden Bilde. Er versteht es nämlich wie Wenige außer ihm, und wie selbst Künstler es selten vermögen, die Art und Weise der Darstellung, die besondere Manier der technischen Behandlung nicht nur als ein Ingrediens in der allgemeinen ästhetischen Beurtheilung der Künstler zu behandeln, sondern die technische Kunstart der Meister als eine der Voraussetzungen ihres gesammten künstlerischen Schaffens zu erkennen und erscheinen zu lassen. Ihm ist für das kunstgeschichtliche Erkennen gerade so, wie es dem wahrhaft großen und bedeutenden Künstler für das Hervorbringen ist, die Technik nichts, was selbständige Bedeutung hat, sondern sie ist ihm Mittel zum Zwecke, welches aber, wie jedes Mittel, zu dem Zweck in einem ganz bestimmten Verhältnisse stehen muß. Dieses innere Verhältniß zwischen der Behandlungsweise eines Künstlers und dem Gedankenkreise sowohl wie der Formensprache, der Compositionsweise sowohl wie der Färbung und der durch Schule und persönliche Anlage bedingten Technik, weiß er, wie nur sehr Wenige außer ihm — und man kann wohl sagen so systematisch und allgemein, wie außer ihm Niemand — zusammen zu stellen, und wenn in der »Geschichte der modernen französischen Malerei« bei der häufigeren Wiederholung derselben Betrachtungsweise und der für die Schilderung jedes einzelnen Künstlers gebotenen Kürze diese Betrachtungsart sich dem Leser sehr bemerklich macht, so ist hier, wo ein einzelnes Künstlerleben und Schaffen in weit ausgreifenden Zügen erschöpfend und gründlich und mit bequemer Breite ausgeführt wird, diese Art der Betrachtung so fein und fast unmerklich, als selbständiges Mittel nirgends hervortretend, zur Anwendung gebracht, daß dadurch eine wirklich künstlerische Wirkung hervorgebracht wird.

Ich will dem Verfasser auf das sehr schwierige Gebiet, das Wesen und die letzten Zielpunkte der Malerei festzustellen und zu entwickeln, nicht folgen, weil die geringen Abweichungspunkte sich trotzdem nicht in der für diesen Zweck hier wünschenswerthen Kürze und Allgemeinverständlichkeit behandeln ließen. Vollständig richtig und mit Dank zu begrüßen ist aber diejenige Seite der Meyer'schen Darstellung, durch welche er die Kunstart, wie sie Correggio zuerst in classischer Vollendung darstellte, und wie sie durch die Venezianer von Tizian an fortgesetzt wird, um schließlich in Rubens und Rembrandt ihren höchsten Gipfel zu erreichen, im Allgemeinen als eine Vollendung der Malerei als vollkommen natürlicher sinnlicher Darstellung der Gegenstände im Raume schildert und so in dieser Schärfe meines Wissens zuerst den ganz unzweifelhaft richtigen und bisher viel zu wenig bekannten oder betonten Gedanken ausspricht, daß die Kunstentwickelung während des 16. und 17. Jahrhunderts einen ganz entschiedenen Fortschritt im modernen Sinne bezeichnet, wie er denn auch darin seinen feinfühligen historischen Sinn bekundet, daß er bei der Vergleichung des Standpunktes der inneren Entwickelung, den Raffael und Correggio, jeder zur Zeit seines frühen Todes, einnahmen, mit vollem Rechte die Anschauung Hettner's (Zeitschrift für bildende Kunst, 1869, S. 153 fgg.) acceptirt, daß Raffael die ihm vergönnte Höhe bereits erreicht hatte, ja vielleicht im Beginne war, von ihr herabzusteigen, womit zugleich der andere Satz ausgesprochen und begründet wird, daß auch die hohe Blüthe der Renaissancekunst in Italien, wie sie uns in Raffael entgegen tritt, gegenüber der modernen Gedankenentwickelung, welche am Anfange des 16. Jahrhunderts neu einsetzt und ihren Ausgangspunkt und ihr bewegendes Motiv

keineswegs im italiänischen Charakter findet, sich ausgelebt hatte und einer neuen Darstellung durch ein frisch zu findendes Kunstideal harrte.

Nur sollte man dabei nicht vergessen zu erwähnen, daß an zwei Stellen innerhalb der italiänischen Kunst der Uebergang in eine Epoche der künstlerischen Darstellung angebahnt war, auf der einen Seite dort, wo Julius Meyer es nachgewiesen hat, in derjenigen Schule der Malerei, welche das specifisch Malerische, die Farbe und das Helldunkel zur höchsten möglichen Entwickelung steigerte, also in der Schule von Parma und der von Venedig; auf der anderen Seite aber geschieht dies durch Michel Angelo, welcher, weit über den specifisch italiänischen, dem 15. Jahrhundert in seiner Kraft und Entwickelung angehörigen Renaissancegedanken hinausragend, sich den Gedanken der Zukunft erschließt und für die Probleme derselben die Lösung in gewaltiger Fassung versucht und vorweg nimmt.

Die Erkenntniß dieses Punktes wird durch verschiedene Dinge erschwert, einmal dadurch, daß Michel Angelo beinahe ebensoviel, wie er zeitlich über Raffael hinausragt, ihm auch vorangeht und bereits zu einer Zeit ein vollkommen fertiger eigenartiger Künstler ist, in der Raffael die ersten schüchternen Versuche unter den Augen und in der Art seines Lehrmeisters macht. Man legt dann nicht genug Werth darauf, daß und wie Michel Angelo noch nach Raffaels Tode in der Kunst schaffend wirkt, und man wagt es nicht, oder hat nicht die passende Form gefunden, die vor der Schilderung Raffaels begonnene Darstellung seiner Thätigkeit nach der Würdigung Raffaels wieder aufzunehmen und da erst zu Ende zu führen.

Sodann ist Michel Angelo überhaupt kein Allerweltsfutter und ein wirklich geistig eindringendes Verständniß durch die schönrednerische, in manchen Einzelheiten sehr hübsche und treffende, im Ganzen aber confuse und gänzlich unerschöpfende Darstellung Hermann Grimms viel mehr gehindert als gefördert worden. Es ist immer schlimm, wenn eine bedeutende Arbeit mit unzureichenden Kräften, aber mit großem Aufwande unternommen wird; Vieles, was am Wege liegt, bringt auch der schwächere Arbeiter mit heim, und indem er in zahlreichen untergeordneten Partien Stoff und Arbeit erledigt, macht er es dem etwa nachkommenden schöpferischeren, kräftigeren Geiste ekel und unbequem, nicht mehr aus dem Vollen schöpfen zu können und Vieles, was ihm freilich nebensächlichen Werth hat, dem geistig überragten Vorgänger scheinbar entnehmen zu müssen.

Aber selbst da, wo auf die Einzelheiten im Leben und Schaffen eines Künstlers nicht eingegangen zu werden braucht, und gerade der Ort wäre, diese großen Züge der geistigen Entwickelung festzustellen, rächt sich oft die Mangelhaftigkeit in specialwissenschaftlichen Vorarbeiten, indem sie auch den culturgeschichtlich umschauenden Blick nicht zur vollen Freiheit gelangen und nicht in die innersten Tiefen dringen läßt. So ist es z. B. Carrière schon in seinem größeren Werke: »Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung« mit Michel Angelo gegangen; ja, er hat sogar der vorher citirten genialen Darlegung Hettner's über die Bedeutung der letzten Lebensjahre Raffael's gegenüber, statt den Gegensatz und Unterschied zwischen Beiden zu erkennen und hervor zu heben, Hettner's Charakteristik Raffael's durch einen Hinweis auf Michel Angelo zu entkräften versucht (Zeitschrift für bildende Kunst 1869, S. 329 fgg.), — ein Beweis, daß er die dort angebahnte besondere Art der Betrachtung dieses Stoffes ganz und gar nicht zu würdigen gewußt hat.

Meyer in seinem »Correggio« weist seinem Meister den richtigen Standpunkt an, und es ist gerade diese Seite seiner Arbeit für die kunstgeschichtliche Forschung im All-

gemeinen von der größten Wichtigkeit. Damit soll allerdings nicht im Entferntesten gesagt sein, daß nicht auch die Forschung über das Leben Correggios, das bisher in sehr mangelhafter Weise dargestellt worden ist, Thatsachen an's Licht gefördert hat, deren Kenntniß für die Kunstgeschichte von großem Belange sind; und für die Denkmälerkenntniß insbesondere ist durch die kritische Sichtung des weit verstreuten Materiales eine neue Grundlage geschaffen, für welche sich die Wissenschaft gleichfalls kaum dankbar genug erweisen kann.

Das Schicksal, wunderlichen Sagen durch die Leichtfertigkeit seiner Biographen gewissermaßen zum Opfer zu fallen, hat mit vielen andern Künstlern auch Correggio betroffen. Ein paar zum Theil recht abgeschmackte Sagen haben den Künstler als einen armen, unglücklichen, von seiner Zeit gänzlich verkannten Genius, als einen Pegasus im Joche erscheinen lassen, und auch seine künstlerische Würdigung ist auf ziemlich oberflächlicher Basis bereits durch Vasari's Urtheil festgestellt, und dies seitdem ziemlich eintönig wiederholt worden, bis in der neueren Zeit erst auf Grundlage ernsterer historischer Erforschung und ästhetischer Begründung ein deutlicheres Bild seiner künstlerischen Persönlichkeit gegeben worden ist. Der bis dahin gültig gewesenen naiven Bewunderung des Meisters trat dabei gelegentlich heftiger Widerspruch gegenüber, und am strengsten von Allen hat ihn vielleicht Jakob Burckhardt behandelt (im Cicerone); indessen wird das, was dieser über ihn sagt, wenn man sich nur dessen erinnert, daß damit ein abschließendes, allseitiges und durchweg gerechtes Urtheil, wie man es sonst von Burckhardt zu hören gewohnt ist, gar nicht gegeben werden soll, als an sich vollkommen richtig und sehr wohl und tief begründet, nicht nur nicht erschüttert, sondern auch unerschütterlich zu erachten sein. —

Die Lebensgeschichte Correggios, wie sie jetzt sich darstellt, ist sehr einfach, straft aber die sämmtlichen früher landläufigen Annahmen über sein trauriges Schicksal lügen.

Antonio Allegri wurde zu Correggio, wo sich, wie damals fast in allen Residenzen kleiner italiänischer Fürsten, neuester Forschung zufolge eine achtbare Künstlerschule befand, wahrscheinlich im Jahre 1494 geboren, und zwar soll sein Geburtstag zwischen den 1. Februar und den 14. October fallen. Sein Vater Pellegrino Allegri, der ihn überlebte, war mit Bernardina Piazzola vermählt und lebte in nicht ungünstigen Vermögensverhältnissen, welche sich gutem Anscheine zufolge fortwährend verbesserten.

Der junge Antonio, ursprünglich zu humanistischen Studien bestimmt, ist möglicherweise durch einen Oheim Lorenzo in die Anfangsgründe der Kunst eingeweiht worden. Da dieser sich freilich eines sehr zweideutigen Rufes als Künstler erfreut, so würde auf dessen Unterweisung kein großes Gewicht zu legen sein, und über seine weiteren Lehrer ist man völlig in Unklarheit. Es ist wahrscheinlich, daß Antonio nach dem wenig entfernten Modena gebracht wurde und dort unter dem angesehenen Maler Francesco Bianchi seine Studien fortgesetzt hat; jedenfalls aber war er 1511 wieder in Correggio, nachdem 1510 dieser sein muthmaßlicher Lehrer bereits gestorben war.

Es wird ferner mit aller Bestimmtheit versichert, daß er ein Schüler des Andrea Mantegna gewesen sei. Das ist nun zwar, da Mantegna bereits 1506 gestorben, nicht gut möglich; wohl aber ist es denkbar, daß die Familie Allegri beim Wüthen der Pest von 1511 zu Correggio gleich vielen anderen Einwohnern des Städtchens sich nach Mantua in Sicherheit brachte, wo dann bei irgend einem der bedeutenderen Nachfolger des Mantegna Correggio's Ausbildung weiter gefördert sein mag. Hier fand er man-

was für seine eigenthümliche Kunstart als Element verwendbar war: die Meisterschaft in der perspectivischen Verkürzung, die sichere Beherschung der Form, jene anmuthigen Mädchenköpfe und gaukelnden Kindergestalten, mit welchen er selbst später seine Compositionen bereicherte und schmückte, sowie manches Andere.

Noch aber ist es nicht recht klar, in welcher Weise Correggio mit jenem großen Meister und seiner Kunst in Berührung gekommen ist, dessen Einfluß durch seine Malweise unzweifelhaft bezeugt wird, mit Leonardo da Vinci; die Geschichte des Meisters giebt uns schlechterdings kein Mittel an die Hand, diese Frage zu beantworten, aber die vorhandenen Werke Beider geben die feste Ueberzeugung, daß hier eine Verbindung stattgefunden hat. Sehr richtig sagt Meyer (S. 71): »So wenig er ohne das Beispiel Mantegna's in der Beherschung und in der Verkürzung der Formen so rasch zur Meisterschaft hätte kommen können: so wenig ist denkbar, daß er ohne das Vorbild Leonardos so früh schon jene Sicherheit in der malerischen Modellirung vermittelst feiner und überleitender Abstufung der Töne erlangt hätte. Das berühmte Correggeske Helldunkel hat seinen nächsten Vorläufer in Leonardo.«

Da auch der Aufenthalt Correggios in Mantua nur auf historischen Combinationen, nicht auf geschichtlichen Zeugnissen beruht, so hat man sich nach einem Vorbilde für seine perspectivischen Künste an anderen Stellen umgesehen, und da er besonders in der Darstellung di sotto in su, in den Verkürzungen aus der Untersicht ausgezeichnet war, so hat man auf Melozzo da Forli als sein Vorbild hingewiesen; indessen würde es hierzu nöthig sein, einen Aufenthalt Correggio's in Rom anzunehmen, der zwar von Einigen behauptet worden, aber nicht nachweisbar ist, im Gegentheil stellt sich diese Annahme als falsch heraus. Offenbar ist es auch falsch, wenn man versucht hat, das Vorbild Michel Angelos und Raffaels als Vehikel für die Fortbildung unseres Meisters in Anspruch zu nehmen.

Auch eine andere Nachricht von einem Aufenthalte Correggio's in Bologna schwebt in der Luft, vielmehr scheint Correggio außer in Modena und Mantua während seiner Jugendzeit ausschließlich in Correggio gelebt zu haben. —

Ueber die Jugendarbeiten Correggio's ist nur sehr Unsicheres bekannt. Als das früheste von ihm gemalte Bild sah Otto Mündler eine Madonna mit dem Kinde und den Heiligen Magdalena und Lucia in der Brera zu Mailand an. Andere weisen auf andere zum Theil zweifelhafte Werke als Jugendarbeiten Correggio's hin. Die erste beglaubigte Kunde von einem Werke seiner Hand stammt aus dem Jahre 1514 und betrifft ein noch erhaltenes Gemälde, welches in Folge einer Stiftung von den Mönchen des Minoritenklosters in Correggio bei ihm um den Preis von 100 Ducaten bestellt wurde; es ist dieses Altarbild die noch erhaltene Madonna des heiligen Franciscus, welche sich gegenwärtig in der Dresdener Galerie befindet. Meyer weist treffend in diesem Bilde sowohl Züge des Mantegna wie des Leonardo nach; er sagt (S. 96): »Beide Principien, die Sicherheit der Zeichnung, welche die Form in allen Lagen beherscht, und ihre Belebung durch den Ausdruck und das Helldunkel zum Reiz der malerischen Erscheinung, suchen sich hier schon zu jenem Ganzen zu verschmelzen, das den späteren Werken des Meisters einen so eigenthümlichen Zauber verleiht.« In der lichtvollen, zwar streng componirten und ruhig angeordneten Gruppe zeigt sich bereits sein eigenthümliches Talent und die Richtung, welche er einzuschlagen gedachte.

Die Freiheit, zu der Correggio auf diesem Wege gelangt war, zeigt sich dann in einer Composition, welche die Vermählung der heiligen Katharina darstellt, und von der

sich drei Exemplare erhalten haben, von denen das eine wenigstens unzweifelhaft echt ist, das im Louvre zu Paris. —

Nachdem sich Correggio in der Heimat zu einem ausgebildeten eigenartigen Künstler entwickelt hatte, wurde ihm plötzlich ein größerer Wirkungskreis eröffnet; er kam, wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des Jahres 1518, nach Parma, jedenfalls dorthin gerufen und nicht aus eigenem Entschlusse, und vollendete dort eine Reihe von Werken, welche, an einem anderen Orte ausgeführt, ihn schon vor den Zeitgenossen zu einem der berühmtesten und gefeiertesten Maler gemacht hätten, während sie in dem philiströsen und unkünstlerischen Parma fast unbeachtet blieben, bis in späterer Zeit Tizian — wie es heißt — sie gewissermaßen neu entdeckte; und während die anderen Hauptmeister der Renaissance durch den Sonnenschein des Ruhmes schon bei ihren Zeitgenossen verklärt waren, blieb der Name Correggio's so gut wie unbekannt.

Er begann zu Parma mit den Malereien in dem Nonnenkloster San Paolo, dessen Priorin Donna Giovanna dem weltlichen Sinne, der dieses Kloster regierte, und der sich selbst energisch gegen die später von oben her wieder eingeführte Clausur wehrte, einen kräftigen Ausdruck in den Gemälden gab, welche sie von dem jungen, weltlich gesinnten Künstler ausführen ließ. Sie trug ihm auf, ihr Gemach mit zwei Scenen aus dem Jagdleben der Diana und irgend passenden mythologischen Figuren zu schmücken, und Correggio löste diese Aufgabe mit aller Anmuth und allem Reize, deren der Stoff irgend fähig war. Hier schon tritt jenes eigenthümliche und vielgerühmte Helldunkel hervor, um wesentlich die Wirkung seiner Malerei mit zu bestimmen.

Der Aufenthalt in Parma ließ sich für Correggio glücklich an; zu dem Ansehen, welches ihm sein erstes Werk dort verschaffte, kamen angenehme Privatverhältnisse. Sein Oheim mütterlicherseits, Francesco Ormanni, vermachte ihm am 1. Februar 1519 wegen wesentlicher Dienste sein ganzes bewegliches und unbewegliches Vermögen, über welche Erbschaft sich indessen ein langwieriger gerichtlicher Zwist entspann, der erst im Jahre 1528 zum Theil wenigstens zu Gunsten Allegris beendigt wurde.

Im Februar 1519 befand sich Correggio in der Heimat, wo er sich, obgleich in Parma beschäftigt, während der nächsten Zeit öfter aufhielt. Gegen Ende des Jahres 1519 vermählte er sich, und zwar mit der sechzehnjährigen Giromala Francesca, Tochter des Bartolomeo Merlini de Braphetis, eines »Waffenträgers« des Marchese von Mantua. Die Zusicherung ihrer Mitgift datirt aber erst vom 26. Juli 1521, wie es damals gebräuchlich war, die Mitgift nicht bei der Vermählung, sondern erst später auszuzahlen. Es entspann sich indessen mit ihrem Oheime, der wahrscheinlich die Erbschaft verwaltete, ein Streit, der im Jahre 1523 durch eine Theilung beendigt wurde; Giromala behielt die eine Hälfte eines Hauses, welches 60 Ducaten werth war, und Ländereien im Werthe von 263 Ducaten. Doch auch diese Erbschaft mußte sie noch gegen die Ansprüche einiger Verwandten behaupten, die indessen nach einiger Zeit Verzicht leisteten. — Aus all diesem geht wenigstens hervor, daß Correggio eher begütert als arm war, wiewohl ihm sein Eigenthum zum Theil erst nach einiger Anstrengung zugesprochen wurde.

Am 3. September 1521 hatte ihm seine Gattin, die manchmal, während er in Parma arbeitete, zu Correggio zurückblieb, hierselbst einen Sohn Pomponio geboren. Später folgte sie dem Gatten nach Parma und gebar dort am 6. December 1524 ihr zweites Kind, Francesca Letizia. Auch ein drittes Kind, Caterina Lucrezia, wurde in Parma am 24. September 1526 geboren, ebenso ein viertes, Anna Geria, den 3. October 1527.

Von einer zweiten Verheirathung Correggios, von welcher die älteren Biographen

wissen, ist keine Rede, vielmehr ist die Nachricht davon aus Mißverständniß hervorgegangen, und es steht fest, daß Correggio nur einmal verheiratet gewesen ist.

In das Jahr 1519 hat man neben mehreren anderen Bildern ein sehr eigenthümliches, die Rache Apollos an Marsyas und das Schicksal des Midas darstellend, früher im Besitze des Herzoges von Litta zu Mailand, gerechnet, doch wird dasselbe von bedeutenden Bilderkennern dem Correggio abgesprochen. Dagegen wird das im Museum zu Madrid befindliche Bild, das Noli me tangere: Christus, der Magdalena als Gärtner erscheinend, obwohl jetzt in sehr schlimmem Zustande, dem Correggio und etwa dieser Zeit zuzurechnen sein. Es entstanden dann eine Anzahl von Madonnen: eine knieende, das Christusbild anbetend, zu Florenz, die Madonna mit dem Korbe, in der Nationalgalerie zu London, die sogenannte Zingarella in Neapel, dann die Madonna, das Kind stillend, in drei Exemplaren erhalten; u. A. Von ernsteren Scenen werden diesem Zeitraume von 1519 bis 1521 zwei zugeschrieben: Christus vor Pilatus, von welchem sich eine Copie in der Londoner Nationalgalerie befindet, und Christus im Garten von Gethsemane, im Besitze des Herzoges von Wellington. In beiden hat sich Correggio über die Schmerzlichkeit des Motives durch das Helldunkel und die malerische Auffassung geschickt hinweggeholfen.

Am 6. Juli 1520 übernahm Correggio die Ausmalung der Kuppel von San Giovanni in Parma und der über der Nische des Chores befindlichen Halbkuppel; er erhielt dafür nacheinander die Summe von 272 Ducaten. Noch während er mit diesen Gemälden beschäftigt war, gegen Ende des Jahres 1522, erhielt er einen neuen großen Auftrag für den Dom der Stadt Parma, der gewiß, wenn er nicht schon früher die Uebersiedelung seiner Familie bewerkstelligt hatte, diesen Entschluß bei ihm zur Reife brachte.

Die Malereien in San Giovanni sind zum Theil, aber in üblem Zustande erhalten. Die Ausmalung der Kuppel ist dadurch eigenthümlich, daß der Raum nicht architektonisch eingetheilt ist, sondern eine einzige Darstellung die ganze Kuppel anfüllt: die Himmelfahrt Christi im Beisein der auf Wolken sitzenden Apostel, das Ganze gedacht als die Vision des Apostels Johannes, welcher sich unter den übrigen Figuren befindet. Die nicht sehr zahlreichen Figuren sind in colossalem Maßstabe gehalten. Meyer charakterisirt dieses Bild so: »In der That ist hier wenig oder nichts mehr von dem feierlichen Ernst des religiösen Cultus, von der Weihe des christlichen Gotteshauses, welche die Darstellungen der älteren Meister zu wahren suchten. Vielmehr ist das Ganze eine Verherrlichung freibewegter, von den Fesseln der Schwere gelöster leiblicher Schönheit, die nur gesteigert wird durch den Ausdruck erhöhter Erregtheit des inneren Lebens.« Er weist dann nach, wie wenig zutreffend die Versuche gewesen sind, die hier mit Meisterschaft und in ganz eigenthümlicher Weise angebrachten starken Verkürzungen auf Michel Angelo oder auf Melozzo da Forli zurückzuführen. — Unter der Kuppel in den Zwickeln ist je ein Evangelist mit einem Kirchenvater gruppirt. Der unter der Kuppel umlaufende Fries endlich zeigt die Symbole der Evangelisten mit spielenden Putten zwischen Bändern und Gewinden.

Die Malerei in der Halbkuppel der Tribuna ist im Originale nicht mehr erhalten, es war eine Krönung der Maria inmitten von Heiligen und Engeln; sie ging, als in späterer Zeit der Chor erweitert werden sollte, bei dem Versuche der Loslösung von der Mauer zu Grunde; nur die Hauptgruppe wurde in leidlichem Zustande gerettet und

in die Bibliothek zu Parma versetzt. Eine Copie der Caracci im Museum zu Neapel hat uns die Composition aufbewahrt; an Ort und Stelle ist dieselbe später so getreu wie möglich wiederholt. — Außerdem malte er in derselben Kirche den Evangelisten Johannes in einer Thürlünette, und in einer Capelle noch zwei Altarbilder; diese, das Märtyrerthum der Heiligen Placidus und Flavia und eine Pieta darstellend, befinden sich beide in der Galerie zu Parma. Sie sind für die Kenntniß des Talentes unseres Meisters und seiner Gränzen von großem Interesse. »Der Darstellung eines äußersten Schmerzes weicht Correggio gerne aus; sobald er sie aber unternimmt, treibt er den Ausdruck bis zur realistischen Wahrheit, die selbst die Entstellung der Formen nicht scheut. Und so steigt der Meister, der eigentlich nur im Zauberreiche der Phantasie oder einer verklärten Sinnlichkeit heimisch scheint, plötzlich in eine Wirklichkeit herab, die von kleiner und gewöhnlicher Natur nicht frei ist.«

Der mit den Geistlichen und Bauvorstehern der Kathetrale von Parma abgeschlossene Vertrag vom 3. November 1522 bestimmte, daß Correggio Alles, was zum Chore gehört, und die Kuppel nebst Bögen und Pfeilern, nebst Gewölben und Nischen, jedoch mit Ausschluß der umlaufenden Capellen, mit Malereien zu schmücken habe. Correggio bekam für die Ausführung der Malereien 1000 Ducaten und 100 Ducaten für die Verzierung derselben, wahrscheinlich mit Gold. Correggo erhielt aber bis zu der letzten Zahlung für die Malereien im Dome am 17. November 1530 nur die Summe von 550 Ducaten; er hatte da die Malereien in der Kuppel wohl vollendet, zur Ausführung der übrigen kam es nicht.

Auch diese Arbeiten haben sehr stark gelitten. Der Gegenstand des Kuppelbildes ist die Himmelfahrt der Maria. Die heilige Jungfrau schwebt durch eine Glorie von lichten Wolken und zahllosen Genien in den weitgeöffneten Himmel hinein, von wo ihr in der kühnsten Bewegung der Erzengel Gabriel wie aus unendlicher Höhe herabstürmend entgegenkommt. Weiter unten zwischen den Fenstern sind in ruhigerer Bewegung die Apostel angebracht, hinter ihnen Genien, welche Wohlgerüche aus Schalen gießen, und in den Zwickeln der Kuppel die vier Schutzheiligen von Parma, Johannes der Täufer, Thomas, Hilarius und Bernhard, gleichfalls auf Wolken der Höhe zugetragen. Die colossalen Schwierigkeiten der Zeichnung sind mit spielender Leichtigkeit überwunden, und sie ist zu den verschiedensten Zeiten als ein unerreichtes und unübertreffliches Muster aufgestellt worden. Correggio hatte — und das zog vor Allem die Künstler an — mit dem »Naturtone« vollständig Ernst gemacht, damit aber auch den letzten Rest von kirchlicher Strenge und Feierlichkeit in der Darstellung und Auffassung aufgegeben. Die vollste unbefangenste Lebenslust reißt die Gestalten hin und darin zeigt sich seine Meisterschaft auf der höchsten Höhe. Doch ist diese Vollendung nicht ohne eine böse Kehrseite. Die Uebertreibung der perspectivischen Untersicht, welche zu Wege bringt, daß man fast mehr von den Füßen als von den Köpfen der Figuren sieht, hat schon früh der Domkuppel den Spottnamen des Froschragouts eingetragen. Ueber die Aufnahme, welche diese Malereien in Parma fanden, existiren sehr viele Künstleranekdoten, welche darauf hinauslaufen, daß die Stadt von dem Werke nicht besonders erbaut war. Der sinnliche Zug, welcher das Werk charakterisirt, mochte mit den streng christlichen Ansichten der Bürger nicht sehr übereinstimmen.

Die Domkuppel hat Veranlassung gegeben, Correggio auch als Plastiker und Baumeister zu feiern, doch wird das auf einige Uebung und Erfahrung in diesen beiden Künsten, wie sie kaum einem unter den bedeutenderen Meistern des 15. und 16. Jahr-

hunderts abging, zu beschränken sein. — Eine erschöpfende Würdigung seiner Bedeutung als decorativer Künstler ist von Meyer leider nicht versucht.

Neben diesen Malereien her vollendete Correggio eine Anzahl von Altartafeln, die zum Theil die Hauptsäulen seines Ruhmes geworden sind, so namentlich die jetzt in Dresden befindliche Geburt Christi, bekannt unter dem Namen der heiligen Nacht und berühmt durch den Effect, daß das ganze Licht im Bilde von dem Christuskinde ausgeht. Meyer weist sehr richtig und treffend nach, worin das Originale dieser eigenthümlichen Lichtwirkung gegenüber den unläugbar vorhandenen früheren Versuchen, den ähnlichen Gedanken künstlerisch zu verwerthen, besteht, und wie sich Correggio wesentlich von den Nachtstücken mit künstlicher Beleuchtung unterscheidet, wie sie bei den Holländern häufig gemacht wurden, und er kommt gegenüber dem Bilde zu einem Urtheile, von dem er selbst sagt, daß es nicht ganz zu der ungemessenen Bewunderung stimmt, welche von jeher gerade dieses Werk Correggios erregt hat. Er weist mit Recht auf die sehr gewöhnliche Natur in allen Umstehenden hin, welche zu der Idealität des Gegenstandes und seiner Auffassung in gar keinem Verhältnisse steht, und er sagt sehr treffend, daß, so schön diese Wirkungen, und so meisterhaft sie durchgeführt sind, nicht mehr der Zauber einer in sich vollendeten und beseelten Erscheinung, sondern der Reiz eines gewöhnlichen, aber durch besondere malerische Mittel erhöhten Naturlebens uns entgegentritt. Ich habe vor dem Bilde immer das Gefühl gehabt, daß es auch im Helldunkel nicht ganz von der Harmonie, Weiche und Zartheit ist, die man von anderen Bildern Correggios her in der Erinnerung hat. Es wirkt etwas bunt, selbst unruhig, und ich meine, daß es mehr eine poetische als eine eminent malerische Wirkung macht, was es gerade in dem Werke des malerischesten aller Maler hinter den übrigen Gemälden zurückstellen würde.

Die Summe, welche dem Correggio für das Bild gezahlt wurde, 208 Lire alter Münze von Reggio, hat schon viel von sich reden gemacht. Die Summe wird etwa gleich 600 französischen Livres sein, und Meyer urtheilt, daß dieser Preis nicht allzu niedrig war und jedenfalls einem unbekannten Maler nicht gezahlt worden wäre; allerdings ist er nach heutigen Anschauungen unbegreiflich niedrig.

Später bestellt als die Nacht, aber früher vollendet wurde ein anderes Altarbild der Dresdener Galerie, die Madonna des heiligen Sebastian. Außerdem fallen in diese Zeit die Madonna della Scodella, jetzt in der Galerie zu Parma, eine Ruhe auf der Flucht; ebenso die Madonna des heiligen Hieronymus in derselben Galerie; auch die kleine Maria Magdalena in der Dresdener Galerie scheint aus dieser Zeit zu stammen.

Im Jahre 1528 oder kurz darauf verlor Correggio seine Gattin, wie sich daraus schließen läßt, daß sich von ihr nach dieser Zeit in den Kirchenbüchern keine Spur mehr finden läßt. 1530 war Correggio vorübergehend in seiner Vaterstadt und kaufte daselbst ein Grundstück; 1531 im Februar war er wieder in Parma, 1532 und die folgenden Jahre in Correggio, so daß an eine Uebersiedelung etwa im Jahre 1530 zu glauben ist. Diese Heimkehr in die Vaterstadt sieht einer Zurruhesetzung und einer Abkehr von der Welt sehr ähnlich; vielleicht Mißmuth über die letzten Erlebnisse in Parma und die Schwierigkeiten, welche ihm die öffentliche Stimme durch ihre zum Theil schonungslose Beurtheilung seiner Werke darbot, die Trauer über den Verlust der Gattin und vielleicht noch andere Motive haben ihn zum frühen Entsagen gebracht. Doch ist über die Stimmung des Meisters während seiner letzten Lebensjahre wenig Zuverlässiges bekannt, nicht einmal von größeren Arbeiten seiner Hand ist mit Ausnahme von zweien

nachweisbar, daß sie dieser Zeit angehören. Dieselben waren für Kaiser Karl V. bestimmt und im Auftrage des Herzoges Federigo II. von Mantua gearbeitet. Nicht recht glaubwürdig ist es, daß Giulio Romano, wie berichtet wird, Correggio für diese Bestellung in Vorschlag brachte; wahrscheinlicher, wiewohl nicht sicher, ist, daß Veronica Gambara, die mit den durch Vermählung mit den Gonzaga an den Hof von Mantua gekommenen Damen des Hauses Este in Briefwechsel stand und sich für Correggio lebhaft interessirte, die Vermittlerin der Bekanntschaft des mantuanischen Hofes mit dem Meister Correggio gewesen ist, wie Meyer nachzuweisen sucht. Auch für Isabella Gonzaga scheint Correggio zwei Bilder gemalt zu haben; Alles aber spricht dagegen, daß er etwa selber nach Mantua in die Nähe des Herzoges gekommen wäre. Kein einziges Zeichen weist auf seine Anwesenheit daselbst hin.

Den mythologischen Gemälden Correggios, zu denen auch jene zwei für Kaiser Karl V. bestimmten gehören, und deren Zeitbestimmung zum Theil unsicher ist, widmet Meyer ein besonderes Capitel, in welchem er den eigenthümlichen Charakter dieser Darstellungen zu erörtern und eine ungefähre Zeitfolge der Bilder festzustellen versucht. Das erste wäre darnach Jupiter und Antiope, im Louvre zu Paris, eine Bezeichnung, gegen welche übrigens Meyer wohl mit Grund polemisirt, indem er sie zum Verständnisse des Bildes überflüssig hält und glaubt, daß hier wie anderwärts lediglich die Schönheit der mythologischen Gestalten frei benutzt sei, um die sinnlich heitere Anschauung eines in das Ideal erhobenen Naturlebens, um die es ihm immer zu thun ist, zum Ausdrucke zu bringen. Die Schilderung des Bildes selber und seiner Wirkung ist eines von jenen Cabinetstücken, in welchen Meyer in das innere Leben eines Kunstwerkes einzugehen und den Leser einzuführen wie wenig Andere versteht. Nicht viel später setzt er dann die Schule des Amor an, welche sich in der Nationalgalerie zu London befindet.

Diese Gemälde sind nach Meyer die einzigen weltlicher Gattung, welche mit Ausnahme der Wandgemälde in San Paolo vor dem Jahre 1530 entstanden sind. Es treten denn zweimal die Darstellungen vom Raube des Ganymed auf, und darauf läßt Meyer die zum Theil für Karl V. gemalten Liebessagen des Jupiter folgen. Die Jo, deren Original sich in Wien befindet, während das eigentlich berühmtere Bild des Berliner Museums nur eine gute alte Copie ist, findet eine kurze prägnante Darstellung, in welcher sich ein Hinweis auf die begeisterte Schilderung, welche Immermann seinem Tristan einverleibt hat, sehr schön ausgenommen haben würde; denn in der That durchglüht seine wenigen Zeilen derselbe Sturm der sinnlichen Leidenschaft, zur höchsten Schönheit der Erscheinung verklärt, wie das im Bilde der Fall ist.

Die beiden für Karl V. bestimmten Bilder sind vermuthlich die Danae, welche sich in der Galerie Borghese zu Rom befindet, und die Leda im Berliner Museum, welche beiden Bilder die wunderbarsten Wanderschaften durchgemacht haben. Das letztere Bild hat durch die frömmelnde Unlauterkeit des Herzoges Ludwig von Orleans, der durch den wollüstigen Ausdruck des Kopfes skandalirt wurde, arge Verstümmelungen erfahren, ebenso wie das Berliner Exemplar der Jo. Besser erhalten ist die Danae, in welcher sich zudem die berauschende Erregung des sinnlichen Lebens mit derselben Wahrheit und Idealität darstellt, wie in der Jo.

In die gleiche Zeit fallen wohl auch zwei Bilder von allegorischem Charakter, die einzigen dieser Art von Correggio, in den Zeichnungssälen des Louvre; sie stellen den Triumph der Tugend und den Lasterhaften im Joche der Leidenschaften dar.

Während diese und andere aus Correggios Spätzeit stammende Werke ihn in rüstiger Schaffenskraft zeigen, wurde er unverhofft vom Tode dahingerafft. Nach einer notariellen Urkunde vom 15. Juni 1534 war bei ihm eine große Tafel für einen Altar in Sant Agostino zu Correggio bestellt, und es werden die vorausbezahlten 25 Scudi von dem Vater Correggios, Pellegrino, zurückerstattet, da inzwischen Antonio, sein Sohn, der Maler, mit Tode abgegangen war. Er starb am 5. März 1534 und wurde Tags darauf bestattet. Woran er gestorben, wissen wir nicht. Beigesetzt wurde er in einer kleinen Capelle im äußeren Kreuzgange der Kirche von San Francesco und in den einfachen Holzdeckel über seinem Grabe waren die Worte eingeschnitten: Antonius de Allegris, Pictor.

Im Jahre 1612 faßte der Gemeinderath von Correggio den Beschluß, ein einfaches Marmordenkmal an die Stelle zu setzen, aber die Ausführung unterblieb, da von den 100 Scudi, auf welche die Kosten veranschlagt waren, nur 44 zusammenkamen. 1647 wurde ihm dann von Seiten des Priesters Giromalo Conti wenigstens eine Inschrift in Stein zu Theil. Abermals, im Jahre 1682 nahm der Gemeinderath einen Anlauf zur Errichtung eines Monumentes mit dem Bildnisse des Künstlers und einer Inschrift, dessen Kosten im Jahre 1685 auf 600 Scudi bemessen wurden; im Jahre 1687 wurde sogar mit dem Bildhauer Gian Martino Baini ein Vertrag abgeschlossen; allein wieder unterblieb die Ausführung aus Mangel an rechtem Ernst für die Sache. Da kam 1690 der Pater Resta nach Correggio, um die Herstellung eines Denkmales zu übernehmen, aber vergeblich bot er die Büste des Correggio, die er zu einem Preise von 40 Scudi hatte anfertigen lassen, dem Stadtrathe an; es kam nicht zur Herstellung des Denkmales, und er sendete die Büste 1708 seinem Neffen, dem Bischofe Resta von Tortosa. 1786 suchte man wenigstens die Gebeine des berühmten Todten auf, welche, als die Capelle in früherer Zeit niedergerissen worden war, in geringer Entfernung an einem anderen Orte beigesetzt waren. Ob die aufgefundenen Gebeine wirklich die seinigen sind, steht in keiner Weise fest. Die Behörden von Correggio sandten den Schädel an die Akademie zu Modena, während die übrigen Gebeine in Correggio im Stadthause in einer Urne aufgestellt wurden. In neuerer Zeit geht man wieder damit um, ihm eine Statue in Parma zu errichten, aber es fehlt nun nach mehr als drei Jahrhunderten das Beste dazu; in diesem Falle nicht das Geld, sondern ein authentisches Portrait des Meisters, da keine der als sein Bildniß gehenden Abbildungen eine sichere Gewähr der Authenticität hat.

Correggios Familie scheint bald untergegangen zu sein; von den Töchtern verliert sich die Spur, und der Sohn Pomponio, ein sehr mittelmäßiger Maler, scheint ein verschwenderisches Leben geführt zu haben.

Auch eine eigentliche Schule hat Correggio nicht hinterlassen, und er konnte es nach der Eigenart seiner Kunst kaum thun. Seine Größe lag in seiner subjectiven eigenartigen Auffassung, die sich nicht übertragen ließ und bei Nachahmern nicht die Berechtigung einer genialen Neuschöpfung hatte.

Das Schlußcapitel des Meyer'schen Buches über den Charakter und die Bedeutung der Kunst Allegri's, aus welchem einige Hauptgedanken hier bereits vorweg genommen sind, ist so reich an einzelnen Beobachtungen über die verschiedenen Seiten und Richtungen in der Kunst Correggios, daß darauf verzichtet werden muß, davon in einem Auszuge eine ungefähr erschöpfende Zusammenstellung zu geben. Selten ist das Eigenartige eines Meisters in seiner Behandlung der inneren sowohl wie der äußeren

Formen, seiner Compositions- und Empfindungsweise, wie seiner Malart und seiner technischen Mittel mit solcher Klarheit und Sachlichkeit dargestellt, so gründlich und deutlich geschildert wie hier.

Von ganz außerordentlicher Bedeutung für die Wissenschaft ist dann der zweite Theil des Buches, welcher ein Verzeichniß der Werke Correggios enthält. Es ist da zuerst eine Aufzählung der ächten wie der angeblichen Gemälde, bei beiden sowohl der erhaltenen und nachweisbaren wie der verschollenen gegeben; dann folgen die Handzeichnungen, ferner ein topographisches Verzeichniß der erhaltenen Werke und ein Verzeichniß von Werken des Meisters in älteren berühmten Sammlungen. Nach einer Aufführung der vorgeblichen Bildnisse des Künstlers, welcher die trostlose Bemerkung vorausgeht, daß sie sämmtlich unbeglaubigt sind, und wahrscheinlich gar kein ächtes Bildniß des Meisters erhalten ist, und nach einer Urkundenbeilage, welche die Verträge über eine Anzahl von Werken im Originaltexte mittheilt, folgt dann ein Verzeichniß der Stiche, Radirungen, Lithographien und Originalphotographien nach den ächten, sowie nach den angeblichen Werken des Meisters, ein Verzeichniß, welches von dem Verleger, Herren Wilhelm Engelmann, mit seiner bekannten ausgebreiteten Kenntniß dieses ganzen Gebietes und mit der bei ihm gewohnten Gewissenhaftigkeit und erschöpfenden Reichhaltigkeit bearbeitet ist. Wie die erste Hälfte des Werkes in stilistisch meisterhafter Darstellung das biographische und ästhetische Material, unbeschadet der strengen Wissenschaftlichkeit der Forschung, selbst für den Laien im höchsten Maße anziehend behandelt, so giebt die zweite in spröder Trockenheit das wissenschaftliche Resumé der ganzen Arbeit und ordnet die verschiedenen sicher festgestellten Punkte in übersichtlicher Weise an. Es ist das Princip, welches bei dem Künstlerlexicon Meyers, in welchem diese Biographie mit geringen Abweichungen bereits vorher erschienen ist, als allgemeine Norm angenommen worden, und welches sich im Interesse Aller, für welche eine solche Arbeit gemacht wird, des großen kunstliebenden Publicums sowohl wie der strengen Männer der Wissenschaft, gleich vortheilhaft und förderlich erwiesen hat.

Neue Forschungen über das Ozon.

Von

Otto Dammer.

Die ungemein zahlreichen Substanzen, welche die Chemiker aus Pflanzen und Thieren abgeschieden und durch mancherlei Processe aus den abgeschiedenen neu erzeugt haben, zeigen bekanntlich eine überraschende Uebereinstimmung in der elementaren Zusammensetzung. Sie bestehen entweder nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff oder aus diesen drei Elementen und Stickstoff. Aber wenn sich auch nur so wenige Elemente an der Bildung dieser Körper betheiligen, so genügen doch die verschiedenen Verhältnisse, in welchen die Elemente zusammentreten, zur Erklärung der Mannichfaltigkeit der organischen Verbindungen. Nun giebt es unter diesen aber viele, welche bei durchaus übereinstimmender procentischer Zusammensetzung sehr ungleiche Eigenschaften besitzen. In solchen Fällen erhalten wir durch das Studium der näheren Gruppirung der Elemente

in den fraglichen Verbindungen die erwünschte Aufklärung, und besonders die neuere Chemie hat Erstaunliches in der Enträthselung derartiger Verhältnisse geleistet. Für alle zusammengesetzten Körper genügt die Kenntniß der constituirenden Elemente, die Zahl der Atome und die Stellung, welche die letzteren im Molecüle einnehmen, zur Erklärung ihrer Verschiedenartigkeit. Ganz räthselhaft erscheinen dagegen die eigenthümlichen Modificationen, in welchen die Elemente selbst bisweilen auftreten. Wir kennen z. B. den Phosphor als einen farblosen, durchscheinenden, wachsglänzenden Körper, der an der Luft weiße Dämpfe bildet, im Dunkeln leuchtet, sich an der Luft sehr leicht entzündet, so daß er stets unter Wasser aufbewahrt werden muß, ein spec. Gewicht von 1,826 besitzt, bei 44 Grad schmilzt und in Schwefelkohlenstoff löslich ist. Setzt man diesen Körper dem Lichte aus oder erhitzt ihn bei Abschluß der Luft anhaltend auf 250 Grad, so wird er dunkelroth, undurchsichtig, unlöslich, er leuchtet nicht mehr im Dunkeln, entzündet sich nicht mehr an der Luft, zeigt ein spec. Gewicht von 2,10 und schmilzt bei 270 Grad. Zwei Körper von verschiedener chemischer Zusammensetzung können in ihren Eigenschaften kaum mehr von einander abweichen, und doch besteht der weiße und der rothe Körper lediglich aus reinem Phosphor, und man kann die Modificationen, ohne daß etwas hinzukommt oder fortgeht, beliebig oft in einander überführen. Worauf nun diese Umwandelung beruht, ist völlig unbekannt. Der Phosphor besteht nur aus gleichartigen Atomen, und von einer verschiedenen Gruppirung derselben zu sprechen, ist vor der Hand ganz müßig. Außer dem Phosphor treten aber auch noch mehrere andere Elemente in verschiedenen Modificationen auf, und das Ozon, welches im Haushalte der Natur eine große Rolle spielt, ist eine Modification des farb-, geruch- und geschmacklosen Sauerstoffes, der in Mischung mit Stickstoff bekanntlich unsere Atmosphäre bildet. Wir athmen den Sauerstoff, und er verbrennt die verbrauchten Bestandtheile unseres Körpers zu Kohlensäure und Wasser, er verbindet sich bei hoher Temperatur mit unseren Brenn- und Leuchtmaterialien unter Feuererscheinung, indem er auch hier Kohlensäure und Wasser bildet, und er ist im Verwesungsprocesse thätig, der nichts ist als eine langsame Verbrennung und dieselben Producte liefert wie diese. Sauerstoff ist also ein mächtiges Element und fast bei allen den wichtigsten chemischen Processen im Haushalte der Natur spielt er eine bedeutende Rolle. Dennoch müssen wir ihn, z. B. im Vergleiche mit dem Chlor, als indifferent bezeichnen, da dieses, namentlich bei gewöhnlicher Temperatur, eine ungleich größere chemische Energie entwickelt und zahlreiche Körper sichtbar angreift, welche der Sauerstoff unter gleichen Verhältnissen unverändert läßt. Aber der Sauerstoff vermag auch in einer Modification aufzutreten, in welcher er dem Chlore kaum nachsteht, und diese Modification ist das Ozon, welches seinen Namen der energischen Einwirkung auf unser Geruchsorgan verdankt. Es besitzt einen ganz eigenthümlichen Geruch, der den Professor Schönbein zu seiner Entdeckung führte und auch im gewöhnlichen Leben als »Schwefel- oder Phosphorgeruch« hinlänglich bekannt ist. Schon Homer erzählt davon, und Odysseus berichtet dem Alkinoos, daß »das Schiff, welches getroffen vom Blitze des Zeus, im Kreise wirbelnd sich drehte, angefüllt war mit Schwefelgeruch«. Dieser Geruch ist auch sonst nach Blitzschlägen häufig beobachtet worden, und was der mächtigste aller elektrischen Funken hier bewirkt, das vermögen auch die kleinen Funken unserer Elektrisirmaschinen, und der bei der Thätigkeit der Letzteren auftretende Geruch ist eine Folge der Umwandelung von Sauerstoff in Ozon. Deshalb hat man letzteren auch »elektrisirten«, »durch Elektricität erregten« oder wegen seiner großen chemischen Energie »activen« Sauerstoff genannt. Man erhält Ozon auch,

wenn man Wasser durch den galvanischen Strom zersetzt, und ohne Elektricität, wenn man eine Phosphorstange bei etwa 30 Grad, theilweise von Wasser bedeckt, in einem geräumigen Gefäße liegen läßt. Der Phosphor beginnt alsdann sich zu oxydiren und eine aufsteigende Nebelsäule bekundet diesen langsamen Verbrennungsproceß. Dabei bemerkt man zunächst den eigenthümlichen knoblauchartigen Geruch des Phosphors, aber bald verschwindet derselbe und weicht dem charakteristischen Ozongeruche. Dieser tritt auch auf, wenn Quecksilber mit etwas Wasser in einer geräumigen Flasche am Lichte geschüttelt wird; und wenn man Terpentinöl in einem nur theilweise gefüllten Glase längere Zeit unter häufigem Oeffnen und Schütteln desselben der Einwirkung des Sonnenlichtes aussetzt, so nimmt es eine bedeutende Menge Sauerstoff auf, und dieser Sauerstoff besitzt die ganze energische Wirksamkeit des Ozones.

Ozon entsteht also, wie schon diese wenigen Angaben zeigen, auf sehr verschiedene Weise, aber noch niemals ist es gelungen, reines Ozon darzustellen. Bei allen Processen, wo es sich bildet, wird stets nur ein sehr geringer Theil vorhandenen Sauerstoffes ozonisirt, aber auch in so verdünntem Zustande zeigt es sehr kräftige Wirkungen. Schwache Spuren kann man leicht durch ein einfaches Reagenzpapier nachweisen. Man braucht nur Stärkemehlkleister mit Jodkalium zu versetzen und mit dieser Mischung Papier zu bestreichen. Das Jodkalium ist ein farbloses Salz und wird durch den gewöhnlichen Sauerstoff nicht zersetzt, während Ozon alsbald Jod daraus abscheidet. Die geringsten Mengen Jod färben aber Stärkekleister dunkelblau, und so zeigt das mit Jodkaliumkleister überzogene Papier auch die leisesten Spuren von Ozon durch eine Bläuung an, aus deren Intensität man sogar auf die Quantität des vorhandenen Ozones schließen kann. Durch dieses Reagenzpapier haben wir nun erfahren, daß Ozon ein Bestandtheil der atmosphärischen Luft ist. Sobald dies erkannt war, mußte es als die nächste Aufgabe betrachtet werden, der Quelle dieses atmosphärischen Ozones nachzuforschen. Die Entstehung durch den Blitz genügt offenbar nicht zur Erklärung, und lange Zeit hat man sich vergeblich bemüht, andere Vorgänge auf der Erde oder in der Luft nachzuweisen, bei denen ganz allgemein und regelmäßig Sauerstoff activ wird. Nun weist das Verhalten des Terpentinöles, von welchem wir gesprochen haben, auf eine reiche Ozonquelle hin; denn wie Terpentinöl verhalten sich auch andere ätherische Oele, und Mantegazza hat direct nachgewiesen, daß die Oele von Münze, Nelken, Lavendel, Bergamotten, Anis, Citrone, Fenchel &c. unter der Einwirkung des directen Sonnenlichtes eine sehr große Menge von Ozon erzeugen. Dies geschieht auch, wenn die ätherischen Oele von lebenden Pflanzen ausgehaucht werden, und unter einer Glocke mit Narzissen, Hyacinthen, Reseda, Heliotrop bläute sich das Reagenzpapier im Sonnenlichte sehr stark. Ueberall, wo Blüthenduft sich entwickelt, wird also auch Ozon gebildet, aber für die Erklärung des beständigen Ozongehaltes der Luft und seiner eigenthümlichen Schwankungen ist auch diese interessante Beobachtung nicht ausreichend. Immerhin bleibt sie beachtenswerth, zumal es sehr zweifelhaft erscheint, ob das Ozon lediglich einem einzigen Vorgange seine Entstehung verdankt. Seine Bildung ist vielleicht auch durchaus nicht so einfach, wie es scheinen möchte, und vielleicht steht sie im Zusammenhange mit dem Auftreten von salpetrigsaurem Ammoniak und Wasserstoffsuperoxyd, zwei gleichfalls sehr veränderlichen Körpern, die auf mannichfache Weise entstehen und in atmosphärischen Niederschlägen nachgewiesen werden konnten. Salpetrigsaures Ammoniak bildet sich schon beim Verdampfen von reinem Wasser, und es ist interessant, daß Gorup-Besanez den Ozongehalt der Luft in der Nähe eines Wasserstäubers zunehmen sah. Wasserfälle und Spring-

brunnen können als Ozonquellen betrachtet werden, ebenso aber auch die Gradirhäuser, in deren Nähe die Luft stets ozonreicher ist, und vor Allem das bewegte Meer. Auch bei Verbrennungsprocessen, bei Fäulniß und Verwesung treten die genannten Körper auf, und bei der beschriebenen Ozonbildung durch feuchten Phosphor sind sie leicht nachweisbar. Ebenso hat Struve ihr Zusammenauftreten bei der Verbrennung von Wasserstoff und Alkohol constatirt. Saugt man mittelst einer fein ausgezogenen Glasröhre die Luft an, welche bei dem unteren blauen Saume die Flamme einer Kerze oder Weingeistlampe unmittelbar berührt, so kann man darin leicht Ozon nachweisen, ebenso in der Luft, welche man in lebhaftem Strome durch das obere Drittel einer nicht leuchtenden Gasflamme geblasen hat. Wenn also im Freien starker Wind eine Flamme hin und her treibt, so wird die Luft mit Ozon beladen, brennt dagegen die Flamme ruhig, so entsteht zwar auch am unteren Saume der Flamme Ozon, aber durch die hohe Temperatur der oberen Flamme und durch die brennbaren Gase im Inneren der Flamme wird es bald und vollständig wieder zerstört. So sind auch die zahllosen Verbrennungsprocesse unter Umständen eine, wenn auch vielleicht nur spärlich fließende Ozonquelle, und zugleich liefern sie salpetrigsaures Ammoniak und Wasserstoffsuperoxyd, die in mancher Beziehung sich ähnlich verhalten wie Ozon. Die größte Menge des Letzteren entsteht aber, wie es scheint, durch Elektricität, zwar nicht durch den elektrischen Funken des Gewitters, wohl aber durch die sogenannten dunkelen Entladungen, denn stets wird Ozon gebildet, wenn stark entgegengesetzte gespannte Elektricitäten ohne Funkenbildung sich ausgleichen. Man hat hierauf sogar die Construction von Apparaten zur künstlichen Darstellung von Ozon gegründet, und in der Natur finden derartige Ausgleichungen unablässig, bald in stärkerem, bald in schwächerem Grade statt. Unsere Athmosphäre enthält auch bei ganz heiterem Himmel stets Elektricität, und zwar meist positive. Dieselbe nimmt zu mit der Erhebung über den Erdboden, und dies gilt auch für das Ozon, welches in den Alpen, auf Bergspitzen und hohen Kirchthürmen reichlicher vorhanden ist als unter sonst gleichen Umständen in der Ebene. Mit dem relativen Feuchtigkeitsgehalte der Luft wächst die Ozonmenge und die Luftelektricität, beide sind im Winter größer als im Sommer und vermehren sich bei eintretenden Niederschlägen wie Regen, Schnee und Hagel. Mühry erblickt die Quelle der atmosphärischen Elektricität in der Erwärmung der Erde durch die Sonne, ihr Quantum nimmt mit der Temperatur zu und ab. Trockene Luft ist aber bekanntlich ein sehr schlechter Leiter der Electricität, und so kann die durch Inhalation erzeugte Elektricität nur durch Vermittelung der Feuchtigkeit der Atmosphäre von der Erdoberfläche abgeleitet werden. Bei relativ feuchter Luft findet diese Ableitung am leichtesten und schnellsten Statt, und die Elektricität sammelt sich in den höheren Luftschichten, besonders auf der Oberfläche der Wolken. Mit diesem Uebergange der Elektricität von der Erdoberfläche in die Luft ist nun aber die Ozonbildung verbunden, und man begreift leicht, daß sie bei feuchter Luft, über feuchtem Boden am stärksten sein muß, während trockener Boden zwar eine sehr intensive Elektricität zeigt, aber auf den Ozongehalt der Luft ohne Einfluß bleibt.

Durch die meteorologischen Stationen ist ein umfangreiches Beobachtungsmaterial über den schwankenden Ozongehalt der Luft geliefert worden, und namentlich hat man in Bayern unter Leitung des Herren Professor Ebermayer an 7 verschiedenen Orten auf freiem Felde und innerhalb größerer Waldcomplexe seit 1868 täglich zweimal ozonometrische Messungen ausgeführt, welche sehr interessante Resultate ergaben. Zunächst wurde der auch anderweit festgestellte Zusammenhang des Ozongehaltes der Luft mit

ihrem relativen Feuchtigkeitsgehalte constatirt. Im Sommer ist die Luft relativ trockener, zugleich aber in der Regel auch ozonärmer als im Winter. Der höchste und der geringste durchschnittliche Ozongehalt scheint in verschiedenen Jahrgängen keineswegs immer in demselben Monate aufzutreten, im Großen und Ganzen aber ist die Luft im Frühlinge (März bis Mai) am ozonreichsten, im Spätherbste (September bis November) am ozonärmsten. Die Windrichtung scheint nur insofern von Einfluß zu sein, als sie je nach der Jahreszeit eine größere oder geringere Luftfeuchtigkeit bedingt; dagegen wirkt die Stärke der Luftbewegung ganz direct auf den Ozongehalt. Bei feuchtwarmer, regnerischer und stürmischer Witterung ist die Luft in der Regel sehr ozonreich, bei anhaltend trockenem und heißem, ruhigem Wetter ozonarm. Ganz frei von Ozon zeigt sich die Luft im Freien nur selten, gewöhnlich aber bei starkem Nebel, der im Spätherbste häufig vorkommt. Die sichtbaren elektrischen Entladungen bei Gewittern vermehren den Ozongehalt keineswegs so bedeutend, wie man gewöhnlich annimmt, und oft ist ihr Einfluß gar nicht nachzuweisen. Entsprechend der größeren relativen Luftfeuchtigkeit ist Nachts die Luft in der Regel ozonreicher als am Tage. — Bei allen diesen Angaben darf man nun aber nicht vergessen, daß der durch das Reagenzpapier nachgewiesene Ozongehalt keineswegs die ganze in der Natur erzeugte Menge repräsentirt. Das Ozon mit seiner energischen Wirksamkeit muß ebenso schnell verschwinden, wie es gebildet wird, wenn oxydirbare Substanzen zugegen sind, mit denen es sich verbinden kann. Daher zeigt sich auch der Ozongehalt an verschiedenen Orten bei gleichen Witterungsverhältnissen keineswegs gleich. An Orten, wo größere Mengen thierischer oder pflanzlicher Substanzen faulen oder verwesen und die Luft mit oxydirbaren Gasen erfüllen, in der Nähe von Sümpfen und stehenden Gewässern, bei Staub und Rauch, wo Menschen und Thiere durch Athmung und Transpiration die Luft verunreinigen, läßt sich stets nur ein geringer Ozongehalt nachweisen. Umgekehrt begünstigt die Nähe des Meeres und größerer Seen, von Wäldern und feuchten Gebirgshöhen das Anwachsen des Ozones; aber auch die Beschaffenheit des Bodens, ob locker oder bindend, trocken oder feucht, ob mit organischen, namentlich thierischen Auswurfstoffen mehr oder weniger inficirt, übt einen nicht unwesentlichen Einfluß auf den Ozongehalt der Luft. Besonders interessant ist die Rolle, welche die Wälder spielen. Die 6 bayerischen Waldstationen, die sich zwar auf freiem Felde, aber mitten in größeren Waldgebieten befinden, zeichnen sich gegenüber solchen Städten oder Orten, die nicht in der Nähe größerer Waldungen liegen, durch auffallenden Ozonreichthum aus, wie folgende Zahlen beweisen, die das Jahresmittel angeben: Duschelberg im bayerischen Walde 7,76, Seeshaupt am Starnberger See 8,85, Rohrbrunn im Spessart 8,25, Johanneskreuz im Hardtgebirge 8,57, Ebrach im Steigerwald 7,89, Altenfurth im Nürnberger Reichswalde 6,98, Aschaffenburg 6,51, Leipzig 4,0, Zwickau 2,95. Im Inneren geschlossener Holzbestände ist die Luft stets etwas ozonärmer als außerhalb derselben auf freiem Felde; am Boden des Waldes vermindert der Humus den Ozongehalt, und directe Beobachtungen haben dargethan, daß keineswegs die grüne Belaubung zur Ozonbildung beiträgt; im Winter war der Ozongehalt auf sämmtlichen bayerischen Waldstationen größer als im Sommer, und der von den grünen Pflanzentheilen ausgeathmete Sauerstoff erwies sich inactiv. Mit der Erhebung über den Meeresboden wächst der Ozongehalt, und besonders die relativ feuchte Luft waldreicher Gebirgsgegenden ist ozonreicher als jene im Tieflande. Ganz neu sind Ebermayer's Untersuchungen über die Ozonerzeugung durch den Boden. Feuchtes Erdreich färbte an seiner Oberfläche das Ozonpapier fast immer stärker als trockener Boden oder als die freie Luft

mehrere Fuß über demselben. Auch eine durch Thau benetzte Grasfläche zeigte sich in der Regel ozonreicher als der nackte, trockene Boden, und auf einer frisch gefallenen Schneedecke wurden die Ozonpapiere in der Regel stärker gefärbt als in der freien Luft mehrere Fuß über dem Boden. Somit erklären diese Beobachtungen die bleichende Wirkung einer Schnee- oder feuchten Rasendecke. Da thonreicher, bindender Boden weniger schnell austrocknet als sandiger, lockerer, so wird in Gegenden mit Lehm- oder Thonboden die Luft wenigstens unmittelbar über der Erdoberfläche im großen Durchschnitte ozonreicher sein als in Gegenden mit Sand- und Kiesboden, und damit stimmen die Beobachtungen in dem sandigen Nürnberger Reichswalde (s. o.). Faulende organische Stoffe im Boden vermindern den Ozongehalt an seiner Oberfläche und in größeren Städten, wo das Erdreich von Canälen und Senkgruben aus verunreinigt wird, fehlt daher das Ozon selbst über feuchtem Boden. Ueberhaupt sucht man in schmutzigen engen Straßen dicht bevölkerter Städte, wo zugleich der Luftwechsel mehr oder weniger gehemmt ist, meist vergebens nach Ozon, und in unseren Zimmern fehlt es, selbst wenn die Wohnungen in noch so gesunder Lage sich befinden. In seinem vor der Stadt zwischen Gärten und Pflanzungen gelegenen Hause konnte Ebermeyer selbst in unbewohnten Zimmern niemals Ozon entdecken. Selbst bei geöffneten Fenstern vergehen, namentlich im Sommer, mehrere Stunden, bis das Reagenzpapier in der Mitte des Zimmers sich bläut, während der endlich sich zeigende Ozongehalt in kürzester Zeit wieder verschwindet, sobald Fenster und Thüren geschlossen werden. Dieses Verhalten, welches uns den Unterschied zwischen Zimmerluft und freier Luft sehr deutlich zeigt, läßt zugleich erkennen, wie energisch Ozon auf alle oxydirbaren Körper wirkt. Will man sich direct davon überzeugen, so braucht man nur ozonhaltige Luft mit Sägespänen, Eiweiß oder Milch zu schütteln, der Ozongeruch verschwindet alsdann augenblicklich. Noch augenfälliger zeigt sich dies beim Schütteln mit Indigolösung, die sofort gebleicht wird, oder bei Einwirkung von Ozon auf übelriechende Gase, welche mit großer Energie zerstört werden. Ozon ist der große Reiniger der Atmosphäre, und hoher Ozongehalt in der Luft bedeutet Salubrität, Abwesenheit von Fäulnißstoffen und Krankheitskeimen.

Seit lange hat man sich bemüht, die Beziehungen des Ozones zu dem allgemeinen Gesundheitszustande zu ermitteln, und an kühnen Hypothesen hat es wahrlich nicht gefehlt. Daß das Ozon auf den Organismus mächtig einwirkt, lehrt der einfachste Versuch. Beim Einathmen künstlich mit Ozon beladener Luft stellt sich alsbald Husten, Engbrüstigkeit und Entzündung der Schleimhäute (Katarrh) ein. Thiere werden in sehr ozonreicher Luft von Hals- und Lungenentzündung befallen oder auch von Bronchitis, welche Fleischfresser oft schnell tödtet. Haller hat nun vor einigen Jahren zehnjährige Beobachtungen der meteorologischen Centralanstalt in Oesterreich mit den Zahlen der in demselben Zeitraume im allgemeinen Krankenhause in Wien wahrgenommenen Hauptkrankheitsformen verglichen und ist dabei zu jedenfalls sehr beachtenswerthen Resultaten gelangt. Die Tabellen ergeben, daß der Ozongehalt der Atmosphäre vom Anfange des Winters zu steigen beginnt, im Frühjahre Nachts im März, am Tage aber erst im Mai seinen Höhepunkt erreicht, wenig unter demselben mit geringen Schwankungen den Sommer hindurch beharrt, im Herbste rasch seinem Minimum zusinkt und an diesem Nachts im October, am Tage erst im December anlangt, um seinen Kreislauf von Neuem zu beginnen. Vergleicht man nun hiermit den jährlichen Gang der Krankheiten der Athmungsorgane, Katarrhe und Lungenentzündungen, so ist eine große Uebereinstimmung nicht zu verkennen. Die Katarrhe sind im Januar auf oder nahe ihrem Cul-

minationspunkte, mindern sich merklich im Februar, schnellen im März noch einmal zur oder selbst über die Culminationshöhe hinaus, werden aber mit dem Beginne des Sommers constant und auffallend seltener, sinken im September auf ihr Minimum, um vom October an rasch und beständig zur Winterhöhe zu steigen. Aehnlich verhält es sich mit den Lungenentzündungen, sie treten bereits im Januar häufig auf, können im Februar an Häufigkeit zu-, aber auch abnehmen, mehren sich constant im Frühjahre, wo sie im März, April oder Mai ihren höchsten Stand erreichen, um mit dem Beginne des Sommers entschieden und rasch zu sinken, im August und September auf ihr Minimum herabzugleiten und dann vom October an sich wieder zu erheben. Vergleicht man diese Angaben mit denen über das Schwanken des Ozongehaltes der Luft, so ergeben sich merkwürdige Uebereinstimmungen: das allmähliche Steigen im Winter, das Culminiren im Frühlinge und der tiefste Stand im Herbste; unterscheidend ist dagegen das viel raschere Erkranken der Athmungsorgane gegen den Winter zu und das Beharren des Ozongehaltes nahe seiner Culminationshöhe im Sommer, während Katarrhe und Lungenentzündungen im Beginne der wärmeren Jahreszeit mit beschleunigtem Falle ihrem Minimum zusinken. Der Reichthum der Nachtluft an Ozon stimmt mit der erfahrungsmäßigen Empfindlichkeit und dem geringen Widerstandsvermögen der Athmungsorgane zur Nachtzeit. Man wird aus den mitgetheilten Thatsachen schließen dürfen, daß jedenfalls ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem jährlichen Gange der entzündlichen Krankheiten und dem des Ozongehaltes der Luft besteht, aber eben so sicher entbehrt die hier und da ausgesprochene Behauptung, daß das Auftreten der Katarrhe und Lungenentzündungen vorzugsweise durch den Ozongehalt der Atmosphäre bedingt werde, der wissenschaftlichen Begründung. Mit Recht hebt aber Haller hervor, daß für das auffällige Zurückweichen der Krankheiten der Athmungsorgane im Herbste die Erklärung nicht ausreicht, dasselbe lediglich der constanten mäßigen Wärme, welche jener der mittleren Jahrestemperatur sich nähert, zuzuschreiben, weil ungeachtet derselben die Darmkatarrhe sich mehren, Ruhren häufig auftreten, Choleraepidemien entstehen, Malariakrankheiten heftiger werden und über die Gränzen ihrer Ursprungsstätten sich verbreiten, und auch Typhus in zeitweiligen Epidemien auflodert. Hängen diese Erscheinungen nun auch mit dem Ozongehalte der Luft zusammen? Wenn jene Krankheiten durch Fäulnißproducte entstehen oder begünstigt werden, und wenn Ozon solche schädlichen Stoffe energisch zerstört, so ist die Vermuthung kaum abzuweisen, daß Krankheiten mit fauliger Tendenz in einer Zeit schnelle Fortschritte machen werden, wo der Ozongehalt der Luft am geringsten ist. Nach den Angaben Prestels tritt in den Marschen Ostfrieslands das Sumpfgift bei einem Ozongehalte über dem Jahresmittel gar nicht, bei mittlerem Ozongehalte nur vereinzelt und bei einem Ozongehalte unter dem Jahresmittel als Seuche auf. Ebermayer bringt die Bodenverhältnisse, welche auf den Ozongehalt der Luft von Einfluß sind, mit den Epidemien in Zusammenhang. Pettenkofer, sagt er, machte zuerst darauf aufmerksam, daß das epidemische Auftreten der Cholera zunimmt, so lange das Grundwasser beträchtlich fällt, also der Boden trockener wird, und ein größerer Raum für die Entwickelung der Fäulnißproducte unter der Erdoberfläche sich bildet, daß dagegen mit dem Steigen des Grundwassers die Epidemie abnimmt. In Indien übt kein Umstand auch nur im Entferntesten eine solche regelmäßige und tiefgehende Wirkung auf die zeitliche Frequenz der Cholerafälle aus, wie heftige und andauernde Regengüsse. Auch in Europa geht den heftigsten Choleraepidemien in der Regel große Hitze und Trockenheit voraus. Aehnliche Verhältnisse sind für Typhus nachgewiesen, und Seidel

hat gezeigt, daß für die Sanität dicht bewohnter Orte auf porösem Grunde in Betreff des Typhus nichts so ungünstig ist wie eine perennirende Wasserarmut der oberen Bodenschichten. Zahlreiche Beispiele könnten als Belege aufgeführt werden, und dabei drängt sich die Fage auf, ob es wohl Zufall sein kann, daß die feuchten Oertlichkeiten, welche von der Cholera verschont bleiben, zugleich durch einen größeren Ozongehalt sich auszeichnen, und daß mit dem Eintreten starker Niederschläge und der Durchfeuchtung des Bodens, welche die Ozonbildung begünstigt, auch die Epidemien nachlassen. Die in dem trockenen Boden entwickelten Krankheitskeime gehen unverändert in die Luft über, aus feuchtem Boden aufsteigende werden dagegen durch das gleichzeitig sich bildende Ozon zerstört, und nur wenn der Boden so stark verunreinigt ist, daß das entstehende Ozon zur völligen Zerstörung der schädlichen Körper nicht hinreicht, kann ein Theil derselben in die Luft gelangen. Thon- und Lehmböden, welche sich längere Zeit feucht und frisch erhalten, in Folge dessen auch mehr oder weniger Ozon produciren, sind nach Ebermayers Theorie für unsere Gesundheitsverhältnisse besser als die leicht austrocknenden Sand-, Kies- und Geröllböden, die wegen ihrer Porosität auch leicht mit organischen Stoffen inficirt werden.

Sobald einmal die Eigenschaften des Ozones bekannt waren, und man zuverlässige Methoden zur Darstellung desselben entdeckt hatte, lag es nahe, an die technische oder arzneiliche Verwendung zu denken. Die Erstere ist bis jetzt noch nicht gelungen, aber als Heilmittel hat man das Ozon schon vielfach zu verwerthen gesucht. Zum Desinficiren von Krankensälen, Wohnzimmern rc. ist die Elektrisirmaschine und ein Gemisch aus Mangansuperoxyd, übermangansaurem Kali und Oxalsäure vorgeschlagen worden. Uebergießt man zwei Eßlöffel dieses Pulvers mit einem oder zwei Eßlöffel Wasser, so entwickelt sich etwa zwei Stunden lang reichlich Ozon, ohne daß schädliche Nebenproducte gebildet werden. Man hat nur darauf zu achten, daß der Ozongehalt der eingeschlossenen Luft nicht zu hoch steigt, weil sonst leicht Hustenreiz entsteht. Aus fein gepulvertem übermangansaurem Kali kann man auch durch Uebergießen mit etwas concentrirter Schwefelsäure Ozon entwickeln, aber hierbei wird das Gas chlorhaltig, wenn das Salz nicht völlig frei von übersaurem Kali war. Viel interessanter als diese Benutzung des Ozones zur Desinfection erscheint aber seine Verwendung als Arzneimittel. Diese knüpft an die ähnliche Verwerthung des reinen Sauerstoffes an. Die früh erkannte Bedeutung dieses Gases spricht sich schon in dem Namen »Lebensluft« aus, welchen ihm sein Entdecker gab. Priestley wußte zu rühmen, daß ihm beim Einathmen von reinem Sauerstoffe »die Brust leichter wurde, und er bequemer Athem holen konnte«. Andere Beobachter, wie Jugenhousz, Beddoës, Demarquay bestätigten diese Wahrnehmung, die physische Leistungsfähigkeit erschien erhöht, die Respiration leichter und freier, es verbreitete sich ein angenehmes Wärmegefühl durch den Körper, und der Appetit nahm entschieden zu. Man hat darauf die Sauerstoffinhalationen auch bei den verschiedensten Zuständen versucht und, wie gewöhnlich, natürlich überall Erfolge gesehen. Thatsache aber ist, daß gegenwärtig der Sauerstoff nur selten als Heilmittel benutzt wird. Bei der Schwindsucht scheint er nicht günstig zu wirken, aber bei gewissen fauligen Krankheiten der Lunge soll er in neuerer Zeit sich wohlthätig gezeigt haben. Der Geruch und die Menge des Auswurfes nahm ab, und das Allgemeinbefinden besserte sich. Am häufigsten ist der Sauerstoff bei dyspnoëtischen Zuständen und bei der Ueberladung des Blutes mit Kohlensäure versucht worden: vor Allem beim Asthma. Es wird berichtet, daß die Inhalation den Anfall schnell beseitigt habe, doch fehlt es auch nicht an Fällen, wo sie unwirksam

geblieben. Demorquay empfahl vor Allem die Anwendung der Inhalation bei chirurgischen Krankheiten; heruntergekommene Individuen mit eiternden, jauchigen Flächen und Wunden sollen durch den Sauerstoff gekräftigt worden und endlich genesen sein. Wenn nun schon der gewöhnliche Sauerstoff sich wirksam erwies, so war von dem activen offenbar noch viel mehr zu erwarten. Es ist Dr. Lenders Verdienst, entschiedene Anregung zu Versuchen in dieser Richtung gegeben zu haben. Er betont den schädlichen Einfluß der durch Auswurfstoffe, Zusammenwohnen vieler Menschen in engen Räumen und Pilzwucherungen in neuen Häusern verdorbenen Luft und hält denselben, zweifellos mit Recht, für die Ursachen vieler Krankheiten, besonders des Rheumatismus, der Tuberculose und Skrophulose. Er glaubt, sich überzeugt zu haben, daß durch methodische Einathmung von verdünntem Ozon die Heilung, wenigstens der Stillstand dieser Krankheiten erzielt werden kann. Wechselfieber soll durch Ozon sicherer geheilt werden als durch Chinin, auch Typhus, Scharlach, Pocken, überhaupt alle Infectionskrankheiten, als deren Ursache die Einwirkung fauliger Zersetzungsproducte oder niederer Organismen angesehen wird, hat man durch Einathmen von Ozon zu bekämpfen gesucht. Die »Berliner Gesellschaft für Heilkunde« bestätigte Anfang vorigen Jahres in einer Petition an das Ministerium die erfolgreiche Anwendung des Ozones gegen bösartige Diphtheritis, Typhus, acuten Gelenkrheumatismus und gegen die Folgen chronischer Herzfehler und bat, dasselbe einer mehrseitigen klinischen Prüfung anheimzugeben. Die Form, in welcher man das Ozon meist anzuwenden sucht, ist die wässerige Lösung. »Lender'sches Ozon-Wasser«, von Krebs, Kroll u. Co. in Berlin unter lebhaftesten Anpreisungen in den Handel gebracht, soll auf elektrischem Wege, also durch Zersetzung von Wasser mittelst des galvanischen Stromes, dargestellt werden. Eine Probe dieses Ozonwassers, welche Professor Carius analysirte, enthielt in 1000 Cubikcentimetern 4 bis 4,45 Kubikcentimeter Ozon, d. h. nahezu so viel, wie sich dem Wasser nach bisher bekannten Methoden überhaupt mittheilen läßt. Dieses absorbirte Ozon giebt das Wasser leicht an die Luft ab, und so kann es getrunken oder zu Inhalationen benutzt werden. Andere Analytiker haben später freilich sehr viel ungünstigere Resultate erzielt, zum Theil auch gar kein Ozon, wohl aber unterchlorige Säure in dem Präparate gefunden, und so scheint dasselbe mindestens recht ungleichartig bereitet zu werden. Das Verhalten des Ozones zum Wasser hat Herr Schöne studirt. Er fand, daß ein Liter Wasser 8,81 Cubikcentimeter Ozon aufnimmt, wenn dieses ganz rein ist, weniger bei Gegenwart von Stickstoff. Beim Durchleiten des ozonhaltigen Sauerstoffes durch Wasser verschwindet aber sehr viel mehr Ozon als gleichzeitig vom Wasser absorbirt wird, auch dauert die Ozonabnahme noch fort, wenn das Wasser bereits gesättigt ist. Es wird also durch das Wasser Ozon zerstört, und wenn man ozonhaltigen Sauerstoff bei Zimmertemperatur mit Wasser stehen läßt, so ist nach etwa 3 Tagen der ursprüngliche Ozongehalt auf die Hälfte reducirt und nach 15 Tagen alles Ozon bis auf Spuren verschwunden. Eine Ozonlösung für den Handel ist mithin jedenfalls ein sehr difficiler Artikel. Hervorragende Forscher wollen überhaupt von der Anwendung des Ozones als Heilmittel nicht viel erwarten, weil die geringe Menge, welche man dem Körper künstlich zuführen kann, durch die feuchten Schleimhäute und nun gar durch den veränderlichen Mageninhalt längst zersetzt sei, ehe sie in den Kreislauf übergehen könne. Sie machen darauf aufmerksam, daß die Blutkörperchen für sich das Vermögen besitzen, den eingeathmeten Sauerstoff zu ozonisiren, und daß mithin jene künstliche Zufuhr kaum in Betracht komme. Während also hier die Meinungen noch sehr auseinander gehen, ist man aber einstimmig in der Anerkennung, welche dem

Ozon als dem vorzüglichsten Desinfectionsmittel für Krankensäle und alle mit Menschen erfüllten Räume zukommt.

Am Schlusse unserer Skizze mögen noch einige Worte zur Aufklärung über die Natur des Ozones gestattet sein. Schönbein, der geniale Entdecker, hatte angenommen, daß außer dem gewöhnlichen Sauerstoffe noch zwei Modificationen desselben existiren, welche sich wie die beiden entgegengesetzten Elektricitäten zu einander verhalten und beim Zusammentreffen sich gegenseitig aufheben, d. h. zu gewöhnlichem Sauerstoffe zusammenfallen. Diese beiden Modificationen nannte er Ozon und Antozon. Das Letztere sollte sich neben dem Ozon bei der Elektrolyse des Wassers und bei der langsamen Oxydation des Phosphors bilden, aber nicht frei auftreten, sondern sich im Entstehungsmomente mit dem Elemente des Wassers zu Wasserstoffsuperoxyd vereinigen. Freies Antozon wollte Schönbein durch Zersetzung des Wasserstoffsuperoxyd oder der Superoxyde von Kalium, Natrium, Baryum erhalten haben. Er nannte diese letzteren Verbindungen Antozonide zum Unterschiede von Chromsäure, Ueberchromsäure, Mangansäure, Uebermangansäure, Mangan- und Bleisuperoxyd, unterchloriger Säure, welche bei der Zersetzung Ozon liefern und deshalb Ozonide genannt wurden. Ozonide und Antozonide zersetzen sich gegenseitig unter Entwickelung von gewöhnlichem Sauerstoffe, z. B. Uebermangansäure und Wasserstoffsuperoxyd. Diese ansprechende Theorie ist vielfach bekämpft worden, man bestritt die Existenz des Antozons, und endlich gelang Engler und Nasse der Nachweis, das Antozon nichts sei als Wasserstoffsuperoxyd, welches sich stets bildet, wenn Ozon bei Gegenwart von Wasser zerstört wird. Damit war die Schönbeinsche Theorie beseitigt, bezüglich des Ozones aber führte eine Beobachtung von Andrews und Tait zu einer neuen Anschauung. Die genannten Forscher entdeckten nämlich, daß Sauerstoff, wenn er theilweise ozonisirt worden ist, einen kleineren Raum einnimmt, als er vorher erfüllt hatte, so daß Ozon dichter sein muß als Sauerstoff. Beim Erhitzen des ozonisirten Sauerstoffes wird das Ozon zerstört und nach der Abkühlung nimmt das Gas wieder den ursprünglichen Raum ein. Durch sehr sinnreiche Versuche gelangte schließlich Soret zu der Erkenntniß, daß Ozon gerade 1,5 mal so dicht ist wie gewöhnliches Sauerstoffgas. Diese Verhältnisse führen nun zu folgender Erklärung. Die kleinsten Gewichtstheile, mit welchen ein chemisch einfacher Stoff in eine chemische Verbindung einzutreten vermag, nennt man bekanntlich Atome. Diese Atome können aber in freiem Zustande nicht existiren, sie vereinigen sich zu Molecülen, die also bei zusammengesetzten Körpern aus ungleichartigen, bei chemisch einfachen Körpern aus gleichartigen Atomen bestehen. In der Regel bestehen die Molecüle der Elemente aus 2 Atomen, und so haben wir uns auch das Molecül des Sauerstoffes als eine Verbindung von 2 Sauerstoffatomen zu denken, nach der chemischen Schreibweise als [OO]. Im Ozon aber ist dies Molecül noch verbunden mit einem Atome Sauerstoff also [OO]O, und dieser Atomcomplex, welcher denselben Raum einnimmt wie [OO], besitzt nun die merkwürdigen Eigenschaften, welche wir am Ozon kennen gelernt haben.

Kleine Umschau.

Verhalten der Vögel bei Epidemien. In Virchow's „Handbuche der speciellen Pathologie und Therapie" bespricht Griesinger die Thatsache, daß sich während großer Epidemien auch bei den Thieren, bei Hunden, Pferden, Hühnern, öfters eine außerordentliche Sterblichkeit zeigt; es sei zweifellos, daß Säugethiere und Vögel an verschiedenen Infectionskrankheiten, wie Malarialeiden, gelbem Fieber und der Cholera, mehr oder minder nahe kommenden Affectionen erkranken und sterben können. Nun ist wiederholt beobachtet worden, daß die Vögel, welche in den Städten und Dörfern wie halbe Hausthiere geduldet werden, bei Ausbruch einer Epidemie solche Orte verlassen und erst nach dem Erlöschen der Krankheit zurückkehren. Einen derartigen Fall theilte Herr Oberingenieur Jul. Müllern im Jahre 1873 im „Zoologischen Garten" mit. In der Stadt Przemysl in Galizien hausen zahlreiche Familien von Dohlen und Krähen das ganze Jahr hindurch auf den Kirchthürmen. Am 26. September 1872 brach dort die Cholera aus und grassirte bis Ende November so stark, daß von 18000 Menschen 900 dahingerafft wurden. Wenige Tage vor Ausbruch der Epidemie verschwanden plötzlich die Dohlen und Krähen von den Thürmen, und weder in der Stadt noch in der Umgegend ließ sich einer dieser Vögel sehen, bis sie endlich am 30. November unter lustigem Geschrei und Umherfliegen ihre alten Wohnstätten wieder bezogen. In zwei anderen kleineren Städten Galiziens wurden diese Beobachtungen bestätigt, und ein preußischer Major erzählte im „Daheim", daß im Hochsommer von 1866, als in Brünn die Cholera grassirte, die Sperlinge vollständig verschwunden waren. Wenigstens in den Stadttheilen, wo die Epidemie ihren besondern Herd hatte, war kein Spatz zu sehen, und auch Singvögel hielten sich fern. So auffallend und räthselhaft diese Erscheinung ist, so schließt doch die Häufigkeit gleichartiger Beobachtungen den Gedanken an eine Selbsttäuschung vollständig aus. Griesinger führt am genannten Orte eine ganze Reihe solcher Fälle auf, und namentlich scheint das unheimliche Verschwinden der Vögel bei dem ersten Epidemienzuge der Cholera oft beobachtet zu sein, vielleicht weil man damals mit größerer Aengstlichkeit nach einer nirgend sich bietenden Erklärung der traurigen neuen Calamität forschte. Mehrfach wird erzählt, daß die Bevölkerung in den von der Seuche heimgesuchten Orten die Wiederkehr der Vögel mit großer Freude begrüßt habe als ein gewisses Anzeichen des Erlöschens der Epidemie, das denn auch regelmäßig sich bewährte. Erscheint somit die Thatsache selbst als vollkommen verbürgt, so dürfte es doch schwerlich gelingen, bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse vom Wesen der Cholera und ähnlicher Krankheiten eine genügende Erklärung zu geben. Bekanntlich ist der Geruchssinn bei allen Raben sehr fein, und besonders die Dohlen sind für atmosphärische Veränderungen, bevorstehende schlechte Witterung, Wind und Sturm höchst empfindlich; man könnte also annehmen, daß schon vor dem Ausbruche der Epidemie ein den Vögeln wahrnehmbares Agens in der Luft verbreitet sei, und daß die Dohlen dadurch vertrieben und fern gehalten würden, so lange die Epidemie dauert. Aber eine solche Erklärung entbehrt vor der Hand jeder thatsächlichen Grundlage, und man wird gern zu einer anderen greifen, die weniger räthselhafte Verhältnisse in Anspruch nimmt. Nun theilt Herr Pfarrer Jäckel in Windsheim im „Zoologischen Garten" mit, daß im Juli 1848 die Dohlen Nürnberg verlassen hätten, ohne daß die Cholera in die Stadt eingezogen wäre, und daß 1873 dieselbe Erscheinung in Windsheim beobachtet worden sei. Also haben sich die Dohlen entweder geirrt, oder es giebt für ihre Wanderung eine andere Erklärung. Nach Herren Jäckels Auseinandersetzungen liegt eine solche ungemein nahe. „Die Cholera beginnt in Deutschland gewöhnlich mit der Sommerhitze des Juli und im August, bei uns zugleich der Zeitpunkt der beginnenden und beendeten Schnitternte. Alsdann schlagen sich große Flüge, in manchen Jahren, in denen sich Heuschrecken und andere Insecten

stark vermehrt haben, alle Dohlen, ohne daß nur eine einzige in Dörfern und Städten zurückbleibt, unter sich oder mit Saatraben zu gewaltigen Heerhaufen zusammen, treiben sich gewöhnlich Monate lang auf den abgeräumten Feldern und Wiesen fruchtbarer Gegenden umher, bringen die Nächte gemeinsam in Feldhölzern zu, fliegen des Morgens nach ihren Futterplätzen und kommen erst in die Städte wieder zurück, wenn sie auf den Fluren die erforderliche Nahrung nicht mehr finden. An Orten, wo die Dohlen keine Standvögel sind, vielmehr im Spätherbst wegziehen, beachtet man ihre zeitweilige Entfernung nicht als etwas Sonderbares, in Städten aber, wo sie Jahr aus Jahr ein als höchst gemeine Standvögel leben und sich als unruhige lebhafte Geschöpfe Jedermann bemerklich machen, fällt ihr plötzliches vollständiges Verschwinden allgemein auf, der Aberglaube bemächtigt sich der ungewöhnlichen Erscheinung, und will es der Zufall, daß dann in einer also verlassenen Stadt die Cholera ausbricht, und wie gewöhnlich mit dem Eintritt kälterer Spätherbstwitterung erlischt, wo die Dohlen ihr lustiges Sommerfrischlerleben beschließen, und zu den alten Heimstätten zurückkehren, so ist sofort im Volk die Behauptung an dem unumstößlich gewissen ursächlichen Zusammenhang dieser Krankheit mit der besprochenen Erscheinung in der Vogelwelt fertig." Herr Pfarrer Jäckel verweist auch noch auf die Staare, welche nach der Heuernte Städte und Dörfer verlassen und zu Tausenden auf den abgemähten Wiesen Heuschrecken, Käfer und dergl. auflesen; auch sie kehren im Herbste noch einmal zu ihren Nistkästchen zurück, machen sich durch fleißigen Gesang recht bemerklich und verschwinden dann plötzlich nach etwa 14 Tagen. — Diese einfache Erklärung, welche Herr Jäckel giebt, würde durchaus annehmbarer erscheinen, wenn sich nicht der Gedanke aufdrängte, daß das herbstliche Verschwinden der Vögel, falls es auf so regelmäßig sich wiederholenden Verhältnissen beruhte, den Bewohnern der Städte und Dörfer längst vollkommen geläufig sein müßte und sicher nicht als etwas Abnormes Aufsehen erregen könnte, wenn es sich, wie manche andere nicht einmal alljährlich wiederkehrende Erscheinung des Herbstes, auch in Cholerajahren wiederholte. Man ist übrigens auch sonst schon auf die nahe liegende Erklärung des Herren Jäckel gekommen; ein Pfarrer aus dem Wartebruch erzählt im „Daheim" seine darauf bezüglichen Wahrnehmungen in einem etwa 2,5 Meilen von Stettin gelegenen Dorfe. Die sonst unzähligen Sperlinge verschwanden beim Ausbruche der Cholera vollständig und kehrten erst mit dem Erlöschen derselben zurück. „Die versuchte Erklärung dieses Phänomens," sagt der Herr Pfarrer, „daß die Sperlinge immer zur Erntezeit das Dorf verließen und auf's Feld flögen, reichte nicht aus, da dies in früheren Jahren nicht aufgefallen war und sich auch in den folgenden 4 Jahren nie in gleichem Maße wiederholt hat."

Bücherschau.

I. Umschau in der Literatur Frankreichs

von

H. B.

(Schluß.)

Le fer et la houille. Par M. Louis Reybaud, de l'Institut. Paris: Lévy.

Vor mehreren Jahren wurde Louis Reybaud, wohl bekannt als einer der bedeutendsten Volkswirthschafter Frankreichs, von der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften mit der Mission beauftragt, die Lage der Fabrikbevölkerung in Frankreich zu untersuchen, und der vorliegende Band ist der letzte einer Serie. Die in letzter Zeit stattgehabten Fluctuationen im Preise der Kohlen und der nothwendige Effect derselben auf den Eisenmarkt geben der neuesten Publication Reybaud's ein erhöhtes Interesse. Er ist der

Ansicht, die Preissteigerung, über welche die Consumenten allgemein bitter geklagt hätten, sei hauptsächlich den politischen Ereignissen der letzten Jahre zuzuschreiben, und ein starkes Fallen der Preise sei kaum zu erwarten, da die Kohlenlager nicht unerschöpflich seien. Um einen möglichst vollständigen Begriff von dem in diesem Buche behandelten Fabrikzweige zu geben, besuchte und studirte Reybaud nacheinander verschiedene der leitenden Mittelpunkte in Frankreich, wie Anzin, Le Creusot, Fourchambault und St. Chamond, wodurch er in den Stand gesetzt wird, die verschiedenen in den verschiedenen Plätzen angenommenen Systeme zu vergleichen und sich ihre comparativen Vortheile zu merken. Seiner Untersuchung folgt ein Bericht über die Internationale und über das von Godin zu Guise im Norden Frankreichs zum Wohle der Arbeiter gegründete Etablissement unter dem Namen Familistère.

Paris, ses organs, ses fonctions et sa vie. Par Maxime du Camp. Vol. V. Paris: Hachette & Co.

Wir berichteten s. Z. über die successive erschienenen Bände des großen und Epoche machenden Werkes du Camp's über Paris; gegenwärtig liegt der fünfte vor, der an wichtigen und interessanten Gegenständen keinem seiner Vorgänger nachsteht. Zuerst und vor Allem erhalten wir eine Beschreibung des mont de piété oder des von der Regierung angelegten und verwalteten Leihinstitutes, das den Speculationen der Geldleiher, deren Verbrechen wir in „L'avare", „Gil Blas" und „Jacques le fataliste" lesen, ein schnelles Ende machte. Das nächste Capitel handelt von den Schulen, und des Autors Klagen über den niedrigen Stand der höheren Schulanstalten sind ebenso heftig wie die von Jules Simon in seinem weiter oben angeführten Werke über die Mittelschulen. Du Camp mißt diesen bedauerlichen Zustand zwei verschiedenen Ursachen bei, welche beide aus dem Wunsche der Popularität entspringen. Zuerst einmal hat sich die Politik auf die Literatur gepfropft, und Professoren, mit den Beispielen von Michelet und Quinet vor Augen, fühlen natürlich die Versuchung, nach Erfolg zu haschen, indem sie sich an die Volksleidenschaften wenden. Daraus folgt, daß die Regierung, um Verwickelungen zu vermeiden, nur Professoren mit untergeordneten Fähigkeiten anstellt, denen selbst politische Discussionen keine Notarietät verschaffen können. Doch es giebt noch einen anderen und weniger gefährlichen Weg zur Erreichung von Popularität, nämlich den, die Vorlesung in eine witzig vorgetragene Serie von Anekdoten und sensationellen Beschreibungen laufender Ereignisse zu verwandeln. Auf diese Weise geschah es, wie du Camp erzählt, daß ein früherer „professeur de la littérature étrangère" am Collége de France sein Auditorium dadurch füllte, daß er über die Mormonen discursirte.

Schöne Literatur.

Histoire du Romantisme, suivie d'une Etude sur la Poésie Française, 1830—1868. Par Théophile Gautier. Paris: Charpentier.

Wenn die Geschichte einer großen literarischen Renaissance es jemals verdient hat, erzählt zu werden, so ist es die der romantischen Schule Frankreichs, und kein Schriftsteller hätte sie besser erzählen können als der nun heimgegangene Théophile Gautier. Seine uns hinterlassene Geschichte des Romanticismus wird für den zukünftigen Literaturhistoriker unserer Epoche eine der werthvollsten Quellen sein. Das Wort „Romanticismus" wurde aus Mangel eines bezeichnenderen Ausdruckes gewählt; doch es reicht nicht hin, die großartige Bewegung zu kennzeichnen, an welcher Victor Hugo, Lamartine, Auguste Barbier, Béranger, Prosper Mérimée, Alfred de Musset, Alexandre Dumas, Alfred de Vigny, Sainte-Beuve, Théophile Gautier selbst und viele andere weniger bekannte Schriftsteller und Dichter theilnahmen, und zwar ein jeder unter ihnen auf eine unabhängige Weise. Noch ist kein halbes Jahrhundert vorübergeflossen, seit diese ästhetische Revolution begann, und doch, wenn wir auf die letzten Resultate derselben zurückschauen, so ist es, als ob ein Abgrund sie trenne von den Odes et ballades, dem Théâtre de Clara Gazul, und der Comédie de la Mort. Doch es ist hier nicht der Platz, die Ursachen eines ebenso realen, wie bedauernswerthen Verfalles zu untersuchen. Der uns heute vorliegende Band ist der erste einer Serie, welche die nachgelassenen Schriften Theophile Gautiers umfassen soll. Er ist in drei ganz bestimmte Abtheilungen getheilt: 1. Eine Skizze des Ursprunges der romantischen Bewegung; 2.

kurze biographische Reminiscenzen der hauptsächlichsten Autoren, Dichter, Maler, Musiker, die Theil nahmen an derselben; 3. eine Beschreibung des Einflusses, welchen sie auf die Literatur unserer eigenen Tage ausübte. Théophile Gautier schreibt mit dem jugendlichen Enthusiasmus eines Mannes, der eine hervorragende Rolle im Triumphe der neuen Schule spielte, und mit dem Schwunge seiner besten Tage, obgleich der größte Theil dieser Blätter in der unglücklichsten Epoche seines Lebens verfaßt wurde.

Lettres à une Inconnue. Par P. Merimée. Paris: Levy.

Die Aufsehen erregenden, sehr viel besprochenen Briefe Merimée's an „eine Unbekannte“ bilden eine der merkwürdigsten Correspondenzsammlungen, welche uns jemals vorgekommen. Was uns Wunder nimmt, ist, daß die unbekannte Empfängerin derselben die Publication überhaupt erlaubt hat; doch man muß es ihr Dank wissen; denn kein Roman kann an Interesse diesen Bericht einer Leidenschaft übertreffen, welche, zuerst außerordentlich heftig, nach und nach sich abkühlt in eine platonische Neigung und dauernde Freundschaft. Die ersten Briefe sind ohne Datum, doch sie gehören, wie angegeben wird, dem Jahre 1841 an; der letzte war zu Cannes geschrieben, am 23. Septbr. 1870, wenige Stunde vor Merimée's Tode. Im vorliegenden Falle, sowie in dem von Sainte-Beuve's Briefen an eine Prinzessin, ist es zu bedauern, daß es uns nicht gestattet ist, die Gefühle beider Correspondenten zu studiren. Es würde höchst interessant gewesen sein, zu sehen, wie die Unbekannte es anstellte, ihren Bewunderer zu lenken und ihn in den Gränzen einer einfachen uninteressirten Neigung zu halten, und, so wollen wir hinzufügen, mit scharfen Dingen zu spielen ohne sich zu verwunden. Die skeptische Richtung von Merimées Geiste, seine Vorliebe für Ironie und sein gänzliches „Desillusionnement“ treten in den beiden Bänden scharf hervor, welche außerdem verschiedene amüsante Skizzen von Personen und zufälligen Ereignissen enthalten.

Le Tombeau de Théophile Gautier. Paris: Lemerre.

Diese von Alphonse Lemerre veranstaltete Gedichtsammlung, welche, wie es schon der Titel andeutet, ein Denkmal für den berühmten Todten sein soll, enthält die Immortellenkränze von etwa hundert und fünfzig verschiedenen Schriftstellern, von denen die überwiegende Mehrzahl, wie es nicht anders sein konnte, Franzosen sind. Aus diesem Grunde bietet sie uns eine gute Gelegenheit dar, ein Urtheil über die zeitgenössische Poesie Frankreichs zu bilden. Wenn man die Verse von Victor Hugo, Leconte de Lisle und Théodore Banville ausnimmt, so findet man, daß die sämmtlichen französischen Oden, Elegien und Sonette von falschem Golde sind und nur mit Mühe das gänzliche Fehlen wahren dichterischen Gefühles verbergen. Nur Reimschmieden — viele recht geschickt — begegnen wir, aber von Dichtern mit Gefühlen und Gedanken keine Spur. Die Herren Franzosen werden in Gedichten ihrer eigenen Sprache vielfach von Fremden überragt, namentlich von unserem Ludwig Benedict und dem feurigen, formgewandten Engländer Swinburne. Letzterer singt in seiner Ode: —

Ta bouche est sans souffle et ton front sans ride,
Mais l'éclair voilé d'une flamme humide,
Flamme éclose au coeur d'un ciel pluvieux,
Rallume ta lèvre et remplit tes yeux
De lueurs d'opale;
Ta bouche est vermeille et ton front joyeux,
O toi qui fut pâle.

Victor Hugo, der die Vorrede gedichtet hat, zeigt auch hier, obgleich er noch immer Zeichen seiner alten Kraft giebt, daß er sich im Greisenalter befindet, und nur noch dunkle Farben und Schattirungen anzuwenden weiß. Eine recht schöne Stelle ist Folgende: —

Fils de la Grèce antique et de la jeune France,
Ton fier respect des morts fut rempli d'espérance;
Jamais tu ne fermas les yeux à l'avenir;
Mage à Thèbes, druide au pied du noir menhir,
Flamine au bord du Tibre, et brahme au bord du Gange,
Mettant sur l'arc du Dieu la flèche de l'archange,
D'Achille et de Roland hantant les deux chevets,
Forgeur mystérieux et puissant, tu savais
Tordre tous les rayons en une unique flamme.

Von Théodore Banville muß man sagen, daß er niemals feinere Stanzen schrieb, als die auf seinen todten Freund, dessen Nebenbuhler er im Punkte der Form war. Leconte de Lisle, der Dichter einiger der schönsten Gedichte in der französischen Sprache, ist nicht so glücklich wie gewöhnlich, doch er ist absonderlich originell, indem er, ungleich anderen Trauernden, den Todten beglückwünscht, daß er „vom Leben befreit ist

und der Scham vergessen darf, zu denken, und des Grausens, Mensch zu sein": —

Moi je t'envie, au fond du tombeau calme et noir,
D'être affranchi de vivre, et de ne plus savoir
La honte de penser et l'horreur d'être un homme.

Recht treffend scheint uns die Grabschrift, eine Composition von Charles Monselet, da sie uns Gautier's größte Sorge im Leben enthüllt: —

Passant, celui qui dort là-dessous eut toujours
L'horreur du froid bon sens et de la prose impie.
De la lyre il fit ses amours,
Et vécut et mourut martyr de la copie.

II. Anzeigen.

Die Kunst im Hause. Geschichtliche und kritisch-ästhetische Studien über die Decoration und Ausstattung der Wohnung von **Jacob Falke**. Zweite Auflage. Wien. Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn. 1873.

Seitdem wir im II. Bde. (S. 26 fgg.) dieses Buch bei seinem Erscheinen begrüßt haben, ist eine neue Auflage nöthig geworden. Ein gutes Zeichen. Da mit Ausnahme eines Zusatzes zum Vorworte, so viel wir sehen, die zweite Auflage der ersten völlig gleichlautend ist, so brauchen wir das vorzügliche Werk nur mit Verweisung auf das früher Gesagte empfehlend in Erinnerung zu bringen.

Deutschland im spanischen Erbfolge- und im großen nordischen Kriege (1700 bis 1721). Von Prof. Dr. S. **Sugenheim**. Berlin 1874. Verlag von F. Henschel.

Dieser zweite Band der zweiten Reihe der „Deutschen Nationalbibliothek" reiht sich dem ersten (D. W., Bd. V, S. 185) würdig an. Unsere Leser kennen den Verfasser durch unseren eingehenden Bericht über seine „Aufsätze und biographischen Skizzen zur französischen Geschichte" (D. W., Bd. III, S. 718 fgg.) als einen gewissenhaften und gründlichen Forscher in der Geschichte der Zeit des französischen Uebergewichtes in Europa, der mit vaterländischem Sinn und Freimuth die Thatsachen aufzufassen und zu schildern versteht. Jene Kriegszeit, in der leider nur zu vielfach die Feder verdorben, was das Schwert gut gemacht, und gegen alle innere Wahrscheinlichkeit, ja als scheinbar handgreifliche Unmöglichkeit die Erhaltung und Befestigung des französischen Prestige herbeigeführt wurde, ist daher ein rechter Gegenstand für ihn. — Eine überraschende und in keinem Betracht erfreuliche Beigabe ist die Vorrede, die gar keine Beziehung zu dem Buche hat, sondern uns nur belehrt, durch welche Verhältnisse das Publicum um die Fortsetzung (die zweite Hälfte) der „Geschichte des deutschen Volkes und seiner Cultur" unseres Verfassers gekommen ist. Diese Eröffnungen sind sehr bedauerlich.

Nachgelassene Werke von Franz Vicking. Herausgegeben von E(milie). Schröder. I. Bd. Epische Dichtungen. II. Bd. Gedichte. III. und IV. Bd. Dramen. Berlin 1873. Denicke's Verlag, Link & Reinke.

Die Herausgeberin berichtet, daß der Verfasser, **Franz Anton Vicking** am 31. März 1809 zu Erfurt geboren ist, einer Jesuitenerziehung und dem geistlichen Stande, zu dem er bestimmt war, glücklich entlief, um Medicin zu studiren, in seiner Heimat prakticirte, 1842 nach Berlin kam, Leibarzt des 1872 verstorbenen Prinzen Albrecht von Preußen wurde, mit diesem seine interessanten Reisen und die Strapazen der drei großen Feldzüge des letzten Decenniums theilte, und am 14. Januar 1873 zu Berlin starb. Er war nicht nur ein tüchtiger Arzt, sondern ein vielseitig gebildeter Mann mit einer ungewöhnlichen poetischen Begabung. Bereits früher ist Manches von ihm veröffentlicht worden (die Herausgeberin weist es nach), zum Theil unter dem Pseudonym „Ludwig Rüben". Trotzdem bietet sein Nachlaß noch vier hübsche Bände mit Dichtungen aller Gattungen. Der letzte Band enthält eine „Iphigeneia in Argos", drittes Stück zu einer Iphigeneia-Trilogie, deren zwei ersten Theile „Iphigeneia in Aulis" und „Iphigeneia in Tauris" bereits 1862 und 1863 erschienen sind, und von denen H. Kurz in dem vierten

Bande seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur (wo im Register der im Texte „Fr." abgekürzte Vorname fälschlich „Friedrich" heißt) nur zu berichten weiß, daß er sie nicht kennt. — Da von den vorliegenden Bänden zu einer Gesammtausgabe der dichterischen Werke Bicking's nur ein Schritt war, und es eigentlich geradezu unverantwortlich ist, die Trilogie so zu zerreißen, daß man zwei Stücke besonders anschaffen, und das dritte nicht ohne die Beigabe von noch vier anderen Stücken bekommen kann, so hätten statt der „nachgelassenen" lieber die „gesammelten" Werke herausgegeben werden sollen.

Wandertage in Italien von Woldemar Kaden. Stuttgart. Meyer & Zeller's Verlag. (Friedrich Vogel.) 1874.

Nicht eines der gewöhnlichen Reisebücher aus Italien, sondern voll von lebendiger Anschauung in einem sinnig feinen Gemüthe, trefflich gespiegelt in einer natürlich freien und doch durchweg feingebildeten Diction, nicht ohne Humor, und doch ernst und gründlich. — Die werthvollste Gabe des Buches mögen die zahlreichen Volkslieder sein, welche der Verfasser in verschiedenen Gegenden gesammelt hat und mittheilt, leider nur in der Uebersetzung, die meist recht gelungen erscheint; warum nicht auch in der Ursprache? Das würden die Kreise des Unterhaltungslectüre suchenden Publicums nicht übel genommen, die anderen, tiefer gehenden aber höchst dankbar aufgenommen haben; ja es wird von ihnen vermißt, daß ihnen diese originellen Texte vorenthalten sind.

Eine Protestantische Osterandacht im Sanct Peter zu Rom. Von Wilhelm Roßmann. Supplement zu des Verfassers Werk: „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen". Zweite Auflage. Oldenburg, 1872. Druck und Verlag der Schulze'schen Buchhandlung. (C. Berndt & A. Schwarz.)

Wir reihen dieses schon länger erschienene Büchlein dem vorerwähnten an. Der Verfasser berichtet hier nicht sowohl von dem Eindrucke, den er bei Gelegenheit seiner Theilnahme an den römischen Osterfeierlichkeiten empfangen, als er Herkunft und ursprüngliche Bedeutung des bei denselben üblichen Ceremonielles nachzuweisen sucht. Er erkennt in den heiligen Handlungen ebensoviele Entlehnungen aus den religiösen Gebräuchen des heidnischen Alterthumes, welche von den Neubekehrten in die christliche Kirche mit herübergebracht und von dieser verständnißvoll als ein mächtiges Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft über die Gemüther stillschweigend aufgenommen und in ihrem Sinne umgedeutet und angewandt wurden. — Die Betrachtung gipfelt darin, nachzuweisen, daß der Schönheitscultus, welcher sich mit dem katholischen Cultus verbunden erhalten hat, auch durchaus nicht wesentlich unvereinbar mit dem evangelischen Principe sei. Der Verfasser erblickt Spuren einer Besinnung auf den Werth der schönen Ausstattung auch innerhalb der protestantischen Kirche. Ihm scheint überhaupt „die Einseitigkeit eines bloß denkenden und philosophirenden, eines bloß literarischen Zeitalters, in der unsere Generation noch aufgewachsen, bereits gründlich überwunden". Das dürfte freilich nur erst in der theoretischen Auffassung der mit der Welt der Anschauung und zumal der schönen Anschauung Vertrauten der Fall sein — leider! und es läßt sich vielleicht mit Fug zweifeln, daß die volle Versöhnung der nüchternen Forschung und der begeisterten Anschauung auf dem Boden der Gleichberechtigung — wenn das Ideal des Verfassers sich verwirklichen sollte — dieses Ideal charakterisiren werde: „im neuen Reiche die neue Kirche".

III. Besprechungen.

Das moderne Recht und die Katholiken, von Dr. Philalethes Freimuth. Luxemburg. Peter Brück. 1873.

„Für solches schmachvolle Treiben" — wie das des modernen Liberalismus contra Jesuiten u. s. w. —, „meinte einmal Görres, hat unsere herrliche, große, deutsche Sprache nur ein einziges, derbes, aber bezeichnendes Wort, um den Ekel auszudrücken, das Wort Stänkerei."

Dieses einzige Wort unserer herrlichen Sprache charakterisirt am besten das obgemeldete, mit Gift und Galle erfüllte Buch, das „durch alle soliden Buchhandlungen“, für ängstliche Leute aber auch direct unter Couvert zu beziehen ist. Es kennzeichnet den Standpunkt seines Verfassers, des Herren Philalethes Freimuth, der unter dem gleichen Pseudonym bereits zwei geistverwandte Schriften: „Der deutsch-französische Krieg und die Katholiken“ und „Das moderne deutsche Kaiserthum und die Katholiken“ publicirte und — wie schon die stereotyp gegensätzlichen Titelbezeichnungen schließen lassen — besagten Krieg, wie besagtes Kaiserthum und Recht allesammt gleichmäßig verflucht.

Was in specie das „moderne Recht“ betrifft, dessen Natur und Wesenheit „Lüge“ und „Gewalt“ ist — wie „die moderne Freiheit“ natürlich nichts als „die privilegirte Gewaltthätigkeit“ (die Freiheit, „die sie meinen, die ihr Herz erfüllt,“ kennen wir schon!) —, so versteht sich, daß „die Katholiken“, welche ja den verworfenen Liberalen entgegen die einzigen ehrlichen Leute sind, „nichts damit zu schaffen haben wollen, demselben feindlich gegenüber stehen“. Statt nun aber die „Corruption der Legislative“ und die „Prostitution der Justiz“ des Näheren nachzuweisen, und weit davon entfernt, seine frechen Behauptungen zu begründen, ergeht sich der Verfasser lediglich in allgemeinen und recht gemeinen Schimpfreden.

Natürlich hören wir dazu immer wieder die bekannten „Phrasen und Schlagwörter“: Pforten der Hölle, Narrenschiff der Zeit, die moderne Zeit das Zeitalter der Lüge u. s. w. Was sich der Art nur in ultramontenen Broschüren und Blättern findet, hat der Verfasser fleißig apportirt und verhackt und dann seinen Häringssalat für den großen Katzenjammer der Ultramontanen mit verschiedenen Görrescitaten und Reminiscenzen piquant gewürzt, sauber garnirt und aufgeputzt. Ohne Bild zu reden, empfiehlt sich diese saubere Sammlung fluchender Kraftsprüche vornehmlich für „muthige“ Redner auf ultramontanen „Wander-Versammlungen“, für strebsame redigirende Capläne und deren verehrte Leser, welche die streitbaren Sätze des Syllabus mit Hoch und Tusch gefeiert wissen wollen.

Doch lassen wir den modernen frommen Piusgläubigen ihren starken Glauben, ihre Privatandachten, ihre Götter und Heroen und hören lieber, wie fein christlich und manierlich Herr Philalethes Freimuth gegen uns die Gefühle seiner schönen Seele preisgiebt. Exempli gratia knüpft er an die bekannten Worte Richard's III.: „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“ folgende höchst geistreiche Reflexion (S. 129): „Pferde hat's nun noch in den Staaten, wo die Liberalen und ihr Geschöpf, das moderne Recht, zu Hause sind: aber ehrliche Männer, ja diese sind jetzt rar. Dafür dürfte der Nothruf in den modernen Reichen bald allgemeiner werden: Ein Königreich für einen ehrlichen Mann!“

Wenn der Verfasser mit letzterem splendiden Ausgebote etwa den frommen und keuschen Don Carlos im Sinne hat, wäre diesem wohl der grundehrliche Santa Cruz als Cultusminister zu empfehlen. Doch es ist nicht unsere Sache, nicht unseres Amtes, den tieferen Ideen des falschbenamten Herren Philalethes weiter nachzuforschen. Sehr deutlich aber und recht platt verständlich klingt es schon, wenn unser frommer Biedermann gleich in der Einleitung (S. 9) erklärt, den Katholiken zu Gemüth führen zu wollen, „welchen Chicanen, Schurkereien, physischer (!) und moralischer Mißhandlungen sie sich im modernen Staate, kraft des modernen Rechts, von den modernen Gesetzgebern, modernen Richtern und modernen Executoren (!) noch zu versehen haben, damit sie sich rechtzeitig, so viel ihnen von Gott und Rechtswegen gestattet ist, dagegen zur Wehr setzen, und wo das nicht angeht, sich in Gebet und Geduld in Gottes Namen darauf vorbereiten (per „passiven Widerstand“!), eingedenk der Worte ihres göttlichen Meisters (!?): „Es kommt die Stunde, wo man glaubt, unserem Herrgott einen Gefallen zu thun, wenn man euch kurzweg todtschlägt.“

Einen besonderen Haß hat dieser schon in Bartholomäusnacht-Phantasien schwelgende Herr Philalethes Freimuth gegen das neue deutsche Reich, die Wurzel alles Uebels, den geborenen Feind aller echten Ultramontanen, deren steter Gedanke ja die Wiederaufrichtung eines von Oesterreich beherschten katholischen deutschen Reiches war. Mit besonderem Behagen variirt er das unfehlbare Thema vom Coloß und Steinchen u. A. (S. 150) also: „Ich halte das moderne deutsche Reich und Alles, was darin gegen die katholische Kirche vorgeht, bloß für eine Zulassung Gottes, um dann — welch' hübsche Construction! — wenn er des Ertragens

müde geworden, an einem gewissen Tage mit seinen Gründern und Leitern abzurechnen wie Er das zu Sedan am 2. September 1870 bereits an ihrem Vorbilde und Meister gethan, den Er bei der Execution Seines Gottesurtheils an den Schandpfahl der Weltgeschichte anschlagen ließ."

Interessant ist, wie der Verfasser auch das Oesterreich der Gegenwart für die wichtige ultramontane Sache verloren giebt und schwer seufzend dem früheren „herztausigen Schatze" folgenden rührenden Abschiedsbrief dedicirt (S. 217): „Was kümmert's uns Katholiken, ob das heutige Deutsch-Oesterreich mit seiner Läusekrankheit, der Judenwirthschaft und seinem abgehausten kirchenfeindlichen Liberalismus als deutsches Oesterreich sich die Zumuthung gefallen läßt, mit dem modernen deutschen Reich ein nationales Bündniß einzugehen? Ich glaube, beide Reiche, das Nord- und das Ostreich, richtig und nach ihrem wahren Werthe zu taxiren, wenn ich sage: Wir Katholiken haben für unsere katholischen Interessen von dem einen, wie von dem anderen nichts Gutes zu hoffen, aber viel Schlimmes zu befürchten."

So ist's recht: wenn erst einmal die Herren Ultramontanen Alles herzlich schlecht finden, muß es bald gut sein! Aber noch Eins haben sie, einen süßen Trost: ihr liebes dummes Volk, auf das zu speculiren neuestens das allgemeine hierarchische Losungswort ist. Das Volk, „unser Volk", giebt auch unserem Verfasser die einzige letzte Hoffnung einer gegen „die Pforten der Hölle" neu aufgerichteten Zukunft, und seiner Weisheit letzter Schluß begreift sich in dem bezeichnenden Worte einer der infamen Würzburger Hetz-Brochüren: „Petroleum, hernach Olivenöl!"

Die jetzige große „Kirchenverfolgung" meint der Verfasser mit Adoption eines Görres'schen Ausdruckes, gehöre mit zum Heilsplane der Zeit, nach dem die bösen Mächte derselben nur ein Mittel in Gottes Hand sind, neues Leben, neuen Eifer in den Herzen der Gläubigen zu erwecken. Und so schließt er seinen halb prophetisch drohenden, halb elegisch gestimmten und frömmelnd resignirten Epilog: „Schließlich wird entweder einer jener Schläge erfolgen, womit Gott jede Gewalt niederwirft, die sich gegen seine Zwecke beharrlich auflehnt, oder indem von unten Einsicht und Billigkeit sich Gehör verschafft.

Seien wir also sonder Furcht und Zagen und trösten wir uns ob des Leides, das man uns bereitet und ob der Schande, deren man uns bezichtigt, daß wir noch wagen, am hellen Tage katholisch zu sein: davon erhalten wir vom Fürsten der Welt (i. e. dem bösen Bismarck!) keine Absolution, aber was wir darüber bei ihm verlieren, das wird uns bei jenem anderen Herrn, um dessen Zeichen an der Landstraße der Fürst der Welt einen weiten Umweg nimmt, zu Gute geschrieben."

Gutgeschrieben auf den Tag der Rache! Bis dahin hat der Verfasser vermuthlich noch Zeit, eine Schrift zu componiren, die er „Die moderne deutsche Wissenschaft und die Katholiken" betiteln mag, und dann sprechen wir uns wieder.

Bene tibi, Philalethes, — „semper fidei athletes"!

J. S.

Todtenschau.

Wilhelm, Karl, der Sänger der „Wacht am Rhein, † am 26. August 1873 in Schmalkalden. Die alte thüringische Stadt umschloß einst seine Wiege und bewahrt jetzt seinen Sarg. Karl Wilhelm's Lebenslauf war so schlicht und einfach wie der Mann selber. Am 5. September 1815 in Schmalkalden geboren, erhielt er als der Sohn eines tüchtigen Organisten früh musikalischen Unterricht, namentlich im Clavierspiele. Nachdem er mit besonderer Vorliebe sich der musikalischen Laufbahn zugewendet, ging er im Jahre 1834 erst nach Cassel, dann nach Frankfurt a. M., um sich weiter auszubilden. In Cassel durfte er sich des Unterrichtes Baldeweins und Bott's, vornehmlich aber Spohr's erfreuen, und in Frankfurt ward Alois Schmitt, der als Componist und Pianist einen guten Ruf genoß, sein Lehrer. Hier lernte er auch den vielgenannten Hofrath Anton André in Offenbach kennen, der nicht bloß ein tüchtiger Kenner der Musik

und gediegener Musikschriftsteller, sondern auch ein begabter und gebildeter Tonsetzer war und des jungen Mannes bedeutende Anlagen erkennend, selben rasch an sich zu fesseln verstand. Noch in seinen letzten Lebensjahren gedachte Wilhelm dankbar seines Meisters.

Im Jahre 1840 verließ Wilhelm Frankfurt a. M. und siedelte nach Crefeld über, wo ihm die Direction der Liedertafel übertragen worden. Sein Aufenthalt dortselbst dauerte ein volles Vierteljahrhundert. Der Uebertragung des ebengenannten Postens folgte bald seine Anstellung als städtischer Musikdirector, und seine Mußestunden widmete er dem gesuchten Unterrichte in Gesang und Clavierspiel, und aus jener Zeit datiren auch die zahlreichen patriotischen Chöre und Lieder, welche er seinem Vaterlande schenkte. Das Lied, welches den Namen Wilhelm's überall hintrug, wo die deutsche Zunge klingt, die „Wacht am Rhein“, hat seine eigene Geschichte. Dieselbe beginnt mit dem 11. Juni des Jahres 1854. An diesem Tage brachte Wilhelm seine Composition in einem Concerte, das aus Anlaß der Feier der silbernen Hochzeit des damaligen Prinzen von Preußen und derzeitigen deutschen Kaisers Wilhelm in Crefeld stattfand, zum ersten Male zum öffentlichen Vortrage. Ohrenzeugen schilderten die Aufführung durch hundert Sänger als eine überaus gelungene, ja überwältigende, den Erfolg als einen durchschlagenden. Aber auch an einer komischen Episode fehlte es dabei nicht. Damals stand das Gestirn Napoleons III. im Zenithe: sein Heer hatte den Feldzug nach der Krim unternommen, und da fühlte sich ein ängstliches Gemüth in der Reihe der Mitglieder der Liedertafel in der Furcht vor dem Herren so gedrückt, daß es sich zu einem förmlichen persönlichen Proteste gegen diese vermeintliche politische Demonstration verstieg. Leider hat es zu keiner Zeit an Servilen gefehlt. Der Prinz von Preußen aber war weniger scrupulös und ließ sich, als er am 6. Juli desselben Jahres durch Crefeld kam, von dem dortigen Männer-Quartette der Gebrüder Steinhaus das Lied vortragen, das sechszehn Jahre später seine gegen Frankreich marschirenden Heere zum Siege geleiten sollte.

Wilhem wirkte in Crefeld bis zum Jahre 1865, wo außer körperlicher Schwäche noch sichtliche Ermattung und Abspannung des Geistes ihn nöthigten, die ehrenvolle Stellung aufzugeben, die ihm in seiner zweiten Heimat geworden war. Er zog sich mit dem Titel eines Königl. Musikdirectors nach Schmalkalden zurück und kam nur für kürzere Zeit dann und wann nach Crefeld herüber. Vor zwei Jahren traf ihn ein bedenklicher Schlaganfall. Das neue deutsche Reich gab ihm 1870 einen entsprechenden Jahresgehalt, der Kaiser ehrte ihn durch die Verleihung eines Ordens, die Kaiserin durch die Uebersendung einer ihm besonders gewidmeten großen goldenen Denkmünze, und die deutschen Gesangvereine gründeten eine besondere Wilhelmstiftung. Deutschlands Söhne alle aber beklagen den Schöpfer des ersten deutschen Nationalgesanges. Schneckenburger's Gedicht macht dem Dichter wenig Ehre, es wetteifert an Trivialität mit dem preußischen „Heil dir im Siegerkranz“.*)

*) Solche wunderbar verfehlte und schiefe Beurtheilung der „Wacht am Rhein“ ist seit dem Jahre 1870 aller Orten zu lesen gewesen; und zwar, zum Beweise, daß sie principiell falsch sein muß, haben immer die literarisch gebildeten Kritiker, wie hier, die Dichtung für abgeschmackt erklärt und die begeisternde Wirkung des Liedes lediglich auf die treffliche Musik zurückgeführt, und nicht minder zuversichtlich haben die kritisirenden Musiker die Musik so trivial und leiernd gefunden, daß nur der herrliche Text die zündende Wirkung einigermaßen erklären könne. — Die Wahrheit ist zunächst, daß weder die Worte noch die Melodie — Beide rein für sich betrachtet — im entferntesten so absprechende Beurtheilung rechtfertigen. Die Dichtung vereinigt — bei schwungvoller und trotzdem nicht gespreizter Diction und leichtem Flusse — das ächt Liedmäßige und Stimmungsvolle des Gesangstextes mit dem klar und gleichmäßig fortschreitenden Gedankengange der darstellenden oder reflectirenden Poesie in einem Grade, daß man zu fragen versucht ist: Wo ist das noch einmal ebenso gelungen? Die Melodie aber ist sangbar, einschmeichelnd, mannichfaltig, dabei wohlzusammenhängend, und verhältnißmäßig sehr reich an bedeutenden Motiven. — Viel wichtiger aber als das ist das glückliche Zusammentreffen beider Theile, in welchem eben so gut wie in der Schöpfung des einen Rouget de Lisle „die Elemente nicht von dem Complex zu trennen“ sind. Es ist wirklich Jammer und Schade, daß so viel bei uns über Volkslieder geforscht und geschrieben ist, und die unvergleichlichste Gelegenheit, die Entstehung und Verbreitung eines wahren Volksliedes des ersten Ranges genau beobachten zu können, so unvorbereitete Geister findet. Ist es etwa ein geringerer Beweis für die Vorzüglichkeit der Schneckenburger'schen Dichtung, daß sie nach dreizehn Jahren noch einen Componisten zu einer schönen Melodie begeistern konnte, als es einer für die der Wilhelm'schen Composition ist, daß sie mitsammt den Versen sechzehn Jahre todt und unbeachtet blieb? Und ist es nicht ein sehr kräftiger Beweis gegen die vorgebliche Unbedeutenheit der Composition, daß sie den Versuch eines früheren Tonsetzers gänzlich von der Theilnahme an der Auferstehung des Liedes in dem großen Jahre ausgeschlossen hat? Doch man betrachte nur die wundervolle Verschmelzung von Wort und Ton! So kann

Wilhelm aber entriß jene trockenen Verse dem nicht ganz unverdienten Untergange, um daraus den berauschenden Schlachtgesang zu gestalten, der Haydn's Kaiserlied an Innigkeit und Rouget de Lisle's Marseillaise an Feuer und wilder Leidenschaftlichkeit in nichts nachsteht. Die „Wacht am Rhein" zog mit über den Rhein bis zur Hauptstadt an der Seine; sie war der Marsch- und der Siegesgesang der deutschen Heere, der allüberall in den Gauen der deutschen Heimat das Echo wachrief und von nah und fern widerhallte. Schlicht und volksthümlich, war die Weise im Hochsommer 1870 urplötzlich auf allen Lippen, auf allen Straßen und Plätzen, in öffentlichen Localen, wie in Privaträumen. Woher war sie gekommen? Sie war da, und die sie sangen, wußten kaum von ihrer Herkunft.

Der „Kampf mit Noth und Neid", von dem des großen Tondichters Grabstein erzählt, ist auch Karl Wilhelm nicht erspart geblieben: aber wohl nicht Jedem ist nach langen Tagen schwerer Arbeit und heißen Ringens ein Lebensabend geworden wie ihm. Als eine sinnige, still in sich gekehrte, dem Idealen zugewendete Natur lebte er nur seiner Kunst, und ihr nur um ihrer selbst willen. Feind und fremd aller Sentimentalität folgte er, vom Geschmacke des Tages unbeirrt, seinem eigenen Kunstgenius und ihm ganz allein.

Michelet, Jules, der französische Geschichtsforscher, starb am 10. Februar auf Hyères, er war zu Paris am 21. August 1798 geboren. Nachdem er im Collége Charles-Magne unter Villemain und Leclerc seine Vorbildung genossen, ward er schon 1821 Professor der Geschichte am Collége Rollin und trat 1826 mit seiner ersten schriftstellerischen Arbeit auf. In Folge der Julirevolution erhielt er die Vorstandschaft der historischen Section im Reichsarchive und ward Geschichtslehrer der Prinzessin Clementine. Das Jahr 1838 brachte ihm einen Fauteuil in der Akademie und die Geschichtsprofessur am Collége de France. Von den Ultramontanen wegen seiner demokratischen Anschauungen vielfach angegriffen, antwortete er ihnen durch neue, immer schärfere Schriften und ward 1850 seiner Professur und 1852 wegen Verweigerung des Eides auf die napoleonische Verfassung seiner Stellung im Reichsarchive enthoben. Seitdem lebte er ganz einer schriftstellerischen Thätigkeit. Aus einer armen Arbeiterfamilie hervorgegangen, blieb er selber bis an sein hohes Alter ein rüstiger Arbeiter. Er war gewohnt, nur auf sich selbst zu rechnen, und von so eminent entwickeltem Unabhängigkeitssinne, daß er alle seine Werke selber verlegte. Nur sich selber wollte er etwas zu danken haben. Freilich artete später sein hohes Selbstgefühl in Selbstvergötterung aus. Seinem Feldzuge gegen die Jesuiten verdankte er seine ungeheure Popularität, denn er griff im Jesuitismus nicht die Religion selber, sondern nur die Fälschung der Religion an und führte zermalmende Keulenschläge auf der Fälscher Haupt. Aber dieser Kampf brachte weder Michelet noch der französischen Literatur Glück. Die Leidenschaft raubte ihm die Ruhe, die zum Erforschen der Wahrheit und zur Sicherheit des Urtheiles nöthig ist. In Folge übertriebenster Schmeicheleien begann er sich als einen Propheten anzusehen, seinen eigenen Worten zu lauschen.

In seinen geschichtlichen Arbeiten fesselt den Leser vorzüglich die Lebendigkeit der Fantasie und zieht ihn immer wieder an: selten besaß ein Mensch eine so intuitive Kraft. Es wird ihm nicht nur klar, was im tiefsten Grunde der Einzelnen, welche in der Weltgeschichte handeln, und der Massen, die darin getrieben werden, während sie zu treiben wähnen, vorgeht: er zeichnet es auch mit wenigen Strichen vor unserer Seele. Freilich artet diese schöne Kunst bald in Manier aus, und die Fülle der Phantasie wird dann bald zu kindischem Spielen mit Worten oder Bildern oder gar fixen Ideen. Von einer fortlaufenden Erzählung ist keine Rede mehr, seine Bilder wurden zu bloßen Skizzen. Aber nichts ist gesucht, gemacht, er thut sich nur nicht die Gewalt an, die Bilder, die sich ihm aufdrängen, wegzuweisen. Seine in den letzten Jahren oft unreine Phantasie verrückte ihm die festesten Thatsachen und schob ihre eigenen Gebilde an ihre Stelle. Dazu kam, daß er zuletzt wenig Quellen mehr las und so sich seine historischen Personen aus der Phantasie gestaltete.

---

nur Gleichwerthiges miteinander gehen. Man sehe z. B. auf den Anfang der Zeile „Fest steht und treu die Wacht". Eine Dichtung, die zu einem so edelen und großartigen Tongedanken das Motiv gegeben, kann wahrlich nicht werthlos sein, und eine Musik, die einen so schönen dichterischen Gedanken so markig und bezeichnend, und doch zugleich milde und gemessen wiedergiebt, braucht sich nicht gnädig von oben herunter aburtheilen zu lassen: Dichtung und Composition sind einander werth, und Beide sind sehr viel werth. Red.

Die Leichenverbrennung.

Ein Vortrag, gehalten in der Sitzung des freiwilligen Orts-Gesundheitsrathes in Karlsruhe am 9. Juni 1874.

Von

K. Birnbaum.

Um gegenüber der jetzt von vielen Seiten lebhaft betriebenen Bewegung für Leichenverbrennung oder Feuerbestattung richtig Stellung nehmen zu können, muß man sich vor Allem klar werden über die Veranlassung, die gerade in unseren Tagen den Wunsch hervortreten läßt, von dem jetzt fast auf der gesammten Erdoberfläche üblichen Begraben der Leichen abzugehen. Sind in neuerer Zeit besondere Beobachtungen gemacht, die die Nachtheile der jetzt gebräuchlichen Bestattungsweise in einem grelleren Lichte, als früher hervortreten lassen? Meines Wissens muß man diese Frage verneinen. Derselbe Gedanke, der die Bewohner der verschiedensten Gegenden dazu führte, durch Errichtung von Wasserleitungen, Canalisationssystemen, Ventilationsvorrichtungen sich vor einer Schädigung der Gesundheit durch die Mitlebenden zu schützen, derselbe Gedanke ist auch die Veranlassung zu dem Streben, die irdischen Ueberreste der Verstorbenen so zu beseitigen, daß sie der Nachwelt keinen Schaden bringen können. Man sucht die Luft, in der man athmet, man sucht den Grund und Boden, auf dem man wohnt, dem man das Trinkwasser entnimmt, so viel wie möglich rein zu halten von den Zersetzungsproducten der organischen Abfälle, es ist nur eine Folge dieser Bemühungen, wenn man jetzt auch die verwesenden Leichen aus dem Boden entfernen will. Durch die von der rasch entwickelten Wissenschaft gelieferten genaueren Methoden und durch sorgfältige statistische Nachweise hat man in neuerer Zeit mehr als früher erkannt, wie wohlthätig die Ventilation und Canalisation, die Zuführung von gutem Trinkwasser auf das Gedeihen des menschlichen Lebens einwirkt, es ist deshalb erklärlich, daß man jetzt dazu kommt, auch vor den letzten Consequenzen nicht zurückzuschrecken, sondern das seit Jahrhunderten übliche Begraben der Leichen verdammt, weil es den Principien der modernen Gesundheitslehre widerspricht. Von vorn herein wird man sich so darüber klar, daß heute, vielleicht mit Ausnahme einiger Städte, keine zwingende Nothwendigkeit vorliegt, das Begraben der Leichen durch das Verbrennen zu ersetzen; man erkennt aber auf der anderen Seite auch, daß es gerade so wünschenswerth ist, die Zersetzungsproducte der verwesenden Leichen von dem Boden fern zu halten, wie man die Infiltration der bewohnten Erde durch den Inhalt der Cloaken, Dunggruben 2c. auf's Sorgfältigste zu verhindern sucht. Um diesen Zweck zu erreichen, giebt es kein einfacheres, radicaleres

Mittel, als die organischen Stoffe durch Verbrennung zu vernichten, als zu der uralten Bestattungsmethode, der Leichenverbrennung, wieder zurückzukehren.

Betrachten wir zunächst die Erscheinungen, welche bei der Verwesung der Leichen eintreten, und vergleichen sie mit denen, die man bei der Verbrennung derselben beobachtet.

Werden todte thierische Substanzen bei bestimmter Temperatur, bei Gegenwart von Wasser und von atmosphärischer Luft sich selbst überlassen, so treten sehr bald Spaltungen der complicirten Verbindungen, aus denen die organisirten Körper bestehen, in einfachere ein, schließlich verschwindet die organische Substanz, sie wird in Form von Kohlensäure, Wasser und Ammoniak von der umgebenden Luft aufgenommen und kann so wieder den Pflanzen als Nahrung dienen, kehrt in den Kreislauf der lebenden Natur zurück; die anorganischen Bestandtheile aber bleiben als Erde zurück und können so ebenfalls die Entwickelung der Pflanzen begünstigen. Diesen Proceß bezeichnet man als Verwesung. Gewöhnlich aber wird die Verwesung eingeleitet durch Zersetzung der organischen Körper in Substanzen, welche zwar nicht die complicirte chemische Constitution besitzen, wie die Bestandtheile des thierischen Körpers, aber doch nicht so einfach zusammengesetzt sind, wie die Verwesungsproducte; man nennt diese, die Verwesung vorbereitenden Processe Fäulniß und Gährung. Alle diese Erscheinungen hat man früher aufgefaßt als einfache Oxydationsprocesse: wenn der Sauerstoff der Luft freien Zutritt zu der in Zersetzung begriffenen Substanz hat, so sollte Verwesung, bei mangelhaftem Luftzutritt aber sollte Fäulniß eintreten. Freilich muß man auch heute noch annehmen, daß die geschilderten Processe Oxydationserscheinungen sind; aber der freie Sauerstoff der Luft ist nicht im Stande, sich an die Bestandtheile der organischen Körper anzulagern, oder wenigstens sehr langsam bringt er ein Zerfallen derselben hervor; seine Wirkung auf die zersetzbaren Körper wird aber wesentlich beschleunigt durch mikroskopische Organismen, Pilze, Bacterien, Vibrionen, deren Keimsporen in der Luft verbreitet sind. Können diese Organismen auf der frei an der Luft liegenden Oberfläche des Substrates sich entwickeln, so übertragen sie den Sauerstoff der Luft auf die zersetzbare Substanz und bringen so Verwesung hervor. Ist aber die Luft abgeschlossen, dann entwickeln sich diese Organismen im Inneren der Substanzen, entziehen diesen den Sauerstoff, den sie zum Leben nöthig haben und bringen dadurch einen Zerfall der organischen Körper in die Fäulnißproducte hervor. Verwesung und Fäulniß werden demnach meistens von vorn herein neben einander herlaufen: die Producte der Fäulniß verfallen schließlich der Verwesung, wenn sie nicht vorher entfernt werden.

Die Endproducte der Verwesung, Wasser, Kohlensäure, Ammoniak und Aschensalze, können keinen schädlichen Einfluß auf die Luft, in der wir leben, auf das Wasser, das wir trinken, ausüben; sie sind stets in der Luft, in der Erdkruste verbreitet, dienen den Pflanzen und damit dem ganzen organischen Leben als Nahrung. Gefährlicher aber sind jene durch die Fäulniß hervorgebrachten Zwischenproducte, und die Keime, die Sporen, welche von den Fäulniß erregenden Organismen verbreitet werden.

Unter den Producten der Fäulniß thierischer Substanzen sind besonders zu nennen Schwefelwasserstoff, übelriechende Kohlenwasserstoffe (Sumpfgas, Aethylen, Acetylen etc.), stickstoffhaltige ammoniakartige Verbindungen, die zum Theil fest und geruchlos sind, wie Tyrocin, Leucin, zum Theil aber flüchtig und dann, wie z. B. das Methylamin, einen höchst unangenehmen Geruch verbreiten; endlich bilden sich stets bei der Fäulniß thierischer Abfälle Fettsäuren, so gut feste oder flüssige, in Wasser unlösliche (z. B. Stearinsäure, Palmitinsäure, Oelsäure), als auch in Wasser lösliche, wie Ameisensäure, Essigsäure,

Propionsäure, Buttersäure, Capronsäure ꝛc., welche ebenfalls unter Verbreitung höchst unangenehmer Gerüche sich verflüchtigen. Immer sind die stickstoffhaltigen Bestandtheile der Thierkörper zuerst der Zersetzung unterworfen, der Schwefel, der Stickstoff dieser Proteïnsubstanzen bilden flüchtige oder in Wasser lösliche Verbindungen, sie entweichen in die Luft oder werden vom Wasser aufgenommen. In unserem durchlässigen Boden bleiben sie aber nicht lange bestehen, sie oxydiren sich, geben Sulfate, Nitrate ꝛc., welche im Wasser nachgewiesen werden können. Wo man deshalb größere Mengen dieser Substanzen in Brunnenwässern findet, ist man berechtigt auf die Nähe von thierischen in der Verwesung begriffenen Substanzen zu schließen. Wenn den Proteïnsubstanzen in der angedeuteten Weise der Stickstoff entzogen ist, so bleibt eine stickstofffreie Masse übrig. Wie im lebenden thierischen Organismus die Eiweißkörper in Harnstoff und Fette gespalten werden, so auch bei der Fäulniß in harnstoffartige Ammoniakverbindungen und in Fettsäuren. Diese selbst widerstehen der Zersetzung sehr lange. Wiederholt wurden solche Fettsäuremassen an der Stelle von verscharrten Thieren, von begrabenen Leichen gefunden. So kürzlich noch in Zürich in dem Kirchhofe, der seit 1849 in Betrieb gesetzt war, in dem man die Leichen in Leichenfett (Adipocire) verwandelt fand. — So beobachtete Gregory, daß ein Schwein, welches 15 Jahre in der Erde gelegen hatte, selbst nach Verschwinden der Knochen in eine Fettmasse verwandelt war, die aus Stearin-, Palmitin- und Oelsäure bestand. — So erwähnt Liebig in seinen chemischen Briefen, daß bei der Beseitigung eines alten Kirchhofes in Paris (marché des Innocents) die Leichen in Fettsäuren verwandelt gefunden wurden, die man an Seifensieder verkaufte. — So beobachtete Löwig vor etwa 25 Jahren das Auftreten von Buttersäure in einem Brunnen in der Nähe eines Kirchhofes in Zürich; so entdeckte Fleck in dem Wasser eines Brunnens bei Dresden, in dessen Nähe Leichen von pestkrankem Rindvieh begraben waren, freie Buttersäure und milchsauren und buttersauren Kalk; im Liter des Wassers waren über 2 G. Buttersäure. — Ja Wetherill hat selbst durch Versuche verfolgt, wie bei der Fäulniß und Verwesung von thierischen Substanzen solche wachsartige Fettmassen sich bilden.

Die bis jetzt genannten Fäulnißproducte thierischer Substanzen kann man nicht gerade giftig, schädlich nennen, aber sie sind ekelerregend, widerlich für Geruch und Geschmack. Jeder kennt den abschreckenden Geruch faulenden Käses, er ist bedingt durch die Verflüchtigung der ammoniakartigen stickstoffhaltigen Zersetzungsproducte des Caseïns; jeder kennt auch den widerlichen Geschmack und Geruch von ranziger Butter, er wird hervorgebracht durch die freien flüchtigen Fettsäuren (Buttersäure, Capronsäure ꝛc.), welche bei der Zersetzung der Butterfette sich bilden. Solche Gase einzuathmen, Wasser zu trinken, in welchem solche Substanzen enthalten sind, davor sucht sich Jeder so viel, wie er kann, zu schützen, jedoch krank geworden ist wohl noch Niemand von diesen Stoffen. Aber bei der Fäulniß der Leichen bilden sich noch andere bis jetzt nur in ihrer Wirkung, nicht ihrer Natur nach bekannte Substanzen; man bezeichnet sie als Leichengift. Bekannt ist es ja, wie durch das Eindringen von Leichenbrühe in Wunden bei Sectionen die gefährlichsten Erkrankungen, ja nicht selten der Tod herbeigeführt wurde. Auch die Luft, in der die thierischen Substanzen verfaulen, enthält solche schädliche Körper, vielleicht die Sporen der Fäulnißerreger.

Wir kommen da zu der Frage: übertragen die Sporen der Fäulnißbacterien, wenn sie eingeathmet oder mit dem Trinkwasser genossen werden, die Fäulniß auf den lebenden Organismus? Ueber diese Frage sind in neuerer Zeit von Traube und Gescheidlen

sehr eingehende Untersuchungen gemacht und sie kamen zu dem Schlusse, daß Fäulnißbacterien, in nicht zu bedeutender Quantität in's Blut der Thiere eingespritzt oder durch den Magen dem thierischen Organismus zugeführt, sich nicht vermehren, sondern bald absterben. Sie sind der Ansicht, daß der Ozongehalt des Blutes, daß die chemische Zusammensetzung des Magensaftes diese mikroskopischen Organismen an ihrer Entwickelung im thierischen Körper hindere.

Die Richtigkeit dieser Angaben kann nicht bestritten werden; wenn die Fäulnißbacterien so leicht den lebenden thierischen Organismus angriffen, wäre überhaupt kein Leben mehr möglich. Aber andere, ähnliche mikroskopische Organismen können von Fäulnißherden ausgehen, und diese bringen, wie häufig beobachtet wurde, die gefährlichsten Erkrankungen hervor. Wissen wir doch, daß viele unserer Culturpflanzen durch parasitische Pilze krank gemacht werden; ist es doch bekannt, daß eine gewisse Pilzart eine bestimmte Krankheit der Seidenraupe hervorbringt. Genau so scheint es sich mit anderen Organismen zu verhalten, die im thierischen, im menschlichen Körper Krankheiten erzeugen und vielleicht den Herd bilden für Epidemien. Ich erinnere nur an das Contagium, welches von am Milzbrand gestorbenen Thieren ausgeht, ich erinnere an die Typhus- und Blatternepidemien, welche wiederholt (so in Riom wie in Paris) nach dem Ausgraben von Typhus-, resp. Blatternleichen sich entwickelten, ich erinnere an das Auftreten einer Choleraepidemie in der Provinz Posen, als dort bei Gelegenheit eines Brückenbaues Leichen an Cholera Gestorbener, die 15 Jahre in der Erde gelegen hatten, ausgegraben wurden. Die Wollsortirer und Bürstenmacher sind einer besonderen Krankheit, der Pilzsucht, ausgesetzt durch ihre Beschäftigung mit den durch faulige Substanzen verunreinigten thierischen Producten. Mir selbst ist ein Fall bekannt geworden, daß ein junger Mann, der längere Zeit über einem Raume schlafen mußte, in dem Knochen aufbewahrt wurden, an Fleckentyphus erkrankte. Alle diese Krankheitserscheinungen sind durch die in die Luft getretenen Miasmen hervorgerufen. Ebenso kann auch das Horizontalwasser diese Substanzen aufnehmen und den Brunnen zuführen, so daß sie mit dem Trinkwasser in den Organismus gelangen. Wiederholt ist das Auftreten von Epidemien mit der Beschaffenheit des Trinkwassers in Beziehung gebracht, und ganz klar geht aus der schönen Zusammenstellung von Förster hervor, daß zwischen der Verbreitung der Cholera und der Beschaffenheit des Brunnenwassers die innigste Beziehung besteht. — Als man der großen Sterblichkeit in London entgegenwirken wollte, richtete man sofort die Aufmerksamkeit auf die in der Stadt neben den Kirchen liegenden Friedhöfe, welche geradezu überfüllt mit Leichen waren; man beseitigte die Leichen, legte Kirchhöfe außerhalb der Stadt an und verbesserte dadurch die Luft, das Wasser und zugleich die ganzen Gesundheitsverhältnisse dieser mächtigen Stadt sehr bedeutend.

Wir müssen natürlich vorzugsweise unsere hiesigen Verhältnisse im Auge behalten. Die Leichen werden hier tief genug in die Erde gelegt, so daß man sicher behaupten kann, die übelriechenden gasförmigen Zersetzungsproducte werden von der über den Leichen liegenden Bodenschicht absorbirt, namentlich da die Gesetze über die Wiederbenutzung der Gräber (ein zwanzigjähriger Turnus hat bei unserem durchlässigen, von der Luft leicht durchdringbaren Boden vollständig genügt) eine Ueberfüllung der Erde mit noch zersetzbaren Leichenbestandtheilen verhüten. Die Luft wird also durch unseren Kirchhof in merklicher Weise nicht beeinflußt. Hat aber der hiesige Leichenacker keinen Einfluß auf das Wasser unserer Brunnen? Unser alter Kirchhof liegt an der Südostseite der Stadt. Gerade von da nach Nordwesten aber bewegt sich (wie die Beobachtungen über den Stand des Horizontal-

wassers darthun) unser Grundwasser; dieses führt also gerade die Zersetzungsproducte der Leichen dem Untergrunde der Stadt zu. Bedenkt man, daß bei hohem Horizontalwasserstande auf unserem Friedhofe das Wasser zuweilen in den Gräbern steht, so sieht man, daß in Karlsruhe die Verhältnisse recht ungünstig liegen. Zum guten Glück ist unser Boden ungemein porös; in unserem Sandboden werden diese Fäulnißproducte nach kurzer Zeit vollständig oxydirt, Ammoniak habe ich hier in keinem Brunnenwasser nachweisen können, überall kommt der Stickstoff schon vor in der Form von Nitraten. Der Gehalt an Nitraten in den Wässern der östlichen Stadthälfte ist größer, als in denen auf der Westseite der Stadt. Möglich ist es, daß bei den Untersuchungen gerade Brunnen gewählt wurden, die von localen Verhältnissen stark beeinflußt waren; wohnt doch gerade am Ostende der Stadt dichtgedrängt die Arbeiterbevölkerung, ist doch gerade die Ostseite unserer Stadt einer Canalisation vorzugsweise bedürftig; aber auffallen muß es, daß mir zwei Mal von hiesigen Aerzten Wasser zur Untersuchung gegeben wurde aus Häusern, in denen Typhusepidemien grassirten, und daß beide Wässer aus der Nähe des Kirchhofes stammten, eines aus dem Ostende der Spitalstraße, das andere aus der Waldhornstraße. Beide waren sehr reich an Nitraten, und in dem Letzteren gelang es bei mikroskopischer Untersuchung Fäulnißbacterien, ja Infusorien in Masse nachzuweisen. Ich will nicht behaupten, daß diese Wässer von dem nahen Kirchhof inficirt waren, möglich aber ist das, wenn man bedenkt, daß in Brunnen, welche 700 Fuß (München), ja 562 Schritte, also etwa 2000 Fuß (Sondershausen) von Gasfabriken entfernt waren, deutlich eine Beeinflussung durch die ammoniakhaltigen Abwässer der Gasfabriken erkannt wurde. Wer weiß also, ob das Wasser in irgend einem Brunnen in nordwestlicher Richtung vom Kirchhofe nicht solche schädlichen Substanzen aus den Gräbern mitgebracht hat?

Durch das vorzügliche Wasser unserer Wasserleitung sind wir im Großen und Ganzen unabhängig von der Beschaffenheit unseres Brunnenwassers; der neue künftige Kirchhof ist so angelegt, daß durch ihn sickerndes Horizontalwasser die Stadt nicht wohl treffen kann; der neue Kirchhof liegt auch so viel höher, als der alte, daß nicht zu fürchten ist, das Grundwasser möchte dort jemals in die Gräber steigen. Es ist also möglichst dafür gesorgt, daß die in den Boden dringenden Fäulnißproducte den lebenden Menschen nicht beeinflussen. Aber doch sollte man auch hier keine Gelegenheit versäumen, die Forderung der modernen Gesundheitslehre, die Luft und den Boden rein zu halten, zu erfüllen, man sollte Alles aufbieten, Karlsruhe den wohlverdienten Ruf einer gesunden Stadt zu erhalten.

Wenn die vorstehenden Betrachtungen schon dafür sprechen, die jetzt übliche Leichenbestattungsmethode zu verlassen, so kommt aber noch ein Punkt hinzu, der wohl zu berücksichtigen ist. Das Begraben der Leichen ist die theuerste Methode ihrer Beseitigung. In der Nähe von großen Städten ist der Grund und Boden sehr werthvoll, die großen Leichenfelder repräsentiren ein sehr bedeutendes Capital. Das Gelände für den hiesigen neuen Friedhof kostet 200000 Gulden, eine Summe, welche jährlich von der Stadt mit 10000 Gulden verzinst werden muß. Jährlich sind hier im Durchschnitt 1000 Begräbnisse, so daß die Stadt für jede Leiche eine Ausgabe von 10 Gulden zu leisten hat, ganz abgesehen von den Kosten, die den Hinterbliebenen durch die Beerdigung Verstorbener erwachsen.

Doch diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie wenig rationell in gesundheitspolizeilicher und financieller Hinsicht die jetzige Methode der Leichenbestattung

ist; wie man gewiß mit Recht sich bemüht, das Begraben der Leichen durch eine andere Bestattungsweise zu ersetzen.

Es ist interessant, daß die heutige Bewegung für Beseitigung des Begrabens nicht die erste derartige ist. Schon Kaiser Joseph II. erkannte die Mängel unseres heutigen Bestattungsmodus, und er erließ am 15. Sept. 1784 ein Gesetz, nach welchem in jeder Weise für ein rasches Verwesen der Leichen gesorgt werden sollte. Er bestimmte, die Leichen sollten nicht mehr in Särge eingeschlossen, sondern in leinene Säcke eingenäht, in ungelöschten Kalk gebettet und dann mit Erde bedeckt werden. Die ätzende Wirkung des Kalks hat natürlich hier eine wesentliche Beschleunigung des Verwesungsprocesses bewirkt. Der Kaiser aber kam, wie der Volksmund sagt, um hundert Jahre zu früh. Er rief die lebhafteste Opposition wach, das Vorurtheil gegen diese Sackbegräbnisse war so mächtig und wurde in dem Grade von der gesammten Bevölkerung getragen, daß Joseph II. sich zurückziehen mußte; in einem Schreiben an seinen Minister hob er die Bestimmung auf, »nachdem er erkannt habe, daß die Lebenden einen unendlichen Werth darauf legten, daß ihr Körper nach dem Tode länger ein stinkendes Aas bleibe«. — Ganz neuerdings ist ein anderer Vorschlag in Stuttgart gemacht; dort will v. Steinbeis die Leichen mit Cement umgießen, um sie von der Luft und dem Wasser abzuschließen. Er will so Quadern aus Cementguß mit Leicheninhalt herstellen, die zur Errichtung von monumentalen Gebäuden benutzt werden sollen. Er erinnert an die Abdrücke von Todten, die man in Pompeji hergestellt hat durch das Ausfüllen von Höhlungen in den vulcanischen Sandmassen mit Gypsbrei, und glaubt, daß die Cementbeerdigung dienen könne zur Anfertigung von Todtenmasken. Aber schon die Abgüsse in Pompeji zeigen keine scharfen Bilder der Leichen, und dort haben die Gase bei der Verwesung doch durch den lockeren vulcanischen Sand entweichen können; der Druck, den die Verwesungsgase im Inneren eines Cementblockes hervorbringen, wird scharfe Abdrücke kaum ermöglichen. Bis jetzt sind nur Versuche gemacht mit kleinen Thierleichen, todten Fischen ꝛc., größere Massen todter thierischer Substanzen hat man noch nicht eingeschlossen. Rationell kann auf den ersten Blick diese Methode der Bestattung erscheinen, wird doch das zur Entwickelung der Fäulniß nöthige Wasser, wird doch die Luft von den Leichen abgeschlossen. Aber v. Steinbeis beseitigt die Quelle der jetzigen Klagen nicht, er conservirt die Leichen, welche, wenn sie bei irgend einer Verletzung des Cementblockes der Luft, dem Wasser zugänglich werden, sofort in Fäulniß, in Verwesung gerathen werden und zwar, da die Cementblöcke nicht begraben werden, direct in der Luft, welche die Lebenden athmen sollen.

Bei den bis jetzt erwähnten beiden Vorschlägen ist also die Fäulniß der Leichen nicht vollständig beseitigt, sie ist nur beschleunigt, oder auf einen abgeschlossenen Raum beschränkt, beide aber können, wenn auch in geringerem Grade eine Schädigung der später Lebenden bewirken. Viel radicaler hilft diesen Uebelständen die Leichenverbrennung ab.

Die Verbrennung ist ein Oxydationsproceß, genau wie die Verwesung, beide liefern dieselben Endproducte, wesentlich Wasser, Kohlensäure und Ammoniak oder Stickstoff; also die flüchtigen Producte der vollständigen Verbrennung thierischer Substanzen sind für das menschliche Leben absolut ohne Gefahr; die Verbrennung unterscheidet sich aber von der Verwesung dadurch sehr vortheilhaft, daß sie die letzten Zersetzungsproducte in wenigen, vielleicht in einer Stunde liefert, während zum Verwesen der Leichen eine Zeit von etwa 20 Jahren nöthig ist, und während dieser Zeit eine große Reihe von

Zwischenproducten sich bildet. Die Verbrennung hat also vom Gesichtspunkte der Gesundheitslehre große Vorzüge.

Natürlich ist es nun Aufgabe der Technik, Verbrennungsapparate zu construiren, in denen rasch, mit geringen Kosten, eine vollständige Verbrennung zu erzielen ist. Ist die Verbrennung keine vollständige, so verbreiten die gleichsam der trockenen Destillation unterworfenen Leichen Zersetzungsproducte, welche die Luft in weiter Umgebung der Verbrennungsstätte geradezu verpesten. Durch diese Andeutungen wird schon begründet, daß man nicht etwa zu der ältesten Verbrennungsmethode zurückkehren und die Leichen direct auf einem Scheiterhaufen verbrennen darf. Welche Wirkung diese Verbrennungsmethode hervorbringt, ist aus Notizen der Alten zu entnehmen und ist auch noch in neuester Zeit beobachtet.

In Pompeji wurde eine Gesetztafel aufgefunden, auf der unter anderen auch die Bestimmung gemacht wurde, daß kein „Ustrinum“ innerhalb der Stadt angelegt werden dürfe. Neben den Columbarien an der dortigen Gruberstraße, also außerhalb der Stadt, sah ich selbst die Ustrina; es sind einfache mit Mauern umgebene Räume, in denen auf Holz die in ein Asbesttuch (ein solches wird in Pompeji aufbewahrt) gehüllten Leichen verbrannt wurden.

Eduard Hildebrandt schildert in seinem höchst interessanten Berichte über seine Reise um die Erde die Leichenverbrennung in Indien, wo von den Holzstößen, auf denen man die Leichen nur verkohlt, um sie in das Wasser der Flüsse zu werfen und den Raubvögeln als Beute zu überlassen, ein geradezu unerträglicher widerlicher Geruch auf stundenweite Entfernung verbreitet wird.

Nach der Schlacht an der Beresina im November 1812 wurden in der benachbarten Stadt Minsk 15000 Kriegsgefangene internirt. Viele von ihnen waren verwundet, alle durch die Strapazen des Winterfeldzuges geschwächt, es starben im Laufe des Winters 6000 von den Franzosen. Während der Boden gefroren war, konnte man diese Massen von Leichen nicht beerdigen, sie wurden einfach in Basttuch gehüllt in den Hof des Spitales gelegt. Im März 1813 wurde die Witterung milde, die Leichen begannen sich zu zersetzen, es mußte für schleunige Beseitigung derselben gesorgt werden. Man requirirte Kosacken und ließ durch diese die Leichen auf Scheiterhaufen verbrennen. Sechs Tage lang wurde dabei die Luft weithin verpestet, und doch erreichte man eine so unvollkommene Verbrennung, daß man erst durch wiederholtes Unterpflügen der verkohlten Reste unter den Ackerboden eine vollständige Beseitigung dieser todten Massen erzielen konnte.

Aehnliche Beobachtungen machte man 1871 in der Nähe von Dresden, als man die wieder ausgegrabenen in Verwesung begriffenen Leichen der neun an Rinderpest gestorbenen Thiere, welche, wie oben erwähnt, Brunnen in der Nachbarschaft verdorben hatten, zu verbrennen suchte. Man brauchte 36 Stunden, um die Thiere nicht etwa zu verbrennen, sondern nur zu verkohlen, obgleich man Reisigbüschel benutzte, die mit Theer getränkt waren. Dieselben Erfahrungen sammelte man, als belgische Ingenieure auf den Schlachtfeldern bei Metz die vorläufig beerdigten Menschen- und Thierleichen verbrennen wollten.

Also der Scheiterhaufen genügt in keiner Weise den heutigen Ansprüchen an einen Leichenverbrennungsapparat, er belästigt die Nachbarschaft, verursacht viele Kosten, und endlich ist der Gedanke, die Leiche eines theueren Anverwandten tagelang zu rösten, um sie nachher nur verkohlt zu sehen, gewiß nicht erfreulich; die neuen Apparate für Leichen-

verbrennung dürfen nur so eingerichtet sein, daß sie jeden unangenehmen Eindruck für die Angehörigen vermeiden, daß sie bürgen für eine pietätvolle Behandlung der Leichen.

Prof. Brunetti*) in Padua hat den Scheiterhaufen zu retten gesucht. Er legt die Leiche in einer eisernen Schale auf den Holzstoß, der von Mauern umgeben ist und bedeckt sie dann mit Eisenklappen, durch welche die Flamme zusammengehalten wird. Zwischen den Eisenklappen schlägt die Flamme empor. Es soll so eine vollständige Verbrennung der Gase, ohne Verbreitung eines unangenehmen Geruches zu erreichen sein. Ein Mann, dessen Leiche 120 Pfund wog, hinterließ dabei 3,5 Pfund (?) Asche bei einem Brennmaterialverbrauche von 160 Pfund Holz. Aber bei dieser Methode ist es nöthig, die zuerst nur verkohlte Leiche zu zerstückeln und die Bruchstücke auf's Neue der Verbrennung zu unterwerfen. Das Zerstückeln der Leichen ist jedenfalls für die anwesenden Hinterbliebenen ein so widerwärtiger Anblick, daß man diese Methode der Verbrennung nicht empfehlen kann.

Prof. Gorini in Lodi hat sodann eine Substanz entdeckt, welche Leichentheile, die in die in einem Tiegel geschmolzene Masse eingetaucht, oder mit dem geschmolzenen Präparate übergossen werden, rasch, ohne irgend welchen Geruch zu verbreiten, verbrennt. Augenzeugen berichten über das Verfahren sehr beifällig. Wie lange Zeit die Verbrennung hier nöthig hat, welcher Stoff auf die Leichen einwirkt, ist nicht mitgetheilt, man kann sich deshalb einstweilen ein Urtheil über dieses Verfahren nicht wohl bilden. Bemerkt mag hier sein, daß nach einer Mittheilung von Küchenmeister auch Schlimpert in Meißen sich mit der Methode von Gorini praktisch befaßt, und daß es ihm gelungen ist, das von dem italiänischen Gelehrten benutzte Salzgemenge nachzuerfinden.

Von verschiedenen Seiten wurde Gasheizung für die Verbrennungsapparate in Vorschlag gebracht. Dr. Polli in Mailand construirte einen Apparat, bei dem die Leiche in einen aus starken Eisenstäben hergestellten Cylinder gestellt wurde. Dieser Cylinder ist umgeben von einer urnenartigen Hülle aus feuerfestem Thon, und aus demselben Materiale ist eine vielfach durchbohrte Platte angefertigt, welche den Cylinder und seine Hülle trägt. Durch mit Oeffnungen versehene Ringe, welche das Eisengerüst umgeben, aber innerhalb der Thonwand sich befinden, wird das Gas zugeführt, seine Flamme erhitzt die Leiche, trocknet und verbrennt sie, indem die dazu nöthige Luft unten durch die Oeffnungen am Boden des Apparates zutritt. Polli giebt aber selbst an, daß bei der Verbrennung sowohl die Seh- wie die Riechnerven afficirt werden, auch von dieser Methode muß man deshalb absehen.

Die größte Zukunft scheint mir der Vorschlag von Reclam zu haben, mit Hülfe der Regenerativfeuerung die Leichen zu verbrennen. Ein solcher Regenerativofen besteht aus drei Theilen, dem Generator, dem Regenerator und dem Verbrennungsraume. Im Generator wird Gas erzeugt, indem Brennmaterial in hoher Schicht unvollständiger Verbrennung ausgesetzt wird. Ein Gasgemisch, welches Kohlenwasserstoffe und Kohlenoxyd als brennbare Verbindungen enthält, tritt aus dem Generator durch den Regenerator in den Verbrennungsraum. Der Regenerator ist ein würfelförmiger Raum aus feuerfesten Steinen, der mit auf einander gestellten feuerfesten Steinen gefüllt ist. Auf beiden Seiten des Verbrennungsraumes befindet sich ein solcher Regenerator und auf beiden Seiten ist er durch eine senkrechte Scheidewand in zwei Kammern zerlegt, durch deren

*) Die Beschreibung der italiänischen Leichenverbrennungsmethoden finden sich in einer Brochüre von Wegmann-Ercolani, Zürich 1874.

eine der Gasstrom tritt, während durch die andere die Luft in den Verbrennungsraum geführt wird. Gas und Luft treten nun beispielsweise von rechts nach links durch den Verbrennungsraum, den man sich als einen, von einem Gewölbe bedeckten Herd vorstellen muß. Dieser Herd wird durch die Flamme des entzündeten Gases erhitzt. Die Verbrennungsproducte läßt man aber mit ihrer hohen Temperatur nicht direct in den Schornstein treten, sondern sie durchströmen vorher die Regeneratorkästen auf der linken Seite des Ofens. Sind in diesen Kästen die Steine auf Weißgluth erhitzt, so läßt man Gas und Luft von links nach rechts durch den Ofen streichen. Das Gas und die Luft erhitzen sich nun in den weißglühenden Regeneratorkästen auf hohe Temperatur, bei der Verbrennung liefern sie nachher eine viel größere Wärme, als ohne das Erhitzen in dem Regenerator. Jetzt wird der Regenerator auf der rechten Seite des Ofens durch die Wärme der Verbrennungsgase erhitzt, ist er heiß geworden, so wechselt man wieder mit der Richtung des Gasstromes und fährt so fort, indem man abwechselnd die Flamme von links nach rechts und von rechts nach links über den Herd schlagen läßt.

Mit keinem anderen Heizapparate ist man im Stande eine so hohe Temperatur zu erzielen wie mit diesen von Siemens erfundenen Regenerativöfen; bei ihnen hat man es in der Gewalt, eine beliebige Menge von Luft eintreten zu lassen, so daß man in ihnen auf die auf dem Herde befindlichen Leichen eigentlich einen auf die höchste Temperatur erhitzten Luftstrom einwirken läßt, der natürlich dann in kurzer Zeit eine vollständige Verbrennung hervorbringt; endlich kommt hier bei der Verbrennung nichts weiter, als eine heiße Flamme mit der Leiche in Berührung, die Asche bleibt rein, ungemischt mit anderen Substanzen und kann dann nach dem Erkalten gesammelt und aufbewahrt werden. Reclam hat sich mit Siemens und Steinmann in Verbindung gesetzt, sie sind gemeinsam damit beschäftigt, einen Ofen für den speciellen Zweck der Leichenverbrennung herzustellen. F. Steinmann beschrieb einen solchen Ofen in der Leipziger Illustrirten Zeitung (vom 25. April 1874, pag. 317), F. Siemens hat nach einer Mittheilung von Reclam in der Gartenlaube (Nr. 19 d. J., pag. 311) einen Ofen construirt, der nur einen Regenerator besitzt. Der Ofen wird durch Gasfeuerung auf Rothgluth erhitzt, sodann wird die Leiche eingeführt. Sie giebt ihren Wassergehalt (circa 75 Proc. ihres Gewichtes) ab und fängt dann Feuer. Sobald das geschehen ist, wird der Zutritt des Gases in den Ofen abgeschlossen, nur einen durch den Regenerator auf hohe Temperatur erhitzten Luftstrom läßt man auf die brennende Leiche wirken und erreicht dadurch in kurzer Zeit die vollständige Verbrennung. Nach den neuesten Nachrichten, welche über die mit diesen Oefen erzielten Resultate in die Oeffentlichkeit kamen, gelang es am 3. Juni d. J., in Zeit von 1½ Stunden 2 Centner Pferdeleiche ohne Geruch, ohne Geräusch in eine weiße Asche zu verwandeln, deren Gewicht nur 12 Pfund betrug. Der Ofen kostet 1100 bis 2500 Thaler; die Kosten der Verbrennung betrugen nur 1 Thaler.

Am günstigsten, auch in Bezug auf die Kosten, werden solche Oefen arbeiten, wenn sie, einmal geheizt, möglichst lange benutzt werden, nicht wieder sich abkühlen. In größeren Städten wird das leicht zu erreichen sein, in kleinen Städten aber und auf dem flachen Lande wird es leicht an Material für die Beschäftigung der Oefen fehlen. Dort empfiehlt es sich dann vielleicht die Leichen zu sammeln und sie mit Carbolsäure enthaltendem Wasser zu berieseln, bis eine genügende Anzahl vorhanden ist, um den Ofen in Betrieb setzen zu können.

Man sieht aus diesen Andeutungen, daß die Technik im Stande ist, den Forde-

rungen der Wissenschaft zu genügen, eine rasche, billige, vollständige Verbrennung ohne Beleidigung des Pietätsgefühles zu erzielen. Die Dresdener Ingenieure sind nicht die einzigen, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen: in Wien, wo eine siebzigjährige Frau 30000 Gulden gezahlt hat zur Errichtung einer Verbrennungshalle, ist von Seiten der Stadt der Ingenieur E. Hayek beauftragt, einen Leichenverbrennungsofen zu construiren; in Bremen hat der Verein für Leichenverbrennung einen Preis ausgesetzt auf die Beschreibung des besten zu diesem Zwecke dienlichen Ofens. Man darf deshalb bei der großen Spannung, mit der man von allen Seiten, wie die verschiedenen Zeitungsnotizen zeigen, der Lösung des Problemes entgegen sieht, erwarten, daß die nächste Zeit genauere Nachrichten über die Versuche bringen wird.

Die technischen Schwierigkeiten sind also zu überwinden, von Seiten der Gesundheitspolizei sollte dahin gestrebt werden, möglichst bald das Begraben der Leichen durch das Verbrennen derselben zu ersetzen. Es fragt sich nun aber schließlich, ob nicht von anderen Seiten gegründete Einsprache gegen die Leichenverbrennung zu erheben ist.

Zunächst sind von kirchlicher Seite Erklärungen gegen die Leichenverbrennung veröffentlicht worden. Während im Alterthume bei fast allen Völkern*) die Sitte der Leichenverbrennung herschte, haben die Christen in der That von jeher ihre Leichen beigesetzt. Das vielfach angeführte Beispiel, daß Byron die Leiche seines in der Nähe von Pisa ertrunkenen Freundes Shelley (1822) verbrennen ließ, kann man wohl kaum als christliche Bestattung betrachten, wenn auch die Asche im englischen Kirchhofe in Rom aufbewahrt wird. Daß die Christen von jeher ihre Leichen begruben, das mag zum Theil bedingt gewesen sein durch die Furcht der ersten Christen, durch öffentliche Leichenverbrennung die Aufmerksamkeit zu erregen; viel mag auch die Thatsache dazu beigetragen haben, daß die Israeliten ihre Todten ebenfalls beerdigten, nicht verbrannten. Palästina ist ein holzarmes Land, dagegen bieten die Felsengrotten natürliche Gräber dar; deshalb haben die alten Juden gewiß gern die Sitte der Bestattung ihrer Todten von den Aegyptern angenommen. In Aegypten war die Balsamirung und Bestattungsweise wesentlich bedingt durch die Lehre von der Seelenwanderung, für den christlichen Glauben aber liegt meiner Ansicht nach kein Grund vor, die Beerdigung der Verbrennung vorzuziehen. Unmöglich kann doch heute noch Jemand glauben, daß die Seele bei der Auferstehung ihren irdischen Leib (diesen »Madensack« Luther's) wieder beziehen wird? Vernünftige, selbst orthodoxe Geistliche haben sich in Basel und Zürich nicht gegen die Verbrennung der Leichen erklärt, und auch von israelitischer Seite ist im Jewish Chronicle hervorgehoben, daß diese Bestattungsweise durchaus nicht gegen den jüdischen Glauben verstoße. Von Seiten eines Pfarrers in Zürich wurde die Poesie des Grabes zur Sprache gebracht, welche künftig wesentlich beeinträchtigt würde. Diese Auffassung ist entschieden unrichtig. Unsere größten Dichter wurden durch den Anblick der Columbarien in Pompeji zu schönen Versen veranlaßt, in denen sie die Sehnsucht nach der Sitte der Alten aussprechen. Ich erinnere nur an die folgenden Verse von Göthe (Natürliche Tochter, III. Act, 4. Auftritt):

*) F. Küchenmeister giebt in einer Brochüre über Leichenverbrennung (Erlangen 1874) eine sehr lehrreiche Zusammenstellung der Leichenbestattungsmethoden bei den alten Völkern.

„O weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen!
Und wenn die Gluth mit tausend Gipfeln sich
Zum Himmel hob und zwischen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig deutend sich bewegte,
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaßnen stieg dem neuen Gott
In des Olymp's verklärte Räume nach.
O! sammle mir in köstliches Gefäß
Die Asche, der Gebeine trüben Rest,
Daß die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daß ich dieser Brust,
Die sehnsuchtsvoll sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegendrücke."

Wenn die Asche der Leichen nach der Verbrennung pietätvoll gesammelt und aufbewahrt wird, wird das menschliche Gemüth gewiß in höherem Grade durch die künftige Bestattungsweise befriedigt, als durch das Einscharren der Leichen in die Erde.

Wichtiger ist der Einwurf, den die Juristen gegen die Leichenverbrennung erheben; nach der Verbrennung ist die Nachweisung von etwa in den Körper vor dem Tode eingeführten Giften nicht mehr möglich, die jetzt zuweilen nöthigen Exhumationen sind später unmöglich. Man muß, wenn die Leichenverbrennung eingeführt werden sollte, eine viel schärfere Controle über die Todesart haben als jetzt, es müssen in jedem Falle beeidigte Sachverständige die Todesursache feststellen, und von ihrem Ausspruche muß die Verbrennung abhängig sein. — Für die Anthropologen allerdings werden in der Regel die Schädel ꝛc. für immer verloren sein, sie werden in ihren Studien wesentlich geschädigt werden; aber die Herren Anatomen werden schon wissen, interessante Schädel und Knochenreste zu reserviren.

Zwingen wird man, wenigstens vorerst, Niemand können, seine Leiche dereinst verbrennen zu lassen, man strebt deshalb einstweilen von allen Seiten dahin, die facultative Leichenverbrennung eingeführt zu sehen. Ueberall, woher Nachrichten über die Bemühungen in Bezug auf Leichenverbrennung kommen, will man vorerst nur die Möglichkeit erhalten, Leichen verbrennen zu dürfen, verbrennen zu können.

Heute stehen wir entschieden bei dem besprochenen Gegenstande noch im Stadium der Versuche. Unsere Stadt Karlsruhe hat wohl keinen Grund für derartige Versuche Geld auszugeben, und irgend welchen bestimmten Antrag an die städtischen Behörden zu richten, kann ich heute noch nicht vorschlagen. Wie oben angeführt, hat man in Karlsruhe Alles aufgeboten, um den künftigen Kirchhof für die Stadt selbst unschädlich zu machen; die Capelle auf dem neuen Friedhofe wird so eingerichtet, daß der Anschluß einer Verbrennungshalle sehr leicht möglich ist. So ist für Karlsruhe die Lösung der Frage nach der Einführung der Feuerbestattung durchaus nicht dringend, wir können abwarten, bis in Städten, in denen die Gefahren der jetzigen Bestattungsweise deutlicher hervortreten als bei uns, die nöthigen Erfahrungen gesammelt sind, um ein bestimmtes Verbrennungssystem bewährt erscheinen zu lassen.

Man darf nicht vergessen, was ich im Anfange meines Vortrages hervorhob: die Einführung der Leichenverbrennung ist eine der letzten Consequenzen der modernen Gesundheitslehre; sie ist erst dann dringend geboten, wenn die übrigen Forderungen der

Gesundheitslehre befriedigt sind. Der Schutz der Menschen vor der Schädigung durch die Mitlebenden ist nothwendiger als die Verhütung von Beeinflussung durch die Todten. Die Abfälle, die ein Mensch im Laufe eines Jahres liefert, betragen dem Gewichte nach nahezu ebensoviel wie das Körpergewicht des Menschen. Jedes Jahr also führt der lebende Mensch dem Boden, dem Wasser eben so viele zersetzbare Substanzen zu, wie schließlich nach seinem Tode in seiner Leiche dem Boden übergeben werden. Der lebende Mensch ist also seinen Mitmenschen viel gefährlicher als der todte. Man sorge für gehörige Canalisation der Städte, für gründliche Beseitigung aller menschlichen und thierischen Abfälle, man sorge durch Ventilation für gesunde reine Luft; erst wenn man sich in diesen Beziehungen keine Vorwürfe mehr zu machen hat, erst dann ist meiner Meinung nach die Zeit gekommen, mit aller Energie die Beerdigung der Leichen zu verdrängen durch die Feuerbestattung.

Charles Sumner.

Von

Dr. Rudolph Doehn.

II.

Die Führer der Proſklavereipartei im Bundesſenate zu Washington City hatten bei wichtigen Fragen lange so manövrirt, daß Charles Sumner nicht das Wort zu einer längeren Rede erhalten konnte. Endlich aber gelang es ihm doch, und zwar bei einem Gegenstande, der seinem Herzen sehr nahe stand. Es war nämlich ein Antrag gestellt worden, welcher die Aufhebung (repeal) des Sklavenjagdgesetzes bezweckte. Bei dieser Gelegenheit hielt Sumner als Bundessenator seine erste bedeutende Rede. Der leitende Gedanke derselben, welcher bald der Wahlspruch der für die Freiheit eintretenden Unionspartei werden sollte, war in den Worten enthalten: „Freedom is national and slavery is sectional", d. h. die Freiheit trägt einen nationalen Charakter, die Sklaverei ist particularistischer Natur und betrifft nur einzelne Landestheile. Sumner erklärte frei und offen, daß der Congreß nach den Bestimmungen der Bundesconstitution nicht befugt sei, Gesetze zu Gunsten der Auslieferung flüchtiger Sklaven an ihre früheren Herren zu erlassen, und daß, selbst wenn er dazu befugt sei, das betreffende Gesetz in vielen und wesentlichen Punkten mit der Constitution im Widerspruche stehe und außerdem tyrannisch und grausam sei. Der Schluß seiner meisterhaften Rede lautete etwa also: »Das Institut der Sklaverei trägt einen so verletzenden Charakter an sich, daß es, um rechtlich zu bestehen, durch ein positives Gesetz sanctionirt sein muß; es hat nun aber eine solche positive Sanction in der Bundesconstitution keine einzige Stelle erhalten. Gleich in der Einleitung dieses Staatsgrundgesetzes heißt es, dasselbe sei erlassen, um Gerechtigkeit zu gründen (to etablish justice) und die Segnungen der Freiheit zu sichern (to secure the blessings of liberty). Die Convention, welche die Constitution ent-

warf, hat niemals direct die Sklaverei sanctionirt. Durch die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 und durch die Adresse des continentalen Congresses sind die Freiheit und die natürlichen Menschenrechte (rights of human nature) als das höchste Gut der americanischen Nation bezeichnet worden. Nach den Regeln des gemeinen Rechtes muß der Inhalt der Constitution theoretisch und praktisch, klar und für alle Zeit in einem freiheitlichen Sinne interpretirt werden. Weder die Constitution noch die Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes betrachten die Sklaven als Eigenthum (property), sondern als Personen (persons). Bei der Gründung der Republik und unter George Washington's Präsidentschaft fand die Sklaverei keinerlei Begünstigung durch die Nation, sondern nur durch einzelne Sklavenbesitzer, sie existirte weder auf nationalem Grund und Boden noch unter der nationalen Flagge, sie wurde vielmehr von der Nation verdammt und von der Kirche und den gelehrten Anstalten damaliger Zeit als unmenschlich verurtheilt. Außerdem giebt es ein Amendement zur Bundesconstitution (10. Artikel), nach welchem der nationalen Regierung nur in den Fällen volle Machtausübung zukommt, in denen dies ausdrücklich hervorgehoben ist; zu diesen Fällen gehört aber die Unterstützung der Sklaverei seitens der Nation nicht. Aus diesen Gründen ist die Sklaverei in keiner Beziehung eine nationale Institution, und das Staatsgrundgesetz erkennt nirgends das Eigenthum an einem Menschen an. Es findet sich aber noch eine andere Bestimmung in der Bundesconstitution, die, sobald sie überall praktisch durchgeführt würde, die allgemeine Freiheit sicher stellen müßte. Der Artikel V. in den Amendements zur Bundesconstitution enthält nämlich den Satz: »Kein Mensch soll des Lebens, der Freiheit oder des Eigenthums beraubt werden ohne ein gerechtes und gesetzmäßiges Verfahren (No person shall be deprived of life, liberty or property, without due process of law).« Die Bestimmung schützt unzweifelhaft die Freiheit jeder Person, so weit unsere nationale Gerichtsbarkeit reicht. Ich sage, die Freiheit jeder Person, darüber kann kein Streit entstehen. Das Wort »Person« (person), welches die Constitution hier gebraucht, bezeichnet aber jedes menschliche Wesen in den Vereinigten Staaten, mag dasselbe zur kaukasischen, indianischen oder africanischen Race gehören, vom Präsidenten an bis zum niedrigsten Sklaven herab.«

Diese Worte Sumner's, sowie die Reden seiner Parteigenossen im Congresse, der Seward, Chase, Wade, Wilson u. A., übten auf das Volk der Union einen gewaltigen moralischen Eindruck aus, wenn sie auch im Bundessenate selbst, wo die Sklavenhalter und deren Freunde das numerische Uebergewicht hatten, wenig oder gar keinen Erfolg hatten. Sumner's freiheitliche Auslegung der Bestimmungen der Constitution und seine lichtvolle Darstellung des Sinnes und Geistes, in welchem die Väter der Republik das Staatsgrundgesetz verfaßt, gaben der Antisklaverei-Bewegung neuen Aufschwung und neue Kraft.

Unterdessen war die Zeit einer neuen Präsidentenwahl herangekommen. Die demokratische oder Sklavenhalter-Partei nominirte auf ihrer Nationalconvention zu Baltimore als ihren Candidaten im Juni 1852 Franklin Pierce aus Concord im Staate New-Hampshire; um dieselbe Zeit erhoben die Whigs den alten ruhmgekrönten General Winfield Scott auf ihren Schild, und die Freibodenpartei (Freesoilers) stellte John P. Hale aus New-Hampshire als ihren Präsidentschaftscandidaten auf. Das Resultat des Wahlkampfes war die vollständige Niederlage der Whigpartei und die Erwählung von Franklin Pierce. Daniel Webster erlebte die Sprengung seiner Partei nicht mehr, denn er starb am 24. October 1852, aber er sah dieselbe voraus, indem er auf seinem

Todtenbette sagte: »Nach dem 2. November 1852 (dem Tage der Wahl von Pierce) werden die Whigs als nationale Partei nur noch in der Geschichte existiren.«

Das Parteiprogramm der Freibodenpartei, wie es auf der Nationalconvention zu Pittsburg in Pennsylvanien am 12. August 1852 festgestellt war, zeigt deutlich den Einfluß der Sumner'schen Lehren und läßt sich etwa in folgende Grundsätze zusammenfassen, daß 1) die Regierung der Union verpflichtet sei, das Leben, die Freiheit und das Glück der Menschen zu sichern; 2) daß die Union unter allen Umständen fortdauern solle; 3) daß die Regierung der Union nicht das Recht habe, irgend einer Person, ohne gerichtliches Verfahren, Leben oder Freiheit zu rauben; daß sie ebensowenig berechtigt sei, Jemanden zum Sklaven, wie zum Könige zu machen; daß sie überhaupt sich von jeder Verantwortlichkeit für das Fortbestehen der Sklaverei befreien solle; 4) daß kein neuer Staat und kein Territorium oder Gebiet mit dem Institute der Sklaverei in die Union aufzunehmen und keine Bundesgesetze für Auslieferung von Sklaven existiren sollen, daß der Compromiß von 1850 über die Sklavenjagd in den freien Unionsstaaten unverträglich mit den Grundsätzen der wahren Demokratie sei, daß die Sklaverei nur eine Localangelegenheit der südlichen Staaten, die Freiheit aber national und eine Sache des ganzen Bundes sei; 5) daß alle Menschen ein natürliches Recht auf einen Theil des Grund und Bodens haben; da die Nutznießung des Bodens zum Leben unentbehrlich sei, so sei auch das Recht eines jeden Menschen auf einen Theil des Bodens so heilig, wie das Recht auf das Leben selbst; 6) daß es die Pflicht der americanischen Regierung als Republik sei, alle geeigneten Mittel anzuwenden zur Verhinderung der Einmischung von Kaisern und Königen in die Angelegenheiten der Völker, welche sich vom despotischen Joche befreien wollen; 7) daß die Festsetzung der demokratischen Partei in ihrem politischen Glaubensbekenntnisse zu Baltimore, nach welchem ein menschliches Gesetz gleich dem Compromisse von 1850 weder der Abänderung noch dem Widerrufe unterworfen sei, in directem Widerspruche mit den Grundsätzen der Gründer der Union stehe und der Freiheit des Volkes gefährlich sei; 8) daß das Banner der Freibodenpartei oder der freien demokratischen Partei sein solle: »freier Boden, freie Rede, freie Arbeit und freie Menschen.«

Nachdem Franklin Pierce den Präsidentenstuhl bestiegen hatte, wurde der Kampf zwischen den politischen Parteien immer heftiger und heißer. Pierce selbst erklärte in seiner Antrittsrede vom 4. März 1853, daß die Compromißmaßregeln von 1850, d. h. das Sklavenjagdgesetz, streng verfassungsmäßig seien und »ohne Zögern und mit Freudigkeit« befolgt werden müßten.

Am 1. August 1853 hielt Sumner bei der Feier des Tages, an welchem die Pilgrimväter in Massachussetts landeten, die Festrede und nahm darin selbstverständlich auf die brennende Frage von der Sklaverei Bezug. Sechs Monate später opponirte er im Bundessenate einem Antrage, der die Aufhebung des Missouricompromisses vom Jahre 1820 verlangte. Dieser Compromiß hatte bekanntlich bestimmt, daß in den nördlich und westlich vom Staate Missouri gelegenen Territorien der Union die Sklaverei nicht eingeführt werden solle. In der ersten Sitzung des 33. Congresses, die im December 1853 stattfand, hatte Senator Stephen A. Douglas beantragt, den genannten nach harten Kämpfen zu Stande gebrachten Compromiß für »nicht anwendbar und nichtig (inoperative and void)« zu erklären und es den in jenen Territorien lebenden Einwohnern zu überlassen, ob sie die Sklaverei bei sich einführen wollten oder nicht. So mußte die Lehre von der Volkssouveränität dazu dienen, die räumliche Ausdehnung der Sklaverei

zu fördern, und Douglas übernahm jetzt dieselbe Rolle, die vor ihm Daniel Webster gespielt — er, ein Repräsentant eines nördlichen freien Staates (Illinois), wurde ein Vorkämpfer der Sklavereiinteressen, um sich den Weg in das »Weiße Haus« zu bahnen. Allein auch Douglas erreichte sein Ziel nicht, er starb, ohne das Präsidentenamt bekleidet zu haben, gleich beim Beginne des Secessionskrieges.

Bei der Debatte über die Aufhebung des Missouricompromisses hielt Sumner eine Rede, in welcher er den Antrag von Douglas folgendermaßen charakterisirte: »Derselbe ist zu gleicher Zeit einer der schlechtesten und besten Gesetzesvorschläge, die jemals dem Senate unterbreitet worden sind: er ist einer der schlechtesten, insofern er einen momentanen Sieg der Sklaverei involvirt; er ist aber einer der besten, weil er alle früher mit den Sklavenhaltern eingegangenen Compromisse aufhebt und solche Compromisse für die Zukunft unmöglich macht.«

Sumners letzte Rede über die Aufhebung des Missouricompromisses, welche den bitteren und lange dauernden Kansas-Nebraskaconflict inaugurirte, ist »das Verbrechen gegen Kansas (the crime against Kansas)« betitelt und nahm zwei Tage, den 19. und 20. Mai 1856, in Anspruch. Die berühmtesten Anklageschriften aus dem Alterthume, namentlich die des Cicero gegen Verres, aus welcher ganze Stellen angeführt wurden, dienten Sumner, dem Freunde Theodor Parkers, und William Ellery Channing's, zum Vorbilde. Nachdem er einleitend bemerkt hatte, daß die in Rede stehende Frage für die Vereinigten Staaten eine wahre Lebensfrage sei, schilderte er in ergreifender Weise die von den Prosklavereileuten gegen Kansas verübten Verbrechen, unterwarf die von den Sklavenhaltern versuchte Vertheidigung dieser Verbrechen der schärfsten Kritik und empfahl schließlich Heilmittel gegen alle bereits begangenen oder noch etwa zu begehenden Schandthaten gegen das unglückliche Kansas. Die vorzüglichsten Schutzredner der Kansasunthaten, Buttler aus Südcarolina und Douglas aus Illinois, wurden von ihm mit Don Quixote und Sancho Pansa verglichen, wie sie als innig verbundene Genossen auf dieselben Abenteuer ausgegangen seien. »Die Sache ist eigentlich ganz natürlich«, rief er mit schneidender Ironie aus, »der Senator von Südcarolina (Buttler) hat da eine große Anzahl Ritterromane gelesen. Nun will er sich selbst einmal als tapferer Ritter, in Nachahmung seiner Vorbilder, eine Geliebte erküren, die seiner Gefühle für Anstand, Ehre und Hochherzigkeit würdig ist. Die Geliebte dieses Junkers, obschon in den Augen aller gebildeten, feinfühlenden Menschen häßlich und verworfen, erscheint ihm immerdar als ein liebenswürdiges, anziehendes Wesen. Diese Geliebte, verrufen bei der ganzen civilisirten Welt, dünkt dem Herren von Südcarolina ein keusches Geschöpf — ich meine die Buhldirne »Sklaverei« (I mean the harlot Slavery). Herr Buttler übertrifft aber noch den Wahnsinn jenes Don Quixote für seine Dulcinea von Toboſa. Wenn nämlich die Bewohner der Sklavenstaaten nicht die Macht erringen können, ihre Mitmenschen überall im Lande zur unbezahlten Arbeit zu zwingen, zur Trennung des Mannes von seinem Weibe, zum Verkaufe der Kinder, mit anderen Worten, wenn die Union nicht seiner Dirne unbedingt huldigen will, dann, ja dann wird der ritterliche Senator den Staat Südcarolina der Union entführen! Muthiger Ritter! Ruhmreicher Rathsherr! Wahrlich ein würdiger zweiter Moses für solch einen zweiten Exodus!«

Im dritten Theile seiner Rede unterstützte Sumner den Vorschlag seines Parteifreundes, des Senators von Newyork, William H. Seward, der dahin ging, daß man das Territorium Kansas, wie dessen Bewohner es auch wünschten, sofort als Staat in

die Union aufnehmen möchte. Das Territorium sei hinlänglich bevölkert, und triftige constitutionelle Bedenken lägen nicht vor. »Wenn unsere Gegner behaupten,« sagte er u. A., »die Insassen, das Volk von Kansas, seien nicht berechtigt gewesen, so wie sie gethan, eine Convention zu halten und daselbst Beschlüsse zu fassen, um die Aufnahme von Kansas als Staat in die Union zu befürworten, so erinnert das nur zu lebhaft an die Verhandlungen über die Nebraskabill, wo man keine Scheu trug, die Unabhängigkeitserklärung als eine offenbare Lüge zu bezeichnen. Wohlan, verwerft die Grundsätze dieser unsterblichen Erklärung und bekennt euch zu den Gewaltstreichen jener berüchtigten heiligen Allianz! Jefferson und unsere Vorväter legten die Abhülfe bestehender Uebel in die Hände derjenigen, welche diese Uebel empfinden, während die Despoten Europas, die kühn genug sind, sich von Gottes Gnaden zu nennen, nur solche Hülfe gestatten wollen, die sie selbst beschließen. Mit anderen Worten: es sollen hier diejenigen, welche die Urheber aller Uebel sind, allein das Recht und die Macht haben, die Wirkungen ihrer verbrecherischen Gewaltthätigkeiten aufzuheben. Wird aber die Republik der Vereinigten Staaten dabei glücklicher sein?«

Die Presse der Prosklavereipartei war über diese Rede, die übrigens auch wegen der darin enthaltenen persönlichen Angriffe von Freunden Sumners nicht durchweg gebilligt wurde, wüthend; so erklärte z. B. der »Richmond Examiner«, welcher von Edward A. Pollard, dem späteren lügenhaften Geschichtsschreiber der südlichen Conföderation, redigirt ward, Sumner und ähnliche Schurken müßten gehängt oder eingesperrt werden. Geschähe dies nicht, so würde der Süden aus der Union ausscheiden; dann sei der Norden unrettbar verloren. Von den Südlichen hätten die Yankees alle ihre Ideen über staatliche Dinge gelernt; die Südlichen hätten durch ihre Gottesfurcht und ihre Tugenden den revolutionären, gottlosen und dem Materialismus verfallenen Massen des Nordens erst das rechte Leben eingehaucht.« Und solche elende Phrasen schrieb man nicht nur im Süden, sondern man glaubte auch vielfach daran.

Ein Mitglied des Repräsentantenhauses, Preston S. Brooks aus Südcarolina, beschloß indeß, seinen Staat und seinen Oheim Buttler an Sumner zu rächen. Während Sumner am 22. Mai, kurz nach der Vertagung des Senates, sich noch im Senatszimmer aufhielt und, auf seinem Platze sitzend, mit Schreiben beschäftigt war, ging Brooks in Begleitung seiner Collegen Keitt und Edmundson zu ihm heran und versetzte ihm, nachdem er ihn mit wenigen Worten angeredet, ohne eine Antwort abzuwarten, mit einem Guttaperchastocke so kräftige Schläge auf den Kopf, daß der unerwartet Angegriffene besinnungslos zu Boden sank. Mehrere Personen, die bei dieser gewaltthätigen Scene zugegen waren, schritten nicht helfend ein. Nur der alte Senator Crittender aus Kentucky that seine Schuldigkeit. Im Repräsentantenhause wurde der Antrag gestellt, Brooks und Keitt (Letzterer hatte bewaffnet Brooks bei seinem schmachvollen Ueberfalle beigestanden) aus der Versammlung auszustoßen; aber der Antrag erhielt nicht die nöthige Zweidrittelmajorität. Die beiden genannten Sklavenritter traten indessen freiwillig aus, doch nur, um von ihren fanatisirten Wählern sogleich wieder gewählt zu werden und gleichsam als Sieger in das Repräsentantenhaus zurückzukehren.*) Nur das Criminalgericht zu Washington verurtheilte Brooks zu 300 Dollars Geldstrafe, wegen Friedensbruches (vgl. K. F. Neumann, »Geschichte der Vereinigten Staaten von America«, B. III. S. 337 ff.).

*) Brooks wurde in Südcarolina mit Ehren empfangen und erhielt verschiedene silberne Stöcke und von fanatischen Frauen weibliche Arbeiten als Ehrengeschenke für seine That.

Unterdessen war Sumner in Folge der erhaltenen schweren Verletzungen so krank geworden, daß er auf den Rath seiner Aerzte wiederholt nach Europa reisen und sich namentlich im Jahre 1858 in Paris einer sehr beschwerlichen Kur unterwerfen mußte. Sein Amtstermin war im März 1857 abgelaufen, allein die Legislatur von Massachusetts wählte ihn nahezu einstimmig wieder.

Im Herbste des Jahres 1859 nach Massachusetts zurückgekehrt, nahm er bald darauf im Bundessenate seinen Platz wieder ein und hielt im Frühsommer 1860 die erste Rede nach seiner Wiederherstellung. Diese wohl durchdachte und fleißig ausgearbeitete Rede behandelte den Einfluß der Sklaverei auf Charakter, Sitten und Gebräuche und erschien unter dem Titel „The Barbarism of Slavery“ im Druck. Wir können uns es nicht versagen, aus dem Anfange der Rede einige Stellen hier mitzutheilen, da sie wesentlich zur Charakteristik von Sumner beitragen dürften. Er sagte u. A.: »Wenn ich nach einem Schweigen von länger als vier Jahren hier im Senate wiederum das Wort in einer hochwichtigen Angelegenheit ergreife, so würde ich die unter den obwaltenden Umständen ganz natürlichen Gefühle meines Herzens unterdrücken, wenn ich nicht gleich beim Beginne meiner Rede dem höchsten Wesen (Supreme Being) meinen Dank dafür darbrächte, daß es mir nach so vielen Leiden und Wechselfällen wieder vergönnt ist, an dieser Stelle meine Pflicht zu erfüllen und für eine Sache zu sprechen, die meinem eigenen Herzen und dem edlen Staate, dessen Repräsentant ich bin, gleich theuer ist, eine Sache, der ich und meine Gesinnungsgenossen hier im Senate mit ganzer Seele ergeben sind, über die wir vollkommen gleich denken, und die das Wohl und Wehe der ganzen Republik betrifft. Als ich zum letzten Male in diesen Hallen mich an der Debatte betheiligte, da war es meine Pflicht, die gegen Kansas verübten Verbrechen offen darzulegen und darauf zu dringen, daß dieses Territorium mit einer die Sklaverei verbietenden Constitution in die Union aufgenommen werde. Jahre sind darüber vergangen, allein die Frage ist noch immer nicht entschieden. Wenn ich nun die Discussion genau da aufnehme, wo ich sie damals ließ, so bin ich so glücklich, die Regeln der Mäßigung zu beobachten, von denen man sagt, daß sie die Gränzen der Weisheit innehalte. Ich habe keine persönlichen Klagen zu äußern; nur ein roher Egoismus (barbarous egotism) könnte dieselben in diesen Räumen vorbringen lassen. Ich habe kein mir angethanes Unrecht zu rächen; nur eine gemeine Natur könnte die Ausübung einer Rache versuchen, die dem Allmächtigen allein zukommt. Die Zeit ist dazwischen getreten, und die Gräber, welche sich öffneten seit meiner letzten Rede, haben auch ihre Stimme, die ich wenigstens zu vernehmen glaube.*) Aber außerdem — was bin ich, was ist irgend ein Lebender oder ein Todter im Vergleiche zu der Frage, die uns beschäftigt? Und diese Frage allein will ich discutiren; ich trete meine Beweisführung mit dem vollen Siegesbewußtsein an, welches aus der Liebe zur Freiheit und zur Menschlichkeit entspringt.« Mit diesen Worten nahm Charles Sumner den alten Kampf für die Befreiung der Neger von Neuem wieder auf.

Während des Präsidentenwahlkampfes im Jahre 1860 zeigte es sich immer deutlicher, wie scharf und klar Abraham Lincoln schon im Juni 1858, wo er sich mit Douglas um die Bundessenatorschaft für Illinois bewarb, die Lage der Union beurtheilt hatte, als er jene vielfach gerühmten Worte sprach: »Wir befinden uns nun tief im

*) Buttler und Brooks waren wenige Monate nach dem Tage gestorben, wo Letzterer Sumner so unerwartet überfallen und so schmachvoll behandelt hatte.

fünften Jahre, seit eine Politik für die Vereinigten Staaten inaugurirt wurde, die als ihr klares und bestimmtes Ziel das Aufhören der Sklavereiagitation hinstellte. Allein unter der Ausübung dieser Politik hat die genannte Agitation nicht nur nicht aufgehört, sie ist vielmehr beständig gewachsen. Nach meiner Ansicht wird sie auch nicht aufhören, bis eine gewaltige Krisis eingetreten und vorübergegangen ist. Ein in sich getheiltes Haus kann nicht bestehen (a house divided against itself cannot stand). Ich glaube, dieses Land kann nicht für alle Zeit halb der Sklaverei und halb der Freiheit angehören. Ich glaube nicht, daß die Union aufgelöst wird, auch nicht, daß das Haus zerfällt, — aber ich lebe der gewissen Hoffnung, daß es bald aufhören wird, getheilt zu sein. Das Haus wird und muß ein Ganzes werden, sei's nach der einen oder nach der anderen Seite. Entweder werden die Gegner der Sklaverei deren weitere Ausdehnung verhindern, so daß man sich der Ueberzeugung hingeben kann, sie werde bald ganz aufhören; oder die Vertheidiger der Sklaverei werden diese Institution weiter führen, bis sie sich über alle Unionsstaaten gleich gesetzmäßig verbreitet, über die alten Staaten so gut wie über die neuen, über den Norden wie über den Süden.«

Wer die Geschichte der Vereinigten Staaten seit etwa 1830 auch nur oberflächlich kannte, wer namentlich den Verlaufe der Ereignisse seit der Annahme von Henry Clay's Compromißvorschlägen unter Fillmore's Präsidentur aufmerksamen Auges verfolgt hatte, der mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß Lincoln in den eben citirten Worten die Lage der Dinge richtig bezeichnet habe. William H. Seward, Charles Sumner und andere hervorragende Männer sprachen sich denn auch in gleicher Weise aus.

Die republicanische Partei, welche namentlich aus den Anhängern der Freibodenpartei bestand, war zuerst auf der Nationalconvention zu Pittsburg im Februar 1856 als eine nationale Partei hervorgetreten und hatte im Juni des genannten Jahres John C. Fremont als Gegencandidaten gegen James Buchanan, den Schildträger der Prosklavereipartei, bei dem Präsidentenwahlkampfe aufgestellt. Sie war unterlegen, aber nur, um vier Jahre später mit Abraham Lincoln an der Spitze den Sieg zu erringen. Charles Sumner trat selbstverständlich mit seinem ganzen Einflusse für die Erwählung Lincoln's in die Schranken; und nachdem Letzterer im Jahre 1861 den Präsidentenstuhl bestiegen und die Secession der Sklaven haltenden Südstaaten stattgefunden hatte, bekämpfte Sumner auf das Energischeste jede Concession und jeden Compromiß mit der Sklaverei. Er empfahl von Anfang an die Emancipation der Neger als das wirksamste Mittel, um zum Frieden zu gelangen. Diese Politik verfolgte er mit eiserner Consequenz, befürwortete sie lebhaft in den am 1. October 1861 zu Worcester in Massachusetts und am 27. November zu Newyork abgehaltenen großen Volksversammlungen, bis sie endlich von Lincoln adoptirt wurde und zu dessen berühmter Emancipationsproclamation vom 1. Januar 1863 führte. In allen seinen Reden gegen die Sklaverei basirte er seine Argumente auf constitutionelle Vorschriften und hob stets hervor, daß die Stellung, welche er der großen Frage gegenüber einnehme, und die Maßregeln, die er zu ihrer Lösung anrathe, in genauester Uebereinstimmung mit der Verfassung der Vereinigten Staaten seien.

Seit dem 4. März 1861, dem ersten Amtsantritte Abraham Lincoln's, fungirte Sumner als Vorsitzender des wichtigen Senatscommittees für auswärtige Angelegenheiten. Er bekleidete diesen Posten zehn Jahre hindurch mit Ehren, bis ihn die Feindschaft des Präsidenten Grant im Jahre 1871 aus demselben verdrängte, und er einem

der corruptesten aller americanischen Politiker, Herren Simon Cameron aus Pennsylvanien, weichen mußte.

Von den vielen und eindringlichen Reden, die Sumner unter Lincoln's Präsidentschaft und während des blutigen Secessionskrieges im Bundessenate hielt, können wir hier nur zwei als besonders charakteristisch erwähnen.

Am 9. Januar 1862 hielt er jene vielbesprochene Rede, in welcher er die Verhaftung der Abgesandten der südlichen Rebellenregierung, der Herren James M. Mason und John Slidell, an Bord des englischen Postdampfers »Trent« durch den americanischen Seecapitän Wilkes von dem Steamer »San Jacinto« tadelte und für unvereinbar mit den Principien des von den Vereinigten Staaten stets in Ehren gehaltenen Völkerrechtes erklärte. Die Mehrheit der americanischen Tagesblätter und die heißblütigen Massen der Unionsbevölkerung zollten dieser Rede Sumner's keinen Beifall, dafür aber wurde sie von Lincoln, Seward und allen besonneneren Politikern gebilligt und trug nicht wenig dazu bei, daß der von den Secessionisten sehnlichst herbeigewünschte Conflict der Vereinigten Staaten mit Großbritannien ohne Ehrverletzung für die Republik glücklich vermieden wurde (vergl. William D. Jones, „Mirror of Modern Democracy", S. 225; Horace Greeley, „The American Conflict", I. S. 606 fg.).

Wie Sumner, dessen Haß gegen England nicht gering war, sich hier als ein gerechter, seine Vorurtheile zum Besten des Vaterlandes überwindender Staatsmann zeigte, so bewährte er sich am 1. Mai 1862 als ein Freund der Humanität und als ein die bürgerliche Freiheit über Alles stellender Republicaner. Am genannten Tage kam nämlich ein Antrag von Senator Wilson mit einem ergänzenden Amendement von Senator Grimes im Bundessenate zur Discussion, der darauf berechnet war, es zu verhindern, daß flüchtige Sklaven von Unionstruppen wieder den Rebellen zurückgegeben und so von Neuem der Sklaverei überliefert würden. Bei dieser Gelegenheit tadelte Sumner in scharfen Worten die Maßregeln, welche z. B. von hochstehenden Generalen der Union, von Halleck, Buell, Hooker u. A. getroffen worden waren, um flüchtige Negersklaven ihren rebellischen Eigenthümern wieder zuzustellen. Er schloß seine betreffende Rede mit folgenden Worten: »Der Zeitpunkt, in dem wir jetzt leben, ist für die Geschichte der Union ein entscheidungsvoller. Jeder neue Sieg auf dem Schlachtfelde fördert diese Geschichte; aber solche Maßregeln, wie nach den hier gemachten Mittheilungen einige unserer Generale den Sklaven gegenüber getroffen haben, wirken nachtheiliger als eine Niederlage und gefährden unsere Ehre im höchsten Grade bei der Nachwelt und allen im Auslande lebenden Freunden freier Institutionen. Ich habe bemerkt, daß General Halleck als ein fähiger Feldherr angesehen wird, allein trotz alledem zerstört er in sehr verkehrter Weise mit der einen Hand, was er mit der anderen aufgebaut hat. Er verdirbt durch seine die Auslieferung flüchtiger Sklaven gebietenden Befehle, was er als Feldherr gut gethan hat. Während er vorgiebt, die Rebellen mit Krieg zu überziehen, erhält er ihre wesentlichste Stärke aufrecht und würdigt unsere braven Krieger zu Schergen der Sklaverei herab. Die Sklaverei ist der lebendige Rebell und unser Todfeind. Sie vereinigt in sich die Eigenschaften des Verräthers und des Krieg führenden Feindes und muß stets dem gemäß behandelt werden. Zarte Rücksichtnahme auf das Institut der Sklaverei ist in diesem Augenblicke thatsächliche Untreue und thatsächliche Unterstützung des Feindes (practical disloyalty and practical alliance with the enemy). Gegen die Officiere, die ich heute erwähnt habe, hege ich keinerlei persönliche Feindschaft. Ich würde viel lieber etwas zu ihrem Lobe sagen; aber unter diesen Um-

ständen ist mir dies unmöglich. So lange ich die Ehre habe, Mitglied des Bundessenates zu sein, soll kein Erfolg, kein Sieg irgend einem Generale zum Schutze oder zur Entschuldigung dienen, wenn er etwas unternimmt, wodurch die Gesetze der Humanität verletzt werden. Mitten aus seinen Triumphen werde ich ihn herausreißen, und er soll das Verdammungsurtheil empfangen, welches sein Betragen verdient.«*)

Im März 1863 wurde er zum dritten Male vom Staate Massachusetts in den Bundessenat gewählt und fuhr fort, alle jene Maßregeln zu unterstützen, welche eine energische Kriegführung bezweckten und durch die Aufhebung der Sklaverei bedingt waren, so namentlich das dreizehnte Amendement zur Bundesconstitution. Beim Beginne des 39. Congresses brachte er einen Gesetzesvorschlag ein, welcher die sogenannte Reconstruction (reconstruction) der Rebellenstaaten auf freiheitlicher Basis beabsichtigte, ebenso beantragte er, den Negern im Districte Columbia das Stimmrecht zu verleihen, und unterstützte überhaupt jede Maßregel, welche geeignet war, den Schwarzen gleiches Recht mit den Weißen zu verschaffen (vergl. Henry Wilson a. a. O. S. 55 fg., 195, 203 fg., 246 fg., 262 fg., 293 fg.).

Als das Repräsentantenhaus im Jahre 1868 beschlossen hatte, den Präsidenten Andrew Johnson in Anklagezustand zu versetzen, gehörte Charles Sumner zu den wärmsten Vertheidigern dieser Maßregel im Bundessenate.

In dem Präsidentenwahlkampfe des Jahres 1868 unterstützte Sumner lebhaft die Wahl des Generales Ulysses S. Grant. Allein die Freundschaft zwischen diesen beiden Männern sollte nicht von langer Dauer sein.

In der lange streitigen »Alabamafrage«, welche schließlich durch ein Schiedsgericht in Genf geschlichtet ward, trat Sumner mit großer Schärfe und Bitterkeit gegen England auf und bezeichnete die von dem americanischen Gesandten Reverdy Johnson und dem englischen Minister Lord Clarendon im Jahre 1869 zu Stande gebrachten Stipulationen geradezu als »einen Fallstrick« (a snare) für die Vereinigten Staaten.

Am 13. Mai 1870 brachte Sumner einen Gesetzesvorschlag im Bundessenate ein, der als eine Ergänzung aller der Beschlüsse dienen sollte, welche die bürgerliche Gleichstellung der Farbigen betrafen. Es sollten nämlich nach dieser Bill die Farbigen auf Eisenbahnen, Dampfern, in Hotels, Kirchen, Theatern und in den Schulen und höheren Lehranstalten gerade so behandelt werden wie die Weißen; sie sollten auch als Geschworene an allen Gerichten fungiren können und mit den weißen Unionsbürgern vollkommen gleichberechtigt sein. Diese ergänzende Civilrechtsbill (Suplementary Civil Rights bill) hat verschiedene Schicksale gehabt und wird keineswegs überall günstig beurtheilt. Der Senat hat dieselbe wiederholt angenommen, sie wurde jedoch immer vom Repräsentantenhause verworfen, und es ist in der That noch jetzt fraglich, ob sie wirklich von praktischem Werthe ist und schon in der Gegenwart als Landesgesetz der Union nützlich wirken würde. Viele unabhängige republicanische Blätter bekämpfen sie, und selbst die Farbigen stimmen ihr nicht überall (z. B. in Bezug auf die Schulen) bei.

Im Jahre 1870, als der große Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach, verunglückte Sumner mit seiner auswärtigen Politik, indem er den Kampf des Germanismus mit dem Romanismus nur als einen verwerflichen »Zweikampf zwischen Frankreich und Deutschland« ansah und diese Anschauung in einer Brochure, welche den Titel

*) Vergl. Henry Wilson, „History of the Antislavery Measures“, S. 35 fg.

„a duel between France and Germany“ führt, seinen americanischen Lesern plansibel zu machen suchte. Seine Sympathien waren zumeist auf französischer Seite, besonders seit Frankreich, nach dem Sturze Napoleons III., den Namen und die Form einer Republik angenommen hatte. Sumner hat es nur schwer einsehen gelernt, daß Deutschland von dem übermüthigen Frankreich der Krieg in frevelhafter Weise aufgezwungen wurde; in seinen Augen war der Feldzug Deutschlands nur höchstens ein Rachekrieg. Erst im letzten Stadium des Krieges begann er wieder die Dinge von einem richtigeren Standpunkte aus zu beurtheilen. Und so geschah es denn, daß er im Februar 1872 im Bundessenate eine Resolution einbrachte, welche eine strenge Untersuchung des schmachvollen Waffenverkaufes verlangte, der von Seiten Americas während des deutsch-französischen Krieges an Frankreich stattgefunden hatte. Er unterstützte seine Resolution mit einer eindringlichen Rede und bewährte sich abermals als ein großer Kenner völkerrechtlicher Fragen und als ein unbestechlicher Freund der Gerechtigkeit und öffentlichen Sittlichkeit. Unser talentvoller Landsmann Karl Schurz, den der Staat Missouri in den Bundessenat gewählt hat, stand ihm hier treu und mit großer Beredsamkeit zur Seite.

Wir erwähnten bereits, daß die Freundschaft zwischen dem Präsidenten Grant und Charles Sumner von keiner langen Dauer war. Der offene Bruch zwischen den beiden hervorragenden Männern wurde dadurch hervorgerufen, daß Sumner im December 1870 gegen den Lieblingsplan von Grant, die Annexirung der Republik Domingo, auftrat. Auch hier gingen Sumner und Schurz Hand in Hand, und Grant's Plan scheiterte. Der schwer verletzte Präsident rächte sich aber, wenn auch in keiner sehr würdigen Weise, indem bei der Eröffnung des nächsten Congresses Sumner durch Grant's Einfluß seine Stelle als Vorsitzender des Committees für auswärtige Angelegenheiten verlor, und Cameron an seine Stelle trat.

Im Jahre 1871 schrieb Sumner seinen berühmten Brief an die farbige Bevölkerung von St. Louis, in dem er schwere Anklagen gegen die republicanische Partei und ihre Corruption richtete. Er gehörte schon seit dieser Zeit im Herzen der sogenannten »liberalen Partei«, die vornehmlich durch Schurz in's Leben gerufen wurde, an, hatte jedoch damals bereits von der ursprünglichen Schwungkraft seines Geistes so viel eingebüßt, daß, ungeachtet seiner innigsten Sympathien mit den Bestrebungen der neuen Partei, seine Betheiligung daran nur eine verhältnißmäßig schwache war. Dennoch war sein alter Feuereifer noch nicht so weit abgekühlt, daß er nicht dem genannten Senator von Missouri, als derselbe an dem großen Reformwerke arbeitete, während der heftigsten Angriffe, die von der alten republicanischen Partei auf denselben gemacht wurden, beigesprungen wäre und ihm erfolgreich secundirt hätte. Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1872 zögerte Sumner längere Zeit, bevor er entschieden und offen für einen der betreffenden Candidaten Partei nahm; als ihn aber eine Anzahl farbiger Bürger in Washington zur Parteinahme aufforderte, trat er mit einem offenen Briefe zu Gunsten von Horace Greeley hervor. Allein sein Gesundheitszustand erlaubte ihm nicht, thatkräftig für Greeley zu wirken, und so begab er sich im August des genannten Jahres noch einmal nach Europa. In Liverpool traf ihn die Nachricht, daß er von den Liberalen und Demokraten in seinem Heimatsstaate Massachusetts für das Amt eines Gouverneurs vorgeschlagen worden sei; er lehnte indessen diese Ehre ab, so daß an seiner Stelle F. W. Bird als Gouverneur nominirt wurde.

Als Sumner im Herbste 1872 von Europa nach America zurückkehrte und wieder

seinen Sitz im Bundessenate eingenommen hatte, brachte er eine Resolution ein, die dahin ging, »daß die Namen der Schlachten, welche im Bürgerkriege Americaner mit Americanern geschlagen hätten, nicht ferner in dem Armeeregister aufbewahrt werden und nicht in den Regimentsfahnen der Vereinigten Staaten stehen sollten«. Wenige Tage darauf reichte in der Legislatur des Staates Massachusetts ein gewisser Hoyt als Gegenstück die Resolution ein, daß Senator Sumner »versucht habe, die braven Soldaten der Union und deren Großthaten zu degradiren« (to degrade the loyal soldiery of the nation and their grand achievements). Diese Tadelsresolution wurde zwar angenommen, bildete aber nur kurze Zeit einen schwarzen Flecken auf dem guten Rufe von Massachusetts; denn wenige Wochen vor Sumner's Tode war dieselbe durch einen anderen Legislaturbeschluß wieder aufgehoben worden. Die Hitze des Wahlkampfes war geschwunden, und die Mitglieder der Gesetzgebung von Massachusetts hatten eingesehen, daß sie durch jene tadelnde Resolution nicht Schmach auf ihren Senator, sondern auf sich selbst gehäuft hatten. Sumner aber, der aus den edelsten Motiven die oben erwähnte Resolution im Bundessenate eingebracht hatte, war durch Hoyt's Resolution sehr schmerzlich berührt worden.

Am 10. März d. J. befand sich Charles Sumner auf seinem Platze im Bundessenate; allein seine Freunde bemerkten, daß er nicht so frisch und theilnehmend war, wie gewöhnlich. Er begab sich deshalb, auf Zureden des Herren Hooper, bald nach seiner Wohnung und fühlte sich daselbst nach kurzer Zeit etwas besser. Allein in der Nacht vom 10. auf den 11. März befiel ihn sein altes Leiden, Gehirn- und Rückenmarksaffectionen, und zwar dieses Mal so stark, daß vom ersten Augenblicke des Krankheitsanfalles die Aerzte das Schlimmste befürchteten. Am Morgen des 11. März nahm die Krankheit, die in ein Herzleiden ausgeartet war, in schneller Weise an Heftigkeit zu, und der Kranke lag meistens in unruhigem Schlummer oder in bewußtlosem Zustande da. Neben den besten Aerzten umstanden seine Freunde sein Sterbebette. Senator Schurz, der dem sterbenden Freunde und Kampfgenossen auch noch in der letzten schweren Stunde zur Seite war, fragte ihn, ob er ihn noch kenne? Sumner erwiderte: »Ja, aber ich vermag Sie nicht mehr zu sehen.« Dann verfiel er in einen leichten Schlaf. Er erwachte noch einmal und versuchte zu seinen Freunden zu sprechen, doch verursachte ihm dies augenscheinlich große Schmerzen. Kurz vor 3 Uhr schlief er dann wieder sanft und ohne Kampf ein, um nicht wieder zu erwachen.

Die Kunde von seinem Hinscheiden erregte in Washington die allgemeinste Trauer und wurde von den Massen, die das Haus des Sterbenden umgaben, mit tiefer Bewegung und dumpfem Schweigen entgegengenommen. Der Senat wie das Repräsentantenhaus vertagten sich sofort.

Den Manen Sumner's wurden später noch reiche Opfer dargebracht. In beiden Häusern des Congresses wurden Lobreden auf den Dahingeschiedenen gehalten, und dabei wurde den Verdiensten desselben unter nur gelegentlicher Hinweisung auf etwaige Schwächen und Schattenseiten in seiner öffentlichen Laufbahn, im Senate durch nicht weniger als neun, im Repräsentantenhause durch elf Redner aller Parteien Anerkennung und Ruhm gezollt. In der Hauptstadt des durch den Tod Sumner's am nächsten und tiefsten betroffenen Staates Massachusetts fand die zu seinem Gedächtnisse veranstaltete Feierlichkeit unter einer Betheiligung des Publicums Statt, welcher auch die größte Räumlichkeit, die Boston zu bieten vermochte, nicht annähernd genügte. Die einzige Gedächtnißrede bei dieser Gelegenheit hielt der mit dem Verstorbenen durch die Bande besonderer Freund-

schaft verbunden gewesene Senator Schurz. An Sumner's Stelle in den Bundessenat wurde von Massachusetts der Gouverneur W. Washburn gewählt.

Hinsichtlich des häuslichen Lebens von Sumner ist wenig zu berichten. Seine Heirath, die vor einigen Jahren stattfand, war keine glückliche; die Ehe wurde durch gegenseitige Einwilligung bald wieder getrennt, ein Umstand, der in keiner Weise die freundschaftlichen Beziehungen störte, welche zwischen Sumner und dem Vater des ersten Gatten seiner Frau, Herren Samuel Hooper, bestanden.

Seiner äußeren Erscheinung nach war Sumner hoch gewachsen und kräftig und schön gebaut. Sein Wesen war würdevoll, seine Stimme wohllautend und seine Bewegungen beim Sprechen lebhaft und nicht ohne Anmuth.

Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: „White slavery in the barbary States“ (Boston 1853); von seinen Reden erschienen gesammelt im Druck: „Orations and speeches“ (2 Bde., Boston 1852) und „Recent speeches and addresses“ (Boston 1856). Seine „Complete Works“ (Bd. 1—8, Boston 1870—72) sind auf etwa 12 Bände veranschlagt.

Jules Michelet als Bekämpfer der Priesterherrschaft.

Von

F. C. Petersen.

Es ist etwas Wunderbares um die Offenbarungen des Menschenlebens, dem am 6. Februar d. J. zu Hyères der Tod ein Ziel gesetzt hat. In magischen Farben schlängelt sich der Lebensweg des Verstorbenen aus dem Finster des Plebejerthums, in dem zu Paris seine Wiege stand, zum Sonnenlichte des Ruhmes und der Wissenschaft empor. In einer Kirche (1798) geboren, in einer Buchdrucker-Werkstatt zum Menschenbewußtsein erwacht, lernte Michelet schon an der Schwelle des Knabenalters jene Macht der Presse kennen, die er als Scribent eben auch auf dem Gebiete der Kirche und der Arbeit in bündiger Weise einst selber belegen und darthun sollte. Ein dunkler Erkenntnißdrang, ein brennender Wissensdurst, ein geheimes Sehnen nach subjectiver Dar- und Auslegung der Geschichte, das der Anblick der historischen Denkmäler in der berühmten Landeshauptstadt mächtig nährte, trieb ihn früh in Bahnen, welche die Opferfreudigkeit fast unbemittelter Aeltern ihm vollends erschloß. Aus dem armen Schriftsetzer ward ein fleißiger, energisch um den Besitz einer classischen Schulbildung ringender Scholar. Den Schüler, der im Collége Charlemagne mit Glanz die Abiturientenprüfung bestanden, spornte das Gesetz des Stellungkampfes zum unverzüglichen Betreten der Lehrerbahn. Und als der Jüngling, auf Grund einer Bewerbung, die der glänzendste Erfolg krönte, durch fünf Jahre im Collége Rollin als Lehrer der Geschichte und der Philosophie thätig gewesen war, konnte er, bei völlig ausgebildetem Verstande, in allen Stücken trefflich gerüstet, voll einer freudigen Zuversicht den langen Siegesweg gehen, der nunmehr in all seinen Punkten vor uns aufgedeckt liegt.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten im Staate zollten dem jungen Lehrer, Geschichtsschreiber und Denker ihre Anerkennung. Er, der zu dem Lehrerstande durch eigene

Kraft sich emporgerungen, der nicht durch die Normalschule als Professor in's Collége gelangt war, ward maître de conférences an dieser Normalschule. Guizot berief ihn zu seinem Stellvertreter an der Sarbonne, Louis-Philippe als Geschichtslehrer in die Tuilerien. Am Collége de France ersetzte er als Lehrer der Moral und der Geschichte Pierre Daunou, an der Akademie der moralischen Wissenschaften den Grafen Reinhard. Und eine Stellung, um die ihn jeder Historiker beneiden konnte, ward ihm mit seiner Ernennung zum Vorsteher der Geschichtssection im Reichsarchive zu Theil. Zwar auch in seinen Freudenbecher fielen Wermuthstropfen, auch er kostete von des Lebens Bitterkeiten; allein wenn seine Widersacher auf dem Gebiete der Politik und der Kirche dadurch, daß sie ihn (1851 und 52) seiner Lehrer- und seiner Archivarstellung enthoben, seinem Herzen Wunden schlugen, so erstrahlte der Ruhmesnimbus des Geschichtsforschers und Philosophen, des gesinnungstüchtigen Verfechters der Gerechtigkeit und Wahrheit, des unerschrockenen Streiters für die Wohlfahrt des Volkes wider die Bedrücker und Verdummer im Laien- und Priesterstande nachträglich in desto intensiverem Glanze.

Das Wesen des Mannes, der durch nahezu ein halbes Jahrhundert die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt gefesselt, liegt ganz in seinen Werken enthüllt, und auch was er in dem denkwürdigen Decennium der Februarrevolution als Lehrer gewirkt, vermittelt uns das gedruckte Wort. Das Studium von Michelet's historischen Werken ist für den Freund der Geschichte ein hoher Genuß. Wie anschaulich versteht er zu schildern! Wie drastisch vergegenwärtigt er uns das Sein, die Bedeutung vergangener Zeiten! Wie scharf gezeichnet, wie lebenswahr sind seine Charaktere! Mustern wir nun seine römische oder seine französische Geschichte, seine Geschichte des Mittelalters oder die der Renaissance, der Revolution, der Neuzeit, — überall stoßen wir auf die nämlichen Darstellereigenschaften, eine Auffassungs- und Assimilirungsgabe, die zur Bewunderung hinreißt. Der Geschichtsforscher zog Alles in seinen Bereich; mit dem philosophischen Verstande prüfte er alle Kundgebungen der verschwundenen Geschlechter, ließ er den gemeißelten Stein reden wie das farbige Bild, deducirte er nach dem Ausdrucke der Baukunst und den Aeußerungen der Wissenschaft. Daß seine Folgerungen und Beweisführungen nicht in jedem Punkte stichhaltig sein konnten, liegt auf der Hand. Aber das Mögliche entstand seinem Genius in Bezug auf charakteristische Darstellung und Veranschaulichung überhaupt. Und seine Muttersprache lieh ihm zu seinen Geschichtswerken all ihren Formenzauber.

Auch als Naturforscher, oder eher Naturfreund, trat Michelet literarisch auf, und das zwar in jener Letzten Periode seines Lebens, zu der die Scheidelinie nach dem Staatsstreiche mit seiner Absetzung als Beamter im Reichsarchive gezogen ward. Die auch in deutscher Sprache erschienenen Bücher »Das Insect«, »Der Vogel«, »Der Berg«, »Das Meer«, im Besonderen die beiden Letzteren, gewähren interessante Einblicke in das Dichter- und Philosophenwesen des berühmten Gelehrten, der mit seinem Gottesglauben bekanntlich auf dem Pantheismus fußte. Mit dem Maßstabe der Wissenschaft dürfen diese Arbeiten durchweg nicht bemessen werden, auch laboriren dieselben da und dort an einer bedenklichen Uebertreibung, es sind eben Werke, die als eine Frucht der Erholungsstunden des Verblichenen betrachtet werden müssen. Aber welch ein Gluthhauch ächter Naturpoesie muthet uns aus den Büchern an! welch' ein zartes, keusches Empfinden strömen die in klaren, milden Farben gemalten Bilder aus! — Nicht ohne Einfluß soll übrigens bezüglich dieser Leistungen das Wesen von Michelet's zweiter Gattin, an deren Seite er in der Bretagne ganz seinen Studien und Schriftsteller-Arbeiten lebte, geblieben sein. Unver-

kennbar ist dieser Einfluß auch in den Werken, in denen der Hingeschiedene das Sein der Liebe und Ehe philosophisch beleuchtete. („Die Liebe“. „Die Frau“.) Und wenn wir nun in Michelet den scharfäugigen, unermüdlichen Geschichtsforscher, den für Recht und Erkenntniß, für Wissen und Gewissen, für Aufklärung und wahre Freiheit („Die Bibel der Menschheit“) streitenden Philosophen, den für das Gute, das Schöne und Edle schwärmenden Naturmenschen erkennen dürfen, wie sollten wir ihm nicht auch im Besonderen als Bekämpfer der Priesterherrschaft Beachtung schenken?

Die zahlreichen Anfeindungen, die Michelet als Professor der Moral und der Geschichte am Collége de France zu erdulden hatte, beweisen zur Genüge, wie treffend er gewissen Leuten mit dem Evangelium der Wahrheit aufzuwarten verstand. Was er damals im Lehrstuhl über die Jesuiten und ihr Treiben speciell bezüglich des Familienlebens geäußert, wird in einem Buche der Nachwelt aufbewahrt, und dieses Buch („Vom Priester und von der Familie“) läßt uns in dem Verstorbenen nicht nur den feingeistigen, scharfblickenden Kritiker, sondern auch einen Charakter erkennen, den jeder Rechtschaffene hochschätzen muß. Nicht das Individuum als Träger einer Verirrung verdammt Michelet, nur die Verirrung. Allerdings hält ihn das nicht ab, Personen und Dinge beim rechten Namen zu nennen, rücksichtslos den Krebsschaden aufzudecken, der am Marke des Familienlebens und der Gesellschaft nagt, mit unverwüstlicher Strenge die Zuchtruthe des Sarkasten zu schwingen. Blättern wir ein wenig in dem Buche! Es lohnt der Mühe, zumal in diesen Tagen der jesuitischen Reaction.

Michelet stellt sich eingangs direct auf den Boden der Familie. Woher diese Kälte, frägt er, welche in puncto der Religion, der Seele, Gottes — Frau und Tochter dem Gatten und Vater entfremdet? Und die Antwort lautet: Frau und Töchter werden von unseren Feinden erzogen und regiert. „Unsere Feinde“ sind die Feinde des modernen Geistes, der Freiheit und der Zukunft. Sie sind „unsere Feinde“, weil sie die Ehe und das Familienleben, deren sie entrathen, mit Neid und Mißgunst erfüllt, weil sie in der Friedensstörung an unserem Herde Trost und Ersatz für das ihnen Versagte suchen. Die gesammte römisch-katholische Geistlichkeit, constatirt Michelet, beherscht der „tödtende Geist“, der Jesuitismus, auf Grund einer besonderen Erziehung. „Wir sind Jesuiten, sammt und sonders Jesuiten“, hat ein Bischof geäußert, und kein Mensch hat ihm widersprochen. Der Jesuitismus wirkt mächtig durch Individuen, die ihm scheinbar fern stehen, durch die Sulpicianer als Erzieher der Geistlichkeit, durch die Ignorantiner als Erzieher des Volkes, durch die Lazaristen als Leiter von 6000 Ordensschwestern, den Herrinnen im Spital, in der Schule, im Armenunterstützungs-Bureau &c. Und so viel Anstalten, so viel Geld, so viel Kanzeln zu lauter, so viel Beichtstühle zu leiser Rede, das Erziehen von 200,000 Knaben, von 600,000 Mädchen, das Leiten von etlichen Millionen Frauen — gewiß, die Maschine ist nicht klein. Und wie verhält sich ihrem drohenden Gebahren gegenüber der Staat? Den Laien untersagt er die Vereinigung, die Geistlichen bestärkt er darin. Diese haben durch das Begründen von Arbeitervereinen, Lehrlingshäusern, Dienerschafts-Associationen &c. &c. unbehelligt die gefährlichste Initiative ergreifen dürfen.

Nun wohl, erklärt Michelet, trotz der Freiheit im Vorgehen, trotz des Vereinsmonopoles ist seltsamerweise die Geistlichkeit schwach. Es entziehe ihr der Staat seine Unterstützung, und morgen wird ihre Machtlosigkeit zu Tage treten. Ungeachtet Eures stäten Wühlens im Salon, in der Presse, in den Kammern, fährt Michelet fort, trotz Eurer tausend materiellen Mittel seid Ihr um keinen Schritt vorgerückt. Weßhalb?

Weil Ihr schwach seid in Gott!... Als Geistliche erblickt Ihr die Religion doch nicht ausschließlich im Materiellen, im Weihwasser und Weihrauch? Für Euch, wie für uns, muß Gott ein Gott des Geistes, der Wahrheit, der Liebe sein. »Der Gott des Wahren hat sich in diesen zwei Jahrhunderten umfassender geoffenbart als in den vorhergegangenen zehn. Und durch wen ward diese Offenbarung bewirkt? Nicht durch Euch, sondern durch die, welche Ihr Laien nennt, und welche die Priester des Wahren gewesen sind. Keine große Entdeckung, keine unvergängliche Arbeit habt Ihr im Gebiete der Wissenschaft aufzuweisen. Der Gott der Liebe, der Billigkeit, der Humanität hat uns vergönnt, an die Stelle des im Mittelalter gültigen schrecklichen Rechtes ein humanes Recht treten zu lassen. Ihr haltet die mittelalterliche Barbarei aufrecht. Jenes ausschließliche Recht beseitigte den Widerspruch, indem es den Widersprecher tödtete. Unseres läßt die Verschiedenheiten zu; aus den verschiedenen Farben bildet es die Harmonie; nach ihm soll der Feind nicht sterben, sondern ein Freund werden und leben.... — Rettet die Besiegten!*) ruft Heinrich IV. nach der Ivryschlacht. Tödtet Alles! spricht zu den Soldaten, die er vor dem Bartholomäustage nach Frankreich entsendet, Papst Pius V.**) Euer Grundsatz ist der alte exclusive und meuchelmörderische, der tödtet, was ihm widerspricht. Ihr redet viel von Nächstenliebe; aber das Bethätigen derselben ist nicht schwer, wenn man, wie Ihr es thut, den Feind ausschließt. Weßhalb verkennt ihr den Gott, der uns im Lichte der Wissenschaften, in der Sittenmilde, in der Gesetzesbilligkeit erschienen ist? Darauf beruht Eure Schwäche, denn das bedingt Eure Gottlosigkeit. Eines geht Euch vor Allem ab, und das ist die Religion.«

In der gewissenhaften Arbeit zum Fortschritte der Menschheit erblickt Michelet das Ernste, das Heilige dieser Zeit. »Und weil wir Arbeiter sind, ruft er aus, weil wir des Abends müde heimkehren, bedürfen wir mehr als Andere, der Herzensruhe. Dieser Herd soll unser Herd, dieser Tisch unser Tisch sein; anstatt der Ruhe wollen wir nicht den alten, in der Wissenschaft und der Gesellschaft längst beendeten Streit vorfinden, uns von Weib und Kind Auswendiggelerntes und die Worte eines Anderen auftischen lassen.« Wie mag es kommen, fragt der Verfasser, daß die Frauen, die doch sonst gern den Stärkeren folgen, in diesem Punkte den Schwächeren gefolgt sind? Die Antwort lag nahe. Was dem Schwachen an Macht abgeht, muß eine Kunst wohl ersetzen. Diese finstere Kunst besteht im Ueberlisten, im Bannen, Betäuben, Vernichten des Willens. Im 17. Jahrhundert trat dieselbe theoretisch auf; in unserem wird dieselbe praktisch weiter geübt.

Michelet würdigt die ganze unheilvolle Bedeutung der Priesterherrschaft in Bezug auf die Familie und die Gesellschaft. Gewissenhaft belegt er mit historischen Daten den Einfluß der Jesuiten auf die Frauen und Kinder im 17. Jahrhundert. All ihre Schliche und Ränke, ihr ganzes unseliges Schalten und Walten enthüllt er uns, und in was für Bildern! — »In ihrem Aussehen schon lag eine Satire auf sie. Diese Leute, die doch so geschickt in ihrem Bemänteln waren, schwitzten förmlich die Lüge aus; sichtbar und handgreiflich umgab sie dieselbe. Gleich schlecht vergoldetem Messing, wie der heilige Tand in ihren herausgeputzten Kirchen, schienen sie auf hundert Schritte

*) Nicht nur die Franzosen, sondern auch die Schweizer. Discours véritable, veröffentlicht 1590 (Mém. de la Ligue, IV, 246). J. M.

**) Anno 1569. Er klagte, schreibt der Panegyriker, mit Bezug auf seinen General: „Che non avesse il commendamento di lui osservato d'ammazzar subito qualunque heretico gli fosse venuto alle mani.“ Catena, Vita di Pio V, p. 85 (römische Ausg.) und S. 55 (mantuanische Ausg.). J. M.

falsch: falsch im Ausdruck, in der Redeweise, falsch in Gesten und Haltung, manierirt, übertrieben, nicht selten rührig bis zum Uebermaße. Diese Rührigkeit war belustigend; aber angesichts ihrer war man auf seiner Hut. Es gelang ihnen wohl, eine studirte Haltung sich zu eigen zu machen; aber eine erkünstelte Liebenswürdigkeit, ein berechnetes Vorgehen mit Katzenbuckeln, Kratzfüßen und Reverenzen flößt nichts weniger als Zutrauen ein. Sie arbeiteten darauf hin, schlicht, demüthig, klein, gutmüthig zu erscheinen, — — die Grimasse verrieth sie.« Auf hochpiquante Weise beleuchtet Michelet die jesuitische Beichtvaterleitung in Franz von Sales und der Frau von Chantal, in Molinos und dem Quietismus, im Klosterleben, in Fénélon und der Frau La Maisonfort, in Bossuet und der Schwester Cornuau, in den Körperschaften zum h. Herzen Jesu, und auch den Tartüffe des größten französischen Lustspieldichters, der den Quietisten noch ausschließt, würdigt er in seiner Bedeutung. Den Unterschied zwischen dem Beichtvater des Mittelalters und dem des 19. Jahrhunderts stellt er in vier Punkten fest, indem er betreffs des Ersteren schreibt: 1. Er hatte den Glauben; 2. Er casteiete sich; 3. Er war gebildeter; 4. Sein Befragen war nicht so umfassend. Wie prägnant, und wie gehaltvoll! In diesen vier Sätzen liegen in der That indirect die Gefahren ausgedrückt, welche heutzutage die Priesterherrschaft in der Beichte mit Bezug auf das Familienleben enthält. Von bewunderungswürdiger Feinfühligkeit zeugt die Art und Weise, wie Michelet das Verhältniß zwischen Beichtvater und Beichtkind, den Kampf zwischen dem Pflichtgefühl und der zunehmenden Leidenschaft, die Usurpatorbedeutung des Beichtigers im Kloster und in der Gesellschaft darlegt.

Die Macht Roms war in den Augen Michelet's längst gebrochen. Es mochte ihm damals gestattet sein, mit Hinsicht auf Montesquieu, Voltaire, Rousseau, die Constituante, den Code Napoleon in Frankreich den Herd Europa's zu erblicken. In seinem vollen Streiter- und Charakterglanze erscheint uns der Verblichene in den von ihm bezüglich der Priester geäußerten Worten: »O, wie wird mir angesichts all der Unglücklichen das Herz so weit! Wie oft habe ich gewünscht, sie möchten aus einer Lage gerathen, die in so schroffer Weise der Natur, dem Fortschritte der Welt Hohn spricht!... Wie ist es mir nicht vergönnt, mit eigener Hand den Herd des armen Priesters wieder aufzubauen und zu befeuern, ihm das höchste Recht des Menschen zurückzuertheilen, ihn der Wahrheit und dem Leben wieder zu schenken, ihm zu sagen: Komm und setze dich zu uns; tritt aus dem tödtlichen Schatten hervor; nimm, Bruder, deinen Platz ein im göttlichen Sonnenlichte!« — —

Ein Stückchen neues Testament.

Von

Emil Zittel.

Man sage, was man will, die Lutherbibel, wie sie seit drei Jahrhunderten unverändert als eine Art autorisirter, unfehlbarer deutscher Vulgata die protestantische Kirche Deutschlands beherscht, wird durch ihre Unverändertheit wenigstens den Gebildeten unseres Volkes immer fremder werden. Man streite, wie man will, das alte Testament bedarf, um eine verständliche und richtige Uebersetzung zu sein, einer ganz durchgreifenden

sachlichen Revision und mit ihm auch das neue, um deutsch in unserem Sinne zu sein, einer ernsthaften sprachlichen Vereinigung, wobei der einmal traditionelle Charakter der lutherischen Uebersetzung recht wohl beibehalten werden kann. Aber außerdem bedarf der Gebildete in seiner Bibel noch durchaus einer verbindenden und erläuternden literargeschichtlichen Einleitung und Erklärung, wie zu jeder einzelnen Schrift, so zu dem Bibelbuche im Ganzen und zu dem alten und dem neuen Testamente im Besonderen. Jene Predigeranmerkungen aber, die sich in fast allen mit Bemerkungen versehenen Bibelausgaben breit machen und als Eselsbrücken dem trägen Homileten erwünscht sein mögen, sowie manche kritische Silbenstechereien moderner Bibelwerke dürften dafür hinwegfallen.

Die »Protestantenbibel von Schmidt und v. Holtzendorff« hat zunächst für das »neue« Testament einen erfreulichen und, was die kritische Seite der Arbeit betrifft, sehr rückhaltlosen Schritt auf diesem Wege gethan. Aber viele Leser würden sich hierin gerne mit einem kleineren Maße begnügen, wenn ihnen dafür eine durchaus richtige und durchaus verständliche, also ächt deutsche Uebersetzung geboten, und ebenfalls um des Verständnisses willen beispielsweise die herkömmliche Reihenfolge der paulinischen Briefe aufgegeben, dieselben dafür aber in den erklärenden Rahmen einer kurzen Biographie des Paulus eingereiht, die zweifelhaften aber dieser Biographie als Nachtrag angehängt würden.

Man hört zwar oft die Einwendung, beim neuen Testamente seien die anzubringenden Verbesserungen unerheblich! Allerdings gilt das dem gegenüber, der etwa meinen sollte, daß dadurch eine wesentliche Veränderung des dogmatischen Inhaltes erreicht werden möchte. Aber einmal hat doch seit Luthers Tagen der griechische Urtext eine höchst beachtenswerthe kritische Sichtung und Läuterung erfahren, und zwar in einer jedes Capitel des neuen Testamentes ernstlich berührenden Weise; sodann haben viele Ausdrücke Luthers seitdem eine vollkommen andere Bedeutung erlangt und sind mißverständlich geworden, während andere Stellen des Grundtextes von Luther sichtlich mißverstanden worden sind. Endlich erschwert ganz besonders in den Briefen der undeutsche Stil, die gräcisirende und latinisirende Construction der Sätze das Verständniß außerordentlich. Das Lesen dieser Uebersetzung ist dadurch in der That ein mühsames Ueberwinden unnöthiger und in der Natur der Sache nicht begründeter, von Vers zu Vers wiederkehrender Hindernisse geworden, die man nur einmal säuberlich hinwegzuräumen braucht, um sich sofort dem Verständnisse dieser Schriften außerordentlich näher gerückt und von ihnen ganz anders angezogen zu fühlen.

Wie wir uns das denken, wollen wir an einem ganz kleinen Beispiele zeigen, das aber doch wohl groß und augenscheinlich genug ist, um das Gesagte hinlänglich zu begründen. Also ein kleines Capitel des Bibelabschnittes, den wir uns etwa »Leben und Briefe des Apostel Paulus« überschrieben denken!

Der Brief an Philemon.

Um das Jahr 60 unserer Zeitrechnung war der Apostel Paulus, welcher seit sechzehn Jahren unermüdet von Ort zu Ort, von Land zu Land gereist war, um das ihm seit zwanzig Jahren theuer gewordene Evangelium von Jesu zu predigen, als ein Gefangener nach dem 20 Stunden nordwestlich von Jerusalem, am Ufer des Mittelländischen Meeres gelegenen Cäsarea gebracht worden. Am Pfingstfeste des Jahres 59 war er nämlich nach vieljähriger Abwesenheit wieder einmal in Jerusalem und in dessen Tempelhofe erschienen. Aber bei Juden und Judenchristen, wie ehemals

Stephanus, als »Lästerer des Gesetzes und dieser heiligen Stätte« berüchtigt und gehaßt, hatte er durch sein Erscheinen sofort einen furchtbaren Tumult hervorgerufen, in welchem er dem Schicksale des Stephanus sicher nicht entgangen wäre, wenn nicht die von dem römischen Tribun Lysias abgeschickte Besatzung der Burg Antonia ihn der Menge entrissen und gefesselt auf die Burg hinaufgetragen und so in Sicherheit gebracht hätte.

Als sich dann vollends 40 Fanatiker verschworen hatten, weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen, bevor Paulus aus dem Wege geräumt sei, und die Hohenpriester durch Vorladung des Angeklagten die Gelegenheit zur Ausführung dieses Mordanschlages bieten wollten, ließ der vorsichtige Commandant 70 Reiter, 200 römische Soldaten und 200 arabische Schleuderer bei anbrechender Nacht mit dem Gefangenen gegen Cäsarea aufbrechen. Als diese ihn dann einen Nachtmarsch weit ohne Belästigung begleitet hatten, kehrten die Fußtruppen um, und die Reiter brachten den Apostel nach Cäsarea, wo sie ihn dem Procurator Claudius Felix ablieferten.

In dieser freundlichen römischen Hafen- und Militärstadt, welche Herodes I. mit Palästen, Theatern und Hafenbauten reich geschmückt und zur bedeutendsten Stadt Palästinas erhoben hatte, wo jetzt auch die Procuratoren Judäas residirten, brachte nun der Apostel, nach Abnahme seiner Ketten, zwei Jahre in einer milden Gefangenschaft zu, aus welcher er sich durch Bestechung leicht hätte selbst erlösen können. Aber sein strenger Rechtssinn ließ das nicht zu; vielmehr forderte er zuletzt sein Urtheil vom kaiserlichen Gerichte in Rom, wozu er als römischer Bürger berechtigt war, und wurde denn auch im Jahre 62 durch einen Hauptmann Julius mit anderen Gefangenen dahin abgeführt.

Die Gefangenschaft in Cäsarea und dann in Rom war eine Zeit sanft bewegten Stilllebens für den durch harte Stürme schwer geprüften, im ewigen Kampfe alt gewordenen Apostel, der zudem über keine robuste Gesundheit zu verfügen hatte. Seine in dieser Zeit geschriebenen Briefe sind, dem entsprechend, von einer eigenthümlichen religiös-philosophischen Tiefe und in einem ruhigen und väterlichen Tone geschrieben, der ihm früher ferner lag (Epheser- und Colosserbrief), und von einer Wärme und Weichheit der Empfindung (Philipperbrief), wie sie die Bewegtheit seines früheren Lebens nicht hatte zum Ausklingen bringen können.

In ebendiese Zeit fällt eine wenig erhebliche Begebenheit, die aber dem Apostel Veranlassung zu einem kleinen Briefe gab, den E. Reuß*) mit Recht »ein Muster von Tact und Humanität« nennt, in dem wir »zugleich den Ausdruck eines schönen Verständnisses der christlichen Pflicht und eines geistreichen und liebenswürdigen Humors« finden.

Wer von dem kleinasiatischen Milet oder Ephesus aus das vom Mäander durchrauschte Thal hinaufwandert, kommt zu der damals nicht unbedeutenden Stadt Colossä, wo Paulus wohl wenige Jahre vor seiner Gefangenschaft, von Ephesus aus, eine neue Gemeinde gegründet oder doch besucht hatte. In dem Hause eines angesehenen Ehepaares dieser Gemeinde, Philemon und Appia, wo die christlichen Glaubensgenossen zusammenzukommen und zu herbergen pflegten, war auch Paulus wohl bekannt und wohl befreundet. Diesem Manne nun war ein Sklave, Namens Onesimus, entlaufen, nachdem er seinen Herren in irgend einer nicht mehr näher zu bestimmenden Weise in Schaden gebracht hatte, und ohne Zweifel mit der überaus häufigen Schiffsgelegenheit von Ephesus oder Milet nach Cäsarea (oder Rom) gekommen. Da nun traf, wie der Zufall oder die Fügung oft gar seltsam spielt,

*) E. Reuß, die Geschichte der hl. Schriften neuen Testamentes, 5. Auflage. Braunschweig 1874.

dieser Sklave mit Paulus zusammen und wurde bald einer seiner ergebensten Anhänger und Schüler; so ergeben, daß er dem ernsten Andringen seines gewissenhaften Lehrers bereitwillig folgte und sich, als Paulus einen seiner Gehülfen Namens Tychikus nach Ephesus schicken mußte, mit diesem freiwillig wieder heimwärts zu seinem alten Herren wandte, um sich wieder zu stellen und den Schaden, so weit wie möglich, gut zu machen. Aber einer freundlichen Aufnahme durfte er dabei doch gewiß sein, denn er trug ein Schreiben seines Lehrers in der Tasche, das mit so viel Feinheit, heiterem Witz und glücklichem Humor geschrieben war, wie kein anderer Brief unseres Apostels, wie keine andere Schrift des Bibelbuches überhaupt, und gewiß auch seine Wirkung nicht verfehlt, sondern die ganze Angelegenheit zu einem freundlichen Ende geführt hat. Dieses Schreiben aber, dessen feine Wendungen, Wortspiele und schalkhaften Ernsthaftigkeiten wir nicht durch weitere Erörterungen breit treten, sondern nur dem Leser neben dem allverbreiteten Texte zu aufmerksamer Durchsicht empfehlen wollen, lautete wortgetreu wie folgt:

1. Paulus,
Gefangener Jesu, des Christ's [1]), und Timotheus [2]), der Bruder,
unserem

2. Philemon, dem Geliebten und Gehülfen, und der Appia, der lieben, und dem Archippus, unserem Mitstreiter sammt seiner Hausgemeinde:
3. Gnade mit euch und Friede von Gott dem Vater und dem Herren Jesus, dem Christ.
4. Jederzeit danke ich Gott, wenn ich betend auch deiner gedenke, von dessen Liebe und
5. Glauben ich höre, wie du sie gegen den Herren Jesus und gegen alle Heiligen [3]) be-
6. währst, um deine Glaubensgemeinschaft zu bethätigen in der Erkenntniß alles des Guten,
7. das sich in uns als Christen findet. Ja, viel Freude und Trost bereitet uns deine Liebe, da die Herzen der Heiligen durch dich, o Bruder, so erquickt werden.
8. Darum, obwohl ich durch den Christ Freimüthigkeit genug hätte, dir das Rechte
9. zu gebieten, ziehe ich doch vor, deine Liebe in Anspruch zu nehmen, ich, der ich mich nun nennen kann: Paulus, der Alte, und nun auch noch der Gefangene Jesu, des Christ's.
10. Also wende ich mich mit einer Bitte an dich, für mein Kind, das ich in meiner Ge-
11. fangenschaft bekommen habe, — für Onesimus [4]), dem dir ehedem unnützen, nun aber dir
12. und mir sehr nützen, den ich dir schicke. Nimm ihn auf, als käme mein eigenes Herz.
13. Gerne hätte ich ihn bei mir behalten, damit er an deiner Statt mir in den Banden des
14. Evangeliums diene. Aber ohne dein Wissen wollte ich doch nichts thun, damit deine
15. Wohlthat nicht wie aus Zwang, sondern nach freiem Willen geschähe. Vielleicht also ist er deswegen eine Weile von dir getrennt worden, damit du ihn auf ewig gewinnen
16. solltest, nicht mehr den Sklaven, sondern mehr als das, den geliebten Bruder, was er mir in hohem Maße ist, wie viel mehr noch dir, dem er seinem Leibe nach, wie auch als Christ, zu eigen ist!
17. Wenn du also mich als deinen Lebensgenossen betrachtest, so nimm ihn auf wie
18. mich, und wenn er dich irgend geschädigt hat, oder dir etwas schuldig ist, so rechne das

[1]) D. h. des Messias.

[2]) Timotheus wird hier wahrscheinlich als Schreiber, dem Paulus dictirte (vergl. 1. Kor. 16, 21. Col. 4, 18. Gal. 6, 11), aus freundlicher Rücksicht so zu sagen als Mitverfasser vorangestellt. Die Grüße der anderen Freunde folgen am Schlusse.

[3]) Die neutestamentliche Bezeichnung der Christen.

[4]) Der Name bedeutet: Nützlich.

19. mir auf, ich, Paulus, schreibe es mit eigener Hand: ich will es bezahlen! — fast hätte
20. ich hinzugefügt, daß ja auch du dich selbst mir schuldig bist. Ja, Bruder, so übervortheile ich dich im Herren, also erquicke auch mein Herz im Christ.
21. Voll Vertrauen auf deinen Gehorsam habe ich an dich geschrieben, überzeugt, daß
22. du noch mehr thun wirst, als ich sage; rüste aber auch mir eine Unterkunft, denn ich hoffe, daß ich, kraft euerer Gebete, euch wiedergeschenkt werde.
23. Es grüßt dich Epaphras, mein Mitgefangener in Jesu, dem Christ, Marcus, Ari-
24. starchus, Demas, Lukas, die Mitarbeiter.
25. Die Gnade unseres Herren, Jesu des Christ's, sei mit euerem Geiste. Amen*).

Correggio und Soddoma.

Zwei Künstlerbiographien.

Von

Bruno Meyer.

II.

Wenn in dem Werke Meyers die überlegene Sicherheit des reifen, gewiegten Forschers in der wundervollen Objectivität, aus der selbst die größte Bewunderung und Begeisterung für den Gegenstand nicht verdrängen kann, uns entgegen tritt und Anerkennung heischt, so macht eine zweite monographische Darstellung eines bisher nur ungenügend geschilderten Meisters einen ganz anderen Eindruck. Es ist das erste größere Werk eines jüngeren Forschers, und es hat alle Vorzüge, welche aus der jugendlichen Begeisterung des Autors ihm naturgemäß zufallen, und doch hat der strenge Genius der Kritik so über dem Werke gewaltet, daß er die sehr leicht dabei sich mit einschleichenden Mängel der Einseitigkeit, der Voreingenommenheit u. s. w. auf das Allergeschickteste umgeht. Es ist das Buch: »Leben und Werke des Malers Giovann-Antonio Bazzi von Vercelli, genannt il Soddoma. Als Beitrag zur Geschichte der italiänischen Renaissance zum ersten Male beschrieben von Albert Jansen.« (Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert. 1870.)

Wir sind dem Autor vor längerer Zeit einmal (D. W., Bd. I. S. 633 fgg.) auf anderem Felde, bei Gelegenheit des Dresdener Holbein-Congresses (1871) begegnet und konnten nicht umhin, ihm da mit einiger Schroffheit entgegen zu treten, und wir bedauern das damals gegebene Versprechen, ihm durch Anerkennung für sein sehr anerkennenswerthes größeres Werk gerecht zu werden, erst jetzt erfüllen zu können. Das Werk hat von sehr berufener Seite her eine etwas hochmüthige Abfertigung erfahren, wie mir scheint, mehr aus psychologischen als aus materiellen Gründen. Es giebt eine gewisse Bilderkennerschaft, deren hohen Werth Niemand, der sich mit der Geschichte der älteren Kunst ernsthaft beschäftigt, unterschätzen kann und darf, und für die ich bei gebotener Veranlassung in meiner Besprechung der »Bunten Blätter« von Ambros sehr entschieden Partei genommen habe, um sie gegen die Antipathien des ästhetisirenden Di-

*) So sei's.

lettantismus zu vertheidigen. Aber Bilderkennerschaft ist noch lange keine Kunstgeschichte, und es ist ein großer Unterschied, ob man lediglich mit dem fein geschulten Auge den Bestand des Denkmälervorrathes kritisch sichtet und das Mein und Dein der verschiedenen Künstlerindividualitäten sondernd feststellt, oder ob man, sei es innerhalb der individuellen Schaffenssphäre eines einzelnen Künstlers, sei es innerhalb der Production eines mehr oder weniger ausgedehnten Zeitabschnittes, das innere Motiv der geistigen Entwickelung, die absolute und relative Höhe und Bedeutung des Einzelnen und das Resultat einer größeren Gruppe von Erscheinungen für die Gesammtheit der kunst- und culturgeschichtlichen Entwickelung feststellen will.

Sehr selten findet sich die Anlage zur speciellen Kennerschaft mit dem historischen Sinne in dem Maße vereinigt, wie das bei Otto Mündler und in ziemlich bedeutendem Grade selbst bei Waagen der Fall war, und wenn Jemand in hervorragendem Maße mit historischem Sinne begabt ist, so ist es principiell falsch, wenn er sich nicht die entschiedensten und handgreiflichsten Mißverständnisse in Bezug auf die Kennerschaft zu Schulden kommen läßt, ihm vom Standpunkte des Bilderkenners aus den eigenen erschüttern zu wollen. Es giebt wenige Bücher, aus welchen man über Kunst so viele geniale Aufschlüsse gewinnen kann, wie aus Burckhardt's »Cicerone«, und wie bescheiden tritt er selbst mit seiner Kennerschaft auf, und wie viel haben so gewiegte Kenner wie diejenigen, deren Anmerkungen den neuen Auflagen seines Buches eingefügt sind, an seinem Urtheile über einzelne Bilder, größtentheils mit unzweifelhaftem Rechte, ändern können!

Jansen ist in hervorragendem Grade für künstlerische Erfassung einer Persönlichkeit angelegt; er versteht es wie Wenige, mit der geistigen Eigenthümlichkeit des von ihm dargestellten Künstlers in Berührung zu treten und den Charakter desselben in seinen Tiefen zu erkennen und so mitfühlend seine Entwickelung schrittweise zu verfolgen, und er hat, was nicht immer mit dem historischen Sinne, namentlich bei Biographen, verbunden ist, die höchst schätzbare Gabe der Objectivität und verfällt nirgend dem Heroencultus, stellt seinen Helden nicht auf ein überhohes Piedestal und sucht nicht mit eifersüchtiger Peinlichkeit jeden Flecken zu vertuschen und jede Angreifbarkeit hinwegzulügen, sondern er liebt seinen Freund, »wie den Freund man liebt, ihn selbst mit allen Gebrechen«, und er sieht überall in ihm die schwachen Seiten seines Naturelles sich geltend machen, die ihn oft inmitten des höchsten Triumphes seiner Kunst an der absoluten und höchsten Vollendung verhindern.

Die Stellung, welche er dem Soddoma innerhalb der Hochrenaissance in Italien vindicirt, ist eine durchaus gerechtfertigte, und das Bild, welches er entrollt, giebt einen neuen, höchst dankenswerthen Theil in dem großartigen Gesammtbilde jener unvergleichlichen Kunstepoche ab, zu dem uns leider eine große Anzahl von ähnlich ausgeführten Theilen fehlen. Noch mancher Künstler der Renaissance, welchen man als einen Meister zweiten oder selbst dritten Ranges bezeichnen mag, und der neben einem Leonardo, Raffael und Michel Angelo verhältnißweise klein erscheint, ist an und für sich betrachtet reichlich so groß, daß er die Beschäftigung mit seinem Sinnen und Trachten, seinem Wirken und Schaffen vollauf belohnt. Unter dieser Kategorie steht ganz gewiß aber Soddoma mit in der vordersten Linie, und es war ein sehr glücklicher Griff, sich gerade diesem Meister zuzuwenden, welcher mit dem Höhepunkte der römischen Kunst in unmittelbarer Berührung steht und mit dem gleichzeitigen Baldassare Peruzzi nach langer Pause ein Wiederaufblühen der Kunst von Siena repräsentirt.

Giovanni Antonio Bazzi wurde vermuthlich im Jahre 1479 oder 1480 als der jüngste von zwei Söhnen des Schuhmachers Giacomo Bazzi, der aus dem nahe gelegenen Biandrate nach Vercelli eingewandert war und dort eine Tochter des Nicola von Bergamo, Angelina, geheiratet hatte, geboren. Früh schon zeigte er malerisches Talent, und so wurde er in der kleinen, aber achtbaren Malerschule, welche sich im letzten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts in Vercelli gebildet hatte, mit den Anfangsgründen seiner Kunst bekannt. Zu Weihnachten 1490 brachte der Schuhmacher Giacomo Bazzi seinen etwa zehnjährigen Sohn bei dem damals bedeutendsten Meister in Vercelli, Martino Spanzotti, genannt Martino di Casale, in die Lehre. Gegen 50 mailändische Gulden Lehrgeld, die in sieben Raten, am Anfange jedes Lehrjahres bezahlt werden sollen, tritt er eine siebenjährige Lehrzeit an. Eigenthümlich und für die Anschauungen der Zeit bezeichnend sind die Nebenumstände, die in dem noch erhaltenen Lehrcontracte stipulirt werden. Der Knabe soll einen Rock von anständiger Länge, zwei Westen und drei Paar Stiefel mitbekommen, wenn aber diese Sachen abgetragen sind, muß der Meister eine angemessene Kleidung des Burschen beschaffen; Hemden und sonstige Wäsche sowie deren Reinhaltung hat die ganze Lehrzeit über der Vater zu besorgen; der Meister hat zu liefern, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört: Speise und Trank und ein schickliches Obdach.

Es ist also noch eine ganz schlicht handwerkliche Organisation, in welche hier der junge Künstler eingeführt wird, und handwerksmäßig war in der That die Art, wie die Meister von Vercelli damals malten. Sie gehörten noch der guten alten Zeit an und blieben ihr bis in späte Zeit hinein treu. Noch 1524 malte Spanzotti genau in derselben Weise, die er überkommen, in seiner Jugend ausgeübt und Anderen übertragen hatte.

Im Jahre 1496 siedelte Martino Spanzotti wieder nach Casale über, von wo er gekommen war, und Giovannantonio mußte ihm folgen.

Als die Lehrzeit zu Ende ging, starb des jungen Malers Vater, nachdem er seine einzige Tochter Amadea vermählt und ihr 100 mailändische Gulden als Mitgift gegeben hatte. Er setzte die Mutter des Knaben zur Universalerbin ein, und der ältere Sohn Niccolo übernahm, wie es scheint, die väterliche Werkstatt.

Giovannantonio wurde bald darauf als Künstler selbstständig; seine frühesten Gemälde zeigen ihn durchaus als Schüler und Nachahmer Leonardo da Vinci's, an den sich ein Anklang in seinen Werken stetig erhält. Ob er unter der directen Leitung Leonardo's gearbeitet hat, bleibt freilich dahingestellt, jedenfalls wurde er mit Leonardo zusammen durch den Einfall der Franzosen und deren Einzug in Mailand 1499 von dort vertrieben. Er wurde mit Vertretern des Handelshauses Gebrüder Spannocchi aus Siena bekannt, welche sich in Geschäften zu Mailand aufhielten. Durch seine schöne Gestalt, sein stattliches Wesen, seine ausgelassene geistreiche Heiterkeit gefiel er ihnen, und von seinem Talente durften sie das Beste erwarten; sie luden ihn ein, mit ihnen nach Siena zu kommen, und er ging mit Freuden darauf ein. So gehört er seit 1500 der Stadt Siena.

Die Stadt Siena hatte nach lebhaften inneren Parteikämpfen 1487 durch Pandulfo Petrucchio's Usurpation feste Gestalt bekommen, und unter ihm entwickelte sich, wie ein geordnetes Staatsleben, so auch Kunst und Wissenschaft, namentlich die Architektur und die Sculptur erfreuten sich bereits vor dem Eintritte Soddoma's eines bedeutenden Aufschwunges. Die Malerei war hinter ihnen zurückgeblieben. Erst als der Cardinal

Francesco Piccolomini am Dome die Libreria zur Aufnahme einer ausgezeichneten Sammlung von Chorbüchern erbauen ließ und zur inneren Ausmalung derselben, wie er bereits die plastische Ausschmückung in die Hand des Michel Angelo gelegt hatte, Bernardino Pinturicchio berief, um in 10 großen Fresken das Leben des Papstes Pius II., eines Piccolomini, darzustellen, trat auch ein ebenbürtiges Werk der Malerei, wiewohl von einem fremden Künstler ausgeführt, neben die Werke der anderen Künste. So hatte in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts die Renaissance in Siena ihren Einzug gehalten und sich festgesetzt.

Soddoma arbeitete zunächst für die Familie, deren Ruf er nach Siena gefolgt war. Unter den ersten Arbeiten, welche er für sie ausführte, befindet sich u. A. eine Darstellung der heiligen Caterina von Siena, interessant nicht nur als die erste durch und durch originelle, von Leonardo's Auffassung entschieden freie Schöpfung Giovannantonio's, sondern auch als die erste Darstellung dieser seiner Lieblingsheiligen, die er später in vollendeter Idealisirung noch mehrfach behandelt hat.

Von den sienesischen Malern konnte er nichts lernen; um so mehr richtete er sich an die Natur, und namentlich war er glücklich und hatte er vielfach zu thun im Gebiete des Portraits. Allerdings sind nur wenige seiner zahlreichen Bildnisse in sicherer Beglaubigung auf uns gekommen, er behielt jedoch, wie wir wissen, die Copien mehrerer in seinem Atelier, sei es aus persönlicher Anhänglichkeit an die Dargestellten, sei es, um sich die frühesten sicheren eigenen Schritte auf dem Gebiete der Kunst vor Augen zu halten.

Es eröffnete sich ihm durch die Kunstliebe der Sienesen ein angenehmes Dasein, so daß er auf den Antheil an dem kleinen väterlichen Vermögen zu Gunsten des Bruders verzichten konnte, und wie als Künstler, so war er auch als Person in hohem Grade beliebt. Als Pinturicchio 1502 seine Fresken in der Libreria begann, erkannte Soddoma, daß es für seine Eigenthümlichkeit besonders zweckmäßig sei, sich dieser Technik zu bemächtigen, und er war glücklich, daß ihm zunächst außerhalb Sienas Gelegenheit zur Erprobung seiner Kunst gegeben wurde.

Das kleine Kloster Santa Anna in Creta dicht bei Pienza übertrug ihm 1503 die Ausführung von Wandgemälden; das Honorar war sehr bescheiden, nur 20 Goldscudi außer den Auslagen, aber es handelte sich ja um einen Erstlingsversuch. Er malte das Wunder von den fünf Broden und den zwei Fischen, welches vielfältig in klösterlichen Speisesälen dargestellt wurde. Das Gelingen dieses Versuches blieb wohl hinter seiner eigenen Erwartung zurück, und man ahnt kaum darin, wie bedeutend er sich später nach dieser Seite hin entwickeln sollte. Das Bild steht tief unter seinen gleichzeitigen Tafelgemälden. Er fühlte, daß er von Pinturicchio noch viel zu lernen hatte, und um sich zu üben, da er es doch verschmähte, als Gehülfe eines Anderen zu arbeiten, sah er sich nach neuen selbständigen Aufträgen um.

Da übernahm er die Fortführung und Vollendung eines großen Bildercyclus, in welchem Luca Signorelli den Mönchen des Klosters Montoliveto das Leben des heiligen Benedict vor Augen zu stellen begonnen hatte. Das Werk war bereits mehrere Jahre liegen geblieben. Der General des Ordens war ein Lombarde, und so war es dem Landsmanne wohl nicht allzuschwer, den Auftrag zu erhalten. 1505 und 1506 malte er dann jene zahlreichen Wandgemälde, welche noch heute die Kunstpilger Italiens nach Montoliveto hinauslocken. In einem großen viereckigen Hofe, der an die Hauptkirche stößt und von drei Stockwerken mit offenen Corridoren umschlossen wird, von

denen das oberste Säulen hat und die beiden untersten auf Pfeilern ruhen, sind an den Wänden zur ebenen Erde die Hauptmomente aus Benedicts Leben dargestellt. Die Stoffe wurden von den Mönchen gegeben, und die malerische Gestaltung dem Künstler überlassen. Von Giovannantonio rühren 26 Bilder her, welche 30 Hauptscenen enthalten. Die Mönche bezahlten ihm dafür 1504 Gulden.

Weiter malte er in demselben Kloster Christus am Marterpfahl und den kreuztragenden Christus, ferner Christus auf dem Wege nach Golgatha mit der heiligen Veronica. Auch eine Madonna zwischen Petrus und dem Erzengel Michael rührt von ihm her, besonders aber noch eine Krönung der Maria.

Das Leben im Kloster wußte Soddoma sich und den Insassen so angenehm wie möglich zu machen. Es war die Zeit, in welcher die Klerisei mit Lust und Behagen das Leben genoß und sich auf den aufgespeicherten Schatz der guten Werke der Heiligen verließ, die für sie die ewige Seligkeit mühelos herbeiführen mußten. So lassen sie sich die tollen Streiche, die Soddoma im Leben und beim Malen verübt, herzlich lachend gefallen, sie nannten ihn ihren Erznarren, ihren Mattaccio. Die Geschichte von Benedicts Mönchen und den schönen Buhlerinnen, die ihnen auf Anstiften des bösen Priesters Fiorenzo der Teufel vor die Klosterpforte geführt hatte, führte er mit einem schelmischen und lasciven Humor aus und machte mit dem bis zur Vollendung verheimlichten Bilde den Mönchen eine merkwürdige Ueberraschung. Giovannantonio verwandelte auf die Forderung des Ordensgenerales dann sein etwas frivoles Bild in die ernste Scene, die nun dort erhalten ist. Auch im Hintergrunde seiner Fresken und bei den ornamentalen Umrahmungen derselben brachte er harmlose Späßchen an und vergegenwärtigte alle möglichen mythologischen, historischen und phantastischen Gegenstände in denselben.

Wie in diesen Nebensachen, so ist aber auch in den Hauptbildern Soddoma sehr ungleichartig. Als ihn der Ordensgeneral einmal wegen seiner Nachlässigkeit tadelte, erwiderte er: er könne nie anders als nach Lust und Laune malen, und sein Pinsel tanze nur nach dem Klange des Geldes. Der Pater zahlte daher etwas mehr, und dann ging es wieder eine Weile besser.

Den tiefen sittlichen Ernst und die gründliche, sorgfältige Arbeit, welche in Luca Signorelli's Werken hervortritt, hat Soddoma kaum erstrebt, geschweige erreicht. Was ihm in dieser Beziehung abging, ersetzte er durch die reiche und bewegliche Phantasie, durch Anmuth und Schönheit. Gegen die Arbeiten in Pienza zeigt sich hier ein bedeutender Fortschritt bei ihm; seine künstlerische Bedeutung, seine Originalität, die oft an die Sonderlichkeit streift, tritt hier zum ersten Male vollständig hervor; das Fresco mit seiner freien breiten Behandlung wird nun für seine ganze Kunst bestimmend. Er hörte aber nie auf, zu lernen und sich für bedeutsame Einflüsse zugänglich zu erhalten. So kamen zwei Bilder Perugino's nach Siena, eine Andacht unter dem Kreuze und eine andere Altartafel, die später durch Brand zerstört wurde. Zwei Bilder Soddoma's, eine Madonna mit dem Kinde, im Palazzo Torrigiani, und eine Kreuzabnahme, in der Galerie zu Siena, zeigen beide eine unverkennbare Hinneigung zu dem Kunstcharakter Perugino's, welche sich mit den eigenthümlichen Vorzügen Soddoma's zu bedeutendem Eindrucke vereinigt. —

Am 19. März 1507 vermählte Pandulfo Petrucci seine Tochter Sulpizia mit dem reichen Sigismondo Chigi aus Siena, bei welcher Festlichkeit auch des Letzteren Bruder Agostino Chigi, der päpstliche Banquier aus Rom, zugegen war. Er war einer

der angesehensten und reichsten Männer Italiens und einer der vorzüglichsten Kunstliebhaber seiner Zeit. Mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblicke erkannte er unter den jungen Leuten in Siena zwei Künstler von hervorragender Bedeutung, Balbassare Peruzzi und Giovannantonio von Vercelli, und es gelang ihm, Beide nach Rom zu ziehen.

Es war ein bedeutender Moment für die Kunst, in dem sie die ewige Kunst betraten. Bramante hatte einige seiner Hauptbauten dort vollendet; am 15. April 1507 wurde der Grundstein zu dem Neubau von Sanct Peter gelegt; 1508 erreichte dann die Malerei durch Michel Angelo's sixtinische Kapelle und den Beginn der Thätigkeit Raffael's eine ungeahnte Höhe. In den Prunkgemächern des Vaticanes wurde neben Perugino auf Chigi's Empfehlung auch Soddoma mit der Ausmalung beschäftigt; bald aber wurden Beide durch Raffael verdrängt, und es blieb von ihren Arbeiten nichts übrig, als die Deckenbemalung des Perugino in der Stanza dell' incendio und die Deckeneintheilung Giovannantonio's in der Camera della segnatura. Er hatte sich bei dieser Arbeit an das Vorbild Pinturichio's angeschlossen und in einigen Theilen die Verkürzung von unten nach oben, die Untersicht, das di sotto in su in Anwendung gebracht. Mantegna's ähnliche Arbeiten in Mantua kannte er sicher nicht, wohl aber hat er wahrscheinlich Melozzo da Forli's Frescobild in Santi Apostoli in Rom gesehen; das genügt aber nicht, um seine Behandlung daraus herzuleiten. Er malte die Untersicht mit einer so anmuthsvollen und sicheren Leichtigkeit, daß es weit weniger an seine Vorgänger anklang, als auf den späteren Correggio hinweist.

Die Stellung, in welche Soddoma nun innerhalb der römischen Künstlerschaft trat, schildert Jansen sehr treffend so: »Giovannantonio, der dem Alter nach zwischen Michel Angelo und Raffael stand, dachte gar nicht daran, weder bei dem Einen noch bei dem Andern noch einmal in die Lehre zu gehen; persönliche Beziehungen hat er zu keinem von Beiden, weder in Liebe noch in Haß, gehabt. Um den intriguanten Bramante kümmerte er sich erst recht nicht. Er hat niemals um die Gunst eines andern Menschen gebettelt und niemals durch Andere etwas haben oder gar werden wollen. Die junge Künstlerwelt mit ihrem Autoritätsglauben und ihren Bedientenseelen, die sich als Trabanten um die großen Gestirne drehten oder herumdrehen ließen, dieses ehrgeizige und selbstsüchtige, neidisch gehässige und feige Geschlecht war seiner Natur unsympathisch, zuwider und gräulich. Leidenschaftliche Ruhmsucht stand seiner Seele fern; vor denen, die größer als er waren, trat er gelassen und ohne Gemüthserregung wie vor der Nothwendigkeit aus dem Wege. Den kleinen Lärmmachern kehrte er einfach den Rücken. Mit den Größten zu wetteifern fehlte ihm die Tiefe und Energie, die Gluth, das Pathos des Charakters, fehlte ihm der innere stürmische Drang, fehlte ihm die volle Größe des Genies. . . . Giovannantonio fand das Gebieten ebenso unbequem wie das Gehorchen. Steile Wege vermied er. Ein bequemes Sichgehenlassen gefiel ihm am besten.« (S. 79 fg.)

Seinen Stützpunkt und das rechte Fahrwasser fand Soddoma in dem Hause und dem geselligen Kreise des Agostino Chigi, in welchem der Renaissancegeist mit seiner ganzen umfassenden Vielseitigkeit, mit seinen bedeutenden Eigenschaften, aber auch mit seiner genialen Lüderlichkeit zu Hause war. Er fühlte sich während seines römischen Aufenthaltes von der antiken Mythologie und Geschichte angezogen und innerlichst bewegt, und Jahre lang entnimmt er ihnen seinen Stoff. In großen Fresken den Ruhm der römischen Republik zu schildern, bot ihm das Capitol, welches nach umfassendem Plane Bramante's ausgebaut wurde, die Gelegenheit. Er schilderte dort in einem Saale des Conservatorenpalastes den Sieg bei den ägatischen Inseln, dann die triumphirende

Heimkehr, dann den Frieden, so Ende, Triumph und Erfolg des ersten punischen Krieges darstellend. Das vierte Bild zeigt Hannibal vor den Thoren Roms, gewissermaßen als einen Hinweis auf die nicht zu brechende Kraft und Größe der ewigen Stadt. Die Kühnheit in der technischen Behandlung dieser Frescomalereien ist erstaunlich; kaum mit einigen vorgeritzten Contouren wies er der ausführenden Hand die Wege, und selbst diese achtete er nicht, wenn es ihm beim Ausmalen irgendwie vortheilhaft schien. In der Auffassung aber erscheint er als ein freier Nachbildner der größten Meister der monumentalen Kunst, welche Italien ihm zu jener Zeit als Muster aufstellen konnte.

Gegen Ende des Jahres 1509 begleitete Soddoma Agostino Chigi, der in Geschäften nach Siena ging, und heiratete im Jahre 1510 daselbst Beatrice, die Tochter des Wirthes zur goldenen Krone, Luca Gallo, die ihm 400 Gulden Mitgift brachte. So lebte er in angenehmen Verhältnissen, hoch angesehen und gefeiert in seiner zweiten Vaterstadt. 1511 wurde ihm ein Sohn geboren, den er sehr bezeichnend für seine antiquisirende Richtung Apelles taufen ließ; ein Jahr später wurde ihm eine Tochter Faustina geboren. Der Knabe starb früh, Faustina heiratete später den Maler und Architekten Riccio, einen Schüler ihres Vaters. —

Siena stand damals auf dem Höhepunkte seines Ruhmes und seines Glanzes. Pandulfo gab den Ton an, und Niemand paßte besser in seine Tonart hinein als Giovannantonio. In seinem Hause häufte er das wunderlichste Geräth auf, hielt sich alle möglichen Thiere, so daß Vasari seine Wohnung die Arche Noahs nannte. Er war bei allen tollen Streichen der sieneser Jugend mit der Tollste, kurz er war eine wahre Alcibiadesnatur. Daß es ihm nun als der Kehrseite seiner Popularität und seiner allgemeinen Beliebtheit auch nicht an böser Nachrede fehlte, ist begreiflich, und er verdankte dem Tagesgeschwätze, welchem den Boden zu entziehen oder welchem entgegenzuarbeiten er unter seiner Würde und nicht der Mühe werth hielt, auch seinen nichts weniger als schmeichelhaften Beinamen „Il Soddoma", der zuerst in einem Documente vom Jahre 1513 vorkommt; es geschieht das bei Gelegenheit eines großen Wettrennens, an dem er sich mit zwei Pferden betheiligte, denn auch an allem möglichen Sport hatte er sein inniges Behagen. Er ist selbst im Jahre 1517 bis nach Florenz mit seinen Thieren gezogen, um dort als Sportsman Lorbeeren zu erringen. Während er dort mit einem nachlässig gemalten Wandgemälde allgemeines Entsetzen hervorrief, bildete er sich nicht wenig darauf ein, mit seinen Pferden den Preis beim Wettrennen gewonnen zu haben, und ließ es ruhig über sich ergehen, daß er, mit der errungenen Fahne durch die Stadt geführt, vom gesammten Volke mit dem Spottnamen Soddoma verfolgt wurde. Die ehrsamen Florentiner hätten ihm am liebsten etwas Arges angethan, wenn sie nur die schöne jugendliche Erscheinung und der unverwüstliche Humor, mit dem er sein Aeffchen neben sich auf dem Pferde hatte, nicht entwaffnet und zum Lachen gebracht hätte.

Mitterweile war 1513 Leo X. Papst geworden. Agostino Chigi empfahl neben anderen Sienesen auch den Soddoma, und so kam er Anfangs 1514 wiederum nach Rom. Peruzzi hatte 1512 Chigi's Villa in Trastevere, die heutige Farnesina, vollendet und ihre innere Ausschmückung begonnen. Was er dort selbst gemalt, beschränkt sich auf einige außerordentliche und viel bewunderte decorative Arbeiten; den schönsten malerischen Schmuck aber erhielt die Villa durch Soddoma, Raffael und dessen Schule.

Wahrscheinlich mit Raffael gleichzeitig war Soddoma daselbst thätig. Ueber dem Camine im großen Südsaale des ersten Stockes entwarf er die Colossalfigur des Hephästos, der auf seinem Ambos Pfeile schmiedet; denn der Verherrlichung der Liebe und

ihrer Macht ist in sehr bezeichnender Weise die ganze malerische Decoration des Hauses gewidmet. In seinem Schlafzimmer ließ sich Chigi auf den Wänden von Soddoma die Familie des Darius vor Alexander dem Großen und dessen Hochzeit mit der Roxane malen. Alexander der Große war schon seit dem Mittelalter das ideale Vorbild für alle gegen den Orient gerichteten Civilisationsbestrebungen gewesen und wurde es noch mehr zur Zeit der Renaissance. Diese sympathisirte naturgemäß mit dem königlichen Heldenjünglinge, der von dem größten Philosophen erzogen war, der an Homer sich begeisterte, der dem Dionysos und der Aphrodite leidenschaftlich huldigte. In dem ersten Bilde stellt sich Alexander als der galante Ritter dar, mit Huld und Wärme empfängt er die Mutter des Darius, während um sie her die Frauen desselben in Jugendschönheit und mit hinreißendem Liebreiz ihm entgegentreten. »Der abendländische Held macht die Frauen nicht zu Sklaven,« wie Jansen sagt, »er vergöttert sie durch seine Liebe. Der Macedonier wählt sich die schönste Perle des Orientes aus: Roxane wird seine Gemahlin.« Dies ist der Gegenstand des zweiten Wandgemäldes.

Die Renaissance in dem Bestreben, die antike Malerei wieder herzustellen, versuchte sich darin, nach erhaltenen Beschreibungen Gemälde des Alterthums gewissermaßen wieder zu reconstruiren. So fand sich beim Lucian die Beschreibung eines Bildes von Aëtion, welches die Hochzeit Alexanders des Großen und der Roxane darstellte und dem Künstler großen Ruhm eingetragen, ja das Glück seines Lebens gemacht hatte. Raffael und Soddoma haben Beide sich in der Reconstruction des Bildes versucht, und der charakteristische Unterschied wird von Jansen richtig so bezeichnet: »Jener zeichnete nach Lucians Worten fast mit archäologischer Gewissenhaftigkeit; dieser aber verfuhr freier, insofern er nicht Einzelnes neben Einzelnes reihte, sondern das Ganze in seinem innersten Wesen erfaßte und davon begeistert eine lebensvolle Einheit schuf.«

Die Analyse dieses herrlichen Bildes ist einer der Glanzpunkte in dem Jansen'schen Buche und als ein Muster ihrer Art nicht nur zum Studium, sondern auch zum Genusse zu empfehlen. Auffassung und Composition des Bildes ist so vollendet wie möglich, seine Gestalten und besonders die Köpfe zeigen ein Verständniß der Charaktere und ein Gefühl für Formenschönheit, das selbst in der Glanzepoche italiänischer Kunst Staunen erregt. Leider aber ist die Malerei etwas zu keck und zu flüchtig, so daß beiden Bildern die ebenmäßige Vollendung fehlt.

Leo X. fand besonderes Wohlgefallen an diesem Künstler, der sich hier selber übertroffen hatte. Soddoma malte ihm eine Lucretia, die sich den Dolch in den Busen stößt, einen der Renaissance sehr geläufigen Gegenstand. Der Papst nahm das Bild dankbar entgegen und erhob den Künstler zum Ritter. Die Parteisucht in den römischen Künstlerkreisen und der Neid, der allen Hervorragenden gehässig nachlief, wurde hierdurch besonders angestachelt, und man glaubt noch in der Schilderung Vasari's den Nachhall dessen zu hören, was auf Soddoma von seinen Collegen geschmäht wurde. »Als Soddoma«, sagt Vasari, »in den Ritterstand erhoben war, da meinte er wahrhaftig, er sei ein großer Herr geworden und brauche fortan nicht mehr zu malen und zu arbeiten.«

Dem Zerrbilde, welches durch diese und verwandte Schilderungen von dem großen Künstler entworfen wird, versucht Jansen mit vielem Tact und großer Umsicht eine objective Würdigung seiner Persönlichkeit gegenüberzustellen. Er kommt darin dazu, seinen Charakter gerade im Verhältniß zu dem, was in seiner Zeit geläufig war, sehr hoch zu stellen, das Vornehme, Edle und Ernste in Leben und Kunst als seinem Wesen besonders zusagend hervorzukehren und ihn namentlich in der Reinheit und Zartheit seiner künst-

lerischen Empfindungsweise über alle Künstler der Renaissance, Michel Angelo und Raffael ausgenommen, zu stellen. Damit ist aber allerdings dann eine Schwäche des Meisters verbunden, daß er sich nicht mit voller sittlicher Energie in seine künstlerische Thätigkeit vertieft, sondern die Malerei wie eine unbequeme Arbeit betrachtet, die man möglichst schnell zu beseitigen suchen muß. Dauernd von keinem Vorbilde beherscht, zeigt er doch Anklänge an die verschiedenartigsten, aber in eigenthümlicher Verschmelzung. Richtig sagt Jansen von ihm: »Ohne ein Ideal im Leben, im Staate oder in der Kirche, ohne ein Ideal in der Kunst, in das er sich vertieft, und dem er sich mit Begeisterung hingiebt, entwickelt sich Soddoma als Maler sowohl in seinen Ideen, als in seinen Formen dennoch unaufhörlich. Diese Entwickelung aber interessirt den aufmerksamen Forscher darum nicht weniger, weil sie willenlos und unreflectirt, weil sie fast geheimnißvoll organisch wie die Entwickelung einer Pflanze ist.« (S. 114.)

An den Reminiscenzen seines römischen Aufenthaltes zehrte Soddoma die ganze übrige Zeit seines Lebens. — Als er 1515 von Rom nach Siena zurückkehrte, fand er die äußeren Verhältnisse ziemlich verändert, er selbst aber wurde mit allen Ehren aufgenommen. Die Dombauverwaltung bestellte bei ihm Modelle für zwei Apostel, die in Erz gegossen werden sollten; auch sollte er die jungen Leute in der Dombauhütte im Zeichnen unterrichten. Wie angesehen er war, beweist uns unter Anderem der Umstand, daß Matteo Balducci, ein Künstler, der etwa 1509 Pinturicchio's Schüler gewesen war, 1516 bei Soddoma in die Lehre trat.

Für die Datirung seiner Werke ergiebt sich aus der Beobachtung der mit sicheren Jahreszahlen versehenen, daß (S. 120) »in demselben Grade, in dem sich Soddoma's Frescotechnik aus unsicheren Anfängen zur bewunderungswürdigsten Virtuosität erhebt, die Sorgfalt bei Behandlung der Staffeleibilder geringer wird und mehr und mehr in flüchtige, oberflächliche Nachlässigkeit umschlägt. Zuerst gewahrt man den Maler unter dem Einfluß verschiedener Meister nach einander, dann in einer befangenen Nachahmung der Antike und zuletzt in unbedingter freier Originalität. Aber auch in diesem letzten Stadium verändern sich mit der Zeit die Formen, die Körper und Köpfe seiner Gestalten, sowie der seelische Ausdruck derselben.« Danach wird eine heilige Familie mit S. Callisto, für den Altar dieses Heiligen im Dome bestimmt und jetzt in der Rathhauscapelle zu Siena, etwa dem Jahre 1516 zuzuweisen sein. Aus gleicher Zeit stammt die bekannte Madonna in trono der Turiner Galerie, und wohl auch die schöne Madonna mit Heiligen in Asinalunga. Von der figurenreichen Composition des ecce homo, die er al fresco im Jahre 1517 im Klosterhofe von S. Francesco zu Siena ausführte, ist nur noch die ungemein edle Hauptfigur des Erlösers in der Akademie erhalten. Im folgenden Jahre schmückte er mit Girolamo del Pacchia und Domenico Beccafumi das Oratorium der Brüderschaft von S. Bernardino mit Heiligenbildern und Scenen aus dem Leben der Maria, wo er sich den correcten, geschickten und geschmackvollen Genossen gegenüber durch »Unmittelbarkeit und Eigenart, Reichthum der Erfindung, poetische, schwärmerische Gluth der Seele« auszeichnete. Erst 1532 brachte er den Cyclus mit einer Krönung der Maria zum Abschluß, die auffallend gegen die früheren Bilder zurücksteht.

Von 1519 bis 1524 ist nichts Sicheres über den Meister bekannt; in Siena scheint er während dieser Zeit nicht gewesen zu sein. Die politischen Wirren, zu denen er bei seiner Neigung für gänzliche persönliche Ungebundenheit kein Verhältniß hatte und suchte, scheinen ihn vertrieben oder fern gehalten zu haben. »Eine merkwürdig isolirte

Existenz! Ohne Schmerzen löst er sich frühzeitig von seiner Heimat und seiner Familie, und in Siena wird er Bürger und Vater, ohne sich weder in der Eigenschaft des Einen noch des Andern Fesseln anzulegen. Um die Ideale in Staat und Kirche, wie sie seine Zeit erstrebte, bekümmerte er sich nie. Als Künstler ließ er sich eben so wenig von einer Schulrichtung als vom Zunftzwange beirren. Er brauchte die Gesellschaft, er ging ganz in ihr auf: aber er schloß sich keiner ihrer organischen Gliederungen an.« (S. 131.)

Nach der siebenjährigen Pause, während deren der merkwürdige Mensch einstweilen unfindbar verschwindet, tritt er uns in einer Reihe ausgezeichneter Werke auf dem Höhepunkte seiner Kunst entgegen. 1515, wo er wieder in Siena seinen Aufenthalt genommen hat, malt er für die Brüderschaft von S. Sebastiano eine Processionsfahne, auf der einen Seite die Madonna mit Heiligen und Laienbrüdern, auf der anderen den heiligen Sebastian. Diese außerordentlich schöne Arbeit befindet sich jetzt eingerahmt in den Uffizien zu Florenz.

Eines der herrlichsten Werke der italiänischen Renaissancemalerei gehört zu jenem großen Kreise von Kunstschöpfungen, welche in Siena durch die Heiligsprechung der 1380 gestorbenen Caterina (von Siena) hervorgerufen wurden. Es ist die Ausmalung der Capelle, welche die sieneser Dominicanermönche in der Kirche ihres Ordensstifters der Heiligen, als einer der gewaltigsten Stützen ihres Ordens, weihten. Auf zweien der drei oben halbkreisförmig abschließenden Wandflächen des viereckigen Raumes (die entsprechende vierte Fläche wird durch den Eingang der Capelle weggenommen) stellte er innerhalb einer phantastisch reichen und vortrefflich angeordneten ornamentalen Umrahmung, welche die gesammten Pfeilerflächen überspinnt, links die Macht der Fürbitte der heiligen Caterina, durch welche die Seele eines hingerichteten Verbrechers gerades Weges in den Himmel einzieht, in der Mitte zu beiden Seiten des Altares, auf dem in silberner Urne als kostbare Reliquie der Kopf der Heiligen steht, den Erlöser, der Caterina in einer Vission erscheinend, und Caterina, die Hostie aus der Hand eines Engels empfangend, während sich ihr in dem geöffneten Himmel die heilige Dreifaltigkeit zeigt, dar. (Rechts wurde später — 1593 — ein Leinwandbild von Francesco Vanni angeheftet, das die Heilung eines Besessenen vergegenwärtigt.) Es ist nicht festzustellen, aus welchem Grunde Sodoma die Ausmalung nicht vollendete. Es wäre in gleichmäßiger Durchführung eine der herrlichsten aller vorhandenen Ausmalungen von Innenräumen geworden. Namentlich das Visionäre, die religiöse Entzückung, auf welche — getreu dem Charakter der Heiligen in ihrem irdischen Wandel und in ihrem Wirken — der Hauptnachdruck gelegt ist, »ist mit einer Wahrheit und Erhabenheit dargestellt, wie das vielleicht der gesammten Kunst nicht zum zweiten Male gelungen ist«.

Nach seiner gewöhnlichen Art, der zufolge wir auch fast gar keine Entwürfe und Skizzen von seiner Hand übrig haben, ging er auch bei der Ausführung dieser Arbeiten mit einer unerhörten Kühnheit vor. »Nach meiner festen Ueberzeugung«, sagt Jansen (S. 147 fg.), »hat er auch für die Katharinencapelle keine großen vollständigen Cartons gemacht. Nur wenige Contouren sind vorgeritzt, ohne daß auch sie von seiner beweglichen unstäten Phantasie und seiner rasch verwegenen sicheren Hand eingehalten worden wären. Rastlos schaffend und umschaffend bethätigt sich dieser stürmische, ungestüme Künstler bei jeder seiner Arbeiten. Leichter und sicherer als er hat vielleicht niemals ein Maler gezeichnet. Mitten in der Ausführung drängt sich bei ihm noch ein Gedanke nach dem anderen in seine ersten Entwürfe ein, taucht noch eine Figur nach der anderen

in seiner Einbildungskraft auf: daher wachsen unter seiner Hand da oder dort, wo sich nur noch Raum-dafür bietet, immer neue Gestalten hervor, und so erhalten seine Compositionen nicht selten etwas Beengtes und Ueberladenes. Das schöne Maß, das Soddoma im äußeren Leben nicht besaß, wird dann auch zuweilen in seinen künstlerischen Schöpfungen vermißt. Denn ganz und gar läßt sich doch in keiner Individualität der künstlerische Genius und der sittliche Charakter scheiden.«

In den Zeiten der großen und gewaltigen Erschütterung und Umwandelung, in welche die Erstürmung und Plünderung Roms (1527) und die Selbstbesinnung der katholischen Hierarchie fällt, verschwindet Soddoma wiederum: die Zeit forderte Männer, und zu denen gehörte er einmal nicht. Nur daß er 1527 sich an den Rennen zu Siena betheiligte und in demselben Jahre zu Florenz im Spitale von S. Maria nuova krank lag, ist aus den nächsten Jahren bekannt. Erst 1529 taucht er zu Siena wieder auf, wo er im Auftrage der städtischen Behörde beschäftigt war: er malte im Saale des gothischen Rathhauses die drei Stadtheiligen Ansano, Vittorio und Bernardo Tolomei. Soddoma löste seine Aufgabe in der großartigsten Weise; Jansen qualificirt seine drei heiligen Sienesen als »in ihrer Art ganz einzig«.

Eigenthümlich ist die Anekdote, welche man in Siena über seine Begegnung mit den Spaniern erzählt, die unter Don Ferrante Gonzaga die vertriebenen Adelsgeschlechter mit Waffengewalt nach Siena zurückgeführt hatten und die Stadt besetzt hielten. Der Maler war am Stadtthore von dem Wachtposten beleidigt worden und führte darüber Beschwerde. Man bedauerte den Vorfall, entschuldigte sich aber mit der Unmöglichkeit, den Schuldigen herauszufinden. Da wies Soddoma das wohlgetroffene Bildniß desselben vor, welches er alsbald aus dem Gedächtniß entworfen hatte, und so konnte der Soldat zur Verantwortung gezogen werden. Die Spanier aber übertrugen dem Meister die Ausschmückung ihrer Nationalcapelle in S. Spirito. Das Altarbild zeigt die Mutter Gottes, welche dem heiligen Alfonso das Dominicanerordensgewand reicht; unten mehrere Heilige, von denen besonders S. Lucia durch hohe Schönheit ausgezeichnet ist. Das Bild wurde am 16. April 1530 vollendet. Schon im Januar war die Frescobemalung der Wand hinter dem Altare fertig geworden, eine prächtige Renaissancearchitektur, rechts den heil. Antonius den Abt darstellend, links den heiligen Sebastian. In dem großen Halbrund, welches oben die Composition abschließt, »erscheint auf dahinsausendem weißen Pferde, mit flatterndem rothem Mantel über der vollen schweren Rüstung S. Jago di Compostella . . . Das Roß ist von der höchsten Schönheit. Soddoma verstand sich darauf. Kaiser Karl, der später das Bild sah, meinte wohl, er würde seinen ganzen Marstall geben, wenn er dafür nur ein einziges Pferd wie dieses bekommen könnte. Und in der That, die ganze modern-classische Kunst Italiens hat kein Pferd gemalt, das an Lebenswahrheit und Idealität demjenigen gleichkäme, das Soddoma hier hervorgebracht hat.« Besonders berühmt ist mit Recht der heilige Sebastian geworden, ein interessantes Gegenstück zu dem Florentiner Staffeleibilde. »Dort ist er reizend, hier imponirend; dort anmuthig, hier majestätisch; dort zart empfindsam, hier tief empfindend. Dort mag der Künstler einst mit zauberischen Farbeneffecten für den Moment gewirkt haben, welche heute aber nach der eingetretenen Verderbniß der Farben nicht mehr existiren. Hier hat er ein naturfrisches, lebensvolles Colorit gegeben, das zugleich wohl erprobt, zuverlässig und sicher in seiner Substanz war, weshalb es denn auch seinen ersten warmen Hauch und seinen zarten Schmelz voll und unversehrt bewahrt hat.« Ganz allein steht die Figur mit nach oben gewendetem Haupte da. »So wirkt hier im Fresco der Maler

durch die einfachste Composition, die sich auch der Bildhauer von ihm aneignen könnte, während er auf dem Florentiner Staffeleibilde den lichtumflossenen Engel und die bedeutsame Landschaft für seine beabsichtigte Wirkung braucht.« — Die Spanier scheinen die Ehre, für sie zu arbeiten, sehr hoch angeschlagen zu haben: sie zahlten für den Sebastian sechs, für den Antonius gar nur vier Gulden, sehr kleine Preise im Vergleiche mit denen, die der Meister zu empfangen gewohnt war. —

Die Gegenreformation wurde in Italien immer kräftiger und zog auch die Kunst immer energischer in ihren Dienst. Auch Soddoma reihte den eben genannten Werken im Jahre 1530 ein großes Fresco mit Heiligen am Zunfthause der Schuhmacherinnung und eine ergreifend schöne Pieta außen am Hause Bambagini Galletti und nach dem Abzuge der Spanier im Jahre 1531 ein großes Votivbild der Geburt und ersten Verehrung Christi an der Porta Viene (jetzt Pispini) an, letzteres leider nicht unerheblich ruinirt. »Die geheimnißvollste christliche Mystik tritt uns in diesen naiven, holden Gestalten unsagbar lieblich, so einfach und faßlich, so wahr und schlicht entgegen, während das Werk als Ganzes uns immer von Neuem durch seine majestätische Feierlichkeit, durch seinen weihevollen himmlischen Ernst imponirt. Sehr leicht begreift man den Großherzog Cosimo Medici III., der um Alles gern das ganze Fresco absägen und in sein Museum bringen lassen wollte.« — Auf dem Bilde hatte er sich selbst porträtirt, mit vollem Barte, den Pinsel in der Hand, die Augen auf ein Blatt gerichtet, auf dem zu lesen stand: „fac tu“ — mach's auch du! Das Bildniß ist leider verwischt; dagegen stammt aus seiner besten Zeit das zu Florenz in der Sammlung eigenhändiger Malerbildnisse befindliche Oelbild.

Die politisch bewegten Zeiten waren so ziemlich vorüber, als im Jahre 1536 Kaiser Karl V. seinen berühmten Triumphzug an der Spitze des von Alba commandirten Heeres durch Italien hielt. Siena huldigte ihm in extravagant devoter Weise, und der Kaiser gefiel sich sehr wohl in der Stadt, deren reiche Kunstschätze er bewunderte. Auch Soddoma soll seine Gunst erworben haben, doch ist an seiner Erhebung zum Pfalzgrafen, von der geredet worden, vermuthlich kein wahres Wort.

Im Jahre vorher, 1535, hatte Soddoma im Rathhause eine Auferstehung Christi vollendet, und ein Staffeleibild desselben Gegenstandes, wohl kurz vor oder nach dem sieneser Fresco entstanden, befindet sich in Neapel. Beide Bilder zusammengehalten sind wiederum sehr lehrreich für den Unterschied von Soddoma's Werken je nach ihrer Technik.

1536 malte er für die Brüder Giovanni und Arduino Arduini ein Altarbild der Anbetung der heiligen drei Könige, jetzt in der Sacramentscapelle von S. Agostino zu Siena. »Die Zeichnung ist, wie immer, geradezu tadellos zu nennen, aber was besonders auffällt, ist diesmal die vorzügliche Färbung des Staffeleibildes. Sie hat wenig oder nichts verloren und beweist, daß es nur auf Soddoma's Willen ankam, wenn auch seine Oelfarben Solidität und Dauer haben sollten. Das Bild ist im Verhältniß zu seiner Höhe sehr schmal: es ist in die Höhe und nicht in die Breite componirt. Ein kühner Gedanke des Künstlers: diese Könige, dies berittene Gefolge, diesen Troß, den ganzen langen Zug steil von oben herab gerade auf uns zukommen zu lassen.«

Unterhalb der Kirche, in der sich dieses Bild befindet, in einer Capelle der Brüderschaft vom heiligen Kreuze machten Soddoma und sein Schwiegervater Riccio ein Malerkunststück, indem sie Fresken bei Lampenlicht ausführten. Sie stellten die Auffindung des heiligen Kreuzes zur Zeit Constantins des Großen durch die Kaiserin Helena und Scenen aus dem Leiden Christi dar. Nur wenig davon ist erhalten und längst an

andere Stellen versetzt. Die Ausführung ist von einer unglaublichen Flüchtigkeit und ungemein ungleich.

Im Jahre 1537 entstand die letzte Arbeit aus Soddoma's Glanzzeit: eine **Madonna mit dem Kinde, dem kleinen Johannes und den beiden Heiligen Galgano und Ansano**, im Secretariate des Rathhauses zu Siena, ein Werk, welches inmitten der allgemein eingerissenen Verwilderung oder Verknöcherung in der italiänischen Kunst der Zeit durch sein frisches Lebensgefühl und seine reine Schönheit, durch die natürliche Anmuth und die unaffectirte Größe einzig dasteht, ein neuer Beweis für die hohe Bedeutung dieses Meisters. —

Meisterhaft gezeichnet ist das psychologische Bild Soddoma's und seiner Thätigkeit, mit welchem Jansen die Schilderung seines Lebens und seiner Kunst während seiner letzten Lebensjahre beginnt. Die Vereinsamung und der daraus folgende Mangel an der Größe seiner Begabung entsprechender Anerkennung bei Mit- und Nachwelt ergiebt sich als nothwendige Consequenz.

Mitten von der Arbeit an der Capelle des sieneser Rathhausthurmes, deren Frescoausmalung er am 6. März 1537 contractlich übernommen hatte, ging er auf und davon, um einem Rufe des Kunst und Pracht liebenden Fürsten Jacob V. aus dem Geschlechte der Appiani nach Piombino zu folgen. Soddoma fühlte sich an dem kleinen Hofe wohl; man schätzte und verhätschelte ihn und schmeichelte seinen bizarren Neigungen. Die Republik Siena mußte sowohl gegenüber ihm wie dem Fürsten wiederholt sehr energisch auf ihr verbrieftes Recht pochen, bis sie erlangte, daß derselbe am 13. August 1538 sich wieder auf den Heimweg machte und bis zum 2. April des folgenden Jahres seine Aufgabe vollendete. Er war nicht mit dem Herzen bei der Sache, und sein Werk hat niemals Lob erfahren. Er fühlte, scheint es, gar nicht, daß er ein Unrecht gut zu machen hatte und daß ihm die moralische Verpflichtung oblag, den Verheißungen des Fürsten, der ihn auf's Liebenswürdigste und Geschickteste bei seinen Mitbürgern wieder eingeführt und ihm einen freundlichen Empfang gesichert hatte, zu entsprechen. »Anstatt zu versöhnen, verletzte er von Neuem und so empfindlich, daß es ihm die bittersten Früchte trug. Sowie er aufhörte, der Stadt als Künstler Freude zu bereiten, fingen seine Mitbürger an, an seinem Leben Anstoß zu nehmen. Wir erfahren nicht wieder, daß er in Siena von Behörden oder Privatpersonen neue Aufträge erhielt. Wohl aber hat dort von da an jener Unwillen über den lange verwöhnten Günstling, jenes harte Urtheil über seinen Charakter Raum gewonnen, das uns noch heute so grell und herbe aus Vasari entgegenklingt.« Er hatte nicht gemerkt, daß er älter geworden war, und ihm die Jugendstreiche nicht mehr zu Gesichte standen, und er hatte übermerkt, daß die Zeit sich in ihrem Wesen verändert hatte, daß der Ernst der Gesinnung, welchen die auch in Italien vorübergehend zur Kraft gelangende kirchliche Reformbewegung hervorgerufen hatte, jetzt auch das einst so ausgelassene Siena beseelte.

Soddoma entzog sich den ihm unbehaglichen Verhältnissen und ging 1540 auf's Gerathewohl in die Weite. Das Glück war ihm gewogen. In Volterra fund er bei dem reichen und angesehenen Lorenzo di Galeotto di Medici gastliche Aufnahme, und er malte für seinen neuen Gönner einen **Phaeton**, der vom Sonnenwagen stürzt, ein jetzt verschollenes Bild, nach Vasari eine lotterige Arbeit. — Eine kleine **Kreuzabnahme** findet sich in der Sacristei des Domes von Volterra.

Darauf scheint Soddoma sich nach Grossetto begeben zu haben und wandte sich von da nach Pisa. Durch Battista del Cervelliera empfohlen, erhielt er von dem Dombau-

meister Bastiano della Sete den Auftrag zu der Opferung Isaaks und der Grablegung Christi, die sich im Chore des Domes befinden. Obwohl vielfach interessant, befriedigten sie nicht die Erwartungen. — Ein vorzügliches Altargemälde fertigte er dagegen für die kleine eigenthümliche Kirche S. Maria della Spina (jetzt in der städtischen Galerie), eine Madonna mit Heiligen.

Von Pisa ging Sodboma wahrscheinlich nordwärts nach Mossa und von da nach Lucca weiter. Für seinen alten Freund, den Abt von S. Ponziano, malte er bei diesem Aufenthalte ein Fresco an der Treppe, die zum Schlafraume führt; es ist das letzte Bild des Meisters, von dem wir wissen.

Im Jahre 1543 kehrte Sodboma nach Siena zurück. Es war der Ruhehafen, in welchem er seinem Ende — nicht in Noth und Drangsal, wie Vasari glauben machen will, — entgegen ging. Sein stolzer Flug war gelähmt. Vergebens suchte er an die alten Verbindungen anzuknüpfen: Aretino schrieb ihm einen liebenswürdigen Trostbrief, der Fürst Jacob von Piombino, der am meisten Verständniß für Sodboma's ganze Eigenthümlichkeit gezeigt hatte, starb 1546, ehe der Meister noch zu einem zweiten Besuche an seinem Hofe gekommen war. Mit einem kräftigen Widerwillen wandte sich der Alternde von dem Getriebe des Lebens ab, in dem er keine Rolle mehr zu spielen vermochte, und vergrub sich in die Einsamkeit seines Hauses. In innigster Einigkeit mit seiner getreuen und oft durch sein flatterhaftes Wesen gekränkten Beatrice, die er zur alleinigen und unbedingten Erbin seiner ganzen liegenden und fahrenden Habe einsetzte, vollbrachte er den Rest seiner Tage und starb in der Nacht zum 14. Februar 1549 — als ein Verschollener. Ohne Prunk und Feierlichkeit ward er bestattet. »Kein Stein bezeichnet sein Grab, und selbst die Sienesen wissen nicht, wo die Gebeine ihres Mitbürgers liegen. Aber sein Name lebt noch heute unter ihnen in Aller Munde, und seine Werke sind ein unvergängliches Denkmal seines Genius.«

Ein Philosoph für die Welt.

Von

Dr. Joseph Schlüter.

Wer erinnert sich nicht aus seinen Schultagen des ihm damals mit Garve, Abbt u. A. als »deutscher Classiker« vorgeführten Joh. Jacob Engel, seines biederen spießbürgerlich beschränkten »Herrn Lorenz Stark«, seines »Philosophen für die Welt« und anderer, durch ihre hausbackene Mittelmäßigkeit in dem polizeiwidrigen genre ennuyeux hervorragender populär-philosophischen Schriften? Mit besserem Rechte wohl mögen wir dem Autor einer für die Beurtheilung der die Gegenwart bewegenden sittlichen und religiösen Fragen bedeutsamen kleinen Schrift: »Selbstgespräche, neue Aphorismen von Georg v. Oertzen« (Stuttgart, J. B. Metzler 1873) als einem Manne, der, den Idealismus vertretend, doch für die reale Wirklichkeit ein offenes Herz zeigt, das weiland Engel'sche, in unserem Titel reproducirte Epitheton zuweisen.

Der uns als patriotischer Dichter durch seine schwungvollen und gedankenreichen Strophen »Unter dem Reichspanier« (Heidelberg, Bassermann 1871), bereits bestens be-

kannte Verfasser bietet uns in diesen »Selbstgesprächen« eine reiche Lese schöner und ansprechender Gedanken. Wir finden hier eine durchweg interessante bunte Reihe mehr angedeuteter als ausgeführter Bemerkungen, die eben dadurch den Leser zu fruchtbarer Thätigkeit anregen, seinem Dichten und Denken freien Spielraum gewähren und eine weitere Perspective eröffnen.

Ganz in der Natur ächter Aphorismen sind diese durch ein geheimes geistiges Band verknüpften Sätze und Sprüche, die in ihrer scharf pointirten epigrammatischen Kürze uns oft mit frappanter Wahrheit berühren, mitunter freilich auch von einem paradoxen Anstriche nicht frei erscheinen. Es sind eben solche „premières pensées“, die sich mit wenigen sicheren Strichen unserem Gemüthe tief und dauernd einprägen; mag dann ein Jeder die leichte Skizze sich nach eigenem Gefühle breiter ausmalen, ausdeuten und ergänzen.

Als besonders wohlthuend erscheint in v. Oertzen's Aphorismen der über sie gebreitete warme Gemüthston. Das sind keine nüchternen, kalten Reflexionen, etwa in der Art moralisirender stoischer Monologe mit und an sich, nein, es sind Selbsterlebnisse und Selbstbekenntnisse, beseelt von dem Hauche eines für das Wohl der Menschheit fühlenden Herzens. Neben der frischen männlichen Kraft der scharfen Satire erfreut und erquickt uns doppelt der zarte Schmelz des aussöhnenden Gemüthes. Aus dieser harmonischen Verschmelzung der Empfindung und des Gedankens erwuchs denn auch der entsprechende, ebenso prägnante wie dichterisch gehobene Ausdruck.

Besonders enthält nun der zweite Abschnitt »Religion« manche zumal in jetziger Zeit beherzigenswerthe Wahrheiten. Möge die nachfolgende Auswahl einiger bezeichnenden Sätze von dem reinen und edlen Sinne wie dem entschlossenen Geiste des Ganzen Anschauung und Zeugniß geben.

»Das Wort »christlich« hat im Munde mancher Leute einen Beigeschmack von Selbstgefühl, von hochmuthsvoll wichtigem Beamtenthum. Man könnte solche Leute die Bureaukraten unseres Herrgotts nennen.«

»Durch einen verhängnißvollen Irrthum wird die Religion häufig mit der Theologie verwechselt, die natürliche Gesundheit mit der Kraft des Apothekers. Und doch giebt es Menschen, welche der bloße Duft einer Apotheke schon krank machen kann.«

»Zwischen Gott und uns stellt sich das römische Priesterthum und wehrt uns, Gottes Stimme unmittelbar in unserem Herzen zu vernehmen. Die Geistlichen wollen hinfort nicht sowohl seine Minister als vielmehr seine Vertreter, seine Vicegötter sein, und nur durch ihren Mund soll das Wort unseres Vaters und Herschers als gültige Entscheidung uns kund werden. Und so ist in dieser Verfassung der berüchtigte beschränkte Unterthanenverstand thatsächlich Gesetz, er ist ein Grundrecht derselben geworden; unser Wille, beraubt des freien Verkehrs mit dem Gewissen, wird entweder in dumpfe Sclaverei oder in Zügellosigkeit dahin gegeben. Mit anderem Wort: das wahre Wesen dieser Kirchenunfehlbarkeit ist die Mediatisirung Gottes unter den Papst und die Verthierung des Menschen. Aber irret Euch nicht, Ihr Unfehlbaren, Gott läßt sich nicht spotten.«

»Die Gottesfurcht einer großen Zahl von Leuten ist eigentlich Menschenfurcht, und bei nicht minder Vielen wieder ist sie Gespensterfurcht.«

»Es ist genug des wüsten Lärms um die Heiligthümer des Herrn; die Wölbungen der Dome wiederhallen von Flüchen, und die Kerzen auf Gottes Altären erlöschen vor dem Pesthauche des Unfriedens. Priesterhand wandelt das Lager des Dahinscheidenden

zum Folterbette und reißt den Schleier der Züchtigkeit vor den Augen der Braut hinweg. Priesterhand unterwühlt die Throne der Könige und den Eckstein häuslichen Glückes. Priesterhochmuth bauet aus hundert und aberhundert Lehrsätzen, aus Wahrheit und Lüge, Wunder- und Aberglauben, aus Legenden, Tractätlein und Götzendienerei den neuen Babelthurm unfehlbaren Dogma's auf.«

»Wir armen Nichtpriester, wir Männer und Frauen, die wir im Kampfe des Lebens stehen, unsere Kinder zum Heil führen möchten und eine Seele voll Heimweh nach Frieden haben, wie gern hießen wir am Herde und im Herzen den Pfarrer willkommen, den Freund, welcher Blicke des Trostes, heilige Worte der Versöhnung und ein Gemüth voll Weihe in unser tägliches Thun oder Leiden theilnehmend hineinbrächte. Aber wer seid Ihr doch, Ihr zorngerötheten Schriftgelehrten hüben und drüben und in allen Lagern? Welcher Name steht auf Euren Symbolen, Christi Namen oder eines Menschen? Zeloten, Thoren, Fanatiker, wann schlägt die Stunde, wann endlich steigt der Geist hernieder, welcher den Tempel des Herrn säubern wird? Nach ihm rufen wir in verborgenster Einsamkeit; denn die friedenvolle Andacht hat ihre Heimstatt verloren. Herschsucht und Hader stehen am Altar — wo sollen wir beten?« —

Die vorstehend mitgetheilten Ansichten und Meinungen sind nun, das wissen wir wohl, keineswegs derart, daß man sie, wie es in Erfinder-Patenten heißt, durchaus als »neu und eigenthümlich« qualificiren müßte: sprechen sie doch nur aus, was wir Alle denken und fühlen. Aber was sie auszeichnet und uns, mitunter an Jean Paul's Art gemahnend, werth macht, ist die besondere Auffassung und Form, das eigenthümliche Gepräge, das ihnen der Verfasser zu geben weiß. Er gehört eben zu jenen heutzutage seltneren poetischen Naturen, welche sich neben dem praktischen Blicke für die Bedürfnisse der Zeit und die Forderungen des Lebens den aufgeweckten, offenen Sinn für die geistigen, sittlichen und künstlerischen Ideale bewahrten, die jenes allein erheben, erwärmen und verklären. Bezeichnend hiefür sagt der Verfasser: »Den Fuß zu festem Wandel auf der Erde, aber das Haupt hoch über den Staub getragen, um das Licht des Aethers rein bis in die verborgenste Lebensfalte hinab empfangen zu können — das ist ächte Künstlerart.«

Um auch von dem leichteren Genre dieser »Selbstgespräche« eine Probe zu geben, sei es uns gestattet, noch einige kurze und schlagende Sätze aus dem Gebiete der praktischen Lebensphilosophie hier anzufügen.

»Wir müssen lernen, das Leben perspectivisch zu betrachten. Sonst zeichnen wir kein richtiges Bild desselben in unsere Seele.«

»Glücklich sein wollen ist fast glücklich sein.«

»Das Beste, was wir auf Reisen lernen können, ist Verständniß und Liebe der Heimat.«

»Der Werktag hat seinen Feierabend, der Sonntag hat die müde Heimkehr vom Vergnügen und den Vorgeschmack einer saueren Arbeitswoche.«

»Kindern, welchen man ein Naschwerk giebt, pflegt man wohl zu sagen: Mund auf und Augen zu! Wir Herangewachsenen, wenn wir des Lebens froh werden wollen, sollen uns lieber rathen lassen: Macht die Augen auf und haltet den Mund zu.«

»Das Urtheil der Mitlebenden über uns ist gleichsam das Echo unseres Wesens, der Schatten unserer Gestalt. Wir Alle sind wie Peter Schlemihl, der seinen Schatten nicht entbehren konnte.«

»Die Heroen der Weltgeschichte, die großen Männer im Staate und in der Wissen-

schaft gleichen den Thurmuhren. Wenn sie die Stimme auf ihrer einsamen Höhe laut werden lassen, dann schallt es weit hinaus, und sie regeln Zeit und Stunde für Viele rings umher. Den Hausuhren dagegen sind wir Anderen vergleichbar. Nur Wenige hören uns, Wenigen bestimmen wir das Tagewerk.« —

Wir haben im Obigen nun keineswegs das Beste herausgesucht, so zu sagen die Sahne von der Milch geschöpft, oder das Fleisch vom Knochen gelöst. Noch gar vieles Schöne und Treffende — wie z. B. die Aussprüche über wahre Freunde und sogen. »gute Bekannte«, über die bloßen Verstandesmenschen, die ungeordneten Genie's oder die ganz reizende Plauderei über die Symbolik des weiblichen Fußes — möchten wir vor innerem Vergnügen gern hier ausschreiben, hätte nicht der uns gemessene Raum Gränzen gesteckt. Drum nur noch Einiges von einem altbeliebten, nie ausgesungenen Thema: der Liebe und deren oft weniger melodischem und harmonischem Nachspiele: der Ehe.

»Wann hat die Stunde des Verhängnisses über zwei Herzen geschlagen? Wenn sie fortwährend mit einander reden, sobald sie räumlich getrennt, und stumm werden, wenn sie vereinigt sind.«

»Liebe ist der süßeste Rausch aus dem Jungbrunnen des Lebens.«

»Glücklich lieben heißt auf vierfachem Flügel durch den blauen Aether getragen werden.«

»Einem hochgewendeten Herzen ist kein Mensch so heilig, wie derjenige, welcher es unerwiedert liebt.«

»Wer ohne Liebe heiratet, ist manchmal ein Verbrecher wider eigenes und fremdes Glück, manchmal ein Märtyrer, aber immer ein Narr.«

»Das Glück mancher Ehe wird durch zu große Uebereinstimmung der Denkweise gefährdet: Beide Theile denken nur an die Frau.« —

Dem idealen Geiste der zumeist aus innerer Betrachtung geschöpften »Selbstgespräche« angemessen, sei ihr bester Schluß hier der Hinweis in höheres Leben.

»Was beschwingt die Seele? die Sehnsucht! Was adelt unsere Gedanken? die selbstlose Menschenliebe! Was läßt uns die rechten Wege ahnen, wenn auch unser Auge sie nicht klar erkennt? das Heimweh! Ein Herz voll Heimweh ist gleich der Schwalbe: sein Flügel ist unstet und ruhelos, aber sein Flug ist fest, und seine Stätte ist ihm bereitet.«

»Fröhlich in den morgenden Tag geht nur derjenige hinein, der heute zufrieden war. Nur wer das Diesseits mit allem seinem Leid und aller seiner Freude segnet und liebt, kann getrosten Muthes in das unbekannte selige Jenseits hinüberschlummern.«

Mit diesem, den schärfsten Gegensatz zu mönchischer Askese und cölibatärem Pessimismus bekundenden Spruche wollen wir gern schließen. Wo pfäffische hab- und herschsüchtige Menschenquälerei die Pforten der Hölle öffnet, strahlt dem Weisen der letzte Tag im freundlichen Abglanze der Sonne, in milder Abendröthe.

Möge denn das treffliche, edle Humanität und ächte Lebensweisheit lehrende Büchlein unseren Lesern bestens empfohlen und dem Verfasser der Wunsch ausgesprochen sein, dasselbe nächstens auch durch Erwägungen in nationalem Sinne vermehrt und vervollständigt zu sehen.

Medicinische Umschau.

Von

Dr. M. Wächter.

Unsere Kenntniß von den Ursachen der sogenannten Infectionskrankheiten hat in neuerer Zeit eine wesentliche Bereicherung erfahren. Dr. Obermeier, der inzwischen leider seinen Studien zum Opfer gefallen ist (er starb im vergangenen Sommer an der Cholera, die er sich bei seinen auf das Choleragift gerichteten Untersuchungen zugezogen hatte), fand in dem Blute der am rückfälligen Typhus (Typhus recurrens) Erkrankten eine enorm große Zahl elementarer Organismen der gleichen Art, welche von fadenförmiger Gestalt sind und eine unglaublich lebhafte, schlängelnde, freiwillige Bewegung zeigen. Sie sind um ein Vielfaches länger als der Durchmesser eines Blutkörperchens beträgt. Bekanntlich besteht der rückfällige Typhus aus mehreren (zwei bis fünf und darüber) Anfällen, die etwa vier bis sieben Tage dauern und einen ebenso lange oder etwas länger währenden Zeitraum zwischen sich lassen, innerhalb dessen der Patient sich ganz wohl und frei fühlt. Jedes Mal während des Anfalles, und zwar von Beginn an bis gegen das Ende, ist das Blut des betreffenden Patienten durchschwärmt von Millionen jener zwar kleinen, aber durch ihre Zahl sehr mächtigen Wesen; jedes Mal, wenn die Körpertemperatur zur Norm zurückkehrt, sind sie spurlos verschwunden. Sobald der neue Anfall beginnt, ist auch der kleine Feind wieder da. Unter solchen Umständen ist es wohl nur ein berechtigter und durchaus nahe liegender Schluß, wenn man annimmt, daß die Einwanderung und die Gegenwart jener Schaar die Ursache der Krankheit ist. Indem jene Wesen mit dem von ihnen occupirten Menschenleibe den Kampf um das Dasein kämpfen, erleben sie in ihm mehrere Male ihre Saison, so lange, bis entweder der menschliche Organismus sie zerstört hat, oder bis sie in ihrem Siege über den Organismus sich selbst ihre eigenen Lebensbedingungen vernichten und in dem von ihnen gefällten Menschenleibe selber zu Grunde gehen. — Es entsteht nun die Frage, in welcher Weise und unter welchen Umständen die Einwanderung jenes Parasiten erfolgt. Nun ist festgestellt, daß die Epidemien des Typhus recurrens nur an solchen Orten ihren Ursprung nehmen, an denen Armuth und Unreinlichkeit, jenes Zweigespann, welches stets das Menschengebilde abwärts gezogen hat, zusammengepferchte Individuen vorfinden. Anderseits hat sich aber ergeben, daß jener »Spirille« genannte Parasit vereinzelt auch in dem Mundschleime besonders von unreinlichen Personen vorkommt. So ist es also sehr begreiflich, daß dort, wo die Unreinlichkeit potenzirt und summirt auftritt, die günstigsten Bedingungen für die massenhafte Entwickelung jener Elementarwesen gegeben sind. Vom Munde des Einzelnen gelangt die wandernde Schaar mit den Speisen und Getränken in den Magen und in den Darmcanal und von dort aus in die Blutbahn und inficirt den Körper. —

Die von dem italiänischen Arzte Sylvestri ersonnene und zuerst versuchte, durch Esmarch, Professor der Chirurgie in Kiel, in die Wissenschaft definitiv eingeführte Methode, ohne Blutverlust an den Extremitäten zu operiren, gehört zu den glänzendsten Errungenschaften der modernen Chirurgie. Sie besteht darin, daß das betreffende Glied,

bevor zur Operation geschritten wird, von der Peripherie her (Fingern, resp. Zehen) nach dem Rumpfe zu mit elastischen Binden nach und nach eingewickelt wird. Hierdurch wird das Blut aus der Extremität allmählich in die Rumpfgefäße hineingedrängt. Die Binde wird unmittelbar vor Beginn der Operation fortgenommen, nachdem oberhalb derjenigen Stelle, an welcher operirt werden soll, durch eine fest angelegte, bis zur Beendung der Operation bleibende elastische Umschnürung die Rückkehr des vertriebenen Blutes unmöglich gemacht ist. Bei den größten Operationen fließt jetzt kein Tropfen Blut: das Operationsfeld in der Wunde bleibt sauber und übersichtlich, und dem Kranken wird jede Schwächung durch Blutverlust erspart. Uebele Nebenfolgen hat dies Verfahren bei genügender Vorsicht und in berufenen Händen bisher auch dann nicht verursacht, wenn die betreffenden Operationen eine halbe Stunde und darüber währten. Uebrigens ist diese Methode bereits allgemein angenommen und von den bedeutendsten Chirurgen, wie von v. Langenbeck, auf das Wärmste empfohlen worden. —

Daß die seelischen Functionen in die sogenannte Rinde des Großhirnes, d. h. in den unmittelbar an der Oberfläche des Großhirnes gelegenen, aus Ganglien- (Nerven-) Zellen bestehende Region zu verlegen seien, war seit langer Zeit sowohl aus Experimenten als auch aus den ärztlichen, durch Sectionen gestützten Beobachtungen an Menschen hervorgegangen. Dagegen hatte es dahingestellt bleiben müssen, welches die Orte seien, an denen der Wille in denjenigen materiellen Vorgang (»Erregung«) umgesetzt wird, welcher auf den verschiedenen Nervenbahnen zu den einzelnen Muskelgruppen fortgeleitet werden muß, damit eine beabsichtigte Bewegung, z. B. der Glieder, zu Stande komme. Durch die Untersuchungen des Dr. E. Hitzig in Berlin sind wir dem Verständnisse dieser Dinge wesentlich näher gekommen. Dieser Forscher hat nachgewiesen, daß es in der vorderen Hälfte der Großhirnoberfläche mehrfache äußerst eng begränzte Bezirke giebt, deren elektrische Reizung eine Action (Zusammenziehung) zugeordneter Muskelgruppen herbeiführt. So hat Hitzig durch die angegebene Methode die Centren ermittelt, von denen aus die Muskeln der Extremitäten, des Gesichtes, der Augen u. s. w. innervirt werden können. Es ist nun wohl anzunehmen, daß die Seele dieser Relais sich auch wirklich bedient; hierfür spricht übrigens auch der Umstand, daß die Abtragung des betreffenden Hirntheilchens eine Unbrauchbarkeit der dependirenden Muskelgruppen und zwar nur dieser, für den Willen des Versuchsthieres zur Folge hat. —

Dr. W. Koch in Berlin hat die Idee gefaßt und bereits in einer Reihe von Fällen versuchsweise zur Ausführung gebracht, dem beginnenden Schwindsuchtsprocesse in der menschlichen Lunge mittelst chirurgischer Eingriffe in der Weise ein Halt! zu gebieten, daß er den betroffenen zum Zerfalle neigenden Lungenabschnitt in ein Narbengewebe umwandelt, welches zwar für die Athmung unbrauchbar, dafür aber der phthisischen Zerstörung nicht unterworfen ist. Der Fortfall einer Lungenpartie aus dem Dienste der Athmung durfte ihn von der Ausführung seiner Idee nicht abhalten, da es einerseits feststeht, daß die Verminderung der Lungenoberfläche um ein Drittel ihrer normalen Ausdehnung ohne Schaden ertragen wird, und da andererseits der betreffende Lungenabschnitt durch den phthisischen Proceß doch bald unbrauchbar geworden wäre. Die Analogien, die sich aus den namentlich in den letzten Kriegen bei Lungenschüssen gemachten Erfahrungen hätten ableiten lassen, genügten indessen dem genannten Chirurgen nicht, um seine Versuche sofort an den Lungen erkrankter Menschen anzustellen. Er experimentirte vorher erst an Thierlungen. Nachdem er die Gefahrlosigkeit verschiedener Eingriffe (Einstiche, Einspritzungen von Jod-, Jodkalium-Lösungen u. s. w.) dargethan

und gefunden hatte, daß nicht nur die Lungen der Hunde, sondern auch die der Kaninchen, welche gerade eine sehr große Neigung zur phthisischen Destruction haben, auf jene Eingriffe stets mit der Production von Narbengewebe und niemals mit Gewebezerfall antworten, hat er auf einer Berliner Universitätsklinik Curversuche angestellt, über deren Ausgang vorläufig noch weitere Mittheilungen abgewartet werden müssen. —

Die neuesten Untersuchungen über die Verbreitungsweise der Cholera, so namentlich auch der Bericht des Professors Hirsch über die Epidemie in der Provinz Preußen, zeigen mehr und mehr, daß die Cholera nicht durch eine allgemeine zeitweilig auftretende Disposition der Menschen sich entwickelt, und daß auch die Cholerakeime nicht etwa durch Winde über große Länderstrecken fortgetragen werden, um entlegene Gegenden zu überfallen, sondern es ergiebt sich vielmehr aus ihnen, daß stets dort, wo eine Reihe von Cholerafällen sich zeigt, eine nahe Berührung der Menschen mit Cholerakeimen sich vollzogen hat, und daß diese Keime in den Entleerungen der Cholerakranken zu suchen sind. Niemals erkrankt also ein Mensch an der Seuche, wenn nicht in seine Nähe Cholerakeime durch Cholerakranke gebracht worden sind. Die vorjährige Epidemie an der unteren Weichsel ist nachweislich durch die galizischen Floßschiffer, unter denen die Cholera herschte, eingeschleppt worden. Ganz denselben Weg, welchen diese Leute an den Ufern und über die nächsten Ortschaften nahmen, ging auch anfänglich die Cholera, bis sie später dann von dort aus weiter getragen wurde. Ueberall da, wo am wenigsten für die Entfernung und Desinfection der Entleerungen geschah, und wo am meisten Menschen mit diesen Stoffen in Berührung kommen konnten, forderte die Cholera die meisten Opfer, decimirte sie stellenweise die Bevölkerung. Derartige genaue Erhebungen sind von enormster Wichtigkeit, denn sie geben uns die Mittel und Wege an, wie wir die Seuche von unseren Ländern fernhalten können. Innerhalb des civilisirten Europas läßt sich namentlich wegen der Handelsinteressen eine völlige Absperrung des Verkehres nicht ermöglichen. Dennoch werden wir von den Staaten gelegentlich die Sperrung einer einzelnen Verkehrsstraße fordern müssen, wenn von dort aus die Invasion der Cholera droht. Und da uns bereits öfters die Cholera über Polen und Galizien heimgesucht hat, so würde eine Sperrung des Floßtransportes auf der Weichsel als eine Nothwendigkeit erscheinen. —

Es mehren sich in der medicinischen Literatur die Thatsachen, welche dafür sprechen, daß das Trinkwasser, wenn nicht der einzige, jedenfalls doch der hauptsächlichste Träger des Typhusgiftes ist. So ist in neuester Zeit von Küchenmeister in Dresden eine Typhusepidemie beschrieben worden, welche nur auf solche Haushaltungen sich erstreckte, die ihr Wasser von einem bestimmten Brunnen entnahmen. Eine genauere Untersuchung ergab, daß dieser Brunnen in nassen Zeiten einen geringen Zufluß von einer Dungstätte her erhielt. Obwohl aber seit vielen Menschenaltern diese Verunreinigung des Wassers stattgefunden hatte, war doch seit Menschengedenken kein Typhusfall in jener Ortschaft vorgekommen. Erst nachdem einige Zeit vor dem Ausbruche der Epidemie die Entleerungen eines außerhalb inficirten Typhuskranken auf jene Dungstätte geschüttet worden waren, und nachdem auf diese Weise der Brunnen durch Typhusgift inficirt worden war, war die Gelegenheit zur Infection der den Brunnen benutzenden Ortsbewohner gegeben. —

Kleine Umschau.

Jubiläum von J. C. Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. (Jubelband. Leipzig 1874. Verlag von Johann Ambrosius Barth.) Wenn es auch nicht in dem Plane dieser Zeitschrift liegen kann, streng fachliche mathematische oder naturwissenschaftliche Werke zu besprechen, so ist es doch ihre Pflicht, von literarischen Ereignissen aus diesen Gebieten Notiz zu nehmen. Ein solches ist aber der oben angezeigte Jubelband von „Poggendorffs Annalen." Fünfzig Jahre sind verflossen, seit J. C. Poggendorff als Fortsetzung von Gilbert's Annalen bei J. A. Barth in Leipzig (der auch diese verlegt hatte) den ersten Band der „Annalen für Physik und Chemie" erscheinen ließ, dem seit dieser Zeit unter gleicher Redaction und in gleichem Verlage 150 Bände und 6 Ergänzungsbände gefolgt sind. Da die Annalen die wichtigsten Arbeiten fast aller Physiker und Chemiker Deutschlands enthalten, so giebt diese stattliche Reihe von Bänden ein Bild des glänzenden Fortschrittes, den jene Disciplinen in den letzten 50 Jahren gemacht haben. Die Größe der Arbeit die der Herausgeber dabei hatte, mag man daran ermessen, daß in dieser Zeit ungefähr 8800 Arbeiten von über 2000 Autoren erschienen sind.

Es war ein glücklicher Gedanke zur Feier des Jubiläums nun durch die Mitarbeiter einen Band zusammenstellen zu lassen und ihn dem Redacteur als Ehrengabe zu überreichen. So ist der Jubelband entstanden, der 62 Arbeiten der bedeutendsten Physiker und Chemiker des In- und Auslandes enthält und in prachtvoller typographischer Ausstattung am 28. Februar dieses Jahres dem Jubilar unter entsprechender Feierlichkeit übergeben wurde. Mögen ihm noch viele von Poggendorff selbst redigirte Bände der Annalen nachfolgen.

Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag. Für die Bestrebungen für Volksbildung ist gegen Ende v. J. durch mehrere aufrichtige Volksfreunde aus dem nordwestlichen Deutschland ein Organ geschaffen, das besonders für die Pflege und Verbreitung guter volksthümlicher Lectüre sorgen will. Zunächst beabsichtigt die Gesellschaft, die sich zu diesem Zwecke gebildet hat, unter der oben angeführten Firma eine Reihe volksthümlicher Unterhaltungsschriften herauszugeben, jedoch hat sie auch den Verlag belehrender Bücher nicht von ihrem Programme ausgeschlossen. Sie hofft so nach und nach die schädliche Colportageliteratur zu verdrängen oder doch deren Gebiet stark zu beschränken. Sie rechnet auf die Unterstützung aller Vaterlandsfreunde und wendet sich insbesondere an diejenigen, welche das Zeug zu volksthümlicher Darstellung besitzen. Aechte, wahre Sittlichkeit in schöner, fesselnder Form, ist die Losung dieses Verlagsgeschäftes, das sich hoffentlich bald zu einem kräftigen Mitarbeiter auf dem Gebiete der Volksbildung emporschwingt.

Bücherschau.

I. Anzeigen.

Deutscher Räthselschatz für Jung und Alt, in sechs Büchern nach Altersstufen geordnet von K. L. Fr. Mezger. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Heilbronn. Verlag von Albert Scheurlen. o. J. — Erstes Heft (Buch 1 u. 2).

Der Herr Verf. hat seine Ansichten über den Werth des Räthsels namentlich in pädagogischer Beziehung, und seine Vorschläge zur Pflege des Räthsels in der D. W. (Bd. IV, S. 513 fgg.) so ausführlich und anziehend erörtert, daß die Leser sich gerne von ihm in den Deutschen Räthselschatz werden einführen lassen. Die Auswahl ist mit großem Geschmack und feinem Sinne getroffen; die Anordnung, in mehreren Gruppen,

welche den verschiedenen Altersklassen entsprechen und vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten, bewährt sowohl in der Wahl dieses Principes wie in der Durchführung einen seltenen pädagogischen Tact. Das zierliche Büchlein wird Allen willkommen sein und sollte namentlich den Kindern nicht vorenthalten werden.

Deutsche Jugend. Illustrirte Monatshefte. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. Unter künstlerischer Leitung von Oskar Pletsch. Vierter Band. (Erstes Monatsheft: April 1874.) Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Seitdem wir in Bd. IV, S. 60 fgg. der D. W. den Beginn dieser Zeitschrift begrüßt haben, sind drei Bände (halbjährlich einer) erschienen, der vierte theilweise. Selten hat ein Unternehmen so schwieriger Art so vollständig und gleichmäßig gehalten, was es versprach: Die „Deutsche Jugend" liefert fortwährend das Beste auf's Beste, und bietet zumal in seinen Illustrationen den werthvollsten Beitrag zur ästhetischen Nationalerziehung.

Das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester Bilder-Cyclus von Moriz von Schwind. Aufgezeichnet von Julius Naue. In Holzschnitt ausgeführt von H. Günther, H. Käseberg, J. Mebold, K. Oertel, H. Werdmüller und J. Wolf. Mit Text von Gustav Floerke. Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr in Leipzig. 1874. Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vor wenigen Jahren ist Schwind's Märchen von den sieben Raben dem deutschen Volke unter der Aegide der Zeitschrift „Ueber Land und Meer" in einer Lichtdruckreproduction von Jos. Albert in München dargeboten worden. Jetzt erscheint es in neuem Gewande, gewiß nicht minder willkommen. Ein pietätvoller Schüler des gemüthlichen Meisters hat die Zeichnungen treu und sicher gemacht, Meister der Holzschneidekunst sie in Holz geschnitten, die Grumbach'sche Druckerei ein Meisterstück von Drucklegung geliefert. Der poetische Text Floerke's ist geschmackvoll, das Ganze also — würdig, bei A. Dürr erschienen zu sein.

Schwarze Bilder aus Rom und der Campagna von Fritz Schulze. In Holzschnitt ausgeführt von Professor Hugo Bürckner. Text von Gustav Floerke. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von Alphons Dürr. 1874. Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Allzu lange Zeit ist vergangen, seit Dr. Adolph Philippi zuerst von seinem in Rom gemachten Funde der Schulze'schen Silhouettenbilder in der Zeitschrift für bildende Kunst (Bd. VII — 1872 —, S. 125 fgg.) Bericht und Probe gab, bis uns nun die Befriedigung des damals erregten Appetites zu Theil wird. Es ist in der That damals nicht zu viel gesagt, und in der etwas größeren und viel besseren Ausführung der jetzt vorliegenden Holzschnitte nehmen sich die anmuthigen und charakteristischen Compositionen noch ungleich schöner aus als damals. Ganz besonders glücklich geht Floerke's poetischer Text mit den Gestalten des Künstlers zusammen. Hat jener doch wie dieser lange Zeit in der ewigen Stadt gelebt, und sind Beide doch durch Freundschaft mit einander verbunden. Sie haben dieselben Eindrücke im Austausch der Empfindungen in sich aufgenommen. Das Widmungsgedicht an den Künstler gibt davon Kunde, und die Bildtexte bezeugen es.

Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von Dr. Franz X. Wegele. Bd. I. Zweite Hälfte. Geschichte meiner Zeit. Würzburg. A. Stuber's Buchhandlung. 1873.

Von dem Beginne dieser deutschen Ausgabe ausgewählter Werke Friedrich's des Großen haben wir in der D. W. Bd. IV, S. 59 Notiz genommen. Der gegenwärtige Halbband enthält eines der bemerkenswerthesten geschichtlichen Urkundenbücher. Es giebt in der Weltliteratur wenige Beispiele von Versuchen, die eigene Zeitgeschichte zu schreiben, die so klar und objectiv, so plastisch und kurz bezeichnend verfaßt wären, wie Friedrich's des Großen Werk. Die Urtheile sind von einer Schärfe und Unparteilichkeit, die bewunderungswürdig zu nennen ist. So spiegelt sich die Zeit in einem Riesengeiste, der auf ihrer Höhe steht und nicht nur ihre, sondern kommender Jahrhunderte Schicksale bestimmt.

Die Kunst des Krieges. Ein Gedicht von Friedrich dem Großen. Uebersetzt von

Emilie Schröder. Berlin 1873. Denicke's Verlag, Link u. Reinke.

Eine höchst interessante kritische kriegsgeschichtliche Studie des gewaltigen Feldherren, in Form eines Lehrgedichtes, an den Erben des Thrones gerichtet. Nicht ohne Trockenheit, hat es doch höchst anziehende Partien und einzelne vortreffliche Schilderungen. Die Uebersetzung in Hexametern hat einen schwerfälligen Gang und strotzt leider von furchtbaren Härten, wie z. B. „Gränzen der Kunst . . . . noch überzuschreiten", „am Hofe von Ludwig", „viele der Arten es giebt" u. s. w. Doch ist die große Schwierigkeit und Sprödigkeit der Aufgabe nicht zu verkennen, und gereicht vielfach zur Entschuldigung.

II. Besprechungen.

Krylof's sämmtliche Fabeln. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung begleitet von Ferdinand Löwe, ehemaligem Bibliothekar an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, korrespondirenden Mitgliede der Gelehrten esthnischen Gesellschaft zu Dorpat. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1874.

Die „Deutsche Warte" hat an sich nicht die Aufgabe, sich mit fremder Literatur zu beschäftigen. Aber ebensowenig verschließt sie sich gegen das Fremde, sei es nun, daß dieses auf unser heimisches Leben von entschiedenem Einfluß ist, oder daß es in seiner eigenen Heimat zu den epochemachenden, charakteristischen Erscheinungen gerechnet wird. Mag auch den heutigen Culturvölkern die Kenntniß und Schätzung der eigenen Vorzüge geradezu als nationale Pflicht erscheinen, so wäre doch Unkenntniß und Unterschätzung des eigenen Guten kaum ein größerer Fehler als das Ignoriren dessen, worin ein anderes, seit lange an dem geistigen Fortschritte der Menschheit mitthätiges oder erst seit kürzerer Zeit in die Culturarbeit eingetretenes Volk ein hochzuhaltendes Gut, einen auszeichnenden Vorzug für sich erblickt. In dem letztern Falle befinden wir uns dem russischen Fabeldichter Iwan Andrejewitsch Krylof gegenüber. Kein Talent erster Größe, aber ein echter Sohn seines Volkes, mit seinen gesunden Anschauungen, seinen reichen Lebenserfahrungen in dessen Tiefen wurzelnd, ein ungemein regsamer Geist, Autodidakt im besten Sinne des Wortes, der noch mit fünfzig Jahren Griechisch lernt, Journalist, Verfasser von Lustspielen und Operntexten, Musiker, Fabeldichter, Bibliothekar an der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek in Petersburg, Staatsrath, vom Kaiser selbst bei persönlichen Begegnungen ausgezeichnet, ist er durch die bedeutendste Leistung seines Lebens, die Fabeln, ein Liebling der höchsten wie der niedersten Kreise geworden. Schon bei Lebzeiten Krylof's (er starb 1844) waren seine Fabeln in 77000 Exemplaren verbreitet, und seit 1855 steht ein Denkmal des liebenswürdigen Dichters im Sommergarten zu Petersburg. Jopol, bekanntlich einer der bedeutendsten russischen Schriftsteller unseres Jahrhunderts, erkennt in Krylof's Fabeln einen Nationalschatz und den Inbegriff der Volksweisheit, in welchem der scheinbar sorglose und um die Zeitereignisse unbekümmerte Poet gleichwohl über Alles sein Votum abgebe und zwar im Sinne der verständigen, versöhnenden Mitte. Er ist für die Russen geworden, was Lafontaine für die Franzosen, Gellert für die Deutschen ist; nur daß er vermöge seines Lebensganges mehr als diese Beiden in und mit seinem Volke gelebt, mehr als diese in von eindringendem Weltverstande, glücklichem Humor und heiterer Ironie eingegebenen Erzeugnissen seiner Feder die speciellen Zustände, Schwächen und Gebrechen seines Volkes berücksichtigt und auf dieses zu wirken gesucht hat. Und wenn es Lessing für die Aufgabe der Fabel erklärt, einen allgemeinen moralischen Satz an einem besonderen Fall erzählend zur Anschauung zu bringen, so betont Krylof nicht minder entschieden den ethischen Kern dieser Dichtgattung, wenn er sagt, daß man denjenigen als einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes ansehen müßte, der es verstände, die Kernsätze des Guten in kurzen Bildern so darzustellen, daß sie sich dem Gedächtnisse tief einprägen. Das Interesse unserer heutigen Lesewelt ist überwiegend der erzählenden

Dichtung in der Form des Romanes und der Novelle zugewandt; ein Interesse welches auch von den illustrirten Zeitschriften in weitem Umfange und nicht immer zum Vortheile des reinen, gebildeten Geschmackes gepflegt wird. Wenn sich dieser Speise gegenüber eine gewisse Uebersättigung und das Verlangen nach einer anders gearteten geistigen Anregung und Erfrischung geltend machte, so wäre dies gerade kein schlimmes Zeichen der Zeit. Und warum sollte dieses Verlangen nicht auch zur Abwechselung einmal bei einem Fabeldichter, namentlich bei einer so originellen Erscheinung wie Krylof, seine Rechnung finden? Ist ja doch die Fabel, wie schon der treffliche Sulzer sagt, keineswegs bloß eine Erfindung, Kindern die Wahrheit einzuprägen, sondern eine auch dem stärksten männlichen Geiste angemessenen Nahrung. Dem deutschen Publicum ist Krylof, nachdem eine frühere Uebersetzung in Prosa ziemlich spurlos vorübergegangen war, eigentlich erst durch die kürzlich bei Brockhaus in Leipzig erschienene poetische Uebersetzung von Ferdinand Löwe zugänglich und genießbar gemacht worden. Löwe war eine Reihe von Jahren Bibliothekar der kaiserlichen Akademie in Petersburg und hat nicht nur die russische Sprache, sondern auch Land und Leute gründlich kennen gelernt, und sich schon vor einigen Jahren durch die Uebersetzung des Boris Godunof und einiger anderen Werke von Puschkin ein Verdienst um die Kenntniß der russischen Literatur in Deutschland erworben. Bei der Uebersetzung des Krylof hat er sich vor Allem der dem Originale schuldigen Treue beflei߬igt, und ist bemüht gewesen, dasselbe Zug für Zug nachzubilden. Dieses Streben erstreckt sich auch auf die Form. Die Zeilen von wechselnder Länge, die wir schon bei Krylof's Vorbilde, Lafontaine, finden, hat die deutsche Uebersetzung pünktlich wiedergegeben, in welcher auch der Reim mit einer glücklichen Leichtigkeit, obschon nicht immer mit völliger Reinheit behandelt ist. Nichts erinnert in dieser Uebersetzung, zu welcher der Verfasser von Eduard Mörike ermuntert worden ist, daran, daß man kein Original vor sich hat. Die 200 Fabeln, die das Buch enthält, sind etwa zum vierten Theile Nachbildungen, die übrigen selbständige Erzeugnisse des Dichters. Unter diesen sind namentlich eine Reihe von solchen hervorzuheben, welche historische und politische Beziehungen enthalten. Hier sind die mehrfach beigefügten Fingerzeige des Uebersetzers dankenswerth, die wir nur etwas freigebiger gewünscht hätten. An die achte Fabel des zweiten Buches „Der Wolf im Hundezwinger" knüpft sich zugleich eine hübsche Anekdote. Napoleon hatte nach den Gefechten bei Krasnoy im November 1812 vergebens versucht, einen Waffenstillstand zu erlangen. Kutusof trieb die zurückweichenden Franzosen mehr und mehr in die Enge. Darauf bezieht sich die Fabel. Wie der in den Zwinger gerathene Wolf den Hunden alles Liebe und Gute verspricht, unterbricht ihn der alte Flurschütz:

„Du bist wohl grau, doch silbern ist mein Haar
Ich kenne längst die Wolfsnatur
Und bin darauf bedacht, fürwahr,
Mit Wölfen
Zum Frieden dadurch mir zu helfen,
Daß ich abziehe ihre Häute" —
Spricht's und ließ los auf Isegrimm die Meute.

Dem Feldherren schickte seine Gemahlin das von Krylof's Hand geschriebene Exemplar der Fabel in's Lager; Kutusof las diese den versammelten Offizieren vor, und bei den Worten: „Doch silbern ist mein Haar" nahm er seine weiße Mütze ab und schwenkte sie mit gebeugtem Haupte. — Eine andere Fabel nimmt die Fabiustaktik Kutusof's gegen dessen Tadler in Schutz, wieder eine andere verspottet den Admiral Tschitschagof, der zu Lande ungeschickt operirte. Den Franzosen, die vor 1812, freilich auch später noch, und da besonders als Lehrer und Erzieher eine bevorzugte, obgleich nicht immer eine vortheilhafte Rolle in Rußland spielten, ist unser Fabeldichter nicht hold und verschont selbst den Erzieher Alexanders I., Laharpe, nicht. Ebenso wenig läßt er die Mißbräuche in der Verwaltung ungerügt, denen er eine ganze Reihe seiner niedlichen kleinen Dichtungen widmet. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch mit der Censur in Collision gerieth. Diese verweigerte der elften Fabel des neunten Buches: „Der Magnat" die Druckerlaubniß. Da las sie Krylof bei einer Hofmaskerade dem Kaiser Nikolaus vor. Dieser umarmte ihn hierauf mit den Worten: „Schreib nur zu, Alter, schreib zu." Und damit war das Verdammungsurtheil der Censur cassirt.

Es mag dem deutschen Geschmacke nicht immer Alles zusagen, es mag das Gewand der Fabel für manchen Gegenstand — Krylof zieht auch religiöse Fragen in den Bereich seiner Dichtung — zu knapp erscheinen: läugnen läßt sich nicht, daß wir hier einen Volksdichter von wahrhaft

patriotischem Sinne vor uns haben, welcher vor Allem durch die Milde seines Wesens, dem jede Art von Vergewaltigung, Dünkel, Selbstüberhebung und Vermessenheit zuwider ist, das deutsche Gemüth unmittelbar anspricht. Und gerade von dieser Seite wird dem Leser der vom Uebersetzer vorausgeschickte Lebensgang des Dichters recht willkommen sein. Indem dieser aber sein Land und Volk ungeschminkt zeigt, wie es ist, eröffnet er uns ungesucht überraschende Blicke in das innere Getriebe der Kräfte, Neigungen und Strebungen der östlichen Nachbarreiches, dessen Freundschaft schon wiederholt in den Augenblicken großer Entscheidungen für Deutschland ein schätzenswerthes Gut war.

Ueber Shakespeare's Romeo und Julia, von Eduard von Hartmann. Leipzig, J. F. Hartknoch 1874.

Roderich Benedix hat mit seinem seltsamen Buche gegen die Shakespearomanie wirklich einen Nachfolger gefunden: den hohen Gründer der „Philosophie des Unbewußten", Eduard von Hartmann. Romeo und Julia vor Gericht! Hartmann meint, daß das berühmte Stück mit nichten den Anspruch aufrecht zu halten habe, als das „dramatische Hohelied der Liebe" zu gelten. Wir können allenfalls zugeben, daß dasselbe nach dem natürlichen Unterschiede der Zeiten und Sitten nicht gerade „unser heutiges" Liebesideal darstelle. Aber uns scheint der Philosoph doch sehr auf falscher Fährte zu fahren, wenn er dem berühmten Liebespaare alles Ernstes den Proceß macht und dasselbe ohne Weiteres in contumaciam verurtheilt. Ihm ist Romeo kurzweg ein Mann ohne Männlichkeit und Julia ein Weib ohne Weiblichkeit, ohne Scham und Zartgefühl, ihre Liebe „nichts als Sinnlichkeit". Welch sträfliche Verläugnung aller guten (germanischen!) Sitte, wenn die erst 14jährige Julia, statt etwa wie Faust's Gretchen eine Zeit lang hübsch kalt und spröde zu thun, sich ihrem heißgeliebten Romeo ohne Weiteres an den Hals wirft! „Wie ein Moltke der Liebe (!) stürmt sie von einer genommenen Position zur anderen, so daß sie sich gar keine Zeit läßt, der Werbung des Mannes zu harren, sondern mit Umkehrung aller Verhältnisse des Geschlechtslebens selbst als die Werbende auftritt."

Und andererseits muß der arme Romeo von dem gestrengen Richter hören, daß — „seine Liebe ein Verbrechen!" Das geschlechtliche Interesse für knapp vierzehnjährige Backfische pflegt bei uns auf die pathologischen Neigungen (!) abgelebter älterer Männer beschränkt zu sein. Wie weit die Anschauungen unseres Volkes mit den von der Dichtung bei den Zuschauern vorausgesetzten auseinandergehen, wird am besten durch den Umstand bewiesen, daß bei uns die Eheschließung für Mädchen erst nach zurückgelegtem 16. Lebensjahre gestattet ist, und daß die Hochzeitsnacht Romeos mit der noch vierzehnjährigen Julia bei uns jetzt dem § 176 des Reichs-Strafgesetzbuches verfallen würde. (!)

Bei uns — ja, „bei uns zu Haus"! Das ist doch eine nichtswürdige, gefühllose, platt prosaische Auffassung! Herr v. Hartmann erscheint uns darnach einfach als harter Pedant, zu dem man mit dem Dichter sagen möchte:

„Du bist Dir nur des einen Triebs bewußt,
O lerne nie den andern kennen!"

Wer jemals die Zaubermacht wahrer Liebe empfunden, die unwiderstehlich den ganzen Menschen aus der gewöhnlichen Bahn des Lebens reißt, wird wahrlich Anstand nehmen, so einseitig und herbe zu urtheilen. Romeo ist eben eine willenlos von der Gewalt des „allsiegenden Eros" erfaßte, sonst aber, wie Gervinus richtig urtheilt, harmlose und weichherzige Natur. Daß er kein tragischer Held, ist längst von Anderen erkannt und zugestanden, weshalb er sich denn auch in der Oper Bellini's mit einer Altpartie zu begnügen hat.

Das deutsche Gemüth aber in einem altenglischen, auf italiänischem Boden spielenden Drama suchen zu wollen, scheint uns ein ganz verfehltes und unnützes Beginnen. Romeo ist selbstverständlich kein das Schönste auf den Fluren suchender deutscher Jüngling, und seine Julia kein schmachtendes deutsches Mädchen, vielmehr heißblütigste, ganz von ihrer Leidenschaft beherschte Italiänerin. Wer mag den ersten Stein gegen sie heben? Hartmann's Schrift ist eben nur ein charakteristisches Specimen der Alles kalt und nüchtern zersetzenden modernen Kritik, und dabei ein bedenkliches Symptom des wesentlich durch den Verfasser mitvertretenen modernen Pessimismus. Er mag ihn für sich behalten; der Jugend aber und der noch jugendlich fühlenden Welt lasse er doch, wie dem Frühlinge seine Blüthen, ihre gern mit dem Dichter schwärmende Begeisterung, den

schönen Enthusiasmus, den Glauben, die Hingabe an das Ideale!

Im weiteren Verlaufe seiner hochnothpeinlichen Untersuchung kommt dann v. Hartmann zu dem Resultate, daß Othello uns noch heute als das Drama der Eifersucht gelte, Macbeth noch heute als die Tragödie des Ehrgeizes, aber Romeo und Julia nicht mehr als das „Drama der Liebe". „Die Ursachen hierfür liegen theils in dem bedenklichen Tone, der den Verkehr der Geschlechter in dem England Shakespeare's beherschte, theils in der Beschaffenheit der Quelle, welche ihren nationalen italiänischen Charakter in keinem Punkte verläugnet. Wir sind einerseits in unserer Auffassung der Liebe über die Zeit Shakespeare's hinausgeschritten und haben unsere Gefühlsweise verfeinert und vertieft, andererseits sind wir nicht Romanen, sondern Germanen . . ."

Da haben wir's: das alte, doch bald abgesungene Lied des einseitigen Teutonismus, des durch unsere neuesten Erfolge geweckten grande nation-Gefühles! Es ist der Ausfluß jener nationalbornirten, eigensinnigen Deutschthümelei, die nun mit einmal Alles, auch das Fremde, germanisch appretirt haben will!

Nach der wahrlich nicht mehr neuen Ausführung des Gegensatzes zwischen Romanen und Germanen erhebt v. Hartmann schließlich die Frage: „wie Shakespeare in seiner sonst echt germanischen Gefühlsweise dazu gekommen, das Problem der Liebe, das einzige Mal, wo er es zum Mittelpunkte einer Tragödie machte, nicht nur nach einer romanischen Quelle, sondern auch wesentlich im romanischen Sinne zu behandeln." Und der Philosoph, „der hereintritt und beweist, es müßt' so sein," antwortet frischweg, Shakespeare habe sich mit der Darstellung einer niedrigeren Entwickelungsstufe des Ideales der Liebe begnügt, weil ihm das Verständniß gemangelt „für das Verhalten edler Weiblichkeit und Jungfräulichkeit bei dem Keimen, Wachsen und Blühen der Geschlechtsliebe. Er hat uns die schönsten Bilder zartfühlender Weiblichkeit in den verschiedensten Lebensbeziehungen zu zeichnen gewußt: Die treue Gattin in Desdemona und Imogen, die zärtliche Tochter in Cordelia, die Patriotin und Mutter in Volumnia; nur die Art, wie das edle Weib dazu gelangt, sich dem Manne hinzugeben, hat er nicht nach unserem Geschmacke zur Erscheinung zu bringen vermocht.

„Nach unserem Geschmack" — darüber ist freilich nicht wohl zu streiten. Wir glauben indeß, daß es der Hartmann'schen Schrift nicht gelingen wird, uns nach ihrem Sinne den Geschmack zu verderben und die unsterbliche Liebestragödie des britischen Dichters beim deutschen Publicum zu discreditiren. Uns giebt diese neueste Emanation des v. Hartmann'schen Geistes einen weiteren Beleg für die Wahrnehmung, wie die aus der Philosophie Schopenhauer's und seiner Anhänger resultirende pessimistische, mehr oder minder das Ideale negirende Richtung überall die edelsten Blüthen abstreift und den unbefangenen Sinn für das Schöne vergiftet.

Unseres Bedünkens wird daher diese höchst überflüssiger Weise aus Oskar Blumenthal's „Dichterhalle" reproducirte Anklageschrift eben so wenig den Ruhm v. Hartmann's (für den übrigens schon mit Fischer's „Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes" die Peripetie eingetreten) erhöhen, wie den Shakespeare's verringern.

Trotz aller diesem Jugenddrama noch anhaftenden kleinen Mängel und Schwächen bleibt uns „Romeo und Julia" ein echtes Dichterwerk voll hinreißender Gluth und Leidenschaft, dessen ewiger Gehalt sich aller nach echt Nürnberger Merkerart angestellten prosaischen Kleinrechnung entzieht. „Romeo und Julia" bleibt uns, um mit Gervinus schönen Worten zu schließen, „die nothwendige Geschichte aller starken Liebe, die in sich lebenvoll, wahr und tief von nichts außer ihr bestimmt und geleitet ist, die übermüthig an den Schranken der Convenienz rüttelt, mit sich allein beschäftigt der Vorstellungen kalter Besonnenheit spottet und überkühn das Schicksal selbst herausfordert."

Ja, so lange von dem heiligen Himmelsfunken durchglüht die Herzen schlagen, wird auch Shakespeare's rührendes Lied von der Liebe Lust und Leid jeden sinnigen Hörer mit dem vollen Zauber der Jugend berühren, wird treue Sympathie die Namen unvergessen halten, deren Klang uns wie Musik in die Seele tönt: Romeo und Julia!

J. S.

Todtenschau.

Strauß, Dr. **David Friedrich**, der kühne und scharfsinnige theologische Kritiker, dessen erstes Werk, das „Leben Jesu", vor bald vierzig Jahren zu einer wissenschaftlichen Bewegung von der durchgreifendsten Bedeutung den Anstoß gab, und der seitdem durch seine „Glaubenslehre", seinen „Hutten" und sein „Leben Jesu für das deutsche Volk", zuletzt aber durch seine vielgelesene Schrift „Der alte und der neue Glaube" immer wieder von Neuem in diese Bewegung eingriff, starb am 8. Februar Vormittags 11 Uhr in seiner Vaterstadt Ludwigsburg nach langem schmerzlichen Krankenlager. Seit nahezu einem Jahre hatte sich bei ihm ein Leiden entwickelt, ein Absceß zwischen Mastdarm und Blase, das in seinem aller ärztlichen Kunst spottenden Verlaufe das nahe Ende seines Lebens in sichere Aussicht stellte. Er sah demselben mit der Ruhe eines in sich befestigten, mit der ewigen Ordnung der Dinge versöhnten Geistes entgegen und beging am 27. Januar im Kreise der Seinen noch heiter seinen 67. Geburtstag.

Der Niedergang seines Lebens war wie sein Eintritt in die öffentliche Laufbahn vom Geräusche heftigen Kampfes umhallt: war er doch seit vierzig Jahren vielfachen Angriffen und nicht selten den ungerechtesten und leidenschaftlichsten ausgesetzt gewesen. Natürlich! war er doch ein Revolutionär auf dem Gebiete des Glaubens, ein kühner unerschrockener Streiter sein Leben lang. An Kühnheit des Denkens, an Scharfsinn der historischen Kritik, in der Meisterschaft der Dialektik kam ihm keiner seiner Zeitgenossen auf dem theologisch-philosophischen Gebiete auch nur annähernd gleich. Eine fast unerhörte Gelehrsamkeit verband er mit dem reifsten philosophischen Verstande, und bis zu seinem letzten Athemzuge bewährte er die Festigkeit der Gesinnung, welche ihn zum edelsten Vorkämpfer des freien Gedankens machte. Als ein stiller, in vornehmer Zurückgezogenheit lebender Gelehrter schleuderte er zündende Blitze in die Welt und war auf dem theologischen Gebiete fort und fort der streitfertigste, gegen die geweihtesten Traditionen anstürmende Geist, während er hinwiederum für den mächtig wogenden Freiheitsdrang des Volkes, der Masse, für die kommende politische Neugestaltung kaum ein Verständniß und jedenfalls keine Sympathien hatte.

David Friedrich Strauß war am 27. Januar 1808 als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes in Ludwigsburg geboren. Von ihm erbte er den lebhaften Geist, von der Mutter den sinnigen Charakter und das schlagfertige Wort. Ein schwächlicher Knabe, zog er sich von den lauten Spielen seiner Cameraden zurück, liebte aber das Komödienspielen und Improvisiren und war ein stiller und fleißiger Schüler. Wie sein Freund, der Aesthetiker Vischer, besuchte er die Schule seiner Vaterstadt, erwählte mit entschiedener Neigung das Studium der Theologie, trat 1821 in's theologische Seminar in Blaubeuren und ging dann in's Stift zu Tübingen, immer mit seinem Freunde Vischer zusammen. Im Jahre 1830 zum Pfarrvicar ernannt, erhielt er mit Vischer eine Stelle am Seminare zu Maulbronn, bezog dann die Berliner Universität und hörte dort Hegel und Schleiermacher, von denen er die lebhafteste Anregung zur Kritik empfing. Zwei Jahre später finden wir ihn als Repetenten am theologischen Seminar in Tübingen und als Docenten der philosophischen Facultät. Schon damals nährte er sich mit überlieferten Lehren, um sie dann zu bekämpfen und bewies in geistvollen Abhandlungen Dinge, die er am Schlusse selber verwarf. Im Jahre 1835 versetzte er, immer noch Repetent im theologischen Seminare zu Tübingen, die ganze theologische Welt durch sein „Leben Jesu" in eine fieberhabte Aufregung. Die Priester aller christlichen Confessionen in allen Theilen der Welt riefen ihr Wehe über den Gottlosen, der Polizei-Staat kam ihnen durch das Verbot des Buches zu Hilfe, das die Evangelien als Mythe erklärte und nachwies, wie der Christus der Legende nichts sei, als das Product vielfacher Fälschungen, und unzählige Federn rührten sich, den Kühnen zu bekämpfen, der sich natülich um sein Amt geschrieben hatte.

Strauß erhielt einen Ruf nach Zürich, aber das frommgläubige Volk daselbst stand gegen den Neuberufenen auf und stürzte die Regierung.

So entsagte Strauß fortan jedem Amte und lebte zurückgezogen in Heidelberg und Heilbronn, in München und Darmstadt, in Bonn und Berlin. Seine Ehe mit der geistvollen Sängerin Agnese Schebest war keine glückliche und ward nach kurzem Zusammenleben gelöst.

Sein Arbeitsdrang trieb ihn dazu, fortwährend neue Erfolge seiner Forschungen bekannt zu geben, und nebenbei fand er noch Zeit zu parlamentarischer Thätigkeit. In die württembergische Kammer gewählt, hielt er zu den Conservativen und erregte so den Unwillen seiner Wähler, was seinen Rücktritt zur Folge hatte.

Merkwürdiger Weise lenkte erst Renan's Buch die Aufmerksamkeit des gesammten Volkes auf seinen großen Forscher und Denker: Strauß, hochverehrt und angesehen, ward aus seiner Vergessenheit hervorgeholt und von den Besten seiner Nation gefeiert, während er selber mit erneutem Eifer in die Kämpfe der Zeit eingriff. Der Krieg von 1870/71 brachte den bekannten Briefwechsel mit Renan, in welchem sich zwei Typen zweier feindlichen Nationen einander gegenüber stehen.

„Der alte und der neue Glaube" ist als Strauß' Testament zu betrachten, in welchem er die Fragen: „Sind wir noch Christen? Haben wir noch Religion?" mit einem kräftigen Nein! beantwortet und sich auf die Seite der modernen Naturwissenschaft stellt. Das Werk rief eine ganze Literatur in's Leben, während es innerhalb eines einzigen Jahres sechs Auflagen erlebte. Im Vorworte zur vierten Auflage seiner „Natürlichen Schöpfungs-Geschichte" bekennt sich Haeckel, der exacte Naturforscher zu den Lehren Dav. Strauß' und sagt dasselbe von zahlreichen ihm befreundeten Naturforschern, darunter Männern, von denen jeder Einzelne, wie er sagt, durch seine Verbindung von Verstandesschärfe und Gemüthstiefe. Naturverständniß und Menschenkenntniß ein ganzes Tausend Gegner von Strauß aufwiegt. In seinem Nachworte zur vierten Auflage seines „Alten und neuen Glaubens" hatte Strauß das Urtheil der zünftigen Naturforscher über ihn, den Philosophen, gefordert, und Haeckel, der Repräsentant der strengsten inductiven Forschung auf den Gebieten des organischen Lebens, der Verfechter der modernsten Richtung, welche im Siegeslaufe die beiden gewaltigsten Feinde des Wissens: Eigenliebe und Glaubensblindheit zurückschlägt, führte das Wort im Namen der zünftigen Naturforscher.

„Der alte und neue Glaube" von David Strauß" — so schreibt Haeckel — „enthält die freie und unumwundene Anerkennung der Consequenzen, welche die Philosophie der Entwicklung und die Descendenz-Theorie als deren wichtigster Bestandtheil über das allgemeine Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntniß hinaus in dem besonderen Bezirke der persönlichen religiösen Ueberzeugungen nach den Gesetzen der Logik verlangt. Zunächst ist dieses darwinistische Glaubensbekenntniß des berühmten Theologen gleich Darwin's fundamentalem Werke über die Entstehung der Arten mit einem Hagel von Geschossen überschüttet worden, die entweder gar nicht trafen oder wirkungslos abprallten. In einem der heftigsten Angriffe, welcher in mehreren Zeitungen reproducirt wurde, war angeführt, daß auch die vorgeschrittensten Affen-Theoretiker und die eifrigsten Bewunderer Darwin's in Deutschland die Bundesgenossen von Strauß mit Hohn zurückwiesen, und hiebei war mein Name als Beispiel genannt. Das war nun einfache Unwahrheit: denn ich habe mich bisher bei keiner Gelegenheit über Strauß' Buch ausgesprochen. Da ich jedoch solchergestalt zu einem Urtheil über dasselbe herausgefordert bin, und da überdies jetzt von allen Seiten die verschiedensten „Bekenntnisse" sich entgegentreten, so stehe ich nicht an, auch meinerseits mein persönliches Bekenntniß abzulegen und meine volle Zustimmung zu dem „neuen Glauben" von Strauß zu erklären."

So hatte Strauß noch am Abende seines Lebens die Genugthuung für sein langes Martyrium nicht bloß die Zurufe der großen Menge, sondern auch den tief begründeten Wahrspruch von einer Seite zu hören, welche ihm offenbar als der Prüfstein seiner neuen Lehre galt.*)

*) Auch die „D. W." hat seiner Zeit einer gegnerischen Stimme über Strauß' neuen Glauben das Wort gegeben, und sie ist auch noch jetzt der Ueberzeugung, daß das Werk Strauß' Ruhm nur um den einer neuen tiefgreifenden Anregung für das geistige Leben der deutschen Nation, welche es unbedingt gegeben, vermehrt hat, an sich aber nicht auf der des Kritikers Strauß würdigen Höhe der umsichtigen und besonnenen Forschung steht. Dafür ist gerade der Beifall Häckel's sehr bezeichnend; denn so bewunderungswürdig dieser in seinen unmittelbaren Beobachtungen und seinen Entdeckungen innerhalb seiner hochwichtigen Forschungssphäre ist, so täppisch überstürzend und unbesonnen zufahrend gebärdet er sich, wenn er sich auf das Gebiet der allgemeinen Schlußfolgerungen aus mannichfachen Wissens-

Im vorigen Sommer suchte Strauß in Karlsbad Genesung; vergeblich. Sein Leben war ein Kampf für die höchsten Güter der Menschheit. Nun ist der alte Streiter für Gedankenfreiheit zur ewigen Ruhe eingegangen, aber er lebt in seinen Werken unsterblich fort.

In den sechziger Jahren hatte sich Strauß mit einem „Leben Lessings" eifrig und mit vollster Hingebung beschäftigt, legte aber die Arbeit beim Erscheinen der bekannten Biographie Lessings von Adolph Stahr, nachdem sie beinahe zu Ende gediehen war, mißmuthig bei Seite.

Livingstone, David, der berühmte Africa-Reisende. Es kann leider nicht länger mehr bezweifelt werden, daß derselbe im Gebiete Unganyembe einer Dysenterie erlegen ist, welche er sich durch die Anstrengungen der Reise in einem unwegsamen Lande, auf welcher er nicht selten Tage lang bis an den Gürtel im Wasser marschiren mußte, zugezogen hatte. Livingstone war in Blantyre-Works bei Glasgow 1817 geboren. Seine Aeltern, einem alten achtbaren holländischen Geschlechte entsprossen, besaßen in Hamilton ein kleines Theegeschäft. Die wenig günstigen Verhältnisse derselben nöthigten sie, David schon im frühen Kindesalter in die Baumwollspinnereien zu Blantyre-Works zu schicken, damit er sich dort sein Brod verdiene. Von dem Verlangen beseelt, das Christenthum in ferne Länder zu bringen, widmete sich der junge Arbeiter in allen Freistunden dem ernsten Studium der Theologie und der für einen Missionär höchst wichtigen Arzneiwissenschaft mit dem Erfolge, daß ihn 1838 schon die Londoner Missionsgesellschaft für Africa annahm. Zwei Jahre später erhielt er die priesterliche Ordination und segelte nach Port Natal, um von da als Missionär in's Innere des Caplandes zu gehen. Im Jahre 1849 durchwanderte er in Begleitung Oswells und Murray's das weite Gebiet von der Missionsstation Kobeleng im Lande der Beschuanen durch die Wüste Kalihari bis zum Ngamisee. Eine neue Reise führte ihn 1851 von hier östlich bis in's Quellengebiet des Zambese, und von 1853 bis zum Mai 1856 durchreiste er ganz Südafrica von Loanda bis Guilimane, wobei er sich Sprache und Sitten zahlreicher Stämme aneignete. Nach seiner im letztgenannten Jahre bewerkstelligten Rückkehr nach Schottland beschäftigte er sich mit der Herausgabe seines Reisewerkes „Missionary travels and researches in South-Africa". Bis dahin hatte er ein Ländergebiet von 11000 engl. Meilen durchwandert. Aber schon im Frühjahr 1858 kehrte er im Auftrage der britischen Regierung wieder nach Africa zurück, diesmal in Begleitung seines Bruders Charles, fuhr durch den Zambesi in den Fluß Schire hinauf, verfolgte denselben bis zu seinem Ursprunge aus dem See Niamza und verlor 1862 zu Scheepanga seine treue Gattin, seine Begleiterin auf allen seinen bisherigen Reisen. Der Hauptzweck dieser Reise war einerseits, seine früheren Reiseergebnisse zu vervollständigen, dem Sklavenhandel entgegen zu treten und die Bevölkerung dem Landbau und der Baumwollen-Cultur zuzuführen. Aber der Erfolg ließ Vieles zu wünschen übrig, und so kehrte Livingstone 1864 nach England zurück und veröffentlichte das Ergebniß seiner Reise in „Narrative of an Expedition to the Zambesi and its tributaries." Doch auch diesmal war seines Bleibens nicht: er schiffte sich schon im Herbste 1865 wieder ein und landete 1866 in Zanguebar. Als im nächsten Jahre das Gerücht ging, Livingstone sei erschlagen worden, ging eine Expedition unter der Führung Youngs nach Africa, ihn aufzusuchen, überzeugte sich indeß bald von der Grundlosigkeit des Gerüchtes. Im Juli 1868 schrieb Livingstone vom See Bangveolo, im Mai

---

stoße begiebt. Es ist natürlich, daß er jeden, der neben ihm über das Ziel hinausgeschossen ist, als einzig ebenbürtigen Cameraden im Fortschritte begrüßt. — Man übersehe die Haufen von Zeugen, die gegen Strauß aufgetreten sind, und man muß das Bedürfniß nach einem „neuen Glauben" haben, um Herren Häckel's naive vergleichende Werthschätzung für zutreffend zu halten. Man vergegenwärtige sich, wie selbst ein durch das ganze Leben mit Strauß eng verbundener Freund wie Zeller in dem liebenswürdigen Gedenkstein, den er dem Heimgegangenen in der jüngst erschienenen Brochüre gesetzt hat, nicht umhin kann und nicht Anstand nimmt, den „neuen Glauben" abzulehnen; und man wird der Gegnerschaft, wenn man sich selbst nicht verunehren will, das Recht auf vollen wissenschaftlichen Respect nicht vorenthalten dürfen. — Es ist merkwürdig, mit welcher Einmüthigkeit übersehen wird, daß die Eingangs dieses Nekrologes betonte Antipathie des großen Mannes gegen die specifisch moderne Idee und die gewaltigste Aufgabe unserer Zeit, die der Befreiung der Volksmassen aus den Fesseln alter und veralteter Vorurtheile, Einrichtungen und Gewohnheiten, nirgends stärker und so zu sagen selbstbewußter, anspruchsvoller zu Tage getreten ist als in dem neuen Dogma, zu dem sich die Strauß'schen „Wir" bekennen, die exclusivste Aristokratie, die jemals ihre Ansprüche codificirt und systematisirt hat, eine Erscheinung von einer Unzeitgemäßheit, wie selten eine dagewesen ist.

Red.

1869 aus Naschidschi und 1871 aus der Gegend des See Tanganjika. Dann blieben die Nachrichten von ihm aus, und nun sendete der New-York Herald einen Reisenden Namens Stanley zur Aufsuchung Livingstone's aus, und Stanley behauptete auch in seinem Reiseberichte: „How J found Livingstone", mit ihm zusammengetroffen zu sein. Da aber Livingstone in späteren Briefen dieses Zusammentreffens mit Stanley mit keinem Worte erwähnte, hält man diese Berichte für zusammengelogen.

Elisabeth Louise, die Wittwe des Königes Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, starb in der Mitternachtsstunde vom 14. auf den 15. December v. J. im Dresdener Königsschlosse in Folge ihrer langjährigen Leiden. Sie war als Zwillingsschwester der nachmaligen Königin Amalie von Sachsen am 13. November 1801 in München geboren, wo damals ihr Vater, der Kurfürst Max Joseph IV., lebte. Am 16. November 1823 mit dem damaligen Kronprinzen von Preußen vermählt, nahm sie, im älterlichen Hause Elisabeth Ludowica genannt, den Namen Elisabeth Louise an und trat sieben Jahre später aus Ueberzeugung zum evangelischen Glauben über. Ihre Ehe, obwohl kinderlos, war doch durch Gleichheit der Lebensanschauungen und gemeinsames Interesse für Kunst und Wissenschaft eine sehr glückliche. Ihre Fürsorge für Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art, ihre Mildthätigkeit und ihre werkthätige Nächstenliebe im Allgemeinen verschafften ihr den Namen der „barmherzigen Schwester im Purpur", der „Königlichen Diaconissin". Die Werke der Barmherzigkeit hinderten sie jedoch nicht, den politischen Verhältnissen und Ereignissen der Gegenwart mit größter Aufmerksamkeit zu folgen, und man irrt wohl kaum, wenn man annimmt, daß sie in dem kirchlich-politischen Kampfe, den die preußische Regierung zum Heile Deutschlands aufnahm und mit Energie fortsetzt, ihren Einfluß auf den Kaiser im Sinne der kirchlichen Partei so weit wie möglich, glücklicherweise ohne Erfolg, geltend zu machen suchte.

Sprechsaal der Redaction.

Herren Otto Tiersch aus Berlin, zur Zeit in **Kalbsrieth** bei Artern.

Sehr geehrter Herr!

Ihr werthes Schreiben nebst den Beilagen ist mir im höchsten Grade angenehm und erfreulich gewesen, um so mehr, als es mir — durch den naheliegenden Vergleich mit den gedruckten „offenen Briefen" an die Herren Professoren H. Dorn und Richard Wuerst in Berlin — zeigt, daß auch Sie wie ich selber die Geister zu unterscheiden bestrebt sind und vermögen, und als in dem Eifer, mit dem Sie in Gemeinschaft mit Herren von Wolzogen den Streitfall in Sachen der „Wagnerfrage" und einiger Dinge, die damit zusammenhängen, verfolgen, die für mich höchst wohlthuende Absicht zu Tage tritt, jenes schreiende Unrecht, welches die Clique der sinn- und besinnungslosen Wagnerianer der Sache des bedeutenden Mannes und sich selber viel mehr als mir angethan hat, indem sie einen Poltron vom Schlage des Dr. Dräseke auf mich los ließ, thunlichst auszugleichen und in Vergessenheit zu bringen. Ich stehe nicht an, meinen Dank dafür dadurch zu bethätigen, daß ich, obwohl Laie in der Musik und der musikalischen Wissenschaft, Ihnen, soweit ich zu einer mir haltbar scheinenden Meinung gekommen bin und es möglich machen kann, meine Gedanken klar und einfach darzulegen, noch ein Weniges weiter Rede stehe. In heutiger Zeit wird ja so allgemein selbst das abstract Wissenschaftliche vor und mit dem Laienpublicum verhandelt, und in der wissenschaftlichen Bearbeitung jedes beliebigen Gegenstandes giebt es so viele allgemein wissenschaftliche Momente und so viele Berührungspunkte mit anderen Wissenschaften, daß das Mitreden eines Laien gewiß nicht ohne Weiteres verwerflich erscheint, und ich als Geschichtsforscher und als Methodiker — oder wenn Sie lieber wollen: Kritiker (aber, bitte, nicht „Recensent"!) — vielleicht gar gelegentlich durch Bethätigung eines unbefangen an die Sache herangebrachten geübten Blickes etwas Brauchbares zur Sache selber beizutragen wenigstens als möglich erhoffen darf.

Doch bevor ich weiter fortfahre, gestatten Sie mir eine Unterbrechung, um dem Publicum, wel-

ches an unserer Correspondenz Antheil nimmt, zunächst Ihren Brief im vollen Wortlaute mitzutheilen. Derselbe lautet:

Kalbsrieth bei Artern (Reg.-Bez. Merseb.), den 16. Juli 1874.

Hochgeehrter Herr Professor!

Leider muß ich Ihrer Freundlichkeit, mit welcher Sie meinen Brief in Heft 5 der „Deutschen Warte" zum Abdrucke gebracht haben, abermals zur Last fallen. Der Abdruck selbst entspricht ganz meinen Wünschen*); Ihre Anmerkungen aber enthalten an mehreren Stellen thatsächliche Ungenauigkeiten, durch welche meine Auslassungen in ein falsches Licht gestellt werden. Diese Ungenauigkeiten sind wohl nur entstanden theils durch falsche Voraussetzungen meinerseits in Betreff Ihrer Bekanntschaft mit den von mir angedeuteten Thatsachen, theils aber auch dadurch, daß ich und mein Wirken Ihnen, trotz Ihrer freundlichen 6. Anmerkung, nicht bekannt genug war. Im Interesse der Sache und in Rechnung auf Ihr anerkanntes Gerechtigkeitsgefühl wage ich daher die Bitte, meine Berichtigungen, die ich, der Reihe nach an Ihre Anmerkungen anknüpfend, so kurz wie möglich fassen werde, gefälligst beachten zu wollen.

ad 1. Sie thun mir Unrecht, wenn Sie mich irgendeiner extremen Partei zuzählen. Zu allen Zeiten habe ich mit meinen schwachen Kräften jede Einseitigkeit zu bekämpfen gesucht. Ein Artikel von mir in Nr. 7 und 8 (Jahrgang 1869) der „Neuen Berliner Musikzeitung" enthält z. B. folgenden Passus: „Ebenso einseitig wird aber jeder, der nur einem einzelnen Meister seinen Cultus weiht, möge dieser Einzelne nun Palestrina oder Wagner heißen." Diese Berichtigung halte ich namentlich auch deshalb für nothwendig, damit nicht, wie das andern Schriftstellern gegenüber leider so häufig geschehen ist, meine etwaigen Fehler der Sache Rich. Wagners angerechnet werden. — Ich bin allerdings ein Verehrer der Schöpfungen Rich. Wagners; diese Thatsache ist aber weit davon entfernt, mir meinen Genuß an den Werken eines Palestrina, Bach oder Beethoven zu schmälern. Eine „organisirte Partei von Wagnerianern", denen man sich, wie Sie meinen, „mit Haut und Haaren" und „unter vollständigem Verzicht auf selbständiges Denken ergeben müsse", kenne ich nirgends; daß Sie mich so ohne Weiteres zu derselben zählen, beweist mir die Richtigkeit meiner Ahnung, die mir von jeher sagte, daß jene „Clique" 2c. nur in der Einbildung derer bestehe, welche dieselbe kennen wollen. — Das von mir ausgesprochene Urtheil über die musikalische Kritik Berlins stammt aus ganz andern Kreisen, als Sie annehmen zu müssen glauben.

ad 2. Ich bedauere, unschuldige Veranlassung zu einer solchen Bemerkung geworden zu sein. Es ist mir unverständlich, wie Sie Herrn H. von Bülow mit Frau Lucca in Parallele stellen können. Herr von Bülow hat nach meiner Erinnerung auch nach seinem Fortgange von Berlin nie aufgehört, ein Liebling des Concertpublicums zu sein. Seine von mir erwähnten Kämpfe hatten sich zu richten nur gegen das jahrelang offenkundige, natürlich aber vergebliche Bemühen der Herren Dr. Engel, Wuerst und Dr. Gumprecht, seinen Ruf als Künstler zu schädigen.

ad 3. Hätten Sie die von mir namhaft gemachten Zeugen gehört, so würden Sie meine Wahrheitsliebe nicht bezweifelt haben. Es handelte sich bei der durch Herrn Breslauer ausgesprochenen Drohung um event. Zurücknahme des erwähnten Protestes oder um weitere Schritte von Seiten des Vereins. Die Zurücknahme wurde allerdings nicht erzwungen, — weitere Schritte unterblieben aber auch. Thatsächlich haben die Vertreter der öffentlichen Kritik Berlins von den Leistungen des Tonkünstler-Vereins durch mehrere Jahre keine Notiz genommen.

ad 4. Um Ihnen zu beweisen, daß mein Buch ein Recht hat, Beachtung gerade von den Herren Kritikern zu fordern, lege ich Ihnen ein Exemplar — (leider habe ich in meiner Sommerfrische kein besseres zur Hand) — bei. Es handelt sich bei dieser Beachtung nicht darum, eine neue Erklärung bereits bekannter Thatsachen nach ihrer Richtigkeit zu beurtheilen, sondern, wie Sie S. 23 meines Buches finden werden, um eine Consequenz, welche den musikalischen Kritikern einen bis jetzt nicht beachteten Fehler in der Beobachtungsweise nachweist, der, nicht in Rechnung gezogen, unbedingt zu unrichtigen Resultaten führen muß. Was würden Sie einem Mathematiker oder einem Naturforscher gegenüber sagen, welcher Fehler, die ihm in der Methode seines Forschens nachgewiesen würden, einfach todtschweigen wollte?

*) Wie ich ihn ja auch erst nach erfolgter Anfrage veranlaßt habe! B. M.

ad 5. Es ist mir, wie auch die Fassung meines Briefes zeigt, nicht eingefallen, anzunehmen, Ihnen könne aus Liebe zur Bequemlichkeit eine neue Idee unangenehm werden; mit dem Ausdrucke „unbequem werden" meinte ich nur, die betreffenden Consequenzen meiner Theorie würden sich nicht ohne Weiteres in Ihre Ideenkreise einordnen lassen. Ich gebe zu, den Begriff „unbequem" nicht scharf genug gefaßt zu haben, glaube aber, dadurch noch keineswegs Ihre Vorwürfe verdient zu haben. — Den Herren Dr. Engel und Dr. Gumprecht gegenüber habe ich allerdings behaupten wollen, daß dieselben aus Bequemlichkeitsliebe die Consequenzen meiner Theorie ignorirt haben. In Beziehung auf Herren Dr. Engel glaube ich dabei um so mehr im Rechte zu sein, als derselbe bei Gelegenheit einer seiner Besprechungen moderner Kammermusik in Beziehung auf meine Theorie (ohne Nennung meines Namens) äußerte: „Wir geben zu, daß ein Fortschreiten zu immer entlegeneren Toncombinationen möglich ist; dadurch würde aber schließlich eine Musik für Musikgelehrte entstehen." Mit dieser dem Sinne nach genau wiedergegebenen Auslassung glaubte Herr Dr. Engel mit der ganzen Angelegenheit fertig zu sein, obgleich er wissen mußte, daß er damit — (durch Verwechselung der Begriffe: „musikalische Bildung" und „musikalische Gelehrsamkeit") — etwas ganz Unhaltbares gesagt hatte. Wenn sich hier nicht Bequemlichkeitsliebe offenbart, so weiß ich nicht, wo sie jemals auf wissenschaftlichem Gebiete zu Tage getreten ist. — Als weitere Belege dafür, wie in Berlin auf dem Felde der musikalischen Kritik gearbeitet wird, füge ich bei: „Zwei offene Briefe an die Herren Professoren Rich. Wuerst und H. Dorn."

Mit vorzüglichster Hochachtung
Ihr ergebenster
Tiersch.

Ad [1]) habe ich Folgendes zu erwidern. Es freut mich sehr, daß Sie Sich von Einseitigkeit und Ausschließlichkeit grundsätzlich fern halten. Sie erinnern Sich, daß ich der „Wagnerei" besonders die Ausschließlichkeit zum Vorwurfe gemacht, und wir haben es ja Beide erlebt, daß aus dem Hauptquartiere der Partei oder besser Clique die ausdrückliche Vertheidigung dieses Fehlers unternommen wurde. Seine Verehrung für Richard Wagner und seine Bewunderung für seine Werke werde ich, wie ich zum wer weiß wie vielsten Male wiederhole, keinem Menschen zum Verbrechen anrechnen, da ich gerade in diese in mancher Hinsicht ärgerliche Controverse nur dadurch hineingerathen bin, daß ich selber speciell ein Werk Wagner's (die Nibelungen-Trilogie) für so bedeutend halte, daß ich es nicht ungerügt mitansehen konnte, wenn über dasselbe in (nach meiner Meinung!) unberechtigter Weise abgesprochen wurde. — Was jene schlimme Partei von Wagnerianern betrifft, die Sie mit Recht „Clique" nennen, und die ich schon durch den Ausdruck „Wagnerei" als Carricatur bezeichnet habe, so gehen Sie um so viel, wie Sie weiter gehen als Herr von Wolzogen, zu weit. Jener hat, wie selbstverständlich, nicht Alles und Alle in einen Topf zu werfen. Sie stellen die Existenz dieser Clique in Abrede. Ich kann mir sehr wohl denken, daß Sie, der Sie alle Veranstaltungen treffen, daß nicht etwa Ihre persönlichen Schwächen und Fehler der Sache Wagner's zur Last gelegt werden, ein Grauen über solche „Rasselbande" empfinden. Sie stehen eben in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung so hoch über solchem Geschmeiß, daß Ihnen der bloße Gedanke an das Vorhandensein eines solchen Anhanges schon wie eine Entweihung der von Ihnen hoch und werth gehaltenen Person oder Sache erscheint. Aber dadurch sollten Sie Sich nicht zu der Taktik des Vogel Strauß verleiten lassen. Verleugnen können Sie diese Gesellschaft und sollte sie jeder gesittete und gebildete Mensch; leugnen aber können Sie sie nicht; Beweise dafür die Stilübung des Herren Dr. Dräseke und die Existenz eines Blattes, welches dieselbe ohne jede Verwahrung oder spätere Remedur aufnimmt. — Sie habe ich durchaus nicht zu dieser Clique „ohne Weiteres" gezählt. Aber zu einer übermäßig heißspornigen, aber trotzdem unbedingt achtbaren Partei Wagner's, wie sie Herr von Wolzogen charakterisirt hat, kann ich „ohne Weiteres" einen modernen Theoretiker der Musik rechnen, der sich für einen Bewunderer Wagner's erklärt und mit eifersüchtiger Heftigkeit für diejenigen „Consequenzen" seiner Lehre eintritt, welche ihm vornehmlich, ja ausschließlich im Interesse der Wagnerischen Musik werthvoll sein müssen. — Bei nochmaliger Vergleichung werden Sie einsehen, daß Sie meine Bemerkung mißverstanden haben. Sie sprachen von einem „einstimmigen Urtheil" in „dem nächstbethei-

ligten Publicum, d. h. in musikalischen Kreisen". Ich durfte die Auslassung des bestimmten Artikels vor „musikalischen" lediglich für eine Flüchtigkeit ansehen, wie sie in Briefen leicht passirt; denn Sie konnten doch nicht bloß gewisse oder einzelne musikalische Kreise als die Nächstbetheiligten bei der Beschaffenheit der Berliner musikalischen Kritik bezeichnen wollen. Somit vindicirten Sie den gesammten musikalischen Kreisen Berlin's jenes einstimmige Urtheil. Davon, daß dies zutreffend wäre, ist natürlich gar keine Rede. Um Ihre Aeußerung wenigstens relativ richtig erscheinen zu lassen, schränkte ich die Geltung Ihrer Beobachtungen, aus denen Sie jenes Urtheil gezogen, auf denjenigen Kreis ein, in dem eine Einstimmigkeit im angegebenen Sinne wenigstens denkbar ist, mußte aber nach meiner eigenen Erfahrung sofort hinzufügen, daß mir auch innerhalb dieses engeren Kreises von sehr bemerkenswerther Stelle ein abweichendes Urtheil begegnet ist. Jetzt sagen Sie, das Urtheil stamme aus ganz anderen Kreisen. Da ich ja z. B. auch fast genau mit Ihnen übereinstimme, so kann ich das sehr leicht glauben. Dann haben Sie wahrscheinlich „einstimmig" das Urtheil einer Stimme genannt. Das konnte ich nicht vermuthen.

[2]) Man kann Alles in Parallele stellen, was ein tertium comparationis hat, und soweit dieses tertium comparationis reicht; also auch Herren Dr. Hans von Bülow und Pauline Lucca mit Bezug auf eine gewisse „öffentlich verübte Pöbelhaftigkeit". Daß ich Beide nicht als Künstler in gleiche Linie setzen kann, wissen Sie selbst, da Ihnen ja meine Ansicht über Frau Lucca ohne Zweifel bekannt ist. — Daß Herr v. Bülow später wieder in Berlin mit größtem Beifalle gespielt hat, wie auch mir sehr wohl erinnerlich, beweist nicht gegen mich, sondern gegen Sie. Er war momentan in der Berliner Gesellschaft unmöglich geworden; aber warum sollte man nicht, nachdem der Mensch durch seinen Weggang hinreichend gebüßt hatte, den Künstler wieder mit Freuden aufnehmen? — Die von Ihnen angeführten Kritiker haben meines Wissens genau das gethan, was ihnen zukam. Durch ihren Mund hat Herr von Bülow, wie ich neulich gesagt habe, „als Zukunftsmusikfanatiker partiellen Widerspruch und als Virtuose allgemeine Anerkennung gefunden". Wenn Sie Beides, wie billig, auseinanderhalten, werden Sie mir Recht geben müssen. — Es wäre übrigens wohl angebracht, wenn auch einer der Berliner Herren Kritiker hierzu ein Wort sagte.

[3]) Ihre Wahrheitsliebe zu bezweifeln, ist mir im Entferntesten nicht beigekommen, sondern ich habe mich nur über die kindliche Harmlosigkeit der ganzen nichtssagenden Scene amüsirt. — Vergessen Sie gefälligst nicht, daß in Ihrem früheren Briefe weder von der geforderten Zurücknahme des Protestes noch von „weiteren Schritten des Vereines" (?) die Rede war. — Ob Leistungen des Tonkünstlervereines ignorirt worden sind, durch deren Ignorirung die Oeffentlichkeit geschädigt werden konnte, oder ob die Presse sich nur als Werkzeug für das Ruhmbedürfniß einzelner Persönlichkeiten versagte, die dort den Schauplatz ihrer Thätigkeit aufgeschlagen hatten, ferner wie allgemein, wie consequent und wie lange das Ignoriren Statt fand, wäre erst festzustellen; auch müßte zu allererst jener Protest nach seinem Wortlaute bekannt sein. Ich habe so eine dunkele Ahnung, daß derselbe das Vorgehen der Berliner Kritik vollkommen gerechtfertigt haben könnte. Nehmen wir ein naheliegendes Beispiel. Sie erzählen Herren Professor Dorn (in ihrem „offenen Briefe", Berliner pädagogische Zeitung, Nr. 20) ganz schmucklos (wobei die Frage über die sachliche Berechtigung hier gänzlich auf sich beruhen kann): „Ich könnte Ihnen noch eine ganze Anzahl von Punkten nachweisen, an denen Ihre Unbekanntschaft mit den einfachsten Dingen aus der Musikwissenschaft zu Tage tritt; — indessen genügen diese (die vorher beleuchteten Punkte) ja vollkommen, um zu beweisen, daß Sie mit Ihrer Mißachtung gegen die Musikwissenschaft lediglich eine lebendige Illustration bilden zu dem Satze „Artem non odit nisi ignarus", und dieses wiederum scheint mir ausreichend, um Ihre Aussprüche unschädlich zu machen." Und nachher stellen Sie ihm die beneidenswerthe Alternative, ob seine Kritik „eine absichtliche Irreleitung der öffentlichen Meinung bezweckt oder aber aus gänzlicher Unkenntniß entsprungen ist". Wenn Ihnen nun Herr Dorn durch irgendwen mittheilen ließe, Sie möchten gefälligst Bücher und Briefe privatim und öffentlich so dick und so lang schreiben, wie Sie wollen, aber von ihm keine Berücksichtigung derselben mehr gewärtigen und verlangen, — könnten Sie ihm das verargen? Und wenn wegen dieses Ihres öffentlichen Auftretens Sie auch von anderen nicht unmittelbar Betrof-

senen, die aber Ihr Gebahren nicht nur der Form wegen, sondern auch sachlich nicht für gerechtfertigt halten, so zu sagen im Verruf gethan würden und von ihnen etwa zu hören bekämen: „Wenn Sie jede abweichende Meinung zu einer absoluten Unwissenheit und jeden nicht ganz vorsichtig und streng gewählten Ausdruck zu einer Bosheit stempeln, so wollen wir Ihnen die Freude, widerspruchslos aufgenommen zu werden, nicht weiter stören" — wäre dagegen — menschlicherweise — sehr viel Stichhaltiges einzuwenden? Ich für meine Person würde es nicht thun und hielte es auch aus sachlichen Rücksichten nicht für vortheilhaft; denn mir scheint immer die Sache, die, so lange noch sachlich etwas zu klären und zu bereinigen bleibt, den Streit in keiner Form scheut, besser vertreten (**nicht** gleich „besser begründet"!) als diejenige, die sich zu bald mit sich selbst befriedigt zur Ruhe setzt. Aber es ist ja doch einmal nicht Jeder ein idealer Vertreter seiner Sache.

4) betreffend kann ich nur einstweilen meinen Dank aussprechen. Ihre Harmonielehre hat mich sehr interessirt, und da Sie mir eine gewisse Fähigkeit, den Werth Ihrer Neuerung zu beurtheilen, zuerkennen, fühle ich die Verpflichtung, Ihrem Wunsche durch eine gründliche Kenntnißnahme und eine klare Aeußerung über das Gefundene zu entsprechen. Unter ausdrücklichem Vorbehalte dessen, was ich Eingangs über meinen Laienstandpunkt gesagt habe, werde ich das zu thun versuchen, sobald es mir möglich sein wird. Sie werden zugeben, daß eine motivirte und auch nur auf die grundlegenden Hauptsachen wirklich eingehende Erörterung an diese Stelle nicht gehört, zumal diese Sprechsaal-Correspondenz sich schon räumlich sehr stark ausgedehnt hat.

5) Ueber die mir verursachte „Unbequemlichkeit" (auch in Ihrem Verstande des Wortes) will ich nicht unterlassen, Sie schon jetzt zu beruhigen. Sie werden später erkennen, daß Sie mir keine irgend nennenswerthen „Unbequemlichkeiten" bereitet haben. Für die Herren Dr. Engel und Dr. Gumprecht zu sprechen bin ich natürlich nicht autorisirt. Des Ersteren Aeußerung ist so oberflächlich, wie eben nur eine gelegentliche Bemerkung gegen etwas nur Angedeutetes sein darf. Ich glaube aber weniger, daß er die Begriffe „musikalische Bildung" und „musikalische Gelehrsamkeit" verwechselt hat, als daß Sie etwas in jenen Begriff hineingepfropft haben, was wesentlich unter diesen gehört. Ich würde wenigstens auf meinem Gebiete eine analoge Steigerung des künstlerischen Gefühles zu der Fähigkeit einer bewußten und scharfen Analyse der allerschwierigsten Verhältnisse nimmermehr von der allgemeinen Kunstbildung beanspruchen, sondern nur von der kunstwissenschaftlichen Gelehrsamkeit; und um noch eines mehr sachlich speciell hinzuzufügen: Sie haben übersehen, daß die bloße Gewöhnung — wenn nicht überhaupt etwas tiefer Liegendes und Unüberwindliches dagegen spricht — eben so gut mit den „entlegeneren Toncombinationen" versöhnen kann, wie sie dem Musikgelehrten wie dem Nicht-Musikgelehrten gewisse allgemein gebräuchliche und anerkannte geläufig gemacht hat, auch viele solche, die lange weder gebräuchlich noch anerkannt waren. Sie werden Sich doch darüber nicht täuschen, daß unter tausend Menschen, die auf schreien, wenn Sie unmittelbar hinter einander den C-dur- und den gis-moll-Dreiklang ertönen lassen, und die Alle vollkommen befriedigt sind, wenn ein Septimenaccord in den betreffenden reinen Dreiklang übergeleitet wird, mit einiger Sicherheit nicht mehr als zehn vorauszusetzen sind, die die gehörten Töne in Bezug auf ihre Verwandtschaft nach Quinten- und Terzenabmessungen zu bestimmen vermögen, und die mit Sicherheit und ohne langes Besinnen sagen könnten: hier liegen die und die Accorde in den und den Umkehrungen vor. Wenn hier Jemand die Bildung um ihr Recht bringen und die Gelehrsamkeit an ihre Stelle setzen, d. h. musikalische Bildung und musikalische Gelehrsamkeit zu Gunsten einer Prädilection, die er theoretisch rechtfertigen und erhärten möchte, mit einander verwechseln will, dann sind — mit Verlaub — Sie selbst der Sünder gewesen. Doch ich bitte Sie, diesen Passus einstweilen gänzlich zu ignoriren, bis ich denselben durch die versprochenen Aeußerungen über Ihr Werk, das mich, wie gesagt, sehr interessirt hat, werde in das rechte Licht gerückt haben.

Hochachtungsvoll

ergebenst

Bruno Meyer.

Digitized by Google